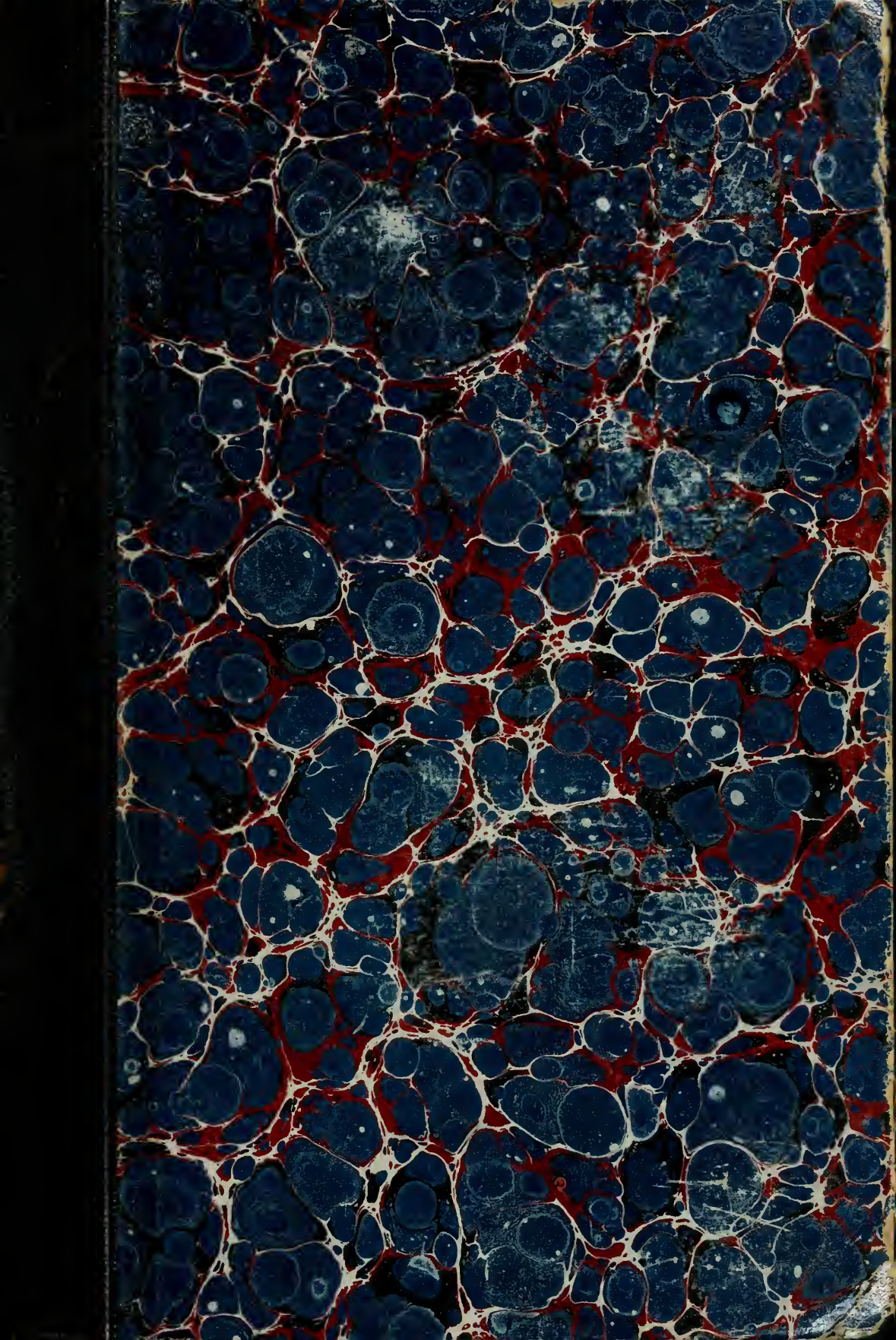

Reference

SOUTHERN BRANCH,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA,
LIBRARY,
LOS ANGELES, CALIF.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Siebenundvierzigster Band.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Siebenundvierzigster Band.

Nachträge bis 1899:

v. Bismarck-Bohlen — Dollfus.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1903.

82378

Alle Rechte, für das Ganze wie für die Theile, vorbehalten.
Die Verlagshandlung.

Reference

Bismarck: Friedrich Alexander Graf von B.-Bohlen, königlich preußischer General der Cavallerie, ward am 15. Juni 1818 auf dem Gute Karlsburg im Regierungsbezirke Stralsund geboren. Sein Vater war mit der Tochter des letzten Grafen Bohlen auf Karlsburg vermählt gewesen; König Friedrich Wilhelm III. hatte jenem gestattet, sich Graf v. Bismarck-Bohlen zu nennen. Der Sohn wurde im Cadettencorps erzogen, kam aus diesem 1835 als Officier in das Garde-Dragonerregiment, begleitete 1842/43 den Prinzen Adalbert von Preußen auf einer Reise nach Amerika und 1846/48 den Prinzen Friedrich Karl auf die Universität Bonn, kehrte dann in den Truppendienst zurück, wurde 1849 Escadronschef, 1853 Flügeladjutant König Friedrich Wilhelm's IV., 1858 Commandeur des Garde-Husarenregiments, 1861 Commandeur der 5. Cavalleriebrigade zu Frankfurt a. O. und war, seit 1864 Generalmajor, während des Krieges vom Jahre 1866 dem Prinzen Albrecht von Preußen beigegeben, welcher in Böhmen das Cavalleriecorps der I. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl befehligte. Nach Friedensschluß wurde B. Commandant von Hannover. Man hoffte, daß die Beziehungen, welche er dadurch hatte, daß seine Schwester mit dem Kammerherrn v. Malortie verheirathet war, zur Annäherung an die höheren Kreise der Gesellschaft führen würden. Die Erwartung ging nicht in Erfüllung und Anfang 1868 kehrte B. als Commandant von Berlin und Chef der Landgendarmerie in die Hauptstadt zurück. Während des Krieges vom Jahre 1870/71 war er Gouverneur des Elsaß, wo er von Straßburg aus ein verständiges und wohlwollendes Regiment führte. Nach der Abberufung von dort Ende 1871 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt, zog er sich nach Karlsburg zurück, wo er am 9. Mai 1894 gestorben ist. B. v. Poten.

Bisping: August B., katholischer Exeget, geboren am 11. Mai 1811 zu Alberloh, † am 17. März 1884 zu Münster. Er besuchte das Gymnasium zu Münster, studirte Theologie an der dortigen Akademie und empfing am 24. September 1836 die Priesterweihe. Nachdem er einige Jahre Erzieher im Hause des Grafen Fürstenberg-Stammheim gewesen war, promovirte er im J. 1844 als Licentiat der Theologie und habilitirte sich in demselben Jahre als Privatdocent für neutestamentliche Exegese an der theologischen Facultät zu Münster. Im J. 1850 wurde er außerordentlicher, im J. 1855 ordentlicher Professor, im letztern Jahre auch Doctor der Theologie. Neben seinen exegetischen Vorlesungen las er in den früheren Jahren seiner akademischen Thätigkeit auch wiederholt über das Concil von Trient. In den Jahren 1861/62 und 1875/76 war er Rector der Akademie. — Bisping's Hauptwerk ist sein „Exegetisches

Handbuch zum Neuen Testament", in 9 Bänden, Münster 1854—76. (Zuerst erschien: „Exegetisches Handbuch zu den Briefen des Apostels Paulus", 3 Bände in je zwei Abtheilungen, 1854—58; dann: „Exegetisches Handbuch zu den Evangelien und der Apostelgeschichte", 4 Bände, 1864—66; in 2. Aufl., 1867 ff., unter dem obigen zusammenfassenden Titel. Mit Ausnahme der beiden letzten Bände, Erklärung der kath. Briefe und der Apokalypse, erschienen alle andern in 2., einige auch in 3. Auflage.) Das Handbuch von B. zeichnet sich weniger durch selbständige wissenschaftliche Bedeutung, als durch klare und übersichtliche Darstellung und praktische Brauchbarkeit aus. — Von 1845—48 gab B. mit F. F. Menke das Münsterische „Katholische Magazin für Wissenschaft und Leben" in vier Jahrgängen heraus. Zum 300jährigen Gedächtniß der Eröffnung des Concils von Trient (13. December 1845) veröffentlichte er eine Ausgabe der Canones und Decrete desselben: „Sacrosancti oecumenici Concilii Tridentini . . . Canones et Decreta" (Monasterii 1845; 2. Aufl. 1857). Ferner schrieb er die Abhandlungen: „De altera S. Pauli Apostoli Romae captivitate" (Monasterii 1852), und beim Antritt der ordentlichen Professur: „De epistolis S. Pauli perditis commentatio exegetica" (Monasterii 1855).

E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller (Münster 1866), S. 23; Neue Folge (1881), S. 23 f. — Lit. Rundschau 1884, Nr. 7, Sp. 219 f. — (H. J. Kappen,) Erinnerungen aus alter u. neuer Zeit von e. alten Münsteraner (Münster 1882), S. 129 bis 133.

Lauchert.

Bitter: Karl Hermann B., geboren am 27. Februar 1813 zu Schwedt a. d. Oder, † am 12. September 1885 zu Berlin. Sein Vater wurde bald nach des Sohnes Geburt Oberfinanzrath in Berlin und dort erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung, besuchte seit 1830 die Berliner Universität, dann die zu Bonn, wurde 1833 Auscultator, 1835 Regierungsreferendar in Potsdam, 1845 erfolgte seine Ernennung zum Regierungsrath in Frankfurt a. O. 1850 wurde er nach Minden versetzt. 1855 befand er sich in Paris als Mitglied der Jury bei der Pariser Weltausstellung. Seit 1856 gehörte er als königlich preußischer Bevollmächtigter der europäischen Donaucommission, die ihren Sitz in Galatz hatte, an. Nachdem er 1858 zum Geh. Regierungsrath ernannt war, erfolgte 1860 auf seinen Wunsch seine Abberufung. Er ging als Generalinspector der Rheinschifffahrt nach Mannheim, siedelte 1868 nach Berlin über und wurde 1869 Oberregierungsrath der Finanzabtheilung in Posen, 1870 erhielt er die Präfectur des Vogesendepartements, ging im Juli 1871 als Regierungspräsident nach Posen, 1872 nach Schleswig und 1876 nach Düsseldorf. Von hier aus wurde er nach Berlin als Unterstaatssecretär in das Ministerium des Innern versetzt und 1879 berief ihn Bismarck, der einen gewandten und in seine Finanzpläne völlig eingehenden Minister der Finanzen bedurfte und deshalb so oft in der Person wechselte, nach Hobrecht's Abgange zum Finanzminister. Wie wenig Bismarck mit den Verhältnissen Bitter's vertraut war, beweist der Umstand, daß, wie sich später zeigte, B. tief in Schulden steckte, sogar in Wucherhände gefallen sein soll. Hauptaufgabe seiner ministeriellen Thätigkeit war die weitere Durchführung des seit der Zollgesetzgebung von 1879 eingeleiteten Steuerreformplans Bismarck's. Er bewirkte den Abschluß des Vertrages mit Hamburg wegen dessen Eintritts ins deutsche Zollgebiet; nahm wesentlichen Antheil an der Verstaatlichung der großen Privatbahnen und es gelang ihm, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben im preußischen Budget herzustellen. Drei Jahre war er in solcher Weise ein williges und gewandtes Werkzeug Bismarck's; 1882 mußte auch er wieder weichen. Man sollte meinen, daß ein höherer Beamter, der so herumgeworfen wird und

sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit in ein ihm fremdes Fach erst einarbeiten muß, zu Nebenbeschäftigungen kaum Zeit gewinne, und doch belehrt uns das Beispiel Bitter's gerade des Gegentheils. In seinen Mußestunden, die recht ansehnlich gewesen sein müssen, beschäftigte er sich eingehend mit Musikgeschichte und Musiker-Biographien und gab seit etwa 1865 eine große Anzahl musikhistorisch-biographischer Werke heraus, die immerhin, wenn es auch mehr Sammelarbeit als selbständige Forschung war, viel Zeit und ein andauerndes Studium bedurften. Sein bestes Werk in Hinsicht eigener Quellenstudien ist die „Biographie Karl Philipp Emanuel Bach's und Friedemann Bach's und seiner Brüder", mit Porträts, Facsimile, sowie zahlreichen Musikbeilagen, 2 Bände in gr. 8°. Berlin 1865. Rechnet man den unbehülflichen Stil ab, der seinen Schriften nicht zur Zierde gereicht, sondern das Lesen derselben erschwert, so muß man doch anerkennen, daß er hier mit Fleiß und Sorgsamkeit die Quellen studirt hat, wenn auch noch manches zu wünschen übrig bleibt. Allen übrigen Schriften, deren er noch acht veröffentlichte, kann man dies nicht nachsagen. Seine zweibändige Sebastian Bach-Biographie verräth den flüchtigen Dilettanten nur allzusehr. Ein gleiches Urtheil verdienen sein „Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenie" (1866), „Beiträge zur Geschichte des Oratoriums" (1872), „Stabat mater, eine Studie", „Die Reform der Oper durch Gluck und Wagner" (1884), „Vergessene Opern". Auch gab er Karl Löwe's Selbstbiographie mit Zusätzen heraus (1870), ferner Lieder von Seb. Bach und vier Hefte geistliche Lieder von K. Ph. Emanuel Bach. 1885 erschienen kleinere Arbeiten als „Gesammelte Schriften".

Mendel-Reißmann's Musiker-Lexikon, welches Daten, von Bitter selbst niedergeschrieben, enthält. Rob. Eitner.

Bittner: Franz Seraph Anton B., katholischer Theologe, geboren 1812 zu Oppeln in Schlesien, † am 21. Januar 1888 zu Breslau. Er wurde im J. 1835 in Breslau zum Priester geweiht und in Münster zum Doctor der Theologie promovirt und gleich darauf zum Professor der Dogmatik und Moral am Clericalseminar in Posen ernannt. Im J. 1849 wurde er als ordentlicher Professor an das Lyceum Hosianum in Braunsberg berufen, von da schon 1850 als ordentlicher Professor der Moraltheologie an die Universität Breslau. — Seine Schriften sind, außer einigen kleineren Streit- und Gelegenheitsschriften: „De Logo Joanneo commentatio" (Posen 1835); „De cruce Servatoris commentatio" (Posen 1836); „Die katholisch-dogmatische Lehre von dem Mysterium der heiligen Eucharistie" (Posen 1838); „De civitate divina commentarii" (Mainz 1845; ein Lehrbuch der Apologetik und Dogmatik); „De Graecorum et Romanorum deque Judaeorum et Christianorum sacris ieiuniis" (Posen 1846); „De catholicae theologiae Romanae liberalibus studiis" (Posen 1847); „De Ciceronianis et Ambrosianis Officiorum libris commentatio" (Braunsberg 1849); „De catholicae theologiae Romanae inter praecipua philosophiae genera salutari ac coelesti mediocritate commentatio" (Breslau 1850); „Lehrbuch der katholischen Moraltheologie" (Regensburg 1855); „Ueber die Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi des Welterlösers" (Regensburg 1859); „De numero sacramentorum septenario. Epistola critica ad G. L. Hahnium" (Breslau 1859). Ferner übersetzte er aus dem Französischen die „Studien über die Kirchenväter" von J. P. Charpentier (Mainz 1855); die „Dogmatik" des Cardinals Gousset (2 Bände, Regensburg 1855 u. 1856), und Anderes; aus dem Lateinischen die Schrift von Jeremias Drexelius: „Ueber die Gleichförmigkeit des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes" (Regensburg (1857).

Jos. Bender, Geschichte der philosophischen und theologischen Studien in Ermland (Braunsberg 1868), S. 171. — Lit. Handweiser 1888, Nr. 455, Sp. 288. Lauchert.

Bitzer: Ludwig Friedrich B., Staatsrath und Präsident des evangelischen Consistoriums in Stuttgart, geboren daselbst am 5. Februar 1816 als ältestes von sieben Kindern des Geheimschreibers und Registrators, späteren Legationsrathes B. († am 14. November 1834), wandte sich nach vortrefflicher Vorbildung in Tübingen dem Regiminalfache zu, bestand 1838 die erste und 1839 die zweite Dienstprüfung und veröffentlichte in letzterem Jahre seine Erstlingsschrift in Hegel'schem Sinne „Philosophie des Privatrechts". Er machte 1841 eine Studienreise nach Paris und London, was ihm einen Einblick in das Wirthschaftsleben der Völker eröffnete. Nach der Rückkehr amtirte er als Oberamtsactuar in Ellwangen, Gmünd und Ehingen, wurde 1844 Regierungsassessor in Ulm, im Mai 1848 in die Oberregierung nach Stuttgart berufen. Bis Ende 1849 als Hülfsbeamter thätig, wurde er 1851 Ministerialassessor, 1856 Oberregierungsrath, wo er mit dem Referate über Armen- und Gewerbewesen betraut wurde. Als Mitglied der Armencommission seit 1850 gewann er die Ueberzeugung, daß nur die Verbindung amtlicher und privater Fürsorge eine Besserung der Zustände herbeiführen könne. Er betheiligte sich bei Gründung der Anstalt Schönbühl für verwahrloste Knaben, in Leonberg für gefallene Mädchen, in Oberurbach für entlassene weibliche Strafgefangene, auch am evangelischen Jugendvereine. 1856 wurde er zum Ministerialcommissär bei der damals reorganisirten Centralstelle für Handel und Gewerbe bestellt und war an der bedeutenden Entwicklung dieses Instituts unter Steinbeis (s. A. D. B. XXXV, 789) thätig, viele Jahre auch Regierungscommissär bei der neuen Lebens-, Versicherungs- und Ersparnißbank, in welcher Stellung er durch große Vorsicht zum Gedeihen der Anstalt wesentlich beitrug, ebenso betheiligt an der Gründung der Württ. Hypothekenbank, den Vorarbeiten für eine Vereins- und für eine Notenbank. Für seine aufopfernde Thätigkeit bei den Arbeiten für Einführung der Gewerbefreiheit, die am 22. Februar 1862 sanctionirt wurde, erhielt er am 31. December 1861 den Kronenorden und 1863 die Ernennung zum Rathe im Ministerium des Innern. Als schriftstellerische Leistungen dieses ersten Lebensabschnittes seien erwähnt „Die Realgemeinderechte" (Stuttg. 1844), „Das System des natürlichen Rechts" (ebd. 1845), Arbeiten in Eberty's Zeitschrift, in der Tübinger Zeitschr. f. Staatswissenschaften 1847, 1857 und 1858 und in der Zeitschr. f. deutsches Recht Bd. 9. Nunmehr traten die Fragen der Schaffung eines Zollvereins und Arbeiten für die deutsche Patentgesetzgebung in den Vordergrund. 1861 entstanden Aufsätze über Armenrecht und Armenpflege, 1862 über Armenunterstützungspflicht und Freizügigkeit, 1864 „Vorschläge für ein deutsches Patentgesetz" (Stuttg. 1864). Seine Theilnahme am Dresdener volkswirthschaftlichen Congreß von 1863 gab ihm Anlaß zur Schrift über die Bezirksarmenhäuser im Königreiche Sachsen. Dann erschien als Frucht eindringender, das Ganze der Wissenschaft im Auge behaltender Studien „Die Genesis der Volkswirthschaft" (Stuttg. 1866, 2. Aufl. 1870), der sich 1871 „Kapital und Arbeit" anschloß. Diese Arbeiten zeigen bei dem Verfasser, der freilich stets seine eigenen Wege ging, eine Hinneigung zu den damals auftretenden Kathedersocialisten. In politischer Beziehung litt B., wie so viele Andere, speciell nach den in Frankfurt a. M. gemachten verstimmenden Erfahrungen sehr unter der drückenden Stellung der kleineren Staaten während des Streites der Großstaaten. Durch den Krieg von 1866 änderte sich dies und lebhaften Interesses voll betheiligte er sich 1868 am Berliner Zollparlamente, wo er mit dem Hofe, Graf Bismarck und vielen bedeutenden Männern aus den deutschen Staaten in

Berührung trat. Unter Scheuerlen war er an den Vorbereitungen für den Anschluß Württembergs an den Norddeutschen Bund eifrig thätig. Die Verhandlungen in Versailles führten endlich am 25. November 1870 zu dem Abschluß des Anschlußvertrages, den B. im Staatsanzeiger für Württemberg unter dem Titel „Der deutsche Bund des Jahres 1871" dem Lande meldete. Dem Eisenacher Congreß der Kathedersocialisten (12./13. October 1870) sandte er ein Gutachten über Schiedsgerichte und Einigungsämter (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 2, Lpz. 1873) ein. Er erhielt am 22. September 1870 Titel und Rang eines Directors, am 9. Januar 1871 die Beförderung zum wirklichen Staatsrath und ordentlichen Mitglied des kgl. Geheimrathes, womit er aus dem Ministerium des Innern und aus der Centralstelle für Handel und Gewerbe ausschied. Nunmehr hatte er sich mit der schwierigen Frage eines Reichseisenbahngesetzes bei den Conferenzen im Reichskanzleramt in Berlin zu beschäftigen. Zudem hatte 1874 der Bezirk Leonberg ihn in die Abgeordnetenkammer gewählt, in der er dann seit 1876 den Bezirk Freudenstadt vertrat, wo er dem Club der deutschen Partei beitrat. Seine Mitarbeit war besonders in den Commissionen für Staatsrecht und innere Verwaltung geschätzt; die Kammer wählte ihn am 20. Februar 1877 in den weiteren und am 31. Januar 1880 in den engeren Ausschuß. Im J. 1875 wählte ihn das Amt Stuttgart in die zweite evangelische Landessynode; am 19. November 1876 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten des evangelischen Consistoriums, in welcher Behörde er durch Gerechtigkeit, Milde und persönliches Wohlwollen wohlthätig wirkte. Trotz großer Arbeitslast, die er nur in großer Zurückgezogenheit bewältigen konnte, war er unermüdlich schriftstellerisch thätig. Es erschienen: „Kurze Anleitung zum Vollzuge der Bundesgesetze" (Stuttg. 1871), „Neue allg. Bauordnung für das Königr. Württemberg" (ebd. 1872/3, Taschenausgabe 1874), „Das Polizeistrafgesetz" (2. Aufl. 1874) und die beiden letzten wichtigen Arbeiten „Die socialen Ordnungen in weltgeschichtlicher Entwicklung" (Stuttg. 1877), „Regierung und Stände in Württemberg, ihre Organisation und ihr Recht" (ebd. 1882). Als Auszeichnungen erhielt er 1874 das Comthurkreuz zum Kronenorden, 1878 das zum Friedrichsorden. Manches Ungemach traf ihn im häuslichen Leben. Seine erste Ehe mit der Tochter des Hofbaumeisters Autenrieth löste sich schon im folgenden Jahre durch den Tod der Gattin (3. April 1847); aus zweiter Ehe mit der Tochter des Oberpostmeisters Widenmann hatte er einen Sohn und zwei Töchter; aber den Sohn und eine der Töchter sah er in ein frühes Grab sinken. Allem Rohen und Gemeinen fremd, war er stets hülfreich und dem Wahlspruche nachlebend „Was du für gut und recht hältst, das thue und wirf es hinaus in die stürmende Zeit: die rechten Samen werden aufgehen und Frucht bringen, wenn auch Niemand weiß, wer sie ausgestreut hat". An Herzlähmung verschied er am 19. April 1885.

Schwäbische Kronik (des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung) Nr. 131 vom 6. Juni 1885. — v. Holtzendorff im Jahrb. f. Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft I, 471. — Kaufm. Correspondenz 1877, Nr. 8. — Württ. Landeszeitung Nr. 117 A vom 30. April 1880. — Beilage 204 z. Staatsanzeiger f. Württ. v. 1. Sept. 1880. — F. Walter, Naturrecht u. Politik, 2. Aufl., Bonn 1871, S. 454. — K. Klüpfel, Gesch. der deutschen Einheitsbestrebungen Bd. 2, Berlin 1873, S. 216, 256, 368.

A. Teichmann.

Bitzius: Albert B., Theologe, Regierungsrath im Kanton Bern, geboren am 6. November 1835 im Pfarrhaus Lützelflüh, † in Bern am 20. September 1882. Der einzige Sohn des als Volksschriftsteller unter dem Namen Jeremias

Gotthelf berühmt gewordenen Pfarrers Albert B., zu Lützelflüh im bernischen Emmenthal (s. A. D. B. II, 685 u. 686), erinnert er, so verschieden die später von ihm eingeschlagenen Wege sich gegenüber denjenigen des Vaters zeigten — „Vertreter und Wortführer einer alten und einer neuen Zeit im Berner Volksleben" — „in wunderbarer Wesensübereinstimmung" an den Vater. Nach der in Burgdorf und in Bern empfangenen Gymnasialbildung begann B. das Studium der Theologie in Bern, worauf er noch Reisen an deutsche Universitäten folgen ließ. Schon hier zeigte er — 1854 war der Vater gestorben — die ausgesprochene Hinneigung zur entschieden fortschrittlich radicalen Richtung, auch in politischen Fragen. Auf das erste seit 1863 an der Grenze des deutschen Sprachgebietes, in Courtelary, bekleidete, anstrengende Pfarramt folgte 1867 die in jeder Hinsicht befriedigende Thätigkeit in dem Pfarrdorfe Twann am Bielersee. Aber schon 1866 war B. als Führer einer ausgeprägten theologischen Richtung innerhalb der Berner Landeskirche hervorgetreten. Um die beiden Brüder Ernst Friedrich († 1880) und Eduard († 1891) Langhans, Verfasser des Buches: „Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußern Mission" (Leipzig 1864) und der Schrift: „Die heilige Schrift, ein Leitfaden für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten, wie auch zum Privatgebrauch für denkende Christen" (Bern 1865), sammelte sich im Pfarrhause des Vaters derselben, Friedrich Langhans († 1875), in Münchenbuchsee, ein Verein, der alsbald mit dem October 1866 die „Reformblätter aus der bernischen Kirche" herauszugeben begann; als die hauptsächlich belebende Kraft erprobte sich sogleich der geniale B., der sehr bald durch Anknüpfungen in anderen Kantonen seiner Auffassung einen immer ausgedehnteren Boden zu schaffen wußte. Von seiner Bedeutung als Kanzelredner geben die von 1883 an in fünf Bänden erschienenen „Predigten" (Bern) glänzendes Zeugniß; ihr Deutsch erinnert an die durch Jakob Grimm an Jeremias Gotthelf gerühmte „Sprachgewalt und Eindruckskraft". 1878 als Mitglied des Regierungsrathes erwählt, zeigte B. als Erziehungsdirector, als welcher er eine Reorganisation des gesammten Schulwesens plante, die gleiche Hingebung und Arbeitskraft. Außerdem vertrat er den Kanton Bern als Ständerathsmitglied. Ueber seinen politischen Standpunkt schrieb der patriotische Idealist an einen Freund: „Meine Demokratie ist kein absichtliches Demagogenthum, sondern natürliches Bedürfniß". Mitten in der anstrengendsten Thätigkeit erlag B. einem Herzleiden.

Vgl. Balmer, Albert Bitzius, Lebensbild eines Republikaners, Bern 1888 (über Eduard Langhans vgl. R. Steck, Eduard Langhans, ein Zeuge der Geistesfreiheit, Bern 1891), sowie über Bitzius den Artikel Hans Blum's, Sammlung bernischer Biographien, Bd. III, S. 48—60.

***

Blanc: Louis Ammy B., Genre- und Porträtmaler, geboren am 9. August 1810 in Berlin, bezog mit 19 Jahren die Akademie seiner Vaterstadt, ging aber 1833 nach Düsseldorf, um sich hier, ganz von dem Zauber der Romantik gefangen genommen, dauernd niederzulassen. Seine Ausbildung empfing er hauptsächlich von Julius Hübner und suchte diese später noch durch Reisen in England und Frankreich zu erweitern und zu vollenden. Seine glatte und saubere Technik gewann seinen Bildern, die auch inhaltlich dem Zeitgeschmack entgegenkamen, eine freundliche Aufnahme beim Publicum. Die meisten fanden durch die Vervielfältigung eine weite Verbreitung, so: „Des Goldschmied's Töchterlein" (1836) und „Die Kirchgängerin" (beide im Museum in Königsberg); ferner „Gretchen in der Kirche" (Museum in Hannover), „Angelnde Mädchen" (1838, Nationalgalerie in Berlin), „Dornröschen", „Otto der Schütz", „Die Erwartung" (1874). Auch als Porträtmaler wurde er ge-

schätzt und malte u. a. die Bildnisse der hannoverschen Königsfamilie und der großherzoglichen Familie in Darmstadt. Ferner beschäftigte er sich auch mit Architektur. So ist das Gesellschaftshaus des Düsseldorfer Künstlervereins „Malkasten" nach seinem Entwurf erbaut, da er aus der ausgeschriebenen Concurrenz als Sieger hervorging. Eins seiner letzten Bilder war „Penelope bringt den Freiern den Bogen des Odysseus" (1880). Er starb am 7. April 1885 in Düsseldorf. Eduard Daelen.

Blanckarts: Moritz B., Historienmaler, geboren am 16. April 1839 in Düsseldorf, woselbst er auch 1856 Schüler der Kunstakademie wurde, nachdem er schon eine Zeitlang den Privatunterricht von Vautier und Pläschke genossen hatte. Als Lehrer gewann später außer Chr. Köhler und E. Leutze besonders E. Hünten den meisten Einfluß auf seinen Entwicklungsgang und unter seiner Leitung bildete er sich hauptsächlich zum Schlachtenmaler aus, da ihn die Schilderung des Kriegslebens am lebhaftesten interessirte. Seine ersten Bilder entnahm er der Zeit der Freiheitskriege; er malte „Körner's Tod" (1859), „Schill's Tod", „York bei Möckern" (1863). Dann wurde er von den kriegerischen Erfolgen der Gegenwart hingerissen und malte „König Wilhelm bei Königgrätz" (1867), „Bazaine bei Mars la Tour" (1873), „Kaiser Wilhelm zu Pferde mit Bismarck, Moltke und Podbielski" (1875) u. A. Auch als Dichter und Schriftsteller trat er an die Oeffentlichkeit mit einer Sammlung von Gedichten (1870), mit Kriegs- und Siegesliedern (1871), der Broschüre „Nekrologe Düsseldorfer Künstler aus den letzten zehn Jahren" und einer Anzahl von Beiträgen (27) zur A. D. B.; ferner verfaßte er einige Dramen. 1876 siedelte er nach Stuttgart über, wo er am 12. April 1883 starb.

Eduard Daelen.

Blanz: Joseph B., Steinzeichner und Holzschneider, geboren am 18. August 1816 zu Fischen im Allgäu, welches überhaupt eine auffällige Zahl ausgezeichneter Künstler hervorbrachte, that frühe die dort üblichen Hüter- und Hirtendienste und übte die autochthonen Künste des hellstimmigen Gesangs und des Schnitzens. Durch den alten ehrlichen Konrad Eberhard kam B. 1831 nach München, erst in die Polytechnische Schule zu Professor Jos. Anton Rhomberg, welcher trotz seiner Absurditäten doch ein vortrefflicher Lehrer für die Jugend war. Von hier führte nach damaliger Sitte der Weg an die Akademie, wo der grundgütige Schlotthauer die armen Scholaren aufnahm und wie ein wahrer Vater für ihre geistige Ausbildung und materielle Existenz sorgte. Beides vereinend und zugleich zum Nutzen der Nachfolgenden sorgend, gedachte Schlotthauer eine „Zeichnungsschule" in Steindruck herauszugeben, wozu er den noch jüngeren vielversprechenden Lempenzeder, eine ganz cornelianisch veranlagte Natur, verwendete. Leider gerieth das Unternehmen, nachdem eine Anzahl herrlicher Köpfe aus den Fresken der Glyptothek und nach Steinle's Arbeiten in der Capelle des Schlosses Rheineck übertragen waren, ins Stocken, die Steine blieben ungenützt liegen und wurden später unbegreiflicherweise abgeschliffen. B., welcher sich rasch mit der Lithographie befreundete, bethätigte sich bei den von Schreiner herausgegebenen „Frescogemälden in der Allerheiligen-Kirche" (nach Heinrich Heß). Unter seinen weiteren Arbeiten dieser Art verdienen z. B. die Blätter „Das gefangene Jerusalem" aus Adam Eberle's Nachlaß (gedruckt bei Strixner und Zach, als Tafel XVI in Raczynski's „Atlas zur Geschichte der neueren Kunst"), dann das nach Julius Schnorr gezeichnete Porträt des Hofraths und Professors G. H. v. Schubert, insbesondere aber „Die Flucht nach Aegypten" nach der Composition seines treuen Freundes und Landsmannes Jos. Anton Fischer hervorgehoben zu werden. Indessen interessirte Kaspar Braun den fleißigen, unermüdlichen B. für die Xylographie und nahm ihn in

sein Atelier, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Zu seinen besten Leistungen gehören die meist von Alexander Strähuber, Gustav Jäger u. A. gezeichneten Compositionen zur Cotta'schen Bilderbibel (meist 13,50 cm breit und 11,50 cm hoch), welche B. mit Rupprecht, Jos. Kreuzer, Götz u. A. meisterhaft schnitt. Ferner die Holzstockzeichnungen, welche Moriz v. Schwind für die „Fliegenden Blätter" und die „Münchener Bilderbogen" lieferte. B. xylographirte beispielsweise im köstlichen Cyclus vom „Winter" (Münchener Bilderbogen Nr. 5 und im Schwind-Album 1880, Tafel XX, 1. 2, XXI, 3) den glatt frottirenden „Winter", seine Einkehr bei den armen Leuten, wie derselbe im Dachstübchen dem Kinde des Poeten die ersten Schneeglöcklein in die Wiege legt. B. schnitt die dritte Abtheilung des seinen Esel zu Markte tragenden Bauers (Bilderbogen 41, Schwind-Album XVII, 3) und „Die guten Freunde" (Bilderbogen 44, Schwind-Album IV, V); er übernahm den Löwenantheil am „Gestiefelten Kater" (Bilderbogen 48, Schwind-Album III), lieferte die drei Streifen zur Parabel „Von der Gerechtigkeit Gottes" (Bilderbogen 63, Schwind-Album XI); außerdem war B. betheiligt an den Illustrationen zu „Des Altgesellen Erinnerungen" (Fliegende Blätter Nr. 224, Schwind-Album VII, 3), bei den „Akrobaten" (Bilderbogen 251, 252, Schwind-Album XXV, XXVI), auch der Kopf des alten Mannes, welcher nahe daran ist, das Problem zu lösen, wie man sich die eigene Nase abbeißen könne (Schwind-Album XXIX) und zwei Blätter der „Liebeslieder" („Schweiz" Schwind-Album XXX, 2 und „Holland" ebd. XXX, 4) stammen von seinem Stichel. Damit ist natürlich nur beispielsweise der kleinste Theil von Blanz' Wirksamkeit geschildert; die Zahl der von ihm für Braun und Schneider gearbeiteten Holzstöcke, unter denen auch der „Einzug des Kurfürsten und nachmaligen Königs Maximilian in München" (31×26 cm) nach Andreas Müller in „Zwölf Bilder aus dem Leben baierischer Fürsten" hervorragt, umfaßt wol viele Hunderte. Wie die Mehrzahl seiner Landsleute besaß B. eine treffliche Stimme, welche ihm gleich bei seiner Ankunft in München einen Platz auf dem unter Kaspar Ett's Direction stehenden Musikchor an der Michaeliskirche verschaffte. Später gehörte er mit seinem Schwager, dem gleichfalls in Braun und Schneider's Atelier befindlichen Xylographen Franz Kreuzer (1819—72) zu jenem alle Zuhörer entzückenden Quartett, in welchem Johannes Schraudolph mit seinem Bruder Claudius als hellstimmige Jodler excellirten. Daneben cultivirte B. die Flöte und wirkte in jedem Concert der Künstlergesellschaft mit; auch bewies er viel Geschick zu musikalischen Schöpfungen und erntete beispielsweise mit seinem „Zigeunermarsch" glänzende Erfolge. Mit großem Eifer verwaltete B. lange Zeit das Amt eines Cassirers bei den Ausstellungen der Künstlergenossenschaft, ebenso jenes zum Besten der deutschen Invalidenstiftung, wofür er das Verdienstkreuz für Nicht-Combattanten erhielt. Vor der Gefahr völliger Erblindung erlöste ihn der Tod am 28. Februar 1881.

Vgl. Beil. 148 d. Allg. Ztg. v. 28. Mai 1881.

Hyac. Holland.

Blaramberg: Johann von B., Generallieutenant in russischen Diensten, Reisender und Geograph, ist am 8. April 1800 zu Frankfurt a. M. als Glied eines alten Adelsgeschlechtes geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, zeigte schon früh hervorragende Begabung, siedelte 1808 mit seinen Angehörigen nach Hanau über und wurde 1812 nach dem Tode beider Eltern in ein Privatinstitut nach Offenbach zur weiteren Erziehung gebracht. Infolge der fortwährenden Durchzüge fremder Truppen anläßlich der Napoleonischen Kriege begann er sich lebhaft für Länder- und Völkerkunde zu interessiren. Schon als Knabe eignete er sich ausgedehnte Sprachkenntnisse an, die er nach seiner

Confirmation in Frankfurt noch weiter vertiefte. 1820 begab er sich nach Gießen, um die Rechte zu studiren. Da er nicht in Conflict mit den Behörden zu kommen wünschte, hielt er sich von dem studentischen Treiben, insbesondere von der burschenschaftlichen Bewegung grundsätzlich fern. Während er sich nach Vollendung seiner Studien nach einer geeigneten Lebensstellung umsah, erhielt er durch einen in Odessa als russischer Staatsrath lebenden Verwandten die Aufforderung, nach Rußland zu kommen, da dort begabte junge Leute aus guter Familie günstige Aussichten auf ein gutes Fortkommen hätten. Er folgte diesem Rufe, ging zunächst auf ein Jahr nach Moskau zu einem andern Verwandten, um die russische Sprache zu erlernen und reiste dann 1824 nach Odessa ab. Nachdem er einen hinlänglichen Einblick in die Verhältnisse des russischen Staatsdienstes gewonnen hatte, nahm er sich vor, die Laufbahn eines Ingenieurs zu ergreifen. Er studirte deshalb privatim die mathematischen und technischen Wissenschaften. Auch veranstaltete er in der Umgegend von Odessa Ausgrabungen und verschaffte sich eine gründliche Kenntniß der dort vorkommenden griechischen Alterthümer. 1825 wurde er in die staatliche Hochschule für Wege- und Brückenbau in Petersburg aufgenommen, beschäftigte sich hier hauptsächlich mit der Theorie und Praxis der astronomischen, trigonometrischen und topographischen Landesaufnahmen und des Kartenzeichnens, absolvirte den dreijährigen Cursus mit bestem Erfolg, bestand auch die Officiersprüfung und trat in die russische Armee ein. Zu seiner weiteren praktischen Ausbildung wurde er 1829 zunächst nach Odessa und dann nach dem Balkan und in die Gegend von Adrianopel geschickt, wo er allerlei Vermessungen ausführte und nebenbei, seinen künstlerischen Neigungen folgend, Ansichten der schönsten von ihm besuchten Gegenden zeichnete, die er später lithographiren ließ und zu einem Album vereinigt herausgab. Nachdem er diese Probezeit bestanden hatte, kehrte er nach Petersburg zurück, trat in den Generalstab ein und wurde 1830 als Ingenieurofficier nach dem Kaukasus gesandt. Er durchzog dieses ausgedehnte Gebirge nach allen Richtungen, machte Aufnahmen, sorgte für Verbesserung der Straßen und Brücken und betheiligte sich an verschiedenen Streifzügen gegen die Kisten, Tagaurzen, Tschetschenzen, Lesgier, Galgaier, Tscherkessen und andere Bergvölker, deren ethnographische Eigenthümlichkeiten er studirte und deren Sprachen er sich anzueignen suchte. Nachdem er noch die Naphthaquellen von Baku und andere Merkwürdigkeiten dieser Gegend untersucht hatte, erhielt er 1832 den Befehl, nach Petersburg zurückzukehren. Hier verfaßte er zunächst auf Grund seines reichen, an Ort und Stelle gesammelten Materials eine ausführliche Beschreibung der kaukasischen Bergvölker in russischer Sprache, die er dem Kaiser vorlegte und für welche er eine namhafte Geldbelohnung erhielt. Sie wurde allerdings nicht gedruckt, sondern dem Archive des Generalstabs einverleibt. 1833 bekam er von der Regierung den Auftrag, Untersuchungen über die Einrichtung und Verwendbarkeit des optischen Telegraphen anzustellen, der damals von Frankreich aus in Rußland eingeführt wurde. Im folgenden Sommer unternahm er mit einem französischen Hauptmann eine Rundreise zur Besichtigung und topographischen Aufnahme der Schlachtfelder des Jahres 1812. Im nächsten Frühling wurde er zum Mitglied einer Expedition ernannt, welche unter Führung des Assessors Karelin die Ostküste des Kaspischen Meeres erforschen und aufnehmen, Handelsverbindungen mit den dort wohnenden turkmenischen Stämmen anknüpfen und Erkundigungen über den ehemaligen Lauf des Oxus einziehen sollte. B. begab sich mit den erforderlichen geodätischen und astronomischen Instrumenten nach Astrachan, überwachte hier den Bau eines zur Aufnahme der Expedition bestimmten Schiffes und reiste dann nach Tiflis, um alle in den dortigen Archiven befindlichen wichtigen Schriftstücke über das Kaspische Meer und dessen An-

wohner durchzusehen und copiren zu lassen. Nach Vollendung dieser Vorarbeiten durchzog er zunächst die am Südwestufer des Kaspi gelegene Landschaft Talisch bis zur persischen Grenze und fuhr dann nach Baku, wo ihn das unterdessen fertig gestellte Expeditionsschiff erwartete. Er segelte nun mit seinen Gefährten in südöstlicher Richtung über den See, führte eine Reihe von Tiefenmessungen aus und begann seine Küstenaufnahme beim Golf von Asterabad an der persischen Grenze, den er für die Anlage einer russischen Flottenstation geeignet fand. Dann fuhr er, immer mit Vermessungen beschäftigt, nordwärts an der Küste hin, untersuchte eingehend die Naphthainsel Tschelekän, die Bucht von Krasnowodsk, den großen Meerbusen Karabogas und die Alexanderbai und kehrte hierauf nach fünfmonatlicher Seefahrt nach Astrachan zurück. Hier ordnete er seine Aufzeichnungen und reiste dann nach der Hauptstadt.

Nachdem er sich hier einige Wochen erholt hatte, erhielt er den Auftrag, als Topograph zur russischen Gesandtschaft nach Persien zu gehen. Er begab sich über Tiflis, Eriwan und Täbris nach Teheran, machte sich zunächst mit Sprache, Sitte und Charakter des Volkes vertraut, unterrichtete nebenbei den Sohn des Gesandten, unternahm zahlreiche wissenschaftliche Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der Stadt und sammelte Materialien zu einer geographisch-statistischen Beschreibung Persiens. Da der Schah Mahomed damals gerade im Begriff stand, den räuberischen Khan von Herat zu züchtigen und deshalb diese Stadt belagerte, reiste B. im Gefolge des Gesandten dorthin ab, um das persische Heerwesen durch eigenen Augenschein kennen zu lernen und zugleich die Methoden der Kriegführung in diesen Gegenden zu studiren. Sie folgten zunächst der großen Pilgerstraße nach Meschhed und gelangten dann durch ausgedehnte Salzwüsten nach Herat. Hier fanden sie die persische Armee infolge völliger Unfähigkeit der Anführer in einem überaus jämmerlichen Zustande, wohnten einem verunglückten Sturme auf die Festung bei und kehrten mit dem Heere, das nach zehnmonatlicher vergeblicher Belagerung abziehen mußte, nach Teheran zurück.

Nachdem B. im Frühjahre 1840 eine Reise nach Ispahan unternommen hatte, um die Zustände im südlichen Persien kennen zu lernen, wurde er benachrichtigt, daß er zum Chef der Landesaufnahme im Gouvernement Orenburg und in der Kirgisensteppe ernannt worden sei. Er begab sich auf weiten Umwegen durch den Kaukasus und die Krim dorthin und blieb nun 15 Jahre hier. Unter seinem Befehle stand ein Corps von Topographen, die jedes Frühjahr in die noch nicht aufgenommenen Gebiete des Gouvernements geschickt wurden, dort die nöthigen astronomischen, geodätischen und topographischen Arbeiten ausführten, im Herbst nach Orenburg zurückkehrten und ihre Meßtischblätter ins Reine zeichneten. Diese wurden dann nach Petersburg geschickt, dem Kaiser und den Militärbehörden vorgelegt und endlich im Kriegskartendepot geprüft, gestochen, gedruckt und aufbewahrt. B. mußte nun jeden Sommer eine Inspectionsreise durch das weite Gebiet seines Bezirks unternehmen, um die Arbeiten der Topographen zu beaufsichtigen. Diese Reisen führten ihn nach Norden bis in den Ural, nach Westen zum Obtschei Syrt, nach Süden zum Kaspi- und Aralsee durch die Kirgisensteppe, auf das Plateau Ust-Urt und in das Stromgebiet des Syr-Darja, nach Osten bis in die Landschaften am oberen Tobol. Sie bereicherten sein Wissen ungemein und machten ihn zu einem der besten Kenner der europäisch-asiatischen Grenzgebiete und Turkestans. Während der Wintermonate mußte er die Ergebnisse der vergangenen Vermessungsperioden zusammenstellen, Pläne für die Arbeiten des nächsten Jahres entwerfen, Vorbereitungen für die zeitweise nöthigen Streifzüge gegen die räuberischen Turkmenen treffen, und die Verproviantirung der Militärstationen in der Steppe

leiten. Auch sammelte er Stoff zu einer Beschreibung der Kirgisensteppe und ihrer Bewohner. So war seine Thätigkeit eine äußerst vielseitige und erfolgreiche. Gelegentlich wurde dieselbe durch außergewöhnliche, jedoch gleichfalls in den Dienst der Landesvermessung gestellte Reisen unterbrochen. So begleitete er im Sommer 1841 zwei russische Gesandtschaften, die nach Chiwa und Buchara gehen sollten, zu ihrem Schutze mit einer größeren Truppenmacht durch die Steppe bis zum Syr Darja und durchforschte bei dieser Gelegenheit die Sandwüste Kara Kum. Im December desselben Jahres unternahm er einen kürzeren Ausflug nach Uralsk, um die dort üblichen Methoden des Fischfangs unter dem Eise kennen zu lernen. 1842 besuchte er die Gegend am oberen Tobol, um die Anlage einer neuen Militärstation daselbst vorzubereiten. Im folgenden Jahre kam er zu demselben Zwecke wieder in diese Landschaft, zog dann weiter nach dem südlichen Ural, um die dortigen Goldwäschereien und Eisenwerke zu besichtigen und geologische Studien zu treiben, hielt sich dann einige Zeit in der Baschkirei auf, um dort günstige Punkte für Ackerbaucolonien ausfindig zu machen, und begab sich endlich nach dem Obtschei Syrt, um Streitigkeiten unter den dort wohnenden Kosaken zu schlichten. 1845 wurde er zum Oberst ernannt und mit Truppen nach der Barsukiwüste geschickt, um hier am Flusse Irgys ein neues Fort zu erbauen, dem er den Namen Uralskoje gab. 1846 zog er abermals aus, um an der Emba und am Syr Darja günstig gelegene Stellen zur Errichtung von Forts auszusuchen. 1852 erhielt er den schwierigen Auftrag, einen Streifzug gegen die räuberischen Chokaner zu unternehmen, die von der Festung Akmetschet am mittleren Syr Darja aus die unter russischem Schutze stehenden Kirgisen fortwährend beunruhigten. Er belagerte und beschoß die Stadt, vermochte sie aber, da er mit ungenügenden Mitteln versehen war, nicht zu erobern, wurde jedoch wegen seiner Tapferkeit zum Generalmajor ernannt.

Nachdem er 1856 die Vermessung des Orenburger Ländergebietes vollendet hatte, wurde er abberufen und als Director des kaiserlichen Kriegskartendepots nach Petersburg versetzt. An der Spitze dieser großartigen Anstalt wartete seiner eine umfassende Thätigkeit. Ein ganzes Heer von Stabsofficieren, Topographen, Zeichnern, Kupferstechern, Lithographen, Photographen, Druckern und Mechanikern stand zu seiner Verfügung. Unter seiner Oberleitung wurden die astronomischen und geodätischen Instrumente, welche für die kartographische Aufnahme Rußlands nöthig waren, angefertigt und reparirt, alle topographischen Aufnahmen, trigonometrischen Vermessungen und astronomischen Bestimmungen aus allen Theilen des Reiches geprüft und eine Unmenge von Meßtischblättern, Generalstabs-, Special- und Uebersichtskarten hergestellt. Außerdem hatte er die werthvolle Kartensammlung und das reichhaltige Archiv dieses Instituts und dessen umfangreiche Correspondenz zu überwachen. Nachdem er sich zunächst mit dem Geschäftsgange vertraut gemacht hatte, begann er mit der Abstellung einiger Mißstände. Bisher waren nämlich aus übertriebenem Mißtrauen die Specialkarten nicht dem Publicum zugänglich gemacht worden, auch hatte man die Kartenverzeichnisse und die jährlichen Berichte über die Fortschritte der Vermessungsarbeiten nur in russischer Sprache drucken lassen, so daß sie im Auslande fast völlig unbeachtet blieben. B. veröffentlichte nun mit Genehmigung des Ministeriums eine französische Uebersetzung des Katalogs der vorhandenen Specialkarten, ließ dieselben zu mäßigen Preisen verkaufen und verfaßte in deutscher Sprache eine Reihe von Berichten über die kartographischen Fortschritte Rußlands, die in Petermann's „Mittheilungen", der angesehensten und auch im Auslande am meisten verbreiteten geographischen Zeitschrift Deutschlands erschienen.

Mehrfach wurde seine anstrengende amtliche Thätigkeit durch Reisen unterbrochen. So besuchte er 1859 Finnland, um die eigenthümlichen Schwierigkeiten in Augenschein zu nehmen, welche die zerrissene Oberflächengestalt dieses Landes dem Topographen bietet. 1860 unternahm er eine Studienreise ins Ausland, um die berühmtesten kartographischen Anstalten und deren neueste Fortschritte insbesondere auf dem Gebiete der Photographie, Zinkographie und Galvanoplastik kennen zu lernen. Er besichtigte die königl. Plankammer in Berlin, das Topographische Bureau des sächsischen Generalstabs in Dresden, die Perthes'sche geographische Anstalt in Gotha, wo er mit August Petermann und Emil v. Sydow Freundschaft schloß, die Dépôts de la guerre in Brüssel und Paris, sowie verschiedene kartographische Institute in England, München und Wien. Dann begab er sich über Constantinopel nach Odessa, inspicirte die Vermessungsarbeiten in den Gouvernements Charkow und Orel und kehrte dann nach Petersburg zurück. 1864 trat er eine zweite Studienreise ins Ausland an, nahm in Berlin an den Berathungen der Conferenz für die mitteleuropäische Gradmessung theil und lernte bei dieser Gelegenheit eine Reihe der ausgezeichnetsten Geodäten und Astronomen kennen. 1867 sah er sich infolge eines beschwerlichen Blasenleidens genöthigt, seine Pensionirung nachzusuchen. Er lebte noch einige Jahre in Petersburg und auf Reisen, zog sich aber dann, um in einem milderen Klima zu leben, auf seine Güter bei Sewastopol zurück, vollendete hier noch seine Memoiren, und starb am 22. December 1878 zu Simferopól.

Von seinen Werken sind folgende zu erwähnen: in russischer Sprache eine Beschreibung der kaukasischen Bergvölker (vollendet 1833, ungedruckt), eine Statistische Uebersicht von Persien (1841), eine Militärstatistische Beschreibung des Gouvernements Orenburg und der Kirgisensteppe (1847), eine Schilderung seiner Fahrt auf dem Kaspisee (1850), ein Bericht über seine Reisen in Persien (1853, letztere beiden in den Schriften der russischen geographischen Gesellschaft) und 10 Bände Memoiren des kaiserlichen Kriegskartendepots (1857—66), in deutscher Sprache eine Reihe von Aufsätzen, meist Berichte über den Stand der kartographischen Arbeiten in Rußland enthaltend, in den Jahrgängen 1857—76 von Petermann's Mittheilungen, sowie seine Selbstbiographie.

Erinnerungen aus dem Leben des Kaiserlich russischen Generallieutenants Johann von Blaramberg. Berlin 1872—75, 3 Bände (mit Bild). — Schellwitz, Uebersicht der russischen Landesaufnahmen (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin Bd. 22, 1887).

Viktor Hantzsch.

Blau: Ernst Otto Friedrich Hermann B., Orientalist und Reisender, ist am 21. April 1828 in Nordhausen geboren. Er besuchte 1842—48 die Fürstenschule zu Pforta und studirte dann bis 1850 in Halle, bis 1851 in Leipzig außer Theologie und Philosophie hauptsächlich orientalische Sprachen. 1852 trat er in den diplomatischen Dienst des preußischen Staates ein und wurde zunächst zum Attaché bei der Gesandtschaft in Constantinopel ernannt. Als solcher beschäftigte er sich namentlich mit den handelspolitischen Verhältnissen des osmanischen Reiches. 1854 unternahm er eine Informationsreise durch Kleinasien und nach den Inseln des aegeischen Meeres. Im folgenden Jahre wurde er zum Vicekanzler der Gesandtschaft befördert. Nachdem er sich durch wichtige Auskünfte um den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Preußen und Persien verdient gemacht hatte, erhielt er 1857 von der Regierung den Auftrag, zur näheren Untersuchung der industriellen und commerziellen Verhältnisse Vorderasiens von Sinope aus eine Reise durch Armenien nach dem Innern Persiens anzutreten. Er verweilte hier ein Jahr lang, schickte werth-

volle Berichte nach Hause und wurde nach seiner Rückkehr 1858 als Consul nach Trapezunt versetzt, wo er eine rege handelspolitische Thätigkeit entfaltete. Auch war er bemüht, seine Kenntniß der orientalischen Länder und Völker, Sprachen und Sitten durch zahlreiche Streifzüge nach den verschiedensten Gegenden Kleinasiens und nach dem Hochlande von Armenien zu erweitern und zu vertiefen. Da er sich eine gründliche Kenntniß der verschiedenen südslavischen Mundarten angeeignet hatte, wurde er 1861 nach der Herzegowina und nach Montenegro geschickt, um die dortigen Ein- und Ausfuhrverhältnisse zu studiren. Er erwies sich hier als scharfer Beobachter und bewährte sich so vorzüglich, daß ihm 1864 das neubegründete Consulat für Bosnien zu Serajewo übertragen wurde. Als sich wesentlich durch seine Anstrengungen die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den Ländern im Nordwesten der Balkanhalbinsel in erfreulicher Weise zu heben begannen, wurde er 1870 zum Generalconsul für Bosnien und die Herzegowina befördert. Als solcher unternahm er mehrere auch für die Wissenschaft sehr ergebnißreiche Reisen durch jene damals noch wenig bekannten Gebiete. Nachdem er 1873 als Generalconsul nach Odessa versetzt worden war, machte er am 27. Februar 1879 daselbst freiwillig seinem Leben ein Ende.

Als Schriftsteller hat er sich namhafte Verdienste um die wissenschaftliche Kenntniß des Morgenlandes erworben. Seine zahlreichen kleineren Abhandlungen, von denen nur einige wenige besonders wichtige genannt sein mögen, finden sich in vielen Zeitschriften, namentlich im Preußischen und Deutschen Handelsarchiv, in den Blättern für Münzkunde, in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (Querrouten durch die pontischen Alpen N. F. 10, 1861, m. Karte; Aus dem Tagebuche einer Reise durch Persien im Sommer 1857, ebendort, m. Karte; Ueber die Karte der Herzegowina N. F. 11, 1861; Uebersicht der römisch-katholischen Bevölkerung in Bosnien, ebd.; Bevölkerungslisten des Ejjalet Trapezunt, ebd.; Miscellen zur alten Geographie N. F. 12, 1862), in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (Die Stämme des nordöstlichen Kurdistan 12, 1858; Geographische Notizen zu Neschri's Osmanischer Geschichte 16, 1862; Nachrichten über kurdische Stämme ebd.; Untersuchungen über die lykischen Inschriften 17, 1863; Arabien im 6. Jahrhundert 23, 1869; Die Wanderung der sabäischen Stämme im 2. Jahrhundert, ebd.; Altarabische Sprachstudien 26—27, 1872—73; Ueber die türkisch-griechische Mischbevölkerung von Mariupol 28, 1874; Ueber Volksthum und Sprache der Kumanen 29, 1875; über Karta und Kerta in Ortsnamen 31, 1877), in Petermann's Mittheilungen (Ueber Rechtschreibung und Deutung türkischer Ortsnamen 1862; Handelsverhältnisse Kaukasiens, ebd.; Dr. Auriema's Reiseroute in Kurdistan 1863; Vom Urumcasee nach dem Wansee, ebd.; Der Winter 1863/64 in Kleinasien 1864; Aphorismen alter und neuer Ortskunde Kleinasiens 1865), in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Ausflüge in Bosnien 1867; Zur Statistik von Bosnien, ebd.), in den Annalen der Landwirthschaft (Ueber den Ackerbau in Bosnien 53, 1868) und in den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften (Ueber römische Alterthümer in Bosnien 1868). Von seinen größeren selbständigen Schriften, die sich durch gründliche Beherrschung des schwierigen, weit zerstreuten Materials, durch vorsichtig abgewogenes und sorgfältig begründetes Urtheil und auch, soweit es die Sprödigkeit des Stoffes erlaubte, durch anschauliche und lebendige Darstellung auszeichnen, sind zu nennen: „De nummis Achaemenidarum aramaeo-persicis“ (Leipzig 1855); „Kommerzielle Zustände Persiens, aus den Erfahrungen einer Reise im Sommer 1857 dargestellt“ (Berlin 1858), ein höchst bedeutsames Werk, das über Land und Volk, Thier- und Pflanzenwelt, Bodenproducte und

Industrieerzeugnisse, Handelswege und Geschäftsgebräuche, Ein- und Ausfuhr, Münzen, Maaße und Gewichte, Zoll-, Steuer-, Gerichts- und Consulatswesen, sowie über die Zukunftsaussichten Persiens alle für den Kaufmann wünschenswerthen Auskünfte gibt; eine Karte der Herzegowina (Berlin 1862); „Bosnisch-türkische Sprachdenkmäler" (5. Band der Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1868); endlich „Reisen in Bosnien und der Herzegowina" (Berlin 1877).

Viktor Hantzsch.

Blaul: Friedrich B., Dichter und Schriftsteller, wurde am 30. Januar 1809 als der Sohn eines Schmieds zu Speyer geboren. Er besuchte das Gymnasium der Vaterstadt 1819—27, wo der bekannte Philolog Anselm Feuerbach, des Malers Vater, und der ihm zeitlebens freundschaftlich zugethane spätere Bischof von Speyer und Kölner Erzbischof Joh. v. Geissel besondern Einfluß auf ihn ausübten, dann ein Jahr lang das Lyceum daselbst und studirte seit 1828 an der Universität zu Heidelberg evangelische Theologie, Geschichte, Archäologie, Kunstgeschichte und neuere Sprachen, seit Herbst 1830, vorzugsweise die erstere in Erlangen, auch in München sprachliche und historische Studien erledigend. Im Herbste 1831 kehrte er an die Heidelberger Hochschule, wohin ihn besonders Umbreit zog, der B. gern der Universität gewonnen hätte, zurück und legte 1832 zu Speyer die Prüfung fürs geistliche Amt ab. Bis 1835 war er Hauslehrer in der Familie des kgl. Regierungspräsidenten v. Stengel zu Speyer, wurde im Frühlinge 1836 zweiter Prediger in Otterberg und blieb seitdem im evangelisch-unirten Kirchendienste der bairischen Rheinpfalz: seit 1846 als Pfarrer in Frankenthal, seit 1856 als Decan in Germersheim. Dort starb er am 1. April 1863. Verheirathet war B. mit Henriette Herf in gesegneter Ehe: von den zahlreichen Kindern starb der älteste Sohn einige Wochen vor dem Vater als dessen Amtsgehülfe, ein andrer, Hermann, um die Herausgabe von Blaul's Schriften glücklich bemüht, in frühem Alter als Pfarrer in Frankfurt a. M., von den zwei noch lebenden ist Julius Oberregierungsrath im bair. Cultusministerium, der andere Major in Neu-Ulm — aufrichtige Genugthuung würde B. empfunden haben, hätte er seine Söhne so in Amt und Würden gesehen.

B. ist als Dichter verschiedentlich, mit bestem, theilweise lange anhaltendem Erfolge thätig gewesen. Seinem priesterlichen Berufe liegen die „Geistlichen Lieder" (1838) am nächsten — diese fanden später Aufnahme in den von seinem Sohne Hermann herausgegebenen Gedichten „Heimwärts" (1887) — sodann das „Andachtsbuch für evangelische Christen" (1836), während „Das Reformationswerk in der Pfalz. Historische Denkschrift" (1846) gleichsam den Uebergang zu den geschichtlichen und auf die engere Heimath bezüglichen Schriften bildet. Mit der letzteren beschäftigen sich auch „Der Führer vom Haardtgebirge" (1840), „Bad Gleisweiler, das obere Haardtgebirge und die pfälzische Schweiz" (1857), „Der Kaiserdom zu Speier" (1860), endlich „Träume und Schäume vom Rhein", eine buntfarbige Serie Reisebilder, 1839—40 zweibändig hervorgetreten, in „2., vermehrter Auflage" 1883. Außer einer gründlichen Kenntniß von Land und Leuten (die ein so feiner Fachmann wie W. H. Riehl warm gewürdigt hat) sowie der Geschichte befähigte ihn zu solchen Arbeiten sein Kunstverständniß. Mehr oder weniger unmittelbare Niederschläge seines Studienaufenthalts in Isar-Athen stellen sich in den Schriften „Der ewige Jude und sein Liebling in München" (1831) und „Bilder aus München" (1834) vor; dazu stellen wir wol am richtigsten das Humoristicum „Der neue Albrecht Dürer" (1842). Ins lyrische Gebiet gehören: „Die drei Fürstensöhne Napoleon II., Heinrich V., Otto I.", als „lyrische Trilogie" bezeichnet, und „Die Julinacht auf St. Helena", beide 1835 gedruckt. In dichterischer Prosa und zwar auf

epischem Felde war B. ungemein fruchtbar. Zu nennen sind hier die Novelle „Das Musikfest" (1832) sowie die Volkserzählungen „Die Rache ist mein, ich will vergelten" (1840; neue Ausg. 1882), „Robert Plank, der verlorne Sohn" (1840; neue Ausg. 1883), die beide den geistlichen Verfasser ahnen lassen. Die Thatsache, daß diese und andere Arbeiten Blaul's zwei Decennien nach dem Tode des Verfassers, vier nach dem Erscheinen, erneut werden konnten, spricht für sein litterarisch-poetisches Talent. Auch die Volks- und Jugenderzählungen „Aza", „Der Stiefsohn", „Glaubenstreue" konnten neuerdings frisch aufgelegt werden. Nach Blaul's Tode erschienen „Alte und neue Geschichten" und „Das Kreuz, eine spanische Geschichte". Speciell der Jugend gewidmet ist das Buch „Der Jugend Lust und Lehre. In neuen Fabeln, Märchen und Erzählungen" (1846), von namhaften Pädagogen zu dem Gediegensten und Brauchbarsten seiner Art gezählt. B. besaß eine ausgezeichnete Darstellungsgabe und war auch ein fesselnder Erzähler. Er verwerthete dies sein Talent in heimathlichen und anderen Blättern: aus den in verschiedenen Blättern verstreuten Erzählungen sammelte Blaul's Sohn Hermann einen „Novellenkranz" (1885). Auch war er beliebter Mitarbeiter politischer Tageszeitungen, z. B. der (Augsb.) Allg. Ztg.

Kurze Biographien in: Pfälzisches Memorabile. Gabe des evangel. Vereins f. d. protestant. Pfalz (hsg. v. Pfarrer Johs. Schiller in Westkirch) I (1873), S. 86, und ersichtlich danach bei Brümmer, Lex. dtsch. Dicht. u. Prof. des 19. Jhs.[4] I., 133 f.; vgl. auch Pfälz. Schulbote für 1867. — Freundliche Controlle und vielseitige Ergänzung meines Materials durch Hrn. Pfarrer Schneider in Neckar-Steinach, Blaul's Schwiegersohn.

Ludwig Fränkel.

Bleek: Wilhelm Heinrich Immanuel B. wurde als Sohn des biblischen Kritikers Friedrich B. am 8. März 1827 zu Berlin geboren. Da seine Eltern zwei Jahre darauf nach Bonn versetzt wurden, so empfing er seine ganze Elementar- und Gymnasialerziehung an diesem Orte und studirte auch von Herbst 1845 bis Ostern 1848 an der dortigen Universität classische Philologie, wobei er sich namentlich deren kritischem exegetischen Theile zuwandte. Später widmete er sich zwei Semester in Berlin und von Ostern 1849 an wiederum in Bonn daneben dem Studium der Theologie Der Wunsch sich über einige schwierige Punkte der hebräischen Grammatik, zu deren genügender Lösung die Vergleichung der bekannten asiatischen und europäischen sich unzureichend erwiesen hatte, Klarheit zu erhalten, veranlaßte ihn seiner eigenen Aeußerung gemäß sich auf dem bisher unerforschten Gebiete afrikanischer Sprachen umzusehen. Diese erschienen ihm aber alsbald von solcher Bedeutung für das allgemeine Sprachstudium, daß sie ihn ganz fesselten und die Erkenntniß des Entwicklungsganges der Sprache, namentlich durch Erforschung der primären Sprachformationen, ihm das Ziel seines ganzen Strebens wurde. Am 6. August 1851 promovirte B. in Bonn mit einer Dissertation („De nominum generibus linguarum Africae australis, Copticae, Semiticarum aliarumque sexualium"), in der der Ursprung des Geschlechtsunterschieds der Nomina in den drei südafrikanischen Sprachen erklärt und zugleich der nordafrikanische Ursprung der Hottentottensprache nachgewiesen wurde.

Durch seine afrikanischen Sprachstudien angeregt, suchte und fand B. bald Gelegenheit nach Afrika zu kommen. Es gelang ihm der von der englischen Regierung ausgesandten Tschadda-Expedition als wissenschaftlicher Beamter zugetheilt zu werden. Eine heftige Erkrankung zwang ihn jedoch schon in Fernando Po zurückzukehren. In London wurde er durch Bunsen mit dem Bischof Colenso von Natal bekannt und reiste mit diesem im Frühjahr 1855 nach Natal. Hier verbrachte er anderthalb Jahre im Innern und im Zulu-Lande,

meist in den Hütten der Eingeborenen lebend, um deren Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Sprachen kennen zu lernen. Pecuniäre Gründe zwangen ihn, trotz einer ihm von der Königsberger physikalisch-ökonomischen Gesellschaft gewährten Unterstützung, im November 1856 nach Capstadt zu gehen, um sich weitere Unterstützungen zu verschaffen. Durch Colenso wurde er mit dem damaligen Gouverneur der Capcolonie Sir George Grey bekannt, der ihn veranlaßte eine seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Anstellung als Gouvernementsdragoman anzunehmen. Daneben war seine Beschäftigung hauptsächlich eine philologische, nämlich die Sammlung und Beschreibung gedruckter und ungedruckter Documente betr. die Sprachen Afrikas, Australiens und Polynesiens; ferner Classificiren und Charakterisirung der einzelnen Sprachen und Sprachstämme verbunden mit anthropologischen Forschungen (The library of Sir George Grey, vol. I u. II, 1858 u. 59). Zwei Jahre lang hatte er diese Stellung inne, als er 1859 infolge von Ueberarbeitung krankheitshalber nach Europa zurückkehren mußte. Anfang Januar 1861 war er wieder auf seinem Posten. Er verlor denselben aber bereits im August desselben Jahres, als Sir G. Grey als Gouverneur nach Neuseeland berufen wurde, da man den Posten aus Sparsamkeitsgründen eingehen ließ.

B. begann nun die Ausarbeitung seiner vergleichenden Grammatik der südafrikanischen Sprachen, deren erster Theil 1862 beendet wurde. Um diese Zeit schenkte Sir G. Grey der Capcolonie seine Bibliothek und knüpfte daran die Bedingung, daß B. als Curator dieselbe verwalten und zugleich eine mäßige jährliche Einnahme auf Lebenszeit erhalten solle. Im J. 1869 nahm B. einen halbjährigen Urlaub nach Europa. Auf Veranlassung von Sir G. Grey erhielt er in London eine jährliche civil list pension von 3000 Mark. Nun konnte er sich der Buschmann-Sprache, die ihn sehr interessirte, in Muße widmen, so weit es seine immer schlechter werdende Gesundheit erlaubte. Ehe er jedoch die wissenschaftlichen Resultate seiner letzten Studien ziehen konnte, starb er am 17. August 1875. — Seine Untersuchungen über die Buschmann-Sprache werden zur Zeit von seiner gelehrten Mitarbeiterin bei denselben, seiner Schwägerin Miß L. C. Lloyd, zur Veröffentlichung bearbeitet.

Bleek's Werke sind außer den bereits genannten folgende: „The languages of Mosambique“ (London 1856), ein vergleichendes Wörterverzeichniß von neun Bantu-Sprachen. Die Sammlung stammt größtentheils von Dr. Wilh. Peters her; „A comparative Grammar of South African languages“ (London 1862 u. 1869). Es ist sein Hauptwerk, in dem er die Bantu-Sprachen Afrikas im Geiste moderner Sprachwissenschaft zu behandeln unternommen hat, leider aber über die Phonologie und das Nomen nicht hinausgekommen ist. Als Manuscript befindet sich in den Händen von Frau Dr. Bleek noch das Pronomen, das die Tochter Bleek's, Frl. Dor. B., die zu diesem Zwecke Studien am Oriental. Seminar in Berlin betrieb, erfreulicher Weise bei einer Neuauflage der Grammatik veröffentlichen will; „Formenlehre der lateinischen Sprache“ (London 1863); „Reynard the fox in South-Africa“ (London 1864), ein interessanter Beitrag zur vergleichenden Mythologie. Eine deutsche Bearbeitung unter Zufügung einer Anzahl nordafrikanischer Fabeln erschien Weimar 1870 u. d. T.: „Reinecke Fuchs in Afrika“; seine Theorie „Ueber den Ursprung der Sprache“ (Kapstadt 1867 und Weimar 1868), mit einem Vorwort von Ernst Haeckel, machte seiner Zeit vieles Aufsehen, wurde ins Englische übersetzt (Newyork 1869) und von Whitney in seinen Oriental and Linguistic Studies 1873 eingehend kritisirt.

Kleinere Abhandlungen Bleek's finden sich: in den Monatsberichten der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1853: „Ueber afrikanische Sprachverwandtschaft“; in Transactions of the Philological Society 1855 u. 74: a) „On the

languages of Western and Southern Africa", b) „Grimms Law in South Africa; or, Phonetic changes in the South African Bântu Languages", c) „On the position of the Australian Languages"; in Petermann's Geogr. Mittheilungen 1855 S. 55, 145, 271, 361; 1856 S. 362; 1857 S. 99 u. 299; 1858 S. 418; in den Proceedings of the Ethnological Society: „The Concord, the Origin of Pronouns and the Formation of Classes and Genders of Nouns"; in Cape Monthly Magazine I, 165: „African Folklore", II, 53: „Recollection of E. M. Arndt", III, 334: „African Folklore", VII, 149: „Scientific reasons of the Bushman Language", VIII, 98: „On resemblances in Bushman and Australian Mythology", IX, 129: „On inquiries into Austral. aboriginal Folklore", XI, 104 u. 150: „Bushman Researches"; in The Cape and its people: „The Bushman language", „Bushman Folklore" (Lond. 1875).

C. Velten.

Bleſken: Dithmar B., Nordlandsreiſender des 16. Jahrhunderts, ſtammte vermuthlich aus Niederdeutſchland. Ort und Jahr ſeiner Geburt ſind unbekannt. Er ſcheint entweder Theologie oder Chirurgie ſtudirt zu haben und begab ſich dann nach Hamburg. Daſelbſt fand er, wenn man den Angaben ſeines Reiſewerkes Glauben ſchenken darf, eine Anſtellung als Schiffsprediger auf einem Kauffahrer, mit dem er 1563 nach Island fuhr. Hier mußte er wegen einer längeren Krankheit, die ihn an der Rückreiſe hinderte, überwintern. Nachdem er neun Monate auf der Inſel gelebt und dieſelbe nebſt ihren Bewohnern genügend kennen gelernt hatte, wünſchte er auch die übrigen Länder des hohen Nordens zu beſuchen. Während ſeiner Krankheit kam nämlich ein blinder Mönch zu ihm, der in ſeiner Jugend angeblich in einem Kloſter des h. Thomas auf Grönland erzogen worden war und ihm allerlei Wunderbares über die Beſchaffenheit dieſer Inſel, insbeſondere über die Eisbären und die zwerghaften Menſchen erzählte. B. beſchloß nach ſeiner Geneſung, ſich durch eigenen Augenſchein von der Wahrheit dieſes Berichtes zu überzeugen. Im Frühjahr 1564 ſteuerte er mit einem kleinen aber feſten Schiffe nach Weſten zu und erreichte nach drei Wochen die grönländiſche Küſte, da er aber keinen eisfreien Hafen fand, der ihm die Landung geſtattete, kehrte er um, verfehlte aber Island und gerieth nach langer gefahrvoller, immer öſtlich gerichteter Fahrt an die Küſte einer großen Inſel, die von einem zwerghaften Fiſchervolke bewohnt war und die er für das 1553 von Sir Hugh Willoughby geſichtete Nowaja Semlja hielt. Da ſich das Land als eine troſtloſe Eiswüſte erwies, ſegelte er weiter, um die von den Geographen und Kartenzeichnern längſt theoretiſch vorausgeſetzte nordöſtliche Durchfahrt nach China zu entdecken, ſah ſich aber bald durch ungeheure Eismaſſen am Vorwärtskommen gehindert und kehrte deshalb unter großen Gefahren nach Island zurück. Hier traf er ein portugieſiſches Schiff, auf dem er ſich nach Liſſabon begab. Von hier aus wollte er eine Fahrt nach Indien antreten, ging aber bereits in Goletta an der Barbareskenküſte ans Land und traf einen Niederdeutſchen, der in der Gefangenſchaft der Seeräuber zum Islam übergetreten war. Er ſchloß ſich dieſem als Diener an und zog mit ihm durch Tunis und Algerien nach Marokko, wo er fünf Jahre lang bei ihm blieb. Von hier aus kehrte er nach Deutſchland zurück und verfaßte auf Grund ſeiner Tagebücher eine Beſchreibung ſeiner Reiſen und der von ihm beſuchten Nordländer. 1582 trat er in den Dienſt des Erzbiſchofs von Köln, gerieth aber während einer Wanderung in der Nähe von Bonn unter eine Bande von Straßenräubern, die ihn völlig ausplünderten und ihm ſogar ſein Reiſewerk wegnahmen. Erſt 1588 erhielt er daſſelbe durch Zufall von einem Soldaten wieder, der es in einem von den Bewohnern verlaſſenen Hauſe gefunden haben wollte. B. begab ſich nun nach den Niederlanden, überarbeitete ſein

Werk nochmals und ließ es 1607 mit einer Widmung an die Generalstaaten von Holland und Westfriesland drucken. 1608 wird er als Dorfpfarrer zu Gießen in Nordbrabant erwähnt. Ueber sein Lebensende ist nichts bekannt.

Blefken's Beschreibung von Island war eins der gelesensten und merkwürdigsten Reisewerke des 17. Jahrhunderts. Es erlebte nicht weniger als 17 verschiedene Drucke. Die Originalausgabe erschien 1607 zu Leiden in lateinischer Sprache unter dem Titel „Islandia, sive populorum et mirabilium, quae in ea insula reperiuntur, accuratior descriptio, cui de Groenlandia sub finem quaedam adiecta". Ein Neudruck kam 1609 ebenfalls in Leiden heraus. Kurz nach seiner ersten Veröffentlichung wurde das Buch, vermuthlich vom Verfasser selbst, ins Holländische übersetzt und erschien zuerst als „Een corte ende waraechtige Beschrijving der twee Eilanden Jislandt ende Groenlandt" 1608 zu Groningen, dann unter verschiedenen Titeln ohne Jahr und 1615 in Amsterdam, 1651 in Dordrecht, 1652 ebendort in Adrian van Nispen's Sammelwerke Verscheyde Voyagien ofte Reysen, in demselben Jahre in Amsterdam als Anhang zu der holländischen Ausgabe des Olaus Magnus, nach 1660 ebendort in der Saeghman'schen Reisesammlung Beschrijvinghe van de Noordtsche Landen, 1706 in Leiden als 17. Band von Pieter van der Aa's Naaukeurige Verzameling der Reysen, sowie 1716 und 1720 in Leeuwarden. Ins Deutsche wurde es durch den Leipziger Geographen Hieronymus Megiser als „Beschreibung der mitternächtigen Insel Island" übersetzt und seinem Werke Septentrio novantiquus oder die newe Nortwelt (Leipzig 1613) beigefügt. Andere deutsche Ausgaben erschienen zu Leipzig 1653, Frankfurt 1727 und Leipzig 1728. Eine englische Uebersetzung findet sich im 3. Bande von Purchas' Pilgrims 1625.

Was den Inhalt des Buches anbelangt, so beschreibt B. darin zunächst seine Reiseerlebnisse, dann die natürliche Beschaffenheit der Insel Island, ihre Geschichte und ihre Bewohner, endlich die übrigen von ihm besuchten Nordländer. Wenn man seine Schilderungen liest, so gewinnt man den Eindruck, daß er Wahrheit und Dichtung mischt und sich namentlich nicht frei von Uebertreibungen hält. Als das Buch unter den nordischen Gelehrten bekannt wurde, bemerkten sie, daß es die Sitten ihres Volkes verdächtigte, indem es eine Menge theils lächerlicher, theils boshafter Geschichten von den Isländern erzählte. Damit so schimpfliche Behauptungen nicht unwidersprochen blieben und geglaubt würden, verfaßte der isländische Prediger Jonas Arngrim unter dem Titel Anatome Blefkeniana eine geharnischte Gegenschrift, welche 4 Auflagen erlebte (Kopenhagen 1612 und 1617, Hamburg 1613 und 1618) und nicht nur B. als einen boshaften Lügner bezeichnete, welcher statt der auf dem Titel seines Werkes versprochenen Beschreibung Islands weiter nichts geliefert habe als eine Sammlung von frechen Verleumdungen und Beschimpfungen, sondern auch Satz für Satz die angeblichen Unrichtigkeiten in seiner Darstellung zu widerlegen sich bemühte. Zum Schlusse kommt er zu dem Ergebniß, daß B. wahrscheinlich weder Island noch die übrigen nordischen Inseln jemals besucht, sondern sein Buch in Deutschland aus mangelhaften Berichten älterer Reisenden und auf Grund unzuverlässiger Schiffergeschichten zusammengeschrieben habe. Dieses harte Urtheil, das neuerdings auch von Seelmann und Baasch wiederholt wurde, erscheint wenigstens theilweise ungerecht. Allerdings steht fest, daß sich B. zahlreiche Uebertreibungen und Entstellungen zu Schulden kommen ließ. Zu vermuthen ist auch, daß er seine angebliche Reise nach Grönland und Nowaja Semlja nie ausgeführt hat, da die von ihm gelieferte Beschreibung dieser Länder alle individuellen Züge vermissen läßt und aus den Werken des Saxo Grammaticus, Albert Kranz, Olaus Magnus (1539) und des Niccolo und Antonio Zeno (1558), aus der Ausgabe des Adam von Bremen von 1595 und aus den

Berichten englischer und holländischer Schiffer über ihre Versuche, eine nordöstliche Durchfahrt nach China und Indien aufzufinden, abgeschrieben ist. Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß seine Nachrichten über Island den Eindruck eigener Erlebnisse hervorrufen und zum großen Theil mit den Thatsachen übereinstimmen, wenn sie auch theilweise einem 1561 in Hamburg erschienenen niederdeutschen Gedichte von Gories Peerse über jene Insel entlehnt sind.

Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts, 1895, S. 101—5. — Beckmann, Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, 1807, I, 114—23. — Forster, Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden, 1784, S. 534. — Seelmann, Gories Peerse's Gedicht Van Island (Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 1883, IX, 110). — Baasch, Forschungen z. Hamburgischen Handelsgeschichte I: Die Islandfahrt der Deutschen, namentlich der Hamburger, vom 15.—17. Jahrh. Hamburg 1889, S. 108.

Viktor Hantzsch.

Bleibtreu: Georg B., Schlachtenmaler, geboren am 27. März 1828 zu Xanten als Sohn eines Wundarztes, † am 16. October 1892. Ohne in dem schlichten Vaterhaus irgend eine Anregung gefunden zu haben, die ihn auf die Kunst oder auf die später von ihm verherrlichten großen geschichtlichen Thaten hätte führen können, verrieth der stille und in seiner Schüchternheit wenig beachtete Knabe schon früh den Trieb, seinen Träumen im Bild Ausdruck zu geben. Mit seiner Schiefertafel voller Soldaten und Pferde soll er den Eltern nachgelaufen sein und später wurden die biblischen Geschichten von den Kämpfen um Jericho und den Philisterschlachten, die er aus der Schule heimbrachte, auf dem Papier lebendig. In eine alte Kupferstichausgabe von des Josephus Zerstörung Jerusalems soll er sich bis zur Selbstvergessenheit vertieft haben, und noch als Knabe hat er wol die erste für seine Zukunft entscheidende Anregung erfahren, als durch den älteren Bruder eine deutsche Geschichte in seine Hände kam. Fortan fesselten ihn nur noch die Kämpfe seines eigenen Volks und auch der vollendete Künstler ist von seinem Knabenideal nie mehr abgewichen, so gut er sich auch die ganze Weltgeschichte zu eigen gemacht hatte. Mit seines Bruders Hülfe überwand der 15jährige das Staunen und Zweifeln seiner Eltern, da er sich für die Malerei als Lebensberuf entschied. So durfte er 1843 die Akademie im nahen Düsseldorf beziehen. Anfangs wollte der Beginn seiner Laufbahn den jungen Künstler fast verzagen lassen, seine ersten Versuche fielen so unbeholfen aus, daß nur seine Bescheidenheit und sein nie versagender Fleiß die Lehrer abgehalten haben, ihm das Talent abzusprechen. Aber schon in der Antikenclasse erregte sein Verständniß der idealen Form und seine gewissenhafte Zeichnung die Aufmerksamkeit, und sofort verwerthete er das eben gelernte zur Belebung seines Lieblingsgedankens, der Schlachtencompositionen, die er für sich in unendlicher Zahl zeichnete und wieder vernichtete. Aber dieser schon hochentwickelte Zug zu größerer Entfaltung erschien dann wieder verfrüht, wenn nicht gar nutzlos, als ihm in der Malclasse die technischen Schwierigkeiten seines Handwerks dauernd, wie es schien, verschlossen blieben. Ihm, der das später so bewährte Compositionstalent in sich fühlte, mochten die Studienköpfe, die man hier unerbittlich von ihm verlangte, inhaltlos und unwürdig erscheinen; nach fünf Jahren verließ er die Akademie, entfremdet und voll selbstquälerischer Zweifel. Doch erkannte er bald die Nothwendigkeit, für das was in ihm zum Ausdruck drängte, auch der technischen Mittel Herr zu werden; so fand er sich nach einem Jahr nochmals auf der Akademie ein. In der Classe Theodor Hildebrandt's ward ihm neben verständnißvoller Anleitung auch die nöthige Freiheit für sein vorwärtsdrängendes Talent. In den drei glücklichen Jahren

(1850—53) bei diesem trefflichen Lehrer hat er seine ersten Bilder gemalt, Scenen aus den Freiheitskämpfen der Schleswig-Holsteiner, die auf den gänzlich Unbekannten plötzlich die Aufmerksamkeit lenkten. Schon 1849 hatte eine farbige Zeichnung des Gefechts bei Bau seinen Lehrer und später das Publicum von seinem Talent unwiderleglich überzeugt; in den folgenden Jahren trat er dann mit zwei „Vorpostengefechten", der „Erstürmung von Kolding", vor allem aber der „Vernichtung der Kieler Turner" hervor, Bildern, deren Pathos gerade in jenen Jahren tief empfundener nationaler Ohnmacht mächtig ergreifend wirkte, die diesen Erfolg doch aber mehr noch als ihrem patriotischen Gehalt der Wärme und Wahrheit ihrer künstlerischen Empfindung verdankten. Besonders die Kieler Turner in ihrer höchst lebensvollen Anordnung und dabei schlichten, kernigen Charakteristik haben seinen Ruhm gegründet. Alle diese Bilder hat der Düsseldorfer Kunstverein erworben und verloosen lassen.

Trotz dieser Erfolge blieb er im Verbande der Akademie und arbeitete in der Meisterclasse Wilhelm Schadow's weiter. Seine nächsten Bilder führten aus der politisch traurigen Gegenwart in die Zeit des Aufschwungs, zu den Befreiungskriegen. Die Thaten der Landwehr waren es besonders, die ihn anzogen und dann auch, ihm als „Verkörperung des rächenden Volksgeistes" aufgegangen, die Gestalt Blücher's. — Sein ihm treu zugethaner Meister Schadow hätte freilich diese vielversprechende Kraft lieber auf die Schlacht bei den Thermopylen, als an die Kämpfe von Gevatter Schneider und Schuster verwandt gesehen, wie sich der classisch gebildete ausdrückte, aber bis zum Scheiden aus seinem Amt 1859 hat B. seiner wohlwollenden Führung manche Vervollkommnung zu danken gehabt, und alle Werke dieser Jahre haben vor ihren großen Erfolgen draußen ihre Feuertaufe im stillen Düsseldorfer Atelier vor dem unbestechlichen Urtheil jenes alten Lehrers durchmachen müssen.

Studien für das erste Bild dieser Periode, die „Schlacht bei Großbeeren", führten ihn nach Berlin, zum Besuch der Schlachtfelder von Großbeeren und Dennewitz; hatte er aus der Poesie der Befreiungskriege sich mit der Begeisterung jener Tage bereits vertraut gemacht, so lernte er jetzt dort einen Mann kennen, in dessen achtunggebietender und allverehrter Persönlichkeit ihm ein gut Stück jener Zeit lebendig wurde, Dr. Friccius, den Generalauditeur der Armee und Geschichtschreiber der Befreiungskriege. Trotz ihrer Altersverschiedenheit verband beide Männer seit jener ersten Bekanntschaft eine unverbrüchliche Freundschaft, deren Denkmal der „Sturm der ostpreußischen Landwehr unter Führung des Majors Friccius auf das Grimmaische Thor" ist. Auch werthvolle künstlerische Anregungen hatte er damals in Düsseldorf dem eigenthümlich pädagogischen Talent eines Freundes, des als Rethel's Nachfolger bei den Aachener Wandbildern so wenig glücklichen Joseph Kehren, zu danken. Seine Bilder aus dieser Zeit finden, wo sie erscheinen, alle Anerkennung: „Die Schlacht bei Crefeld 1758", „Die Verwundung des Prinzen von Oranien [späteren Wilhelm III.] bei Waterloo", „Bellealliance mit dem Untergang der kaiserlichen Garden" und zwei große Skizzen der „Schlacht an der Katzbach". Der Klarheit seiner Compositionen verdankte er wol das oft wiederholte Lob, vor ihm sei niemandem die Schilderung des Schlachtgewühls selbst gelungen.

Im J. 1858, kurz nach seiner Verheirathung, siedelte B. nach Berlin über. Hier nahm ihn, neben der Ausführung jener Katzbachskizzen, im Auftrag der „Verbindung für historische Kunst" und einer neuen Fassung der Schlacht bei Großbeeren vor allem die Thätigkeit für reproducirende Techniken in Anspruch. Da ihm die Lithographien Anderer nach seinen Zeichnungen nicht genügten, so zeichnete er selbst auf den Stein zwei seiner bekanntesten Compositionen: Blücher und Napoleon bei Waterloo. An den Illustrationen für eine nie vollendete

Ausgabe von Beitzke's Geschichte der Befreiungskriege arbeitete er mit Ludwig Pietsch gemeinsam, für das „Preußische Landwehrbuch" und vier Lieferungen „Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder" lieferte er Holzschnittzeichnungen. Ein 1862 ohne Auftrag entstandenes Gemälde „Der Sturz der Irmensäule" blieb ohne Erfolg.

Die stärksten Anregungen kamen seinem Talent dann aus dem schleswig-holsteinischen Kriege. Er besuchte die Schauplätze der preußischen und auch österreichischen Waffenthaten und malte für Wien den „Kampf um den Königshügel" und das „Treffen von Oeversee"; das preußische Heer verherrlichte er in Episoden des Sturms auf Düppel. Auf eine Concurrenz hin erhielt er von der Regierung den Auftrag, den Uebergang nach Alsen zu malen, aber noch vor Vollendung dieses durch Landschaft und Beleuchtung auch malerisch interessanten Vorwurfs schloß sich der Künstler beim Ausbruch des österreichischen Krieges als Zuschauer der Armee des Prinzen Friedrich Karl an. Zwei Episoden aus der Entscheidungsschlacht waren das Resultat: „Der König bei Königgrätz" und „Die 12. Husaren zwei österreichische Karrées niederreitend"; in beiden gelang vor allem die malerische Darstellung des Kampfgewühls. Noch war er mit diesen beiden Werken beschäftigt, als der Ausbruch des französischen Krieges ihm ein neues Feld für seine Studien versprach. Im Hauptquartier des Kronprinzen machte er den Feldzug mit; mehr als einmal hat sein Eifer ihn bis in die Feuerlinie gelockt. Mit dem Kronprinzen bei Wörth und in Fröschweiler, im Hauptquartier vor Sedan und in Donchery, mit dem bairischen General v. Hartmann vor Paris und schließlich in Versailles, sah er, gleich beglückt als Künstler wie als Patriot, in heller Begeisterung alle deutschen Stämme an ihrer blutigen Arbeit. Das zu malen füllte dann die zwei folgenden Jahrzehnte vollkommen aus. Auch er mußte der officiellen Anerkennung oft seine Ueberzeugung opfern. So entstanden die zahlreichen repräsentativen Feldherrenbilder in Schlachtenumgebung für die Galerien der bundesstaatlichen Residenzen. Weit über ihnen stehen Werke wie „Der Kronprinz im brennenden Fröschweiler" mit großen Vorzügen in der coloristischen Composition, „Die Attacke der hessischen Husaren bei Wörth" von stürmischer Lebendigkeit der Bewegung, „Das kronprinzliche Hauptquartier vor Sedan", eine wohlabgewogene und bei aller Ruhe höchst spannende Gruppe von Porträts, und, mit herzlicher Freude erlebt, geschaut und gemalt „Die Ankunft des Generals v. Hartmann mit seinen Bayern vor Paris".

B. hatte immer, im Gegensatz zu andern Schlachtenmalern, über die bloße Schilderung hinaus seinen Gegenstand im höchsten Moment zu fassen, durch ein gesteigertes Leben zu idealisiren versucht. Sein langgehegter Wunsch nach monumentaler Gestaltung sollte ihm in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses verwirklicht werden: der „Aufruf an mein Volk", „Blücher bei Waterloo" und der „Sturm auf St. Privat" sind in diesem Raum neben den Bildern des Düsseldorfers Jansen die lebendigsten und sicher am tiefsten empfunden. Auch in der Vorhalle zum Magistratssitzungssaal im Berliner Rathhaus ist sein Bild „Die Berliner auf dem Schlachtfeld von Großbeeren" das einzige, das in schlichten Figuren und malerischer Haltung dem monumentalen Zweck entspricht. Bei der Bewerbung um die Ausschmückung des großen Goslarer Kaisersaals wurde dann noch seine wahrhaft monumentale Kaiserproclamation gegenüber anderen trockenen Schilderungen rühmend erwähnt, ohne zur Ausführung zu gelangen. Soweit ihm die Aufträge auf Bilder des jüngsten Krieges Raum ließen, griff er auf die ältere Geschichte zurück, die Zeit des Großen Kurfürsten, vor allem aber wieder die Befreiungskriege: der tragische Ritt Napoleon's vom Schlachtfeld bei Waterloo und die Siegesnacht von Belle-Alliance.

Noch kurz vor seinem Tode beschäftigten ihn Arbeiten und Entwürfe:

Scenen der vaterländischen Geschichte. Was an dem Menschen gerühmt wird, schlichte Wahrheit und treue Pflichterfüllung, davon zeugen auch die Werke des Künstlers. Die öffentliche Anerkennung der letzten Jahrzehnte hat ihn nicht verwirrt; er selbst empfand die Grenzen seines Talents: nicht immer hielt mit seiner Begeisterung der künstlerische Ausdruck gleichen Schritt und seine Composition verleugnet trotz allen Ringens nach Freiheit nie ganz die Düsseldorfer Herkunft. Aber in seinen unzähligen Skizzen liegt der Beweis, mit welcher Treue er sich über jede seiner Gestalten Rechenschaft gab. Und das Ziel, um das er sich mühte, war doch etwas, was seine Zeit aufs tiefste bewegte. Der vaterländische Inhalt seiner Werke würde allein ihren künstlerischen Werth nicht begründen; aber er war doch unter den Frühesten, die den Gedanken der eigenen Zeit und des eigenen Volks zum Ausdruck halfen.

Pietschker, Georg Bleibtreu, der Maler des neuen deutschen Kaiserreichs. Cöthen 1876. — Boetticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts. Dresden 1891, Bd. II, 1, S. 105 ff. — Orelli, Charakteristiken z. Culturgeschichte d. Gegenwart. Heft I: Die vaterländische Richtung in d. Kunst .. mit Bezug auf Scherenberg und Bleibtreu. — Herm. Riegel, Deutsche Kunststudien. Hannover 1868, S. 385 ff. — Pecht, Aus dem Münchener Glaspalast ... Stuttgart 1876. — Rosenberg, D. Berliner Malerschule. Berlin 1879, S. 157 ff.; — derſ., Geschichte d. modernen Kunst. Leipzig 1894, Bd. III, S. 144 f. und Nekrolog, Kunst-Chronik 1892/93, S. 49. — L. Pietsch, Nekrolog, Vossische Zeitung, 19. Oct. 1892 und Kunst-Salon, Jahrg. II, 2, 1893, S. 34 ff. — Carl Bleibtreu, Aus Georg Bleibtreu's Leben und Wirken. Moderne Kunst, IX. Jahrg., S. 365 ff.; — derſ., Die moderne Schlachtmalerei, Kunst unserer Zeit VII, 23 ff. — Jordan, Stammbuch d. k. National-Gallerie zu Berlin. 1880, S. 73. — Katalog d. k. National-Gallerie zu Berlin, II. Theil: Biographisches Verzeichniß d. Künstler. — Gurlitt, Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1899, S. 344 ff. — Münchener Allgem. Zeitung, 19. Oct. 1892, Nekrolog. — Jaro Springer, Kunst f. Alle 1893/94, S. 76, Ausstellung seiner Werke.

Oskar Fischel.

Blum: Reinhard Joh. B., Mineralog, ist geboren am 28. October 1802 in Hanau, erhielt dort seine Gymnasialbildung und bezog 1821 die Universität Heidelberg, um sich dem Cameralfach zu widmen. Er vollendete in Marburg seine Studien und bestand daselbst 1825 die cameralistische Staatsprüfung; kehrte darauf nach Heidelberg zurück, um sich unter seinem Schwager C. Cäsar v. Leonhard dem Studium der Mineralogie zu widmen; promovirte in Heidelberg und habilitirte sich daselbst 1828 als Privatdocent. 1838 wurde er zum außerordentlichen, 1856 zum ordentlichen Professor der Mineralogie befördert und 1877 in den erbetenen Ruhestand versetzt. Er starb am 21. August 1883 an einem schmerzhaften Magenleiden.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf die Beziehungen der verschiedenen Mineralien zu einander, auf ihre genetischen Verhältnisse und ihr Vorkommen. Das im J. 1843 veröffentlichte Werk über die Pseudomorphosen des Mineralreichs erschloß ein neues, früher kaum bebautes Gebiet der Mineralogie, das auch für die Gesteinskunde und Petrogenesis von großer Bedeutung wurde. Es ist unstreitig die hervorragendste Leistung Blum's. Aber auch sein „Handbuch der Lithologie und Gesteinslehre" (Erlangen 1860), sowie sein „Lehrbuch der Oryktognosie" (1833) zeichnen sich wie die „Pseudomorphosen" durch präcise und ungemein klare Darstellung aus und haben weite Verbreitung gefunden. Die „Lithurgik der Mineralien und Felsarten" (1840) behandelt deren Bedeutung und Verwendung in ökonomischer, artistischer und

technischer Hinsicht. Eine Anzahl kleinerer Arbeiten über einzelne Mineralien berücksichtigt mit Vorliebe das geognostische Vorkommen, während seine Gesteinslehre vom rein mineralogischen Gesichtspunkt beherrscht wird und den genetischen Verhältnissen und der geologischen Erscheinung der Gesteine verhältnißmäßig wenig Rechnung trägt. Als Lehrer wirkte B. nicht durch packenden und beredten Vortrag, sondern hauptsächlich durch die Begeisterung für seine Wissenschaft, durch die peinliche Sorgfalt, womit er das Demonstrationsmaterial auswählte und erläuterte und vor allem durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und schlichte Einfachheit, wodurch er die Herzen seiner Schüler gewann. Er hatte keine Feinde und erfreute sich an der Seite einer vortrefflichen Gattin und im Kreise wohlgerathener Kinder und Enkel eines ungetrübten Familienglücks. Seine selbständigen Werke sind größtentheils bei Schweizerbart in Stuttgart, seine kleineren Aufsätze im Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde erschienen.

H. Rosenbusch, Nekrolog im Jahrb. f. Mineral., Geol. u. Paläontol. 1883. II. v. Zittel.

Blumenau: Dr. phil. Hermann B., Begründer der südbrasilischen Colonie Blumenau und einer der wackersten Pioniere des Deutschthums im Auslande, starb am 30. October 1899 zu Braunschweig im hohen Alter von 80 Jahren. Geboren wurde Hermann Bruno Otto B. am 26. December 1819 in dem kleinen braunschweigischen Harzstädtchen Hasselfelde als Sohn des dortigen Forstraths Karl Friedrich B. Seine Schulbildung erhielt er zuerst bei dem Pastor Götting in Großwinnigstedt, dann auf dem Gymnasium in Braunschweig. Er entschloß sich Apotheker zu werden und kam als Lehrling nach Erfurt; neben der Pharmacie beschäftigte er sich auch eifrig mit Chemie und promovirte später in Erlangen zum Dr. philosophiae. Doch der Apothekerberuf sagte dem unternehmungs- und wanderlustigen jungen Manne wenig zu; sein reger Sinn für Naturwissenschaft erweckte in ihm die Lust, überseeische Länder kennen zu lernen. Auf Alexander v. Humboldt's Empfehlung trat er deshalb im J. 1846 in den Dienst des damals in Bildung begriffenen Hamburger Colonisationsvereins und war bei den Vorarbeiten zu der Errichtung der brasilischen Colonie Dona Francisca in der Provinz S. Catharina auf den Ländereien des Prinzen Joinville thätig. Im J. 1849 verband sich B. dann mit dem späteren deutschen Consul in Destero, Ferdinand Hackradt, zu einem eigenen gemeinschaftlichen Colonisationsunternehmen; sie erwarben durch Kauf und Schenkung von der brasilischen Regierung in der Nähe der Colonie Dona Francisca, im fruchtbaren Flußgebiete des Itajahy, das erforderliche Land und wollten hier ein größeres landwirthschaftliches Unternehmen betreiben und auf demselben eine Sägemühle und eine Zuckerfabrik anlegen. Nachdem B. 1848 nach Deutschland zurückgekehrt war, wo er die für die Colonisation am Itajahy erforderlichen Personen und Capitalien engagirt hatte, kehrte er 1850 zurück, um, nach in aller Freundschaft vollzogener Trennung von Hackradt, dem bei seinem nüchternen Sinn die Pläne Blumenau's zu weitausgreifend waren, seine Colonisationspläne zu verwirklichen. Im September 1850 wurde die eigentliche Colonisation von B. mit siebzehn jungen, zumeist unverheiratheten Leuten eingeleitet. Die Entwicklung der Colonie war in der ersten Zeit sehr unbedeutend — in den nächsten Jahren folgten nur 8, 52, 110, dann 53 und 28 Personen —; denn wenn B. der Colonie auch sein ganzes Privatvermögen von etwa 16 000 Thalern opferte, so waren diese Geldmittel im Verhältniß zu einem so großen Unternehmen doch nur gering, und die brasilische Regierung verhielt sich der jungen Colonie gegenüber ziemlich kühl. Nichtsdestoweniger setzte B. mit großer Ausdauer und einer wahrhaft bewunderungswürdigen Aufopferung sein einmal begonnenes Werk fort. Eine

Schilderung der Colonie aus den ersten Jahren gibt Dr. Robert Avé-Lallemant in seiner „Reise durch Südamerika im Jahre 1858" (3. Abschnitt, S. 187 bis 212). Eine kleine Werbeschrift „Deutsche Colonie Blumenau" veröffentlichte B. selbst im Verlag von G. Fröbel in Rudolstadt 1856. Im J. 1860 wurde die Colonie, die damals 700 bis 800 Bewohner zählte, auf Wunsch von B. von der brasilischen Regierung käuflich übernommen und B. wurde als Colonialdirector mit der Weiterverwaltung betraut. Die Fortschritte der Colonie waren nun größer; im J. 1865 zählte sie bereits etwa 2600 Bewohner. Um im Auftrage der brasilischen Regierung für Colonialzwecke thätig zu sein, kam B. 1865 nach Deutschland zum Besuch. Den Aufenthalt benutzte er zugleich, sich 1867 in Fräulein Bertha Repsold in Hamburg eine Lebensgefährtin zu wählen. Im J. 1869 reiste er mit seiner Frau in die neue Heimath zurück, in der er dann noch bis zum Jahre 1880 die Verwaltung der Colonie führte. In diesem Jahre wurde die Colonie, in der nun fast 15 000 Personen, darunter etwa 11 000 Deutsche angesiedelt waren, emancipirt, d. h. in die allgemeine Verwaltung des brasilischen Staates aufgenommen. Noch vier Jahre verblieb B. in Brasilien; dann kehrte er im October 1884 nach Deutschland zurück und nahm mit seiner Frau seinen Wohnsitz in Braunschweig, wo er still und zurückgezogen bis zu seinem Tode lebte.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß namentlich der Pastor a. D. Stutzer die Thätigkeit Blumenau's als Colonialverwalter scharf kritisirt und angegriffen hatte. Im Gegensatz hierzu schreibt aber der treffliche Reisende J. J. Tschudi, der die Colonie Blumenau 1861, kurze Zeit nach der Uebergabe derselben an die kaiserliche Regierung, besuchte: „Mit ruhigem Selbstbewußtsein streng erfüllter Pflicht konnte Dr. B. auf seine Schöpfung blicken und jederzeit mit freier Stirn den schmutzigen und perfiden Angriffen entgegentreten, die bald gegen seine Person, bald gegen sein Unternehmen gerichtet wurden. Er mag in manchen administrativen Fehler verfallen sein, manchen unabsichtlichen Mißgriff begangen haben; stets aber war sein Streben ebenso redlich als uneigennützig." Eine eingehende Schilderung der Blumenau'schen Colonie gab Dr. Henry Lange in „Südbrasilien" (Berlin 1882); dort finden sich auch mehrere schöne Abbildungen und ein Porträt von B. Er hatte noch die Genugthuung gehabt, zu erleben, daß das 1859er Auswanderungsrescript des Ministers v. d. Heydt, welches die Auswanderung nach Südbrasilien verpönte, aufgehoben wurde. Beim Tode Blumenau's zählte die Colonie Blumenau 40 000 Bewohner, darunter gegen 30 000 deutsche Colonisten. Das beabsichtigte fünfzigjährige Gründungsfest der Colonie im Herbst 1900 zu erleben, sollte ihrem Gründer nicht mehr vergönnt sein, aber die Kunde davon war die Freude seiner letzten Tage.

Vgl. Braunschw. Magazin 1900, Nr. 4 u. 5. — Export, Nr. 49, 1899 mit 2 Porträts und Deutsch-Brasilische Nachrichten, Nr. 1, 1900 mit Porträt.

W. Wolkenhauer.

Blumenreich: Franziska B., bekannter unter ihrem litterarischen und früheren bürgerlichen Namen Fr. v. Kapff-Essenther, Romanschriftstellerin, geboren auf Schloß Waldstein bei Leitomischl am 2. April 1849, endete am 28. October 1899 zu Berlin durch absichtlichen Sturz aus einem Hotelfenster, infolge von Sorgen und Nervosität, die ihres letzten Gatten Verhalten erweckt hatte. Tragisch und romanhaft wie dieser Abschluß war ihr Leben. Ihr Mädchenname sogar ist zur Zeit fraglich. Einerseits heißt's, sie sei vor Verheirathung mit einem Grazer Architekten v. Essenther Lehrerin gewesen und habe während dieser Ehe ihre litterarische Thätigkeit begonnen, nachdem sie mit der Novelle „Die Flucht" (nach eigner Angabe mit der Novelle „Mein Weib" und dem Feuilleton „Der Abgrund") den 1. Preis einer Feuilletonconcurrenz der

„Wiener Allg. Ztg." gewonnen, diese Ehe aber gelöst, um den gleichaltrigen Schauspieler und Schriftsteller P. Blumenreich (seit 1900 in Wien) zu heirathen. Andererseits theilt Brümmer (s. u.) verläßlich, und meist auch mit ihren autobiographischen Notizen (s. u.) übereinstimmend, mit, sie habe, Tochter eines österreichischen Staatsbeamten Essenther, nach stiller Jugend in Kleinstädten Böhmens, durch Selbststudium das Lehrerinnenexamen erreicht, so daß sie einige Zeit eine Privat-Mädchenschule leitete, in Wien 1880 den Musik- und Kunstkritiker Otto v. Kapff (geb. 1855, noch jetzt Redacteur a. d. „Dtsch. Kunst- und Musikzeitung" daselbst) geehelicht, welches Band getrennt worden sei, worauf sie 1887 besagtem Blumenreich die Hand gereicht. Die Ehe mit v. Kapff ist zweifellos, u. a. auch durch die Selbstverzeichnung in Kürschner's „Litteraturkalender" bis incl. Jahrg. 1888 erwiesen. Mit dem neuen Gatten, der damit vom Theater mehr zu der von ihr gepflegten Erzählung überging, lebte sie bis 1892 in Berlin. Er begründete 1889 eine der zahlreichen Correspondenzen, „Berliner Feuilleton", wo der rasch bekannte Name der Frau mit ziehen sollte, und erneuerte es, nachdem sie 1892 bis 93 in Stuttgart gewohnt hatten (sonst immer in Berlin), 1894 vorübergehend als „Neues Feuilleton". Weder dies noch des Mannes Redacteur-Thätigkeit am „Montag" und dem Prachtwerke „Die deutsche Bühne in Wort und Bild" sicherten die Existenz, für die meist der Frau rastlose Feder aufkommen mußte. Seit der verhängnißvollen Heirath 1887 lieferte sie einen Roman- oder Novellenband auf den andern, durch das Talent, leicht zu erfinden, treffend zu charakterisiren und spannend zu gestalten, begünstigt. Insbesondere als der materielle B. nach jenen Fehlschlägen sich auf Theaterspeculationen warf und am prächtigen Berliner „Theater des Westens" betheiligte, aber 1896 damit, auch als Geschäftsführer des Theaters „Alt-Berlin" ins Wasser und in Verdacht der Veruntreuung gerieth und nach Krach des Unternehmens März 1898 verurtheilt, nach Amerika entwich, steigerten Enttäuschungen und Widrigkeiten des aufreibenden Daseinskampfes die Aufregung der persönlich bescheidenen Frau derart, daß sie eine Heilanstalt aufsuchen mußte. Endlich versagten ihre Nerven völlig, und das führte jene Katastrophe herbei.

Lange vor der ununterbrochenen Reihe ihrer Prosaerzählungen, die mit den gekrönten novellistischen Wiener Sittenbildern (1884) anhub, liegen der Roman „Frauenehre" (3 Bde., 1872; 2. Aufl. 1872) und das komische Epos „Die sociale Revolution im Thierreiche" (1876); man kann diese zwei Erzeugnisse füglich als ihre Frühperiode bezeichnen. Der um 1884 erst aufkommende heutige Realismus in Stoff und Darstellung, den die „Wiener Sittenbilder" bethätigten, erregte in der litterarischen und der Leserwelt sofort Aufsehen, zumal sie eine der ersten deutschen Schriftstellerinnen im Geschmacke der „Moderne" ward. Leider trieb sie der Erwerbszwang immer mehr zu schneller Production, ohne daß sie sich Muße nahm, ihre meist tiefer greifenden Probleme (z. B. „Uebermenschen", noch 1898 i. d. Unterhaltungsbeilage d. Wochenschrift „Fürs Haus") zu vertiefen und auszureifen. Glücklichere Umstände hätten ihre Gaben gewiß stufengemäß entwickelt; denn sie verleugnete auch unter der Schreibhetze künstlerischen Ehrgeiz nie.

Lebensabriß, wol authentisch, nebst Bibliographie, bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prosa. d. 19. Jhs. I, 139 f. (u. 4 [4 u. 5]), wo die Specialschriften über österr. u. weibliche Litteraten ausgenutzt sind. Porträt: „Die Woche" I, H. 34, Sp. 1326. Von der Autorin uncontrollirte Bibliographie Kürschner's Litteraturkaldr. XXI, 658 f., desgl. bei S. Pataky, Lex. dtschr. Frauen der Feder I s. v. Todesnotiz mit Liste der Hauptschriften „Internat. Litteraturberichte" VI, Nr. 22, 350. Originalbericht über das Lebensende im „Berliner Lokalanzeiger" vom nächsten Tage, abgedruckt mit Nekrolog

„Münch. Neueste Nachr." 52. Jhrg., Nr. 502, S. 2, danach Auszug (mit Erwähnung des Romans „Die Lebensmüden", 1896) „Augsb. Abendztg." 1899, Nr. 300, S. 7; Nachruf 249. Beil. d. „Allg. Ztg." v. 1899, S. 8; kurzer Nekrolog „Litterar. Echo" II, 286; sensationell ausgeschmückt der Art. „Martyrium" von R(ud.) P(resber) i. „Frankf. General-Anzeiger" 1899, Nr. 258, 2. Bl. Als Beleg der ersten Aufnahme des Neudebüts „Wiener Sittenbilder" vgl. z. B. Ph. Stein's Besprechung i. „Litterar. Merkur" IV, 230 f. Ueberaus bezeichnend für ihr durchaus modernes Stoffgebiet, ihre selbständige Auffassungs- und Vortragsart sind von ihren letzten Schriften die liebevoll ausgeführten Erzählungen, die „Kürschner's Bücherschatz" seit 1896 brachte: Nr. 5 „Die graue Mauer. Roman", Nr. 66 „Der Werth des Lebens, Novelle. Der Ring des Polykrates, Novellette", Nr. 130 „Jenseits von gut und böse. Roman", „Kollegenehe" 1900 (wol ihr, inhaltlich desto bedeutsamerer Schwanengesang) u. 4 Erzählungen in 1 Bdchn. 1900, alle drei Bändchen mit feinsinnigen, bei Nr. 5 discret autobiographischen wichtigen Vorreden mit Autogramm und Porträt (das bei Nr. 130 am treffendsten). Bei S. Pataky I (1898), S. 80 Biographie nach eigenen Mittheilungen, I, 200 Titelcopie der beiden Schriften von 1873 und 1876 s. v. Essenther, I, 408. Bibliographie bis 1897 s. v. Kapff-Essenther. Ludwig Fränkel.

Blumer: Johann Jakob B., schweizerischer Jurist und Historiker, geboren zu Glarus am 29. August 1819, † zu Lausanne am 12. November 1875. Nach dem ersten in Glarus empfangenen Unterrichte erhielt B. seine Gymnasialbildung von 1834 an in Schaffhausen, dessen Schule in gutem Rufe stand. Auf den in Lausanne zugebrachten Winter 1836 auf 1837 folgten bis Frühjahr 1840 die in Zürich, Bonn, Berlin, zuletzt nochmals in Zürich mit großer Hingebung betriebenen Fachstudien, während deren sich B. ganz besonders eng an den gleichaltrigen Zürcher Alfred Escher (s. d. Art.) anschloß. Bluntschli und Keller (s. A. D. B. XV, 570—579) hatte er unter seinen Lehrern vorangestellt, in Berlin Savigny, Ranke und Ritter, den Geographen. Hatte B. schon 1837 in einer — allerdings anonym erschienenen — äußerst wohlgelungenen biographischen Broschüre über seinen mütterlichen Oheim Landammann C. Heer (s. A. D. B. XI, 238 u. 239) sich seinen glarnerischen Landsleuten vorgestellt, so wurde ihm nun Ende 1840 das Landesarchiv anvertraut, dessen Uebertragung in ein anderes Local eine ganze Neuordnung erforderte. Zugleich begann B. sich an der Hand der Quellen in die Rechtsgeschichte seiner Heimath und der Nachbargebiete einzuarbeiten. Aber auch sonst wurden seine Leistungen in Anspruch genommen, gleich 1841 als Mitglied, mit dem Jahre 1845 als Präsident des Civilgerichts, als ein solches im Curatorium der Secundarschule; in einer von ihm gegründeten Dienstagsgesellschaft sammelte er alle akademisch gebildeten jüngeren Männer von Glarus um sich. Aber auch am politischen Leben nahm B. theil. Als Mitglied des dreifachen Landrathes seit 1842, der die Instructionen für die Vertretung des Kantons auf den Tagsatzungen ertheilte, fand er Gelegenheit, in den Wirren, die die Eidgenossenschaft damals schwer erschütterten, seine ausgeprägt liberale Auffassung darzulegen, so als glarnerischer Gesandter zu der Tagsatzung von 1847, die dem Ausbruch des Executionskrieges gegen den Sonderbund voranging, und wieder bei der Revisions-Tagsatzung, auf welche die Annahme der neuen Bundesverfassung folgte. In Glarus wurde B. jetzt als Präsident des Appellationsgerichtes, ebenso als Vorsitzender der Landes-Armencommission erwählt, und im November nahm er als erster Repräsentant von Glarus im Ständerath an der ersten in Bern zusammentretenden Bundesversammlung theil. Von 1851 bis 1854 führte er auch als Redactor die „Glarner Zeitung", wobei er bei dem Auftauchen von

Eisenbahnprojecten seinem Lande die gebührende Stellung zu sichern sich anstrengte. Daneben war schon eine Reihe sehr bedeutender wissenschaftlicher Arbeiten durch ihn geschaffen worden. 1846 gab er mit dem Naturforscher Osw. Heer (s. d. Art.) in der Reihe der „Gemälde der Schweiz" (s. A. D. B. XXI, 618) die Schilderung des Kantons Glarus, und nachdem er schon 1844 über Glarus eine Vorstudie im Archiv für schweizerische Geschichte, Band III, geliefert, folgte 1850 bis 1859 in zwei Bänden sein Hauptwerk: „Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien" (St. Gallen), das ihm 1854 in wohl verdienter Weise von der Zürcher Universität den juristischen Doctortitel h. c. einbrachte. 1860 hatte B. auch eine Wahl in den Glarner Gemeinderath angenommen, wonach die furchtbare Brandkatastrophe, die mit dem größten Theile des Fleckens Glarus in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1861 auch Blumer's Haus mit seinen werthvollen wissenschaftlichen Sammlungen zerstörte, dieser Behörde die überreichlichste Arbeit zuwandte. Auch ein ansehnliches Stück der in Arbeit liegenden Darstellung des „Bundesstaatsrechtes" hatte das Feuer verzehrt; aber schon bis 1863 war bei der Energie des Verfassers der erste Band fertiggestellt, dem ein zweiter 1864 folgte. Außerdem aber führte B. alsbald, um von historischen Erinnerungen, nachdem so Vieles vernichtet worden, möglichst das Uebrige zu retten, den Gedanken in das Leben, einen kantonalen historischen Verein zu schaffen, als dessen Präsident er selbstverständlich gleich im Herbst 1863 eintrat. Mit dem Jahre 1865 begann der Verein sein „Jahrbuch" herauszugeben, dessen „Vorwort" B. schrieb, als dessen Anhang er sogleich die „Urkundensammlung zur Geschichte des Landes Glarus", mit den vortrefflichen allgemeinem Verständniß zugänglichen Erläuterungen, selbst begann, zu dessen ersten elf Heften (bis 1875) er im Wetteifer mit seinem von gleichem Streben erfüllten Schwager Joachim Heer (siehe A. D. Biogr. XI, 235—238) die werthvollsten Beiträge gab, die Reformationsgeschichte von Glarus — schon 1853 hatte er die zeitgenössische Darstellung des Valentin Tschudi (s. A. D. B. XXXVII, 753 u. 754) edirt —, die Geschichte von Glarus in der Revolutionszeit von 1798, eine Würdigung des Gilg Tschudi als Geschichtsschreiber, dessen Lebensbild. Das wurde geleistet, während neue Ansprüche, als Bankpräsident, vollends seit 1866 als Präsident des Gemeinderathes, dann besonders als Ausführer gesetzgeberischer Arbeiten für den Kanton, an ihn herantraten, ganz abgesehen von den Sessionen in Bern, wo er mehrfach Präsident des Ständerathes wurde, und der Theilnahme am Bundesgericht, dem er seit 1848, gleichfalls mehrmals im Vorsitz, angehörte. Sehr lebhaft nahm er an den Fragen der Revision der Bundesverfassung theil, und als 1874 nach Annahme der revidirten Verfassung das Bundesgericht zur ständigen Behörde, mit dem Sitz in Lausanne, gemacht wurde, galt es als selbstverständlich, daß B., als Schöpfer des Gesetzes über die Organisation, Mitglied und erster Präsident wurde. So trat er im Januar 1875 sein Amt an; im April folgte ihm seine Frau nach Lausanne, wo ihm die Achtung aller Bevölkerungskreise entgegenkam. Aber noch im gleichen Jahre starb B. mitten im kraftvollen Mannesalter.

Für B. gelten völlig die Worte, die er in seinen „Erinnerungen" zur Würdigung des Wesens seines Vaters heranzog: „Er war ein Mann von strengster Rechtlichkeit und Geradheit des Charakters, von größter Pflichttreue, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe". B. zählte ohne Zweifel zu den allseitig am höchsten geschätzten Persönlichkeiten der neuen Phase der Entwicklung der Schweiz.

Joachim Heer's ausgezeichnet wahres Lebensbild: Dr. J. J. Blumer, sein Leben und Wirken, dargestellt nach seinen eigenen Aufzeichnungen (im Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus, Heft XIV, S. 1—68, 1877). — Eigene Erinnerung.

Meyer von Knonau.

Blumhardt: Johann Christoph B., Pfarrer in Bad Boll in Württemberg, geboren am 16. Juli 1805 in Stuttgart, † am 25. Februar 1880, bekannt vor allem durch seine Krankenheilungen kraft des Gebetes und der Handauflegung, sowie durch seinen siegreichen Kampf wieder angebliche Mächte der Finsterniß. Ohne besondere Erlebnisse weilte er seit 1820 im Seminar in Schönthal, seit 1824 an der Universität Tübingen, wirkt dann 1829 als Vicar in Dürrmenz, 1830 als Missionshauslehrer in Basel, wird 1837 Vicar in Iptingen und 1838 Pfarrer in Möttlingen bei Calw. Im J. 1841 kommt er hier seelsorgerisch mit einem an hochgradiger Hysterie und anderen Krankheiten leidenden Mädchen, Namens Gottliebin Dittus (geboren 1815, † als Frau Broderſen in Bad Boll) in nähere Beziehung, und bald entwickelten sich Zustände in der Gemeinde, die von B. und vielen Gleichgesinnten als Wirkungen satanischer Mächte gedeutet wurden. Nach zwei Jahren weichen die Poltergeister und dämonischen Erscheinungen von Besessenheit, und die ganze Gemeinde erfährt eine tiefgreifende Erweckung, die im weitesten Umkreis ihre Wellen schlägt. Die kirchliche Oberbehörde greift einige Male mit einem Verweis gegen B. ein; aber die Bewegung ist nicht zu hemmen, Scharen von leiblich und geistlich Hülfsbedürftigen suchen ihn auf und kehren großentheils geheilt zurück. Im J. 1852 kauft er das königliche Bad Boll, um sich ganz den „Elenden" zu widmen; bis zu seinem Tode ist er, seit 1869 von seinen Söhnen unterstützt, der Helfer unzähliger Kranken, denen er mit Gottes Wort und Gebet zur Seite steht. Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß B., ein stiller, nüchterner, anspruchsloser Mann, nichts von spiritistischer Geisterei an sich hatte; das einzige, was auf schwärmerische Anlage schließen läßt, war seine „große Hoffnung", das Kommen des Reiches Gottes noch zu erleben. Wie es sich mit den angeblichen Kämpfen und Siegen über satanische Mächte in Wirklichkeit verhält, ist schwer zu entscheiden, zumal da die Beschreibung der Details nur in wenigen handschriftlichen Exemplaren, die noch dazu möglichst geheim gehalten werden, existirt. So weit ein abschließendes Urtheil möglich ist, scheint von den dämonischen Mächten nach Abzug der Wirkungen von Hysterie, Suggestion und Hypnose einerseits, von Leichtgläubigkeit, Aberglauben und Betrug anderseits nicht viel übrig zu bleiben.

Schriften: „Beibet in meiner Liebe. Abendpredigt" (Barmen 1864); „Die Freundlichkeit des Herrn nach Klagel. 3, 25, eine Hochzeitpredigt" (Stuttgart 1863); „Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie" (2 Bände, 3. Ausgabe Calw 1863); „Ihr seid das Licht der Welt. Abendpredigt über Matth. 5, 14—16" (1.—6. Aufl. Elberfeld 1863); „Fünfzehn Predigten über die drei ersten Advents-Evangelien zur Beförderung christlicher Erkenntniß" (Stuttgart 1864); „Psalmlieder oder die Psalmen in sangbare Lieder umgesetzt" (2. Aufl. Stuttgart 1861); „Abendpredigt in der Hospitalkirche zu Stuttgart am letzten Abend des evangelischen Kirchentags" (Stuttgart 1869); „Kurze Betrachtungen über Schriftworte zu Trost und Erbauung" (2 Hefte, Bad Boll 1867); „Zwei Bibelvorträge" (Berlin 1867); „Der Blindgeborene nach Joh. 9, 1—7, Predigt" (Bad Boll 1867); „Vom Frieden Gottes nach Phil. 4, 7. Eine Abendstunde, gehalten zu Bad Boll am 8. August 1857" (5. Aufl. Stuttgart 1870); „Friederike Hahn. Eine württembergische Pfarrfrau" (Basel 1869); „Ueber die Lehre von den Engeln nach Maßgabe der heil. Schrift mit besonderer Berücksichtigung der Erscheinung des Engels bei Zacharias Luc. 1, 11—13" (Abdruck aus Vilmar's Pastoral-theologischen Blättern. Stuttgart 1865); „Predigten und Vorträge" (2. Aufl. Bad Boll 1867); „Sammlung von Morgenandachten nach Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeinde" (Bad Ball 1865, 2. Aufl. 1873); „Uebersichtliche Auslegung der Bergpredigt Jesu

Matth. 5—7 in kurzen Vorträgen" (Bad Boll 1872. 2. Aufl. Karlsruhe 1886); „Täglich Brot aus Bad Boll für 1878"; dasselbe für 1880, herausgegeben von Theophil Blumhardt (Bad Boll 1878, 1880); „Handbüchlein der Weltgeschichte für Schulen und Familien. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein" (10. Aufl. 1899); „Predigtblätter aus Bad Boll. Nachgelassene Predigten und Vorträge. Herausgegeben von Theophil Blumhardt". 1. u. 2. Bd. Bad Boll 1880. 3. Bd. Bad Boll 1881 (Karlsruhe 1886); „Gesammelte Werke, herausgegeben von Christoph Blumhardt" (5 Bde., Karlsruhe 1886); „Kurze Besprechung des Vaterunsers oder des Reichsgebetes. Herausgegeben von Theophil Blumhardt" (2. Aufl. Karlruhe 1886); „Predigten und Vorträge, gehalten in der Schweiz. Herausgegeben von einigen Freunden" (Zürich 1886).

Lebensbild von Fr. Zündel. 5 Auflagen, Zürich 1880—87. — Th. H. Mandel, Der Sieg von Möttlingen im Lichte des Glaubens und der Wissenschaft. Leipzig 1895. — Blumhardt's Vertheidigungsschrift gegen Herrn Dr. de Valenti. Reutlingen 1850. — Schnabel, Die Kirche und der Paraklet. 1880. — Allg. Evang.-Luth. K.-Ztg. 1880 u. 1881. — Neue Christoterpe 1889, S. 30 f. — Christoph Blumhardt, Gedanken aus dem Reiche Gottes im Anschluß an die Geschichte von Möttlingen und Bad Boll und unsere heutige Stellung, ein vertrauliches Wort. Bad Boll 1895. — J. Hesse, Art. Joh. Christoph Blumhardt in Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche. 3. Aufl. von A. Hauck, 3. Bd. 1897, S. 264 f.

E. Chr. Achelis.

Bluntschli: Johann Kaspar B., Jurist, Historiker, Politiker, geboren zu Zürich am 7. März 1808, † zu Karlsruhe am 21. October 1881. B. entstammt einem seit dem 15. Jahrhundert in Zürich verbürgerten Geschlechte, von dem einzelne Glieder in Tagen des Krieges wie des Friedens namhaft, von jener Zeit an, hervortraten. Ein Zunftmeister Johannes wurde während des inneren Krieges zwischen Zürich und den Eidgenossen 1444 das Opfer seiner eidgenössischen Gesinnung, da man ihm und seinen Mitgesandten bei der Rückkehr von einem Vermittlungsversuch den Vorwurf entgegenbrachte, sie hätten auf diesem Tage den Vortheil Zürichs nicht gewahrt, was die Unschuldigen in wildem Lärm zur Hinrichtung führte. Der Berner Chronist Anshelm benutzte wohl eine 1529 genannte von einem Meister Fridli B. geschriebene Chronik. Die in drei Auflagen, zuletzt 1742, erschienenen Memorabilia Tigurina des Hans Heinrich B. sind ein fleißig zusammengetragenes alphabetisches Nachschlagewerk. Johann Kaspar's Vater war der durch eigenen Fleiß wohlhabend gewordene Inhaber einer Kerzen- und Seifenfabrik.

B. durchlief die zürcherischen Schulen in der Gestalt, wie sie vor ihrer durch das Jahr 1830 herbeigeführten Verjüngung sich darboten, erklärte aber bei der Schlußprüfung, nach der er in die anfangs in Aussicht genommenen theologischen Studien hätte eintreten sollen, daß er sich hiefür nicht berufen fühle, sondern der Rechtswissenschaft sich zuwenden wolle. So besuchte er das sogenannte politische Institut (s. A. D. B. XXI, 623), und er selbst sprach sich später in diesem Werke, Bd. XV, S. 571—574, in eingehender Charakteristik Friedrich Ludwig Keller's über den äußerst förderlichen Einfluß aus, den hier die wissenschaftliche und die persönliche Berührung mit diesem seinem Lehrer des römischen Rechtes auf ihn ausgeübt habe. Von 1827 bis 1829 setzte B. seine Studien in Berlin und in Bonn fort. Dort gewann ihn Savigny für die schon durch Keller ihm vertraut gewordene historische Rechtsschule, und ebenso gab er sich den von Schleiermacher ihm gegebenen Anregungen hin, und hier löste er auch eine aus dem römischen Recht gestellte akademische Preisaufgabe, die er dann nachher — 1829 — in Bonn in deutscher Bearbeitung bei der

Promotion als Dissertation herausgab: „Entwicklung der Erbfolge gegen den letzten Willen nach römischem Rechte mit besonderer Rücksicht auf die Novelle 115". In Bonn hörte er vorzüglich neben dem Romanisten Hasse (s. A. D. B. X, 759) Niebuhr's Vorlesungen über römische Geschichte und über die französische Revolution, die einen großen Eindruck auf ihn machten. Nach einem Aufenthalt in Paris folgte im Frühjahr 1830 die Rückkehr nach Zürich, wo B. sich alsbald mit seiner Jugendgeliebten — nach einem Jahre wurde die Ehe geschlossen — verlobte.

Gerade zur Zeit der Rückkehr Bluntschli's nach Zürich bereitete sich die durchgreifende praktische Umgestaltung vor, zu der er alsbald Stellung nahm. Zunächst freilich trat er noch unter dem seit 1814 bestehenden Regierungssystem in das praktische Leben ein, als Auditor im Amtsgerichte in Zürich, dann als Zugelassener, bald aber als Regierungssekretär bei der Commission des Inneren, insbesondere der Commission für administrative Streitigkeiten; daneben übernahm er Vorträge am politischen Institut. Als die Julirevolution auch in die Schweiz die Bewegung hineintrug, fühlte sich B. gleichfalls vom „frischen Winde" berührt: „Ich freute mich des gesteigerten Lebens; aber ich war auch mißtrauisch gegen radicale Ueberspannung der Reformanträge", und so mißtraute er auch der „kalt selbstsüchtigen Art" Keller's, so sehr er mit diesem seinem Lehrer das Ideal, nach Erringung einer wissenschaftlichen und unabhängigen Rechtspflege hinzukämpfen, theilte. Innerlich fühlte B. sich mehr mit einem anderen früheren Lehrer, Ferdinand Meyer (s. A. D. B. XXI, 569—571), der die Dinge vom historischen Standpunkte aus verfolgte, aber gleichfalls einen ruhigen Fortschritt anstrebte, verbunden. Im September 1830 forderte B. in der Schrift: „Ueber die Verfassung des Standes Zürich" vornehmlich eine der Bevölkerung außerhalb der Hauptstadt billig entgegenkommende Theilung der Repräsentation im Großen Rathe in gleichen Hälften zwischen Stadt und Land. Aber nun kam es zu rascher Entwicklung der Dinge, seit November, infolge der Volksversammlung zu Uster (s. A. D. B. XI, 277), und die „Revolution des Kantons Zürich" begann, die B. selbst 1832 in einer Abhandlung in Ranke's „Historisch-politischer Zeitschrift", Bd. I, S. 593 ff., unter diesem Titel, schilderte. Er kennzeichnete darin auch seine eigene Stellung zu den vorliegenden Fragen, seine Bekämpfung des „Souveränetäts-Schwindels der Menge", und die gleiche Auffassung sprach er in der 1831 herausgegebenen Schrift: „Das Volk und der Souverän im Allgemeinen betrachtet und mit besonderer Rücksicht auf die schweizerischen Verhältnisse" offen aus; ebenso trat er in derselben für die repräsentative Staatsform, zumal in der Republik, ein und empfahl für die Schweiz die bundesstaatliche Gestaltung, auch mit Anstalten für die Wissenschaftspflege, einer schweizerischen Akademie, einer schweizerischen Hochschule. Aber er selbst war nun inzwischen durch die neue 1831 angenommene Staatsverfassung, bei der Neubildung der Behörden, in das Amt eines Gerichtsschreibers für das neue Bezirksgericht Zürich, dazu in dasjenige des städtischen Notars, eingetreten. Doch als 1832 innerhalb der Reformpartei, bei der Schärfung der Gegensätze, eine Spaltung eintrat (s. A. D. B. VIII, 266), schied sich B. vollends von der extremen radicalen Partei, wobei er sich innerlich auch von Keller lossagte, und es war ihm erwünscht, an der infolge der Umgestaltung des ganzen Unterrichtswesens neubegründeten Zürcher Universität 1833, zunächst als Extraordinarius, ein Lehramt anzutreten, das ihm ermöglichte, sich einem wissenschaftlichen Berufe zu widmen, wenn er auch daneben die Thätigkeit eines Rechtsconsulenten der Stadt Zürich, sowie eines Rechtsrathes des kaufmännischen Directoriums übernahm. Vom römischen Rechte wandte sich B. als Docent bald mehr dem deutschen Rechte zu, auf welches er zumal auch durch die Beschäftigung mit dem

zürcherischen Rechte, wie es ihm in der praktischen Wirksamkeit nahe gelegt worden war, gebracht wurde. Dabei erwuchs aus der Erforschung der Quellen des heimischen Rechtes, auf einem bisher fast unangebauten Felde, die bedeutendste wissenschaftliche Arbeit Bluntschli's, die zweibändige „Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich", 1838 und 1839 (1856 erschien eine zweite Auflage), neben Savigny Eichhorn, als dem „Begründer der deutschen Rechtsgeschichte", gewidmet; das entsprach dem Umstande, daß hier die Lehren der historischen Schule auf ein Specialgebiet innerhalb der Schweiz zur Anwendung gelangten und daß dadurch die Anregung zu weiteren Arbeiten geboten wurde, wie denn beispielsweise Blumer (s. o. S. 26) seine „Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien" (1848) nur als eine „Ergänzung" zu Bluntschli's Werk betrachtet wissen wollte. Indessen näherte sich B. gerade zu dieser Zeit auch der philosophischen Richtung innerhalb der Rechtswissenschaft, und er suchte in Abhandlungen, die er zuerst 1839 in Ruge's „Hallische Jahrbücher" gab, die dann 1848 (und erweitert 1862) auch als besondere Schrift erschienen: „Die neueren Rechtsschulen der deutschen Juristen", für eine Verbindung der beiden Richtungen, zumal auf dem Boden des öffentlichen Rechtes, zu wirken. Nach der Ablehnung einer Berufung nach Brüssel war B. auch 1836 zum Ordinariate befördert worden.

Inzwischen aber war B. seit seiner Wahl in den Großen Rath, 1837, auch in den immer lebhafteren Kampf der politischen Parteien innerhalb des Kantons Zürich neu eingetreten. Mit Keller, dem geistigen Führer des entgegengesetzten Lagers, der von seinem juristischen Standpunkte aus den Staat zu beherrschen suchte, war B., trotz der von einander abweichenden Bahnen, in gewisser Verbindung stets geblieben, und in offenen Aeußerungen suchten sie sich gegenseitig zu verstehen, sich wieder einander zu nähern. Keller legte sogar 1837 seine Stelle als Präsident und als Mitglied des Obergerichtes nieder, aus Verdruß über eine B. nicht berücksichtigende Wahlentscheidung; weil nämlich dieser gerade damals gegen den Seminardirector Thomas Scherr (s. A. D. B. XXXI, 123 u. 124), als gegen den Führer der radical denkenden Zürcher Lehrerschaft, scharf aufgetreten war, hatte der Große Rath bei einer Wahl für das Obergericht, die Keller auf B. hatte lenken wollen, diesen übergangen. Aber die aus der Berufung von David Friedrich Strauß an die Zürcher Universität 1839 sich ergebenden Streitigkeiten, in denen sich der ganze Gegensatz zwischen den rücksichtslosen und den gemäßigten Anhängern der Umgestaltung von 1830 aussprach, führten B. vollends in die Reihen der Gegner Keller's, nachdem dieser jene Berufung mit seinem ganzen Einfluß gefördert hatte, hinüber. Doch zählte B., so nahe er auch den Führern der Bewegung stand, nicht zu den eigentlichen Urhebern des Angriffes gegen die zürcherische Regierung, der am 6. September des Jahres das radicale System zu Boden warf. Immerhin hatte er sich im Verlaufe der Kämpfe im Großen Rathe, wie gegen die Berufung, so gegen die ganz frivol aus dem Schooße der radicalen Partei vorgebrachte Empfehlung einer Aufhebung der Hochschule, in Uebereinstimmung mit seinem theologischen Freunde Alexander Schweizer (s. A. D. B. XXXIV, 773), selbst ausgesprochen. Nach der Revolution wurde der Große Rath, mit fast völligem Ausschluß radicaler Elemente, neugewählt, und bei der Zusammensetzung der neuen Regierung berief dieser, am 2. October, auch B. in die neugebildete oberste Behörde, und ebenso wurde er gleich als dritter Vertreter Zürichs in die eben jetzt in Zürich versammelte Tagsatzung abgeordnet. B. unterzog sich, „schweren Herzens", wie er selbst sich äußerte, der Wahl, behielt aber daneben, in der Stellung eines Extraordinarius, doch unter Weiterführung des Titels eines Ordinarius, sein Lehramt bei, wie er denn auch beispielsweise für Jacob Grimm's Sammlung schweizerische

Weisthümer sammelte und einsandte. Innerhalb der neuen Regierung gehörte B. zu dem „wissenschaftlichen Elemente, in welchem die conservativen Regierungen mit liberalen Ideen noch in ungeklärter Mischung verbunden waren"; seine persönliche Begabung kam in der Erfüllung des Auftrags, ein neues Vormundschaftsgesetz für den Kanton Zürich zu schaffen, zur Bethätigung. Aber von einer Wahlperiode zur andern wurde jetzt die Lage der 1839 gewählten obersten Behörde schwieriger. Die seit dem September-Sturm zurückgeschobene radicale Partei erholte sich von ihrer Niederlage, und schon nach den Maiwahlen von 1842 standen sich die beiden Gruppen im neu zusammengesetzten Großen Rathe fast in gleicher Stärke gegenüber. Dazu wurde es für B., für Zürich und für die durch B. in der Eidgenossenschaft überhaupt gegründete liberal-conservative Partei verhängnißvoll, daß sich die bedeutendste intellectuelle Kraft im Zürcher Regierungsrathe, eben B., von Einflüssen abhängig machte, die geeignet waren, seine Sache im ganzen zu discreditiren. Als 1841 Friedrich Rohmer (s. A. D. B. XXIX, 57 u. 58) nach Zürich kam, gab sich B. alsbald dessen mystisch-pantheistischer philosophischer Richtung, mit ihrer Forderung einer Uebertragung auf das politische praktische Leben, hin, gleich seinen jüngeren publicistisch thätigen Freunden, dem feinsinnigen Heinrich v. Orelli (geb. 1815, † 1880 in Berlin), den Fontane in seinem Buche über den Dichter Scherenberg so verständnißvoll, mit lebhafter Sympathie, charakterisirt hat, und dem späteren Schöpfer des „Europäischen Geschichtskalenders" Heinrich Schultheß (s. A. D. B. XXXII, 694—696). 1844 suchte B. geradezu Rohmer's Psychologie auf die Staatslehre anzuwenden, indem er in der Schrift „Psychologische Studien über Staat und Kirche" die von Rohmer entdeckten „XVI Grundkräfte der Seele" klarzulegen sich bemühte. Ein jüngerer Gesinnungsgenosse Bluntschli's, der sich aber den auch ihm entgegengebrachten Lockungen besonnen entzog, Georg v. Wyß (s. A. D. B. XLIV, 418), sprach sich in äußerst bezeichnender Weise gleich 1841 und wieder 1842 in Briefen über diese eigenthümlichen Irrwege, auf die B. gerieth, aus. Er schrieb schon alsbald nach Rohmer's Eintreffen: „Heftig und leicht beweglich, wie B. ist, und offen für alle neuen Ideen, namentlich leicht ergriffen von jedem Systeme, das ihm die gesammte Politik unter einen zusammenhängenden und an Consequenzen im Detail reichen Gesichtspunkt stellt, machte er sich gleich zu einem decidirten Anhänger der Brüder Rohmer, übergab ihnen sein Blatt, „Beobachter aus der östlichen Schweiz", erklärte sich darin öffentlich als ihren Freund und Anhänger der Philosophie und zog uns so in die fatale Stellung einer einzig und allein durch die Rohmer und die Rohmer'schen Principien repräsentirten Partei hinein; denn B. ist ohne alle Ausnahme der erste und tüchtigste Kämpfer auf conservativer Seite, unser Führer und Leiter, und Alles, was von ihm ausgeht, gilt als von uns solidarisch verbürgt. Das war nun sehr schlimm; denn einmal wollte uns dieses Voranstellen fremder unbekannter Leute als Vorfechter an und für sich nicht gefallen, und zweitens standen unsere festesten Ueberzeugungen, unsere Bestrebungen auf religiösem und kirchlichem Gebiete in allerdirectestem Gegensatz zu den lächerlichen Anmaßungen Friedrich Rohmer'scher Allwissenheit; drittens sahen wir unter der glänzenden Hülle der neuen Apostel bedenkliche Erscheinungen sich regen". Ein Jahr später hieß es in einem anderen Briefe: „Gott weiß, wie die Sache enden mag. Ich fürchte, B. sei der Betrogene im Spiel; diese Leute leben auf seine Kosten, und was noch schlimmer ist, ich fürchte, die liebenswürdige Aufrichtigkeit, Wahrheit und Treue seines Herzens leide in diesem Umgang". Wirklich hatte inzwischen Bluntschli's Ansehen in dem theilweise mit pamphletarischen Mitteln geführten Kampfe journalistisch hochbegabter, rücksichtsloser Gegner, Ludwig Snell's (siehe A. D. B. XXXIV, 508—512), in dessen Blatte „Der schweizerische Republi-

kaner", Julius Fröbel's, mit dem Rohmer nach seiner Ankunft sich zuerst eingelassen hatte, nicht wenig gelitten. Doch auch in einem anderen Falle bewies B. keine große Menschenkenntniß. Einem Gesinnungsgenossen in Bern, Eduard v. Müller, der die Allgemeine Schweizer Zeitung leitete, empfahl er einen galizischen Rabbiner Birkenthal, so daß dieser bei einer kurzen Abwesenheit des Redactors zur Mitbesorgung des Blattes aufgefordert wurde; nun aber brachte Birkenthal ohne dessen Vorwissen in den ersten Decembertagen 1845 einen so tactlosen Leitartikel in die Zeitung, daß darüber ein gänzlicher Sturm in der eigenen Partei des Blattes losbrach und v. Müller schrieb: „Das Resultat des Geniestreichs war, daß ich nicht mehr auf einen festen Anhang zählen konnte". Zwar verschwand jetzt Birkenthal aus Bern; aber mit Jahresschluß ging die Zeitung ein. Dennoch glaubte B., als er Ende 1842 in Postangelegenheiten zu Verhandlungen nach Wien abgeordnet wurde, aus Gesprächen mit dem Fürsten Metternich schließen zu können, daß dieser ihn als eine maßgebende Persönlichkeit ansehe. Aber obschon nun B. 1844 mit seinem gegen die communistischen Umtriebe des propagandistischen Agitators Weitling (siehe A. D. B. XLI, 624 u. 625) gerichteten Regierungscommissionsgutachten „Ueber die Communisten in der Schweiz" völlig durchgedrungen war, erlag er doch in der Wahl als Bürgermeister im December des Jahres, eine Niederlage, an der der Genugthuung enthaltende Ersatz, die alsbald folgende Erwählung als Präsident des Großen Rathes, nur wenig änderte. Das Programm, auf dem die von B. begründete Mittelpartei beruhte, gegen Radicalismus und Ultramontanismus zugleich Abwehr zu leisten, verlor in den confessionell gefärbten eidgenössischen Wirren, seit der Aufhebung der aargauischen Klöster 1841, immer mehr den notwendigen Boden, und als vollends die Freischaarenzüge gegen Luzern, infolge der Berufung von Jesuiten an die dortige Lehranstalt, die Leidenschaften noch mehr erhitzten (s. A. D. B. XVIII, 470 u. 471), erkannte B., daß sein weiteres Verbleiben im zürcherischen Regierungsrathe eine Unmöglichkeit geworden sei. Am 3. April 1845, in den Tagen, als nach Zurückweisung des zweiten Freischaarenzuges die Parteiwuth auch in Zürich immer heftigere Formen annahm, erbat B. für sich die Entlassung, die ihm in ehrenvollen Ausdrücken gewährt wurde, und ebenso blieb ihm der ertheilte Auftrag, den zu erfüllen er schon begonnen hatte, ein privatrechtliches Gesetzbuch für den Kanton Zürich zu bearbeiten. B. trat jetzt wieder in die Professur für deutsches Recht, mit Aushülfe im römischen Rechte, zurück. Ebenso schrieb er 1846 „für das Zürchervolk", ohne Anspruch auf gelehrte neue Forschungen, die zwei Bände seiner „Geschichte der Republik Zürich", denen Hottinger (s. A. D. B. XIII, 201) den dritten, von Zwingli's Tode an, 1856 folgen ließ; gewisse Abschnitte sind durch B. mit besonderer Vorliebe behandelt, und man hat beispielsweise bei Durchlesung der — eine wesentliche Ueberschätzung des als „großer Mann" aufgefaßten Bürgermeisters in sich schließenden — Erzählung von Waldmann (siehe A. D. B. XL, 711—715) das Gefühl, als ob B. bei der Vorführung des Sturzes dieses Politikers an sein eigenes kürzlich erlittenes Geschick gedacht habe. Weiter beschäftigte sich B., wie er denn auch 1846, als Mitglied der von ihm mitbegründeten allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, dem „Archiv" derselben, Bd. IV, die Abhandlung: „Der Tag zu Stanz um Weihnachten 1481" schenkte, mit der Entstehung der eidgenössischen Bünde und dem schweizerischen Bundesrechte, woraus bis 1849 die „Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes" (mit einem Bande „Urkunden", 1852 — 1875 erschien eine zweite Auflage —) erwuchs. Je mehr nun die Gefahr eines inneren Krieges in der Schweiz heranrückte, um so eifriger suchte B. diesem Ereignisse vorzubeugen. In Artikeln der von Heinrich Schultheß redigirten, in Zürich er-

scheinenden „Eidgenössischen Zeitung" — „Die Urkantone und die ultramontane Partei" — suchte er die Urschweiz aus der verderblichen Führung durch Siegwart-Müller (A. D. B. XXXIV, 206—212) zu lösen, und noch bei Pius IX. selbst bestrebte er sich, durch den zur Zeit in Rom sich aufhaltenden Rohmerianer, Otto Schultheß, den Bruder Heinrich's, in einer Denkschrift, die Zurückrufung der Jesuiten aus Luzern zu erreichen. Aber alles war vergeblich; im November 1847 entschieden die Waffen gegen Luzern und für eine Neugestaltung der Eidgenossenschaft. Jetzt, als jede Hoffnung für seine Partei verschwunden war, entschloß sich B., in Deutschland eine Wirksamkeit zu suchen. Aber er schied von der Schweiz mit Vorschlägen für eine neue Gestaltung der Eidgenossenschaft und für eine neue Verfassung des Kantons Zürich, auf Grund der repräsentativen Demokratie. Die 1847 anonym erschienene Schrift: „Stimme eines Schweizers für und über die Bundesreform" traf in der Betonung des Gedankens des Zweikammersystems für die Bundesversammlung von vornherein den richtigen 1848 bei der Neuschöpfung zu Grunde gelegten Plan*).

B. hatte zuerst sein Augenmerk auf Berlin gelenkt. Aber der Umstand, daß Friedrich Rohmer in München seinen Sitz aufgeschlagen hatte, hielt B. in Baiern fest. Zugleich mit einer für B. in München zu schaffenden Stellung sollte auch für Rohmer da eine Anerkennung in sich schließende Form des Lebens gefunden werden, und nach Unterredungen mit König Ludwig I. und dem Ministerpräsidenten Fürsten Wallerstein glaubte B. im Januar 1848 beruhigt nach Zürich zurückzukehren, so daß er jetzt seine Entlassung als Professor in Zürich nahm, die ihm am 23. Februar ertheilt wurde, mit der privaten Mittheilung, auf alle Fälle werde ihm seine Stelle einstweilen offen behalten. Ebenso sicherte ihm sein politischer Gegner, Bürgermeister Furrer (s. A. D. B. VIII, 209 u. 210), beim Weggang von Zürich zu, daß die Fortsetzung des zürcherischen bürgerlichen Gesetzbuches seinen Händen anvertraut bleibe. In München fand nun freilich B., als er am 3. März dort eintraf, die Verhältnisse zunächst recht ungünstig für sich umgewandelt. Rohmer hatte sich in ganz unberechenbarer Weise gezeigt, Bluntschli's Interesse nicht im Auge behalten, so daß zwischen ihm und B. bald eine längere gänzliche Entfremdung eintrat. Dazu stand in München alles in Verwirrung. Die Entlassung des Ministeriums Wallerstein, Ludwig's I. Abdankung als König bedrohten auch die B. vorher gemachten Zusagen; allerdings wurde es diesem möglich, in Unterredungen, auch mit dem Nachfolger, König Maximilian II., Rathschläge zu bringen, aber in einer Weise, daß er, indem er immer wieder auch Rohmer, der sich stets mehr unmöglich machte, zu empfehlen suchte, vielleicht sich selbst schadete. So dauerte es, unter steten Verschleppungen, bis zum 8. November, ehe B. seine Ernennung als Professor für deutsches Privatrecht und für Staatsrecht unterzeichnet erhielt und seine Vorlesungen ankündigen konnte. Daß B. in diesem Bewegungsjahre 1848 auch an den Fragen, die in Frankfurt verhandelt wurden, lebhaften Antheil nahm, war selbstverständlich. Schon im April hatte er dem Könige eine Denkschrift über die Gestaltung des Deutschen Bundes eingereicht, und eine von B. herausgegebene Zeitschrift „Blätter für politische Kritik", die sich freilich nicht lange hielt, sollte den Ereignissen und den litterarischen Erscheinungen folgen. Ganz besonders aber arbeitete B. jetzt sein „Allgemeines Staatsrecht" aus, das zuerst 1851 und 1852 erschien, und daran schloß sich später, von

*) Da schon zur Zeit des Erscheinens, nicht ohne boshafte Absicht da und dort, und auch etwa neuerdings aus Irrthum ein Buch eines ganz anderen J(onas) C(arl) Bluntschli, eines Convertiten, der allerdings auch ein Zürcher und mit B. fast gleichaltrig war, B. zugeschrieben worden ist, so sei dem hier nachdrücklich entgegengetreten. Dieses Buch heißt: „Der Sieg des Radicalismus über die katholische Kirche und die Schweiz im allgemeinen" (Schaffhausen, Hurter, 1850).

1857 an, in elf Bänden das „Deutsche Staatswörterbuch, in Verbindung mit deutschen Gelehrten herausgegeben von Bluntschli und Brater (s. A. D. B. III, 261—263)". B. bezeichnete später selbst als charakteristische Züge seines Werkes die Verbindung der historischen mit der philosophischen Methode, weiter die Hervorhebung der modernen Entwicklung im Gegensatz zum mittelalterlichen und zum antiken Staate, die psychologische Erklärung des Staatswillens aus dem Gemeinbewußtsein der Rasse, die Betonung der organischen Durchbildung des Staatskörpers, der Relativität alles Staatsrechtes im Gegensatze zu allem Absolutismus, endlich die unmittelbare Beziehung der Staatswissenschaft auf das naturgemäße Staatsleben. Von anderer Seite wird an der Arbeit, die bahnbrechend für die Entwicklung des Staatsrechtes in Deutschland gewesen sei, die umfassende Kenntniß der Einrichtungen und Zustände verschiedener Länder, eine klare, lichtvolle Darstellung, maßvolle und umsichtige Erörterung der politischen und legislativen Fragen, sodaß auch die erste Grundlage für eine vergleichende Darstellung des modernen Staatsrechtes hier gelegt erscheine, rühmend hervorgehoben. In dem 1853 in seiner ersten Auflage folgenden Lehrbuche „Deutsches Privatrecht" wollte B. „den nationalen, deutschen und modernen Charakter der Rechtsbildung im Gegensatz zu einem fremdartigen Romanismus und einer antiquarischen Gelehrsamkeit" scharf betonen, und er sprach dieses Bekenntniß, wenn auch im Gefühle, ziemlich isolirt zu stehen, in einer „geharnischten Vorrede" aus; man vermißte in dem Werke eine scharfe Formulirung der juristischen Begriffe. Weit fruchtbarer war die im gleichen Jahre im Verein mit seinen Collegen Arndts und Pözl geschehene Begründung der Zeitschrift „Kritische Ueberschau der deutschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", die später, von 1859 an, als „Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" fortgesetzt wurde. Daneben gedieh bis 1855 das zürcherische Gesetzbuch zu Ende, dessen Entwürfe in den einzelnen vier Theilen einer Commission von Sachverständigen in Zürich vorgelegt worden waren, und die Edition desselben mit Erläuterungen Bluntschli's folgte. Der Redactor des nach dreißig Jahren nothwendig gewordenen neuen privatrechtlichen Gesetzbuches, Professor Albert Schneider, urtheilte 1887 über Bluntschli's Werk, daß dessen Versuch, die im Kanton Zürich hergebrachten Anschauungen mit den Ideen und Anforderungen des modernen Verkehrs zu verbinden und jedem dieser beiden Elemente sein Recht zu Theil werden zu lassen, für die Zeit jener Gesetzgebung auf das glücklichste gelungen sei, sodaß das Gesetzbuch, zumal in dem das Obligationenrecht behandelnden Theile, vielfach zum Muster anderer Codificationen in der Schweiz und außerhalb derselben gedient habe. Vorübergehend schien auch, 1853, für B. die Aufgabe einer Redaction eines bairischen Civilgesetzbuchs erwachsen zu können, bis dann der Auftrag anderweitig zugetheilt wurde. Dagegen war B., ebenfalls 1853, einer der ersten Empfänger des neu vom Könige gestifteten Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst. Eine andere ehrende Anerkennung, die B. zu Theil wurde, war im August 1861 die Wahl als Präsident des zweiten in Dresden versammelten deutschen Juristentages.

Indessen fiel diese Function schon in die letzte Zeit der Münchener Thätigkeit. B. war in der bairischen Hauptstadt, wie er glaubte, durchaus festgewachsen; er hatte 1859 sein neu gebautes Haus bezogen. In dem Kreise seiner Collegen, zumal unter den anderen nicht Indigenen, die König Maximilian II. nach München gezogen hatte, im Verkehr mit Künstlern, besonders mit Kaulbach, gewann er vielfache Anregungen; der König zog ihn, zeitweise regelmäßig, zu den Symposien seiner vertrauten Umgebung. Allein die schärferen Reibungen zwischen den sich bekämpfenden Richtungen, im Zusammenhang mit den nach Abschluß des österreichischen Concordates dem Könige nähergebrachten confessionellen Zumuthungen, mit der seit 1859 immer lebhafter erörterten Frage der

Gestaltung Deutschlands, mit den dagegen erhobenen Ansprüchen der particularistisch bairischen Auffassung, erschwerten auch B. die Stellung. Gegen eine Rectoratsrede von Ringseis, 1855, sprach sich B. in zwei zwar nicht unterzeichneten Artikeln der „Neuesten Nachrichten" — „Ueber Vernunft und Glauben", „Ueber die Moral der Rede" — in liberalem Sinne aus; ähnliche Auffassungen äußerte er in Vorträgen, die er in den von Liebig angeregten Cyclen vor gemischtem Publicum hielt, von denen einige beispielsweise nachher in den „Gesammelten kleinen Schriften" gedruckt wurden, so in der „Unterschied der mittelalterlichen und der modernen Staatsidee" betitelten Rede, oder er that das in eigenen Schriften, 1857 in der anonymen Broschüre: „Der Kampf der liberalen und der katholischen Partei in Belgien, eine Warnung für Deutschland; Briefe eines Belgiers an einen Süddeutschen"; die in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Mitarbeiter Brater 1859 ins Leben gerufene „Süddeutsche Zeitung", als Organ für eine zugleich liberale und nationale deutsche Entwicklung, war eine weitere Kundgebung, zumal in der Bekämpfung der damals ganz unter österreichischem Einfluß stehenden Augsburger „Allgemeinen Zeitung". So war, als v. Sybel von München nach Bonn berufen wurde und der König ihn nicht zurückhielt, des Bleibens in München auch für B. nicht mehr. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Nach Zürich und der Schweiz ist mir auch Baiern zu klein und zu beschränkt, um mich hinzugeben. Mehr zieht mich Deutschland an. Ja sogar Deutschland, so groß es ist, erfüllt und hält mich nicht ganz. Mein letztes Ziel ist doch, Mensch zu werden und den Menschen zu leben". So nahm B., ehe ein anderer Ruf, in die Professur Stahl's nach Berlin, zur Durchführung kommen konnte, die Berufung nach Heidelberg, auf Robert v. Mohl's Lehrstuhl, an und siedelte im October 1861 nach Baden über. Ganz besonders durch den Freiherrn v. Roggenbach war Bluntschli's Anstellung in dem 1860, nach Kündigung des Concordates, in Karlsruhe neu bestellten Ministerium Stabel-Lamey betrieben worden.

B. kam in der Zeit einer Vorbereitung großer Dinge in ein Land, unter ein Volk, die er selbst als „ein Versuchsfeld deutschen Staatslebens und als Avantgarde deutscher Volksbewegung schon seit langer Zeit" bezeichnete, und daß er nun in den Umfang seiner Vorlesungen neben dem allgemeinen Staatsrecht auch die Politik hineinzog, war ein Beweis dafür, daß er sich auf einem freieren Boden fühlte. Ebenso nahm er da von Anfang an, als durch den Großherzog Friedrich ernanntes Mitglied der Ersten Kammer, am politischen Leben regen Antheil, und zwar von Anbeginn mit Betonung einer deutschen Entwicklung in einer Bundesreform ohne Oesterreich. Von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte B. 1864 zunächst die „Geschichte des allgemeinen Staatsrechtes und der Politik" in der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit", von welchem Sammelwerk damit zugleich das erste Stück zu Tage trat, in Erfüllung einer schon in München von der Historischen Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften übernommenen Aufgabe. Nach einem einleitenden Blicke auf die Staatslehre im Mittelalter führte B. den Faden von den Anfängen der neueren Staatswissenschaften bis auf die eigene Zeit herab, mit dem Streben, „das staatliche Bewußtsein des deutschen Volkes anzuregen, von Vorurtheilen zu reinigen und geistig zu heben". Aber auch sonst war B. in Heidelberg fortgesetzt, zum Theil auf neuen Gebieten, litterarisch thätig. So wandte er seine Aufmerksamkeit dem Völkerrecht zu und gab zuerst 1866 das „Moderne Kriegsrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt" heraus, worauf 1868 „Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt" erschien, das drei Auflagen erlebte und mehrfach übersetzt wurde. Die Formulirung als „Rechtsbuch", mit Anmerkungen zu den einzelnen Sätzen, war dabei das Neue. Der Gedanke des Verfassers, für die Vervollkommnung

des Völkerrechtes zu wirken, wurde anerkannt, dabei aber diese wissenschaftliche Gestaltung, in der B. einen der wesentlichsten Culturfortschritte der Menschheit auszuprägen gedachte, mehr als ein Völkerrecht der Zukunft, denn als ein solches der Gegenwart, charakterisirt. Weiter wurde das „Allgemeine Staatsrecht" als „Lehre vom modernen Staat", in zwei Theilen: „Allgemeine Staatslehre" und „Allgemeines Staatsrecht", mit einem neuen Bande „Politik", umgearbeitet veröffentlicht, und 1874 folgte eine „Deutsche Staatslehre für Gebildete". Außerdem überwachte B. von 1869 an die in drei Bänden geschehende, von Löning bearbeitete Ausgabe des verkürzten „Staatswörterbuches", und 1879 und 1881 stellte er in den schon erwähnten „Gesammelten kleinen Schriften" kürzere Artikel, Abhandlungen, von ihm gehaltene populäre Vorträge zusammen. Als 1873 in Gent das Institut de droit international als freie völkerrechtliche Akademie in das Leben trat, war B. einer der Gründer, und er nahm in der Stellung eines Vicepräsidenten fortwährend an den Verhandlungen regen Antheil. Außerdem interessirten ihn schon seit der Zürcher Zeit, wo er 1838 der Loge beigetreten war, freimaurerische Fragen.

Aber einen äußerst wesentlichen Theil der Wirksamkeit Bluntschli's in seinen letzten zwanzig Lebensjahren bildet seine lebhafte praktisch politische Bethätigung für das Großherzogthum Baden und für allgemeine deutsche Angelegenheiten, besonders auch auf dem Felde der kirchlichen Dinge. Als Berichterstatter über wichtige Gesetzentwürfe, über eine Gerichtsverfassung, über die Reorganisation der Verwaltungsbehörden, zeigte B. schon gleich vom December 1861 im badischen Landtage seinen Eifer für die von dem neuen Ministerium in das Werk gesetzte Reformgesetzgebung des Großherzogthums. Alsbald begann er aber auch in die im Fluß liegenden Erörterungen über die deutsche Frage einzugreifen. Zwar war B. in München, so sehr er mit der Sache sympathisirte, dem 1859 organisirten Nationalverein noch nicht beigetreten. Dagegen betheiligte er sich jetzt 1862 an der Einladung zu einem allgemeinen Abgeordnetentag der liberalen Partei und wurde dabei schon in den Vorberathungen als Vorsitzender bezeichnet; zugleich siedelte sein Gesinnungsgenosse Brater als Redactor der „Süddeutschen Zeitung" nach Frankfurt über. Doch bald entstanden Meinungsverschiedenheiten gegenüber den Deutsch-Oesterreichern; ohne großen Erfolg suchte B. selbst 1862 auf dem Wiener Juristentag eine Annäherung hierüber zu erzielen, und schon auf dem hernach in Weimar gehaltenen Abgeordnetentage blieben die Oesterreicher aus. B. gehörte weiter auch dem für die Vorbereitung ähnlicher künftiger Versammlungen bestellten Sechsunddreißiger Ausschusse an, und auf das lebhafteste nahm ihn seit Herbst 1863 die Angelegenheit der Herzogthümer Schleswig und Holstein in Anspruch. An derselben betonte er von Anfang an, ebenso als Berichterstatter der ersten Kammer über die Adresse an den Großherzog, die national deutsche Seite, unter Zurückschiebung der dynastischen Frage. Eben jetzt trat aber B. ferner auch in die kirchlichen Angelegenheiten, unter eifriger Betheiligung seinerseits, ein. Nach einem auf der „evangelischen Conferenz" zu Durlach vorgelegten Referate, in dem er sich mit der Absicht der Versammlung, eine freie mit der modernen Cultur harmonische kirchliche Entwicklung anzustreben, einverstanden erklärte, insbesondere hinsichtlich des Verhältnisses der Kirche zur Schule, half er nachdrücklich bei der Gründung des deutschen Protestantenvereins. Als Vorsitzender einer das Statut der Vereinigung entwerfenden Versammlung zu Frankfurt, am 30. Septbr. 1863, hatte er hieran den wesentlichsten Antheil, und Vorträge, die er darauf im December zu Karlsruhe hielt und die nachher als „Geschichte des Rechtes der religiösen Bekenntnißfreiheit" im Drucke erschienen, waren ein Zeugniß dieser seiner Auffassung. 1865, als, zunächst über die Frage der Einrichtung der Volksschule, die Einheit des badischen Ministeriums sich löste und Roggenbach aus demselben

62378

ausschied, trat nun auch ein erstes Mal die Erwägung in den Vordergrund, ob B. sein akademisches Lehramt mit einer Stelle im Ministerium vertausche. Aber statt dessen ging die Leitung der Geschicke des Staates in die Hand des Ministeriums Edelsheim über, und damit war angedeutet, daß in der bevorstehenden deutschen Krisis Baden sich an die Seite Oesterreichs stellen werde. B. nahm davon den Anlaß, am 14. Mai 1866 in der Ersten Kammer in Form einer Interpellation über die Haltung des Großherzogthums seine Ueberzeugung offen auszusprechen, es sei Pflicht der Regierung, vornehmlich auch in der Abstimmung des Bundestages, auf die Aufrechterhaltung des Friedens und auf die Unterstützung des Bismarck'schen Vorschlages der Berufung eines deutschen Parlamentes hinzuarbeiten. Hierüber heftig geschmäht und angegriffen, hatte B. die Genugthuung, alsbald durch den Gang der großen Ereignisse ganz gerechtfertigt zu erscheinen. Freilich kam auch jetzt wieder, als am 24. Juli das Ministerium Edelsheim zurückgetreten war, eine Berufung Bluntschli's nicht zu Stande. Ebensowenig kam der vorübergehend auftauchende, an Bluntschli's anonym im September 1866 veröffentlichte Schrift: „Die Neugestaltung Deutschlands und der Schweiz" anknüpfende Gedanke zur Ausführung, daß B. in der neu einzurichtenden schweizerischen Gesandtschaft beim norddeutschen Bunde (siehe A. D. B. XI, 237) sein Vaterland in Berlin vertrete. Dagegen wurde er jetzt, 1867, Präsident der badischen evangelischen Generalsynode, wo nunmehr die Richtung des Protestantenvereins entschieden siegte. Auch nach dem Tode Mathy's und der Entlassung Stabel's im Februar 1868 wurde kein Platz im Ministerium für B. eröffnet; ein Ersatz war dafür, daß ihn die Volkswahl in das Zollparlament nach Berlin abordnete, wo er zu den beachteten Rednern zählte und auch, am 30. April, eine längere private Unterredung mit Bismarck hielt. Neue Anlässe hervorzutreten brachte hernach für B. die Verschärfung des confessionellen Gegensatzes infolge der Einberufung des vaticanischen Concils. In seine Eröffnungsrede für den vierten Protestantentag in Berlin, 1869, flocht er, wegen der Versagung eines kirchlichen Locales für die Verhandlungen, eine scharfe Erklärung der Versammlung gegen die oberen Kirchenbehörden der Stadt ein. Als von der Universität Heidelberg erwähltes Mitglied der Ersten Kammer nahm B. seit 1869 an den Sitzungen des badischen Landtages fortwährend Theil, und nach den freudig von ihm begrüßten Siegen der deutschen Waffen geschah im December 1870 auf seine Berichterstattung hin die einstimmige Annahme der durch die Versailler Verträge festgestellten Gestaltung des Deutschen Reiches. Ein Mandat für den deutschen Reichstag lehnte B. hingegen ab. Eine öffentliche Erklärung gegen den römischen Katholicismus gab B., im Monat nach dem in München abgehaltenen ersten Altkatholikencongresse, auf dem Darmstädter Protestantentage im October 1871 ab, indem er dessen Resolution gegen die Gesellschaft Jesu begründete, und so war es um so mehr bezeichnend, daß er sich 1873 durch den katholischen Wahlbezirk Villingen als Abgeordneter in die Zweite Kammer wählen ließ, nachdem er 1871 bei der Wahl zur Ersten Kammer durch seine Universität unterlegen war. In dieser erneuten parlamentarischen Thätigkeit fühlte er sich äußerst wohl; er schrieb in dieser Zeit die Worte nieder: „Der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser und der Politiker in der Kammer". Daneben vergaß er niemals, seine Aufmerksamkeit auch der Schweiz zu widmen. Unter dem Titel „Die schweizerische Nationalität" antwortete er 1875 in einer politischen Studie auf die Behauptung des Berner Professors Hilty, in dessen „Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft", von der Existenz einer eigenartigen Schweizernationalität; hinwider brachte der Inhaber seines früheren Lehrstuhles an der Zürcher Hochschule, Aloys v. Orelli, 1879 die gehaltvolle Festschrift „Rechtsschulen und Rechtsliteratur in der Schweiz bis zur Gründung der Universitäten Zürich und

Bern" zu dem allseitig gefeierten Doctorjubiläum nach Heidelberg; andererseits wieder ließ sich B. auffordern, an den Arbeiten der eidgenössischen Commission für die Redaction des schweizerischen Obligationenrechtes theilzunehmen. In solcher Weise verflossen die letzten Lebensjahre Bluntschli's in einer hier nur kurz anzudeutenden unausgesetzt hingebenden vielfachen Bethätigung nach verschiedenen Seiten theoretischen, praktischen Wirkens — für die Universität, deren Prorector er 1877 nochmals war, auch für die städtischen Interessen Heidelbergs, für das badische Land, in dessen Erste Kammer er 1879 wieder eintrat, für die internationalen Fragen, deren Anhandnahme er angeregt hatte —, und dazu schrieb er fleißig schon seit 1872 an einer Selbstbiographie, die er bis 1870 fortzusetzen vermochte, der Hauptquelle für die Kenntniß dieses Lebens, die 1884 als „Denkwürdiges aus meinem Leben", in drei Bänden, „auf Veranlassung der Familie durchgesehen und veröffentlicht durch Dr. Rudolf Seyerlen", in der Weise erschien, daß der Rest des Lebens, von 1871 an, aus Tagebüchern und der Correspondenz nachgetragen wurde, immerhin so, daß im Interesse Bluntschli's selbst mitunter — vgl. Bd. III, S. 484 — kleine Verkürzungen zu wünschen gewesen wären. In ganz merkwürdiger Weise tritt dabei zu Tage, in einem wie hohen Grade B. fortwährend im Banne der Rohmer'schen Ideen verharrte, obschon Friedrich Rohmer schon 1856 verstorben war. Er hielt es für seine Pflicht, als Apostel Rohmer's aus dessen Nachlaß die Schriften herauszugeben, auch Friedrich Rohmers Biographie und die „Geschichte der Rohmer'schen Wissenschaft". So war 1869 in Bluntschli's „Politik" die „Parteienlehre" ganz im Rohmer'schen Sinne verfaßt, und 1879 schrieb B. in sein Tagebuch nach Aufzählung der ganz besonders Friedrich Rohmer's Andenken zu widmenden Arbeiten: „Das ist die Hauptaufgabe meiner nächsten Lebensjahre und wohl die letzte". Ebenso äußerte er sich noch kurz vor seinem Tode im engsten Familienkreise: „Man schätzt mich als Lehrer des Staatsrechtes. Was aber das Bedeutendste in mir ist, das kennt die Welt nicht, und das ist, daß ich Friedrich Rohmer und seine Lehre verstanden habe". Anderentheils war in B., auch nachdem er in die Ordnung monarchischer Staaten eingetreten war und die da ihm entgegengebrachten Ehren, ohne sich zu weigern, angenommen hatte, etwas schweizerisch Republikanisches geblieben. Als 1864 die von ihm vorgebrachten Anträge für eine Reform der Ersten badischen Kammer von deren Mitgliedern, mit geringen Abänderungen der Motion, einstimmig als Adresse an den Großherzog angenommen wurden, schrieb er in sein Tagebuch: „Das Wunder ist geschehen. Eine aristokratische Körperschaft reformirt sich selbst, ohne alle Nöthigung von außen. Ist das auch schon dagewesen in der Geschichte?"

B. starb einen schönen Tod. Noch während des Jahres 1881 war er politisch sehr thätig gewesen. Die im August neu zusammengesetzte badische Generalsynode hatte ihn wieder als Präsidenten gewählt, und die Ende September begonnene Session war unter seiner Leitung glücklich und friedlich zu Ende geführt. Er hatte in kerniger Weise die letzte Sitzung geschlossen und wollte sich ins großherzogliche Schloß begeben, um dem fürstlichen Paare die nachträglichen Glückwünsche der Synode zur Feier der silbernen Hochzeit auszusprechen. Da sank er auf dem Wege plötzlich zusammen und war nach einer Stunde eine Leiche. Drei Tage später, am 24. October, fand in Heidelberg die feierliche Bestattung statt. Meyer von Knonau.

Bocholtz-Asseburg: Johannes Bernhard Graf von B.-A., geboren am 31. August 1833 auf der Hinnenburg bei Brakel, war der jüngste Sohn des 1803 in den Grafenstand erhobenen Hermann Werner v. Bocholtz, auf den durch Familienvertrag und testamentarische Bestimmung die Asseburgischen Güter seines Großvaters, Freiherrn Hermann Werner von der Asseburg, der keinen Sohn besaß, übergegangen waren, und der seitdem den Namen Graf Bocholtz-

Asseburg führte († am 8. October 1849); er vermählte sich 1810 mit Franziska Freiin v. Haxthausen, die erst am 12. December 1879 gestorben ist. Ihr Sohn Johannes erhielt die erste Erziehung durch Hauslehrer im väterlichen, streng katholischen Hause und besuchte dann, 13 Jahre alt, die rheinische Ritterakademie zu Bedburg, die er im Herbste 1852 nach Ablegung der Abiturientenprüfung verließ. Im folgenden Jahre trat er in österreichische Militärdienste und wurde Anfang 1854 Unterlieutenant im 6. k. k. Cürassierregimente Graf Wallmoden. Doch schon im März 1856 gab er den Dienst wieder auf, in den er nur angesichts des italienischen Feldzuges im Frühjahr 1859 bis zum Friedensschlusse noch einmal zurückkehrte. Am 4. Juli 1862 ernannte ihn Kaiser Franz Josef zum k. k. Kämmerer; im folgenden Jahre wurde er in die Zahl der Ehrenritter des souveränen Malteserordens aufgenommen. Er hatte sich inzwischen auf dem Gute Godelheim bei Höxter niedergelassen, wo er sich mit Eifer geschichtlichen Forschungen widmete. Ausgangs- und Mittelpunkt derselben war die Geschichte seiner Familie; aber bei der Bedeutung, die diese besessen, und bei dem Umfange und der Gründlichkeit seiner Studien sind seine Arbeiten, die in allen Fachkreisen verdiente Anerkennung fanden, besonders der mittelalterlichen Geschichtswissenschaft zu bleibendem Nutzen geworden. Dies gilt vornehmlich von der Hauptarbeit seines Lebens, dem Asseburger Urkundenbuche, von dem 1876 der erste, 1887 der zweite Band herauskam, und dessen dritter Band (1400—1500) bereits im Drucke war, als ein Schlagfluß dem Leben des Herausgebers am 18. August 1898 ein plötzliches Ende bereitete. Große Verdienste hat sich Graf B.-A. um das Westfälische Urkundenbuch erworben, dessen vierter Band durch ihn in der Stille eine ganz wesentliche Bereicherung erfuhr. Wie für dieses Werk, so war er auch für den Westfälischen Geschichtsverein, dessen Ehrenmitglied er war, und bei Gelegenheit auch für das königliche Staatsarchiv in Münster durch seine eifrige Arbeit, geschickte Vermittlung und einflußreichen Beziehungen, die manches sonst verschlossene Archiv öffneten, unermüdlich thätig, dabei gegen andere Forscher stets hülfsbereit und gefällig. Werthvoll für die Geschichte seines Heimathsgebiets sind seine „Beiträge zur Geschichte der Ortschaften und Sitze des Corveyer Landes", die in der Zeitschrift des gen. Vereins 1896 erschienen. Sonst hat er einige Aufsätze in der „Zeitschrift für christliche Kunst" und in den „Historisch-politischen Blättern" veröffentlicht, unter dem Pseudonym Bernard Ellis auch eine Schrift: „Aus England. Aphoristische Skizzen über Land und Leute". Mit mancherlei Plänen trug er sich noch für die Zukunft. Er wollte den Stoff seines Asseburger Urkundenbuches zu einer ausführlichen Geschichte ausgestalten, eine Arbeit über Odilie von Fürstenberg schreiben u. s. w. — Verheirathet war Graf B.-A. seit dem 28. Mai 1872 mit Ferdinandine geb. Freiin v. Fürstenberg aus dem Hause Vorbeck, die ihn überlebt, Kinder nicht geschenkt hat. Er war ein echt westfälischer Edelmann von streng katholischer Gesinnung, aber feingeistiger Bildung, von stattlicher Gestalt und liebenswürdigen Umgangsformen, politisch ein ehrlicher Legitimist und fest und treu an seiner rothen westfälischen Erde hangend.

Vgl. Der deutsche Herold, Bd. 29 (1898), S. 130. — Braunschweigisches Magazin 1899, S. 201 f. — Zeitschrift f. vaterländ. Gesch. u. Alterth. Westfalens, Bd. 56^1, S. 131 f.; Bd. 57^2, S. 192 ff.

P. Zimmermann.

Bock: Eduard B., 1816—1893, preußischer Schulmann. — Eduard B. wurde am 10. December 1816 in Gr.-Jena an der Unstrut geboren. Sein Vater, dort Pfarrer († 1839), unterrichtete den Sohn bis zu dessen Eintritt in Schulpforta (1830). Nach Ablauf seines Beneficiums besuchte dieser noch ein Jahr die Stiftsschule zu Zeitz und bezog von da aus Herbst 1837 die Universität Halle, auf der er, besonders von Tholuck beeinflußt, Theologie studirte.

Nachdem er beide theologische Prüfungen (1841 und 43) rühmlich bestanden, legte er im Mai 1843 am Seminare zu Weißenfels auch das Examen pro schola et rectoratu unter Propst Zerrenner ab. Hinderte die Prüfung B., an der dreihundertjährigen Feier von Schulpforta theilzunehmen, so führte dafür den Minister Eichhorn ein glücklicher Zufall gerade in jenen Tagen auf der Rückreise von Pforta nach Weißenfels und machte ihn zum Zeugen der glänzenden Leistungen des Candidaten. Infolgedessen in den staatlichen Seminardienst berufen, trat dieser März 1844 als dritter Seminarlehrer in Weißenfels ein, wo damals der Director Hennicke (1842—52) mit den beiden Lehrern Hentschel und Prange das Werk des unlängst ins Pfarramt Elbei (1842) übergetretenen Harnisch in dessen Geiste fortsetzte. Neben dem Religionsunterrichte beschäftigte B. schon damals besonders der Unterricht im Deutschen, für den er sich das Ideal des „vereinigten Sach- und Sprachunterrichtes" bildete, der, um das Lesebuch gruppirt, Inhalt und Form der Sprachstücke gleicherweise berücksichtigen, aber grammatische Subtilitäten vermeiden sollte. Daneben ließ er sich nicht nehmen, mit den Seminaristen Tell, Wallenstein, Götz, Hermann und Dorothea zu lesen, obwol der Lehrplan derartige Lectüre ausschloß. Im Frühjahr 1846 legte eine Revision des Seminares durch den Geheimen Rath Stiehl den Grund zu Bock's langjähriger Verbindung mit diesem einflußreichen Manne. Der Sommer desselben Jahres brachte ihm eine schöne und lehrreiche Reise in Gesellschaft des Directors Hennicke über Frankfurt, Mainz, Köln bis Paris.

Der Herbst 1847 entführte B. als Seminardirector nach Löwen in Schlesien, wo er das zum Ersatze für die aufgelöste Breslauer Anstalt bestimmte neue Seminar zu organisiren hatte und im Bunde mit den tüchtigen Gehülfen Chr. Scholz, Mettner, Schurig unter den ungünstigsten Umständen bald zu kräftigem Leben brachte. Gewann er dadurch rasch Ansehen und Namen in Schlesien, so war er doch in den Augen der Liberalen als Vertrauensmann Stiehl's geradezu der Typus der verhaßten Reaction. Dies Vorurtheil, gegenüber der selbständigen, besonnenen Persönlichkeit Bock's nur sehr theilweise berechtigt, hat er nie völlig überwunden; allerdings lag es auch nicht in seiner Art, der aura popularis selbst nur in Aeußerlichkeiten sich anzubequemen. Zu allem Ungemach, das die ungünstigen örtlichen Verhältnisse bereiteten, kam im Sommer 1849 noch eine schwere Choleraepidemie, die u. a. auch Bock's junge Gattin, Louise geb. Randhan, und deren Mutter hinraffte. Als Erlösung aus drückender Enge ward es allgemein empfunden, als das junge, nun eben mit der dritten Classe vollständig werdende Seminar 1849 nach Münsterberg übersiedeln durfte. Auch hier waren freilich zunächst wieder Miethräume zu beziehen. Erst 1857 wurde der stattliche, damals für mustergültig angesehene Neubau feierlich eingeweiht. Aber die Anstalt konnte dort sich doch sofort freier entfalten und gelangte bald zu anerkannter Blüthe und steigendem Ruhme. Galt sie bei Freund und Feind seit 1854 als das „Paradies der Regulative", so ist doch zu beachten, daß sie vor dem ersten Regulativ vom 1. October 1854 ihre Eigenthümlichkeit von innen heraus entwickelt hatte und diese dem Uebereifer der Selbstbeschränkung, wie ihn die Regulative athmen, nie völlig geopfert hat. Auf Grund eines persönlichen Besuches (1859) konnte der Cultusminister der Neuen Aera v. Bethmann-Hollweg besonders von Münsterberg sagen: „Ich habe meine aufrichtige Freude daran gefunden, daß die künftigen Lehrer des Volkes (so unterrichtet und angeleitet, namentlich) so in die reichen Schätze unserer volksthümlichen Litteratur eingeführt werden". Bock's ersprießliches Wirken wurde wesentlich gefördert durch sein nahes Verhältniß zu den Directoren beider evangelischer Schwesterseminare in Schlesien, Stolzenburg in Bunzlau (starb 1866 als Schulrath in Breslau) und Jungklaß (später Schulrath zu Bromberg) in Steinau a. Oder, mit denen er seit 1851 das „Schulblatt der evan-

gelischen Seminare Schlesiens" herausgab, und zu seinem vorgesetzten Schulrathe, Consistorialrath Wachler zu Breslau. Besonders, seit B. Sommer 1853 dessen Tochter als zweite Gattin heimgeführt hatte, blieben beide Männer eng verbunden, bis Wachler 1864 kurz nach Bock's Abzuge aus Schlesien als bedauernswerthes Opfer nervöser Ueberreizung endete. Münsterberg wurde indeß immer mehr zum Wanderziele pädagogischer Pilger von nah und fern. Wie mußte B. sich geehrt und gehoben fühlen, als 1857 auch der greise Harnisch sich aufmachte, um den Erben seines Ruhmes zu besuchen, und mit warmer Anerkennung dessen, was er gesehen, von Münsterberg schied.

Nicht ohne Widerstreben folgte B. im April 1864 als Regierungs- und Schulrath dem Rufe des Ministers v. Mühler nach Königsberg i. Pr., wo er im Provinzialschulcollegium das evangelische Seminarwesen der gesammten, damals noch ungetheilten Provinz Preußen und in der Regierung einen Theil des Volksschulwesens des Bezirks Königsberg zu bearbeiten hatte. Auch in diesem mühsamen Doppelamte wirkte er nicht Allen zu Danke, aber doch mit allgemein anerkanntem Erfolge. Das Seminarwesen wurde äußerlich erweitert und gefördert, innerlich nach Bock's Ideale und dem Muster von Münsterberg gestaltet. Für die Zeit des Ueberganges von den Regulativen zu den Allgemeinen Bestimmungen ist der Bock'sche Seminarlehrplan für Pr. Friedland (Centralbl. f. d. ges. Unterrichtswesen in Preußen 1866) bezeichnend. Anzuregen und Kräfte zu wecken verstand B. unter Lehrern und Geistlichen in seltenem Maaße durch fleißige Schulbesuche, durch Lehrerconferenzen und als Herausgeber des Schulblattes „Der Volksfreund". So kräftig hatte seit Dinter im baltischen Preußen kein Schulmann wieder auf die Volksschule gewirkt. Dennoch ward es ihm dort unbehaglich, als er, auf der Conferenz von Sachverständigen, die der Minister Falk im Sommer 1872 nach Berlin berief, in der Minderzahl der Regulativfreunde geblieben, durch die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. October d. J. vor die Aufgabe gestellt war, sein eigenes Werk, wenn auch kaum wesentlich zu verändern, so doch neuen Formen anzupassen. Er benutzte, und zwar ohne jeden Wink von oben, den die geschäftige Fama annehmen zu müssen glaubte, eine in Liegnitz eingetretene Vacanz, um seine Rückversetzung nach Schlesien zu erbitten und zu erlangen.

So kehrte B., zum Abschiede von Königsberg mit reichen Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit erfreut, nach neunjähriger Abwesenheit im März 1873 in sein geliebtes Schlesien zurück. Vielfach traf er hier auf alte Schüler, die ihm, auch wenn sie nach der Seminarzeit eigene Wege gefunden hatten, mit Verehrung zugethan geblieben waren. Daß ihm alte liberale Vorurtheile und Gegensätze vielfach den Weg kreuzten, ist natürlich genug. Schmerzlicher als dies war ihm, im Kreise der Conservativen, mit denen er so lange in den öffentlichen Fragen Hand in Hand gegangen war, für kräftige Pflege der Volksschule so wenig Entgegenkommen und für sein redliches Streben so oft geradezu Verkennung zu finden. Schritt für Schritt hemmte ferner der Mangel an gesunder gesetzlicher Ordnung im Dotationswesen der schlesischen evangelischen Volksschule, der im Gegensatze zu der preußischen Schulordnung von 1845 und zum Schulreglement für die katholischen Schulen Schlesiens von 1801 B. doppelt empfindlich war. Mit rührender Treue hat der alternde Mann diesen Schwierigkeiten in emsiger Kleinarbeit abgerungen, was irgend möglich war für Schule und Lehrer, daneben durch Schulbesuche, Conferenzen und Pflege der Präparandenbildung auch auf das Innere des Schulwesens nach alter Weise bedacht. Selbst als Siebziger, inzwischen zum Geheimen Regierungsrath ernannt, arbeitete er mit unvermindertem Eifer fort und kämpfte sich nur schwer zu dem Entschlusse durch, nach fast achtzehnjähriger Thätigkeit in Liegnitz mit dem 1. Januar 1891 den Ruhestand aufzusuchen. In den Jahren der Ruhe erlebte er noch die Freude,

seinen einzigen Sohn Wilhelm zum Seminardirector in Reichenbach O.-L. ernannt zu sehen, wie schon zuvor sein Schwiegersohn Maaß zum Regierungs- und Schulrath in Stralsund berufen war. Im häuslichen Leben blieb ihm manches Schwere nicht erspart. Doch gestaltete es sich glücklich und anregend besonders durch das künstlerische Streben begabter Töchter. Im Frühjahre 1893 holte er nach, was er 1843 hatte versäumen müssen, indem er als zweitältester ehemaliger Schüler der Jubelfeier von Schulpforta beiwohnte. Am 15. October 1893 raffte ihn ein Gehirnschlag unerwartet dahin. Seine letzten Worte waren: „Mein Stündlein ist gekommen. — Es ist mir gut gegangen. — Gott hat mir ein schönes Leben gegeben. — Ich sterbe gern". Sechs Wochen später folgte ihm seine zweite Gattin, geborene Wachler.

Die zähe Arbeitskraft des von Statur kleinen und zierlichen Mannes befähigte ihn neben der angestrengten unmittelbaren Berufsarbeit auch noch für eine fruchtbare litterarische Thätigkeit, die sich allerdings jener eng anschloß und mit ihr in beständiger Wechselwirkung stand. Seine schriftstellerischen Anfänge wurden besonders wirksam gefördert durch das freundschaftliche Verhältniß zu dem rührigen Verleger Ferdinand Hirt in Breslau. Die Herausgabe des „Schulblattes der evang. Seminare Schlesiens" (mit Jungklaß 1851—64) und des preußischen „Volksschulfreundes" (1864—73) wurde bereits erwähnt. Zu beiden Auflagen der großen Schmid-Schrader'schen „Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens" lieferte er eine Reihe von Beiträgen. Einer Anzahl von Aufsätzen und Gutachten über Fragen der Unterrichtspraxis wurde die Auszeichnung des Abdruckes im ministeriellen „Centralblatte für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen" (Jahrgang 1865—73) zu Theil. Sein amtlich begehrtes „Gutachten über die für die niederen und höheren Schulen des Russischen Reiches ausgearbeiteten Schulreglements" erschien 1862 im Drucke. „Der Unterricht im kleinen Katechismus Luthers" erlebte fünf Auflagen (1860—95). Zu den methodischen Anleitungen: „Wegweiser für Volksschullehrer" (5 Auflagen 1858—71; 2 Theile), „Volksschulunterricht" (2 Auflagen 1875 und 79; 2 Theile) und „Volksschulkunde" (1884) verband er sich mit sachkundigen Fachmännern für einzelne Zweige des Unterrichtes. Ebenso verstand er, geeignete Hülfskräfte für die in der Hauptsache stets von ihm selbst bearbeiteten Volksschullesebücher heranzuziehen, die, in Millionen von Exemplaren verbreitet, seinen Namen in die weitesten Kreise trugen: „Volksschullesebuch des Schullehrerseminars zu Münsterberg" (seit 1855), „Deutsches Lesebuch für die Bedürfnisse des Volksschulunterrichtes" (im Auftrage des Ministers v. Mühler; 1870 u. 71) und „Deutsches Lesebuch" (seit 1877). Diese Lesebücher erschienen sämmtlich in mehreren Parallelausgaben für ein- und mehrclassige, auch für katholische Volksschulen. Mit Unrecht hat man öfters den Eifer des Herausgebers für diesen Litteraturzweig aus eigennützigen Beweggründen hergeleitet. Er hatte, um dieser Mißdeutung zuvorzukommen, stets zeitig, bevor noch der große Erfolg vorherzusehen war, seine Rechte daran in die Hand des Verlegers gelegt und sich mit mäßigem Honorar für seine mühevolle Arbeit begnügt. Selbst in den wenigen Jahren des Ruhestandes feierte seine fleißige Feder nicht. Er gab noch heraus: „Stimmen hervorragender Schulmänner zur Beachtung für Lehrer und Laien ꝛc." (1893), „Lehrbuch des Schulunterrichtes mit Berücksichtigung des königlichen Erlasses vom 1. Mai 1889" (1892) und „Hilfsbuch für die gemeinsame Wirksamkeit der ... Lehrer, Leiter und Laien ... an der Volksschule" (1893; nach seinem Tode erschienen).

Hauptquelle neben persönlicher Bekanntschaft und Erfahrung: Autobiographie (handschriftlich; im Besitze der Familie), benutzt in Förster, Eduard Bock. Ein Beitrag zur Geschichte der preuß. Volksschule (Gotha 1894; Abdruck aus den Pädagog. Blättern). Sander.

Böcking: Adolf B. war der Sohn des bekannten Juristen Professor B. in Bonn. Er studirte in seiner Vaterstadt Naturwissenschaften und habilitirte sich dort für das Fach der Zoologie. Im Auftrage der preußischen Regierung reiste er 1865 nach Südamerika, um dort die Fauna des Landes zu studiren. Besonders werthvoll sind seine Arbeiten über den Pampasstrauß oder Nandu (Rhea americana) und wir verdanken ihm die beste Lebensschilderung dieses Vogels. Da ihm das Leben in Amerika gefiel, so beschloß er dort zu bleiben und kaufte sich eine Farm in Kansas. Infolge mehrfacher Mißernten setzte er hier sein gesammtes Vermögen zu und war gezwungen, dieselbe wieder aufzugeben. Es gelang ihm, die Stelle eines Directors der Friedrichsburger Schule in Texas zu erhalten, die er jedoch nach kurzer Zeit wieder aufgeben mußte. Dann hielt er sich längere Zeit in San Antonio auf und erwarb sich seinen Unterhalt dadurch, daß er für verschiedene Zeitschriften naturwissenschaftliche Aufsätze schrieb und Vorträge hielt, die viel Anklang fanden. Darauf war er lange Zeit verschollen, bis die Kunde kam, daß er sich am 18. April 1898 in Comfort Kendall Country in Texas erschossen habe. Es ist auch im Interesse der Wissenschaft sehr zu bedauern, daß er in dem Kampfe ums Dasein unterlag. Nach seinen ersten, vielversprechenden Arbeiten zu urtheilen, würde er, wenn er nicht stets um seine Existenz hätte kämpfen müssen, die zoologische Wissenschaft noch wesentlich haben fördern können. W. Heß.

Bode: Wilhelm B., Landschaftsmaler, wurde am 12. März 1830 in Hamburg geboren und bildete sich zunächst zum Lithographen aus. Seit 1855 in Wien, trat er hier in nähere Beziehung zur Kunst und wandte sich nun der Landschaftsmalerei zu. Nachdem er dann acht Jahre seinen Wohnsitz in München genommen hatte, verlegte er denselben nach Düsseldorf, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Wie in seinem ganzen Wesen so äußerte sich auch in seinen Bildern eine bescheidene Harmlosigkeit, die den letzteren in gewissen Grenzen einen anheimelnden Charakter verlieh. Seine landschaftlichen Motive entnahm er aus der Schweiz und dem bairischen Gebirge, sowie aus der Eifel und Westfalen, wohin er zum Zwecke des Studiums hin und wieder Reisen unternahm. Er starb am 27. Juli 1893 in Düsseldorf. Daelen.

Bodenstedt: Friedrich Martin B., Dichter, Uebersetzer und Culturhistoriker, wurde am 22. April 1819 im Städtchen Peine südlich Hannovers geboren. Er war der Sohn eines Kleinstadtbürgers, dessen Horizont trotz mancher Anstöße im Materiellen beschränkt, dessen Gattin eine einfache, gute, arbeitsame Frau blieb. So fand der Knabe ebenso wenig irgendwelche höheren Impulse daheim wie der Jüngling und Mann Anziehung oder gar Halt. Der später durch manche verkettete Zufälle zum Weltmann gewordene B. verleugnete nie einen spießbürgerlichen Zug. Sein ganzes begrenztes Wissen, das er gern breit auszuladen pflegte, erwuchs durch autodidactisches Anknüpfen an den Unterricht der Stadtschule und dreier lutherischer Pfarramtscandidaten. Daß er bei diesen lateinische Vocabeln einpauken mußte, hob später der ob humanistischer Stichfestigkeit mißtrauisch Angesehene hervor. Schon der Knabe zeigte, was für ihn bestimmend geworden ist, Drang und Anlage zu poetischer Improvisation sowie zur Gelegenheitsdichtung, eindringlichen Fleiß wo Interesse mitsprach, unwiderstehlichen Wandertrieb. Eine gefährliche Operation des Vaters führte B. im 13. Jahre nach Braunschweig, in eine größere Sphäre und in der Folge in eine dortige mercantile Privatlehranstalt; die Eltern meinten seine Gaben, namentlich für Sprachen, im kaufmännischen Berufe am besten verwendbar, und B., froh, die Jugend auf dem Lande abzustreifen, sträubte sich nicht, suchte auch des Vaters Verbot wider das Versemachen zu erfüllen. So trat er dann als Lehrling in ein Handelshaus ein. Aber die Luft an Geistesbildung und

dichterischer Uebung hieß ihn heimlich sich fortbilden, bis er die Fesseln abwarf und, unter Entbehrungen, in Göttingen — fraglich, ob damals auch zu München und Berlin — eklektische Universitätsstudien begann, besonders in Philosophie, Geschichte, Litteratur, neueren Sprachen. Wann, wo, wie er den Doctorgrad der Philosophie erlangt hat, ist nicht nachweisbar.

Schon in Braunschweig hatte B. zu dem ihm geläufigen Französisch rege Sorgfalt aufs Englische verwendet — im 16. Jahre übersetzte er „Macbeth" — und durch eines Rittmeisters Küster Familie, wo er ein- und ausging, Verbindungen nach Rußland angeknüpft. Im Spätherbste 1841 trug ein Dampfer B. von Lübeck nach Petersburg, von hier nach kurzer Umschau eine „Diligence" nach Moskau, wo er bei Küster's Bruder ein Unterkommen fand, Russisch lernte und Anfang 1841, nach dem verlangten Lehrerexamen an der Universität, Erzieher der beiden Söhne des Fürsten Michail Galizin wurde. Ueber 2½ Jahre hatte B. auf diesem wenig mühsamen Posten beste Gelegenheit, die Aristokratie, die absonderlichen Sitten und Anschauungen, auch die Sprache Rußlands genau kennen zu lernen, bei öfterem Aufenthalte auf des Fürsten Gütern, besonders Nikolsky, dann Archangelske (bei Moskau, seit August 1900 Zaren-Sommerresidenz) auch die harten Naturverschiedenheiten, und es entstanden so eine verdeutschte Auswahl russischer Lyrik und eine kleinrussischer Volkslieder. Im Herbste 1843 endigte die Erzieherfunction, die B. zuletzt nähere Bekanntschaft mit seinem Collegen M. N. Katkow, dem späteren Panslavisten, vermittelt hatte. Mitte October bis Mitte November fuhr er mit einem russischen Dreigespann (Troika) durch das Gebiet der Don-Kosaken über Stawropol und Wladikawkas nach dem Kaukasus: eine theils romantische, theils arg naturalistische Fahrt. Er folgte dabei einem Rufe an das Gymnasium in der Hauptstadt Georgiens, dem herrlich gelegenen Tiflis, ganz gern, da ihm Freund Hake wegen der vielen Festwochen im Winter und der Sommerhitze wenigstens die Hälfte des Jahres als schulfrei in Aussicht stellte und ihn die von Moskau datirenden Beziehungen zum Statthalter des Kaukasus General Alexander v. Neidhart, und dessen Familie lockten. Daß Neidhart ihn berufen, B. ein Erziehungsinstitut geleitet und am Gymnasium Latein und Französisch unterrichtet habe, liest man überall außer in Bodenstedt's „Erinnerungen". Im Kaukasus erlebte B. die erregten Zeitläufte mit, während deren die Russen die tapfern Muriden, die Bewohner Daghestans und Lesghistans, trotz der löwenmuthigen Gegenwehr des Imams Schamyl, unterjochten, und fand genug Gelegenheit, die einheimischen Stämme nach Gegenwart und Vergangenheit, nach Sprache, Brauch und Cultur zu studiren. Georgien und Armenien hat er ordentlich kennen gelernt und uns unmittelbar danach wie später farbige Bilder von seinen, mitunter höchst gefahrvollen Ausflügen entworfen. In Tiflis selbst hatten Moskauer Bekannte seinen Eingang durch ein heiteres Festmahl ganz asiatischen Zuschnitts gefeiert, und er fand daselbst überreichlich anregenden internationalen Verkehr in den nach Geburt und Bildung feinsten Kreisen. Bedeutsam erscheinen da für sein Seelenleben die Leidenschaft für eine junge, in der Ehe unbefriedigte Generalin v. R., die theilweise erwidert, aber, zwecklos wie sie war, schwer niedergerungen wurde; für sein sprachliches und völkerkundliches Wissen der Umgang mit dem kenntnißreichen Orientalisten Dr. Georg Rosen (1820—91), dem späteren deutschen Generalconsul; für seine Poesie die Lehrstunden bei Mirza Schaffy, worauf wir weiterhin zurückkommen. Zwei ernste Krankheiten erschütterten den gar nicht übermäßig festen Jüngling, theilweise infolge der Strapazen eines armenischen Streifzugs. Aus diesen Einblicken und Wanderungen erwuchsen die Materialien zu den später im Vaterlande ausgearbeiteten zwei Büchern über seine Beobachtungen im Kaukasus und den Nachbarländern.

B., durch den Weggang der Reidharts seines Haupthalts beraubt, wollte sich in Rußland nicht seßhaft machen und seine angegriffene Gesundheit schonen, auch zogen ihn verheißungsvolle litterarische Aussichten, besonders seitens des Verlags Cotta und seiner Zeitschriften (Allgem. Ztg., Morgenblatt, Ausland), und so verließ er schon April 1845 das gastliche Tiflis, wo er die eindrucksvollste Zeit zugebracht, seine Jugend abgeschlossen hatte, das ihm, wie er's im Alter ausdrückt, der eigentliche Ausgangspunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit geworden war. Eine schwierige, öfters abenteuerliche Etappenreise führte ihn, anfangs gemeinsam mit dem gleichaltrigen englischen Diplomaten Henry Danby Seymour, mit dem er sich in Tiflis angefreundet hatte, an den Küsten des Schwarzen Meeres und durch die Krim nach Constantinopel, wo er mehrere Monate ehrenvollste Aufnahme bei der europäischen Diplomaten-Gesellschaft und vielfache Anregung für seine orientalistisch-völkerpsychologischen Studien fand. G. Rosen traf er als Dragoman des preußischen Gesandten v. Lecoq, in dessen Sommerresidenz zu Bujukdere er ein paar Wochen, zeitweise so lange er's bei dem frömmelnden Bureaukraten aushielt, auch als Erzieher, verweilte; seinem Genossen bei Ritten durch die denkwürdige Umgegend, Dr. Gustav Bossart (-Oerden), Erzieher beim russischen Gesandtschaftsmitglied Prinz Handjery, und nachher Redacteur großer deutscher Zeitungen, theilte er Gedichte und litterarische Pläne mit. Im Spätsommer 1845 machte er über die anatolischen Gestade, die ägäischen und ionischen Inseln, Dalmatien die Heimfahrt, landete in Triest und reiste, über Wien, Prag, Dresden, wo er Kunstschätze und historische Denkmäler besichtigte und, wie auch in Leipzig, sich an Theater und Musik erlabte, in den Geburtsort.

Die kleinlichen Verhältnisse daselbst stießen ihn ab. B. wollte noch Wissenslücken ausfüllen und sein Werk über die Kaukasusvölker vollenden. In Göttingen gebrach ihm bald künstlerische Anregung. Nachdem er Cotta's günstigen Antrag, für die „Allgem. Ztg." in die untern Donauländer zu gehen, abgelehnt, aber in Augsburg sowie München List und Fallmerayer, in Stuttgart Baron Cotta, G. Schwab, G. Pfizer, Dingelstedt kennen gelernt hatte, wandte er sich im Mai 1846 nach München. Hier eröffnete sich ihm nicht nur reiches Hülfsmaterial zur Arbeit und reger Verkehr mit bedeutenden Männern von einschlägigem Wissen, sondern auch eine, später verwirklichte Zukunft. Bei Fallmerayer, dem „Fragmentisten", dem Orientalisten M. J. Müller, dem Philologen Friedr. Thiersch gewann er fachmännische Beihülfe, am Graf Max Bothmer'schen Ehepaar liebe Berather. Schöne Stunden genoß er im Hause des Landschaftsmalers Karl Rottmann, des Naturforschers Martius, des Botanikers K. Fr. v. Ledebour. Frdr. List, der geniale Nationalökonom, damals in München inmitten der letzten Versuche seine Pläne zu consolidiren, nahm B. während vertrautesten Umgangs ganz gefangen, und sein plötzlicher Selbstmord (30. Nov. 1846 zu Kufstein) erschütterte diesen arg. Wol durch List kam B. darauf, volkswirthschaftliche Vorlesungen (bei Hermann) zu hören, wie er auch in die des alten Görres über Kaisergeschichte ging. Druck und Correctur des bis Sommer 1847 fertigen genannten Werkes führten ihn nach Frankfurt a. M. Ein Abstecher über Cassel nach Schloß Escheberg, dem von seinem Bruder, dem Uebersetzer-Romantiker Ernst mit schöner litterarisch-geschichtlicher Bibliothek ererbten Sitze des, vor Jahresfrist zufällig in Hannover getroffenen Karl Otto Freiherrn von der Malsburg, verlängerte sich — wie 1841 E. Geibel's Besuch — um so mehr, als B. dort eine liebliche sangeskundige Blondine kennen und, was ihre gemeinsame Darstellung von Goethe's „Geschwistern" bekräftigte, lieben lernte: seine nachherige Gattin Mathilde, die Tochter des kurhessischen Obersten Osterwald in Fulda. Eine Heirath, auf die er infolge pecuniärer Unsicherheit überhaupt verzichtet hatte,

lag vorläufig in weitem Felde. Im October befriedigte er die mächtige Sehnsucht nach Italien, auch wegen eines Halsleidens, einem Angebinde von München's unvermitteltem Temperaturwechsel. Ueber die Schweiz, die der Sonderbund-Krieg durchtobte, den Comersee zog er nach Mailand, in dessen damals aufgeregtem Getriebe er etwas länger weilte, weiter über Turin, Genua, Livorno, Florenz, von da mit Vetturino über Terni nach Rom, wo er allerlei „Eindrücke, Bilder und Betrachtungen während des (italienischen) Völkerfrühlings 1848", des Anhängsels der Pariser Februarrevolution, sammelte. Von deutschen Dichtern waren Wilibald Alexis, schon länger mit ihm vertraut, Gustav zu Putlitz, Levin Schücking mit B. beisammen. Sein autodidactisches Italienisch war so weit schon gebessert, daß er „inmitten der täglich wachsenden politischen Bewegung einen festen Halt zu gewinnen", sich in Michelangelo's „Rime" und die edle Lyrikerin Vittoria Colonna vertiefte, wie seine nach vier Jahrzehnten den Memoiren einverleibten Glossen und Uebertragungen zeigen. Am 21. März 1848 verließ B. Rom, wo der nationale Sturm täglich anschwoll, und schlug sich mühsam über Florenz bis hinter Bologna durch, wurde von Aufständischen als österreichischer Spion über Padua nach Venedig escortirt, dort durch den Dichter Heinrich Stieglitz, ein Haupt des venetianischen Aufruhrs, befreit, herumgeleitet und mit Schiff nach Triest befördert. Eilends reiste er nach Augsburg, um den ihm gewogenen Dr. G. E. Kolb, Chefredacteur der „Allgem. Ztg.", über die ihm augenblicklich uncontrollirbare Frankfurter Verlagsangelegenheit zu befragen und erfuhr dort, daß der Zusammenbruch des Verlags ihn um den Lohn dreijährigen Fleißes betrog. Kolb empfahl ihn an K. L. Frhrn. v. Bruck, den Gründer (1833) und Präsidenten des „Oesterreichischen Lloyd" in Triest, für des letzteren „Journal" als Hauptredacteur, und nach einer Besprechung mit Bruck, der Triester Abgeordneter zum „Deutschen Parlament" war, in Frankfurt a. M. und Wiedersehen v. d. Malsburg's, seiner „Nachtigall" Mathilde u. A. daselbst, begab sich B., über Prag, wo gerade der Slavencongreß zusammentrat, Anfang Juni in die neue Stellung. Energisch hob er, der wenig journalistisch Veranlagte, das „Journal des Oe. L.", eine handelspolitische, resumirende, in den brennenden österreichischen Fragen centralistische Zeitung großen Stils, mit Nachdruck auf reinem Deutsch, empor, wobei W. Alexis, der Individualist Max Stirner (d. i. Casp. Joh. Schmidt) u. A. ungesucht aus der Ferne mitarbeiteten. Dafür, wie B. seine Aufgabe auffaßte, ist ein (wol ungedruckter) Brief aus Triest 1. September 1848 an Kolb interessant, der unwillkürlich heutige Zustände vergleichen heißt; er sagt da u. a.: „Es handelt sich darum, ganz Oesterreich für Deutschland zu wecken .... Einigung aller Nationalitäten zu einem kräftigen Föderativstaat auf der Grundlage der Demokratie und völliger Gleichberechtigung unter der gemeinsamen Dynastie des Habsburgischen Kaiserhauses — hierin liegt das einzige Heilmittel zur Erlösung aus unseren anarchischen Zuständen". Nach drei Monaten wurde er mit dem, auf ein breiteres Piedestal gestellten Blatte nach Wien versetzt. Die Mord bejubelnde Ausgelassenheit des Wiener Janhagels hieß ihn den Residenzlern eindringlich ins Gewissen reden. In diesen aufgeregten Wochen erlebte er angenehme Zusammenkünfte mit Berthold Auerbach, Karl Beck, Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann, in dessen Elternhause), Betti Paoli, Fr. Hebbel u. A., aber auch die Octoberrevolution mit all ihren Greueln und die Erstürmung der Kaiserstadt durch Windischgrätz. Am 21. November begleitete er Baron Bruck nach Kremsier zum neuen Reichstage, wo dieser Handelsminister wurde, und legte, als das „Journal", infolge von des letzteren Austritt aus dem Lloyd-Directorium, hinter Bodenstedt's Rücken Schwarzenbergisch-officiös wurde, seine Stelle nieder.

Der unruhigste Abschnitt seines Lebens lag hinter ihm, als sich B., Bruck's Aufforderung, eine neue ministerielle Handelszeitung in Wien zu redigiren, ablehnend, nach dem ebenfalls noch revoltirenden Berlin aufmachte. Dahin riefen ihn alte freundschaftliche Beziehungen, jetzt auch der Mitarbeits-Antrag der „Deutschen Reform" (Redacteur Oldenberg), in der seine Skizzen der derzeitigen österreichischen Situation Aufsehen gemacht hatten. Am Besitzer dieses Tageblattes, Rud. (v.) Decker, fand B. auch einen Verleger seines, seit Beginn der Wiener Tage durch „ruhige Stunden in stürmischen Wochen" ausgearbeiteten Buches „Tausend und Ein Tag im Orient" — worin die Basis seines litterarischen Ruhms steckte — zugleich den Mann, der stets opferwillig auf alle späteren Verlagsanträge und Extrahonorarwünsche Bodenstedt's einging. Trotz eifriger Thätigkeit pflegte er in Berlin Geselligkeit mit alten und neuen Bekannten, in den Häusern Solma, Lipke, Koene, Wolff, Frdr. v. Raumer. In dem von John Prince Smith gegründeten „Volkswirthschaftlichen Verein" gerieth B. trotz (als List's Anhänger) Widerstrebens in die von diesem eindringlich betriebene Freihandelsbewegung und wurde im September gegen seinen Willen von den Freihändlervereinen Cobden'scher Richtung aus Berlin und 18 andern preußischen als Bevollmächtigter zum internationalen Freihandelscongreß nach Paris delegirt — neben ihm Prof. Michelet als französisch Sprechender. Dort von Victor Hugo zu einer Rede aufgefordert, antwortete B., daß ihn der Mangel jeglicher deutschen Flagge unter denen aller Länder nicht dazu animire, worauf Hugo erwiderte: „Monsieur, vous êtes le drapeau vivant de l'Allemagne!" B. nahm dies nur zur Hälfte an, da er nicht mit dem Winde zu flattern pflege. Am 10. Februar 1850 endete auch seine Junggesellenschaft, indem er seine „kleine Nachtigall" — von ihm in Leben und Dichtung mit Buchstabenumdrehung stets ‚Edlitam' geheißen — zu 42jähriger glücklicher Ehe von Fulda nach Berlin heimführte. „Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin" (1850) zeigt uns B. weiter seine asiatischen Beobachtungen litterarisch ausmünzend. Im Frühlinge sollte er als Sendbote zum Friedenscongreß in Frankfurt a. M. mehrere einflußreiche Personen vom guten Rechte Schleswig-Holsteins überzeugen: ein vergebliches Beginnen, wo soeben die Großmächte beschlossen hatten, die Elbherzogthümer an Dänemark auszuantworten. Obwol ihn die politische Publicistik weder ansprach noch lockte, wo sie ihn gleich jenen zwei Missionen an der gewünschten inneren Sammlung behinderte, übernahm B. doch Ende 1850 von Eschenberg aus die Redaction der „Weserzeitung" in Bremen. Hier, von wo bald die „Lieder des Mirza Schaffy" ihren Lauf nahmen, lebte er sich trotz der unliebsamen Politik gut ein, trat aber mit dem 1. October 1851 die aufreibende politische verantwortliche Redaction ab und besorgte wesentlich Feuilleton und Sonntagsblatt; daneben entfaltete er, in dem schnell mit zwei Töchtern bereicherten Familienkreise, eine rastlose Thätigkeit als Lyriker und Uebersetzer. Anfang Mai 1852 trat er ganz zurück und übersiedelte nach Kassel zu seinen Schwiegereltern, wo ihn, öfters Wochen lang bei Baron Malsburg im nahen Eschenberg, bis in den Juni 1853 Lermóntoff's litterarischer Nachlaß und seine erste größere Originaldichtung in Versen („Ada") beschäftigten. Von Hannover, wo er über Neujahr 1853 in „Familienangelegenheiten" weilte, erwartete er eine „einträgliche Professur" als Anerkennung für dies Poem, das er dort in höheren Kreisen vorgelesen hatte, und die im April für den Herbst ins Auge gefaßte Uebersiedlung nach Göttingen, wohin er Anfang Februar „infolge einer hohen Verfügung eine unaufschiebbare Reise" unternommen, hängt sicher damit zusammen. Die Verdeutschung der gesammelten Schriften Puschkin's, der er sich seit März — wo ihn seine Gattin mit dem einzigen Sohne, wie

bald darauf mit dem Kinderbuch „Maria und Elsbeth", beschenkte — ganz hingab, veranlaßte eine, schon vor Jahresfrist geplante Uebersiedlung nach Thüringen, zunächst im Juli nach Friedrichroda, im November, infolge der von ihm hochangeschlagenen Gönnerschaft des Herzogspaares, die er auf Schloß Reinhardsbrunn erworben, nach Gotha. In unermüdlicher Arbeit und, wie seit Jahren, von Zahn-, Augenschmerz, Erkältung geplagt, brachte er daselbst, dem Hofe nahestehend, den Winter zu. Da sich aber weder da noch in Hannover für ihn etwas Festes ergab, so nahm er im März 1854 in München kurzentschlossen die „huldvolle Einladung" König Maximilian's II. an.

Der poesiefreundliche Baiernfürst sicherte B. durch ein Jahrgehalt von 1200 Gulden und wollte den, ihm nach seinen bisherigen Veröffentlichungen (durch General v. d. Tann in einer Jagdhütte an der Vorderriß Sommer 1853) vertrauten und ihn gedruckt stets begleitenden Schriftsteller von Anfang an regelmäßig um sich haben, in einer Art Mittelstellung zwischen der poetischen Tafelrunde in den Kaiserzimmern der Alten Residenz — Otto Frhrn. v. Völderndorff's „Harmlose Plaudereien eines alten Münchners" (1892) heben B. neben Geibel, Heyse, Kobell in diesem Cirkel hervor — und den nach München berufenen rein akademischen Gelehrten. B. erhielt am 14. Juli 1854 eine Universitätsprofessur, die sich zunächst auf slavische Sprachen und Litteraturen bezog, seit 1858 aber von B. vorzugsweise für ältere englische Litteratur vertreten wurde. Nebst v. d. Tann, Frz. v. Kobell, W. Riehl u. A. begleitete er vom 20. Juni bis 27. Juli 1858 den fürstlichen Poesie- und Wissenschaftsmäcen auf einer Reise um die Ufer des Bodensees, durch den Bregenzer Wald und das ganze bairische Hochland bis nach seinem geliebten Berchtesgaden. Kobell hat seine Beobachtungen davon in „Wildanger" niedergelegt, Riehl in „Fußreise mit König Max" (Kulturgeschichtliche Charakterköpfe), von den Aufzeichnungen des geistvollen Jägers Graf Ricciardelli († Ende Winter 1899/1900) ist nichts gedruckt. B. gab 1879 als 1., redseligen, aber fesselnden Band „Aus meinem Leben" heraus: „Eine Königsreise. Erinnerungsblätter an König Max"; wir sehen da, wie der König, seit er Bodenstedt's Buch über die Kaukasusbewohner genau studirt hatte, ihn als seinen Berichterstatter über neue Schilderungen von Entdeckungsfahrten u. dgl. betrachtete. So hatte B. in Isar-Athen ein Milieu erlangt, wie es seiner geschmeidigen wiewol unzuverlässigen Natur vortrefflich lag: weder als Höfling noch in dem berühmten Poetencirkel des „Krokodils" (meistens Größen des ‚lateinischen Viertels' in der Karlsstraße), noch bei den Leuten des ultramontan-particularistischen Lagers hat der jederzeit Conciliante jemals Anstoß erregt. Aufsehen machte es, als Geibel und J. Liebig B. bei seiner ersten Bewerbung um den Maximiliansorden abwiesen. Er fühlte sich im ganzen wohl und endlich in verhältnißmäßiger Sorglosigkeit; trotz aller gesundheitlichen und finanziellen Nöthe, von denen sich der frohveranlagte, aber immer klagebereite Mann nie ganz loswand, war es die Glanzzeit seines äußeren Lebens. So war er auch in der Lage, regelmäßig mit seiner Familie in den nahen herrlichen Gebirgsgegenden Oberbaierns Sommeraufenthalt zu nehmen: 1854 in Egern am Tegernsee, 1856 in Tutzing, 1857 in Kochel u. s. w. Sechs Winter lang, zuerst 1855, betheiligte sich B. an den, noch heute bestehenden populärwissenschaftlichen Abendvorlesungen von Hochschuldocenten im Liebig'schen Hörsaale, seine ließ er 1881 als „Aus Ost und West" drucken; darin beschäftigt ihn neben den osteuropäischen Zuständen schon das englische Theater lebhaft. Sein Abschwenken zum classischen Drama Albions veranlaßte ihn im Frühlinge 1859 zu einer mehrwöchigen Reise nach London, wo er, mit Alexander Herzen, Freiligrath u. A. in Verkehr und stark gestützt durch seinen genannten Tifliser Freund

Seymour, für seine Studien über Shakespeare und dessen Zeitgenossen auf dem British Museum und in Privatbibliotheken von Aristokraten Manuscripte und Hülfswerke durchnahm. Von dem Werke „Shakespeare's Zeitgenossen", das, auf 5 Bände veranschlagt, mit dreien schließlich stecken blieb, war schon 1858, von Nic. Delius mitgefördert, der 1. Band erschienen, der 2. und 3. folgten 1860. Zu der großartigen Münchener Feier des Schiller-Säcularjubiläums lieferte B. auf Auftrag des Comités ein Lied zur Vorfeier, ein „Festspiel zur Schillerfeier" (für sich gedruckt) im Odeon, einen Prolog dazu und einen versificirten Trinkspruch auf das Vaterland für das Festmahl. Obwol Bodenstedt's litterarische Betriebsamkeit nie ermattete und sein Hauptverleger Decker den ewigen Klagen wegen finanzieller Bedrängnisse fast immer sofort abhalf, kam er, theilweise auch infolge häufiger Krankheit, auch der engsten Familie, materiell nie auf einen grünen Zweig. Wehmüthig schließt 1861 ein Brief, nach einem eingehenden Ueberblicke seiner geschäftlichen Verhältnisse: „Während ich hier um ein paar Hundert Thaler willen schlaflose Nächte hatte, erhielt ich aus London die Nachricht, daß ein dortiger Buchhändler, Trübner, der mich persönlich gar nicht kennt, eine weit größere Summe ausgegeben hat, und nach einer von mir dort befindlichen Gipsbüste meine Büste von carrarischem Marmor in Lebensgröße hat ausführen lassen, um sie in seinem Geschäftslocale aufzustellen", und ein Jahr später seufzt er, daß er, der 23 Bände veröffentlicht habe, „von Morgens bis Abends sich abquält", wie er gleichzeitig Decker vorschlägt, mit 2000 Thlrn. auf dessen Bureau einzutreten, um auch einmal „ein sicheres Einkommen" kennen zu lernen, Professur und Poesie, „geschäftlich die undankbarste Göttin", wolle er dafür an den Nagel hängen.

Die eigene Muse ging in all diesen Münchner Jahren neben der Uebersetzerthätigkeit her, die sich meist auf Shakespeare erstreckte. Im März 1864 sprengte König Maxens plötzlicher Tod den Reif, der die verschiedenartigen Individualitäten des Münchner höfischen Litteratenkreises zusammenhielt; zu Ludwig's II. schwer zugänglichem Wesen gelang es dem schmiegsamen B. trotz wiederholter Versuche nicht, ein Verhältniß anzubahnen. Die im April 1864 erfolgte Gründung der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" trat ebenso unter Bodenstedt's starker Mitwirkung auf wie deren „Jahrbuch", dessen erste 2 Bände B. herausgab. Und unter Beihülfe Münchener Freunde oder diesem Cirkel Nahestehender bereitete B. jene großangelegte neue erläuterte Verdeutschung von Shakespeare's Werken vor, die ihn an ein Jahrzehnt beschäftigt hat, bis sie seit 1867 lieferungsweise hervortrat. Obwol ihn König Georg von Hannover seit ihrem Zusammensein in Norderney Sommer 1864 gedrängt hatte (die probeweise „Lear"-Bearbeitung 1865 ist die Frucht davon), zerschlugen die 1866er Ereignisse ein für alle Mal die langjährigen Hoffnungen Bodenstedt's auf einen Ruf ins „Heimathland". So nahm der Münchens Ueberdrüssige, schon seit Herbst 1865 mit dem Titel eines Dramaturgen am Münchner Hoftheater bekleidet und hie und da an der Probe eines Schiller- oder Shakespeare-Stücks betheiligt, der seit langem brannte, dem Theater als Leiter und Dichter näherzutreten, im Frühjahre 1867 den Antrag des neuen Herzogs von Meiningen Georg II. an, die Intendanz des diesem stark am Herzen liegenden Hoftheaters und des Hoforchesters zu besorgen. Dabei wurde B., um etwaige gesellschaftliche Anstöße der kleinen Residenz zu überbrücken, erblich geadelt und von dem kunstsinnigen Fürsten in seine nächste Umgebung gezogen. B. hätte sich da sehr wohl gefühlt, wären nicht zu dem alten Kopf- und Augenleiden nebst Rheumatismus wegen schlimmer Polypen schmerzhafte Operationen hinzugetreten. Im November 1869 wurde B. auf sein Ansuchen des Amtes enthoben und zur Disposition gestellt, weil ihm bei den Geschäften nicht die beanspruchte unge-

hinderte Beweglichkeit zustand; doch sollte er weiter „seinen geistigen Einfluß auf die Bühne üben" und den Gehalt fortbeziehen. So kommt ihm für den großartigen Aufschwung der Meininger Hofbühne, deren Leistungen durch ihre Gastspiele seit 1870 mannichfach vorbildlich wurden, mehr ein vorbereitender Antheil zu. Während er so bis 1874 in Meiningen blieb, erlangte er doch bis 1869 die lang erstrebte Vereinigung seiner „Gesammelten Schriften" in 12 Bänden und dichtete seit 1870 wieder auf lyrischem Gebiete wie auf dem der erzählenden Prosa rührig. Die politischen Ereignisse riefen „Neue Kriegslieder" und „Zeitgedichte" (beide 1870) hervor, und vor wie nach dem regte sich wieder die alte orientalisirende Ader. Mancherlei private Umstände freilich verwiesen den fast stets, durch eigene und der Seinen Krankheit, Mangel an Seßhaftigkeit, beinahe eine Art Umzugsfieber, durch Erziehung fünf heranwachsender Kinder in Geldverlegenheiten Befindlichen auf das rentablere Einkommen als Romancier, wie er selbst brieflich wiederholt gesteht; aber der Hauptbeweggrund, diese Saite der Production anzuschlagen, rächte sich bitter in der Ausführung. Schon im Frühling 1873 hielt sich B. bei Altona — daselbst war seine älteste Tochter Henni, die er in nächster Zeit öfters besuchte, an Oberst v. Petersdorff verheirathet — und zwar im nahen Neumühlen auf, auf dem Besitzthum der verwittweten Frau Etatsrath Donner, im Herbst 1874 wegen einer langwierigen Cur in Dresden und im benachbarten Loschwitz, zwischendurch immer wieder in Meiningen, bis er im Herbst 1875, wol wesentlich durch die enge Freundschaft mit dem kunstverständigen Intendanten des dortigen Hoftheaters Hans Bronsart v. Schellendorf, der dann den nach dem Dramatikerlorbeer ringenden Dichter mehrfach auf die Bühne brachte, und dessen musikalisch hochbegabte Gemahlin Ingeborg veranlaßt, nach Hannover verzog. Dort wurde er in seinen vieljährigen Erwartungen auf besonderes Entgegenkommen im Heimathlande endgültig getäuscht, ja sogar, wie uns sein alter Bekannter G. Bossart als Augenzeuge erzählt, gesellschaftlich mannichfach absichtlich gekränkt. 1876 wohnte B., Ed. Hanslick's („Aus meinem Leben", 1894) Angabe zufolge, den ersten Richard Wagner-Festspielen zu Bayreuth bei, mit dem Berichterstatter Paul Lindau und andern Verächtern dieses Geschmacks. Am 8. Januar 1877 ließ er in Hannover den schönen Prolog (sechs achtzeilige Strophen) „Die Welt erdröhnt von Kriegsgeschrei, schon thürmen sich dunkle Wetterwolken allerseiten" vortragen, der ihn immer noch als aufmerksamen Beobachter der großen Ereignisse am politischen Himmel erweist. Frühjahr 1877 hielt er sich einige Zeit in Berlin auf, und 1878 nahm er für die Dauer Wohnsitz zu Wiesbaden. Diese 14jährige Ansässigkeit unterbrach nur eine längere Tournée nach den Vereinigten Staaten — man vergleiche seine Reiseschilderung „Vom Atlantischen zum Stillen Ocean" (1882) — Ende October 1879 bis Ende Juli 1880, die durch — erfolgreich ausfallende — Vorlesungen seiner Dichtungen die Geldcalamität ausgleichen und seinen einzigen Sohn Gotthardt wieder auf rechte Wege bringen sollte. Dieser war Anfang 1870 als Seecadett in die preußische Marine getreten, wo er eines Duells halber quittiren mußte, im Französischen Kriege als Freiwilliger mit dem Eisernen Kreuz u. a. decorirt worden, hatte monatelang typhös in Lazarethen gesteckt, dann aber infolge von Liebschaften, Schulden u. s. w. sich nach Amerika gewandt. Dort hat ihn erst des Vaters Anwesenheit emporgebracht, und er kam als Beamter der Villard'schen Northern-Pacific-Bahn in St. Paul am oberen Mississippi endlich in geordnete Verhältnisse. In Wiesbaden führte B. ein höchst anregendes, dauernd thätiges, aber auch vielfach aufgeregtes Leben. In seinem offenen Hause gingen die unzähligen Freunde, Augenblicksbekannten und Neugierigen ein und aus, ihn selbst, den allerseits nach auswärts Eingeladenen, fesselten wie von jeher der Verkehr der großen Welt und alle Ver-

anstaltungen künstlerischer und geselliger Art. Aber die alten Sorgen um die Mittel für des Alltags Bedürfnisse wichen unter diesen Umständen natürlich erst recht nicht, und mannichfacher Aerger in der Familie, zumal infolge von Krankheiten, und seine eigenen Leiden an Augen, Hals und Ohren verleideten dem Manne, der innig am Leben hing, die Befriedigung über Ruhm, ungewöhnliche Ehren und relativ auskömmliches Dasein. Der mit dem 1. September 1881 in Berlin begründeten „Täglichen Rundschau. Zeitung für unparteiische Politik", die bald thatsächlich in mittelparteilich-deutschchauvinistischem Sinne wirkte, lieh B. für gutes Geld seinen Namen als — eben nur nomineller — Herausgeber, ohne, getreu seinen seit Jahrzehnten unpolitischen Tendenzen, einen Einfluß auszuüben, und er veröffentlichte darin nur „Erinnerungen" und Belletristisches; mit dem Jahre 1888, als der prononcirte Feuilleton-Redacteur Frdr. Lange maßgebend wurde, löste B. die Verbindung. Rastlos brachte er erzählende Prosa auf den Markt, unablässig, als ein rührend zärtlicher Gatte und Vater, auf litterarische Fürsorge für seine Angehörigen bedacht, für die schließlich doch nach seinem Tode die Deutsche Schillerstiftung eintreten mußte. So nach allen Richtungen ausgreifend, hauchte B. am 18. April 1892 nach achttägigem Krankenlager sanft seine lebensfreudige Seele in Wiesbaden aus, der Stadt, der sein schnellbeflügelter Pegasus so manches Fest (z. B. „Szegedin. Prolog zur Matinée am 30. März 1879") verherrlicht hatte und die ihm ein großartiges Leichenbegängniß sowie ein Ehrengrab inmitten von Berg und Wald auf dem Neuen Friedhofe stiftete; ein einfaches Denkmal, Broncebüste, von Berwald nach Photographie und Todtenmaske modellirt, steht darauf. Viele Freunde, Tausende von Lesern betrauerten den Tod des sympathischen Menschen, und ein Jahr lang war eine Fluth von Nekrologen, Erinnerungen, Brief-Abdrücken u. s. w. entfesselt.

Bodenstedt's kräftige, bis lange hinaus elastische, von einem mächtigen, kantigen Schädel gekrönte Figur — „ein großer blonder Mann" war er, gemäß Bossart 1845 — zeigte von dem Erbübel, dessen ihn schon in der Jugend eine Göttinger Operation entäußerte, keine Spur, auch später selten etwas von einem durch Halsleiden, Gesichtspolypen, frühe Kurzsichtigkeit Vielgequälten. R. M. Meyer rechnet ihm spöttisch nach, er „ließ sich (in München) nach Geibel's Muster einen schönen Dichterkopf mit weißem Knebelbart stehen, sehr geeignet, auf Porträtmedaillons mit einem Kranz aus selbstgezogenem Lorbeer geschmückt zu werden" (auch: „Geibel zeigte sich am liebsten im Profil, wie Bodenstedt, der ihm die wirksamen Bartformen ablernte"!); doch nahm, wie er in München als der Liebenswürdigste der dorthin Berufenen galt, noch die Erscheinung des weißhaarigen, in jugendfrischem Rosateint erglänzenden Greises ohne Affectirtheit durch bezaubernde Freundlichkeit jeden für Geselligkeit, für rhapsodische Declamation, die wie aus dem Aermel geschüttelt schien, Empfänglichen, besonders das weibliche Geschlecht, ein. Alle stimmen darin überein, daß es ein Genuß war, ihn aus dem Schatze der Erlebnisse anekdotisch erzählen oder leicht plaudern oder mit seinem Herzen von Gold und dem optimistischen Gemüthe philosophiren zu hören. Dazu wirkte eine starke Dosis von, aller Weltläufigkeit trotzender, Harmlosigkeit mit, eine gewinnende Zier dieses großen Kindes, dem man nie, weder dem Menschen noch dem Dichter, bös sein konnte, den Ungezählte innig gern und lieb gehabt oder begeistert verehrt haben, und dessen unverwüstliche Naivetät uns weder durch die, nie von Arroganz angekränkelte Autor-Eitelkeit noch durch die chronische Geldklemme des lebedurstigen Poeten, des sorgenden Familienhauptes jemals lächerlich dünkt. Bescheidenheit verschmolz sich bei ihm mit dem Selbstbewußtsein der Fähigkeit. Nicht unberechtigt schrieb er nach dem Abschlusse der Sammlung seiner Schriften an Ad. Stern: „Ich bin mir voll-

kommen klar darüber, daß meine Anlagen meine Leistungen weit überragen, und daß ich nicht den zehnten Theil von dem gethan habe, was ich hätte thun können, ohne die moralischen und physischen Hemmnisse, welche ein feindliches Geschick mir von früh auf in den Weg gewälzt hatte". Andererseits freilich bestimmte wie so oft in der schönen Litteratur der Zufall den Ursprung, das Hervortreten, das Bekanntwerden von Bodenstedt's meisten Werken, sogar bei der Haupt- und Ruhmesthat. Denn ohne den Aufenthalt in jenem Mikrokosmus asiatisch-europäischer Civilisation, als den seine beiden Prosadarstellungen das eben an Rußland übergehende Kaukasien vor Augen rücken, hätte B., eigenem Geständnisse zufolge, großentheils niemals die dort wurzelnden Blüthen der Lyrik und Gnomik der Mirza-Schaffy-Poesie gepflückt.

Diese Zufälligkeit seines Schaffens, wenigstens für die erste Hälfte, verdeutlicht ein synchronistischer Ueberblick seiner Schriftstellerei. Bodenstedt's litterarische Bedeutung beruht nicht so sehr in absolut hohem Range als in der Originalität und Zeitangemessenheit seiner Erzeugnisse. Zwar lassen sich letztere auch unschwer zu sachlichen Gruppen zusammenfassen, die sich zugleich theilweise zeitlich einander ablösen oder wenigstens abwechselnd vorwiegen, wie ethnographische Studien über Rußland und Kaukasien, Gedichte die dieser Sphäre Stoff und Gedanken entnehmen, Uebertragungen russischer Dichter, unabhängige Lyrik und Dramatik, Uebertragungen englischer Dramen, Prosaerzählungen. Daß ihn der nüchterne Heimathsort, da „der Kunst verloren" und nicht „durch Schönheit der Natur verklärt", nicht angeregt hat, erzählt uns sein, biographisch wichtiges, ihn in J. v. Bronsart's Composition tief ergreifendes Confessionspoem „Mein Lebenslauf", wo uns B. belehrt: „Es ging kein Führer mir zur Seite, Der fördernd klugen Rath mir gab, Mir ward kein schützendes Geleite, Früh war ich selbst mein Rath und Stab; Drum schweift' ich irrend oft ins Weite In Kunst und Wissen auf und ab". Im übrigen erklärt er dort, außer „alten Liedern", die die Mutter ihm vorgesungen, hätten ihn das Mühlrad, die Erle am Bach, Sturmes-, Quell- und Waldesrauschen zum melodischen Wiederklange seiner Gefühle erweckt. Trotzdem begann er erst, nach dem osteuropäischen Halbasien und Tiflis verschlagen ernstlich mit der Feder zu schaffen. Er beschäftigte sich gründlich mit russischer Sprache und Bildung, mit den Idiomen und Culturen des Kaukasus. Ein aufgeklärter Tatar, Mirza (= der Schriftkundige) Schaffy, Flüchtling eines muhamedanischen Priesterseminars in Gjändjäh in Nordpersien und an der Tiflser Garnisonschule Lehrer seiner Muttersprache, unterrichtete B. in dieser und im Persischen. Diese Studien und Lehrstunden wurden der Hauptfactor für Bodenstedt's genannte beiden Beschreibungen sowie seine orientalisirende Poesie. Schon 1843 hatte er von Moskau aus in Jena in Druck gegeben: „Kaslow, Puschkin, Lermontow. Eine Sammlung aus ihren Gedichten", mit einem Anhange eigener, aber trotz Beifalls der Zeitungen und Leser als übereilt vernichtet. 1845 erschienen bei Cotta, der gleichzeitig sein „Morgenblatt" für einige auf Wanderungen im Kaukasus entstandene längere eigene Gedichte Bodenstedt's, und die „Allg. Zeitung" für ethnographische Artikel und Reiseberichte eröffnete, seine innig und melodisch nachfühlende Uebertragung selbstgesammelter kleinrussischer Volkslieder: „Die poetische Ukraine". In Tiflis selbst scheint B. allerlei Materialien alten und neuen Datums, authentischen und anecdotischen Werths, Gedrucktes, Schriftliches, Mündliches-Geschichtliches, Culturhistorisches, Poetisches gesammelt zu haben, um das farbige Panorama, in das er dort und in der Runde hineingeschaut hatte, möglichst vielseitig abzuspiegeln. Nur $1^1/_2$jährigem Aufenthalte im Kaukasus und seinen Grenzgebieten entsprangen die beiden Werke, die B. in weiteren Kreisen Ruf verschafften; er hat durch sie zur näheren Kenntniß des russischen Morgenlandes

aus Autopsie und gerade während des interessanten Stadiums der Besitznahme, gegen die Held Schamyl mit seinen Scharen sich vergebens wehrten, viel beigetragen. Das 1848, nach manchen Fährlichkeiten des Verfassers und des Drucks, erschienene zweibändige Werk „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients" kam 1855 als „zweite, gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die [damals im Krimkriege brennende] orientalische Frage vermehrte Auflage" wieder, worauf „Les peuples du Caucase et leur guerre d'indépendance contre la Russie pour servir à l'histoire la plus récente de l'orient par Fréderic Bodenstedt. Traduit par le prince E. de Salm-Kyrburg" (Paris 1859) beruht. Hier stehen die Bewohner, ihre meist seltsamen Sitten und urwüchsigen Leidenschaften, voran ihre ungebändigte Freiheits-, Heimaths-, Religionstreue im Vordergrunde, und des Darstellers bewegte Anschaulichkeit verleugnet seine Sympathie nicht. In „Tausend und Ein Tag im Orient" (2 Bde., 1850, 5. Aufl. 1891), seinem gelungensten Prosawerke, schildert B. mit Dichterpinsel, was er mit Dichterauge gesehen, ohne allzuviel die Autopsie zu betonen; das ethno- und geographische sowie das historische Element treten vielfach hinter Natur und Landschaft zurück, die beide B. allerdings überaus malerisch festgehalten hat. Trotzdem wäre das schlecht angeordnete Buch längst vergessen, wenn nicht eine Fülle anmuthigster leichtfaßlicher Lyrik zwischen die sonne- und farbeübergossenen Gemälde gesprengt wäre und dabei die romantische Person Mirza Schaffy als ihr Träger aufträte. Auf Antrieb Wilh. Schultze's, Generalvertreters seines Verlegers Decker, erschienen im Sommer 1851 die im „Orient" — so Bodenstedt's übliche Abkürzung für das Buch — eingestreuten lyrischen Gedichte als „Lieder des Mirza Schaffy" in einer Sonderausgabe und errangen bald immer zunehmende Beliebtheit.

Wie so oft in der schönen Litteratur, bestimmte hier der Zufall den Ursprung, das Hervortreten, das Bekanntwerden. Wir bemerkten oben, ohne seinen Aufenthalt in jenem Mikrokosmus asiatisch-europäischer Civilisation, als den seine beiden darstellenden Prosawerke das eben an Rußland übergehende Kaukasien hinstellen, hätte B., eigenem Zugeständnisse zufolge, großentheils niemals die geistig dort wurzelnden Blüthen der Lyrik und Gnomik der Mirza Schaffy-Poesie gepflückt. Treu, zierlich, anmuthig spiegelt B. das wider, was er dort in verhältnißmäßig kurzer Frist erschaut und in sich aufgenommen hat, und zwar war sein Blut so mit den Anschauungen, Gedanken, Trieben dieser fremdartigen Welt gesättigt, daß der in ihm aufgespeicherte Vorrath noch Jahre lang vorhielt, um ihn immer wieder, wenn auch mit stetig abnehmender Kraft, zu Tönen im Mirza Schaffy-Stile zu befähigen. Thatsächlich sind durch die überaus geschickte Wiedergabe der Scenerie und Stimmung, der Ideenmanier und des sprachlich-metrischen Gewandes auch Kenner beim Erscheinen der „Lieder des Mirza Schaffy" getäuscht worden, sie für echt, d. h. für Uebersetzung zu halten, und dies um so eher als in dem Reiseberichte, wo sie der Erzählung eingeflochten waren, für jedes der betreffende Anlaß mitgetheilt war. Diese Dupirung — die litterarhistorisch urtheilsberufene Männer wie Rob. Prutz und Ad. Stern nicht hätten ableugnen sollen — spricht um so mehr für Bodenstedt's Anpassungsvermögen, als durch Goethe's „Westöstlichen Divan", Rückert's Uebertragungen und Nachahmungen, Leop. Schefer's im Orient fußende pantheistische Schwärmereien, Daumer's Nach- und Neubildungen die kundigen Leute ordentlich dafür geschult waren. Obwol nun eigentlich schon der „an Edlitam", die kürzlich gewonnene Lebensgefährtin gerichtete Widmungsprolog Bodenstedt's zur ersten Sonderausgabe die Wahrheit durchblicken ließ, indem er den Weisen von Gjândshâ nur als den Träger der versificirten Erinnerungen und Lebenserfahrungen des deut-

schen Dichters hinstellte, waltete bei den meisten der Irrthum doch so lange vor, bis endlich 1874 der Anhang zu der Nachlese „Aus dem Nachlaß Mirza Schaffys" den Schleier officiell lüftete, nachdem nach H. Brugsch's, der (s. dessen „Mein Leben und mein Wandern", S. 70) mit B. seit der Studienzeit gut bekannt war, negativen Erweisen (s. Brugsch, Reise der preuß. Gesandtschaft nach Persien, 1860, I, 104) schon 1870 der russische Staatsrath Bergé in der „Zeitschr. d. dtsch. morgenländ. Gesellsch." (S. 425) Mirza Schaffy's äußern Lebensgang bis zum Tode verfolgt hatte. Danach starb Mirza Schaffy, seit 1840 Lehrer des Tatarischen an Kreisschule und Gymnasium zu Tiflis, in der Nacht vom 16. auf den 17. November 1852, etwa 60 Jahre alt, war aber (S. 429) kein Dichter. Mit Ausnahme der übersetzten Nummer „Mullah, rein ist der Wein" sind alle Gedichte der Sammlung von B. selbst gedichtet, wenn auch sein Gemüth mannichfach dafür durch Auslassungen des geliebten Lehrers, dem er sie in den Mund legt, befruchtet war. Am deutlichsten stellt B. diesen Sachverhalt dar, wo er in seinen „Erinnerungen" (II, 319) über die erste öffentliche Mittheilung seiner kaukasischen Erlebnisse — Herbst 1848 zu Wien in Hieronymus Lorm's (Hnr. Landesmann's) Elternhause — angibt: „An dem, was ich ihn, Mirza Schaffy, durch meinen Mund reden ließ, war er auch wirklich unschuldig, indem ich ihn zum Vertreter morgenländischer Weisheit in bewußtem Gegensatz zu abendländischer Philosophie machte, wie sie damals noch in Hegel'schen Phrasen die wunderlichsten Blasen trieb. Er mußte Sprüche der Weisheit sprudeln, die mir als Nachklänge aus dem Orient im Gedächtniß hängen geblieben waren, zum Theil auch frisch in das Leben eingreifend erst im Augenblick des Erzählens entstanden". Ebenda sagt B. überdies auch direct, Berthold Auerbach's und eines kenntnißreichen Philologen aus Königsberg Ed. Wessel's ernste Mahnungen hätten erst die Niederschrift dieser Erzählungen aus dem Orient, also doch wol auch das litterarische Auftreten der Mirza Schaffy-Poeme veranlaßt. Es läuft also auf dasselbe hinaus, wie wenn Goethe im „Westöstlichen Divan" als Hatem spricht und er dessen Suleika ein Lied Marianne Willemer's unterschiebt. Bodenstedt's Lyrik, Dialektik und größtentheils auch die Epik ist, chronologisch genommen, zwar nicht „ein spätgebornes Kind ethnographischer Studien", wie Gottschall gesagt hat, aber sicherlich nur aus der Vorbedingung seiner russisch-kaukasischen Reise mit ihren Seitenstreifereien und den dortigen Studien erklärbar. Diese, bei deutschen Dichtern seltene Specialisirung würde B. selbst nie einräumen. B. besaß unverkennbar entschiedenen Sinn für die Eigenthümlichkeit fremden Volkslebens und verfeinerte ihn in Kaukasien noch durch regen Verkehr mit zugänglichen Einheimischen und lernbegierige Umschau in Natur und Menschenthum. Er hat freilich von der gewaltigen geschichtlichen Tragödie, die sich eben damals innerhalb der breiten Landenge zwischen Kaspi- und Schwarzem Meere abspielte, litterarisch nur als Historiker Notiz genommen, aber in seiner Poesie nur die heitere Lebensweisheit, die er dort einsog, und die zonengemischte Natur — halb Lenzesparadies, halb Steppen- oder Alpenwildniß — die er dort durchwanderte, wieder erstehen lassen und seines Lehrers Mirza Schaffy „an Hafis anklingende Weisheitslehren mit vieler Grazie offenbart" (Gottschall). Stofflich berührt uns, sobald man sich mit dem Milieu abgefunden hat, kaum ein Thema fremdartig; denn, abgesehen von öfters augenscheinlichen Einflüssen Heine's — dessen „Romanzero" B. übrigens gerade beim gleichzeitigen Erscheinen des Mirza Schaffy-Bändchens „sehr schlecht" nennt —, auf hafisische Variationen des Pseudo-Lutherspruchs von Wein, Weib, Gesang führt der Inhalt fast stets zurück, und man kann letzterem weder Gediegenheit noch Tiefe nachrühmen. Ein gutmüthiges und gemüthliches Epicuräerthum harmlosen Schlags breitet sich da in einschmeichelndster Form vor uns aus, das im ganzen Habitus an Horaz

gemahnt, ja, diesen in der völligen Abkehr von ernsten Tagesfragen noch übertrifft. Ad. Bartels wirft den Gedichten sogar lyrische (was höchst ungerecht ist) und geistige Armseligkeit vor, ihren großen Leserkreis aber dankten sie neben ihrer Munterkeit und Frische „der Polemik gegen das Pfaffenthum". Schon weil letztere höchstens die heuchlerische Ascese des muhamedanischen Clerus jener Sphäre aufs Korn nimmt, schlägt dieser Grund nicht durch, und R. M. Meyer (s. unten) wies richtig Fritz Mauthner's („Nach berühmten Mustern") Epigramm „Ein arger Feind der persischen Priester ist er, ... Zu Hause nur ein trister Philister ist er", zurück, soweit es etwa von B. Kampf gegen die deutsche Geistlichkeit erwarte. So ist auch das schwere Geschütz unverständlich, mit dem der gelehrte Eifer des Jesuiten Kreiten nach Bodenstedt's Tode Mirza Schaffy's Ethik vom katholisch-dogmatischen Standpunkte zusammenschoß, wo die weitestverbreiteten strengkatholischen Handbücher der deutschen Litteratur, Lindemann (dieser sagt freilich auch „die anmuthig einschmeichelnden, aber oft fast sündhaften Klänge") und Brugier, längst und bis heute ihm vollstes Lob gereicht haben. Ebensowenig dürfen aus Mirza Schaffy's abfälligen Worten über bestechliche Veziere und dergleichen irgendwelche maskirte Anwürfe wider deutsche Beamte oder überhaupt heimathliche politische Zustände herausgelesen werden. Im Gegentheil! Schicksalbewegende Probleme haben B. nie das Dichterhirn bedrückt, und so war auch der Ton, auf den seine Mirza Schaffy-Lieder gestimmt sind, eben wie geschaffen für die politiksatte deutsche Bourgeoisie während der Periode ihres Auftretens. Eben darum braucht das allmähliche Zurücktreten der einst so allgelobten und im einzelnen bis heute noch vielcitirten Gedichte aus dem allgemeinen Gesichtskreise seit dem Neuerstarken unseres politischen Volksbewußtseins, das auch eine kräftigere, deutschen Gehalts und Gedankens vollere Kost verlangt, nicht wunder zu nehmen. Die unablässigen Auflagen (die 1. 1851, die 10. 1861, die 38. 1871, die 102. 1881, die 137. 1891, die 159. 1901) strafen diese Behauptung nicht Lügen, die „L. d. M. S." sind eben längst ein allgemeines, auch vortrefflich passendes Geschenk für den Salon, auch für den Nipptisch der „Herzensflamme" geworden. Freilich solche unvergleichliche Erfolge müssen greifbare Ursachen haben, und deren geben die Betrachtungen aufmerksamer Litterarhistoriker wie R. Prutz, Hnr. Kurz, R. Gottschall, Ad. Stern, Ludw. Salomon, E. Ziel, R. M. Meyer u. A. genug an die Hand. Eine Nebeneinanderstellung z. B. des Prutz'schen Votums von 1858 und des Meyer'schen von 1899 liefert helle Schlaglichter für die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, von denen aus gleichzeitige und heutige Kritiker mit der überraschenden Erscheinung sich abzufinden bemüht waren. Rob. Prutz führte u. a. unter dem unmittelbaren Eindrucke des beginnenden Triumphzugs Mirza Schaffy's aus: „Er lehrt auch das Evangelium der Freude, aber er lehrt es eben als ein Evangelium, nämlich nicht bloß für sich, sondern für alle, die ganze Menschheit will er froh und glücklich wissen, weil Glück und Freude gut machen und weil nur die Bösen verdrießlich sind . . . . . Ist M. Sch. erhaben in seiner bacchischen Heiterkeit und seinem unzerstörbaren Gleichmuth, der darum doch nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen das Gemeine und Niedrige ist, so ist er nicht minder erhaben, wo er den Heuchlern die Larve vom Gesicht reißt . . . .; berauscht uns der süße Duft der Rosenblätter, die er seiner Geliebten in den Busen streut, so entzücken uns nicht minder die Pfeile, die er gegen die Feinde der Wahrheit und der Schönheit sendet, und auch diese Pfeile sind noch mit Rosen umwunden . . . . Dazu kommt dann noch die außerordentliche Virtuosität, mit welcher B. in diesen Gedichten die Sprache zu behandeln weiß und die, weit entfernt von jenen Künsteleien und geflissentlichen Verrenkungen, in welche der Altmeister dieser Richtung, Rückert, nicht selten verfallen ist, jederzeit ebenso

einfach und natürlich, wie klar und verständlich bleibt". In demselben Gleise wie Prutz', des Liberalen der 48er Epoche, Charakteristik eines Zeitgenossen aus den Jahren, da man von B. noch Hervorragendes hoffte, ergeht sich bezüglich Mirza Schaffy's Ad. Stern's warmherziger, milder Nekrolog, der die glückliche Mischung von Stimmung und Verständigkeit, auch das Maaß in orientalischer Lebensanschauung und Rhythmik hervorhebt. Der moderner urtheilende Salomon und besonders die derb kritischen R. M. Meyer und A. Bartels legen eine schärfere Sonde an, ja, streifen stellenweise schon an den Spott, mit dem die Jüngstdeutschen die Generation Bodenstedt's übergossen haben und von dem B. selbst am herbsten sein Theil abbekommt in dem von Irrthum und Beleidigung strotzenden Gedichte auf den dazumal noch Lebenden („F. v. B.") bei Arno Holz („Buch der Zeit", 1886), worin es z. B. heißt: „Kein Mensch ist mehr zuleikatoll, Dein Bülbülschwindel ist verkracht .... Dein Witz ist ledern zum Krepiren", worauf sich ein Schwall von Unflath ergießt. Daneben nehmen sich freilich Parodien wie Mauthner's oben angezogene, noch mehr stofflich angelehnte Travestien, denen jeder Ulk wider B. und sein Dichten fernliegt, die von C. v. St. (in Nagel's Witzblatt „Fisimatenten", s. bei Schenck, „B.'s Briefe"), die in der matten Broschüre „Mirza Schaffy im Deutschen Reichstag" (s. ebd.) oder C. Crome-Schwiening's (Pseudonym: Abdullah-Aga) Humoreske „Mirza Schaffy im Waffenrock. Ein lustiges Vademecum für den Einjährig-Freiwilligen" (1884), die drei Bändchen Herm. Cl. Kosel's (Wien) „Lieder des Mirza-Schaffy, satir. Gedichte" (1897), „Neue Lieder des Mirza-Schaffy, polit. Satire" (1898), „Mirza-Schaffy bei den Sezessionisten, satir. Gedicht" (1898), harmlos aus. Es ist dabei der Thatsache zu gedenken, daß Componisten vom Range Spohr's, Marschner's, Rubinsteins, mit besonders liebevoller Hingabe und ständigem Contacte mit dem Dichter seine genannte Freundin Ingeborg von Bronsart (mit deren Gatten zusammen B. für sie den Operntext „Hiarne" schrieb) viele seiner Lieder in Musik gesetzt haben und daß die ganze Sammlung in fast alle europäischen Sprachen (z. B. holländisch von A. Th. van Krieken 1875, englisch von E. d'Esterre 1880, italienisch von G. Rossi 1884, polnisch von Dzialoszyc 1888, serbisch als eins der Hauptwerke des Nationaldichters Z. J. Jovanovic), ja, ins Hebräische (von J. Chocznер, 1868) und Tatarische übersetzt wurde. Als Emil Pohl 1886 für den bekannten Millöcker ein Operettenlibretto „Die Lieder des Mirza-Schaffy" (Première 5. Nov. 1887 in Berlin) mit winziger Anlehnung an B., aber frei erfundener Handlung schrieb, gabs einen kleinen Conflict mit dem eitlen Namensvater.

Die meisten Litterarhistoriker constatiren in Bodenstedt's gesammtem ferneren poetischen Schaffen einen starken Rückgang, selbst da, wo ihn die orientalisirende Manier neu in ihren Bann zog. Will man gerecht sein, so räume man ein, daß B. zwar, trotzdem er sich redlich abplagte, auf andern Dichtgefilden keine reife und volle Ernte in den Schoß fiel, er aber andererseits in der Lyrik noch eine Fülle bleibender Früchte einheimsen durfte, außerdem als Versepiker und Uebersetzer höchst anerkennenswerthe Leistungen hervorgebracht hat, wenn diese auch weder den großen, theilweise langjährigen Mühen, den vielen darum gemachten Worten und seiner damit verbundenen hohen Selbsteinschätzung gleichkommen. Die drei Sammlungen „Gedichte" (1851), „Aus der Heimath und Fremde" (1856), „Altes und Neues" (1859) zeigen, im Gegensatze zu dem jugendlich unklaren Ueberschwang oder antireactionären Groll der meisten Altersgenossen Reflexionen im Goethe'schen Gleise, durchweg einen ethisch gehaltvollen, zur Beschaulichkeit neigenden Grundzug, können sich von Anklängen ans Morgenland, an Byron, Puschkin und deren Manier nicht freimachen. Sie enthalten, wie Gottschall sagt, einzelne prächtige Naturbilder und vortreffliche Schilderungen, auch Didak-

tisches von Werth, aber im ganzen überwiegt die formale Seite, die Fertigkeit der Aneignung, die Sicherheit technischer Begabung. Aehnliches gilt für „Einkehr und Umschau. Neueste Dichtungen" (1876), „Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche" (1882) und „Neues Leben. Gedichte und Sprüche" (1886). Ganz und gar im Fahrwasser des lyrischen Debuts bewegt sich B. in der Sammlung von 154 Gedichten in der 2. Auflage von 1874 „Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy" (1874; 17. Aufl. 1891). Gottschall, der da auf „allerlei funkelnde Edelsteine und manche werthvolle Gedankenperlen, wenn auch M. S. etwas älter geworden ist, statt der dithyrambischen Feier von Wein und Liebe das Gnomische, die Sprüche der Weisheit vorzieht", stößt, und Salomon, dem die Liebeslieder und die Sprüche der Weisheit sehr gefallen, vermerken hier sogar in gewissem Grade einen Fortschritt. Jedenfalls huldigt der Dichter hier, wo er im „Nachwort" officiell den Schleier der Verfasserschaft lüftet, reiferer, mehr beschaulicher Lebensweisheit. „Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder verdeutscht" (1877, 3. Aufl. 1884) und „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm verdeutscht" (1881, 4. Aufl. 1889), welch letzteres Unternehmen mit A. F. Graf Schack's, eines Münchner guten Bekannten Bodenstedt's (schwermüthige Elegie auf Bodenstedt's Tod in Schack's „Episteln und Elegien", 1893) „Strophen des Omar Chajjâm" (1878) in Concurrenz trat, geben sich als „durchaus sinngetreue Verdeutschung" („Erinnerungen" I, 419) mittelalterlicher Gefühls- und Spruchpoesie des muhamedanischen Westasien, freilich gewiß mit mancher Modelung, weil doch jene durch Bodenstedt's Brille gesehen sind. „Der Sänger von Schiras" schloß sich enger an Hafis an als G. F. Daumer, der doch dem Persischen nicht in dem Grade näher getreten war wie B. Durchaus anmuthig und leichtbeflügelt sind die Verse und haben graziösen Schwung; keine Verrenkungen künden die mühselige Arbeit des Uebersetzens, kein Ballast schwerfälliger Worte und Wendungen überlastet den munteren Gang der lebensfreudigen Vierzeilen.

Seine epischen Dichtungen hat B. mit ganz besondern Erwartungen hinausgeschickt; vor allen „Ada, die Lesghierin" (1852), die den Verzweiflungskampf der Tscherkessen gegen das russische Joch verherrlicht. Die farbige Schilderung des kühnen Berg- und Reiterstamms innerhalb der imposanten wilden Gegenden und mit den altererbten Sitten hält sich auf dem Niveau der beiden Prosadarstellungen seiner asiatischen Ausbeute, nur daß der Griffel des Poeten noch breiter und wärmer in Bildern aus jener exotischen Sphäre schwelgt, die schließlich wie Schlingpflanzen Handlung und Charakteristik nicht vorwärts kommen, ja verkümmern lassen. Geschlossenere Composition, eine erfreuliche epische Schlicht- und Knappheit, dabei eine, ihm öfters glückende, leise Laune weisen Bodenstedt's kleinere „Epische Dichtungen" (1862) auf, die er Jahre lang in Aussicht gestellt hatte, bis er, an ihnen endlich seinen Wünschen einigermaßen genügend, zu viel gebosselt hatte. „Harun und Habakuk", „Nino" und „Der Edelfalk" sind erfreuliche Beispiele dieser Kleinkunst, wie sie das romanische Mittelalter glänzend übte. In „Andreas und Marfa" dagegen disharmoniren die tragische Schwere des Stoffes, Nowgorods Fall und des Großfürsten Iwan des Schrecklichen Wüthen, mit der glatten klingenden Spenserstanze. Unter Bodenstedt's epische Versuche in gebundener Rede rechnen aus späterer Zeit ferner „Theodora. Ein Sang aus dem Harzwald" (1891), gleichsam sein, nicht eben ruhmvoller Schwanengesang, und, an kunstvoller Beschreibung mit bunten Einzelscenen „Ada" vergleichbar, „Sakuntala. Eine Dichtung in fünf Gesängen" (1887); sie lehnt sich freilich eng an Kalidasa's herrliches altindisches Drama an, das B. in einer der zahlreichen Verdeutschungen, vielleicht in der des ihm mannichfach verwandten Rückert, vorgelegen haben muß. Seit 1863 war B., der Noth gehorchend, wie

er öfters hervorhebt, nicht dem eigenen Trieb, in der Prosaerzählung sehr thätig. Hierher gehören: „Kleinere Erzählungen" (1863), die eigene Erlebnisse verwerthen wollen, und eine lange Reihe von Romanen und Novellen: „Ernst Bleibtreu" (1863), „Aus deutschen Gauen" (2 Bde., 1871; 4. Titel-Aufl. 1882), „Vom Hofe Elisabeths und Jakobs" (2 Bde., 1871; 4. Titel-Aufl. 1882), an sein Interesse am classisch-englischen Drama anknüpfend, rein geschichtliche, wenn auch freigestaltete Bilder, „Kleine Geschichten aus fernem Land" (1872), „Das Herrenhaus im Eschenwalde" (3 Bde., 1872; 3. Titel-Aufl. 1878), „Gräfin Helene" (1880), „Die letzten Falkenburger" (1887), „Eine Mönchsliebe. Das Mädchen von Liebenstein" (1887), „Feona. Ein Mißverständniß" (1887), „Die Zigeunerherberge. Die feindlichen Nachbarn" (1889), „Thamar und ihr Kind. Die geheimnißvolle Sängerin. Oheim und Neffe" (1889), „Priuthina. Hugo und Hulda" (1889); eine Sammlung vereinigte mehrere davon unter dem Titel „Erzählungen und Romane" (1871—72; 2. bezw. 3. Titel-Aufl. 1874—78). In gewandtem, wenn auch oft wesentlich referirend, Deutsch geschrieben und sinnvoll sind sie ja fast alle, jedoch ohne hervorstechende Eigenthümlichkeit und in der Erfindung oft recht arm, die längeren daher viel zu weit ausgesponnen. B., einer der liebenswürdigsten und von Geschichtchen und Einzelscenen übersprudelndsten mündlichen Erzähler, entbehrte der Technik des Romanciers sowol formell nach Gliederung und Gruppirung der Vorgänge wie auch betreffs der innerlichen Zeichnung und Verwebung, er behandelt seine Gestalten meist wie ein Biograph. Längst ist man über die Mehrzahl dieser, zum Theil aus dem Aermel geschüttelten Arbeiten zur Tagesordnung übergegangen.

Von Bodenstedt's Wirksamkeit für die Bühne zu sprechen, erheischt eigentlich nur die Vollständigkeit. Für das Drama war B. nicht beanlagt, und es zeugt drastisch von seiner geringen Selbstkenntniß, daß er gerade hier nach Lorbeeren geizte. Trotz einiger Originalität und dichterischer Schönheiten ermangeln die fünf einschlägigen Schöpfungen des dramatischen Rückgrats und des bühnenmäßigen Zuschnitts. Die Tragödie „Demetrius", 1856 König Max II. gewidmet, mit manchem lebendigen Genrebild, aber ohne dramatische Gedrungenheit, vervollständigt zwar nicht Schiller's Torso durch einfachen Ansatz, erhält aber, trotz der Absicht einen Neubau zu errichten, sich wie Hebbel und H. Grimm an Schiller's Plan lehnend, des Meisters Annahme aufrecht, daß der Prätendent auch nach der Enthüllung der Unechtheit bei seinen Ansprüchen verharrt. Das Lustspiel „König Authari's Brautfahrt" (1860) vermag das komische Motiv in dieser altgermanischen Mär des Paulus Diakonus von der Werbung des Langobardenkönigs Authari um die bairische Prinzessin Theudelinde nicht durch Straffheit in Aufbau und Charakteristik herauszuholen. Als B. 1875 auf Antrieb des ihm eng befreundeten Bronsart von Schellendorf'schen Ehepaares in Hannover Wohnsitz nahm, zog er diese „alte Komödie" auf 2 Acte zusammen, und der Intendant brachte sie mit leidlichem Erfolge zur Aufführung wie auch Bodenstedt's Lustspiel „Wandlungen", dessen selbsterlebten Stoff ihm sein Verleger Decker über ein Jahrzehnt früher als Roman „Deutsche Wandlungen" — der nie erschien — honorirt hatte. „Kaiser Paul", mit „Wandlungen" zusammen 1876 als „Theater" gedruckt, wol das einzige Werk Bodenstedt's, in dem eine bedeutende theatralische Spannung zum Ausdruck kommt, durfte aber aus politischen Gründen in Hannover nicht über die Bretter gehen, obwol B. sich deshalb mit einem vertheidigenden Gutachten Bronsart's selbst an den Zar Alexander II. — ohne Antwort— wandte. Das poetisch gehaltvolle hellenische Culturbild „Alexander [d. Gr.] in Korinth" (1876, dann neu bearbeitet 1881, als Manuscript und 1883 wiedergedruckt) errang in Hannover wiederholt, dann auch in Berlin und Wiesbaden, mit H. v. Bronsart's Musik zu etlichen Scenen

herzlichen Beifall. Das von H. v. Bronsart zuerst 1857 entworfene altskandinavische Libretto „Hiarne", für dessen Gattin Ingeborg zu componiren, arbeitete auf beider Wunsch B. theilweise um, so wie es dann in seiner Sammlung „Einkehr und Umschau" erschien; der Text der Gesänge „Hiarne. Große Oper in 3 Acten und 1 Vorspiel von H. v. B. und Fr. B. Musik von J. v. B. Weimar 1894" ist nicht im Buchhandel, die Oper wurde vorgeführt in Berlin, Weimar, Leipzig, Hamburg, München. Den richtigen Ton traf B. im Gelegenheitsstück („Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schiller's in München", 1859, u. a.); kein Wunder! lag doch seine beste Kraft im ersten Wurfe, wies ihn doch sein Talent stofflich am meisten auf die Gelegenheitsdichtung, und trägt er doch viel vom Improvisator — als solcher brillirte er öfters — an sich.

Eine überaus ausgedehnte Betriebsamkeit hat B. als Uebersetzer bekundet. Seinen hohen Rang in dieser Function übertreibt man nicht mit dem Einverständnisse zu folgender Notiz des Nachrufs der Wiener „Neuen Freien Presse" auf den, 26. September 1900 verstorbenen Chirurgen und Uebersetzer (aus dem Czechischen) Eduard Albert: „Albert hat nach den großen Vorbildern Herder, Goethe, Platen, Rückert, Freiligrath, Bodenstedt, eine fremde Litteratur für die deutsche und für die Weltlitteratur erobert". Und zwar hat B. hier außer dem besprochenen vielfältigen, bald mehr, bald minder freien Umgusse orientalischer Vorlage die beiden Sprachgebiete in Angriff genommen, die er auf dem Universitätskatheder und litterarhistorisch behandelt hat: Russisch und Englisch. Aus den Revieren des ersteren schlossen sich an die selbstunterdrückte Auswahl aus Kaslow, Puschkin, Lermontow von 1843 und die ukrainischen Volkslieder von 1845 an: „Michaïl Lermontoff's Poetischer Nachlaß, zum Erstenmal in den Versmaßen der Urschrift aus dem Russischen übersetzt, mit Einleitung und erläuterndem Anhange versehen" (2 Bde., 1852), „Alexander Puschkin's Poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt" (I. Bd.: Gedichte, 1854; II. Bd.: Eugen Onägin, 1854; III. Bd.: Dramatische Werke, 1855), zwei längst anerkannte wohlgelungene Leistungen, endlich Iwan Turgénieff's, mit dem er damals in lebhaft freundschaftlichem Briefwechsel stand, „Erzählungen", (2 Bde., 1864—65), worüber der Uebersetzte schrieb: „Alles ist vortrefflich und kann gar nicht besser sein" und bezüglich der Vorrede, sie enthalte „viel zu viel Schmeichelhaftes"; der Briefwechsel Bodenstedt's mit dem völlig westeuropäisch gebildeten russischen Dichter ist sehr lehrreich. Außerdem brachte der 7. Band der „Gesammelten Schriften" 1866 neben Lermontoff's „Ismaïl-Bey, eine morgenländische Sage" von Kolzoff, Feth, Puschkin je mehrere, von vielen andern Russen einzelne lyrische Gedichte. Treffliche Verdeutschungen brachte die Auslese „Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke" (3 Bde., 1858—60), deren mißverständliche Anlage und Ausführung eine Auseinandersetzung mit Fr. Hebbel nach sich zog; dieser stellte Bodenstedt's Vorrede-Notiz von der Vorbildlichkeit solcher Talente neben dem Genie die These entgegen: das Genie spreche das allgemeine Gesetz in der Kunst aus, das man aufnehmen könne, die Inspiration freilich nicht. Diese Sammlung war nicht bloß darin eine Auswahl, daß sie von John Webster, John Ford (diesen zweien war je ein Band zugetheilt), John Lilly, Robert Greene, Christoph Marlowe nur einige Dramen vollständig gab, andere auszog, sondern in der Heraushebung einzelner Auftritte, die durch etwas äußerlichen verbindenden Text nicht soweit zusammengehalten waren, um das dramatische Gefüge unentstellt zu lassen. Außerdem taxirte B. diese Bühnendichter sowie seine That, sie in Proben fürs große Publicum zu erwecken, viel zu hoch. „William Shakespeare's Sonette in deutscher Nachbildung" (1862, in Pracht- und Volksausgabe; 5. Aufl. 1892), knapp in Einleitung, Anmerkungen und Er-

örterung der ästhetischen und litterarhistorischen Fragen war eine musterhafte, dazu hochverdienstliche That, da sie diese merkwürdige wundervolle Lyrik, nun seit mehreren Jahrzehnten ein Zankapfel der biographischen Forschung, der deutschen Lesewelt mit Erfolg erobert haben dürfte. Ein großes Unternehmen, lange geplant und vorbereitet, schließlich ohne all die beabsichtigten Beigaben durchgeführt, ist: „Shakespeare. Dramatische Werke übersetzt von Fr. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, Herm. Kurz, A. Wilbrandt", von B. herausgegeben (1866—72; 8., illustr. Aufl. 1897), in 38 Lieferungen erschienen, wovon je eine 1 Stück enthält, darunter von B. selbst: Der Sommernachtstraum, Sturm, Maß für Maß, Kaufmann von Venedig, Hamlet, Othello, Romeo und Julia, Macbeth, mit kurzen, nirgends das Nächstliegende überschreitenden Einleitungen und Anmerkungen, die an Ausführlichkeit und Akribie hinter anderen Theilnehmern, z. B. Gildemeister zurückstehen, die 38. von ihm: „William Shakespeare. Ein Rückblick auf sein Leben und Schaffen". Außer seinen Beiträgen zum „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft" nahm er noch eigens „Shakespeares Frauencharaktere" (1874; 4. Aufl. 1887) vor: 23 Abschnitte, mit einem begeisterten Vorwort (S. VII—XIII) gegen den ungenannten G. Rümelin für Shakespeare, seine weiblichen Figuren, Menschenkenntniß und Bühnenklarheit eintretend. „Aus dem Nachlaß Bodenstedt's" trat in Westermanns Illustr. Dtsch. Monatsheften Bd. 78, S. 123—124 eine flotte Uebersetzung des Remerciment au roi aus Molière's wenig bekannten Poésies diverses, eines Spotts auf die Antichambre, ans Licht. Ferner veröffentlichte B. 1861 „Aus Ost und West. Sieben Vorlesungen", die neben seinen morgenländischen Studien die beginnenden englischen lebendig werden lassen: 1. Ueber slavische Volkspoesie. 2. Der Kreml in Moskau als Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte. 3. Peter der Große. 4. Die Stellung der Frauen im Orient und Occident. 5. u. 6. Ueber Shakespeare und die altenglische Bühne. 7. Das russische Theater in seiner socialen Bedeutung. Sodann 1862: „Russische Fragmente. Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwickelung. Eingeleitet und herausgegeben von Fr. Bodenstedt" (2 Bde., 1862). Von B. sind darin nur I S. V—XXVII das Vorwort und I S. 1—37 die Einleitung geschrieben; beide bringen, meist nach Autopsie, eingehende Mittheilungen über das neuere Rußland in innerpolitischer und socialer Hinsicht, wobei stets der Gegensatz und Unterschied des Deutschthums deutlich hervorgehoben wird. Die zehn eingehenden Abhandlungen selbst sind von Russen, geschichtlichen, staats- oder volkswirthschaftlichen Inhalts und größtentheils von Oberlieutenant Chrn. Schmitt, früherem Zuhörer Bodenstedt's, übersetzt. Schließlich gab B., von verschiedensten Dichtern und Malern unterstützt, Anthologien heraus: „Album deutscher Kunst und Dichtung" (1867; 8. Aufl. 1892), „Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus" (1877—79; III. von J. Kürschner redigirt), „Verschollenes und Neues. Ein Dichterbuch aus Deutschland und Oesterreich" (1.—3. Aufl., 1877—78), „Liebe und Leben. Eine Sammlung deutscher Lyrik" (1892; 3. Aufl., vermehrt von Frida Schanz 1895, Neubearbeitung von Carl Coutelle's bekannter ‚Anthologie für Geist und Herz' „Pharus am Meere des Lebens" (2 Thle., 21. u. 11. Aufl. 1890 92, 25. u. 14. Aufl. 1901), „Erinnerungen aus meinem Leben" (I. 1. u. 2. Aufl. 1888; II. 1888, 2. Aufl. 1890), gewähren der Knabenzeit dürftigen Raum und brechen 1850 ab; zum angekündigten dritten Bande fehlen, wie die Wittwe Frühjahr 1900 auf Anfrage mittheilte, im Nachlasse die Materialien. Im ganzen gilt von diesem ungleichmäßigen, oft arg selbstberäuchernden Memoirenwerke Stern's („Studien", s. u.) mild gefaßtes, biobibliographisch richtiges Urtheil: „Hätte B. seine Erinnerungen in zusammenhängender, gedrängter Folge geschrieben, so würden

wir um ein interessantes, farbenvolles Buch reicher sein. Da er jedoch in den verschiedenen Erinnerungsblättern ‚Aus meinem Leben' nur einzelne Episoden seines früheren Daseins mit einer gewissen Breite dargestellt hat, so bleiben wir für die wichtigsten Entwickelungsjahre .... auf äußere Thatsachen und kurze dunkle Andeutungen über innere Erlebnisse und Stimmungen verwiesen, die sich in den verschiedenen Ansätzen zu einer Selbstbiographie wie in Vers und Prosa Bodenstedt's da und dort zerstreut finden". Bodenstedt's jederzeit flüssige Erzählergabe machte ihn oft zum Plauderer. Als ob es keine Falschheit und Arglist auf Erden gäbe, theilte er unbedacht den vielen, die sich an ihn drängten oder in deren Aufrichtigkeit er sich zumeist, am drastischsten bei seinen häufigen Verlegenheiten, trog, die vertraulichsten Einzelheiten seiner eigenen oder damit zusammenhängender Verhältnisse mit. So trugen genug Leute Geschichtchen von ihm herum, und noch heute circuliren Dutzende von Anekdoten aus allen Abschnitten seines Lebens, wie sie insbesondere anläßlich seines Todes ausgepackt wurden, so die oberflächlichen „Bodenstedt-Erinnerungen" des Lustspiel-Fabrikanten Robert Misch (Berlin. Tagebl. 1892, Nr. 201, 1. Beibl.). Wie konnte es schließlich aber auch anders sein, da in Bodenstedt's ganzem Dasein sich eigentlich Episoden aneinander ketteten und demgemäß sein autobiographisches Werk wesentlich abgerissene Begebenheiten zusammenfügte.

B., in dreifacher litterarischer Wirksamkeit bemerkenswerth, als Dichter, Uebersetzer und Culturhistoriker, rechnet zu den vielseitigsten, rührigsten und auch bekanntesten Männern der Feder zwischen dem Sturm und Drang des „Vormärzes" und den zwiespältigen Strömungen der Gegenwart, die ihn ja vergessen will, obwol Lieder und Spruchverse von ihm wie anonym Tausenden geläufig sind und seine Aneignungen russischer und englischer Meister vorläufig unentbehrliche Leistungen bleiben. Aber man muß diesem Schriftsteller eine genauere Rücksicht nicht etwa deshalb angedeihen lassen, weil er eine innerlich bedeutsame, beherrschende Erscheinung gewesen wäre, die unserer poetischen Litteratur irgendwo Regel und Richtschnur dictirt oder sonstwie auf geistigem Felde größere Kreise gezogen hatte. Vielmehr dient als Hauptursache für die Gründlichkeit, die sein Lebensbild fordern darf, die auffällige Existenz dieser keineswegs genialen Persönlichkeit: diese verleugnet in den Begebenheiten des äußeren Lebens ein gewisses Schmetterlingswesen ebensowenig wie beim litterarischen Schaffen. Nie ist der unstete B. als Mensch oder als Schriftsteller auf völlig sichern Boden gerathen, der seine flackernde Unruhe gezähmt, seinem Wanderfuße wirklichen Halt gewährt hätte; ja, die scheinbar am meisten gefestete Periode seines Daseins, das Dutzend Münchener Jahre, entbehrt der inneren Harmonie ganz besonders und überhob den Dichter durchaus nicht der Nothwendigkeit geschäftsmäßigen litterarischen Kleinerwerbs. In keiner Weise zum Herrschen geboren, ermangelt er auch damals im äußerlichen Glanze jedes Ansatzes zur Energie, Mitstrebende oder Nachwuchs unter seine Art zu beugen. Trotzdem gebührt ihm eindringliche Aufmerksamkeit; denn er ist ein Typus der unpolitischen Litteratur der Reactionsepoche nach 1848, mit der er zuerst vor ein weiteres Publicum trat, auch darin, daß er, wie Redwitz, Roquette u. A., eben damals mit einem dichterischen Erstling außerordentlichen Ruf errang und seitdem wissentlich als Vater dieses Sprossen gilt. Mit eben diesem, dem Mirza Schaffy, ist B. aber ferner nicht nur neben Scheffel der „aufgelegteste" deutsche Dichter geworden, der damit sogar Geibel's „Gedichte", den prägnantesten Niederschlag deutscher Hauspoesie in der Epigonenära, übertraf, sondern vermöge der Besonderheit dieser ersten und gelungensten Concentration seiner Muse und der Umstände bei der Geburt dieses Geisteskindes in alle Culturſprachen eingedrungen, ein litterarischer Weltbürger — B. ist einer der wenigen neueren deutschen Dichter, die des kundigen J. Par-

mentier französischer Abriß der deutschen Literatur (361 S., 1894) nannte — wie er sein Lebtag ein Reisender war, und hat, lange Zeit, theilweise bis heute, unter dem Namen des genannten orientalischen Titelträgers, sein Stück deutscher Dichtkunst international werden sehen. In dieser doppelten Hinsicht eine wichtige Strecke lang mit diese zu repräsentiren, darf er sich rühmen, wie er es auch, ungeachtet ihm der universelle historische Blick fehlte, gethan hat. Außerdem verkörpert B. die Gattung deutscher Hofdichter des 19. Jahrhunderts am entschiedensten: in der Intensität seiner Abhängigkeit von fürstlichen Patronen zunächst, aber auch in der Ausdehnung dieser Protection, die nicht bei den drei merklichsten neueren Dichtergönnern auf deutschen Thronen, Ernst II. von Coburg-Gotha, Max II. von Baiern, Georg II. von Meiningen, stehen blieb. Mit dieser Thatsache und Bodenstedt's Zug zum Interessanten, Persönlich-Pikanten hängt es zusammen, wenn man unter seinen Erlebnissen auf allerlei merkwürdige Dinge stößt und seine Gestalt dadurch größere Anziehungskraft ausübt.

Hauptquelle für den älteren Theil der Biographie die „Erinnerungen aus meinem Leben", im Alter theilweise mit Benutzung einzelner alter Notizen niedergeschrieben, mit Vorsicht zu gebrauchen, zumal bei der arg lückenhaften Chronologie. Sehr wichtig und für viele Einzelheiten einzige Grundlage ist der, zeitlich genau an die Memoiren anschließende Band „Friedrich von Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen 1850—1892. Herausgegeben von Gustav Schenck" (1892). Schenck ist seit Jahren Inhaber des Hauptverlags der Werke Bodenstedt's, auch des der 12 Bände „Gesammelte Schriften" (1867—69), und theilt hier den größten Theil der Geschäfts- und Privatcorrespondenz des ihm gut bekannten B. an die Firma Decker (s. o.) mit, mit vielen Erläuterungen (meist über Personalien), Beigaben und einer Gesammt-Bibliographie; Urtheile darüber s. Jahresber. f. neuere dtsch. Litteraturgesch. IV. Bd. IV 1c 88 u. 2b 70, K. Jentsch Frkf. Ztg. 1894 Nr. 9, 1. Morgenbl., Konserv. Monatsschr. 1894 S. 663, R. George i. Der Bär, Bd. 20 S. 279. Authentische Angaben scheinen geflossen zu sein für den Artikel über B. im 1867 beendigten Stereotyp-Abdruck der 2. Auflage von Meyer's Konversationslexikon III (1869) S. 658 f. und Register-Text s. v. Mit Benutzung eines von B. corrigirten Ausschnitts ist des Unterzeichneten Artikel in Brockhaus' Konversationslexikon[14] III, 197 f. geschrieben, ähnlich scheints bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhs.[4u.5] I, 144—146. Kürschner's Dtsch. Litteraturkalender XIV (1892) s. v. die letzte von B. revidirte Bibliographie (nicht ganz genau). Solche nebst von B. unterstützten Lebensabrissen bei Lüben u. Nacke, Einführung i. d. dtsch. Lit.[9] III, 620—623, und K. L. Leimbach, Dtsch. Dicht. d. Neuzeit u. Gegenwart I (1884) s. v. Mit Bodenstedt's Hülfe zusammengestellt ist die in den darstellenden Abschnitten leider russisch abgefaßte, also den meisten Freunden Bodenstedt's und Litterarhistorikern fast unzugängliche Monographie „Poet i Professor Fridrich Bodenstedt 1819—1887", deren 4 Capitel (aus dem russischen Journale „Russkaja Starina" (Petersburg 1887) abgedruckt sind (mir zugänglich von der Frhr. C. v. Rothschild'schen Oeffentl. Bibliothek Frankf. a. M.): I. Skizze einer Lebensbeschreibung; II. Erinnerungen aus dem Aufenthalte desselben in Rußland 1841—1845. III. Briefwechsel J. S. Turgenjews mit Fr. B. 1861—65 (alle Briefe auch französ. od. deutsch); IV. der Dichter Sjemjon Jakowlewitsch Nadson [1862—86; „in Wiesbaden, wo kurzer Aufenthalt genommen wurde, machte der Dichter (Ende 1884) Bodenstedt's Bekanntschaft" Gedichte von S. J. Nadson, Verdeutschung von Frid. Fiedler, 1898, S. 7] und Fr. B. 1885—87; als Nr. V S. 97 unvollständige B.-Bibliographie 1874—87. Sorgsam: A. Bossert, Hist. de la litt. all. (1901), S. 714—16.

Von litterarhistorischen Darstellungen und Beurtheilungen Bodenstedt's sind erwähnenswerth: R. Prutz, Die dtsch. Lit. d. Gegenwart. 1848—1858[2] I, 220—226 (genau gleichzeitig damit W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dichtung III, 419); Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 275—280 (m. Jugendbildniß und lyrischen Proben), 444—446 (stellt B. als Epiker hoch), 503 f. (s. ferner 4, 10, 11, 13, 14, 15, 867), ein warmer Lobredner B.s, dessen Schriften er genau gelesen hat; Adolf Stern, Lex. d. dtsch. Nationallit. S. 34; Vilmar-Stern, Gesch. d. dtsch. Nationallit.[25] S. 613 f.; Stern in Westermann's Dtsch. Monatsheften, 73. Bd., S. 220—233, ein sorgfältiger liebevoller Nekrolog, revidirt und mit B.s Altersbildniß — durchaus Gelehrtenphysiognomie mit Brille und Kinnbart — wiederholt in Stern's Studien z. Lit. d. Gegenw.[2] S. 71—88; A. Bartels, D. dtsch. Dichtg. d. Gegenw. S. 96, 115, 89; Lindemann, Gesch. d. dtsch. Lit.[7] S. 997; Kirchner, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhs. S. 560 f. Eingehende, aber arg einseitige, theilweise hämische Behandlung (kleine Belege in obiger Darstellung) bei R. M. Meyer, D. dtsch. Lit. d. 19. Jhs.[2] (1900) S. 501—507 (242, 360 u. s. w., s. Reg.), selbständig und sorgfältige bei Salomon, Gesch. d. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhs.[2] S. 220—223, recht günstig, aber mit meist falschen Jahresziffern bei K. J. Schröer, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhs. S. 300 f., als Zeit- und Zunftgenosse mit gutem Nachfühlen bei Gottschall, D. dtsch. Nationallit. d, 19. Jhs.[5] III, 66 ff. u. 217 (I, 421, II, 210). — Aus der langen Zahl der Nekrologe (ohne besondere Band-Angabe im Folgenden stets 1892) verzeichnet und bespricht J. Elias, Jahresbericht f. neuere dtsch. Literaturgesch. IV. Bd. IV, 2b, 48 ff. die meisten. Zu nennen sind davon: Alex. Meyer, Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Ges. 28. Bd., S. 337 bis 341; J. Herzfelder, Münchn. Neuest. Nachr. Nr. 188; E. Ziel, Frkf. Ztg. (in dieser 20. April Abendbl. und 22. April 2. Mrgbl. seitens der Redaction genaue Angaben über Tod und betreffende Verhältnisse) Nr. 113 1. Mrgbl., warm und persönlich wiederholt in E. Ziel's Litterar. Reliefs. Dichterportraits 4. Reihe (1895); Th. Wolff, Berl. Tagebl. Nr. 198; E. Brenning, Weserztg. Nr. 16 305; R. v. G.[ottschall], Schles. Ztg. Nr. 283; O. Neumann-Hofer, Magaz. f. Lit. 61. Bd., S. 281—285; O. Svendson, (Barth's) Die Nation 9. Bd., S. 458 f.; L. Salomon, Illustr. Ztg. S. 476 (m. Altersporträt); Freie Bühne f. mod. Leben III, 554 f.; Die Post (Berlin) 20. April; Schwäb. Merkur 19. u. 22. April; Rud. Lothar (Spitzer) in f. Krit. Studien z. Psychologie d. Lit. (1895); Revue polit. et litt. 1892, 1, S. 607; Bibliothèque Universelle et Revue Suisse 54. Bd., S. 631—634 (schwungvolle Anerkennung, Streiflichter auf Schlegel, Goethe, Rückert, Platen, Daumer, Freiligrath als B.s Vorgänger, son orient n'est pas saupoudré de la poussière des bibliothèques; ebd. 62. Bd., 1894, S. 180—187: „Des mémoires: Bodenstedt"); Nederlandsch Spectator 1892 Nr. 18; Echo muzyczne, teatralne i artystyczne 1892, S. 199—200 (mit Porträt u. Autograph, aber nur kurzer Biographie, weil ebd. 3 Jahre früher ein längerer Aufsatz über B. gestanden); Tygodnik illustrowany 1892 S. 286. Erinnerungen: A. K.(laar), i. d. Bohemia Nr. 110 Beil.; Olga Morgenstern i. „Zeitgeist" d. Berl. Tagebl. Nr. 20; A. Friedmann, ebd. Nr. 18; ders. im Dtsch. Dichterheim XII, 322—24 und 342—44; R. Misch, Berl. Tagebl. Nr. 201; v. L., Hamb. Nachr. Nr. 26 Beil.; E. Gantter i. d. Didaskalia (z. Frkf. Journal) Nr. 94; bedeutsam (für B.s Aufenthalt in Constantinopel und Hannover) G. B[ossart]-De[rden], i. Hamb. Corresp. 1900 Nr. 166 u. 170, Morgen-A.

Ueber Einzelnes vergleiche: Ueber den Ort für Bodenstedt's Landaufenthalt bei Fürst Galizin (s. oben S. 45), das bei Moskau gelegene berühmte Schloß Archangelske, berichtet ein Telegramm der Frankfurter Zeitung, 3. Aug.

1900, Nr. 212 Abendbl., daß es Prinz Jussupow-Elston für 12 Millionen Rubel an den Zaren als Sommerresidenz verkauft habe. Ueber Bodenstedt's mächtigen und kantigen Schädel W. Wolters, Praktische Kraniometrie, Zeitschr. Zur guten Stunde XII (1900), 6, 183 (Abbild. S. 189). Haushofer (Velh. u. Kl. Mtshefte XVI 6, 673). B. als Redacteur der Weserzeitung: M. Lindemann, Weserztg. Nr. 16913 u. 16914 (1893). B. in München: R. Artaria i. d. Gartenlaube 1900, Nr. 10, S. 667. Für Drama: R. Prölß, Gesch. d. neuer. Dramas III 2, 349 f.; über „Demetrius" und die Parallelstücke Gottschall, Studien z. neuer. dtsch. Litt. (1892) S. 124—26; betreffs „Tägl. Rundschau": G. Dahms, Das litterar. Berlin (1895), S. 69 und Leitartikel d. Augsburg. Postztg. Nr. 122 v. 31. Mai 1900. B. als Uebersetzer Puschkin's: Alexis Lupus, Einige Worte über A. S. Puschkin, seine deutschen Uebersetzer und Kritiker (1899; tadelt auch an B. viel) und dazu Mendheim i. d. International. Litteraturberichten VII, Nr. 5, S. 67 f., desgl. H. Tardel i. d. Zeitschr. f. vergldh. Litteraturgesch. N. F. XIII, 133. A. W. Ernst, F. B. und sein letztes Werk, Gegenwart 42. Bd., S. 25 f. (B. werde nur als Spruchdichter fortleben). Insbesondere über Mirza Schaffy: J. Prölß, Das Urbild des Mirza Schaffy, i. Vom Fels zum Meer 1892, H. 11, S. 265—71 (fixirt theils nach Bodenstedt's directen Mittheilungen, theils nach „1001 Tag im Orient" Bodenstedt's Originalität und Mirza Schaffy's Persönlichkeit); B. gab eigene Aufklärungen über den Ursprung der Mirza Schaffy-Gedichte i. d. Zeitschr. „Daheim" laut R. König, Dtsch. Literaturgesch.[1] (1879), S. 641 f. W. Kreiten, Die Lieder des Mirza Schaffy, i. d. Stimmen aus Maria Laach 45. Bd., S. 496—507 (s. oben S. 56); S. Mehring, Die Reimkunst des Mirza Schaffy, i. d. Didaskalia 1892, Nr. 114 (stellt nach einem Ueberblicke über das deutsche Ghasel B. für diese Form und den Reim auf oberste Höhe); R. M. Werner, Lyrik und Lyriker, S. 492, stellt, als einfachste Maske eines Dichters fremde Namen bezeichnend, Mirza Schaffy neben Barden- und Schäferkostüm in der Litteratur sowie im „Westöstl. Divan", und bemerkt S. 603: „Ein Lustspiel von [O. F.] Gensichen ‚Minnewerben' [1871] ist ganz auf einem Gedichte Bodenstedt's aufgebaut."

Briefe. Die wichtigsten in G. Schenck's erwähntem Buche. Gegen den Vorwurf, die Philosophie zu verachten, vertheidigt sich B. in einem Briefe vom 10. October 1876: „2 ungedruckte Briefe von Bodenstedt und Dingelstedt" bei G. A. Müller in: Aus deutscher Brust, 1894, S. 82—84. Uebertrieben huldigender Brief B.s an Graf Schack (s. oben S. 58) veröffentlicht durch B. Stern i. Zeitgeist, Beil. z. Berl. Tagebl. 1894, Nr. 22. Litterarisch belanglose selbstbewußte Nachlaßbriefe B.s von 1859 an seine Gattin i. Westermann's Illustr. Dtsch. Monatsheften 75. Bd., S. 115—137. Unbedeutende Briefe Fr. Liszt's an B. in La Mara's Sammlung derer Liszt's I u. II (1893). Originalbriefe, auch Gedichtmanuscripte und sonstige Autographen des schreibseligen B. trifft man in allen neueren Autographenkatalogen, insbesondere denen der Firma J. A. Stargardt in Berlin, einige (darunter den oben S. 47 verwertheten Triester Brief v. 1848 und den Hannoveraner Prolog v. 1877, s. oben S. 51) neuerdings (1900) in Fr. Cohen's (Bonn) Katalog (99) über Alexander Posonyi's (Wien) Autographen-Sammlung III, Nr. 144—149. — Ueber das Wiesbadener Bodenstedt-Denkmal s. K. Stelter (Redner der Litteraten am Orte beim Begräbnisse) i. Ueber Land u. Meer 72. Bd., S. 594, und Illustr. Ztg. 102. Bd., S. 472. Auch im Geburtsorte wird eins geplant: s. Litterar. Echo II (1900), S. 1243.

Bodenstedt's letzte poetische (2 vierzeilige Strophen, „Wie eine umgestülpte

Schale") und prosaische (kurzer Artikel über Naturwissenschaft und Moral) Gaben, zwei Monate vor dem Tode in Druck gegeben, aber erst posthum erschienen, in: „An der Wende des XX. Jahrhunderts. Stimmen der Zeit hsg. von Ed. Löwenthal. Neue Aufl. des International. Säkularalbums" (1900), S. 103 bezw. S. 49 (vgl. S. V). B. gab 1864 „Ausgewählte Dichtungen" (Lyrik) und 1865—79 eine 12bändige unvollständige Ausgabe „Gesammelte Schriften" heraus, worin I. Bd. S. VII—XVI, ein sehr wichtiges Vorwort über diese Gesammtausgabe steht (thatsächlich nur eine Auswahl, jedoch alle hervorragenderen Werke, ausgenommen die Uebersetzungen und Abhandlungen, die das englische Drama betreffen, enthaltend); vor der 5. Auflage des Bd. I von „Tausend und Ein Tag im Orient" (1891), S. III ff. ist das Hauptstück dieses Vorworts mit einem neuen längern S. VIII ff. erneuert. Gleichsam cum grano salis wiederholen wir hier am Ende Ad. Stern's (Studien u. s. w., s. o.) Schlußwort: „Möge dem Dichter neben dem erzenen Mal das bessere einer guten Sammlung seiner Schriften nicht fehlen. Sie muß, wenn sie recht wirken, sein Gedächtniß und jeden bedeutsamen Zug seines Wesens und seines Strebens rein bewahren soll, eine knappe Auswahl aus den zahlreichen Bänden sein, die er geschrieben hat, aber sie sollte dem kommenden Geschlecht, das ihn nicht persönlich gekannt und geliebt hat, in keinem Falle fehlen".

Bodenstedt's ungewöhnliche und rastlose litterarische Geschäftigkeit zeigt sich auch in seiner Betheiligung an vielen Anthologien neuer Lyrik und Epik; wie er beispielsweise 1864 an dem „Deutschen Dichterbuch aus Schwaben", das Ludwig Seeger herausgab, neben Uhland, Mörike, Lingg u. A. mit Beiträgen trat, so steuerte er zu „Für den Spessart. Ein Dichterbuch. Herausgegeben von W. Müller und M. Beilhack" (1880) u. a. bei. Und auf demselben Wege ist der Verfasser des, wie oben gezeigt, so viel übersetzten „Mirza Schaffy", auch ins Ausland durch fremdsprachliche Anthologien gelangt: ins Englische z. B. durch F. W. Ricord, „English songs from foreign tongues" (New-York 1879) neben — Voltaire, Uhland u. A., in J. D. B. Gribble, „Borrowed plumes translated from German poets" (Dresden 1888) neben Goethe, Heine, Geibel u. A., ins Spanische durch Fr. Sellen, „Ecos del Rin. Colleccion de Poesias alemanas" (New-York 1881) neben Goethe, Heine, Grillparzer, Geibel, Freiligrath, ins Italienische in „Fiori d'Oltralpe, saggio di traduzioni poetiche" (Messina 1882) neben Catull, Goethe, Victor Hugo und andern Koryphäen der Weltlitteratur, u. s. w.

Die höchst interessanten und als Auslassungen eines Augen- und Ohrenzeugen wichtigen Mittheilungen Paul Heyse's über Bodenstedt's erste Münchner Jahre zerstören manche selbstbeweihräuchernde Angaben Bodenstedt's selbst: man sehe in Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse (1901) den Abschnitt über König Max' II. Symposien und Dichterkreis (vorher abgedruckt sind die besonders hierher gehörigen Stellen „Deutsche Rundschau" Bd. 101, S. 300 u. 473). Hier bei Heyse kommt B. recht ungünstig weg, spielt z. B. weder bei des Fürsten Dichterabenden noch im „Krokodil" eine bemerkliche Rolle (Haushofer a. a. O. S. 674 f.), günstig bei einem andern damaligen „Münchner" (wenn auch nicht Mitgliede des Hofcirkels) Julius Wald. Grosse (Ursachen und Wirkungen. Lebenserinnerungen, 1896, S. 269 f., 277). — Nach d. „Allg. Modenztg." Nr. 6 v. 3. Febr. 1901, S. 91, ging O. F. Gensichen's Märchenspiel „Der Jungbrunnen", das auf B. beruht, kurz vorher erstmalig im königl. Theater zu Wiesbaden in Scene. — Der „357. Lager-Catalog von Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M." (1895), mit dem Titelvermerk „enthaltend den fünften Theil der Bibliothek Friedrich von Bodenstedts" bringt 1165 Nummern „Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert", darunter Nr. 171—175 Anthologien neudeut-

scher Lyrik und englische, spanische, italienische Uebersetzungen solcher, in denen Bodenstedt'sche Gedichte Aufnahme fanden, sodann Nr. 1166—1242 „Autographen", worin (1172—1177) acht Gedichte bezw. ein Brief Bodenstedt's. Im übrigen sind Bodenstedt'sche Briefe, Gedichtcopien, auch theilweise ungedruckte Original-Improvisationen — diese beleuchten seinen Charakter nach der bezüglichen Seite — vielfach im Umlaufe und tauchen in Auctionen wie Katalogen regelmäßig auf; Bedeutsames bieten sie kaum einmal, tragen aber als Ganzes wie in pikanten kleinen Zügen zum Gesammtbilde dieser merkwürdigen vielgenannten Persönlichkeit bei.

Einzelne freundliche Mittheilungen seitens des Herrn Hofbuchhändlers G. Schenck (Berlin), Dr. Gust. Bossart-Oerden (Strelitz), Prof. Dr. H. Holland (München), Baron Hans und Baronin Ingeborg Bronsart v. Schellendorf (München). Dr. Cajus Möller (Berlin). Die Familie Bodenstedt war zu irgendwelcher Förderung, Auskunftertheilung oder nur Controle nicht zu bestimmen, lehnte solche vielmehr ab. Ludwig Fränkel.

Bodinus: Karl August B. wurde am 29. Juli 1814 als Sohn des Domänenpächters B. in Drewelow bei Anklam in Vorpommern geboren. Sein Vater hatte ihn für die Landwirthschaft bestimmt, jedoch B. fühlte zu diesem Berufe keine Neigung und studirte in Greifswald und später in Berlin Medicin. Nachdem er promovirt und das Examen bestanden, ließ er sich als Arzt zunächst in Bergen auf Rügen und später Familienverhältnisse halber in Greifswald nieder. Hier beschäftigte er sich mit Vorliebe mit der Geflügelzucht, veröffentlichte mehrere Arbeiten über dieselbe und galt bald als Autorität auf diesem Gebiete. 1859 folgte er der Aufforderung des Dr. Garthe, in Köln einen zoologischen Garten zu gründen. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit solchem Geschick, daß der zoologische Garten in Köln bald eine Sehenswürdigkeit wurde. Infolge dessen wurde B. 1869 auf Vorschlag des Professors Peters nach Berlin berufen, um den dortigen zoologischen Garten, welcher in keiner guten Verfassung war, neu zu gestalten. Auch hier zeigte er sich der schwierigen Aufgabe völlig gewachsen und unter seiner Leitung ist der zoologische Garten zu Berlin einer der bedeutendsten der ganzen Welt geworden. In Thierzucht und Thierpflege steht B. unübertroffen da und es ist sehr zu bedauern, daß die Ueberhäufung mit Arbeiten ihn verhinderte, seine reichen Erfahrungen zu veröffentlichen. Unmittelbar nach der Feier seines 70. Geburtstages im Verein Cypria, dessen Vorsitzender er war, ereilte ihn der Tod durch Herzschlag am 23. November 1884. W. Heß.

Boguslawsky: Karl Andreas von B. wurde geboren am 19. November 1759 zu Muschlitz bei Festenberg in Schlesien, wo sein Vater Gutspächter war. In den Cadettenhäusern zu Potsdam und Berlin vorgebildet, trat er 1776 als Fahnenjunker in das Infanterieregiment v. Wunsch zu Prenzlau, und nahm als solcher am Bairischen Erbfolgekriege theil. Im Juli 1779 zum Officier ernannt, wurde er 1786 Inspectionsadjutant des Generals v. Wunsch und nach dessen Tode 1789 des Erbprinzen von Hohenlohe zu Breslau. In den Feldzügen der Revolutionskriege erwarb er sich an der Spitze einer Compagnie der schlesischen Füsilierbrigade bei dem Sturm auf die lothringische Bergfeste Bitsch am 16. November 1793 den Orden pour le mérite. Schon im folgenden Jahre ward er zum Major befördert. Als Commandeur eines neu errichteten, zu Neumarkt in Schlesien garnisonirenden Füsilierbataillons hatte er hervorragende, auch an höchster Stelle anerkannte Erfolge im Exerciren nach Signalen zu verzeichnen. In der Schlacht bei Jena ward B. gefangen genommen; er mußte zwei Jahre in Frankreich zubringen und benutzte diese Zeit, um die im J. 1809 gedruckten und s. Z. vielgerühmten „Briefe über die

Champagne und Lothringen an einen Landwirth in Schlesien" zu schreiben. Als er im J. 1808 aus Frankreich zurückkehrte, ernannte ihn der König zum Commandanten von Neiße, zwei Jahre später zum Director der allgemeinen Kriegsschule in Berlin. Der Freiheitskrieg rief ihn von neuem unter die Waffen. Als Generalmajor und Commandeur einer Landwehrbrigade nahm er rühmlichen Antheil an dem Gefechte bei Hagelsberg am 27. August 1813. Im folgenden Jahre in seine frühere Stellung in Berlin zurückgekehrt, führte B. in den Jahren 1814 und 1815 auch die Geschäfte eines Commandanten von Berlin. Er starb am 21. September 1817.

v. B. wird als hervorragend tüchtiger Officier geschildert, und ein jüngerer Waffengenosse, der Dichter Fouqué, rühmt ihn als „eine edelfröhliche Kriegernatur voll rüstig heiteren Schaffens, leutseliger Huld und begeisterten Vertrauens auf Gott". Daneben aber gebührt B. auch eine Erwähnung in der Geschichte der deutschen Litteratur. Von den Tagen seiner Jugend an, wo Ramler im Cadettenhause sein Lehrer gewesen war, hegte er tiefe Neigung zur Dichtkunst, und wo nur immer Kriegshandwerk oder Friedensdienst ihm Muße gönnten, kehrte er zur Poesie zurück. Wir besitzen von ihm außer einer Uebersetzung („Virgils Landbau, ein Lehrgedicht in vier Büchern"; Berlin 1795) und zahlreichen kleinen Beiträgen in verschiedenen Taschenbüchern seiner Zeit namentlich drei umfangreichere, heut längst vergessene, epische Gedichte in Hexametern („Xanthippos", Berlin 1810, 2 Bde.; „Diocles", Berlin 1814 und 1817); „Thassilo oder die deutschen Argonauten", Berlin 1821), in denen er Stoffe aus der antiken und deutschen Geschichte und Sage in manchmal ermüdender Breite und ohne besonders tiefe poetische Kraft, aber mit warmem vaterländischen Empfinden und sichtbarem Behagen an der Darstellung idyllischer Situationen behandelt.

v. Zedlitz, Pantheon d. Preußischen Heeres. Berlin 1835, S. 89—91. — v. Schöning, Die Generale der Chur-Brandenburgischen und Königlich Preußischen Armee von 1640—1840. Berlin 1840, S. 229. — Goedeke, Grundriß zur Geschichte d. deutschen Dichtung, 2. Aufl. V, 447; VII, 429.

M. Hippe.

Böhlau: Hugo Heinrich Albert B., Rechtsgelehrter, geboren am 4. Januar 1833 zu Halle a. S., † am 24. Februar 1887. Sein Vater war ein wohlhabender, angesehener Goldschmied. Auf dem Pädagogium zu Halle vorgebildet ergriff er Ostern 1850 das Studium der Rechtswissenschaft, dem er in Halle, Heidelberg, Kiel, Berlin und wieder Halle oblag. Er hörte u. a. bei Bangerow, Mittermaier, Planck, Gneist, Stahl, dem älteren Pernice. Am 23. December 1853 promovirte er in Halle, trat 1854 in den Justizdienst, blieb in ihm jedoch nur ein Jahr, während dessen er als Auscultator in Magdeburg und Erfurt arbeitete. Am 11. December 1855 habilitirte er sich in Halle für die Fächer des deutschen Rechts, machte darauf eine wissenschaftliche Reise nach Schlesien, um Handschriften sächsischer Rechtsquellen zu vergleichen, und begann im Herbst 1856 seine akademische Thätigkeit, die er auch auf das strafrechtliche Gebiet erstreckte. Am 2. November 1859 wurde er zum außerordentlichen Professor für Criminalrecht ernannt; bald darauf, am 2. April 1860, feierte er seine Hochzeit mit Luise Schwabe aus Weimar. Aus dieser Ehe stammen zwei Söhne, Heinrich Johannes (geb. am 30. Sept. 1861) und Heinrich Friedrich Paul (geb. am 29. Dec. 1865). In Halle blieb er bis zum Herbst 1862. Wie er in seiner Studienzeit den Grund für das engste Freundschaftsverhältniß seines Lebens, das mit Rudolf Jacobi (gegenwärtig Staatssecretär a. D.), gelegt hatte, so erwuchsen ihm in den Hallenser Docentenjahren nahe wissenschaftliche und persönliche Beziehungen zu Ernst Immanuel Bekker,

Heinrich Leo, Johannes Merkel. Im Herbst 1862 übernahm er in Greifswald das Ordinariat für deutsches Recht an Stelle des nach Halle versetzten Anschütz. Aber der geringe Wirkungskreis, der sich in Greifswald bot (die Universität zählte gerade damals nur acht juristische Studenten!), bestimmte ihn, einen im Januar 1863 aus Rostock ergehenden Ruf anzunehmen, wenngleich er ihm keine germanistische, sondern die Professur für Criminalrecht und Proceß übertrug. Allerdings konnte er, als er mit dem Sommersemester 1863 seine fast zwanzig Jahre umfassende Rostocker Lehrthätigkeit eröffnete, zunächst für einige Semester in Vertretung des zu gesetzgeberischen Arbeiten nach Dresden entsandten Meibom deutschrechtliche Vorlesungen halten; aber erst Ostern 1866 erhielt er nach Meibom's Fortgang die germanistische Professur, so daß sich seine Collegien nunmehr mit seinen liebsten wissenschaftlichen Studien deckten. Bis Ostern 1882 hat er in Rostock gewirkt und nicht nur in seinem akademischen Lehramt, sondern auch im corporativen Leben der Universität und in den Angelegenheiten der juristischen Facultät war seine Wirksamkeit sehr eingreifend und einflußreich. Seit 1873 gehörte er der juristischen Prüfungscommission an, 1874 wurde er Ordinarius der Spruchfacultät und zugleich Assessor perpetuus der Universität, als welcher er neben den wechselnden Rectoren die ständigen Verwaltungsgeschäfte zu besorgen hatte; das Amt, durch dessen gewissenhafte Führung er sich große Verdienste um die Universität erwarb, hatte freilich auch manchen Aerger im Gefolge. Im J. 1874 stand er auch als Rector an der Spitze der Universität und vertrat sie bei dem 300jährigen Jubiläum von Leiden. B. hatte sich im Laufe der Jahre auf das engste mit seiner neuen Heimath verwachsen; die Universität, die Stadt, das Großherzogthum mit ihren zum Theil so unmodernen Einrichtungen übten auf ihn eine große Anziehung aus; er würdigte das Gute in ihnen, vertheidigte sie, war bestrebt, durch praktische Arbeit an der Förderung des Gemeinwesens sich zu betheiligen. Wenn er gleichwol schließlich unbefriedigt sich fortsehnte, so lag das an der allzu engen Begrenzung der akademischen Thätigkeit an dieser kleinsten deutschen Universität. Er rieb sich in ihr auf, ohne den nöthigen Lohn und Dank, den nöthigen Wiederhall in ihr finden zu können. Einen 1872 an ihn ergangenen Ruf, die Redaction der Kreuzzeitung zu übernehmen, hatte er abgelehnt; nun dauerte es zehn Jahre, bis ein neuer an ihn herantrat. Er nahm ihn an und ging Ostern 1882, nachdem ihm bei seinem Scheiden ein warmer Dank der Collegen für seine der Universität so vielfach heilsame Thätigkeit ausgesprochen worden war, als Nachfolger R. Schröder's nach Würzburg. Aber er hat hier, wo er weitere Verhältnisse fand, nur kurz noch wirken können; schon im Herbst 1882 traf ihn ein leichter Schlaganfall, von dem er sich aber erholte; 1885 trat eine Wiederholung ein; Anfangs 1886 mußte er die Heilanstalt Werneck aufsuchen; dort ist er am 24. Februar 1887 gestorben.

B. war eine ausgeprägte, eigenartige Persönlichkeit. Wie er nach Bekker, der ihm einen schönen, lebendig charakterisirenden Nachruf geschrieben hat (Zeitschrift d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte VIII. Band, romanistische Abtheilung, S. 1—31), in seinem Aeußeren einem evangelischen Geistlichen aus guter Familie glich, so war ein in politischer und kirchlicher Hinsicht gleich strenger Conservativismus der Hauptzug seines Wesens. Seine gläubige Orthodoxie, sein Widerwille gegen jede Art von politischem Liberalismus kannte kaum Grenzen. In dieser Gesinnung konnte er dahin gelangen, das deutsche Recht gewissermaßen mit den Lehren des Christenthums zu identificiren, sich in der Interpretation der Reichsverfassung, obwol ein warmer Verehrer Bismarck's, zum Vertreter des Particularismus reinster Form hinzustellen, oder etwa gelegentlich als die häufigste Ursachen der Verbrechen den Mangel des Glaubens

an Jesus Christus zu bezeichnen. Und er vertrat diese seine Ueberzeugungen mit aller Entschiedenheit; wenn es sein mußte, scheute er auch den Kampf um sie nicht. Sie waren ihm innerstes Erlebniß und festeste Gewißheit; nie konnte ihm gegenüber ein Zweifel an unbedingte Aufrichtigkeit aufkommen. B. nahm nichts leicht; alles was er ergriff, führte er mit größter Gewissenhaftigkeit, mit peinlicher, man kann wol sagen pedantischer Genauigkeit durch. Sein Fleiß war unermüdlich; die Arbeitslasten, die er übernahm, die größten, und keineswegs nur solche, bei denen er sich Gewinn versprechen konnte; im Gegentheil, er hielt es für Pflicht praktischer Nächstenliebe, kein noch so undankbares Geschäft, Gutachten, Vormundschaften oder was es sein mochte, abzulehnen. Er war von scharfem Verstand, dem eine spitze juristische Debatte Genuß gewährte; mit ihm suchte er stets in die grundlegenden Principien einzudringen; der Phantasie gab er wenig Raum. Es fehlte ihm Frische; man merkt auch seinen frühen Arbeiten keine Jugendlichkeit an. Es war etwas Schweres in ihm, das sich später zu einer pessimistischen, hypochondrischen Grundstimmung entwickelte.

B. hat, wie das nachfolgende Verzeichniß seiner Schriften ersehen läßt, eine ziemlich umfangreiche litterarische Thätigkeit entfaltet. Sie erstreckt sich auf verschiedene Gebiete. Abgesehen von einigen kleineren Arbeiten allgemeineren Inhalts, unter denen die Rede über die Bedeutung der kleinen Universitäten zu nennen ist, beziehen sie sich theils auf strafrechtliche, theils auf staatsrechtliche, theils endlich auf deutschrechtliche Gegenstände. Am wenigsten haben die strafrechtlichen zu sagen; es waren auch mehr äußere Verhältnisse, die zu ihrer Abfassung Anlaß gaben. Unter den staatsrechtlichen haben die Schriften über die Competenz-Competenz des Norddeutschen Bundes zwar ihrer Zeit einiges Aufsehen gemacht, aber sie waren weder sachlich noch persönlich von günstiger Wirkung; hauptsächlich ihnen hatte es B. zuzuschreiben, daß sich ihm keine Möglichkeit für einen Fortgang von Rostock bieten wollte. Werthvoller waren seine Studien zum mecklenburgischen Staats- und Kirchenrecht, zumal vom rechtsgeschichtlichen Standpunkt aus. Denn sein Bedeutendstes hat er als Rechtshistoriker geleistet. Er gehörte als solcher in den Kreis derjenigen Germanisten, die in Homeyer ihren Meister verehrten. Die Quellen der Rechtsbücherzeit haben auch B. von früh an angezogen und ihnen hat er einige seiner besten, gediegensten Arbeiten gewidmet, die Ausgaben des Landfriedens von 1235 und der Blume von Magdeburg. Letztere Ausgabe sollte freilich nur ein Vorläufer einer größeren Edition der Blume des Sachsenspiegels sein; zu dieser ist es aber nicht gekommen. Wol aber hat B. in einer großen Reihe kleinerer Aufsätze seine quellenkritischen Studien weitergeführt. Neben diese dem sächsischen Recht des Mittelalters gewidmeten Arbeiten stellt sich würdig das eigentliche Hauptwerk Böhlau's: „Das Mecklenburgische Landrecht". Aus seiner berufsmäßigen Thätigkeit in Rostock erwuchs ihm der Plan, dem Vorbilde Wächter's folgend ein umfassendes, auf breitester historischer Grundlage errichtetes System des mecklenburgischen particularen Privatrechts auszuarbeiten. Das gab ihm Gelegenheit, sich auch als scharfsinnigen, gemeinrechtlichen Systematiker und Dogmatiker zu erweisen: der durchaus selbständige, scharf durchdachte Aufbau des Ganzen, die eigenartigen, anregenden Ausführungen über eine Reihe wichtiger Controversen (z. B. die juristischen Personen) sichern dem Werke, obwol es, wie leider manche andere hervorragende Darstellungen particularen Landrechts, unvollendet geblieben ist, eine dauernde und weit über die Grenzen Mecklenburgs hinausgehende Bedeutung. Und die in ihm niedergelegten rechtsgeschichtlichen Untersuchungen, die in einer Reihe kleinerer Schriften ihre Ergänzung finden (z. B. in dem Aufsatz über die Leibeigenschaft in Mecklenburg, in der Schrift über Fiskus, landesherrliches und

Landesvermögen) machen es zu einem wichtigen Hülfsmittel für die Erkenntniß des Entwicklungsganges des ständischen Staates und damit überhaupt für die an Vorarbeiten nicht allzu reiche neuere deutsche Verfassungsgeschichte.

Endlich ist noch ein weiteres und nicht geringes Verdienst Böhlau's um die deutsche Rechtsgeschichte zu erwähnen: die Begründung der Zeitschrift für Rechtsgeschichte. B. empfand den nach dem Eingehen der Savigny'schen Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft eingetretenen Mangel eines Organs für rechtshistorische Arbeiten, in dem diese Studien rein um ihrer selbst willen, ohne jede Rücksicht auf praktische Bedürfnisse der Gegenwart gepflegt werden konnten, sehr lebhaft und das von seinen Freunden Bekker und Muther ins Leben gerufene Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechtes schien ihm jene Lücke nicht auszufüllen, eben weil es von jenen praktischen Bedürfnissen nicht völlig absehen wollte. So setzte er sich denn — Ende der fünfziger Jahre — mit einer Reihe der namhaftesten Rechtshistoriker (Rudorff, Bruns, Roth und Merkel) in Verbindung und hatte die Genugthuung, kurz vor Schluß des Jahres 1861 den ersten Band seiner Zeitschrift, deren Verlag sein Bruder Hermann in Weimar übernommen hatte, ausgeben zu können. Eine große Zahl ausgezeichneter Arbeiten ist in ihren 13 Bänden (1861—1878) erschienen. Er hat die Zeitschrift allen Schwierigkeiten zum Trotz so lange weitergeführt, bis die Mittel der Savigny-Stiftung zur endgültigen Sicherung des von ihm kühn gewagten Unternehmens verwendet werden konnten; auch der umgestalteten Zeitschrift, die seit 1880 als Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte erscheint, gehörte B. bis zu seinem Tode als Redactionsmitglied an.

Schriften: Anzeige von: v. Daniels' de Saxonici speculi origine, Berlin 1852. Litterarisches Centralblatt, Jahrg. 1852, Sp. 496; „De causa, ex qua stuprator spurium intra legalia tempora a stuprata natum alere debeat. Dissertatio inauguralis". Wimariae (1853), 72 S. (Opponenten: Th. Muther, D. J. U., Priv. Doc., R. Jacobi, D. D. Refer. Reg., A. Jordan, Cand. Jur.) Joh. Ulrichs gewidmet; „De regalium notione et de salinarum iure regali commentarii". Vimariae (1855), 20 u. XXV S. Habilitationsschrift. (Adversarii: E. Duemmler, Ph. D. Priv. Doc., R. Jacobi, J. U. D. Assessor Jud. Reg. des., Th. Muther, J. U. D. Priv. Doc.) Joh. Merkel gewidmet; „Nachschrift zu einem Hexenprocesse vom Jahre 1689 . . .". Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen im Namen des Thüring.-Sächs. Vereins herausgegeben, Band IX, 1, 1857, S. 174—189; „Volenti non fit injuria." Goltdammer's Archiv, Band V, 4, 1857, S. 489—501; „Nove constitutiones domini Alberti d. i. der Landfriede v. J. 1235 mit der Glosse des Nicolaus Wurm." In Beilage VI: Ueber die Entwicklung der Strafrechtsidee bis zum Landfrieden v. J. 1235. Weimar 1858. XLIV u. 91 S. R. Jacobi gewidmet; Recension von: Rechtsdenkmäler des deutschen Mittelalters. Herausgegeben von Dr. A. v. Daniels, Dr. Fr. v. Gruben und Dr. F. J. Kühns. — Das sächsische Weichbildrecht. Herausgegeben von Dr. A. v. Daniels und Dr. F. v. Gruben. (1. Lfg.) Berlin . . . 1857 . . . . Heidelberger Kritische Zeitschrift V, 1, 1858, S. 37—47; Recension von: H. Th. Schletter, Die Constitutionen Kurfürst August's von Sachsen v. J. 1572 . . . Leipzig 1857 . . . Heidelberger Kritische Zeitschrift V, 2, 1858, S. 105—146; „Der Kriminal-Prozeß Rose und Rosal." Weimar 1859. VIII, 46 S. (Dazu Antwort auf die Kritik von Hälschner in Goltdammer's Archiv Band VIII, 1860, S. 156 ff.); „Rechtsgeschichtliches aus Reineke Vos." Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen im Namen des Thüringisch-sächsischen Vereins . . . herausgegeben von Dümmler. Bd. IX, 2, 1860, S. 77—100; Recension von: Homeyer, Die Genealogie der Handschriften des Sachsenspiegels

. . . 1859. Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft Band II, 2, 1860, S. 251—256; „Die Einzelhaft in Preußen. Eine Kritik." Weimar 1861. II, 54 S.; „Einige Nachträge und Notizen zu: Homeyer, Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften. 1856." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 1, 1861, S. 240—248; „Rathmannen-Reime." Ebenda S. 250—251; „Theoderich von Bocksdorff's Gerichts-Formeln." Ebenda S. 415—459; „Die Entwickelung des Begriffs der Freiheit im deutschen Rechte. Ein Vortrag." Rostock 1865; „Uebersicht der Litteratur der deutschen Rechtsgeschichte." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 5, 1866, S. 459—467; „Zur Lehre von den Erbverträgen." Ebenda S. 459—467; „Der Mecklenburgische Criminal-Proceß. Die allgemeinen Criminal-Proceß-Gesetze des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin in historischer und systematischer Uebersicht." Wismar, Rostock und Ludwigslust 1867. XII u. 343 S. (Dem Oberappellationsgerichtsrath Dr. J. F. Budde gewidmet.); „Die germanistische Litteratur, April bis Juni 1866. Juli 1866 bis September 1867." Glaser's Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften, 1867, S. 83—91, 363—388; „Die Blume von Magdeburg." Weimar 1868. 189 S.; „Ein Beitrag zu den Hausmarken und zum Lotterholz." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 7, 1868, S. 318—319; „Publicistische Skizzen aus Mecklenburg." Glaser's Jahrbücher f. Gesellschafts- u. Staatswissenschaften, 1868. S. 401—446. (Auch separat: Berlin 1868. 48 S.); „Competenz-Competenz? Erörterungen zu Artikel 78 der Verfassung des Norddeutschen Bundes." (Anonym.) Leipzig 1869. 79 S.; „Das neue Bundes-Oberhandelsgericht." Glaser's Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften, 1869, S. 126—145; „Die ‚Summa der rechte Weg genant'. Zur Geschichte der deutschen Rechtsquellen im 15. Jahrhundert." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 8, 1869, S. 165—202, 323; „Nachträge zu Homeyers Rechtsbüchern." Ebenda S. 318—320; „Weichbild." Ebenda S. 321—323; „Replik zur ‚Competenz-Competenz?' Eine Streitschrift." Weimar 1870. 67 S.; „Aus der Praxis des Magdeburger Schöffenstuhls während des 14. und 15. Jahrhunderts." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Bd. 9, 1870, S. 1—50; „Der Schwabenspiegelfund Rockingers." Ebenda S. 181—184; „Eine verschwindende Sachsenspiegelhandschrift." Ebenda S. 184; „Fragmente einer Sachsenspiegelhandschrift." Ebenda S. 476; „Beiträge zum Schweriner Stadtrecht." Ebenda S. 261—268; „Mecklenburgisches Landrecht. Das particulare Privatrecht des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin mit Ausschluß des Lehnrechts." Erster Band. Weimar 1871. XVI u. 496 S. (Homeyer und Meibom gewidmet). Zweiter Band, erste Abtheilung. Ebenda 1872. VI u. S. 1—282. Zweiter Band, zweite Abtheilung. Ebenda 1874. VIII u. S. 283—450. Dritter Band, erste Abtheilung. Ebenda 1880. VIII u. 300 S.; „Rechtssubject und Personenrolle. Festschrift" (für Homeyer). Rostock 1871. VIII u. 68 S.; „Aus dem Codicillus jurium civitatum Megapolensium v. J. 1589." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 10, 1872, S. 112—162; „Ueber die im jüngsten Krieg zu Grunde gegangenen Straßburger Handschriften des Sachsen- und Schwabenspiegels." Ebenda S. 309; „Ein weiterer Nachtrag zu Homeyer's Rechtsbüchern." Ebenda S. 309—310; „Einige Rechtshandschriften." Ebenda S. 310—313; „Juristarum termini." Ebenda S. 313—314; „Ueber die Mecklenburgischen Landrechts-Pläne." Ebenda S. 315—316; „Ueber Ursprung und Wesen der Leibeigenschaft in Mecklenburg." Ebenda S. 357—426; „Die Wandelung des Heimathsrechts in Mecklenburg-Schwerin." Hildebrand's Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik Band XIX, 1872, S. 321—367. (Auch separat. Jena 1873. 47 S.); (Vorrede zu der von ihm herausgegebenen Schrift seines bei Loigny gefallenen

Schülers E. Raspe über das Verbrechen der Calumnia im römischen Rechte. Rostock 1872); „Einheimischer und fremder Rechtsgang. Einige Stadt Bützow'sche Urkunden aus dem XVI. Jahrhundert" als Festschrift (für Johannes Röper) herausgegeben (in Gemeinschaft mit Carl Dugge). Rostock 1873. VI u. 37 S.; „Zum landsassiatus plenus." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 9, 1873, S. 296—310; „Die Delation der Vormundschaft über Geisteskranke nach römischem Recht." Ebenda S. 370—375; „Zur Ausgleichung der Valutaverhältnisse unter mehreren Mitausstellern eines eigenen Wechsels." Zeitschrift für Handelsrecht Band 18, 1873, S. 404—417; „Zur Lehre von den s. g. juristischen Personen. Kritisches und Positives." Archiv für die civilistische Praxis Band 56, Neue Folge Band 6, 1873, S. 351—366; „Die Bedeutung der Herbergen zur Heimath. Zwei Vorträge." Rostock 1873. 18 S.; „Die Bedeutung der kleinen Universitäten. Rede gehalten . . . am 28. Februar 1875 in der Aula der Universität." Rostock 1875. 37 S.; „Carl Gustav Homeyer." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Band 12, 1876, S. 291—299; „Fiskus, landesherrliches und Landes-Vermögen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Eine rechtsgeschichtliche Skizze." Rostocker Rectoratsprogramm für 1874/75. Rostock 1877. VIII u. 169 S. (Hermann Böhlau gewidmet.); „Aus einem Kopialbuche Dieterich's von Bocksdorf." Zeitschrift für Rechtsgeschichte Bd. 13, 1878, S. 514—536; „Zur Heimath . . . Im Auftrage des Vereins Herberge zur Heimath in Rostock als Fünfjahrsbericht herausgegeben." Rostock 1878. 70 S. (Dazu: „Zur Abwehr" in Luthardt's allg. ev. Kirchenzeitung 1880, Nr. 9, Sp. 211, 212.); „Zur Lehre von den Distrikts-Verleihungen. Ein Rechtsgutachten erstattet und als Festschrift [für Thöl] herausgegeben." Rostock 1879. VIII u. 55 S.; „Zur Consistorial-Competenz des Landesherrn in Rostock. Festschrift zum 17. Februar 1881 [für F. A. Philippi]." Weimar 1881. 72 S.; „Die Anfänge der deutschen Rechtswissenschaft. Die deutsche Rechtswissenschaft des 16. Jahrhunderts und ihre Epigonen." (Im Anschluß an Stintzing's Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft I.) Kritische Vierteljahrsschrift. Neue Folge Band 4, 1882, S. 525—577. Bd. 7, 1884, S. 1—55; „Zur Chronologie der Angriffe Klenkok's wider den Sachsenspiegel." Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, germanistische Abtheilung, Band 4, 1883, S. 118—129; „Rockinger's Resultate über die Entstehung des sogen. Schwabenspiegels." Ebenda S. 233—234; Anzeige von: Karsten, Die Lehre vom Vertrage bei den italienischen Juristen des Mittelalters. Rostock 1882. Kritische Vierteljahrsschrift. Neue Folge Band 6, 1883, S. 327—368.

R. Hübner.

Bohlen: Julius Freiherr von B., Historiker, geboren am 29. October 1820, † am 24. December 1882, ein Sohn des Freiherrn Wilhelm Leopold v. B. aus dessen Ehe mit Charlotte v. Ferber, gehörte zu einer der ältesten ritterschaftlichen Familien in Rüg. Pommern, welche, mit dem Landesfürsten das gleiche Wappen führend, auf dem urväterlichen Stammgute Bohlendorf angesessen war, das schon im Verzeichnisse des Roeskilder Bischofsroggens von 1316—26 im Besitz des Geschlechtes Bohlen genannt wird. Seit dem Jahre 1865 durch die Verleihung des mit dem Besitz von Bohlendorf verbundenen Amtes eines Erbkämmerers im Fürstenthum Rügen und Lande Barth ausgezeichnet, fühlte er sich durch Geburt und Stellung so innig mit der Rüg. Pom. Heimath vereinigt, daß er derselben die innigste Verehrung und Liebe widmete. Durch seinen reichen Grundbesitz, den er mit dem Rittergut Streu und dem Majorat von Lerchenborn vermehrte, im Genuß eines großen Wohlstandes, als Mitglied des Herrenhauses (1879), und der Neuvorpommerschen Communalstände (1851—66), sowie als Rechtsritter des Johanniterordens, in

der Ausübung der Krankenpflege im Kriege, gewann er andererseits eine vielseitige praktische Erfahrung, die er mit klarer Einsicht und festem Willen zum Wohle des engeren und weiteren Vaterlandes bis zu seinem Heimgange verwerthete.

Zugleich mit hervorragenden Gaben des Geistes ausgestattet, erwarb er nicht nur eine umfassende allgemeine Bildung, sondern widmete sich auch, besonders von Brandenburg und Fabricius, sowie Kosegarten unterstützt, mit regem Eifer dem Studium der vaterländischen Geschichte. Auf diesem Gebiete verfolgte er namentlich drei Ziele: zuerst seine bedeutenden Geldmittel zur Erwerbung heimathlicher Urkunden und künstlerischer Denkmäler, sowie bibliographischer Hülfsmittel zu verwenden, von welcher Thätigkeit sein Archiv, seine reiche Bibliothek, und die zahlreichen Sammlungen prähistorischer Alterthümer und mittelalterlicher Monumente, nebst den nach ihnen angefertigten Zeichnungen, u. a. der Pom. Städtesiegel, ein sprechendes Zeugniß geben. Außerdem entnahm er aus den wichtigsten Archiven und Bibliotheken mit eisernem Fleiße zuverlässige Abschriften und Regesten Pommerscher Urkunden und Chroniken, sodaß er anderen Forschern heimathlicher Geschichte fast in jeder zweifelhaften Frage Aufschluß zu ertheilen im Stande war. Endlich vereinigte er sich mit den Grafen Krassow und Behr-Negendank zu der Herausgabe größerer historischer Arbeiten, für welche die genannten Urkundensammlungen als Quelle dienten. Als die wichtigsten durch den Druck veröffentlichten Schriften des Frhrn. v. B. sind zu erwähnen: „Die Kaiserlichen auf Rügen, 1627—30" (Stralsund 1846); „Der Bischofsroggen und die Güter des Bisthums Roeskild, im Bes. der Barnekow und Geschichte dieses Geschlechts" (Stralsund 1850); „Der große Churfürst u. s. Pommern. 1644—46", dem Könige Friedrich Wilhelm IV. gew. (1852); „Geschichte des Geschlechts Krassow" (Bd. 1—2, 4°, 1853; Bd. 2 enthält das Urkundenbuch, mit den Abbildungen der Siegel des Bundesbriefs von 1316, und einer kurzen Genealogie der Mehrzahl Rüg. und Pom. Geschlechter); „Georg Behr auf Rustrow u. s. w., ein Pom. Lebensbild a. d. Zeit des dreißigjährigen Krieges" (Stralsund 1859, mit der Stammtafel der Behr-Negendank); „Die Personalien und Leichenprocessionen der Herzoge von Pommern" (nach der Parentalienssammlung zu Bohlendorf; Halle, 4°, 1869); „Urkundenbuch zur Geschichte des Geschlechts Bohlen" (4°, Stralsund 1859 bis 75, m. Abbildungen); „Das Hausbuch des Joachim v. Wedell" (Stuttgart 1883).

Nekrolog des Freiherrn Julius v. Bohlen in den Nachtr. z. Gesch. d. Kl. Eldena und im 41.—44. Jahresbericht d. Rüg.-Pom. Abth. d. Ges. f. Pom. Gesch. 1883, S. 93—95. — Dähnert, Pom. Bibl. IV, 51. — Bohlen, Bischofsroggen, S. 2. — Gesch. d. Geschlechts Bohlen, Nr. 18. — Seine Sammlungen gelangten zum Theile an das Staatsarchiv in Stettin.

Pyl.

Böhm: Joseph B., ausgezeichneter Violinspieler und Lehrer, geboren in Budapest am 4. März 1795, † in Wien am 28. März 1876, erlernte die Anfangsgründe seiner Kunst von seinem Vater, einem unbedeutenden Musiker. B. machte aber schon in seinen Knabenjahren so außerordentliche Fortschritte, daß er die innigste Theilnahme des berühmten Violinvirtuosen P. Rode gewann, als dieser eins seiner schwierigsten Violinconcerte von ihm spielen hörte. Soweit es Rode's Reisen gestatteten war B. eine Zeit lang sein Schüler, und die gesunde, vortreffliche Saat trug bald herrliche Früchte. B. kam im J. 1816 nach Wien und trat hier im Zwischenact einer Burgtheatervorstellung zum ersten Mal öffentlich auf. Er spielte ein Concert von Kreutzer und begründete durch seine tadellose Fertigkeit, den großen, schönen Ton und einen schlichten, doch un-

gemein seelenvollen Vortrag gleich mit einem Male seinen ausgezeichneten Ruf. Auch dadurch, daß er auswendig spielte, gewann er die gespannteste Aufmerksamkeit seiner Zuhörer; denn er war in Wien einer der Ersten, die solches gewagt haben. Neben der meisterhaften Beherrschung seines Instruments zeigte er sich als einen Künstler von tiefem Verständniß des geistigen Gehalts seiner Kunst in einer Reihe öffentlicher Streichquartettaufführungen, die er bald nach seinem ersten Auftreten begann. Im J. 1818 machte er mit dem berühmten Clavier-virtuosen Pixis eine Kunstreise durch Italien; sonst verbrachte er sein ganzes Leben in Wien, wo er zeitlebens als einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Kunst werth gehalten und hoch geschätzt wurde. In den Jahren 1819 bis 1848 war er Professor des Violinspiels am Wiener Conservatorium. Hier entfaltete sich eine neue Seite seiner Begabung. So bedeutend er als Violinspieler, so beliebt er als Führer seines Streichquartetts war, worin ihn die Musiker Holz, Weiß und Linke unterstützten, das hervorragendste hat er als Lehrer geleistet. Eine lange Reihe der ausgezeichnetsten und berühmtesten deutschen Violinspieler, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die musikalische Welt mit ihrem Ruf erfüllt haben, ist aus seiner Schule hervorgegangen: Joachim, die beiden älteren Hellmesberger, Ludwig Straus, Miska Hauser (der in allen Welttheilen seine Kunst zu Markte trug), H. W. Ernst, J. M. Grün, J. Dont, A. Thalmann u. A. m. Mehrere darunter haben die Lehrfähigkeit ihres Meisters gleichsam geerbt, und gleich ihm in stiller Schulthätigkeit der Kunst die besten, förderlichsten Dienste geleistet. Die ausgedehnte und segensreiche Lehrthätigkeit Böhm's veranlaßte ihn schon im J. 1827 als Virtuose von der Oeffentlichkeit zu scheiden. Seine Compositionen, schon an Zahl gering, erheben sich nicht über das Mittelmaaß seiner Zeit. Aber mit seinem Namen ist auch das Andenken an einen der wohlwollendsten, bescheidensten und hülfreichsten Menschen verbunden. E. Mandyczewski.

Boehm: Joseph Anton B., Botaniker, geboren zu Groß-Gerungs in Niederösterreich am 13. März 1831, † in Wien am 2. December 1893. B. absolvirte seine akademischen Studien, anfänglich seiner geringen Mittel wegen, unter großen Entbehrungen in Wien und widmete sich zunächst der Medicin, daneben aber auch mit besonderem Fleiße der Botanik, in welcher Fenzl und Unger seine Lehrer waren. Als Assistent Unger's vertrat er diesen auch gelegentlich auf dem Katheder und zeigte hier, sowie bei der Abhaltung botanischer Repetitorien für Mediciner ein so ausgesprochenes Lehrtalent, daß selbst berühmte Gelehrte wie Hyrtl, Oppolzer, Rokitansky es nicht verschmähten, bei ihm zuweilen zu hospitiren. Die Ferien verbrachte B. zumeist mit Unger in Graz zwecks botanischer Untersuchungen und erwarb sich hier auch 1856 die philosophische Doctorwürde. In demselben Jahre erschien in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie seine erste botanische Arbeit: „Beiträge zur näheren Kenntniß des Chlorophylls", womit sein späteres Forschungsgebiet schon vorgezeichnet war und auf Grund deren sowie einer zweiten im folgenden Jahre an derselben Stelle veröffentlichten Arbeit: „Physiologische Untersuchungen über blaue Passiflorenbeeren" er sich 1857 an der Universität Wien für Botanik habilitirte. Seine medicinischen Studien fanden 1858 mit der Erlangung des medicinischen Doctortitels ihren Abschluß. Praktischen Nutzen zog er nicht daraus, sondern ließ sich durch seine Neigung zur Botanik dazu bestimmen, an der eben gegründeten Wiener Handelsakademie die bescheidene Stelle eines Lehrers der Naturwissenschaften und der Waarenkunde und zwar zunächst nur provisorisch zu übernehmen. Vier Jahre später wurde ihm dies Amt definitiv übertragen, das er bis 1874, also 16 Jahre lang, neben seinen Universitätsvorlesungen und zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen, treu ausgefüllt hat. In Anerkennung

seiner wissenschaftlichen Leistungen wurde B. 1869 zum außerordentlichen Professor ernannt, wodurch seine Stellung an der Handelsakademie aber nicht weiter berührt wurde. Einen im Winter 1870/71 erhaltenen Urlaub benutzte er zu einem längeren Aufenthalte in Heidelberg, um außer dem Botaniker Hofmeister auch andere dort lehrende Berühmtheiten, wie Bunsen, Kirchhoff, Helmholtz kennen zu lernen. Sehr befriedigt von den empfangenen Eindrücken, kehrte er über Tübingen, wo er Hugo v. Mohl aufsuchte, nach Wien zurück. Im Jahre 1874 endlich wurde B. in eine seiner wissenschaftlichen Bedeutung entsprechende Stelle als Professor der Naturgeschichte und Pflanzenphysiologie an die Forstakademie Mariabrunn berufen, siedelte aber, als ein Jahr später der höhere forstliche Unterricht der Hochschule für Bodencultur in Wien übertragen wurde, dorthin über. 1878 erfolgte sodann auch seine Ernennung zum ordentlichen Universitätsprofessor. Boehm's bisher ungetrübte Gesundheit erlitt im Frühjahr 1886 infolge einer Lungenentzündung einen ersten Stoß, der zwar zunächst noch keine unmittelbar gefahrdrohende Folge hatte, aber Boehm's Constitution dennoch erschütterte. Alsbald zeigten sich die Anzeichen einer ernsten Gesundheitsstörung, vielleicht auch die Wirkungen einer allmählichen Vergiftung durch Quecksilber, womit B. bei seinen Versuchen viel zu hantiren hatte. Mit ungewöhnlicher Energie überwand B. seine immer stärker auftretenden Leiden, bis er ihnen schließlich nach heldenmüthigem Kampfe noch vor vollendetem 63. Lebensjahre erlag. Boehm's Forschungsgebiet war die Pflanzenphysiologie. Aus seinen zahlreichen Schriften, die in dem unten verzeichneten Nachruf in chronologischer Ordnung angeführt sind, seien als seine bedeutendsten seine Arbeiten über Chlorophyll und Stärkebildung, über das Saftsteigen im Pflanzenkörper und über die Bedeutung der Kalksalze für das Pflanzenwachsthum hervorgehoben. In der schon angeführten Erstlingsarbeit über das Chlorophyll gab B. zunächst einen Ueberblick über Geschichte und Litteratur, unterschied dann scharf zwischen dem Farbstoffe und seinem Träger und brachte die ersten Mittheilungen über die Lageveränderung der Chlorophyllkörner in der lebenden Pflanze als Folge unmittelbarer Besonnung. Von seinen Untersuchungen über Stärkebildung im Chlorophyll gab die erste Kunde seine 1874 in den Abhandlungen der Wiener Akademie veröffentlichte Arbeit: „Ueber die Stärkebildung in den Keimlingen der Kresse, des Rettigs und Leines", worin er zuerst die vom Lichte unabhängige Bildung der Stärke aus den im Protoplasma vorhandenen Reservestoffen behauptete und die Entdeckung machte, daß durch Verdunklung entstärkte Blätter der Feuerbohne im Lichte wieder stärkehaltig werden. Da indessen fortgesetzte Versuche gegenüber seiner ersten Behauptung negative Resultate ergaben, so hielt er sich zu einem Widerrufe verpflichtet, den er 1877 in der Oesterr. bot. Zeitschrift veröffentlichte. Später jedoch kam er auf Grund neuer Versuche an geeigneterem Pflanzenmaterial auf seine erste Ansicht zurück und zeigte namentlich in einer interessanten Schrift: „Ueber Stärkebildung aus Zucker" (Bot. Zeitung 1883), wie in den Chlorophyllkörnern entstärkter Blätter, die in Zuckerlösung getaucht wurden, wieder Stärke entstehen könne, also in diesem Falle durch von außen zugeführte Reservestoffe. Auch in der 1889 im Bot. Centralblatt erschienenen Arbeit: „Stärkebildung in den Blättern von Sedum spectabile" wies er nach, daß in stärkelosen Blättern, welche in kohlensäurefreier Luft belichtet werden, Stärke entstehen könne, so daß letztere also nicht, wie man bisher annahm, immer nur ein unmittelbares Assimilationsproduct sein müsse. Einen größeren Umfang und eine größere Bedeutung bei allerdings auch größerem Widerspruch seitens der Fachgenossen, nahmen Boehm's Arbeiten über die Bewegung des Wassers im Pflanzenkörper an. Die Reihe seiner zahlreichen Abhandlungen über diese Frage eröffnete ein 1862 in den Sitzungsberichten der

Wiener Akademie erschienener Aufsatz: „Ueber die Ursache des Saftsteigens in den Pflanzen", worin er als Ursache des aufsteigenden Wasserstromes den Luftdruck bezeichnete und das Phänomen als Saugewirkung hinstellte, indem er die herrschende Ansicht von der Capillarität der Zellwandmolecule in dieser, sowie in einer zweiten Arbeit vom Jahre 1864 ausdrücklich bekämpfte. Noch in den 1877, 1878 und 1881 erschienenen Schriften über den nämlichen Gegenstand verharrte B. bei seiner Auffassung, und bezeichnete als Weg für die Wasserzufuhr die Gefäße des Holzkörpers. Erst 1889 trat ein Umschwung in seinen Ansichten ein. Neue Versuche an bewurzelten und an abgeschnittenen Stecklingen von Holzgewächsen, welche zeigten, daß auch bei Ausschluß des Luftdrucks die Transpiration nicht aufhöre, ferner die Erfahrung, daß gebrühte Stengeltheile, also todte Zellen, die Verdunstung nicht hinderten, brachten ihn zu dem Endergebniß: die Wasserversorgung durch die Wurzeln und das Saftsteigen werden durch Capillarität, die Wasseraufnahme des Blattparenchyms wird durch den Luftdruck bewirkt. (Berichte d. Deutschen bot. Gesellschaft 1889.) Von einigem Interesse sind noch die kleineren Arbeiten Boehm's: „Ueber den vegetabilischen Werth der Kalksalze" (Abhdl. d. Wiener Akad. 1875) und „Ueber Aufnahme von Kalksalzen und Wasser durch die Blätter der Feuerbohne" (Wiener Landwirthsch. Versuchsstation 1877), worin er den Kalksalzen bei der Umbildung organischer Baustoffe in Bestandtheile des Pflanzenkörpers eine ähnliche Rolle zuweist wie die, welche sie im Thierleben bei Verwandlung des Knorpels in Knochen besitzen.

In der gesammten wissenschaftlichen Thätigkeit Boehm's spiegelt sich seine besondere Eigenart als die einer kraftvollen, durchaus selbständigen Persönlichkeit wieder. Unablässig bemüht, bei seinen Untersuchungen zur Erreichung seines Zieles alle Schwierigkeiten zu überwinden, zögerte er nicht, denselben Versuch, sobald er ihm nicht resultatreich genug schien, immer und immer zu wiederholen. In der Verfechtung eigner Meinungen aber konnte sich sein Eifer bis zur Leidenschaftlichkeit steigern, wiewol er erkannte Irrthümer stets willig zugestand. In einem gewissen Gegensatz zu der breiten Anstellung seiner Versuche, war B. bemüht, im schriftlichen Ausdrucke seiner Gedanken möglichst zu sparen. Dadurch erhielten seine Schriften, besonders in der ersten Zeit, nicht selten eine zu knappe Fassung im Ausdruck, welche ihr Studium erschwerte, worin mit ein Grund liegen mag, daß sie bei den Fachgenossen vielfach nicht die Würdigung erfahren haben, die sie verdienten. Ueber Boehm's Vortrefflichkeit als Lehrer aber herrschte nur eine Stimme. Sein temperamentvoller, von Humor gewürzter Vortrag zog zahlreiche Schüler an und wirkte auch anregend auf weitere, für wissenschaftliche Fragen interessirte Kreise. Sein joviales, wohlwollendes Wesen hatte ihm viele anhängliche persönliche Freunde erworben.

Nekrolog von K. Wilhelm in: Berichte d. Deutschen bot. Gesellsch. in Berlin XII. 1895 und in Verhandl. d. zool. bot. Gesellsch. in Wien 1893.

E. Wunschmann.

Böhme: Franz Magnus B., ein im Fache der sogenannten Volksliederkunde wohl bewanderter und fleißiger Forscher, der seine Ergebnisse in drei umfangreichen Liedersammlungen niedergelegt hat. Geboren am 11. März 1827 zu Willerstedt bei Weimar, wo seine Eltern nicht unbemittelte Landleute waren, † am 17. October 1898 in Dresden. Bis zu seinem 10. Jahre besuchte er die Dorfschule, und da er einiges Talent für Musik zeigte, wurde er in den Kirchenchor aufgenommen und erhielt vom Ortscantor Thieme Clavier- und Violinunterricht. Von hier kam er in das Institut des Pfarrers G. Thölden, um fürs Gymnasium vorbereitet zu werden, doch auf Wunsch der Eltern, denen die Geldausgaben doch zu hoch erschienen, mußte er sich auf dem Lehrerseminare

in Weimar zum Schullehrer vorbereiten. Vom Jahre 1846 ab bekleidete er als Dorfschulmeister bis zum Jahre 1857 in verschiedenen Ortschaften Weimars die Cantorstelle, d. h. er war der einzige Lehrer der Dorfschüler, Organist und oft auch noch Küster. 1851 verheirathete er sich mit einer Predigerstochter aus Sachsen. Nebenbei beschäftigte er sich noch mit Choralstudien und schwärmte für den rhythmischen Choral, schrieb auch Artikel für die Sächs. Schulzeitung und zu Dr. Konrad Kocher's Zionsharfe. 1854 wurde er in das große Dorf Riethnordhausen bei Erfurt versetzt. Hier gab es noch für jeden Sonntag eine Kirchenmusik mit der Schuljugend und dem Sänger- und Instrumentenchore einzuüben, sogar oft noch die Stimmen aus der Partitur auszuschreiben. Sein Gehalt betrug bei wöchentlich 32 Schulstunden jährlich 180 Thaler! Trotz alledem fühlte er sich im Kreise seiner Familie und in seinen Amtspflichten behaglich und wäre wol zeitlebens dort geblieben, wenn ihm nicht der Tod 1857 seine Frau entrissen hätte. Er sehnte sich fort, fort aus seinem Berufskreise, der ihn nicht mehr befriedigte und zog mit seinen drei kleinen Söhnen nach Leipzig. Hier betrat er als Dreißigjähriger einen neuen Lebensweg. Bei Moritz Hauptmann studirte er Contrapunkt und Fuge und bei Julius Rietz Formenlehre und Instrumentation und begann auf der Stadtbibliothek fleißig historische Musikstudien zu machen. Durch Hoffmann's von Fallersleben Anregung hatte er schon im J. 1854 begonnen Volkslieder zu sammeln. Dieses Feld nach allen Seiten hin bis zur ältesten Zeit auszudehnen, war nun sein vornehmstes Bestreben und jede freie Zeit, neben dem Erwerb des täglichen Brotes durch das Ertheilen von Musikunterricht, benützte er zu Quellenstudien. Wenn Böhme's Werke auch manche Schwächen zeigen, besonders in der Art der Verarbeitung des Materials, so muß man ihm doch das Verdienst lassen, daß er ein Sammler par excellence war, nicht nur im Fache der Musikgeschichte, sondern ebenso auf dem litterarischen Felde im Fache des Volksliedes und Volksgesanges. Um nun dies massenhaft angesammelte Material zu ordnen und wissenschaftlich zu bearbeiten, wären philologische und musikhistorische Studien als Grundlage nöthig gewesen, da ihm die aber fehlten, so machte er sich vielfacher Mißgriffe schuldig, die noch durch sein confuses Wesen sich steigerten. Doch kehren wir zu seinem äußeren Leben zurück. Um Ostern 1859 siedelte er nach Dresden über und verheirathete sich 1860 zum zweiten Male. Den Lebensunterhalt erwarb er auch hier durch Musikunterricht, und wie der mir vorliegende Abriß seines Lebens, zum Theil nach eigener Angabe, sagt, wurden ihm diese Stunden recht schlecht bezahlt, da er weder als Claviervirtuose noch als Contrapunktiker und Harmonielehrer je etwas geleistet hatte. Mehrere Male gründete er in Dresden Gesangvereine, doch nach kurzer Lebensdauer lösten sie sich wieder auf aus Mangel an Mitgliedern und auch durch Schuld des Dirigenten und Gründers, der von der Natur für dieses Fach sehr stiefmütterlich ausgestattet war. Dennoch konnte er es nicht lassen, sich immer wieder zu Dirigentenstellen bei Männergesang- und Turnvereinen zu drängen, trotzdem er stets den gleichen Erfolg erzielte. Neben diesen öffentlichen Bestrebungen hatte er seine Sammlung der ältesten deutschen Volkslieder beendet und auf Kosten des Königs von Sachsen zum Druck gebracht, betitelt: „Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert" (Leipzig 1877, 8°, 832 S.). Ueber die Wiedergabe der Texte erlaube ich mir kein Urtheil, doch wird sie von den Philologen zum größten Theile verworfen. Die Wiedergabe der Melodien aber leidet an dem Fehler, daß der Herausgeber nicht bedachte, oder nicht erkannte, daß dieselben zum größten Theile sich nur als Cantus firmus zu vier- und mehrstimmigen Kunstsätzen des 16. Jahrhunderts erhalten haben und daß die Verfasser der Kunstsätze die Tonfolge der Melodien

in der willkürlichsten Weise veränderten und besonders durch Dehnung der Noten den ursprünglichen Rhythmus vollständig vernichteten. Trotzdem theilt B. die Melodien in der verzerrten Weise mit und was das schlimmste ist, zwängt dieselben in den modernen Tact. Was hierbei für Ungeheuerlichkeiten zu Tage traten, muß selbst dem Dilettanten einleuchten. Fast zur selben Zeit gab der Schreiber dieser Zeilen das Johann Ott'sche Liederbuch von 1544 in Partitur heraus und fügte dieser einen Band in 8° mit den Liedmelodien bei, in welchen auf Grund der verschiedenen vorhandenen alten Lesarten in den Tonsätzen der Versuch gemacht wurde, dieselben in ihrer muthmaßlichen Urgestalt wieder herzustellen. Ein reger schriftlicher Verkehr zwischen uns brachte B. zur Erkenntniß, daß seine Darstellung widersinnig sei, doch die Erkenntniß kam zu spät, denn das Werk lag gedruckt vor. — Endlich im J. 1878 erhielt er am Hoch'schen Conservatorium für Musik in Frankfurt a. M. eine einträgliche Stellung, wo er in Harmonie und Contrapunkt unterrichtete und Vorlesungen über Musikgeschichte hielt. Durch eine unvorsichtige Aeußerung über ein Directionsmitglied des Conservatoriums verscherzte er sich die Stellung und erhielt im J. 1886 seinen Abschied. Er ließ sich wieder in Dresden nieder und nährte sich kümmerlich, bis ihn im J. 1891 das preußische Cultusministerium auf Empfehlung Philipp Spitta's beauftragte, Ludwig Erk's unvollendeten „Deutschen Liederhort" von neuem herauszugeben, mit den von Erk hinterlassenen Vorarbeiten und dem eigenen Quellenmaterial zu vermehren. Im J. 1893 erschien der erste Band unter dem früheren Titel „Deutscher Liederhort", dem in den folgenden Jahren noch 2 Bände folgten, die nahe an 3000 Lieder, Texte und Melodien enthalten. Vor dem hatte er noch während seines Aufenthaltes in Frankfurt a. M. 1886 bei Breitkopf & Härtel eine „Geschichte des Tanzes in Deutschland" herausgegeben, welche dieselben Vorzüge und dieselbe Verworrenheit in Hinsicht der Ausarbeitung zeigt. Hier sind aber die mitgetheilten Tänze von großem Werthe und da dieselben fertig vorlagen und nur copirt zu werden brauchten, wobei allerdings gar mancher Schreibfehler untergelaufen ist, so konnte der Verfasser nicht auf solche Irrwege gelangen, wie bei seinem Altdeutschen Liederbuche. Im Jahre 1895 folgten die „Volksthümlichen Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert" als Fortsetzung des Liederhorts, und als sein letztes Werk erschien 1897 das „Deutsche Kinderlied und Kinderspiel". So hat B. das volksthümliche deutsche Lied nach allen Seiten hin aus längst verschollenen Werken wieder ans Tageslicht gezogen und der Neuzeit zur Freude und Genuß zugänglich gemacht und sich selbst den unvergänglichsten Denkstein gesetzt. Noch ist eine „Geschichte des Oratoriums" zu erwähnen, die 1887 in 2. Auflage erschien.

Urania, Musik-Zeitschrift für Orgelbau, herausgegeben von A. W. Gottschalg in Weimar, 1897, Nr. 3. Da Böhme Mitarbeiter an der Zeitschrift war, so rühren die Daten jedenfalls von ihm selbst her.

Rob. Eitner.

Böhmer: Heinrich Wilhelm Ludwig B., Philologe, geboren am 30. November 1791 in Stettin als achtes Kind des Pupillenraths Gustav B. und der Wilhelmine Bourwieg, besuchte bis 1810 das Rathslyceum seiner Vaterstadt, studirte dann Philologie in Frankfurt (immatriculirt unter dem 5. Mai 1810), wo er Solger und Bredow (s. A. D. B. III, 282) hörte, begab sich aber schon nach zwei Semestern auf die neugegründete Universität nach Berlin, wo namentlich Wolf (s. A. D. B. XLIII, 737) und Boeckh (ebd. II, 770) seine Lehrer waren. Dem Ruf des Königs folgend trat er 1813 als Freiwilliger in das Gardejägerbataillon ein und nahm Theil an den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig. Später auf eigenen Wunsch in das in Holland stehende

Colberger Infanterieregiment versetzt, erhielt er im Januar 1814 bei Antwerpen eine gefährliche Verwundung und kehrte, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, nach Berlin zurück, um noch ein Jahr Theologie zu studiren. Nach kurzer Thätigkeit am Joachimsthal'schen Gymnasium daselbst wurde er 1817 als Lehrer an das Marienstiftsgymnasium nach Stettin berufen, dem er dann bis an sein Ende angehört hat. 1826 wurde er Professor, nachdem er 1824 in Greifswald als Dr. phil. promovirt hatte. Zwei Mal wurde versucht, ihn der Heimath zu entführen, indem ihm eine Stelle als Gymnasialdirector und vorher noch die eines Gesandtschaftspredigers in Rom angeboten wurde. Niebuhr (s. A. D. B. XXIII, 646) hatte sich ihn dazu ausersehen als geeignete Persönlichkeit, in Rom ein Auditorium von Künstlern und Gelehrten zusammenzuhalten und zugleich der damals ungemein eifrigen katholischen Proselytenmacherei mit christlicher Einfalt entgegenzutreten. Auch Nicolovius (s. A. D. B. XXIII, 635) schrieb in derselben Sache an B. als an einen, „der Festigkeit und Würde nicht erst zu erwerben hat". Beide Berufungen lehnte B. ab. Von seinem religiösen Leben in dieser Zeit gibt ein von ihm verfaßtes, von Löwe (s. A. D. B. XIX, 300) componirtes Lied Kunde: Fuit tempus cum plorarem etc. Als Pädagog hatte er mit seinem leicht erregbaren Temperament zu kämpfen; dazu war er leberleidend, was beides nicht ohne Einfluß auf sein Verhältniß zu Collegen und Schülern sein konnte. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß, wenn auch Andere ihm schwer genügten, er sich selber am wenigsten genügte. Dagegen entwickelte er in der vom Oberpräsidenten Dr. Sack (s. A. D. B. XXX, 152) im Jahre 1824 begründeten Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde eine hervorragende, lange nachwirkende Thätigkeit als Muster eifrigster Treue und aufopferndster bis ins kleinste peinlicher Arbeit. Von seinen Schriften sind zu nennen: „De Pomeranorum historia litteraria" (1824, Promotionsschrift); „Bemerkungen über Pindar" (Programm von 1829, von Böckh als das beste über Pindar's poetischen Charakter hervorgehoben); „Die Belagerungen Stettins seit Anfang des 12. Jahrh." (Stettin 1832); „Th. Kantzow's Chronik von Pommern in niederdeutscher Mundart" (Stettin 1835, ein Werk, dessen scharfsinnige und gründliche Untersuchungen „für die Kantzow-Forschung bahnbrechend" geworden sind). In den „Baltischen Studien", dem Organ der Gesellschaft für pomm. Geschichte und Alterthumskunde erschien neben andern Abhandlungen und Jahresberichten eine „Uebersicht der allgemeinen Chroniken Pommerns seit Kantzow" (1835); Anderes in den „Neuen Pommerschen Provinzialblättern". Seine letzte Arbeit ist wol das Programm des Marienstiftsgymnasiums von 1841: „Ueber die gegenwärtige Stellung der Gymnasien". Durch seine am 8. Juni 1824 vollzogene Heirath mit Ernestine Henriette Charlotte Louise Giesebrecht, geboren am 1. Juli 1796 in Mirow in Mecklenburg-Strelitz, † am 15. Juni 1861 in Halle, trat B., der selbst eine ausgebreitete Verwandtschaft besaß, in nahe Beziehungen zu mehreren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf geistigem Gebiet eine hervorragende Stellung einnehmenden Männern: Ludwig Giesebrecht (s. A. D. B. IX, 159) und Hasselbach (ebd. X, 761) waren seine Collegen und zugleich seine Schwäger, der Bekanntschaft mit Löwe ist bereits gedacht. Bei seinem am 27. Februar 1842 erfolgenden Tode hinterließ B. außer seiner Wittwe zwei Söhne Karl Eduard Wilhelm, geboren am 24. Mai 1827, später Professor an der Universität Straßburg, Theodor Friedrich Wilhelm, geboren am 1. October 1829, Dr. med., und eine Tochter Agnes Elisabeth Wilhelmine, geboren am 19. April 1831, † am 28. September 1881 als Wittwe des Consistorialraths und Hofpredigers Heyde in Wernigerode.

Nach Mittheilungen der Familie. — Vgl. den 17. und 36. Jahresbericht der Gesellschaft f. pomm. Geschichte und Alterthumskunde, 1842 und 1874. — Programm des Marienstiftsgymnasiums zu Stettin 1841/42. — F. Böhmer, Beiträge zur Geschichte meines Geschlechts. Stettin 1896.

v. Bülow.

Bohn: Heinrich B., Arzt und Kinderarzt in Königsberg, geboren am 8. Januar 1832 in Memel, † als außerordentlicher Professor der Kinder- und Hautkrankheiten zu Königsberg i. Pr. am 4. Februar 1888, studirte in Königsberg, Prag und Wien und erlangte in Königsberg am 11. November 1854 die Doctorwürde. Hier war er seit 1856 anfangs allgemein praktizirender Arzt und Assistent, habilitirte sich 1860 als Privatdocent und erlangte die außerordentliche Professur 1868. Sehr bekannt ist B. durch seine Schrift: „Mundkrankheiten der Kinder" (Leipzig 1866) und durch sein „Handbuch der Vaccination" (1875). B. war Mitbegründer und Herausgeber des Jahrbuchs für Kinderheilkunde seit 1867, für das er verschiedene Beiträge lieferte. Außerdem bearbeitete er für Gerhardt's Handbuch der Kinderkrankheiten die Abschnitte „Mund- und Hautkrankheiten".

Biogr. Lex., hrg. von A. Hirsch u. E. Gurlt I, 513. Pagel.

Bohn: Karl Theodor Richard B., 1849—1898. Zu den besonders hervorstechenden Zügen im Bilde der neueren Entwicklung der classischen Archäologie in Deutschland gehört die Betheiligung an den großen Aufgaben der Untersuchung ganzer antiker Oertlichkeiten mit Hülfe der Ausgrabung. Unter den Männern, welche für diese Seite der archäologischen Forschung eintraten, hat der seinen Platz, dessen Gedächtnisse diese Zeilen gewidmet sind.

B. war für seine Leistungen von Haus aus und durch einen sorgfältigen Studiengang gründlich vorbereitet. Er wurde geboren zu Berlin am 29. December 1849 als Sohn des Landschafts- und Porträtmalers Heinrich B., eines Schlesiers von Geburt, an dessen Schaffen dem Kinde von früh auf künstlerische Neigungen erwuchsen. Der Vater gewährte ihm dann die gelehrte Vorbildung durch den Besuch des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin, dem B. vom Jahre 1858 an als Schüler angehörte, bis er es, namentlich merklich gefördert durch den Unterricht Professor Schellbach's, im J. 1867 mit dem Zeugnisse der Reife verließ, um sich, seiner hervorgetretenen Befähigung für Mathematik und Zeichnen entsprechend, zum Architekten auszubilden. Nach einem Jahre der Uebung als Bauelev bei Professor Adler, dem er auch später noch nachhaltige Förderung und die Richtung auf das Studium der Antike verdankte, bezog B. die königliche Bauakademie in Berlin, bestand im J. 1871 die Bauführerprüfung mit Auszeichnung, war dann als Hülfsarbeiter im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, auch beim Bau des Siegesdenkmals in Berlin und unter Stadtbaumeister Blankenstein als Zeichner und technischer Leiter beim Umbau des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums beschäftigt, und bestand nach abermaligem Studium auf der Bauakademie im J. 1877 die Baumeisterprüfung für das Hochbaufach. In seine Studienzeit fiel noch die Erfüllung der einjährigen Dienstpflicht beim Kaiser Franz-Gardegrenadierregiment, welcher nach Ableistung der vorgeschriebenen Uebungen am 15. September 1877 die Ertheilung des königlichen Patents als Secondlieutenant der Reserve des ersten brandenburgischen Leib-Grenadierregiments Nr. 8 und später, am 16. Juli 1887 die Beförderung zum Premierlieutenant folgte.

Im Herbst 1877 that B. den ersten Schritt auf das Gebiet der Studien antiker Architektur an den Monumenten selbst, indem er für die Ausgrabung der Altis von Olympia unter Oberleitung Friedrich Adler's als technischer

Leiter der Arbeiten an Ort und Stelle engagirt wurde. Das hiermit begonnene Jahrzehnt sah den energischen und pflichttreuen Mann, bald in der Vollkraft der dreißiger Lebensjahre, immer weiter auf gleicher Bahn fortschreiten. Auf ein Jahr in Olympia folgte eine Studienreise nach Frankreich und Italien, und dann die Inangriffnahme der ersten größeren selbständigen Arbeit in Erforschung der antiken Architektur. Mit den Mitteln der Louis Boissonnet-Stiftung erhielt B. den Auftrag der Aufmessung und Darstellung der Propylaeen in Athen. Im Mai 1879 war er glücklich Hand ans Werk legen zu dürfen. Der Herbst brachte eine Unterbrechung, die zu noch Größerem rief. Es ist mir unvergeßlich, wie ich B. vor den Propylaeen, es war am 16. Juni, die Aufforderung überbringen konnte, zur Aufnahme und Bearbeitung der Architekturfunde bei den inzwischen eröffneten Ausgrabungen in Pergamon einzutreten. Mit voller Lust folgte er diesem Rufe, der es ihm offen ließ, in den Pausen der Pergamenischen Arbeit die begonnene Aufgabe in Athen durchzuführen, als deren Abschluß das Werk: „Die Propylaeen der Akropolis von Athen, aufgenommen und dargestellt von Richard Bohn" (Berlin und Stuttgart 1882) erschien. B. stand damit in der Reihe der anerkannten Forscher auf diesem Studiengebiete.

Es war die Zeit der Hochfluth der Pergamenischen Funde, als B. zu Anfang September 1879 in der Attalidenstadt eintraf. Humann war vollauf beschäftigt mit dem Bergen und Versenden der bisher zu Tage geförderten Marmormassen, deren Erwerb soeben für die königlichen Museen in Berlin gesichert war. Aber nicht allein auf das Finden und die Bereicherung der Museen war die Aufgabe gestellt. Man wollte verstehen und im großen Zusammenhange verstehen, wozu vor allen Dingen die volle Berücksichtigung der Architektur, der eigentlichen Hauptglieder des Körpers der alten Königsstadt gehörte. Hierfür trat in der Person Richard Bohn's die richtige Kraft an Humann's Seite. Die Hauptaufmerksamkeit richtete sich damals zunächst auf den Ausgangspunkt der Unternehmungen, den großen Altar, zu dem die Entdeckung der Gigantomachie-Reliefs geführt hatte. Hier galt es für B. zuerst anzufassen, und aus dem eingehenden Studium der disjecta membra des Prachtbaus ergab sich ihm die Wiederherstellung, welche im „Ersten vorläufigen Berichte über die Ausgrabungen zu Pergamon" (Berlin 1880, gesondert erschienen aus dem 1. Bande des Jahrbuchs der kgl. preußischen Kunstsammlungen, S. 37 ff.) kurz dargelegt wurde, und seitdem, von B. selbst noch vervollständigt, die Grundlage der Reconstructionen und auch der Aufstellung im jetzigen Pergamon-Museum geblieben ist. Während neben ihm Hermann Stiller und Otto Raschdorff dem später als Trajanstempel erkannten Bau auf der obersten Berghöhe sich widmeten, fand B. auch noch Zeit das tiefer unten gelegene Gymnasium, soweit es freigelegt war, aufzunehmen und davon in jenem ersten „Vorläufigen Berichte" (S. 99 ff.) Rechenschaft zu geben. Es war eine glückliche Zeit des Zusammenarbeitens damals in Pergamon. Nie auch in der Folgezeit hat dabei etwas den Einklang unter den Betheiligten gestört. Dieses Glück hat B. voll mitgenossen und voll das Seine dazu beigetragen.

In der ersten Arbeitspause kehrte B. zu seiner Athenischen Arbeit an den Propylaeen zurück, aber schon am Schlusse des Jahres 1880 fand er sich wieder in Pergamon ein, wo die Nachsuchung nach dem aus den Inschriften bekannten, aber seinem Platze und seinen Ueberresten nach unbekannten Athenatempel in vollem Gange war. Bohn's Sorgfalt und Scharfblick, um nur diesen Haupterfolg seiner Arbeiten in der damaligen zweiten Campagne zu erwähnen, ließen ihn das Fundament des Tempels erkennen, und nach und nach bei fortgesetzter Aufräumung trat der ganze Bau und der ihn umgebende Bezirk ans helle Licht. Im zweiten „Vorläufigen Berichte" ist hiervon Rechenschaft gegeben, eine vor-

läufige Mittheilung erfolgte in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, die minutiös durchgeführte Aufnahme und reconstruirende Darstellung des Athenaheiligthums lieferte B. aber abschließend in dem zuerst erschienenen 2. Bande der „Alterthümer von Pergamon" (Berlin 1885). Als die Arbeiten in Pergamon im J. 1881 zum zweiten Male pausirten, wandte sich B. zur Vollendung der Propylaeenpublication, war dann in Berlin an der Behandlung der architektonischen Fundstücke aus P. betheiligt, und ließ als einen Seitentrieb der Pergamenischen Studien 1882 in der „Zeitschrift für Bauwesen" die Abhandlung über die Stoa Attalos' II. in Athen erscheinen. Erst das Jahr 1883 rief ihn wieder ins Feld. Da Humann durch die Expedition nach dem Nimrud-Dag abgerufen wurde, leitete B., unterstützt von Ernst Fabricius, in den Sommermonaten die Arbeit in Pergamon allein, bis im August Humann zurückkehrte. Diese dritte Campagne dauerte nahezu drei Jahre. Immer mehr konnte bedacht werden Alles in Angriff genommene möglichst voll wissenschaftlich zu erledigen, wofür wechselnde Hülfskräfte mit eintraten. B. fand vollauf zu thun bei der Entdeckung des Marktplatzes, der Theaterterrasse, der „Paläste", griff auch in die Umgebung der Stadt hinaus bis nach Aigai, welches er mit Carl Schuchhardt aufnahm, und nach einer andern Nachbarstadt, Perperene nach Schuchhardt, die Fabricius entdeckt hatte und im Vereine mit B. aufnahm (Aegae, herausgegeben im 2. Ergänzungshefte des Jahrbuchs des archäol. Instituts, 1889 und „Eine pergamenische Landstadt" in den Athenischen Mitth. d. archäol. Instituts 1886, S. 1 ff.). Dazu verfolgte er unermüdlich die oft verschwindend geringen Anhaltspunkte für die Feststellung des alten, mit dem Wachsen und Sinken der Macht sich ausdehnenden und wieder sich zusammenziehenden Stadtumfangs von P. in den Resten und Spuren der verschiedenen Stadtbefestigungsringe, eine Arbeit, die er am Ende des letzten Ausgrabungsjahres in sorgfältiger Verzeichnung zum Abschlusse brachte und auf der jede Verfolgung dieser Untersuchung weiter bauen muß. Auch trug er zu der erst damals klar werdenden Unterscheidung der auf die Berglage beschränkten Altstadt aus der Königszeit und der römischen Neustadt in der Ebene ganz wesentlich durch eindringende Beobachtung der Bauwerke in der Unterstadt bei. Endlich vollendete er mit Benutzung der Aufnahmen aller seiner Mitarbeiter den genauen Plan der Königsstadt. Er berichtete über seine Arbeiten im dritten, auch einzeln erschienenen „Vorläufigen Berichte" im Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen 1888, unter Hinzufügung einer restaurirten Ansicht der Hochburg, welche auch dem in Berlin zur Ausstellung gebrachten Pergamon-Panorama der Herren Kips und Koch als Grundlage diente.

Der letzte und längste kleinasiatische Aufenthalt brachte für B. auch die Gründung eines eigenen Hausstandes. Am 10. Februar 1884 verband sich ihm in Smyrna als Braut Olga Schmidt, von deutschen, in der Levante ansässig gewordenen Eltern, und folgte ihm bald als Gattin nach Pergamon in die nach Ortsart mit beglückender Einfachheit hergerichtete Häuslichkeit. Mit dem Ende der Ausgrabungen wurde der durch einen Sohn vermehrte Hausstand nach Berlin verlegt, von wo B. nach etwa einjähriger Hülfsarbeiterschaft im Ministerium der öffentlichen Arbeiten und nach Ernennung zum Bauinspector nach Nienburg an der Weser versetzt wurde. Er übernahm das Directorat der dortigen königl. Baugewerkschule, das er weiter mit dem Directorate der gleichen Schule in Görlitz vertauschte, beides Stellen, welche ihn außer den laufenden Obliegenheiten durch Neueinrichtungen, in Görlitz auch durch den Neubau der Anstalt in Anspruch nahmen. Die Mußezeiten blieben immer der Weiterarbeit an der Herausgabe der Pergamenischen Studien gewidmet.

Dem Bande der „Alterthümer von Pergamon" über das Athenaheiligthum

folgte 1886 der über die Theaterterrasse; aber ein großer Rest der von ihm übernommenen Aufgabe lag noch zur Vollendung vor dem treu aushaltenden Arbeiter: Markt und Altar, die „Paläste", das Gymnasium neben den anderen römischen Bauten in der Unterstadt warteten der Herausgabe durch ihn, und vor allem sollte er den architektonischen Theil der Gesammttopographie der Stadt für den ersten Band der „Alterthümer" liefern. Es ist ihm, es ist der Sache nicht vergönnt gewesen, daß er es vollendet hätte. Aber die grundlegenden Vorarbeiten hat er geschaffen, von denen ein kleines Stück in dem Aufsatze über den Tempel des Dionysos auf dem Markte in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1884/85 erschien. Sein Letztes war die Zeichnung der zwei großen, detaillirten Pläne der Königsstadt. Noch bei schweren körperlichen Leiden ist seine Hand nicht müde geworden sie zu vollenden.

Wer hätte gedacht, daß der kräftige Mann, dem man die höchsten Lebensjahre zutraute, uns schon in seinem neunundvierzigsten Lebensjahre verlassen sollte! Im letzten Jahre seiner Arbeit in Pergamon hatte B. bei der Untersuchung der Strebemauern unterhalb der Theaterterrasse einen Fall gethan und sich am Knie verletzt, ohne daß davon zunächst eine bleibende Spur bemerkbar wurde. Mit den Jahren meldete sich aber die verletzte Stelle wieder, und wachsende Behinderung führte im J. 1896 zu einer Operation am Knie, nach der dann wieder Alles im Geleise schien. Im Herbst 1896 kehrte er sogar noch einmal auf Wochen zur Controle seiner Publicationsarbeiten nach Pergamon zurück, was namentlich den erwähnten Studien der Befestigungen zu Gute kam. Nach der Rückkehr vollendete sich aber das Unheil schnell. Es meldeten sich wieder die Krankheitserscheinungen am Knie, im Januar 1897 wurde die Amputation des Beins für unvermeidlich erklärt und ausgeführt. Tapfer hat der Leidende Alles ertragen. Auf Krücken und mit einem künstlichen Beine lag er wieder den Aufgaben seines Görlitzer Amtes ob und förderte die zeichnerisch-wissenschaftliche Arbeit. Das Sarkom hatte aber nur local gehemmt werden können, es trat weiterhin wieder auf, und am 22. August 1898 haben sie ihn zu Grabe getragen. Seine Wittwe blieb mit drei Kindern zurück.

Er hat nicht umsonst gelebt. In treu sorgender Liebe den Seinigen ergeben, hat er, wo ihm eine Aufgabe, ein Amt gegeben ward, deren gewissenhaft gewartet. Wenn wir aber danach streben, bei archäologischen Ausgrabungsarbeiten uns nicht auf Gewinn von anziehenden Einzelheiten zu beschränken, sondern vor allem die Grundlage, auf der alles erst seinen richtigen Platz und Zusammenhang gewinnt, die ursprüngliche architektonische Gestaltung, ans Licht zu bringen, so hat dem B., zumal bei den Untersuchungen von Pergamon, unermüdlich zu seinem Rechte verholfen. In dieser Richtung hat er, im technischen Studium gegründet, den Weg in die wissenschaftliche Erkenntniß in festem Ausharren erfolgreich beschritten. Dem hat neben Ehrenzeichen, welche ihm wie von daheim, so aus der Türkei und Griechenland zufielen, und deren er zum Schmucke seiner Uniform sich zu freuen pflegte, die Verleihung des Doctor philosophiae honoris causa von Seiten der Universität Straßburg im December 1886 einen würdigen Ausdruck der Anerkennung gegeben. Conze.

Bohnstedt: Ludwig B., einer der hervorragendsten Architekten unseres Jahrhunderts, geboren am 27. October 1822 in St. Petersburg, † am 3. Januar 1885 in Gotha. Seine Eltern — der Vater war Kaufmann — stammten aus Stralsund und gaben dem Knaben eine echt deutsche Erziehung. Die allgemeine Bildung erhielt er in der deutschen Hauptschule zu St. Petri. Es scheint, daß er sich nach bestandener Abgangsprüfung mit Vorliebe humanistischen Studien hingab, dafür spricht nicht nur der bis an sein Lebensende vor-

waltende ideale Zug, sondern auch der Umstand, daß er sich bei seiner Uebersiedlung nach Berlin im J. 1839 zunächst an der Universität einschreiben ließ, um daselbst geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und ästhetischen Studien obzuliegen. Gleichzeitig jedoch wurde er durch ein Empfehlungsschreiben des hannoverschen Architekten Hallmann, dem er von Petersburg her bekannt war, bei dem gerade in seiner Vollkraft stehenden Architekten Professor Wilhelm Stier (s. A. D. B. XXXVI, 207) eingeführt und dieser öffnete ihm sein Atelier. Lehrer und Schüler waren vollkommen gleichgestimmte Naturen und so entwickelte sich zwischen ihnen bald ein Verkehr von seltener Innigkeit. Um Schinkel's Einfluß auf sich wirken zu lassen, trat B. auch als Schüler in die Bauakademie ein und lag hier zwei Jahre lang mit regstem Eifer seinen Studien ob, dann zog es ihn fort nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien. Hier verweilte er im Winter von 1841—42 und, nachdem er noch zuvor einige Wochen in Paris zugebracht hatte, kehrte er in seine Heimath Petersburg zurück. Hier legte er die vorgeschriebenen Staatsprüfungen ab und hoffte nun eine erfolgreiche Thätigkeit beginnen zu können. Doch darin sollte er sich getäuscht haben. Zunächst mußte er einen harten Kampf mit den Verhältnissen und den oft unlauteren russischen Elementen aufnehmen und anstatt Bauten zu entwerfen und auszuführen, Unterricht ertheilen. Ein an und für sich unwichtiger Umstand ließ ihn aber endlich in ein glückliches Fahrwasser gelangen. Zu seinen Schülern im Zeichnen und der Mathematik gehörte auch der Sohn des reichen Möbelhändlers Tuhr und dieser machte unter Bohnstedt's Anleitung bald so außerordentliche Fortschritte, daß sein Vater das größte persönliche Gefallen und Vertrauen zu B. faßte und dem jungen, unbekannten Architekten den Neubau seines Wohnhauses übertrug. Dieser unterzog sich der Arbeit mit aller Energie, in der freudigen Hoffnung, daß dieser erste Bau Veranlassung zu ferneren Aufträgen geben werde, und seine Erwartungen gingen glänzend in Erfüllung. Das Gebäude, welches ihm finanziell fast gar nichts eintrug, machte durch seine interessante Physiognomie und seine gediegene, geschmackvolle Ausstattung Aufsehen und lenkte die Blicke der Petersburger auf den Erbauer. Bis in die höchsten Kreise ging diese Bewunderung und die Großfürstin Helene Paulowna ernannte B. zu ihrem Hofarchitekten. Nun trug sein reiches Talent goldene Früchte, denn Aufträge über Aufträge wurden ihm zu Theil. Ja, auch sein malerisches Können ward in Anspruch genommen. Als bei irgend einer Gelegenheit ein Album für die Kaiserin gefertigt werden sollte, erhielt auch B. durch den Bauenminister, den berüchtigten Grafen Kleinmichel, den Auftrag, mehrere landschaftliche Aquarelle zu malen und entledigte sich dieser Arbeit zur allgemeinen Bewunderung. Im J. 1851 wurde er darauf in den russischen Staatsdienst berufen und als Oberarchitekt und Mitglied des Conseils des ersten Kreises der Verwaltung der Wasser- und Wegecommunicationen angestellt. Jedoch diese Stellung behagte ihm wenig und so gab er sie schon 1854 wieder auf, weil die mit derselben verbundenen vielfachen und lästigen Geschäfte seinem künstlerischen Schaffen hinderlich waren und widmete sich wieder ganz dem Privatbau. Seine Entwürfe zeichneten sich stets durch Ideenreichthum ebensosehr aus, als durch Mannichfaltigkeit der Kunstformen, und so genoß er als Architekt bald ein unbeschränktes Vertrauen. Man begnügte sich, ihm ungefähr die Geschmacksrichtung anzudeuten, in welcher man gebaut zu haben wünschte, verständigte sich mit ihm in den Hauptdispositionen und überließ ihm das Fernere. Von seinen damaligen Bauten seien genannt der chinesische Palast und der Küchenpavillon in Oranienbaum, in Petersburg das Nonnenkloster zur Auferstehung, das Stadthaus (die Duma), die Paläste Narischkin und Jussupoff, das Gebäude für das Reichsdomänenministerium und hier sowol als auch in Riga und Moskau zahlreiche

Privathäuser. Trotz alledem fand er noch Zeit zur Betheiligung an größeren Concurrenzen und zu malerischen Studien. Das Jahr 1858 brachte seine Ernennung zum Professor an der Kunstakademie in Petersburg mit dem Range eines Hofrathes und hier eröffnete sich ihm ein großes Arbeitsfeld. Trotz alledem zog es ihn nach Deutschland zurück, und nachdem er im J. 1863 den Bau des Stadttheaters in Riga vollendet, bei dem alles, selbst die Figuren im Giebelfelde und die Entwürfe zu den beiden Bühnenvorhängen, sein Werk waren, verließ er Rußland und nahm fortan seinen Wohnsitz in Gotha. Hier entwickelte er nun eine außerordentliche Thätigkeit. Die große Gabe seines künstlerischen Empfindungsvermögens trieb ihn besonders zur Betheiligung an öffentlichen Preisbewerbungen. Die Menge seiner aus solchem Anlaß ausgeführten Entwürfe ist wahrhaft staunenswerth. Zu der im J. 1869 in München veranstalteten internationalen Kunstausstellung lieferte er nicht weniger als zwölf große Bände Entwürfe. Von den mit ersten und zweiten Preisen unter denselben gekrönten sind die folgenden zu nennen: ein Kunst- und Industrieausstellungspalast für Madrid, die Kathedrale in Guimarães in Portugal, das Rathhaus in Hamburg, ein Kantonsschulgebäude in Bern, ein monumentaler Gottesacker in Mailand u. s. w. Von solchen Arbeiten, welche zur Ausführung gelangten, seien erwähnt: die Gebäude der Feuerversicherungsbank, der Grundcreditbank und der Privatbank in Gotha, die Villa Borchard in Baden-Baden, Fritz Reuter's Villa in Eisenach, die schon genannte Kirche in Portugal, die Mineralwasseranstalt in Riga u. A. m. Den größten Erfolg sollte ihm aber das Jahr 1872 bringen. Für den Entwurf zu einem neuen Reichstagsgebäude war eine allgemeine Concurrenz ausgeschrieben worden mit einem ersten Preise von 1000 Friedrichsd'or und mehr als 100 Arbeiten von den berühmtesten Architekten des In- und Auslandes liefen dazu ein. Der Entscheidung der Preisrichter ging eine Ausstellung voraus und Publicum und Presse, sowie die aus Architekten und Mitgliedern des Reichstags und Bundesrathes bestehende Jury erkannte B. den Preis zu. Dieser stand jetzt auf dem Gipfel seines Ruhmes. Sein Name wurde in ganz Deutschland bekannt, die illustrirten Zeitungen brachten Nachbildungen des Entwurfes sowie Bohnstedt's Bild und biographische Notizen und belegten ihn mit dem die Mißgunst aufstachelnden Sensationstitel „des Reiches erster Baumeister". Eine Kette widriger Verhältnisse verzögerte jedoch die Ausführung des Baues und diese Zeit wurde von einer B. feindlichen Partei, die besonders in Berlin ihren Sitz hatte, benutzt, um auf alle Weise und mit den unlautersten Mitteln dieselbe ganz zu hintertreiben. Der Plan gelang. Nach zehn Jahren wurde eine neue Concurrenz mit neuen Bedingungen ausgeschrieben, aber Bohnstedt's abgeänderter Entwurf fand diesmal keine Gnade mehr vor den Preisrichtern, die jetzt ihren Urtheilsspruch vor der öffentlichen Ausstellung abgaben. An dem gleichen Tage, als B. die Mittheilung hiervon erhielt, traf die Nachricht bei ihm ein, daß eines seiner schönsten Bauwerke, das Stadttheater in Riga, in Flammen stehe. Zugleich traf ihn das Mißgeschick, daß ein großartiger Prachtbau, den er im südlichen Rußland auszuführen hatte, durch den inzwischen erfolgten Bankerott des Bauherrn ins Stocken gerieth und bald ganz aufgegeben wurde. Seit jener Zeit begann er zu kränkeln und im J. 1884 traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Bei der Nachricht von seinem Tode, welche wieder die Runde durch alle Zeitungen machte, war man einstimmig in dem Urtheil, „daß er eine echte Künstlernatur gewesen, ganz den Gebilden seiner Schaffenskraft hingegeben und ihnen alle persönlichen Vortheile opfernd, neidlos andere auf dem Weg der Kunst fördernd und ihnen aus dem Schatze seiner Ideen freigebig mittheilend, wessen ein jeder bedurfte; männlich fest und seines Werthes bewußt und doch auch ohne Selbstüberhebung

immer zur Anerkennung fremden Verdienstes bereit". Von seinen Auszeichnungen seien noch erwähnt die Ernennung zum Mitglied der Königl. Akademie der Künste in Berlin 1874, zum Ehrenmitglied der Maatschappij tot Bevordering der Bouwkunst in Amsterdam 1875 und die Verleihung der ersten Medaille auf der Kunstausstellung in München 1876. Bohnstedt's Gattin war eine geborene van der Vliet. Er hinterließ drei Töchter, von denen die eine, welche des Vaters Talent geerbt, sich als Malerin einen geachteten Namen erworben hat. Von den zwei Söhnen ist der eine als Architekt, der andere als Ingenieur thätig.

Vgl. Illustr. Zeitung v. 17. Jan. 1885 Nr. 2168. — Deutsche Illustr. Zeitung, I. Jahrg. Nr. 25. — I. Beil. z. Leipz. Tagebl., Jahrg. 1885 Nr. 6. — Magdeb. Zeitung 1885, Nr. 7. — Braunschw. Tagebl. 1885 Nr. 202. — Augsb. Allg. Zeitung 1885 Nr. 6. — St. Petersb. Zeitung, Jahrg. 158, Nr. 364. — Familienmittheilungen. M. Berbig.

Bohtz: August Wilhelm B., Aesthetiker und Litterarhistoriker, wurde geboren am 17. Juli 1799 zu Stettin; zuerst auf dem Lande, dann auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unterrichtet, studirte er in Halle, Berlin und Göttingen nach kurzer theologischer Episode die seinen ästhetischen Neigungen näher verwandte Philologie (bis Nov. 1825). Vom Juli 1826 bis zum Mai 1828 lebte er in Dresden, wo er das Glück hatte Ludwig Tieck näher zu treten und damit die für sein geistiges Leben bedeutungsvollste Bekanntschaft zu schließen. Er promovirte, nicht ohne Schwierigkeiten, an denen seine Abneigung gegen Lateinschreiben und -sprechen die Schuld getragen zu haben scheint, in Göttingen mit einer philologisch-ästhetischen Dissertation 'De Aristophanis Ranis' (das Diplom ist datirt vom 26. Juli 1828) und habilitirte sich, vielleicht durch Rehberg ermuntert, ebendort Michaelis desselben Jahres, nach der bequemen Praxis der Zeit auf Grund einer einfachen disputatio pro loco. Der junge Docent hatte mit seinen litterarhistorischen und philosophischen Vorlesungen Erfolg: er las zunächst über 'Geschichte der neuern deutschen Poesie' und über 'Aesthetik', hielt auch ein Publicum über moderne Dichter wie Tieck, die Schlegel und Kleist. Allmählich rundete er noch durch 'Psychologie' und 'Religionsphilosophie' sein Repertoir ab. Alljährliche Reisen nach Dresden und später nach Berlin, sowie ein mit Stolz gehegter Briefwechsel erhielten die Beziehungen zu Tieck aufrecht, der ihm seit Goethe's Tode schlechthin 'der größte lebende Dichter und Dramaturg' war. Seinem Vorbild dankte B. auch die für litterarhistorische Vorträge werthvolle Kunst, Dichter gut zu lesen: nur fiel Bohtz' pommersche Aussprache, die er nie abgestreift hat, hannöverschen Ohren mißliebig auf. Im Mai 1837 wurde B. zum außerordentlichen, im Juli 1842, lediglich infolge der Schiebungen, die mit der Berufung K. Fr. Hermann's zusammenhingen, zum ordentlichen Professor ernannt, bei einer Besoldung, deren Geringfügigkeit selbst diesem bedürfnißlosen Manne bis 1866 um so schwerere Sorgen bereitet hat, als auch seine Lehrthätigkeit andauernd zurückging. Der weltfremde Spätromantiker, der hinter plumper Erscheinung eine sehr zart empfindende Seele barg, konnte sich in die neue Zeit nicht finden; namentlich das Jahr 1848 leerte seinen Hörsaal auf lange, und wenn B. auch wieder bessere Tage erlebte, die Lehrerfolge seiner akademischen Frühzeit hat er nie wieder erreicht. Den feinfühligen Hörer aber berührte aus dem oft belächelten, drastisch gesticulirenden Feuereifer des alten Herrn doch ein erwärmender Abglanz der längst versunkenen Ruhmestage deutschen Geistes, die Bohtz' Persönlichkeit den nie verwischten Stempel aufgedrückt hatten. Er starb am 7. Mai 1880 in Göttingen.

B. war kein sonderlich origineller Denker. Schelling's Auffassung der

Schönheit, Solger's Ideenlehre, Hegel's dialektische Methode, dazu ein vielleicht in Novalis wurzelndes christliches, selbst mystisches Element, in zweiter Linie Anregungen Jean Paul's und der Schlegel, das sind die Grundlagen seiner Aesthetik, die er wol hie und da ausgebaut, über die er sich aber nie ernstlich hinausentwickelt hat, ebensowenig wie sein Geschmack sich je von den Göttern seiner Jugend, Goethe und Tieck, abgewandt oder neu auftauchenden Gestalten einen Platz an ihrer Seite zuerkannt hat. Schon in den Thesen seiner Disputationen pro gradu und pro loco liegen die wesentlichen Keime alles Späteren. Er suchte sein Verdienst darin, die speculative Aesthetik systematisch mit der litterarhistorischen Empirik zu verbinden: leider trug jene den Sieg davon. Doch gelang B. eine ihrer Zeit verdienstliche Ausgabe von Bürger's Werken (Gött. 1835), die nicht nur recht vollständig und sauber ist, sondern auch ein bei B. fast überraschendes Interesse für Varianten zeigt. Freilich, da bestimmte ihn das Urtheil A. W. Schlegel's; jedesfalls leitete ihn nicht der Wunsch, des Dichters Entwicklung zu verstehen. Denn wie sehr ihm im Grunde jede historische Auffassung fehlte, das zeigt seine unbedeutende 'Geschichte der neuern deutschen Poesie' (Gött. 1832) nur allzu klar, die von Klopstock bis auf die Romantik eine Gestalt nach der andern darauf hin abhört, wie sie zur Definition des Schönen passe. Der 'Faust' steht, ganz in Schelling's Sinne, im Mittelpunkt; 'Wilhelm Meister' und Fichte, die gefeierten Objecte frühromantischer Bewunderung, kommen kaum vor. Für Schiller, den er mit Tacitus vergleicht, war im Gegensatz zu Goethe die Idee nicht real; dies der Krebsschaden seiner und aller sentimentalischen Dichtung. Das Beste des Büchleins sind vielleicht ein paar Bemerkungen über Euripides, die in dem dritten griechischen Tragiker den 'Uebergang in die romantische Kunst, in die Shakespeare-Goethische Welt' sehen, also den modernen Zug des Vielgescholtenen, an dem noch Bohtz' Dissertation sich die Sporen verdient hatte, ernstlich würdigen. Den Bohtz' Theorien gemäßeren Weg, vom Allgemeinen zum Besondern zu schreiten, wählen zwei eng zusammenhängende Büchlein, die einheitlicher befriedigende Abhandlung 'Die Idee des Tragischen' (Gött. 1836) und die dialektisch reichere Schrift 'Ueber das Komische und die Komödie' (Gött. 1844). Beide präludiren mit einem Abschnitt über die 'Idee des Schönen', ganz Schelling-Solgerisch; stellt die echte Kunst die Versöhnung des Unendlichen mit dem Endlichen dar, so geschieht das am wirksamsten, wenn zuerst der Widerspruch anschaulich gemacht, dann aber in der höhern Einheit aufgelöst wird: je nachdem in dem Widerspruch die Idee oder der nichtige Schein überwiegt, ergibt sich Tragik oder Komik. Die Tragödie stellt so den Sieg der göttlichen Nothwendigkeit über die krank gewordene individuelle Freiheit dar: der Opfertod des Endlichen bringt seine Aussöhnung mit dem Unendlichen zu sinnlicher Wahrnehmung. In diesem Lichte gesehen wird die tragische Furcht zur Ehrfurcht, und durch das tragische Mitleid werden wir Glieder eines sittlichen Universums. Ohne den speculativen Hintergrund würde das τραγικόν nur ein μιαρόν sein: die Schale des Zornes schüttet B. über Müllner, Raupach, Grillparzer aus, bei denen der angeblich tragische Ausgang, weil nicht nothwendig aus dem Innern des Helden heraus, nur willkürlich und darum gräßlich wirke. Das tragische, sich überhebende Individuum ist vielleicht erhaben; aber ganz nahe an das Erhabene grenzt das Dämonische, das B. bereits zum Häßlichen rechnet. Das Häßliche verzerrt die Harmonie, zerreißt das Band der Liebe, das die Totalität bindet. Da aber im Gegensatz zur Unendlichkeit alles Endliche so klein und lächerlich ist, so gelangt der wahre Künstler, der das Häßliche, Gemeine in der Idee auflöst, zur befreienden objectiven Komik, zum befreienden subjectiven Humor. Der echte Humor ist nur möglich in der christlichen Lebensansicht, die die Alles verbindende Liebe

zu ihrem Kerne macht. Die Ironie, die in Solger's Sinne aufgefaßt wird, fügt sich leicht dem Gesammtcomplex des Komischen ein, wie B. es umgrenzt; schwieriger schon der Witz, dessen kecken Combinationen B. gegen Vischer die innere Wahrheit zusprechen muß. Das Unzulängliche dieses speculativen Aufbaus, der für die naive Darstellungsfreude trotz allen Zugeständnissen keine Kammern hat, enthüllt sich im Grunde schon in den Skizzen, die B. selbst von den verschiedenen Arten des Komischen gibt: mit der Tragödie wird er leidlicher fertig. Die Schelling'schen Gedanken, die als ästhetische Anregungen höchst fruchtbar wirken mußten, werden, dialektisch zum System gefügt, Fesseln, die ihren Verfechter zuerst knebeln. So hat B., was er im einzelnen für die Verfeinerung unserer ästhetischen Terminologie und Begriffsbestimmung, für die sondernde Charakteristik antiker und moderner Kunst, für das vertiefte Verständniß großer Dichter (Cervantes, Shakespeare u. A.) gethan hat, trotz der dialektischen Methode gewonnen. Ob er das selbst gefühlt hat? In seiner letzten Arbeit, einer wenig beachteten Studie über 'Lessing's Protestantismus und Nathan den Weisen' (Gött. 1854) legt er eine geschichtliche Darstellung von Lessing's Verhältniß zur Religion zu Grunde und sucht interpretirend und analysirend zu erweisen, daß Lessing doch dem Christenthum den Preis zuerkenne; das dialektische Gewitter ist im Abzuge, freilich ohne daß es durch eine neue Energie ersetzt würde. Die alten romantischen Tendenzen aber schimmern auch hier durch: B. gönnt wie einst Friedr. Schlegel der Aufklärung den großen Menschen nicht.

In der Geschichte der Wissenschaft hat B. keine bleibenden Spuren hinterlassen. Bei aller ästhetischen Begeisterung und Begabung scheiterte er daran, daß er einer Methode verfiel, die wol das Beste seiner mehr warmen als scharfen Art hemmte. Der Grundgedanke romantischer Schönheitslehre hat seine Rolle schwerlich ausgespielt; er ließ Ziele ahnen, die über Lessing und A. W. Schlegel hinaus lockten, und eine von diesem Geiste getränkte, enthusiastische Natur, wie B. war vielleicht befähigt, in der Richtung der neuen Aesthetik zu erschauen, wenn er sich unbefangen an die großen Schöpfungen der Poesie hingab. Aber auch B. verfing sich in dem Spinnengewebe der Dialektik, die für die Aesthetik und für ihn wenig taugte, und damit verlor er die freie Bewegung. Nun, das ist auch Größeren widerfahren. Ob Tieck den jungen Freund nie gewarnt hat?

Roethe.

Bokelmann: Christian Ludwig B., Genre- und Porträtmaler, geboren am 4. Februar 1844 in St. Jürgen bei Bremen, † am 14. April 1894 in Charlottenburg bei Berlin, steht seiner bleibenden kunstgeschichtlichen Bedeutung nach auf der Grenze, wo die vor allem durch Knaus und Vautier gekennzeichnete deutsche Genremalerei in die Bahnen der Gegenwart einlenkt. Die entscheidende Schulung erhielt er seit 1868 auf der Düsseldorfer Akademie und besonders seit 1871 im Privatatelier von Wilhelm Sohn, nachdem er zuvor zehn Jahre lang auf Wunsch der Seinen in Lüneburg und Harburg dem kaufmännischen Beruf obgelegen. Von seinem ersten Erfolge an, den ihm sein Gemälde „Im Trauerhause" 1873 auf der Wiener Weltausstellung eintrug, spiegelte fast alljährlich je ein größeres, stets beachtetes Werk sein fortschreitendes Können. Bis zum Ende der achtziger Jahre bewegte sich dasselbe ungefähr in der gleichen Richtung. Charakteristisch für diese ist schon die stoffliche Wahl: „Spieler" („Bis in den hellen Tag hinein") 1874; „Vorraum eines Leihhauses" (Stuttgart. Galerie) 1875; „Volksbank kurz vor dem Krach" 1877; „Wanderlager vor Weihnachten" 1878; „Testamentseröffnung" (Berlin. Nationalgalerie) 1879; „Letzte Augenblicke eines Wahlkampfes" 1880; „Verhaftung einer Frau" (Hannov. Provinzialmuseum) 1881; „Abschied der Auswanderer" (Dresd. Gemäldegalerie)

1882; „Im Gerichtssaal" 1883; „Spielbank in Monte Carlo" 1884; „Streikversuch der Tischlergesellen" (Wiesbad. Museum) 1885; „Dorfbrand" 1886. Stets sind es inhaltlich antheilerweckende, psychologisch und social bedeutsame Scenen, die den Vergleich mit litterarischen Schilderungen in Dramen oder Romanen herausfordern, scharf zugespitzte Situationen, in denen sich Handlung, Stimmung und die gesellschaftliche Lage in einzelnen, sorgsam gewählten, oft freilich zu stark an das „Modell" erinnernden Haupttypen ausspricht. Das „Anecdotenbild" der älteren Düsseldorfer Schule bleibt, aber seine Romantik und Empfindsamkeit sowie sein Humor treten mehr und mehr zurück. Den meisten Bildern liegen ernste sociale Probleme zu Grunde, und dabei war B. einer der ersten, die diese nicht nur in der Arbeiterwelt, sondern in den höheren Gesellschaftskreisen künstlerisch zielbewußt zu erfassen strebten. In der Coloristik zuerst nicht ohne Härte, weiß er allmählich die zuvor emailleartigen Localtöne auch zu einem Gesammteindruck einheitlich geschlossener Lichtwirkung zu stimmen, geht dabei mehr und mehr zu helleren, silbergrauen Haupttönen über und nähert sich immer entschlossener dem Princip der Freilichtmalerei. Auf diese Wandlung war eine längere, arbeitsreiche Studienreise durch die Marschen und Nordfriesland nicht ohne Einfluß, die auch die Themata der Bilder — ein nordfriesisches Begräbniß (1888) und eine Taufe in Dithmarschen — bestimmten. Die „Bewirthung der Abgebrannten" setzt gleichsam die frühere Erzählung vom Dorfbrand fort. Die Gemälde „Vor Beginn des Gottesdienstes in Boldixen" und „Abendmahl in Selsingen" sind, selbst abgesehen von ihren Charakterfiguren, durch die gute Beobachtung der Lichtverhältnisse der Kircheninterieurs ausgezeichnet. Eine vorzügliche Beleuchtungsstudie („Allein") — ein Kind in einem Zimmer, dessen schlichter Hausrath in ungewöhnlich feinem und reichem Farbenspiel erfaßt ist — vertritt diese letzte Kunstweise (1892) des Meisters in der Berliner Nationalgalerie, wo das Bildniß von Klaus Groth auch von seiner durch scharfe Beobachtung ausgezeichneten Porträtmalerei Zeugniß gibt.

B. wurde 1892 von Düsseldorf an die Karlsruher Kunstakademie und 1893 als Leiter der Malclasse der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste nach Berlin berufen, dieser neuen vielversprechenden Wirksamkeit aber schon im folgenden Jahre durch den Tod entrissen. Er starb auf tragische Weise an den Folgen eines Sturzes von der Leiter in seinem Atelier, als er einen Lorbeerkranz aufhängen wollte, den ihm dankbare Schüler überreicht hatten.

Zusammenfassend: Rosenberg in der Zeitschr. f. bild. Kunst. Neue Folge. I, 1890, S. 3 ff. und v. Donop im Vorwort zur Nachlaß-Ausstellung Bokelmann's in der Kgl. Berliner Nationalgalerie. 1894, S. 13 ff.

Alfred Gotthold Meyer.

Bolgiano: Karl B., Civilprocessualist, entstammte einer oberitalienischen Familie und wurde zu München am 11. November 1816 geboren; er starb daselbst am 29. October 1897. Nach Studien in München und Heidelberg promovirte er am 5. April 1843 in München, wo er sich habilitirte und am 11. Januar 1850 außerordentlicher, am 15. Januar 1856 ordentlicher Professor für bairischen Civilproceß, französisches Civil- und Civilproceßrecht wurde. Nahe Beziehungen zu den ersten Künstlerfamilien Münchens wirkten fördernd auf seine ideale Veranlagung ein und die damalige Zeit der Romantik beherrschte dauernd sein Fühlen und Denken. Sein ausgesprochener Naturssinn trieb ihn zu botanischen Studien; er sammelte auch Conchylien und Schmetterlinge. Ausgesprochener Katholik, feurigen Temperaments, guter Redner, Feind jedes Cliquenwesens, am politischen Leben activ nicht betheiligt, war er ein warmherziger Freund seiner Schüler, die ihm große Anhänglichkeit bewahrten. Er faßte bei ihnen besonders die Vorbereitung zum künftigen praktischen Beruf

ins Auge. Jugendliches Feuer der Begeisterung und edle Ueberzeugungstreue erwarben ihm bei allen ihm näher Tretenden Hochachtung und Sympathie. Eine glückliche Ehe verband ihn seit 1857 mit Babette Müller, Tochter eines fürstl. Leiningen'schen Beamten aus Amorbach; aus dieser Ehe gingen eine Tochter und ein Sohn (Künstler in München) hervor. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: „Beitrag zur Lehre vom Rückfall nach bayerischem Strafrecht" (München 1843); „Vergleichende Darstellung des gem. deutschen und bayerischen Civilprocesses" (Erl. 1854); „Gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiete des gemeinen deutschen Civilprocesses" (München 1869); „Handbuch des Reichszivilprozeßrechts auf rationellen Grundlagen mit vergleichender Darstellung des gemeinen deutschen Zivilprozesses", Allg. Theil (Stuttg. 1879); Beiträge in der Zeitschr. f. Dtsch. Civilprozeß Bd. 1—5, 11, 12, 15, 18, 19, 22—24; in v. Holtzendorff's Rechtslexikon 3. Aufl. 1880 I, 351—366; in der Festschrift für Planck, München 1888, S. 309—341 (auch in Zeitschr. f. dtsch. Civilproc. Bd. 11, S. 241—285) und im Archiv f. d. civil. Praxis Bd. 33, 55—60, 68, 76 und 78. Er erhielt am 28. Dec. 1875 das Ritterkreuz 1. Classe des Verdienstordens vom Heiligen Michael, feierte 1893 sein 50jähriges Doctor- und Lehrerjubiläum und trat 1895 unter Verleihung des Titels eines kgl. Geheimen Hofraths in den Ruhestand.

Chronik d. Ludwig-Maximilians-Universität, München 1898, S. 3. — Prantl, Gesch. d. Ludw.-Maxim.-Univ. II (1872), S. 557. — Deutsches Akademisches Jahrbuch, Lpz. 1877. — Kukula, Bibliogr. Jahrb., Innsbruck 1892, S. 70. — Allgem. Zeitg. 1897, Nr. 300, S. 6, Nr. 303 S. 6. — Zeitschr. f. dtsch. Civilproceß Bd. 12, S. 408—411. — Wach, Handb. d. dtsch. Civilprozeßrechts, Lpz. 1885, S. 179. — Krit. Vierteljahresschr. Bd. 22, S. 136—147. — Archiv von Busch Bd. 39, S. 351. — Grünhut's Zeitschrift Bd. 7, S. 194, Bd. 8, S. 386. — Archiv f. prakt. Rechtswissensch., 3. Folge, Bd. 1, S. 197. A. Teichmann.

Bollensen: Friedrich B., Sanskritforscher, geboren am 12. Januar 1809 zu Roßdorf, Kreis Göttingen, † am 29. Februar 1896 zu Wiesbaden. B. studirte anfänglich Theologie, wurde aber durch H. Ewald der morgenländischen Geschichts- und Alterthumsforschung zugeführt, in deren Bereich zu jener Zeit auch die Indologie bisweilen gezogen wurde. Ueber den speciellen Gang seiner Studien hat sich keine Ueberlieferung erhalten, sogar die Dissertation ist verschollen, auf Grund deren er 1830 an der Georgia Augusta promovirte. Auch für die Folge fließen die Quellen spärlich, B. selbst empfand geringe Freude am Rückblick auf sein Leben. Dem jungen Doctor ward zunächst Gelegenheit geboten, in Kurland im Hause eines russischen Fürsten Privatunterricht zu ertheilen. Damit beginnt die russische Epoche seines Lebens. B. wurde December 1834, nachdem er ein Staatsexamen an der Petersburger Universität absolvirt, zum Oberlehrer (später Adjunctprofessor) an der kaiserl. Waisenerziehungsanstalt zu Gatschina ernannt. In Petersburg hatte er mittlerweile Gelegenheit genommen, den im Gewahrsam der Akademie der Wissenschaften befindlichen, von Rob. Lenz, dem Frühverstorbenen, hinterlassenen kritischen Apparat zu Kalidasa's Urvasi zu studiren. Daraus erwuchs 1846 die Ausgabe dieses Dramas, die zu den grundlegenden und unvergänglichen Werken der Sanskritphilologie zu zählen ist. Die dialektgemäße Herstellung der in Prakrit geführten Reden, die sachlich und sprachlich gleich eingehenden und weit ausgreifenden Erläuterungen, die einsichtige Darlegung der metrischen Regeln, endlich die prächtig gelungene Uebersetzung, die treu und lesbar die Mitte hält zwischen zwei von B. gekennzeichneten Extremen („die tiefe Uebersetzung versteht man beinahe, wenn man das Original versteht, die flache begreift man nicht mehr, wenn man jenes versteht") —, das

sind Vorzüge, die nur bedauern lassen, daß es B. nicht ferner vergönnt war, seine Arbeit zu gleichen Höhepunkten zu fördern. Als äußeren Erfolg brachte die Urvasi ihrem Herausgeber die Ernennung zum ordentlichen Professor des Sanskrit an der Universität Kasan (1852). In dieser Stellung ist er sechs Jahre verblieben. 1858 kehrte er in die Heimath zurück mit der Absicht, an einer deutschen Hochschule seine Lehrthätigkeit fortzusetzen. Leider ließ er durch die ersten Widerstände, denen er in Jena begegnete, sich zum Verzicht auf die Durchführung seines Vorhabens bewegen und zog nach längerem Aufenthalt in Göttingen, der Stätte seiner ersten Studien, in das einige Meilen von dort entfernte freundliche Werrastädtchen Witzenhausen, die Heimath seiner Frau, sich zurück. Hier hat er drei Jahrzehnte in der Stille gelebt. Im Sommer 1895 siedelte er eines Bronchialkatarrhs wegen nach Wiesbaden über.

Die litterarische Thätigkeit der letzten Epoche wird eingeleitet durch den 1862 in Benfey's ‚Orient und Occident' Bd. 2 veröffentlichten Aufsatz „Zur Herstellung des Veda", der den Versuch macht, die überlieferte Sprachform der rigvedischen Hymnen von den nach Ausweis des Metrums nachträglich eingetretenen Trübungen zu reinigen. Diesem Aufsatze folgte eine Reihe in der Zeitschrift der D. Morgenländ. Gesellschaft veröffentlichter Studien mit weiteren Beiträgen zur Revision des Rigvedatextes nebst lexicalischen und grammatischen Einzelerklärungen, in denen freilich der Mangel vollständiger Uebersicht über das noch nicht durch Specialwörterbücher und Indices aufgeschlossene sprachliche Material bisweilen fühlbar wird. Der fortschreitenden Arbeit der Fachgenossen vermochte B. aus der Abgeschiedenheit seines Wohnsitzes nicht hinreichend zu folgen. An Wärme des Interesses zwar gebrach es ihm nimmer, die Kraft der Begeisterung näherte noch den Siebenzigjährigen dem Jüngling, der etwa aus Göttingen Neues vom Büchermarkte ihm zutrug und nie ohne nachhaltige empfangene Anregung von ihm schied. Gesund und edel war das Mark in dem alten Stamme geblieben.

Nekrolog mit Schriftenverzeichniß in Bezzenberger's Beitr. z. Kunde d. indogerm. Sprachen, Bd. 24. W. Neisser.

Boller: Ludwig B., Landschaftsmaler, geboren am 28. April 1862 zu Frankfurt a. M., genoß den Unterricht am Städel'schen Institut, bildete sich 1883 bei Hermann Baisch zu Karlsruhe und seit 1886 in München, wo seine mit Vorliebe den malerischen Moorgegenden Oberbaierns entnommenen feinen Stimmungsbilder bereitwillige Aufnahme fanden. Außerdem betheiligte sich B. an Philipp Fleischer's großen Rundgemälden, malte 1894 den landschaftlichen Theil des für Lemberg bestimmten Panoramas und eine Rundsicht von der hohen Tatra. Am 19. Mai 1896 starb der so reiche Hoffnungen erregende Künstler an den Folgen eines unglücklichen Sturzes, nach kaum dreimonatlicher glücklicher Ehe. Seine prachtvollen Skizzen wurden im Münchener Kunstverein (December 1896) zur Ausstellung gebracht und schnell verkauft. Eine „Landschaft" aus der Secession 1893 abgebildet in „Kunst für Alle" 1893, S. 53.

Vgl. Fr. v. Boetticher, Malerwerke, 1895. — Nekrologe im Rechenschafts-Bericht des Münchener Kunstvereins f. 1896, S. 73 und in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch. 1897, S. 49. Hyac. Holland.

Bölte: Amalie Charlotte Elise Marianne B., gewöhnlich, als Litteratin stets, Amely B., Romanschriftstellerin und Philanthropin, wurde am 6. October 1811 zu Rehna in Mecklenburg-Schwerin als Tochter des Bürgermeisters, eines hochgebildeten Juristen schwedischer Abkunft, geboren. Zwar empfing sie den Unterricht einer Gouvernante sowie Gelegenheit, sich in Französisch und Musik auszubilden, beides ohne jede Richtung zu unweiblicher Emancipation, fand aber wenig Gefallen daran. Vielmehr ließ sie das sorg-

fältige Lernen bei einfacher Stufe bewenden und unternahm es, von klein auf schwächlich, ihre Gesundheit durch wiederholten Besuch des nahen Seebades Doberan zu kräftigen. Hier gerieth sie unter den Einfluß der Schwester ihrer Mutter, Fanny Tarnow (s. d.), der gefeierten Schriftstellerin, dabei Zeugin der ungewöhnlichen Huldigungen, die diesem romantischen, mehr zartgeistigen als geistreichen Blaustrumpf in den Schoß fielen. Der 1862 hochbejahrt gestorbenen, aber schon damals fast vergessenen Erzählerin hat die Nichte 1865 das Denkmal „Fanny Tarnow, ein Lebensbild" errichtet. Im 15. Jahre verlobt, brach A. B., inzwischen zwei Jahre in Güstrow, der Heimath der Mutter, aufhältig gewesen, dies Verhältniß nach dem Tode ihres Vaters ab, weil sie Unglück in der Ehe fürchtete und stellte sich, 1828, auf eigene Füße, indem sie trotz ihrer Jugend eine Stelle als Erzieherin auf dem Gute Pritzier des Kammerherrn v. Könnemann annahm. Etliche Jahre brachte sie lehrend und lernend hier zu. Gestützt auf einige so gemachte Ersparnisse, ging sie 1839, mit Empfehlungen Varnhagen v. Ense's und Ed. Hitzig's, besonders an Carlyle, nach England, wo sie eifrig Englisch studirte. Die erworbenen Kenntnisse verwerthete sie zum Uebersetzen englischer Romane ins Deutsche und umgekehrt deutscher (z. B. L. Tieck's „Vittoria Accorombona") ins Englische. Außer Erzählungen, wozu sie die eben genannte Thätigkeit anregte, lieferte sie in das Cotta'sche „Morgenblatt" (Stuttgart) auch regelmäßige Correspondenzen, auch in andere deutsche Blätter. 1851 ins Vaterland zurückgekehrt, ließ sie sich bald in Dresden nieder, schrieb für die „Grenzboten", trat mit B. Auerbach und Gutzkow, dessen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" sie eine fleißige Mitarbeiterin ward, in Beziehung, arbeitete aber unverdrossen an der eigenen Bildung fort. So reiste sie nach Paris, 1866, freilich wol hauptsächlich wegen Kränklichkeit, nach dem Süden bis Rom, lebte dann auch vorübergehend in Karlsruhe. Von Dresden, wo sie 1865 den „Bazar für Beamtentöchter" gegründet und auf Wunsch des bekannten Berliner Präsidenten Lette, Vaters des „Lette-Vereins", einen „classischen" Bericht — gedruckt in der „Gewerbezeitung" — verfaßt hatte, übersiedelte sie 1879, mannichfach für Verbesserung des Looses arbeitender und unversorgter Frauen agitirend (so hatte sie eine arme Schneiderin auf der Arbeitsschule in Reutlingen ausbilden und dann einen Lehrcurs eröffnen lassen), nach Wiesbaden. Auch hier trat die Menschenfreundin in gemeinnützigem Sinne auf und betheiligte sich thatkräftig am Verein gegen Branntweingenuß und für Volkskaffeehäuser. Sie starb ebenda am 16. November 1891, welcher späte Tod ihre frühere Körperdisposition Lügen strafte.

Amely B. nahm die Feder wesentlich für Romane in Anspruch. Sie begann sofort als verständige Schriftstellerin von gesunder Lebensauffassung und guter Beobachtungsgabe. Ihr Ruf wurzelt in den „Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in London" (1848) und ihrem gelesensten Buche „Visitenbuch eines deutschen Arztes in London" (2 Bde., 1852), gewandten Schilderungen aus dem höheren Gesellschaftsleben Englands, etwas grelle Farben und humansocialistische Tendenzen zeigend, ursprünglich im „Morgenblatt" unter der Ueberschrift „Meine Patienten" erschienen. „Eine deutsche Palette in London" (1853) schloß sich daran, wie jene auf Grund eigener Erfahrungen und Reiseeindrücke. Sie fuhr im Stile des sog. Gouvernantenromans der Engländerin Currer Bell fort: „Das Forsthaus" (1854), die Novellen „Männer und Frauen" (2 Bde., 1854), „Liebe und Ehe. Erzählungen" (3 Bde., 1857). In letzten beiden spielen einige Geschichten auf englischem Boden, könnten freilich unschwer auf andern Boden verpflanzt werden, wie sie überhaupt nach dem Votum eines englischen Kritikers trotz der langjährigen Anwesenheit im Inselkönigreiche dessen eigentlichen Verhältnissen und Anschauungen oberflächlich und vorurtheilsvoll

gegenübertritt. In diesen und einer ganzen Anzahl anderer Erzählungen, damals besonders „Eine gute Versorgung" (2 Thle., 1856), redete sie den neu aufkommenden Ideen der Frauenemancipation das Wort, immer, außer in einigen nicht gerade sittenstreng formulierten Abschnitten, das Weib bleibend. Sie weiß mit klarer Einsicht in die Nothwendigkeit gewisser socialer Reformen die Sachlage, wie sie um und gleich nach der Mitte des 19. Jahrhunderts bestand, wahrheitsgetreu zu spiegeln. Moralischer Gehalt und wohlmeinende, ungezierte Lebensauffassung spricht sich in allen ihren bezüglichen Erzählungen und verwandten Schriften aus. Unter letzteren stehen „Frauenbrevier" (1862, 4. Aufl. 1864), vielleicht ihre gediegenste Schöpfung, und „Neues Frauenbrevier" (1876, 2. Aufl. 1877) obenan, während an Romanen mit dem Grundaccord der Frauenfrage zu nennen sind: „Weiter und weiter" (1867), „Die Töchter des Obersten" (2 Bde., 1872), „Elisabeth, oder: eine deutsche Jane Eyre" (2 Bde., 1872), „Wohin führt es?" (2 Bde., 1874), „Die Gefallene" (1882, 2. Aufl. 1884); auch „Harriet Wilson" (1862), „Die Mantelkinder" (2 Bde., 1864), „Streben ist Leben" (3 Bde., 1868), die Novelle „Sonnenblume" (1869) fallen in dies Revier. Die energische, bisweilen derbe Polemik ihrer Reisebriefe und kritischen Aufsätze aus den fünfziger Jahren war allerdings längst erloschen, und während man bei einigen ihrer Romane Schwung, Kraft des Gedankens und des Wortes vermißt, wie sie ihren Themen angemessen sind, verstimmt bei andern der, trotz unleugbaren Compositionstalents willkürliche Schluß. Auf erheblichern poetischen Werth dürfen sie keinen Anspruch machen. Insbesondere reißt ihren biographischen Romanen der Einschlagfaden interessanter Nebenzüge rasch ab, sie entbehren über das gegebene stoffliche Element hinaus künstlerischer Gestaltung, selbst die beiden einzigen, die zu culturhistorischen Gemälden ansetzen: „Maria Antonia: oder Dresden vor hundert Jahren" (1861), wo das dichterische unter den mannichfach anziehenden Angaben über Menschen und Dinge jener absolutistischen Periode erstickt, und „Franziska von Hohenheim. Eine morganatische Ehe" (2 Bde., 1863), eine geschichtlich wie poetisch unwahre Episodenkette vom Württemberger Herzogshofe in Schiller's Jugend. Obwol sie für „Frau von Stael" (3 Bde., 1859), „Juliane von Krüdener und Kaiser Alexander" (6 Bde., 1861), „Winckelmann, oder: Von Stendal nach Rom" (3 Bde., 1861), „Vittorio Alfieri und seine vierte Liebe, oder: Turin und Florenz" (2 Bde., 1862), „Die Welfenbraut" (1867), „Prinzessin Wilhelmine von Preußen" (1868) — die letzteren leiteten in den geschichtlichen Zeitroman über, dessen Gebiet sie dann noch mit „Ein Thron und kein Geld" (2 Bde., 1872) betrat — ersichtlich eine Menge geschichtlicher Nachweise gesammelt hatte, ist die Darstellung doch nirgends von einem wirklich poetischen Hauche verklärt, das einzelne eingewobene Factum von der Dichtkunst getragen. Das wundert jedoch Niemanden, der sieht, wie ihre Fruchtbarkeit sich auf eine verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit zusammendrängt und nur unter der Aegide eines litterarischen Genius die Fülle frei empfundener oder der Vergangenheit des hinter ihr liegenden Jahrhunderts entlehnter Vorwürfe zu bewältigen vermocht hätte. Immerhin gewann ihr Stil infolge der zwei Decennien andauernden Schreibfixigkeit, die manches Platte und Unabgeschliffene, bei biographischen Vorlagen sogar Trocknes durchschlüpfen ließ, Glätte und Gewandtheit, der sprachliche Ausdruck Sicherheit, und die Tendenz der Schilderungen aus dem modernen Leben, die sich öfters dem Leihbibliotheksdurchschnitt bedenklich nähern, ist sittlich und social stets ehrenwerth.

Für das rein Lebensgeschichtliche, außer Brümmer, Lex. dtsch. Dicht. u. Prof.[4] I, 151 f., authentische Notizen der A. Bölte an den Unterzeichneten für seinen (im Druck verkürzten) Artikel in Brockhaus' Konversationslexikon, 14. u. revid. Jubil.-Aufl., aus der daselbst gegebenen Charakteristik hier

mancherlei verwendet. Vgl. Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 666 (u. ö.; s. Reg.), Bornmüller's Biogr. Schriftstellerlex. S. 83 f., für die Anfänge des litterar. Wirkens auch R. Prutz, Die dtsch. Lit. d. Gegenw., 1848 bis 1858 II, 267 f.; kleine Bemerkungen Gottschall, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhs.[5] IV, 298 u. 305, L. Salomon, Gesch. d. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhs.[2] S. 320. Authentische Selbstbibliographie lieferte vor ihrem Tode die Bölte in Kürschner's Litteraturkalndr. XIII, 86; bei S. Pataky, Lex. dtsch. Frauen d. Feder I, 84 f. nur Aufzählung der (30) Schriften. In Fr. Cohen's (Bonn) Catalog (99) über Alexander Pósonyi's Autographensammlung (1900) Nr. 150 ein Brief von A. Bölte an Fr. Hebbel v. 20. März 1862, worin sie bittet, „öffentlich ein Wort über ‚Harriet Wilson' (s. o.) fallen zu lassen".

Ludwig Fränkel.

Boltenstern: Konstantin von B., königlich preußischer Generallieutenant, geboren zu Pasewalk am 5. Februar 1823 und im Cadettencorps erzogen, aus welchem er am 9. August 1840 als Portepeefähnrich zum 26. Infanterieregimente nach Magdeburg kam, wurde in diesem am 14. Juni 1842 Officier und war nach verschiedenen Verwendungen innerhalb und außerhalb der Front bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 Hauptmann und Compagniechef im selben Regimente, welches am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz an der Behauptung des Swipwaldes hervorragenden Antheil hatte. Die Mobilmachung vom Juli 1870 traf B. als Oberstlieutenant im 3. Hannoverschen Infanterieregimente. Als solcher, mehrfach aber auch in höheren Stellungen verwendet, focht er namentlich bei Vionville-Mars la Tour und seit Ende November in den Kämpfen an der Loire, leitete auch am 26. d. M. an der Spitze einer aus allen Waffengattungen bestehenden Abtheilung erfolgreich ein Gefecht bei Lorcy und machte seinen Namen durch eine am 27. December ausgeführte Waffenthat in weiteren Kreisen bekannt. Von Vendôme aus den Loir abwärts entsandt, um mit 6 Compagnien, 1 Escadron und 2 Geschützen nach Westen aufzuklären, sah er, in Sougy angekommen, seinen Rückweg durch einen weit stärkeren Feind verlegt, schlug sich aber nicht nur glücklich durch, sondern brachte noch 10 Officiere und 230 Mann als Gefangene nach Montoire zurück (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes, 1. Heft, Berlin 1883). Mit dem Eisernen Kreuze 1. Classe kehrte er, nachdem er noch in den Kämpfen bei Le Mans das Regiment geführt hatte, in die Heimath zurück, war zuletzt Commandeur der 15. Infanteriebrigade, trat 1880 in den Ruhestand und starb am 31. Januar 1897 zu Görlitz.

v. Löbell's Jahresberichte über die Fortschritte und Veränderungen im Militärwesen, XXIV. Jahrg. 1897, Berlin. B. v. Poten.

Bomberg: Daniel B. (auch de Bombergo, eigentlich aber de Bomberghe, van Bomberghen), ein Antwerpener aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, berühmt durch den Druck hebräischer Werke, den er in Venedig von 1515 bis zu seinem Tod im J. 1549 betrieben hat. Ist es schon bemerkenswerth, daß B. als der erste Christ sich auf den Druck jüdischen (nicht nur des alttestamentlichen) Schriftthums einließ — vor ihm hatten solchen nur Juden ausgeführt, namentlich in Soncino, Neapel, Constantinopel — so ist es eine ganz eigenartige Erscheinung, daß er sich während der ganzen Dauer seiner Druckerthätigkeit, durch 3—4 Jahrzehnte hindurch, soviel wir finden, ausschließlich auf das genannte specielle Gebiet beschränkte. Wichtiger aber als beides ist, was B. dabei geleistet hat. Bekannt sind vor allem die Bomberg'schen Ausgaben der hebräischen Bibel. Zwar die erste derselben, die Biblia rabbinica von 1517 — so genannt, weil sie auch rabbinische Commentare enthält — schließt sich in der Hauptsache noch an die älteste Bibelausgabe, Soncino 1488, an, wenn sie gleich

auch Handschriften heranzieht; und dasselbe gilt von den Bombergischen Handausgaben 1518 (?), 1521 und 1533. Aber die zweite große Biblia rabbinica von 1525—28, besorgt von R. Jakob ben Chajim, einem tunisischen Juden, bietet einen ganz neuen, auf die Massorah gegründeten Text des Alten Testaments und gibt neben diesem und sonstigen Zuthaten zum ersten Mal den Wortlaut der Massorah selbst, der hiefür erst hergestellt werden mußte und dabei eben die Gestalt bekam, die er bis in die Gegenwart behalten hat. Diese Bombergische Bibel von 1525 ist im Verlauf der Zeit einer ganzen großen Reihe von Ausgaben des Alten Testaments zu Grunde gelegt, auch von B. selbst im J. 1549 noch einmal herausgegeben worden. Sie hat eine bleibende Bedeutung in der Geschichte des Alten Testaments erlangt. Zu der hebräischen Bibel gesellt sich nun aber weiter der Thalmud, der vorher weder in der jerusalemischen noch in der babylonischen Gestalt als Ganzes im Druck veröffentlicht worden war. B. hat zugleich beide Thalmude herausgegeben, den babylonischen in 12 Foliobänden 1520 ff., den jerusalemischen 1524. Und auch diese Thalmudausgaben, vor allem die erstere, sind für die Folgezeit von großer Bedeutung geworden. Neben den Gesammtausgaben gehen nun aber sowol bei der Bibel als beim Thalmud eine große Zahl von Ausgaben einzelner Theile derselben mit Commentaren einher und endlich schließt sich eine große Reihe selbständiger rabbinischer Schriften theologischen und philologischen Inhalts an. Wie groß die Zahl von Bomberg's Drucken im ganzen ist, läßt sich nicht sagen, da sie noch nie zusammengestellt worden sind; denn auch Rossi (s. u.) geht nur bis 1540 und Fürst's Bibliotheca judaica nennt leider nie den Drucker und Verleger. Jedenfalls aber sind die Erzeugnisse dieser Presse auch der Zahl nach recht bedeutend; was aber ihre Verbreitung betrifft, so klingt es sehr glaubhaft, wenn Nic. Clenardus sagt, sie seien zu den Juden nicht nur Aegyptens und Afrikas, sondern selbst Indiens und der ganzen übrigen Welt gedrungen. — Wer war aber B., der diese bedeutungsvolle Thätigkeit entwickelte? Daß er aus Antwerpen stammte, ist außer Zweifel; er bezeichnet sich regelmäßig als Antwerpiensis. Genauer nennt er sich in der zweiten Ausgabe der Biblia rabbinica einen Sohn des Cornelius B.; dies ist wol derselbe Cornelis van Bombergen, der nach Mertens en Torfs, Geschiedenis van Antwerpen, Deel 3, 1847, S. 95 unter dem Jahr 1500 als „kapelmeester" der Capelle U. L. Fr. in Antwerpen vorkommt. Wenn er ferner bei Marino Sanuto Daniele da Norimberga heißt, so könnte man dies so verstehen, daß er über Nürnberg, nach längerem dortigen Aufenthalt, nach Venedig gekommen ist; doch liegt hier wol nur ein Mißverständniß seines Namens vor. Er war in Venedig als Kaufmann ansässig, als er den Plan faßte, hebräische Werke herauszugeben. Der ihm diesen Gedanken eingab, war vermuthlich Fra Felice da Prato (Felix Pratensis), ein bekehrter Jude, dessen lateinische Uebersetzung des Psalters, 1515, das erste Verlagswerk Bomberg's wurde, als dieser noch gar keine eigene Presse hatte — Petrus Liechtenstein (s. A. D. B. XVIII, 551 f.) war der Drucker — und der auch der erste gelehrte Mitarbeiter des unternehmenden Blamen war. Die christliche Religion zu fördern, das war der Zweck, den B. mit Fra Felice verfolgte oder wenigstens vorschützte, und so allein erklärt es sich auch, wenn eben zu der Zeit, da in Deutschland der Reuchlin-Pfefferkorn'sche Streit wegen Verbrennung der Judenbücher ausgefochten wurde, in Venedig dieses großartige Unternehmen zur Verbreitung der letzteren ins Leben treten konnte, ja sogar noch des Schutzes der Republik und z. Th. selbst des Papstes sich erfreute. Mit der Zeit freilich wurde der Rath von Venedig argwöhnisch und als es sich 1525 um die Erneuerung eines Privilegiums handelte, wurde diese wiederholt verweigert und erst der Erhöhung der von B. anfänglich gebotenen 100 und 200 Ducaten auf

300 gelang es, den Widerstand zu brechen. Ueberhaupt hatte der seltene Mann mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und sehr bedeutende Kosten aufzuwenden. Mußte doch eine ganze Reihe jüdischer Gelehrten von auswärts herbeigezogen und für das Werk förmlich angestellt werden. Rechnet man dazu die Kosten des Druckes, so begreift man schließlich, daß beim Thalmud allein die Ausgaben sich auf 100 000 Thaler belaufen haben sollen! Und wenn es auch sicher übertrieben ist, wenn behauptet wird, B. habe alles in allem mehr als 3 Millionen Thaler in das große Unternehmen gesteckt, so dürfte doch immerhin so viel richtig sein, daß er, der mit reichen Mitteln das Werk begann, am Ende seines Lebens nur noch weniges sein nannte. Es scheint denn auch, daß das Geschäft nach Bomberg's Tode nicht fortgeführt wurde. Sicher ist, daß die prächtigen Typen des Meisters bald darauf nach Antwerpen wanderten, und als 1563 Plantin mit einigen reichen dortigen Bürgern zur Förderung seines Buchdrucks eine Gesellschaft bildete, zu der auch Daniel Bomberg's Großneffe Cornelis de Bomberghe gehörte, wurden die Typen von letzterem in dies neue Geschäft eingeworfen. Da ward denn noch einmal mit Bombergischen Schriften und unter eines Bomberg's Namen hebräisch gedruckt und mehr als eine Bibel herausgegeben; als aber die Gesellschaft sich später auflöste, gingen die Typen ausschließlich in das Eigenthum jener großen Antwerpener Druckerfirma über.

Vgl. die Drucke Bomberg's wie sie bei de Rossi, Annales hebraeo-typographici ab a. MDI ad MDXL p. 15—64 und bei Panzer, Annales typographici, t. VIII, p. 428—524, 561 verzeichnet sind. — Ferner vgl. Archivio Veneto, 1882, p. 185, 191. — Brown, Venetian printing press, 1891 (s. Register). — Rooses, Ch. Plantin, 1882, p. 95 sq., 98. — Biographie nationale de Belgique, t. I, 1866, col. 666 sq. und die dort genannten älteren Quellen. K. Steiff.

Bondini: Pasquale B., Theaterdirector, taucht zuerst in der Opernsaison von 1762 auf 1763 in Prag als Baßbuffo auf und wird als eines der tüchtigsten Mitglieder der Gesellschaft des Gaetano Molinari gerühmt. Später begegnen wir ihm als Mitglied der Bustelli'schen Operngesellschaft. Durch Bustelli, der sich im J. 1776 von seinem Vertrag mit dem Dresdener Hof zurückzog, kam B. nach Dresden. Bustelli überließ ihm die Leitung seiner Operngesellschaft, und am 11. Juli 1777 wurde mit B. vereinbart, daß er die Direction des gesammten Theaterwesens am kurfürstlichen Hof zu Dresden mit einer Subvention von 6000 Thalern übernehmen sollte. Zu Michaelis 1777 kam B. nach Leipzig und stellte sich der unter Brandes stehenden Hofschauspielergesellschaft vor, die er nach Beendigung der Messe nach Dresden überführte. Da er aber wenig vom deutschen Theater verstand und nicht einmal der deutschen Sprache völlig mächtig war, mußte er die Verwaltung der Directionsgeschäfte seinem Regisseur Brandes fast ganz überlassen. Während er zur Ostermesse im Frühjahr 1778 in Leipzig weilte, hatte er durch allerhand ärgerliche Streitigkeiten zwischen seinem Regisseur Brandes und dem Schauspieler Reinecke viel zu leiden. Beim Ausbruche des Bairischen Erbfolgekrieges wurde B. am 14. Juni 1778 der Dresdener Contract gekündigt, während der für Leipzig bestehen blieb. Ein Jahr darauf wurde der alte Contract in seinem vollen Umfange erneuert und B. die rückständigen Subventionsgelder ausgezahlt. Seit dem Jahre 1781 übernahm er auch noch die Leitung der Prager Oper und mußte nun mit seiner Truppe zwischen Leipzig, Dresden und Prag beständig umherwandern. Trotzdem gelangte das deutsche Schauspiel unter seiner Leitung zu großer Blüthe, da Bondini's Regisseur Reinecke Bedeutendes leistete und ihm eine Reihe tüchtiger Kräfte zur Verfügung standen. In Prag aber sorgte er

selbst dafür, daß sich die Oper auf ihrer Höhe erhielt. Im J. 1782 ließ er Mozart's „Entführung aus dem Serail" in Prag auf der Bühne erscheinen, und im J. 1786 nahm er sich des in Wien durchgefallenen „Figaro" mit großem Erfolg an. In seinen letzten Lebensjahren machte ihm die Concurrenz der böhmischen Schauspieler viel zu schaffen. Er suchte sich durch die Erwerbung des städtischen Kotzentheaters schadlos zu halten, konnte aber seine Absicht nicht durchsetzen. Er überließ daher seine Prager Operngesellschaft seinem artistischen Leiter Domenico Guardasoni und mußte sich auch entschließen, im J. 1788 für seine Dresdener und Leipziger Schauspielertruppe seinen bisherigen Cassirer Franz Seconda als Compagnon aufzunehmen. Bald darauf, am 31. October 1789, starb er zu Brauneck in Tirol, als er mit seiner Familie auf der Reise nach Italien begriffen war.

Vgl. Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1791. Gotha o. J. S. 273. — Joh. Christ. Brandes, Meine Lebensgeschichte. Berlin 1800. II, 222. 245. — (Blümner,) Gesch. des Theaters in Leipzig. Leipzig 1818, S. 196 f. — E. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Leipzig 1864. S. 50 fg. — Moritz Fürstenau, Die Theater in Dresden 1763—1777. S. 33. (Separatabdruck aus dem 26. Hefte der Mittheilungen des K. Sächs. Alterthumsvereins 1875.) — O. Teuber, Geschichte des Prager Theaters. Prag 1885. II, 127—248. — Max Wittig, Joh. Christian Brandes. Schneeberg 1899. S. 29. 30.

H. A. Lier.

Boner: Charles B., Dichter und Schriftsteller, geboren am 29. April 1815 zu Bath (Grafschaft Somerset), † am 7. April 1870 zu München, verdient, da seine Thätigkeit hauptsächlich in Deutschland spielte, hier eine rühmliche Erwähnung als Mittler zweier Nationen. Frühzeitig in die Stellung eines Erziehers an den Hof des Fürsten von Thurn und Taxis nach Regensburg gerufen, gewann B. die Achtung und Liebe der Familie im hohen Grade. Sein reicher poetischer Genius brach sich zuerst in Liedern Bahn, welche unter dem bescheidenen Titel „Verses" (London 1858) erschienen und seinen Ruf als Dichter ehrenvoll begründeten. Ebenso ausgezeichnet waren seine Uebersetzungen, in welchen B. Gedichte von Franz v. Kobell, Hoffmann von Fallersleben, Georg Scheurlin, Bodenstedt u. A. klangreich und in den originalen Metren ins Englische übertrug. Mit derselben Meisterschaft der Sprache übersetzte B. die trefflichen „Naturstudien" von Hermann Masius und Andersen's Märchen („Tales from Denmark", London 1847), letztere erschienen mit Illustrationen von Graf Franz Pocci, welcher auch das „Charles Boner's Book" und dessen „Little Tuck" (London 1848) mit Holzschnittzeichnungen versah. — Mit einem wahren Künstlerauge für die Schönheiten der Natur begabt, fand das Waidwerk an B. einen tapferen Gesellen, welcher ihm nicht nur mit unermüdlicher Ausdauer oblag, sondern dasselbe auch in beredten Formen, in glänzender Prosa und gebundener Rede feierte. Wahre Alpenluft weht aus seinen Werken über die Gemsjagd („Chamois hunting in the Mountains of Bavaria", London 1853; in 2. Auflage 1860 mit Illustrationen seines geistreichen Schwiegersohnes, des Schlachtenmalers Theodor Horschelt) und den „Forest Creatures", welche von dem Autor selbst in deutscher Uebertragung als „Thiere des Waldes" (mit Bildern von Guido Hammer, Leipzig 1862) erschienen. Nachdem B. seine Aufgabe als Erzieher vollendet hatte, übersiedelte er nach München, wo er mit den von König Maximilian II. berufenen Celebritäten, insbesondere mit J. Liebig und Bodenstedt in Fühlung trat und eine äußerst rege litterarische Thätigkeit für das „Athenaeum" und andere schöngeistige Zeitschriften Englands begann. Nach wiederholten Reisen nach London

und Paris ging B. 1863 nach Siebenbürgen, um dieses damals noch wenig erforschte Land „zur Kenntniß der übrigen Erdtheile“ zu bringen. Die Ausbeute seiner Studien legte er in dem umfangreichen Buch „Transylvania“ (London 1865) nieder, welches von dem Autor auch ins Deutsche übersetzt („Land und Leute in Siebenbürgen“, Leipzig 1868, mit vielen Ansichten und Karten), gerechtes Aufsehen erregte. In der Folge nahm B. seinen Aufenthalt für einige Jahre in Wien, wo er mit der ihm eigenen Arbeitskraft sich auf das Gebiet der Publicität warf und als ständiger Correspondent für englische und amerikanische Zeitungen sich abarbeitete, bis der ehedem so stramme Bergsteiger und Alpenjäger, krank und gichtgequält nach München zurückkehrte und am Herd seiner mit Theodor Horschelt verheiratheten Tochter ein glückliches Heim fand. Er schien neu aufzuleben, neue Pläne und Entwürfe dämmerten auf, er hatte noch Stoffes genug vorräthig und angesammelt, um ein halbes Menschenalter vollauf geistig beschäftigt und thätig zu sein; er dachte an eine Sammlung seiner englischen und deutschen Dichtungen und eine Auslese seiner prosaischen Schriften, arbeitete an einer Geschichte des deutschen Handwerkerlebens, trug sich mit einem Buch über deutsches Leben und Wesen, selbst eine Hoffnung zu einer neuen Weltfahrt dämmerte auf: da warf ihn nach kurzer Krankheit der Tod darnieder am 7. April 1870. (Vgl. Nekrolog in Beilage 118 d. Allgem. Zeitung v. 28. April 1870 und Nr. 1410 d. Illustr. Zeitung v. 28. April 1870.)

B. war jeder Zoll ein Gentleman, von bewundernswerther Bereitwilligkeit für seine Freunde, von einer liebefreudigen Theilnahme, die selbst das Unmögliche zu leisten wenigstens versucht hätte; seine Seele ohne Arg und Falsch, das herrliche „Truth“ im vollsten Sinne seine Devise. Sein Stil ist knapp und kurz, von außerordentlicher Schönheit und Kraft des Ausdrucks; seine Sprache hat einen poetischen Schwung und eine plastische Genialität, welche immer erfrischend anmuthet und packt. Nach seinem Tode erschienen „Memoires and Letters of Charles Boner, with Letters of Mary Russell Mitford to him during ten years, edited by R. M. Kettle“ (London 1871, in 2 Bänden).

Hyac. Holland.

Bonitz: Hermann B., geboren am 29. Juli 1814, † am 25. Juli 1888, bedeutender Philolog und Schulmann, Organisator des gelehrten Schulwesens in Oesterreich. Hermann B. wurde in Langensalza als Sohn des dortigen Superintendenten und Oberpfarrers Mag. Karl Friedrich B. († 1835) geboren. Der Vater, Sohn eines Schmiedes, stammte aus dem Erzgebirge. Von ihm vorbereitet, trat B. 1826 als Tertianer in Schulpforta ein. Sechs Jahre gehörte er als Schüler der berühmten Schule an, die bis 1831 noch unter dem alten Director Karl David Ilgen (1763—1834) stand und unter ihren Lehrern tüchtige Männer wie den Litterarhistoriker Koberstein, Jacob, Lange und den Religionslehrer Schmieder zählte. Ostern 1832 bezog B. nach bestandener Reifeprüfung die Universität Leipzig, wo er zunächst Theologie und Philosophie studirte. Der Theologie entsagte er bald und wandte sich nach kurzem Schwanken, indem ihn auch das Studium der Rechte anlockte, der Philologie zu, dabei der Philosophie zugleich treu bleibend, wie denn auch lebenslang sein philologisches Arbeiten vorzugsweise den beiden großen Häuptern der Philosophie im alten Hellas galt. In der Philosophie waren seine Lehrer die Herbartianer Moritz Wilhelm Drobisch (1802—96) und Gustav Hartenstein (1808—90), die ihn beide überlebten, und mit denen er lebenslang in Freundschaft verbunden blieb. Auch zu seinem Meister in der Philologie, Gottfried Hermann, und zu dessen Familie trat er in näheres Verhältniß; 1834 ward er in Hermann's griechische Gesellschaft aufgenommen. Ostern 1835 wandte B. sich nach Berlin, wo er August Boeckh und Karl Lachmann hörte und das philo-

logische Seminar, das diese dirigirten, besuchte. Durch den im Sommer 1835 erfolgten Tod des Vaters sah B. sich gedrängt, seine akademischen Studien abzukürzen. Er übernahm Ostern 1836, mit einem — Januar desselben Jahres — erworbenen, rühmlichen Zeugnisse pro facultate docendi und dem von Leipzig verliehenen philosophischen Doctortitel versehen, eine Lehrerstelle am Blochmann'schen Institut in Dresden, die er zwei Jahre lang bekleidete. Während dieses Aufenthaltes erschien sein erstes gedrucktes Werk: „Disputationes Platonicae duae" (Dresden 1837), mit dem er sich in der gelehrten Welt glücklich einführte. Ostern 1838 kehrte er als Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium nach Berlin zurück und wurde 1840 an das städt. Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, dem er weitere zwei Jahre angehörte. Er war an dieser Schule bis in die Prima mit fast allen wichtigen Fächern des gymnasialen Unterrichtes, sogar auch mit Mathematik, betraut und begründete dort seinen Ruf als hervorragend tüchtiger Lehrer wie als gründlicher und vielseitiger Gelehrter. Daneben boten diese Berliner Jahre durch Besuch des französischen Theaters, der italienischen Oper, durch Uebung im Reiten, durch vielseitigen Verkehr reiche Ausbeute für seine allgemeine und weltmännische Bildung. Inzwischen hatte B. auf einer Reise im Hartenstein'schen Hause zu Leipzig dessen junge Verwandte Bertha Semmel aus Gera kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. Der Wunsch, den eigenen Herd mit ihr zu gründen, ließ ihn Herbst 1842 den Ruf an das Marienstiftsgymnasium zu Stettin als Professor annehmen, als welcher er Januar 1843 die Braut heimführte, die ihm fortan als liebenswerthe, verständnißvolle Gattin zur Seite stand. Auch dort bewährte B. seinen Ruf als Schulmann und Gelehrter und verlebte in heiterem und anregendem Verkehre mit gleichgesinnten Freunden und Collegen, Ludwig Giesebrecht (1792—1873), Hermann Rassow (geboren 1819, später Oberschulrath in Weimar) u. A. sechs glückliche Jahre, bis ihn im Jahre 1848 der Ruf aus Wien auf ein größeres, seiner gereiften Kraft angemesseneres Feld des Wirkens rief.

Auf einer Reise nach Berlin hatte Franz Exner (1802—53), der Vertreter Herbartischer Philosophie an der Universität Prag, durch Hartenstein's Empfehlung im August 1842 B. kennen und schätzen gelernt. Als er nun im Frühjahre 1848 nach Wien berufen und dort bald mit der Bearbeitung der längst für nöthig erkannten Unterrichtsreform, zunächst unter Feuchtersleben, betraut war, erkannte er in B. mit glücklichem Scharfblicke den philologischen und schulmännischen Mitarbeiter, dessen er für die neue Gestaltung der Mittelschulen (Gymnasien) und des philologischen Universitätsstudiums bedurfte. Exner bat am 3. August 1848 den Freund brieflich, zu überlegen, ob er selbst als solcher Mitarbeiter eintreten wollte, oder wen er sonst dafür vorschlagen könnte. B. nannte Georg Curtius, Wilhelm Corssen, Johannes Horkel, erklärte sich aber auch selbst bereit, die Sache ernstlich für sich zu erwägen. Exner hielt ihn bei dieser Erklärung fest. Unterm 20. September erneuerte er, inzwischen zum wirklichen Ministerialrath ernannt, die vorläufige Anfrage amtlich. B. sagte am 30. grundsätzlich zu und stellte seinen baldigen Besuch in Wien behufs näherer Vereinbarung in Aussicht. Da brachte der Wiener Octoberaufstand die ganze Angelegenheit ins Stocken. Erst am 28. November nahm Exner die Verhandlung wieder auf. B. erklärte sich aufs neue geneigt, machte aber die endgültige Zusage von persönlichem Austausch in Wien abhängig und ertheilte sie, nachdem er die Weihnachtsferien zu einem solchen benutzt hatte, am 6. Januar 1849. Am 6. Februar erfolgte die kaiserliche Ernennung zum Professor der classischen Philologie an der Universität Wien. Dem neuen Professor wurde die Aufgabe gestellt, Vorlesungen über classische Philologie an der Universität zu halten, die Candidaten des Gymnasiallehramtes für ihre wissenschaftliche

und berufliche Thätigkeit anzuleiten und das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichtes bei Organisirung der Gymnasien und Universitäten durch Rath und Mitwirkung, soweit sie beansprucht würden, zu unterstützen. Zu Ostern 1849 traf B. in Wien ein. Sofort begann die eifrigste Arbeit am Entwurfe der Organisation für die Gymnasien. Sie vollzog sich durch fast tägliche Conferenzen von Exner und B., die in zweifelhaften Fällen das Arbitrium des Unterstaatssecretärs Dr. Helfert einholten. Das ganze Werk entstand durch einträchtiges Zusammenwirken der beiden Verfasser. Im ganzen kann man sagen, daß alles Normative, also besonders die Einleitung und die grundlegenden Bemerkungen, sowie einzelne Theile der Instructionen (Plan der Realschule, Naturwissenschaften, philosophische Propädeutik) von Exner, die übrigen Theile, also fast alles Instructive, von B. herrühren. Aber, wenn man bedenkt, daß über die maßgebenden Principien bereits ein Vierteljahr zuvor beide Männer sich persönlich geeinigt hatten, und daß alles Weitere als Ergebniß fortlaufenden mündlichen Austausches entstand, so verliert damit dieser Unterschied jede Ausschließlichkeit, und das Ganze erscheint als gemeinsames Ehrendenkmal beider engverbundener Männer. So fleißig hatten sie gearbeitet, daß die umfangreiche Vorlage der neue Minister Graf Leo v. Thun und Hohenstein (1811—88), als er am 28. Juli 1849 das Ministerium für Cultus und öffentlichen Unterricht (bis October 1860) übernahm, bereits fertig vorfand. Das Wesen der neuen Ordnung bestand darin, daß die beiden bisher völlig getrennt gehaltenen Anstalten Gymnasium und Lyceum in eine zusammengezogen und nach durchgehendem Plane eingerichtet wurden. Das bisherige Gymnasium war nach dem Lehrplane vom 10. Juli 1819 auf sechs Jahresclassen, vier sog. Grammatical- und zwei Humanitätsclassen, beschränkt. Jede dieser Classen hatte außer dem Katecheten (Religionslehrer) nur einen Lehrer, der sämmtlichen Unterricht ertheilte. Mit seinen Schülern stieg ein Lehrer durch alle Grammaticalclassen von I—IV, ein zweiter aus der I. in die II. Humanitätsclasse auf. Aus dem Gymnasium gingen die Schüler, welche höheren Zielen zustrebten, in den zweijährigen Lehrcurs der philosophischen Studien (Lyceum) über, der nach dem Lehrplane vom 28. September 1824 unter fast völliger Zurückstellung der classischen Sprachen eine Fülle von mathematischen, physikalischen, philosophischen und religiösen Lectionen über die Schüler ergoß, dabei aber so wichtige Gegenstände wie Natur- und Weltgeschichte wenigstens den zahlenden Schülern völlig freistellte. Die Ergebnisse dieser Anstalten, welche dazu meist in den Händen geistlicher Orden waren und eines gleichmäßig durchgebildeten Lehrerstandes wie einer wirksamen fachmännischen Staatsaufsicht entbehrten, wurden längst fast allgemein als ungenügend beklagt. Ernst v. Feuchtersleben (1806—49) stellte als Unterstaatssecretär für das Unterrichtswesen 1848 die Forderung eines achtclassigen einheitlichen Gymnasiums mit Fachlehrern wenigstens im Obergymnasium und mit Einbeziehung mindestens des ersten philosophischen Jahrganges. Auf dieser Grundlage ruht der Exner-Bonitzische Organisations- und Lehrplan, der jedoch das ganze zweijährige Lyceum im achtjährigen Gesammtgymnasium aufgehen, dieses nur in methodischer Hinsicht aus zwei Stufen, Unter- und Obergymnasium, bestehen läßt und zugleich mit einer geordneten Lehramtsprüfung das Fachlehrersystem in maßvoller Beschränkung einführt. Auf die bisherige Spielerei mit lateinischer Rhetorik und Poetik wird zu Gunsten ausgedehnter Lectüre classischer lateinischer und griechischer Schriften, desgleichen auf Metaphysik und Moral unter Beschränkung des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes auf empirische Psychologie und formale Logik verzichtet. „Maßgebend für die Aufgabe des Gesammtgymnasiums" war „der Begriff der höheren allgemeinen Bildung". Das Gymnasium erhielt demgemäß Geschichte, Mathematik

und Naturkunde (Naturgeschichte und Physik) als obligate Lehrfächer zugewiesen, was freilich nicht ohne Einschränkung des lateinischen und griechischen Unterrichtes in den obersten Classen (je 5 Wochenstunden in Classe VIII) anging. Aufgenommen werden die Schüler in Classe I nicht vor vollendetem neuntem Lebensjahre. Der ganze Lehrgang schließt mit der Maturitätsprüfung. Die Instructionen für den Unterricht in den einzelnen Lehrfächern, welche die Verfasser ihrem Entwurfe beigaben, erschöpfen fast den ganzen Umfang der Gymnasialpädagogik und ruhen auf dem Grunde der Herbartischen Gesammtansicht von Erziehung und Unterricht.

Der Entwurf wurde durch kaiserliche Verordnung vom 16. September 1849 vorläufig und unterm 16. December 1854 endgültig bestätigt. Er bildet seitdem mit geringen Aenderungen die Norm des österreichischen Gymnasialwesens. In freierem Anschluß an ihn wurde auch für das Realschulwesen ein Statut am 13. August 1851 erlassen. Doch blieb Bonitz' Verhältniß zu diesem Zweige des Mittelschulwesens immer ein mehr mittelbares, während seine ganze Wiener Wirksamkeit in unmittelbarster Beziehung zu der Reorganisation der Gymnasien aufgefaßt sein will. Ihrer Durchführung zu dienen, für sie einzutreten, war seine Hauptaufgabe. Diese hatte er in den ersten Jahren noch im engen Bunde mit Exner, seit dessen Tode (21. Juni 1853) ohne den Freund zu lösen; und er hat sie, auch in den schwereren Zeiten nach dem Concordate vom 13. August 1855, mit einer Umsicht und einer Thatkraft gelöst, die seinem Namen in der Geschichte des geistigen Lebens des großen Donaureiches unvergänglichen Ruhm sichern. Zur Hülfe bei der Durchführung der Reorganisation gründete das Ministerium mit Beginn des Jahres 1850 die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien". Bis zu seinem Abgang aus Wien, siebzehn Jahre lang, führte B. bis 1864 mit J. G. Seidl und Jos. Mozart, von da an mit Seidl und Franz Hochegger die Redaction. Er war auch selbst eifriger Mitarbeiter des Blattes, in dem besonders seine gründliche Beantwortung und theilweise Abfertigung einer Reihe von Angriffen auf die Organisation, darunter der Kritik des Jesuitengenerales Peter Joh. Beckx und der des tschechischen Abgeordneten Dr. Franz Čupr (1858—61), erschien. Zu der Zeitschrift trat 1861 der von B. angeregte Verein „Mittelschule" als zweiter Sammelpunkt der mit ihm verbündeten Freunde der neuen Schulordnung. Nachhaltig und tief wirkte B. daneben in seinem Hauptamt als Professor der Philologie sowol durch seine akademischen Vorträge wie durch die hingebende Fürsorge, die er manchem strebsamen Schüler zuwandte. Er hat in dem bis dahin für classische Studien wenig fruchtbaren Oesterreich eine regsame philologische Schule begründet, die in ihm dankbar ihr Haupt und ihren Lebenswecker verehrt. Karl Schenkl, Theodor Gomperz, Wilh. v. Hartel, die dem Meister alsbald nach seinem Tode litterarische Denkmäler setzten, seien für viele andere genannt, die gleich ihnen empfanden und empfinden. Seit 1850, als er in K. J. Gryfar (1801—56) einen tüchtigen Genossen für das Latein erhalten hatte, beschränkte B. sich auf die griechische Philologie, aus der er die Geschichte der griechischen Philosophie mit besonderer Meisterschaft behandelte. Auch für weitere Kreise machte er bisweilen die Ergebnisse seiner Wissenschaft zugänglich wie in den Vorträgen des Jahres 1860 „Ueber den Ursprung der Homerischen Gedichte". Seit 1849 war er correspondirendes, seit 1854 wirkliches Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften, selbstverständlich Mitglied der Prüfungscommission für das höhere Lehramt; seit 1863 gehörte er dem damals eingerichteten, das Ministerium berathenden Unterrichtsrath an. Während dieser reichen, vielseitigen Wirksamkeit hatte B. mit den Seinen sich auch sonst gut eingelebt an der Donau. Aus seinem Verkehrskreise werden als nähere Vertraute der Sprachforscher Miklosich, der Astronom Littrow nebst Gattin,

die Physiologen Brücke und Ludwig, der Dichter Hebbel genannt. In der evangelischen Gemeinde helvetischer Confession, der er sich angeschlossen hatte, bekleidete B. seit 1855 das Ehrenamt eines Presbyters und Schriftführers des Presbyteriums, der Generalsynode von 1864 gehörte er als weltlicher Deputirter an. Es scheint nicht, daß sein protestantisches Bekenntniß ihm ernste Schwierigkeiten bereitet habe. Daß er als erwählter Decan der philosophischen Facultät auf Einspruch des theologischen Doctorencollegiums vom Minister (1851) nicht bestätigt ward, sah er klüglich selbst als eine Sache rechtlicher Erörterung an, die nur zufällig seine Person berührte.

Wiederholte Rufe nach auswärts, so 1855 nach Schulpforta, 1862 nach Hamburg an die Spitze des Johanneums, 1866 an Stelle Ritschl's nach Bonn, hatte B. abgelehnt. Als er auch im Kriegsjahre noch Oesterreich treu geblieben war, dankte man ihm mit einer großen Ovation. Doch konnte er im folgenden Sommer dem Antrage des Berliner Magistrates, die Direction des Gymnasiums zum Grauen Kloster zu übernehmen, nicht widerstehen. Mit dem Orden der Eisernen Krone III. Classe geschmückt, durch zahlreiche Beweise der Liebe und Verehrung aus weiten Kreisen erfreut, von der evangelisch-theologischen Facultät mit ihrer Doctorwürde bekleidet, verließ B. Wien und trat mit 1. October 1867 sein neues Amt an. Aeußerlich gealtert, hat er es sieben Jahre lang in frischer Kraft geführt, treu und unermüdlich, wohlwollend auch im Kleinen und Kleinlichen, das einem Schuldirector nicht erspart bleibt. Bald fand sich manchfache, ehrenvolle Gelegenheit zum Wirken auf weitere Kreise. Die Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1868 zum Mitgliede. Wiederholt benutzte er das dadurch gegebene Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Fr. Paulsen, damals sein Zuhörer, schildert diese Thätigkeit des Lehrers mit den Worten: „Die Vorlesungen über Plato und Aristoteles waren nach Inhalt und Form die vollendetsten, die ich überhaupt gehört habe. In zweistündigem, ununterbrochenem, gleichmäßig fließendem Vortrage entwickelte er, am Katheder stehend, bloß ein Blatt Papier mit ein paar Citaten und Notizen in der Hand, den Inhalt Platonischer Dialoge oder auch systematischer Darlegungen des Aristoteles mit einer Klarheit und Sicherheit, als ob der ganze Gedankenaufbau ihm anschaulich vor Augen stünde. Er blieb aber nicht bei der philologischen Darlegung stehen, sondern wußte zugleich durch philosophische Kritik, namentlich beim Aristoteles, das Interesse für die Sache selbst zu wecken und dem Suchenden Fingerzeige für den einzuschlagenden Weg zu geben". Nach A. Boeckh's Tode (1867) wurde ihm ferner die Direction des königlichen Seminares für gelehrte Schulen anvertraut. Endlich trat er 1869 in die Redaction der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen ein und war thätiges, vorübergehend auch leitendes Mitglied der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft. Zu einzelnen besonderen Arbeiten zogen ihn außerdem die Minister heran; so gehörte er zu der Commission von Vertrauensmännern für das höhere Schulwesen, die der Minister Falk zu October 1873 nach Berlin berief. Das letzte Jahr des Directorates brachte die solenne Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Anstalt, deren würdige und gewandte Leitung durch B. allgemein anerkannt ward. Schon fünf Jahre früher war ihm noch einmal durch Hermann Usener nahegelegt worden, in Bonn, diesmal als Nachfolger Otto Jahn's, einzutreten. Er hatte abgelehnt.

Dagegen ließ er sich durch den Ruf des Ministers Falk bewegen, mit Beginn des Jahres 1875 als vortragender Rath ins Ministerium einzutreten. Er hat in diesem Amte noch dreizehn Jahre, zuletzt mit dem Range eines Geheimen Oberregierungsrathes, gewirkt. Daß er auch ihm mit voller Hingebung und mit Verwerthung seiner reichen Erfahrung, voll Wohlwollens gegen An-

stalten und Angestellte, die ihm anvertraut waren, segensreich gedient hat, bedarf kaum der Versicherung. Aber im ganzen war es nicht die glücklichste Zeit seiner amtlichen Laufbahn. Er selbst empfand die Ueberbürdung mit bureaukratischen Geschäften und die dadurch herbeigeführte Lähmung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit so schwer, daß er sogar, wenn auch vergeblich, seine Entlassung aus der Akademie der Wissenschaften beantragte. Dazu kam, daß er es in jener Zeit der Gegensätze und Debatten auf dem Gebiete des höheren Schulwesens keiner Partei recht machen konnte. Was ins Leben trat von seinen organisatorischen Arbeiten, trug allzusehr den Stempel des Compromisses und der Concessionen nach verschiedenen Seiten, um auch nur die nächsten Freunde und bisherigen Anhänger zu befriedigen. Die neue Schulorthographie im Deutschen, die Uebernahme und Anerkennung der neunjährigen, lateinlosen Oberrealschulen als im wesentlichen gleichberechtigter Vollanstalten half er durchsetzen. Aber die Lehrpläne der höheren Schulen von 1882, die daneben die Realschulen I. Ordnung als Realgymnasien den Gymnasien durch Vermehrung des lateinischen Unterrichtes annäherten, wie diese durch verstärkte Betonung der mathematisch-naturkundlichen Seite, späteren Anfang des Griechischen, vermehrte Pflege des Französischen jenen, versöhnten nicht den Streit der Ansichten, sondern schürten ihn eher. Der praktische Nutzen des gemeinsamen Lehrplanes für Human- und Realgymnasien in den drei ersten Schuljahren verschwand in der öffentlichen Meinung vor der Klage über das Festhalten der alten Ansprüche bei Einführung so vieler neuer. Das Stichwort der „Ueberbürdung" gewann neue Kraft und war durch beschwichtigende Gutachten und Erlasse nicht zu entkräften. Näher auf diese Dinge einzugehen, hieße die Geschichte des preußischen höheren Schulwesens in jenen Tagen des erbitterten Schulkrieges schreiben. Hier muß die Andeutung genügen, daß sie für den alternden B. keine Zeit der reinen Freude sein konnten. Festliche Lichtpunkte dieser Jahre bildeten für ihn die Feier seines siebzigjährigen Geburtstages (1884), zu der besonders auch aus Oesterreich glänzende und rührende Zeichen fortdauernder Anhänglichkeit und Verehrung eintrafen, und die seines Amts- und Doctorjubiläums (1886). Reichen und anregenden Genuß fand B. auch in diesen letzten Jahren noch durch seinen Verkehr mit bedeutenden Männern, unter denen Theodor Mommsen, Eduard Zeller, Adolf Kirchhoff und der ihm 1874 von Wien nachgekommene Johannes Vahlen besonders genannt werden. Im Herbste 1887 trat bei dem bis dahin so geistesklaren Greise ein Gehirnleiden hervor, das am 1. April 1888 seinen Uebertritt in den Ruhestand nöthig machte, und dem er nach qualvollem Siechthume am 25. Juli 1888 erlag.

Gleich bedeutend und erfolgreich wie in der Schulpraxis und Schulverwaltung hat B. als philologischer Schriftsteller gewirkt. Seine erste litterarische Arbeit, ungedruckt geblieben, aber von Gomperz, der eingehend über sie berichtet, nachträglicher Drucklegung für vollkommen würdig erklärt, verfaßte er bereits 1835 als Leipziger Student durch Beantwortung der von der philosophischen Facultät gestellten Preisfrage: „Utrum idea absoluti summum et unicum philosophiae principium esse possit". Auf Grund der gekrönten Preisschrift creirte ihn im Jahre darauf die Facultät zum Doctor. Von den „Disputationes Platonicae duae" (Programm des Vitzthum'schen Gymnasiums, Dresden 1837) war bereits die Rede. Ihnen schlossen sich später „Platonische Studien" (zunächst in den Schriften der Wiener Akademie 1858 und 60; 3., sehr erweiterte Auflage Berlin 1886) und eine längere Reihe von einzelnen Aufsätzen in den Schriften der Berliner Akademie (1869—78) sowie der Wiener Zeitschrift für das Gymnasialwesen und dem Hermes an. Dem Aristoteles gelten Bonitz' „Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos" (Berlin 1852), „O. cr.

in Aristotelis quae feruntur Magna Moralia et Ethica Eudemia" (Berlin 1844) sowie Ausgaben von „Alexandri Aphrodisiensis commentarius in libros metaphysicos Aristotelis" (Berlin 1847) und „Aristotelis Metaphysica" (2 Bde., Bonn 1848. 49). Ferner schrieb er für die Wiener Akademie „Ueber die Kategorien des Aristoteles" (1853) und „Aristotelische Studien" (5 Hefte 1862 bis 67), sowie ebenfalls eine Anzahl einzelner Aufsätze in den Schriften der Berliner Akademie und den genannten Zeitschriften. Besonders aber ist hier zu nennen der große „Index Aristotelicus" (Berlin 1870, Band V der großen Ausgabe des Aristoteles der Berliner Akademie). Die oben erwähnten Vorträge „Ueber den Ursprung der Homerischen Gedichte" (Wien 1860) erschienen in 6., von R. Neubauer besorgter, Auflage noch 1885. „Beiträge zur Erklärung des Sophokles" (2 Hefte 1856 u. 57) und „des Thucydides" (1854) brachten die Berichte der Wiener Akademie. Fast unabsehbar ist die Reihe der Recensionen wissenschaftlicher und schulpraktischer Werke besonders in der Wiener Zeitschrift und der dort wie in anderen ähnlichen Blättern veröffentlichten Aufsätze über das höhere Unterrichtswesen. Von diesen urtheilt Fr. Paulsen: „Es giebt nicht viel gymnasial-pädagogische Fragen, welche nicht in den zahlreichen Artikeln von Bonitz eingehende Erörterung oder doch streifende Beleuchtung gefunden hätten; die Durchdringung von philosophischem Denken und reicher Erfahrung giebt diesen Artikeln einen ungewöhnlichen und bleibenden Werth". Biographische Nachrufe widmeten B. u. a. Adolf Trendelenburg (Berliner akadem. Schriften 1872) und Joh. Friedr. Bellermann (Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 1874).

In seiner äußeren Gestalt war B. mittelgroß und schlank, in seinem Umgange gewandt und freundlich, selbst in der Polemik mild und maßvoll, wo ihn nicht in vereinzelten Fällen der Eindruck von Unwahrhaftigkeit und Heuchelwesen, die seiner lauteren Natur vor allem zuwider waren, in Harnisch brachte. Sein ganzes Wesen offenbarte edle, durch ernste, ideale Lebensanschauung verklärte Humanität. „Auf die Nachwelt aber", sagt sein Schüler Th. Gomperz wahr und schön, „wird sein Name als der eines der edelsten, eifrigsten, einsichtsvollsten und geisteshellsten Alterthumsforscher und Jugendbildner unserer Tage gelangen".

Quellen: Eigene Mittheilungen von Bonitz in Heidemann, Geschichte des grauen Klosters in Berlin (Berlin 1874). — Schenkl, Rede bei der Trauerfeier für H. Bonitz (Wien 1888). — Bellermann, Zur Erinnerung an H. Bonitz (Berlin 1889). — v. Hartel, Bonitz und sein Wirken in Oesterreich (Linz 1889). — Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten (2. Aufl., Bd. II, Leipzig 1897); besonders Gomperz, H. Bonitz (in Bursian-Müller's Biograph. Jahrbuche für Alterthumskunde, Bd. IX, 1888, Berlin 1890) und Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz (Wien 1893). — Ein möglichst vollständiges Verzeichniß von Bonitz' Publicationen bringt Gomperz (a. a. O.). Es füllt, einschließlich der eingehenderen Analyse (4 Seiten) der ungedruckten Preisschrift von 1835 über die Idea absoluti, fast 14 Druckseiten.

Sander.

Bonn: Franz B., Dichter und Humorist, geboren am 18. Juli 1830 zu München als der Sohn eines Domänenverwalters und Oberrechnungsrathes, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung, absolvirte das Gymnasium, die Philosophie (1847) und das Studium der Jurisprudenz an der Universität seiner Heimath, bestand den Staatsconcurs mit Auszeichnung, trat als Staatsanwaltschaftssubstitut in den Dienst der reinen Justiz zu Donauwörth, Ansbach und Baireuth, wurde Staatsanwalt am Oberlandesgericht München, folgte 1880

einer Berufung in den Dienst des Fürstenhauses Thurn und Taxis, wo er als Präsident der Domänenkammer und Director des fürstlichen Civilcollegialgerichts zu Regensburg am 7. Juli 1894 aus dem Leben schied. B. begann seine poetische Thätigkeit mit einem an Oskar v. Redwitz's „Amaranth" erinnernden lyrischen Epos „Wolfram" (1854), welchem, mehr im Anschluß an Kinkel's „Otto der Schütz", eine Rheinsage „Schott von Grünstein" (1855) folgte. Mit scharfer Polemik wendete er sich dann als „Freiherr von Rachwitz" mit seinen „Lavagluthen" (1854) gegen die Bilderjagd und den bombastischen Schwulst der Jungdeutschen, während er als „Franz von Münchberg" wieder in ein ruhigeres lyrisches Geleise ablenkte. Einige Sing- und Märchenlustspiele, wie der „Verzauberte Frosch" und der „Arme Heinrich" wurden von Karl Greith, Jos. Rheinberger und Franz Förg, ebenso die Operntexte „Die sieben Raben", „Undine" und „Dornröschen" vom Frhrn. v. Perfall componirt. Großen Erfolg auf vielen Bühnen errang das nach Julius Grosse's reizender Idylle „Gundel von Königsee" dramatisirte gleichnamige Volksstück. Während ein übrigens vortrefflich angelegter Roman „König Mammon" (1880) nicht die verdiente Aufmerksamkeit fand, schlug seine „Lustige Naturgeschichte", welcher alsbald eine gleiche „Botanik" und „Mineralogie" folgte, zündend ein (München 1877 ff. im Verlag von Braun & Schneider), womit B. sein berühmt gewordenes Pseudonym als Herr „von Miris" glänzend begründete. Im heitersten Antithesenspiel und durch eine Fülle logischer Fehlschlüsse, die unmöglichsten Vergleiche mit überraschendster Sicherheit aneinanderreihend, erwarb B. als „Herr von Miris" längst vor „Wippchen" einen rühmlichen Namen als Humorist. Darauf folgten im harmlosen Schnadahüpfelton das „Nibelungen-Ringerl" (1879), die bittere Satire von dem „Pädagogisch verbesserten Struwelpeter für große Kinder von 30 bis 60 Jahren" und die ironischen Bummelverse „Franz der Streber". Eine Auswahl seiner durch die frischeste Laune und den muthwilligsten Humor alle Leser fesselnden poetischen Beiträge zu den weltbekannten „Fliegenden Blättern" sammelte B. unter dem Titel „Von mir is's" (München bei Braun & Schneider), während die Blätter „Für Herz und Haus" (Regensburg 1892, 3. Aufl.) durchweg ernste Klänge anschlagen und das in Terzinen abgefaßte Epos „Jacopone da Todi" (1884) den Dichter des berühmten „Stabat mater" verherrlicht. Eine glänzende Beherrschung der Form und eine höchst musikalische Sprache charakterisiren alle seine Dichtungen. Auch als Jugendschriftsteller hat sich Franz B. mit kleinen Novellen und „Theaterstücken" vortheilhaft bekannt gemacht. Vom Jahre 1881—86 in den bairischen Landtag gewählt, betheiligte sich B. als Hauptredner beim Sturmanlauf gegen das Ministerium Lutz, plaidirte aber auch in der denkwürdigen Plenarsitzung vom 26. Juni 1886 für die Regentschaftsvorlage, wodurch er die Zustimmung und Anerkennung des ganzen hohen Hauses errang. Dann legte er sein Mandat nieder.

Vgl. Histor.-polit. Blätter 1881, 88. Bd., S. 593 ff. und Bettelheim, Biographische Blätter 1895, I. Bd., 4. Heft.

Hyac. Holland.

Bonnell: Eduard B., geboren in Berlin am 15. Februar 1802, † daselbst am 9. Mai 1877, verdienter Philolog und Pädagog, langjähriger Director des städtischen Friedrich-Werder'schen Gymnasiums zu Berlin. Charles Guillaume Edouard B. entsproß einer französischen Familie, die infolge der Aufhebung des Edictes von Nantes nach der Mark Brandenburg eingewandert war. Sein Vorfahr Pierre Bonnel (so!), Weingärtner in Villiers-le-bel bei St. Dénis, nördlich von Paris, verließ die Heimath und zog mit seiner Gattin Marie Rosignol aus Coulome nach Prenzlau, wo er 1687—1720 Cantor der fran-

zösisch-reformirten Gemeinde war. Unseres B. Großvater Jacques Daniel siedelte nach Schwedt über, von wo sein Sohn Pierre Daniel als Regimentsbüchsenmacher, später Vorstand der königlichen Büchsenschäfterei, nach Berlin kam. Erst durch Eduard Bonnell's Großmutter und Mutter war das deutsche Element in die rein hugenottische Familie eingedrungen. Dennoch hielten die Bonnells, wie sie inzwischen ihren Namen schrieben, in Berlin sich zur reformirten Trinitatisgemeinde und besonders zu Schleiermacher. Erst 1850 schloß B. sich wieder der französischen Colonie an, deren regsames kirchliches Leben seinen ernst frommen Sinn anzog. B. besuchte als Knabe und Jüngling durch zehn Jahre das Friedrich-Werder'sche Gymnasium, das er später fast 38 Jahre leiten sollte. Bestimmend für sein geistiges Leben war neben Schleiermacher, der ihn confirmirte, vor allen sein Lehrer Karl Zumpt (1792—1849), der besonders seit dem Tode des Vaters (1818) den begabten Schüler in seinen Schutz nahm und in jeder Hinsicht förderte. Nach vollendetem Universitätsstudium, das neben der zum Lebensberuf erwählten Philologie unter dem verehrten Schleiermacher auch der Theologie und Philosophie galt, und nach wohlbestandenem Examen pro facultate docendi, in dem er seinen Gönner Zumpt als Examinator in der Philologie hatte, trat B. Herbst 1823 unter seinem ehemaligen Lehrer A. Spilleke als Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium ein, lebte 1824—25 ein Jahr als Gymnasiallehrer in Liegnitz, kehrte aber bereits 1825 an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zurück und wurde 1829 an das Gymnasium zum Grauen Kloster versetzt, dem er, seit 1830 Professor, fast ein Jahrzehnt als geschätzter Lehrer, namentlich der oberen Classen, angehörte. Nach dem Tode des Directors Gustav Samuel Koepke (1773—1837), dem B. besonders nahe gestanden hatte, wurde der Director Aug. Ferdinand Ribbeck (1790—1847) vom Friedrich-Werder'schen Gymnasium dessen Nachfolger und B. Director dieser Anstalt, der er die eigene Schulbildung verdankte. Dem neuen Amte, das er am 1. Januar 1838 mit 1150 Thalern Gehalt antrat, blieb er fortan treu. Als die Schule, die er mit 250 Schülern übernahm, bis zur Frequenz von 300 gestiegen war, erhielt er 1841 die vorausbedungene Zulage von 300 Thalern und 1847 eine gleiche Erhöhung des Einkommens, als nicht er, sondern Joh. Friedrich Bellermann in des verstorbenen Ribbeck Stelle einrückte. Allmählich stieg das Gehalt bis zu 2500 Thalern neben freier Wohnung. Als Director des Friedr.-Werder'schen Gymnasiums war B. eine der angesehensten Gestalten des Berliner höheren Schulwesens und zuletzt einer von dessen ehrwürdigen Senioren. Die Zahl der Schüler wuchs während seines Directorates bis auf fast 600, deren Unterbringung in den alten, unzulänglichen Räumen immer schwieriger ward. Den Einzug des Gymnasiums in das neue, den gesteigerten Ansprüchen einer anderen Zeit angepaßte Gebäude hat B. zwar noch erlebt und mit wärmster Theilnahme begleitet. Allein er hatte damals (October 1875) soeben, von tückischer Krankheit erschüttert, sein Amt niedergelegt und konnte nur noch als Ehrengast der erhebenden Weihe des Hauses beiwohnen. Nur wenig über anderthalb Jahre des ehrenvollen, durch Leiden getrübten Ruhestandes waren ihm beschieden. In der Nacht vom 9. zum 10. Mai 1877 entschlief er sanft. Bonnell's Familienleben an der Seite seiner Gattin, geb. Boden, war glücklich und durch gastfreien Verkehr mit Collegen und Freunden verschönt. Doch hatte er den Schmerz, beide Söhne vor sich sterben zu sehen, den jüngeren in zarter Kindheit, den älteren im J. 1870 mit 41 Jahren als Gatten und Vater. Bald nachher folgte den Brüdern eine Tochter, so daß den Vater nur zwei Töchter, deren eine verheirathet, überlebten.

In der Berufsthätigkeit sowol des Lehrers wie des Leiters wird B. von denen, die ihm näher standen, als unermüdlich, streng gegen sich und gegen

Andere geschildert, als Meister des Wortes und gerechter, besonnener Erzieher der Jugend. Das Vertrauen, das er bei jung und alt im weiten Umkreise genoß, war mehr auf Respect vor seiner ehrenfesten Zuverlässigkeit und Treue als auf Zuneigung gegründet, wie sie der unmittelbare Eindruck warmer Menschenliebe zu wecken pflegt. B. wußte und empfand das. Von einem abgeschiedenen Collegen sagte er in seinem warmen Nachrufe: „Er war mir sympathisch, ich ihm nicht!" Wie in der Leitung seiner Anstalt so war er auch sonst geneigt, das Herkommen zu ehren und zu schützen, abhold jeder vorwitzigen Kritik und schroffen Opposition in religiösen wie in politischen Dingen. Sein königstreuer preußischer Patriotismus wie sein frommer christlicher Sinn bewahrten lebenslang Wärme und Farbe der Jahre der Befreiung, die er als werdender Jüngling begeistert mit erlebt hatte. Doch hinderte ihn seine Achtung vor der Autorität nicht, für die Gewissensfreiheit öffentlich einzutreten, wo sie ihm gefährdet schien. So schloß er sich 1845 der bekannten Erklärung der Anhänger Schleiermacher's gegen die unter dem Ministerium Eichhorn mächtig und übermüthig gewordene Partei der Evangelischen Kirchenzeitung, 1873 dem Proteste der Jenenser Professoren gegen die disciplinarische Verfolgung des Schleiermacherianers Sydow an. Die von ihm angeregte jährliche Feier des Geburtstages Schleiermacher's durch seine Schüler und Verehrer erhielt sich unter seiner Mitwirkung bis zur Jahrhundertfeier des großen Lehrers am 21. November 1868. Die philosophische Facultät zu Berlin ehrte B. 1863, die theologische zu Jena 1873 durch den Doctorgrad.

Ein besonderes Verhältniß verband B. mit dem großen Staatsmanne, dem Einiger Deutschlands. Otto v. Bismarck war 1831 als Schüler sein Kostgänger gewesen und vertraute dem von ihm geleiteten Gymnasium 1865 beide Söhne an. Die dadurch herbeigeführte öftere Berührung mit dem Minister und späteren Kanzler ließ B., der ohnehin die Fortschrittspartei in ihrer rein negativen Opposition mißbilligte, tiefer in die innersten Beweggründe Bismarck's blicken und früher an ihn und seine Zukunft glauben, als der größere Theil seiner Berliner Umgebung verstand.

Bonnell's litterarische Thätigkeit und wissenschaftliches Specialstudium waren zunächst und auch späterhin vorzugsweise dem Quintilian gewidmet. Die von Georg Ludwig Spalding begonnene große Ausgabe des römischen Rhetors fortzusetzen und zu vollenden, übernahmen nach dessen Tode (1811) Philipp Buttmann und Karl Zumpt. Diesem fiel die Herstellung des V. Bandes zu, für den er sich die Mithülfe jüngerer Kräfte, darunter seines Schützlinges B., sicherte. B. stellte namentlich die Varianten des Textes vom zweiten Capitel des IV. bis zum Schlusse des VI. zusammen, übernahm aber zugleich selbständig die Herstellung des „Lexicon Quinctilianeum", das (Berlin 1834) als Band VI des Gesammtwerkes nebst den werthvollen „Prolegomena de grammatica Quinctilianea" erschien. Durch seinen „Recensus Quinctil." (1854; ed. 1874. 75. 2 Bände), als Recensent in Zeitschriften und mit kleineren Beiträgen hat B. dann noch lange das Studium des Quintilian gefördert, auch 1851 (ed. IV 1873; ed. V von Meister 1882) das X. Buch in der Weidmannischen Sammlung besonders herausgegeben. In engem Zusammenhange damit stand Bonnell's Programmarbeit von 1836: „De mutata sub primis Caesaribus eloquentiae Romanae condicione inprimis de Rhetorum scholis commentatio historica". 1848 veranstaltete er eine neue Ausgabe von Cicero's Officien (IV. Auflage der Degen'schen Ausgabe). Auch ein „Latein. Vocabularium" (1856; II. ed. 1879) und lateinische Uebungsbücher für die Schule erschienen von ihm. — Der Theologie und dem verehrten Schleiermacher brachte er seinen Zoll durch Herausgabe von dessen „Kirchengeschichtlichen Vorlesungen" in der Gesammt-

ausgabe der Werke (Berlin 1840). Im J. 1844 regte B. die Gründung der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft an, in der er eine Reihe von — theilweise veröffentlichten — Vorträgen hielt; im J. 1846 gab er ebenfalls die Anregung zu der Berliner „Zeitschrift für das Gymnasialwesen". — Mit Fürbringer und Thilo gab er seit 1860 durch mehrere Jahre die pädagogische Zeitschrift „Berliner Blätter" heraus. — Zur großen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" von Schmid steuerte B. den Aufsatz bei: „Preußen. Die höheren Schulen", den für die zweite Auflage H. Kern überarbeitete.

Quellen: H. Bertram, Zur Erinnerung an den Director E. Bonnell (Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Berlin 1878); darin Mittheilungen von F. Meister über Bonnell's Verdienste um Quintilian. — Béringuier, Stammbäume der Französ. Colonie in Berlin (Berlin 1887). — Bertram durfte ausführliche Aufzeichnungen Bonnell's benutzen, die nach seinen Andeutungen nicht nur für den Verfasser selbst, sondern auch für die intimere Zeitgeschichte Berlins Werth haben, aber anscheinend noch nicht weiter ausgebeutet sind.

Sander.

Bonnet: Jean Louis B., reformirter Theologe, geboren am 9. Januar 1805 im Dorfe Dullit bei Rolle im Waadtlande, † als Pfarrer und Consistorialrath a. D. am 15. März 1892 zu Montpellier. Die Eltern, einfache Landleute, siedelten bald nach seiner Geburt nach Satigny bei Genf über, wo Pfarrer Gaussen, ein Vertreter der „Erweckung" (Réveil), ihm nach dem Tode seines leiblichen Vaters ein geistlicher Vater wurde. Schon im siebzehnten Lebensjahre kam B., wie er selbst einmal gesagt hat, zur „Entscheidung gegen die Welt und für den Herrn", wenn er auch nicht, wie Andere, ein bestimmtes Datum seiner Bekehrung angeben konnte. Dadurch regte sich in ihm das Verlangen sich dem Predigtamt zu weihen. Infolge seines außerordentlichen Fleißes wurde er von Gönnern zu weiterer Ausbildung 1822 nach Lausanne geschickt. Hier erlebte er die Verfolgung derjenigen Geistlichen, welche sich der neuen religiösen Bewegung im Waadtlande anschlossen, wodurch der Jüngling nur noch mehr für dieselbe interessirt wurde. 1825 begab er sich nach Basel als Hauslehrer, besuchte aber bald auch die dortige Hochschule. Er empfing viel Anregung durch den berühmten Exegeten de Wette, wenn er auch dessen kirchlichen Standpunkt nicht theilte. Er wurde vielmehr in Hinsicht auf seine theologische Richtung besonders beeinflußt durch Blumhardt, den Director des Missionshauses, und Alexander Vinet, der ihm für sein ganzes Leben ein treuer älterer Freund blieb. Im Frühling 1829 bestand er zu Basel die theologische Prüfung und wurde ordinirt. Er wirkte zunächst als Garnisonprediger bei einem in Frankreich stehenden schweizerischen Regimente, dessen wechselnde Schicksale er theilte, bis die Julirevolution dieser Thätigkeit ein Ende bereitete. Er war dann fünf Jahre lang Pfarrer der französischen Kirche in London, wo er durch seine Predigten sich bald einen gefeierten Namen machte. Es erschien in dieser Zeit bereits die erste seiner Predigtsammlungen: „La famille de Béthanie" (Paris 1833) und „L'homme banni d'Eden" (Paris 1834). Das erste Buch erlebte im Original, wie in englischer Uebersetzung, zahlreiche Auflagen. Auf Veranlassung von Vinet erhielt B. im J. 1835 einen Ruf an die französisch-reformirte Kirche zu Frankfurt a. Main. Wol war es ein sehr kleiner Kreis, dem er in erster Linie zu dienen hatte; aber um so treuer war er als Seelsorger in dieser sehr lebendigen Gemeinde, in welcher vor ihm Pilet im Sinne der Erweckung gewirkt hatte. Er begnügte sich übrigens nicht mit der Thätigkeit innerhalb seiner Gemeinde, sondern suchte seine reichen Gaben auch auf dem Gebiete der innern Mission zu verwenden. So war er mit unter den Gründern eines Jünglingsvereins, sowie des Diakonissenhauses; ferner nahm er lebhaften Antheil an der

Heidenmission und dem Gustav Adolf-Verein. Er stand im wesentlichen auf dem Boden des calvinistischen Bekenntnisses, aber das hielt ihn nicht ab, mit lutherischen Geistlichen und Laien innigsten Verkehr zu pflegen. Sein Glaube hatte sich in mancherlei Prüfungen zu bewähren, die er mit großer Ergebung ertrug. Körperliche Leiden nöthigten den unermüdlichen Mann, der gern noch länger seiner Gemeinde gedient hätte, 1881 das Pfarramt niederzulegen, aber er blieb der Gemeinde noch ein treuer Berather bis zum Jahre 1886, in dem er sein gesegnetes bisheriges Arbeitsfeld verließ. Er siedelte nach Montpellier über, wo sein Sohn, Professor Max B., und sein Schwiegersohn Vallette weilten. Hier starb er, durch das Band der Fürbitte noch immer den ehemaligen Gemeindegliedern verbunden, am 15. März 1892, das Wort Délivrance auf den Lippen. Er war bis zuletzt noch beschäftigt gewesen mit einer neuen Auflage des Werkes, das in theologischer Hinsicht am wichtigsten war, des Commentars zum Neuen Testament. Dieses Buch trug anfangs den Titel: „Traduction libre du nouveau Testament, annoté d'Otto de Gerlach" (Tome I, Paris 1846. Tome II, Genève, Paris 1852—55). Nur der erste Theil aber war eine Uebersetzung des bekannten volksthümlichen Gerlach'schen Bibelwerks; der zweite trug dagegen bereits einen selbständigen Charakter. Eine dritte Auflage erschien 1892 unter dem Titel: „Le nouveau Testament, de notre Seigneur Jésus-Christ, expliqué au moyen d'introductions, d'analyses et de notes exégétiques" (Lausanne). Das Werk ist die einzige vollständige erbaulich-populäre Auslegung des Neuen Testamentes in französischer Sprache und besonders durch die darin niedergelegte Fülle christlicher Erfahrung ausgezeichnet. Einmal hat der irenische B. sich doch auch an einer Polemik betheiligt, als er gegen die Briefe von M. Scherer: La Critique et la Foi eine Gegenschrift ausgehen ließ unter dem Titel: „La Parole et la Foi", Genève, veuve Beroud et S. Guers (Paris 1851). Er stellte der von Scherer betonten Autorität des religiösen Bewußtseins das Ansehen des geschriebenen Worts gegenüber, ohne übrigens die früher von ihm im Sinne des Réveil festgehaltene Wortinspiration mehr zu vertreten.

Das Material dieser Skizze stammt theils aus dem Schriftchen von G. Godet, Louis Bonnet et son Oeuvre. Paris u. Neuchatel 1893, in welchem handschriftliche Aufzeichnungen Bonnet's benutzt sind, theils aus zahlreichen Nekrologen, die freilich manches Ungenaue enthalten. Die Schrift: Souvenirs du cinquantième anniversaire de l'entrée en fonctions de M. Louis Bonnet (23. Août 1885) ist nicht im Buchhandel erschienen. Dechent.

Bonstetten: Gustav Karl von B.-von Rougemont, geboren am 16. Februar 1816, † am 9. März 1892. Ein Abkömmling des uraltadligen Hauses v. Bonstetten der Berner Linie — die zürcherische erlosch schon 1570 —, Enkel von Karl Victor (s. A. D. B. III, 135—137), ist B. ein Hauptrepräsentant der Forschungen auf dem Gebiete der antiquarischen Untersuchungen. Schon in den vierziger Jahren fing B. mit Dr. Albert Jahn die systematische Durchforschung schweizerischer Grabhügel und Grabstätten an, deren Ergebnisse er in einer Reihe von Publicationen vorlegte. Die erste war: „Notice sur les tombelles d'Anet (Ins). Canton de Berne" (1849); dann kamen 1852: „Notice sur les armes et chariots de guerres découverts à Tiefenau près de Berne en 1851", 1865: „Essai sur les dolmen et menhirs". Sein Hauptwerk ist: „Recueil d'antiquités suisses" (1855) mit Supplementen, 1860 und 1867, eine Prachtpublication in Großfolio mit Tafeln in Farbendruck. Außerdem gab er von den Kantonen Bern, Waadt, Freiburg, vom französischen Departement Var, von 1870 bis 1888, archäologische Karten heraus. Zahlreiche kleinere Notizen veröffentlichte B. besonders im Anzeiger für schweizerische Geschichte und

Alterthumskunde. B. trat später zum katholischen Bekenntnisse über, gab sein Berner Bürgerrecht auf und bürgerte sich im Kanton Solothurn ein. Doch schenkte er 1873 seine werthvolle Sammlung, die besonders schweizerische Fundstücke enthielt, dem Berner Antiquarium. Den Winter verlebte B. regelmäßig in Südfrankreich, auf dessen Boden er gleichfalls in großem Umfange Forschungen bewerkstelligte und das archäologische Museum zu Draguignan (Dep. Var) in das Leben rief. In Frankreich starb er auch auf einer seiner Besitzungen.

Vgl. Anzeiger für schweizerische Geschichte VI, 526.

Meyer von Knonau.

Bonz: Adolf B. Die Firma Adolf Bonz & Co. ist aus der ältesten Buchhandlung Stuttgarts, der im Jahre 1682 gegründeten Metzler'schen hervorgegangen, indem die Mitbesitzer derselben, Adolf Karl B. (geboren 1824, † 1877) und sein Schwiegersohn Adolf Mehl aus derselben austraten und 1876 mit einem Theil des Metzler'schen Verlages eine neue Firma, das Verlagsgeschäft von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart begründeten. Die Hauptrichtungen des Verlages waren damals und sind noch jetzt: schöne Litteratur, Belletristik und Schulbücher. In ersterer Richtung war schon in den von der Firma Metzler übernommenen Verlagsartikeln ein vorzüglicher Fond vorhanden. Es waren dies die bis dahin erschienenen Werke Victor v. Scheffel's, die seit ihrem Eintritt in die Litteratur in schier unzähligen Exemplaren in der ganzen Welt verbreitet sind und zuletzt in den geschmackvollsten Prachtausgaben von der Verlagshandlung dargeboten wurden. An die Scheffel'schen Dichtungen reihten sich würdig die Werke Ludwig Steub's, denen sich bald noch andere Lieblingsautoren des deutschen Volkes anschließen sollten. Dies geschah indeß nicht mehr unter der Geschäftsführung Adolf Bonz', der bereits ein Jahr nach der Gründung der Firma verstarb, ein fruchtbares, vor allem auch der Oeffentlichkeit, gemeinnützigen Anstalten und dem Wohle der arbeitenden Classen gewidmetes Leben beschließend — er gilt unter anderem als der eigentliche Stifter des deutschen Buchdruckervereins —, sondern unter seinem ältesten Sohne und Nachfolger, Alfred Bonz (geb. 1854), der 1878 als Theilhaber in die Firma eintrat und 1880, wo Adolf Mehl ausschied, Alleinbesitzer wurde. Unter ihm gesellten sich zu Scheffel und Steub noch Autoren, wie Ganghofer, Hans Neuert, Karl Emil Franzos, Karl Stieler, Fr. Th. Vischer, Ludwig Heveſi, W. Lauser, Ludwig Pfau, Stephan Milow, Hans Arnold, Herm. Lingg, Woldemar Kaden, Edwin Bormann, die als typische Vertreter unserer schönen Litteratur bezeichnet werden können und zum Theil ihre Producte ausschließlich der Firma zur Verwerthung übergaben. Von Interesse dürfte es sein, hier eine kleine Statistik der Auflagen Scheffel'scher Werke einzuschieben. Scheffel's „Ekkehard" erschien 1880 in 50. Auflage, 1901 bereits in 179.; der „Trompeter von Säkkingen" 1876 in 50. Auflage, 1882 in 100., 1900 in 250.; das „Gaudeamus" 1900 bereits in 63. Auflage. Außer diesem nahm auch der Schulbücherverlag einen besonderen Aufschwung; namentlich sind hier die Guth'schen Leitfäden zu nennen, von denen einzelne in 50. und 60. Auflage erschienen sind. 1879 erwarben die Nachfolger von Adolf B. die Emil Müller'sche Buchdruckerei, welche die im Verlage der Firma erscheinenden Werke druckt und unter der Firma „A. Bonz' Erben" betrieben wird. Der Bonz'sche Verlag hat in der kurzen Zeit seines Bestehens auch bereits öffentliche Anerkennung gefunden: aus Stuttgart, Antwerpen und München wurden ihm Ehrenmedaillen zu Theil. Gegenwärtige Besitzer des Verlags sind: Alfred Bonz (Chef) und Antonie verw. Bonz; der Druckerei: Alfred Bonz, Ernst Bonz und Antonie verw. Bonz.

Karl Fr. Pfau.

Borchardt: Karl Wilhelm B., Mathematiker, geboren am 22. Februar 1817 in Berlin, † am 27. Juni 1880 in Rüdersdorf bei Berlin. Er gehörte einer wohlhabenden Familie an, welche der Erziehung des begabten Sohnes jeden Vorschub zu leisten willens und im Stande war. So hatte B. das Glück schon vor dem Besuche der Universität durch Männer wie L. J. Magnus, wie Plücker, wie Steiner unterrichtet zu werden und dann sieben Jahre dem Universitätsstudium in Berlin unter Dirichlet, in Königsberg unter Bessel, Franz Neumann, C. G. J. Jacobi widmen zu können. Am engsten schloß sich B. an Jacobi an, als dessen eigentlichen Schüler man ihn zu bezeichnen hat. Nachdem er am 7. Juli 1843 in Königsberg auf Grund einer Abhandlung über gewisse Systeme nichtlinearer Differentialgleichungen promovirt hatte, durfte er den Herbst und Winter mit seinem Lehrer in Florenz und Rom zubringen, durfte ähnlich wie der um drei Jahre ältere Ludwig Schläfli an jenem Kreise hervorragender Mathematiker theilnehmen, der sich in Rom um die drei nordischen Mathematiker Jacobi, Dirichlet, Steiner gebildet hatte. Dort keimten vermuthlich die Gedanken, mit deren von Berlin aus gelieferten Ausarbeitung B. seine Veröffentlichungen begann. Gleich die erste betrifft den Beweis für den Satz, daß eine gewisse cubische Gleichung 3 reelle Wurzeln besitze, und eine Ausdehnung desselben auf Gleichungen höheren Grades. B. hat die Arbeit zwei Mal in den Druck gegeben: im 30. Bande von Crelle's Journal (Berlin 1846) und gewissermaßen als neue und vervollständigte Auflage im 12. Bande von Liouville's Journal de Mathématiques (Paris 1847). Er war damals ein halbes Jahr in Paris, wo er eben mit Liouville, aber auch mit Michel Chasles und mit dem 1822 geborenen, damals am Anfange seiner Berühmtheit stehenden Hermite viel verkehrte. So wurde B. 31 Jahre alt, bevor er sich 1848 an der Berliner Universität als Privatdocent niederließ. Zum Professor wurde er nie ernannt, weshalb ist ganz unerfindlich, dagegen erwählte ihn die Berliner Akademie der Wissenschaften 1855 zum ordentlichen Mitgliede. Später mußte B. bei zunehmender Kränklichkeit seit 1861 seine Lehrthätigkeit ganz aufgeben oder konnte sie doch nur sehr ausnahmsweise ausüben. Die wissenschaftliche Thätigkeit Borchardt's gipfelte daher einestheils in der Leitung des Crelle-Journals, nachdem dessen Gründer 1855 gestorben war, anderntheils in der Fertigung von Abhandlungen über Algebra, über Analysis, über theoretische Physik, welche sich durch Eleganz der Darstellung nicht minder als durch Tiefe der Gedanken dem Leser empfahlen und empfehlen. Vielleicht darf man die Untersuchungen über das arithmetisch-geometrische Mittel, auf welche B. wiederholt zurückkam, und die Arbeiten von 1873 zur Elektricitätslehre besonders hervorheben. Letztere betreffen ein Gebiet, welches B. durch Vorlesungen, die er darüber hielt (z. B. im Winter 1851 auf 1852) genau bekannt war. B. war auch von der Berliner Akademie mit der Herausgabe von C. G. J. Jacobi's Werken beauftragt und konnte den 1. Band derselben gerade noch druckfertig stellen, bevor er starb.

Vgl. K. W. Borchardt's Gesammelte Werke auf Veranlassung d. Kgl. Preuß. Akademie d. Wissenschaften hsg. von G. Hettner. Berlin 1888.

Cantor.

Borcke: Caspar Wilhelm von B., geboren am 30. August 1704, † am 8. März 1747. Als Sohn des Kanzlers Georg Matthias v. B. in Gersdorf (Kr. Dramburg in Pommern) geboren, studirte er auf mehreren Universitäten die Rechts- und Cameralwissenschaften und trat schon recht jung in den diplomatischen Dienst Preußens. Er war in Kopenhagen, Braunschweig, wo er die Verhandlungen wegen Vermählung des preußischen Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine führte, und an den Höfen von

Dresden und London mit verschiedenem Erfolge thätig. 1738 wurde er zum bevollmächtigten Minister in Wien ernannt. Hier hatte er 1740 und 1741 die schwierige Aufgabe, wegen der Abtretung Schlesiens zu verhandeln, ein Auftrag, der dem feinen, verbindlichen, sanften Gesandten peinlich genug war (Koser, König Friedrich der Große I, 75). Nach dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen wurde er in Berlin zum Kriegs- und Cabinetsminister ernannt und arbeitete mit Graf Podewils zusammen. Als 1744 die Akademie der Wissenschaften wiederhergestellt wurde, ernannte der König B. zu einem der vier Curatoren. Er nahm mit lebhaftem Interesse an den Sitzungen Theil und verfolgte die Arbeiten mit Verständniß und Theilnahme. Sein frühzeitiger Tod wurde vom König und der ganzen königlichen Familie aufrichtig betrauert. (Koser a. a. O. S. 487.) Als Beförderer und Freund der Wissenschaften ist er bedeutender als in seiner Stellung als Staatsmann. Er hatte besonderes Interesse für Geschichtsforschung, namentlich auch für die Geschichte Pommerns und seiner Familie. Daher sammelte er nicht nur eine ansehnliche Bibliothek, sondern regte auch zu Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiete der pommerschen Geschichte an und unterhielt einen regen Briefwechsel mit dem Professor Albert Georg Schwartz in Greifswald. (Herausgegeben von H. Müller, Zeitschrift f. Preuß. Gesch. u. Landesk. XIII, 35—156.) Er selbst versuchte sich als Uebersetzer. 1741 erschien in Berlin: „Versuch einer gebundenen Uebersetzung des Trauerspiel von dem Tode des Julius Cäsar. Aus dem englischen Werke des Shakespear". Diese erste Uebersetzung eines Shakespeare'schen Dramas in Alexandrinern ist für ihre Zeit wohlgelungen, veranlaßte aber Gottsched, das Original für die elendeste Haupt- und Staatsaction voll Schnitzer und Fehler zu erklären. Nach Borcke's Tode erschien „Versuch einer gebundenen Uebersetzung des Lukan" (Halle 1749). Die Herausgeber waren sein Bruder Georg Balthasar v. Borcke und Dr. S. J. Baumgarten.

Dähnert, Pomm. Bibliothek I, 73. — K. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dtsch. Dichtung III, 368. M. Wehrmann.

Bormann: Karl Wilhelm Emil B., ein namhafter Schulmann, dessen Wirken nicht nur für die preußische Hauptstadt und die Provinz Brandenburg, sondern über deren Grenzen hinaus von nachhaltigem Einfluß gewesen ist, wurde am 26. Juni 1802 in Potsdam geboren, wo sein Vater Premierlieutenant beim königlichen Cadettencorps war. Im J. 1811 wurde dieser an das Cadettencorps in Berlin versetzt, und hier besuchte der Sohn 1814—23 das Gymnasium zum grauen Kloster. Zu seinen Lehrern gehörte auch der spätere Provinzialschulrath Otto Schulz, dem B. nicht nur die wirksamsten Anregungen auf der Schule und in seinem späteren Berufe, sondern auch eine stetige, wohlwollende Förderung seines äußeren Lebensganges verdankte. Nachdem B. von Ostern 1823 bis Michaelis 1826 an der Berliner Universität, besonders unter Neander und Friedrich Strauß, Theologie studirt und im Januar 1827 das erste theologische Examen abgelegt hatte, wurde er im März d. J. Rector der städtischen Töchterschule in Charlottenburg und Hülfsprediger daselbst, erhielt im Herbst 1830 durch das Schulcollegium der Provinz Brandenburg einen Ruf als erster Lehrer an das in Berlin zu errichtende Seminar für Stadtschullehrer und leitete diese Anstalt bis zur Berufung Diesterweg's, des ersten Directors (1832). Um diese Zeit eröffnete das Schulcollegium eine neue Töchterschule auf der Friedrichstadt (Königl. Augusta-Schule) und unterstellte sie der Leitung Bormann's, der mit ihr sehr bald eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen verband. In der Pflege dieser Anstalten, die er so aus dem Keime hatte hervorsprießen sehen, wuchs B. sich erst zu seiner pädagogischen Tüchtigkeit aus. Beide Anstalten erfreuten sich eines solchen Zuspruchs und gediehen in solcher Weise, daß B., der sein Amt

am Seminar für Stadtschullehrer noch beibehalten hatte, dieses 1839 aufgab, um seine ganze Kraft der Töchterschule zu widmen, zu deren Director er dann 1841 ernannt wurde. Im Verein mit seinen Lehrcollegen hielt B. auch allwöchentlich in Berlin jene Vorträge, durch die er, über die Grenzen seines Seminars hinaus, in weite Kreise der gebildeten Frauenwelt Berlins Anregung und Belehrung trug, und aus denen später sein Buch „Ueber Erziehung und Unterricht" (1847) erwuchs, in welchem er ein Zusammenwirken von Schule und Haus zu dem gemeinsamen Ziele nicht nur forderte, sondern auch förderte. Neben dieser Thätigkeit hatte B. auch vom Jahre 1837 an, durch länger als zwei Jahrzehnte, die Ehre und Freude, Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses unterrichten zu dürfen. Er wußte diesen Vorzug um so höher zu schätzen, als es ihm durch diese Beziehungen vergönnt war, den Kreis seiner Anschauungen und Erfahrungen, vornehmlich auch durch ausgedehnte Reisen, welche ihm die hohen Herrschaften ermöglichten, zu erweitern. Nach dem Tode seines unmittelbaren Vorgesetzten, des ihm so wohlgesinnten Provinzialschulraths Otto Schulz (1849), wurde B. in dessen Stelle berufen, und in derselben verblieb er, bis er im Herbst 1872 mit dem Charakter eines Geh. Regierungsraths in den Ruhestand trat. Gleichzeitig übernahm er die Redaction des von Otto Schulz 1836 gegründeten „Schulblatt für die Provinz Brandenburg", die er bis an seinen Tod führte. In seiner neuen Stellung lag B. die Beaufsichtigung des Berliner Gemeindeschulwesens und der Seminare der Provinz Brandenburg ob; doch gewährte ihm sein Amt immer noch Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Erziehung und des Unterrichts. Bereits 1833 hatte er seine „Grundzüge der Erdbeschreibung mit besonderer Rücksicht auf Natur- und Völkerleben" (8. Aufl. 1871) veröffentlicht; im folgenden Jahre schrieb er „Ueber die feinen weiblichen Arbeiten und über den Unterricht in denselben in unsern Töchterschulen", ein Buch, das für die weitere Ausgestaltung des Handarbeitsunterrichts grundlegend geworden ist. Dann folgten „Spiele und nützliche Beschäftigungen für die Jugend" (1836); „Methodische Anweisung zum Unterricht in den deutschen Stilübungen" (1836, 6. Aufl. 1862); „Hilfsbuch für deutsche Stilübungen, insonderheit für Uebungen im mündlichen Vortrag" (1839, 3. Aufl. 1862); „Zweihundert Aufgaben zu Aufsätzen für reifere Schüler ꝛc." (1839); „Der orthographische Unterricht in seiner einfachsten Gestalt" (1840); „Handbuch zur Erklärung und unterrichtlichen Behandlung der wichtigsten biblischen Erzählungen" (1841, 3. Aufl. 1867); „Das Leben in Stadt und Land, in Feld und Wald. Ein Lese- und Hilfsbuch zu den 16 Bildertafeln für den Anschauungsunterricht von C. Wilke" (1843, 7. Aufl. 1875). Nach Erlaß der bekannten und viel angefeindeten Raumer'schen Regulative für den Volksschul-, Präparanden- und Seminarunterricht (October 1854) schrieb B. auf Grund derselben seine „Schulkunde für evangelische Volksschullehrer" (1855, 17. Aufl. 1872) und als Ergänzung die „Unterrichtskunde für evangelische Volksschullehrer" (1856, 10. Aufl. 1872), zwei Bücher, die seitdem als Grundlage für den Unterricht in der Pädagogik in den preußischen Seminaren benutzt wurden. Sie erfuhren zwar nach Aufhebung der Regulative (1872) unter dem Titel „Pädagogik für Volksschullehrer, auf Grund der allgemeinen Bestimmungen vom 15. October 1872 bearbeitet" (1873, 3. Aufl. 1879) eine theilweise Umarbeitung, traten aber bald gegen andere derartige Schriften in den Hintergrund. Bekundet schon diese schriftstellerische Thätigkeit Bormann's eine große Mannichfaltigkeit, so muß schließlich doch auch noch seiner litterarischen Bestrebungen gedacht werden. Als Mitglied des „Litterarischen Sonntagsvereins" in Berlin hat er selbst hin und wieder der Dichtkunst gehuldigt und uns mit zwei kleinen Sammlungen seiner Gedichte beschenkt, „Bilder aus Glienecke" (1849), die nur als Manuscript gedruckt

wurden, und „Die Tage des Herrn“ (1852), religiöse Dichtungen, welche sich den besten dieser Art getrost an die Seite stellen können. Nach seinem Uebertritt in den Ruhestand widmete B. seine Muße vorwiegend der Redaction seines Schulblatts und dem Berliner Zweigverein der „Deutschen Schillerstiftung“, zu dessen Mitbegründern er gehörte und dem er zuletzt auch als Vorstand präsidirte. B. starb in Berlin am 31. August 1882.

Schulblatt für die Provinz Brandenburg. Jahrg. 1883, S. 1 ff. — Heinrich Fechner, Die Lehrer und Schüler des Berliner Seminars für Stadtschullehrer in Berlin, 1881. Franz Brümmer.

Börner: Johann David Chevalier v. B., französischer General, geboren am 13. September 1762 in der vormaligen Reichs-, nunmehr württembergischen Oberamtsstadt Ravensburg als Sohn des Eisenhändlers und Kornmessers Johann David Berner (so schrieb sich eigentlich die Familie) und der Maria Regina Rabholz, kam 1780 als Strumpfwirkergeselle nach Straßburg, ließ sich dort als Soldat im französischen Regiment Walsch anwerben, machte als solcher 1782 und 1783 die Feldzüge in Westindien gegen die Engländer mit, wurde während des 1791 ausgebrochenen Negeraufstandes auf Haiti Lieutenant, Hauptmann, leistete 1797 gegen die Chouans gute Dienste, wurde Oberst, machte als Generalstabsofficier die Feldzüge 1805, 1806, 1807 mit, erhielt auf dem Schlachtfeld bei Austerlitz (2. Dec. 1805) das Kreuz der Ehrenlegion und erlangte hierdurch infolge des kais. Decrets vom 1. März 1808 den Titel eines Chevalier. Als kgl. westfäl. Brigadegeneral nahm er 1809 an den Kämpfen in Spanien theil, trat dann in den Ruhestand und lebte in Nordheim im Elsaß. Er starb am 4. Mai 1829 daselbst.

Gutermann, Beiträge z. Gesch. Oberschwabens im Staatsanzeiger 1856, Nr. 66, Beil. S. 623. — G. Eben, Versuch e. Gesch. d. Stadt Ravensburg, Ravensburg 1831, 3. Heft, S. 542—548. — Annuaire de la noblesse de France, 1864, S. 376. — T. Hafner, Gesch. d. Stadt Ravensburg, Ravensburg 1887, S. 640—645. Theodor Schön.

Boerner: Paul Albrecht B., Arzt in Berlin und Begründer der „Deutschen medicinischen Wochenschrift“ war in Jakobshagen in Pommern am 25. Mai 1829 geboren. Er hatte bereits drei Jahre lang, von 1847—50, Jurisprudenz in Berlin und Halle studirt, als er 1851 dieses Fach aufgab und sich der Heilkunde zuwandte, die er in Königsberg, Würzburg und Greifswald studirte. Nachdem er am letztgenannten Orte 1854 die Doctorwürde und 1856 die Approbation als Arzt erlangt hatte, prakticirte er zunächst an einigen kleineren Orten, siedelte dann aber 1863 nach Berlin über, wo er eine außerordentliche Rührigkeit namentlich in publicistischen Unternehmungen an den Tag legte. Nicht bloß die oben genannte Zeitschrift gründete er und brachte sie schon zu einer gewissen Blüthe, sondern auch 1879 das noch heute erscheinende „Jahrbuch für praktische Aerzte“, ferner den „Reichsmedicinalkalender“ (seit 1880). Außerdem war B. ein fleißiger und erfolgreicher Schriftsteller auf dem Gebiet der Hygiene. Er lieferte für das hervorragende Organ dieser Disciplin, die Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, manchen schönen Beitrag und gab auch im Auftrage der städtischen Behörden von Berlin 1883 einen „Hygienischen Führer durch Berlin“, ferner als „Handbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege“ (Berlin 1877) eine deutsche Ausgabe von Wilson's in englischer Sprache geschriebenem Buch heraus. Für die in Berlin 1883 veranstaltete große Ausstellung auf dem Gebiet der Hygiene und des Rettungswesens hatte B. den Bericht anzufertigen, der jedoch nicht vollendet wurde, da B. unerwartet am 30. August 1885 an acuter Bauchfellentzündung starb. Der betr. Bericht wurde von Boerner's langjährigem Mit-

arbeiter, jetzigem Professor H. Albrecht in 3 Bänden (Breslau 1884—1886) vollendet.

Biogr. Lex. hsg. von A. Hirsch und E. Gurlt I, 510; VI, 512.

Pagel.

Borries: Wilhelm Friedrich Otto Graf von B., hannoverscher Minister, geboren am 30. Juli 1802 zu Dorum im Lande Wursten, † am 13. Mai 1883 zu Celle. Die Familie stammte aus dem Patriciat der Stadt Minden in Westfalen und hatte schon in mehreren Generationen den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg gedient, ehe sie mit Johann Friedrich B. in das Herzogthum Bremen-Verden kam. 1684 in Einbeck geboren, war er 1715 wirklicher Justizrath bei der Kanzlei in Stade geworden und 1751 als Director der drei Justizcollegien des Landes (Kanzlei, Hofgericht, Consistorium) gestorben. Auf ihn geht der Adel der Familie zurück; der Adelsbrief Kaiser Karl's VI. ist vom 20. August 1733 datirt und unterm 4. Februar 1734 publicirt. Durch den Erwerb des Guts Horneburg (Kreis Stade) trat die Familie in die Ritterschaft des Herzogthums Bremen ein. Der junge B., der Urenkel von Johann Friedrich, wurde auf dem Lande im Hause des angesehenen bremischen Predigers Georg Langenbeck, des älteren Bruders des Göttinger Chirurgen Konr. Joh. Martin Langenbeck (s. A. D. B. XVII, 664), erzogen. Hier blieb er sieben Jahre bis zu seiner Confirmation, besuchte dann 1817—19 das Gymnasium zu Stade und 1819—21 die Ritterakademie zu Lüneburg. Auf Grund ihres Zeugnisses wurde er am 18. October 1821 in Göttingen als Student der Rechte immatriculirt. Der Vater, erster Beamter des Landes Wursten (Obervogt) und Hofgerichtsassessor, war gestorben, ehe der Sohn die Universität bezog. Er fand eine treue Stütze an seiner Mutter, Juliane v. d. Decken, und pries es noch in seinem Alter als ein seltenes Glück, mit ihr stets in der nächsten Verbindung geblieben zu sein. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er in die heimathliche Provinz zurück und durchlief hier alle Stadien des Beamtenthums: war Auditor in Meinersen, Amtsassessor in Harsefeld, nachdem er 1826 zusammen mit seinem späteren Minister-Collegen v. d. Decken das Examen beim Oberappellationsgerichte bestanden hatte. Ueberall hatte er das Glück, sehr tüchtige Beamte zu Vorgesetzten zu haben, die ihn in Verwaltung und Justiz einführten. Er nennt besonders seinen Oheim, den Oberhauptmann v. Düring in Meinersen, der das Interesse für die Landwirthschaft und deren Reform bei ihm weckte, und den Drost v. Wersebe zu Harsefeld, dem er durch ein zwölfjähriges Zusammenwirken den gewichtigsten Einfluß auf seine ganze Ausbildung, auch die politische, zuschreibt. Neben seinem Amte in Harsefeld bekleidete er seit 1827 die Stelle des Gerichtshalters in dem benachbarten Patrimonialgericht Delm, das den Herren v. Zesterfleth, Düring, Schulte und v. d. Busssche gehörte. Seit 1828 war er Mitglied der Provinziallandschaft als Quartal-Verschlags-Commissar und während der wenigen Jahre, die das 1832 mit der Justizkanzlei verschmolzene Hofgericht zu Stade noch bestand, ebenso wie der genannte v. d. Decken dessen von der Bremischen Ritterschaft präsentirter Assessor. Als Deputirter seiner Ritterschaft trat er 1832 in die erste Kammer der Ständeversammlung ein, nahm an der Berathung des Staatsgrundgesetzes und der Ablösungsordnung lebhaften Antheil und schied 1835 aus Familienrücksichten aus. Im Jahre zuvor hatte er sich mit Artemise v. Lütcken verheirathet, einer Schwester des im Kampfe um das Staatsgrundgesetz vielgenannten Osnabrücker Landdrosten und späteren Ministers v. Lütcken. 1838 wurde er Regierungsrath bei der Landdrostei Stade und war eines der Mitglieder der von König Ernst August zur Entwerfung des Landesverfassungsgesetzes von 1840 bestellten Commission. In den politischen Kämpfen der Zeit ist sein Name nicht früher genannt worden als im Winter 1848 auf 1849. Bei den Wahlen zu der ersten Kammer, die das Verfassungsgesetz vom 5. Sep-

tember 1848 in origineller Weise nach gesellschaftlichen Gruppen gebildet hatte, bekämpfte B. in einem offenen Schreiben die unter den Grundbesitzern seines heimischen Wahlbezirks ausgegebene Parole: wählt keinen Adeligen! Durch seine langjährige Thätigkeit als Verwaltungsbeamter, als Besitzer eines vollen Bauernhofs zu Hedendorf im Gericht Delm, mit den Bedürfnissen des Landes und der Landwirthschaft gründlich vertraut, glaubte er zur Mitarbeit an den großen gesetzgeberischen Aufgaben des bevorstehenden Landtages geeigneter zu sein, als der schlichte Landmann, von dem er sich in allem, was die praktischen Verhältnisse des Ackerbaus betrifft, gern belehren lasse. Er erklärte sich bereit, „in der jetzigen großartigen Entwicklungsperiode" zu der Ausführung der vom Könige und seinen Ministern dem Lande gemachten Zusagen mitzuwirken und erachtete es als nothwendig, das Landesverfassungsgesetz von 1840 in Gemäßheit des Gesetzes vom 5. September 1848 und der deutschen Grundrechte umzuarbeiten. Seine Bewerbung war erfolglos. Die neue erste Kammer zählte unter ihren 33 Vertretern des Großgrundbesitzes nur vier Rittergutsbesitzer. Der Gebrauch, den die bäuerlichen Wähler von ihrem Rechte gemacht hatten, erklärlich genug als Reaction gegen die vorausgegangene Periode einer ausschließlichen Adelsvertretung, rief eine tiefe Erbitterung in den Ritterschaften hervor, die sich seit 1849 zu einer immer schärferen Opposition gegen die Schöpfungen des Jahres 1848 und ihre Väter sammelten. An den erfolglosen Verhandlungen, die die Regierung in den Jahren 1852 und 1853 mit den Vertretern der Provinzialstände über deren Reorganisation führen ließ, war B. als Bevollmächtigter seiner Ritterschaft betheiligt. Daß er allmählich einer der Führer seiner Partei geworden war, zeigte sich, als die Ritterschaften ihre Zeit gekommen glaubten. In dem sofort nach dem Regierungsantritt König Georg's V. neugebildeten Ministerium Schele (s. A. D. B. XXX, 749) wurde B. und seinem Landsmanne v. d. Decken ein Platz zu Theil. Aber noch hielt ihnen das durch Bacmeister (s. A. D. B. XLVI, 175) und Windthorst vertretene bürgerliche Staatsdienerelement die Waage, stärker noch die Abneigung des jungen Königs gegen eine Beeinträchtigung seiner Souveränetät durch den Bundestag oder feudale Stände. Als die beiden „bremischen Minister" nach fünf Monaten (10. April 1852) wieder abziehen mußten, schieden sie mit dem Bewußtsein, nur zu früh gekommen zu sein. B. kehrte nach Stade zurück und setzte die ritterschaftliche Opposition fort. Nachdem das Ministerium Schele und nach ihm das Ministerium Lütcken ihre Schuldigkeit gethan hatten, wurde B. zurückgerufen, und ihm und seinen Gesinnungsgenossen die ganze Verwaltung ausgeliefert. Das am 29. Juli 1855 die Geschäfte übernehmende Ministerium zählte nur adelige Mitglieder, das erste seit 1848, in dem das bürgerliche Element unvertreten war. B. erhielt wie im November 1851 das Ressort des Innern, aber er war jetzt die Seele des Ganzen. Nach ihm wurde das Ministerium zubenannt, und unter seiner Firma hat es einen Platz in der deutschen Geschichte erworben. Sieben verhängnißvolle Jahre hat es die Verwaltung geführt, und seinem Antritt folgten sofort die entscheidenden Schläge gegen das bestehende Recht. Der Bundesbeschluß vom 19. April 1855, der die Regierung zur Revision der Landesverfassung aufforderte, wurde am 1. August publicirt, der Landtag aufgelöst und eine Ständeversammlung an die Stelle gesetzt, die im wesentlichen auf den im Wege der Octroyirung wiederhergestellten Bestimmungen der Verfassung von 1840 beruhte. Sachlich bedeutete das die Wiedererhebung des ritterschaftlichen Adels zu einem Factor der Gesetzgebung. Einer kleinen Partei, der sich erst der König und dann die Bundesversammlung dienstbar gemacht hatten, war es gelungen, die seit 1848 in anerkannter Wirksamkeit stehende Verfassung aus den Angeln zu heben. Nachdem das Landesrecht von seinen angeblichen Bundeswidrigkeiten gesäubert war, kam es darauf an, wie sich die

ritterschaftliche Opposition auf der selbst gezimmerten Grundlage einrichten würde. Mit großer Energie schlug B. zunächst jeden Widerstand nieder, der sich dem Staatsstreich entgegenstellte. So besonnen der Gegner auftrat, so streng er sich in den Formen des Rechts, der juristischen Deduction bewegte, mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des Siegers ging der Minister vor, scheute nicht vor persönlicher Verfolgung zurück, sowenig wie vor Verletzung der selbstgeschaffenen oder wiederhergestellten Gesetze. Wo das Recht unbequem war, half ein Nothgesetz über alle Hindernisse hinweg. Das Ziel einer monarchisch-conservativen Regierung, die dem Lande die ihm angeblich seit Jahren fehlende Sicherheit und Ordnung zurückbringen sollte, wurde mit wenig wählerischen und noch weniger originellen Mitteln verfolgt. Die preußischen Reactionsjahre waren nicht vergebens für den Nachbarstaat, der sich so gern seiner Eigenart rühmte, verlaufen. Otto v. Manteuffel fand einen gelehrigen Schüler an dem Minister v. Borries. Als die erste im J. 1856 einberufene Ständeversammlung sich nicht gefügig genug erwies, wurde sie aufgelöst, und durch eine Wahl, bei der die Verwaltung mit allen ihren Hebeln in der ungescheutesten Weise arbeitete, im Frühjahr 1857 eine Volksvertretung zu Stande gebracht, deren erste Kammer völlig von den wenigen noch widerstrebenden Stimmen gereinigt war, während die zweite Kammer der Regierung eine Mehrheit von 50 gegen einige 20 oppositionelle Stimmen zur Verfügung stellte. Durch Urlaubsverweigerung hatte man die sachkundigsten Mitglieder fern gehalten. Nicht bloß Staatsdienern, auch Communalbeamten war der Urlaub versagt; und daran nicht genug, hatte eine zwei Tage vor den Wahlen erlassene Verordnung die pensionirten Minister unter die unmittelbare Dienstherrlichkeit des Königs gestellt und ihm damit die Mittel verschafft, sofort sechs zu Abgeordneten erwählten Exministern die Erlaubniß zum Eintritt in die Kammer zu verweigern. Diese speciell von B. empfohlene Maßregel war motivirt mit der allgemeinen Wohlfahrt und mit der Besorgniß, der bisherige Zustand müsse zu einer Untergrabung der Regierungsautorität und, wie allemal das Schreckenswort lautete, zu einer parlamentarischen Regierungsform führen. Die Verordnung vom 14. Januar 1857 erschien dem Minister noch nach Jahren als eine so werthvolle Bereicherung des hannoverschen Staatsrechts, daß er, als im Mai 1862 der Abgeordnete v. Bothmer einen Antrag auf Aufhebung einbrachte, seine Erörterung durch Stellung der Vorfrage abschneiden ließ. Nachdem das nöthige Werkzeug geschaffen war, begann die Revision der seit 1850 geschaffenen Gesetze zur Stärkung der angeblich unzureichenden Regierungsgewalt. So wurden die Städteordnung und die Landgemeindeordnung, die Aemtereinrichtung umgestaltet, die Aburtheilung der Polizeivergehen den Gerichten entzogen und Verwaltungsbehörden übergeben, das Staatsdienergesetz in ein Gesetz über die königlichen Diener umgewandelt, die Polizei von der übrigen städtischen Verwaltung abgetrennt und königlichen Polizeidirectionen übertragen. Das einschneidendste Gesetz des neuen Regimes, die Neuordnung des Finanzcapitels und die Ausscheidung eines Domanialcomplexes als Krondotation, lag zwar außerhalb seines Ressorts, aber bei der Durchbringung der Maßregel durch die Kammer lieh B. ihr doch seine gewichtige Unterstützung. Für die Ausführung der neuen Gesetze sorgte Borries' strenge Ueberwachung der Beamten. Sofort nach Uebernahme seines Amts hatte er ihnen unbedingte Unterstützung der Regierung zur Pflicht gemacht. Ein hartes Polizeiregiment wurde aufgerichtet, kräftig und selbstbewußt gestützt durch den Jugendfreund des Ministers, den General-Polizeidirector Wermuth. Es hatte überall seine Augen und mischte sich in alles. Bei dem Begräbniß Lehzen's, des ausgezeichneten Finanzministers im Ministerium Stüve, wurden die Theilnehmer von der Polizei aufnotirt. Obergerichtsassessor Planck, der den Spruch des Auricher Gerichts über die Ungültigkeit der Octroyirung vom 1. August 1855 herbeigeführt hatte, wurde Auf-

enthalts- und Reisebeschränkungen unterworfen und während seiner Urlaubsreisen bis auf seine Lectüre von Gensdarmen controllirt. Oppositionellen Handwerkern und Gewerbtreibenden mußten die Behörden die Arbeit für den Hof oder staatliche Betriebe entziehen. Der Minister duldete keinen Widerspruch und keine Abweichung von der durch ihn aufgestellten Regel. Wer nicht seiner Meinung war, war radical: eine Bezeichnung, der ein Mann wie Stüve nicht entging. Die Universität Göttingen, weil sie die allerhöchsten Wünsche bei den Wahlen nicht berücksichtigt hatte, war politisch verkommen und wurde mit der Hungercur bedroht. Der Kammerrath v. d. Decken, der sich 1855 unabhängig in der ersten Kammer geäußert hatte, durfte als ein Mann ohne politischen Charakter nicht wieder gewählt werden. Der Generalsecretär im Justizministerium Danckert, eines der dienstwilligsten Werkzeuge der Reaction, der die Verordnung gegen die Exminister als ein Zeugniß staatsmännischer Weisheit gepriesen hatte, mußte, als er im Frühjahr 1858 bei Berathung des Staatsdienergesetzes abweichend vom Minister, dem er bis dahin in der Debatte kräftig secundirt hatte, sich für eine stärkere Garantie gegen Entlassung von Staatsdienern unter Berufung auf seinen Eid als Abgeordneter erklärte, sofort sein Mandat und sein Amt im Justizministerium aufgeben und die Residenz verlassen. Dem Staatsminister a. D. v. Münchhausen, der 1856 die Opposition in der zweiten Kammer geleitet hatte, übermittelte B. den königlichen Befehl, mit seiner Gemahlin den Hof zu meiden. Von dem nicht mehr an objective Kriterien gebundenen Rechte, gewählten Communalbeamten die königliche Bestätigung zu versagen, wurde der ausgiebigste Gebrauch im parteipolitischen Sinne gemacht. In dem politischen Apparat fehlte eine strenge Ueberwachung der Zeitungen, für die das Bundespreßgesetz bequeme Handhaben lieferte, nicht; an der officiellen Presse betheiligte sich B. durch gelegentliche Einsendungen, deren Form und Inhalt den berufsmäßigen Journalisten ihre Arbeit nicht erleichterte.

Die Mehrheit der zweiten Kammer bestand aus gefügigen Landleuten und abhängigen Beamten, die neben ihrer sonstigen Hülfeleistung den Beruf hatten, die Bauern in Zucht und Ordnung zu halten, in- und außerhalb des Sitzungssaales zu überwachen und vor jeder Berührung mit Andersgesinnten zu bewahren. Ihr stand eine Opposition gegenüber, die, so schwach ihre Zahl und so vergeblich infolge dessen ihr Widerstand war, dem Minister das Leben herzlich sauer zu machen verstand. Sie verfügte über tüchtige Kräfte und hatte vor allem einen unvergleichlichen Führer. Rudolf v. Bennigsen, Abgeordneter für die Stadt Göttingen, trat mit dem Landtage des Jahres 1857 in das parlamentarische Leben ein. Er wurde nicht müde, bei jeder Gelegenheit an das zu Boden getretene Recht des Landes zu erinnern, und unterzog jede neue reactionäre Regierungsmaßregel seiner scharfen Kritik. Die Last der Vertheidigung und nicht bloß seines Ressorts, sondern der Regierung überhaupt ruhte auf den Schultern des Ministers des Innern, den der König für eine der ihm vorbehaltenen Stellen zum Mitgliede der zweiten Kammer ernannt hatte. So spitzten sich alle wichtigen Debatten zu einem Duelle zwischen Bennigsen und B. zu. Der Minister hatte den augenblicklichen Erfolg auf seiner Seite. Sein bester Verbündeter war der materielle Aufschwung des Landes und der Zeit. Wer sollte sich um einen Verfassungsbruch grämen, wenn es soviel Geld zu verdienen gab, die Residenzstadt täglich schöner wurde und Theater und Concert die herrlichsten Kunstgenüsse gewährten? So schwierig auch der Stand der Opposition war, sie gewann doch allmählich das Ohr des Landes immer sicherer für sich. Ihre Ausdauer im täglichen hoffnungslosen Kampfe allein hätte das nicht vermocht. Eine lange Leidensgeschichte hatte das Land gelehrt, daß alle Kämpfe im Innern wirkungslos blieben ohne eine Besserung der deutschen Gesammtverfassung. Unter einem so verdienten und populären Minister wie Stüve

hatte es sich gezeigt, wie weit nationale Gesinnung in Hannover verbreitet war, und, den Kampf gegen den gefeierten Mann nicht scheuend, vor allem auf Begründung einer kräftigen Centralgewalt drang. Um wie viel mehr mußte sie sich geltend machen, seitdem das letzte Ergebniß der Bewegung von 1848 die Wiederherstellung des deutschen Bundes war und dieser nichts eiligeres zu thun hatte als seinen alten Ruf zu rechtfertigen. Die durch die neue Aera in Preußen und den Krieg von 1859 wiederbelebten nationalen Hoffnungen fanden deshalb vor allem in Hannover freudige Unterstützung. Der Führer der Opposition gegen das Ministerium B. wurde zugleich das Haupt des Nationalvereins, der von einer Erklärung, die einige dreißig hannoversche Abgeordnete und ihre Freunde am 19. Juli 1859 erließen, seinen Ausgang nahm. Der Minister, ohne Verständniß für das nationale Bedürfniß, erblickte in der neuen Bewegung nichts als destructive demokratische Bestrebungen und glaubte ihr mit der Polizei begegnen zu können. Aber bei der Gemeinsamkeit der Gefahr in größerem Stil. Von Norderney erging Ende August der Befehl an den General-Polizeidirector Wermuth, sich nach Dresden und Wien zu begeben, um auf ein vereintes Vorgehen zu dringen. Die Mission scheiterte vollständig und zog dem Minister einen Conflict mit dem Grafen Platen zu, der sich über den Eingriff in sein Ressort beschwerte. Der Mißerfolg ließ nichts übrig, als es mit der Polizei in kleinerem Stil zu versuchen. Mit gewohnter Meisterschaft wurde eine ministerielle Verfügung erlassen und ausgeführt, wonach die Unterzeichner von Aufrufen und Erklärungen zur Bildung eines deutschen Parlaments und zur Unterordnung der deutschen Staaten unter die Hegemonie Preußens bei keiner Anstellung, Beförderung, Gehaltsverbesserung oder sonstigen Gunstbezeugung ohne allerhöchste Genehmigung berücksichtigt noch bei Leistungen, Lieferungen oder Arbeitsleistungen zugelassen werden durften. Das Rescript sorgte zugleich für den Fall der thätigen Reue: widerrief ein Unterzeichner schriftlich seine Erklärung, machte er wahrscheinlich, daß er deren Inhalt und Tragweite nicht gehörig übersehen habe, und war er mit der Veröffentlichung seines Widerrufs einverstanden, so sollten jene Sperrmaßregeln nicht weiter gegen ihn angewandt werden. Den Bestrebungen des Nationalvereins hat die Verordnung, die auf den Egoismus der Privatinteressen speculirte, keinen Abbruch gethan, aber sie erzeugte eine Menge kleiner Gehässigkeiten, Verfolgungssucht und Gesinnungsriecherei und vermehrte den Parteigeist anstatt, wie es im Landesinteresse gelegen hätte, ihn zu dämpfen. Der Kampf in der Volksvertretung wurde durch den neuen Gegensatz nur noch verschärft. Seinen Höhepunkt erreichte er in der Sitzung vom 2. Mai 1860. Die Veranlassung gab ein Einschreiten des Ministers gegen den Magistrat der Stadt Harburg, der in einer Eingabe an die Ständeversammlung gebeten hatte, sich für eine kraftvollere Organisation der deutschen Gesammtinteressen zu verwenden. Drehte sich der Kampf formell um die Frage, ob städtischen Corporationen ein Recht zustehe, in allgemeinen politischen Dingen zu petitioniren, so faßte der Minister den Stier bei den Hörnern und sprach sich materiell über die Tendenzen des Nationalvereins aus, die wenig Sympathie im Lande fänden und, wenn sie durchdrängen, statt zur Einigung zur Zersplitterung Deutschlands führen würden. Ein neues Parlament habe nicht mehr Aussicht auf Erfolg, als das von 1848. Die Uebertragung der Militärhoheit und der diplomatischen Vertretung auf Preußen bedeute die Mediatisirung. Kein größerer Fürst und, solange das Recht gelte, auch kein kleinerer Fürst würden sie sich gefallen lassen. Die Fürsten würden auf jede Weise ihr Recht zu wahren suchen, sich miteinander gegen die Beraubung ihrer Rechte verbinden, ja sie könnten sogar durch die Noth dahin gedrängt werden, die Allianz auswärtiger Mächte zu suchen, welche sehr geneigt sein würden, auf solche Art eine Hand in die deutschen Angelegenheiten zu bekommen. So lauten die nachher so viel umstrittenen Worte nach

der Mittheilung des officiellen Landtagsblatts (1860 S. 502). In der Kammersitzung trat niemand dagegen auf, obschon mehrere Redner der Opposition nach dem Minister das Wort ergriffen. Nur in der Presse, der Zeitung für Norddeutschland vom 3. Mai, war sofort auf die gefährliche Aeußerung hingewiesen. Auch an den folgenden Tagen kam niemand in der Kammer auf die Worte zurück. In der Montagssitzung der folgenden Woche (7. Mai) war Rud. von Bennigsen nicht anwesend. Tags darauf überreichte er dem Präsidenten einen am 6. Mai in Heidelberg zu Stande gekommenen Protest, welcher erklärte, die deutsche Regierung, die in Fragen der nationalen Entwicklung bei feindlichen Mächten Hülfe suchte, sei dem öffentlichen Urtheil und dem Schicksal verfallen, das Verräthern gebühre. Erst am Tage darauf, bei Verlesung des Protokolls traten Redner der Rechten auf und verwahrten sich gegen das Einführen von Fremden, gegen die Unterschriften der Ausländer. Bennigsen, der den Protest zu dem seinigen machte, wünschte den Gegnern, wenn sie einmal einen Protest einzureichen hätten, eben so viele achtbare und angesehene Unterschriften ihrem eigenen Namen beifügen zu können. Das Schriftstück trug u. a. die Namen von Welcker, Reyscher, H. v. Gagern, Gervinus, Vangerow, Brater, Hölder. Der Minister schloß den Vorgang mit den, wie ich meine, ihn ehrenden Worten: er bedauere seine Erklärung, da sie zu so grundlosen Verdächtigungen hätte benutzt werden können. Ein hannoverscher Minister würde, der Vergangenheit seines Landes eingedenk, nie ein Bündniß mit Frankreich suchen. Georg V. dachte anders über die Worte seines Ministers. Während die Heidelberger Erklärung zahlreiche Zustimmungen in Deutschland erhielt, meinte der König, B. besonders auszeichnen zu müssen, und am Tage, da der Grundstein zu dem Denkmal für den König Ernst August gelegt wurde (5. Juni 1860), ließ er dem an einem Festmahl der Rechten theilnehmenden Minister die Botschaft zugehen, er habe ihn in den erblichen Grafenstand erhoben. Wenn der Herzog von Coburg glaubt, die Erklärung des Grafen B. habe dem Nationalverein zu neuem Leben verholfen, so ist es unzweifelhafter, daß der Verein dem Minister zum Grafen verholfen hat. Aber man kann sehr zweifelhaft sein, ob nicht die Erhebung in den Grafenstand B. in seiner ministeriellen Thätigkeit mehr geschadet als genützt habe.

Man hat B. gleich anderen Staatsmännern als den Retter der Gesellschaft gepriesen. Wer jene Zeit erlebt hat, fragt sich vergebens, was in Hannover zu retten nothwendig war. B. selbst nahm als sein Verdienst in Anspruch, das alte Recht des ritterschaftlichen Grundbesitzes wieder zu Ehren gebracht zu haben. Es war ein kurzlebiges Verdienst; und gleich anderen Rettern ist er von denen, welche ihm ihre Wiederherstellung verdankten, zuerst verlassen worden. Von den Ritterschaften emporgetragen, hatte B. durch sie seine Erfolge errungen; ihre Unterstützung war ihm zu Theil geworden, weil er unter ihnen der arbeitsamste, der energischste, wol auch der kenntniß- und erfahrungsreichste war. Aber im Grunde war er mehr eine bureaukratische als eine feudale Natur, auch darin dem Meister in Preußen ähnlich. Noch im Preußischen Herrenhause hat er sich späterhin gerühmt, die Rechte der Verwaltung tapfer vertheidigt und kein Tüpfelchen nachgegeben zu haben. Seine Landsleute, auf deren Zeugniß er sich berief, konnten das vollauf bestätigen; nur daß sie statt Verwaltung Beamtenverwaltung und noch lieber Polizei gesagt hätten. Von der Selbstverwaltung, zu der sein großer Vorgänger im Ministerium des Innern, Stüve, das Volk zu erziehen gedachte, ist in seinem Regimente wenig zu spüren gewesen, wenn er auch weniger doctrinär als sein königlicher Herr den Amtsvertretungen nicht gleich das Lebenslicht ausblasen wollte. B. verstand sich darauf, auch die geschonten Institutionen unschädlich zu machen. Auch der feudalen Selbstverwaltung gönnte er keinen Raum und machte dadurch die Wortführer der

eigenen Partei zu entschiedenen Gegnern. Am frühesten überwarf er sich mit seinem Collegen v. d. Decken. Der Gedanke der Vorlage vom December 1855, der ersten Kammer einen Zusatz von zwölf durch den König zu ernennenden Mitgliedern zu geben, unter denen sieben dem nicht-ritterlichen Grundbesitz angehören sollten, wurde in der zweiten Kammer als eine Verhöhnung, von den Rittern als ein Preisgeben des kaum errungenen Sieges aufgefaßt und bildete den Keim eines Gegensatzes unter den Collegen, zumal der Plan ohne deren Vorwissen allein zwischen dem Könige und B. vorbereitet war. Aehnliches wiederholte sich im Winter 1857 auf 58, als es sich um Durchführung der neuen Organisation der Aemter und Amtsgerichte handelte. Die sachlichen Schwierigkeiten wurden gesteigert durch die Personalfragen, zu deren Erledigung B. einseitig unter Genehmigung des Königs eine Commission aus Directoren und Räthen der höheren Collegien bildete und dem Vorsitz des General-Polizeidirectors Wermuth unterstellte. Das gab dem Justizminister v. d. Decken ausreichenden Anlaß, seinen Abschied zu nehmen (21. Jan. 1858). Damit trennte sich der erste der Minister von 1855, der Mitführer im Kampfe der Ritterschaften, von B. Die Verbindung Borries' mit der Partei, die ihn erhoben hatte, erhielt seitdem einen unheilbaren Riß, und der lüneburgische Landsyndikus E. v. Lenthe hielt dem Minister seinen Standpunkt bureaukratisch-polizeilicher Bevormundung mit nicht geringerer Schärfe vor, als die liberale Partei von Anfang an gethan hatte und zu thun nicht aufhörte. Die feudale Gegnerschaft fand eine wirksame Stütze am Hofe. Die Medisance, die hier nie schlief, konnte sich kein tauglicheres Object aussuchen als den Grafen B. Unter den vornehmen, eleganten und begüterten Herren eine mehr als schlichte, kleinbürgerliche Erscheinung. Beständig im blauen Ministerfrack, auch im Hause, wo eine ältere Garnitur aufgetragen wurde, empfing er in seiner Miethwohnung fremde Besucher in der nonchalantesten Weise, nahm an dem Hofleben nur soviel Theil als unumgänglich nothwendig war und hatte wenig Sinn für die hier mit Vorliebe gepflegte Kunst. Seine nüchterne Natur wies aber auch die guten Seiten des bürgerlichen Wesens auf. Als mit dem Sommer 1856 das Gründungswesen auch in Hannover Eingang fand und die moderne Speculation von den hohen und höchsten Herrschaften unter Anleitung des Finanzministers, des Grafen Eduard v. Kielmannsegge, gepflegt wurde, hielt sich B. nicht nur für seine Person fern, sondern sorgte auch nach Kräften dafür, das Land vor Schaden zu bewahren und bewirkte es, daß die neugeschaffene hannoversche Bank unter die Aufsicht des Ministers des Innern gestellt wurde. Er war unter den Ministern der unverdrossenste, bis in die geringsten Einzelnheiten seines Ressorts eindringende Arbeiter. In der zweiten Kammer hatte er seine getreue Phalanx. Wenn R. v. Bennigsen gegen ihn eine seiner einschneidenden Reden hielt, wandelte er lächelnd unter den bäuerlichen Abgeordneten umher, diesem eine Prise bietend, jenem vertraulich auf die Schulter klopfend, und trat, der Unterstützung seiner Getreuen sicher, zuversichtlich den Angriffen des Abgeordneten für Göttingen entgegen. Der naive Enthusiasmus, der aus diesen Kreisen den Thaten der Reaction entgegengebracht wurde und in den Worten eines ländlichen Poeten: zerstäubt sind die Juristenschnitzer, der höchste Herr ist Grundbesitzer, seinen classischen Ausdruck fand, war der verdiente Lohn dieser Bauernpatronage und brachte die Lacher auf die Seite der Gegner. Daß einem Politiker nicht weniger als seine Feinde die ungeschickten Freunde schaden, hat B. im vollen Maaße erfahren. Der Schwager v. Lütcken, der einem Oppositionsmanne, weil er sich bei einem Toaste auf B. nicht erhob, ein Weinglas an den Kopf warf; der aus Preußen verschriebene Preßleiter O. Meding, alle jene unverantwortlichen Rathgeber, die sich an dem Hofe zusammendrängten, bis herab auf den

berufenen Friseur Lübrecht, wurden ihm an die Rockschöße gehängt, so schwer ihm diese unberechtigten Einflüsse oft genug das Regieren machten.

In den engen Anschauungen des Beamten eines Kleinstaats aufgewachsen, weder durch Studien noch durch Reisen an größere Gesichtspunkte gewöhnt, war B. in eine leitende Stellung berufen zu einer Zeit, da die schwersten Anforderungen an die deutschen Staaten herantraten, politische und wirthschaftliche Aufgaben zugleich zu lösen waren, Bestrebungen auf dem einen wie dem anderen Gebiete nach Neugestaltung rangen. Beiden stand er als selbstgenügsamer Particularist gegenüber. „Die deutschen Tendenzen sind antimonarchisch, das hiesige System ist streng monarchisch“: mit diesem Worte glaubte er die nationale Bewegung abweisen zu können. Auf wirthschaftlichem Gebiete hat er sich um die Hebung des Communicationswesens verdient gemacht. Wie schon seiner Thätigkeit als Mitglied der Landdrostei die Fürsorge für den Landstraßenbau nachgerühmt wurde, so hat er auch als Minister in dieser Richtung eifrig gewirkt. Seiner Heimathprovinz ist das besonders zu Gute gekommen; theils weil sie dessen vor allen bedurfte, theils weil er in ihr den Schwerpunkt der materiellen Entwicklung Hannovers sah. Von den Landdrosteien erschien ihm der Posten in Stade der interessanteste. Er hat sich auch wol redliche Mühe gegeben, die Verbindung des Landes mit der Nordsee, den Ausbau der Häfen zu fördern. Doch fehlte ihm die Kenntniß der Handelsverhältnisse; die sog. Schleusenpolitik, die König Georg in einem berühmten Falle der Stadt Emden gegenüber zum Ausdruck brachte, war ihm nicht fremd; und sein Particularismus, hier verderblicher als irgendwo sonst, kam ihm oft genug in die Quere. Mißtrauisch begegnete er den Wünschen Bremens und Hamburgs. In der Verbindung Preußens mit der Nordsee durch eine Bahn von Minden nach Oldenburg lag eine Gefahr „für die Macht und Selbständigkeit Hannovers“, nicht weniger in jenem Eisenbahnbau, der bei Kreiensen den Osten und den Westen Preußens in Zusammenhang setzen sollte. Seine Entlassung im J. 1862 begleitete man deshalb in Bremen mit den Worten: „auf dem handelspolitischen Gebiete entwickelte B. eine ebenso große Rührigkeit wie Unkunde. Für Geestemünde ist sein Rücktritt mehr als für irgend eine andere Stadt Hannovers ein glückliches Ereigniß“. Dabei entging dem Minister nicht, welche politische Triebkraft den wirthschaftlichen Bestrebungen innewohnte. Als er einmal im Herbst 1862 die verschiedenen für die nationalen Zwecke wirkenden Kräfte sich vergegenwärtigte: die hegemonistischen Bestrebungen Preußens, den ganzen deutschen Liberalismus mit der Demokratie, die Idealisten und die materiellen Interessen fügte er der letzten Kategorie hinzu: „nach meiner Ansicht die gefährlichsten Bestrebungen“. Unter den verschiedenen Gewerben erfreute sich das landwirthschaftliche eines warmen Interesses beim Minister. Schon in seinem Wahlprogramm vom Januar 1849 (s. o. S. 117) hatte er die Nothwendigkeit einer „weiteren Entwicklung und kräftigen Belebung der Landwirthschaft, dieser wichtigsten Erwerbsquelle im hiesigen Königreiche“, betont. Seit 1850 Mitglied des Centralausschusses der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft, seit 1857 deren Director, hat er dies Amt infolge steter Wiedererwählung siebzehn Jahre lang bekleidet. An dem Organ der Gesellschaft, dem Journal für Landwirthschaft, war er ein fleißiger Mitarbeiter. Bei seinem Rücktritt von dem Directorium zu Ende 1875 ehrte ihn der Ausschuß durch Verleihung der goldenen Medaille. Bei der Säcularfeier der Gesellschaft am 4. Juni 1864 hielt er die Festrede, in der er die volkswirthschaftlich und finanziell fehlsame Zollpolitik beklagte, welche den Landwirthen die Anschaffung englischer Maschinen erschwerte. Er besuchte die Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe und erwarb sich bei dem 1862 in Würzburg abgehaltenen Tage Verdienste um das Zustandekommen der Wanderversammlungen deutscher Agriculturchemiker.

Die Errichtung einer landwirthschaftlichen Versuchsstation, seit 1852 von dem Celler Centralausschuß angeregt, gelang unter B. als des damaligen Ministers des Innern thatkräftiger Mitwirkung durch die in Weende bei Göttingen im December 1856 begründete Anstalt, die 1874 nach Göttingen verlegt und mit der Universität in Verbindung gesetzt wurde. Es war ein wirklich selbständiges Interesse, das ihn bei dieser Theilnahme für die Landwirthschaft leitete, wenn sie ihm auch in seiner auf Heranziehung des Bauernstandes berechneten Politik behülflich war. Daß gelegentlich einem oppositionellen Abgeordneten, der einen landwirthschaftlichen Preis gewann, statt einer Prämie ein Thaler mit dem Bilde des Königs in die Hand gedrückt wurde, gehörte zu den urbanen Umgangsformen jener Tage. Eine so unpolitische Thätigkeit die Landwirthschaft ist, der Provinzialverein für Osnabrück, an dessen Spitze Stüve stand, sah sich infolge wiederholter Conflicte mit den Rittern und mit der Regierung genöthigt, sich von der Centralgesellschaft zu trennen und auf deren Unterstützung verzichtend, auf eigene Füße zu stellen. Unter geänderten politischen und Parteiverhältnissen war B. einer der frühesten, der einer Unterordnung der Landwirthschaft unter politische Parteigesichtspunkte widersprach und den Namen eines Agrarpolitikers für sich in Anspruch nahm.

Die rastlose Thätigkeit des Grafen B. stellte die der übrigen Minister in den Schatten. Wer von dem Ministerium sprach, meinte ihn. Der Ausgang des Kampfes, dessen schwerste Last er getragen, hatte sein Selbstgefühl gehoben; mißtrauisch verfolgte er den Collegen, dessen Politik das Errungene zu gefährden drohte. Sollte er für die Ruhe und Sicherheit im Innern einstehen, so durften die andern Minister ihm diese Aufgabe nicht erschweren. Ein Minister des Innern, ein Polizeiminister in einem kleinen Staate wird sein Ressort leicht als den Mittelpunkt des Ganzen betrachten. Wenn Grenzstreitigkeiten, Competenzconflicte, Uebergriffe schon unter normalen Verhältnissen aus sachlichen Gründen nicht ausbleiben, so kam hier der Gegensatz der Persönlichkeit hinzu. Keiner war verhängnißvoller als der zum Grafen Platen, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem eine seit Jahren in den hannoverschen Verhältnissen unheilvoll wirkende Persönlichkeit zur Seite stand. Bald hinter den Coulissen, bald auf der Bühne beschäftigt, daheim und draußen, als anonymer Journalist, als staatsrechtlicher Berather, als diplomatischer Berichterstatter thätig, durch seine conservative Theorie die naive Praxis des Königs wie seiner Minister unterstützend, erfreute sich G. Zimmermann eines stillen, aber weitreichenden Einflusses. Mit einer feinen Witterung für den kommenden Mann begabt, hatte er mit B. zusammen Stüve's Sendschreiben an Münden vom Herbst 1852 in einer anonymen Broschüre „über die Hannoversche Verfassungssache" (Hannov. 1853) beantwortet. Die am 16. November 1854 dem Bundestage überreichte Denkschrift, in welcher das Ministerium Lütcken die Beschwerden der Ritterschaften als formell wie materiell begründet anerkannte und sich selbst die Kraft absprach, unter den bestehenden Gesetzen mit einiger Sicherheit die Regierung zu führen, war aus Zimmermann's Feder geflossen. Wie hätte nicht der Führer der Ritterschaften mit einem so verdienten Manne in enger Verbindung leben sollen! In dem ritterschaftlichen Ministerium wurde Zimmermann Generalsecretär des Gesammtministeriums und des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, in dem er insbesondere die Bundessachen zu bearbeiten hatte. War er dadurch auch zunächst an den Grafen Platen gewiesen, so stand er doch auch B. so nahe, daß er ihm 1858 bei der Abfassung seines Entlassungsgesuchs behülflich war. Aber bald darauf traten Differenzen ein, und wie der Minister Schele früher Zimmermann aus Hannover entfernt hatte, so wurde er im November 1859 als Ministerresident bei den freien Städten nach Hamburg versetzt. Sein Einfluß hörte darum nicht auf. Die Beziehung zum

Grafen Platen bestand fort, und in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung schilderte er so eingehend und treffend den Gegensatz und Conflict zwischen den beiden Ministern, daß der König einen eigenen Abgesandten nach Augsburg und Stuttgart schickte, um den Urheber zu erfahren. Der Abgesandte war ein zweiter unverantwortlicher Rathgeber, der directen Einfluß auf den König erlangte. Auch mit O. Meding, der zu Anfang October 1859 in den hannoverschen Dienst getreten war, stand B. anfangs in engster Fühlung. Zur Bearbeitung der Preßangelegenheiten war er dem Minister zugewiesen, und B. sah mit dem Könige nach dessen Ausdruck in dem gewandten jungen preußischen Assessor der Manteuffel'schen Schule ein unicum. Aber auch er fühlte sich mehr zu dem Grafen Platen hingezogen und arbeitete darauf hin, die Presse aus ihrer natürlichen Unterordnung unter den Minister des Innern gelöst und dem Staatsministerium unterstellt zu sehen: ein Versuch, dem sich B. mit aller Kraft widersetzte.

In der wachsenden Uneinigkeit der Minister lag der Grundschaden des Cabinets. Das erkannte B. selbst an. Aber die Sieger von 1855, obschon alle aus einer Partei und einer Gesellschaftsclasse hervorgegangen, bildeten von vornherein keine Einheit. Die persönlichen Gegensätze schwiegen, solange als die Beseitigung des vorgefundenen Rechtszustandes die Aufgabe bildete. Als die positive Arbeit begann, waren die wichtigsten zum Zusammenwirken berufenen Mitglieder, der Minister des Innern und die der Finanzen und des Auswärtigen, bald durch grelle Feindschaft von einander getrennt. Daß B. durch seine Herrschsucht die Disharmonie unter den Ministern verschlimmerte, würde er schwerlich zugegeben haben. Und doch mußte er sich vom Könige daran erinnern lassen, daß er kein Premierminister und die übrigen Minister nicht seine Commis seien. Das Verhältniß zu ihm selbst hat der König treffend charakterisirt: B. möchte mich in ein Zimmer setzen, zu dem er allein den Schlüssel hat. Wenn überall Einigkeit für ein Ministerium geboten ist, um wie viel mehr war sie einem Fürsten gegenüber Bedürfniß, der selbst sein Premierminister sein wollte und weder die Selbständigkeit eines Ministers noch die verfassungsmäßige Existenz eines Gesammtministeriums respectirte. So stand jeder Minister für sich dem Könige gegenüber und jeder wider den andern.

Bei den zahlreichen, lauten und stillen, Gegnerschaften, die B. für seine Person wie für seine amtliche Thätigkeit fand, ist es fast verwunderlich, daß er sich sieben Jahre lang in seiner Stellung behauptete. Was ihn hielt, war nicht die eigene staatsmännische Kraft, nicht die Feindschaft seiner Widersacher unter einander, sondern die Stütze, die er an dem Könige fand. Nicht daß B. einem Fürsten wie Georg V. gerade eine sympathische Persönlichkeit gewesen wäre. Es gab Uebereinstimmungen unter ihnen, aber stärker waren die Unterschiede. Die Hauptsache lag darin: der König war ihm dankbar. Er sah in B. den Staatsmann, der in Hannover, das nach der ritterschaftlichen Fabel Jahre lang eine Art monarchischer Demokratie dargestellt hatte, das conservativ-monarchische Regiment wiederaufgerichtet und dem Könige seine Domänen, den Raub der Revolution, wiederverschafft hatte. Aus dem Buche Ernst v. Meier's, das über so viele hannoversche Verhältnisse neues Licht verbreitet hat, hat man erst erfahren, wie oft B. dem Doctrinarismus König Georg's entgegentreten mußte, wie er es in seinem nüchternen Sinn verstand, bei aller Ehrerbietung den Tendenzen des Königs die Spitze abzubrechen. Seine praktische Auffassung brachte den Projecten des Welfenreichs und des Admiralstaats wenig Theilnahme entgegen, ebensowenig als der Preßorganisation oder dem großdeutschen Vereinswesen, das Meding unter der directen Aegide des Königs ins Werk gesetzt zu haben sich berühmt. Einem so selbstbewußten Herrscher wie König Georg zu dienen, forderte von dem Minister den höchsten Grad der Selbstverleugnung.

„Es versteht sich von selbst, daß ich als Monarch in einem monarchischen Staate das unbeschränkte Recht habe, bei allen mir geeignet scheinenden Fällen, besondere Befehle an mein Ministerium zu erlassen, geschweige denn ausnahmsweise und bei Dringlichkeit der Sache mich von den Vorschriften eines Ministerialreskripts zu dispensiren" lautete ein Erlaß des Königs vom 27. September 1858, als er über den Kopf des Ministers weg in einer einfachen Verwaltungsangelegenheit entschieden hatte. Bei solchen Grundsätzen, die übrigens Zimmermann in seinem Buche über die Vortrefflichkeit der constitutionellen Monarchie für England und ihre Unbrauchbarkeit auf dem Continente als die wahrhaft monarchischen vorgetragen hatte, war es nahezu unmöglich, eine Verwaltung in den geordneten und gegliederten Formen eines Ministeriums zu führen, zumal wenn als eine zulässige Ausnahme schon das — vom Friseur Lübrecht befürwortete — Concessionsgesuch einer Feuerversicherungsgesellschaft galt. Collisionen zwischen dem Könige und B. waren denn auch schon früh vorgekommen und hatten den Minister wiederholt genöthigt, seine Entlassung zu erbitten. Bereits im November 1857 führte die hinter seinem Rücken entschiedene Besetzung eines wichtigen Amts dazu. Bedenklicher war die Ministerkrisis des folgenden Jahres, als das gedachte Reskript des Königs einen förmlichen Schriftenwechsel zu Ende September veranlaßte und die verschiedenen Parteien, welche der Erledigung der Justizorganisation und der Aemterverfassung widerstrebten, den Conflict benutzten, um B. zu stürzen. Der König hielt ihn nicht nur, sondern enthüllte ihm auch die gegen ihn ins Werk gesetzten Bestrebungen. Das befestigte Borries' Stellung für einige Zeit, bis das Jahr 1861 in seinem Laufe der Conflicte mehrere brachte. Sie wurden diesmal so beschwerlich, daß der König das Abschiedsgesuch des Grafen am 13. December genehmigte, ihn aber zur Fortführung der Geschäfte bis zum Schlusse des in den nächsten Wochen zusammentretenden Landtages verpflichtete. Inzwischen stellte sich zu den vorhandenen Gegensätzen ein neuer ein. Er betraf die deutsche Angelegenheit. B. hatte aus der Bewegung des Jahres 1848 die eine Lehre abstrahirt, keine Concessionen zu machen. Er nannte sich einmal eine für Concessionen unbrauchbare Persönlichkeit, und sei der König entschlossen, Concessionen zu machen, so möge die erste die seiner Entlassung sein. Das wandte er besonders auf die deutsche Frage an. Die Verfassung des deutschen Bundes galt ihm als unantastbar.

Die im Sommer 1859 Wermuth mitgegebene Instruction (s. o. S. 120) erklärte: Jedes Eingehen auf die neuen Pläne, die Bundesverfassung durch Einsetzung einer Centralgewalt und Vertretung der Unterthanen zu ändern, bricht mit der historischen Entwicklung der staatlichen Zustände Deutschlands und führt zur Zerrüttung entweder des bisherigen Zusammenwirkens der Regierungen durch das Bundesorgan oder zu einer noch größeren Uneinigkeit oder, was noch mehr zu besorgen, zu einer gänzlichen Umwälzung. Mit diesem Urtheil stimmte König Georg völlig überein. Er war ein grundsätzlicher Gegner jeder Bundesreform. Man hatte am Hofe keine Sympathie für Preußen, eher Antipathie. Die neue Aera, die Anzweiflung der Successionsrechte Hannovers in Braunschweig, die in Berlin hervorgetreten war, hatten ungünstig gewirkt und die alten Abneigungen vermehrt. Aber man war um deswillen nicht österreichisch gestimmt, wenn auch Graf Platen zu den Anhängern Oesterreichs zählte. Die Reformpläne Beust's vom 15. October 1861 wurden kurzerhand verworfen. Obschon sie der König von Sachsen in einem eigenhändigen Schreiben der Beachtung Georg's V. empfohlen hatte, gedachte er ihrer mit keinem Worte, als der Kronprinz Albert in den Tagen vom 13.—16. November sein Gast bei den Jagden in der Göhrde war. Als aber Graf Bernstorff in seiner Depesche vom 20. December 1861 auf die Idee des engeren Bundes und die Errichtung eines Bundesstaats innerhalb des Staatenbundes zurückkam, stutzte der König.

Der „engere Bund" galt bei ihm und Anderen stets als ein speciell auf Hannover gemünzter Plan; hinter ihm witterte man ganz sicher die Mediatisirung, vielleicht gar die Annexion Hannovers. Die Mission des Grafen Blome, der österreichische Gedanke, Preußen nicht nur entgegenzutreten, sondern auch selbstständig Verfassungsreformen vorzuschlagen, fanden bereitwillige Aufnahme. Zimmermann verfaßte Denkschriften in diesem Sinne, Meding setzte unter der bescheidenen Firma Machiavell's des Jüngeren die imperialistischen Künste auseinander, wie man sich, um das Volk zu gewinnen, einer großen Idee bedienen müsse. Hannover betheiligte sich an den identischen Noten vom 2. Februar 1862 — es findet sich sogar die Angabe, Zimmermann sei ihr Verfasser — und erklärte sich für eine Bundesreform mit wirksamer Executivgewalt und Delegirtenversammlung, während König Georg noch wenige Wochen zuvor geäußert hatte: der Bundestag und die Bundesverfassung sind meiner Ansicht nach das einzig mögliche und das einzig wünschenswerthe Bindemittel und das einzig wünschenswerthe und einzig mögliche Centralorgan für Deutschland: Worte, mit denen er das viel bescheidenere Reformproject Beust's abgelehnt hatte! Solche Schwenkung im Geschwindschritt mitzumachen fühlte sich Graf B. außer Stande. Zudem kam sie für ihn völlig überraschend. Er war nichts weniger als preußisch gesinnt, aber ebenso wenig österreichisch. Wenn wir uns auf Oesterreich verließen, würde es uns ebenso wie Hessen im Stich lassen. In dem Anschluß an seine und seiner Verbündeten Politik lag nach Borries' Urtheil ein doppelter Fehler. Es ist damit in eine liberale Richtung eingelenkt, die mit dem System im Innern unvereinbar ist; was man seit 1855 begründet, ist dann nicht aufrecht zu erhalten. Die jetzige Bundesverfassung reformiren, heißt den Staatenbund aufgeben. Man stellt sich mit der ganzen destructiven Richtung auf denselben Boden, auf den des Nationalvereins, nur daß dieser sich seiner Ziele klar bewußt ist, während die Regierungen es nicht sind. Nun handelt es sich nicht mehr um das an, sondern um das quantum, und es siegt in der Regel, wer am weitesten und kühnsten vorschreitet. „Ich habe mit Beyfall des Allergnädigsten jeder Zeit Centralgewalt und Nationalvertretung bekämpft", und es war ihm deshalb unmöglich, urplötzlich dafür aufzutreten. Er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, als der König zu Anfang Mai 1862 eine Erklärung gegen „Kleindeutschland" und für die Politik der identischen Noten durch den Schatzrath v. Rössing in der ersten, den Amtsrichter Klee in der zweiten Kammer in Scene setzen ließ. Stimmte B. auch mit der Mehrheit, so enthielt er sich doch ganz gegen seine Gewohnheit jeder Meinungsäußerung, der Führer der Opposition konnte sich die Bosheit nicht versagen, den Minister gegen die Vorwürfe in Schutz zu nehmen, die gegen die auswärtige Politik der Regierung, an der er völlig unschuldig sei, erhoben wurden. Den andern Fehler sah B. in der unklugen Provocation Preußens; zumal für Hannover hielt er es für äußerst bedenklich, gegen Preußen große Politik zu treiben. Wir sind von Preußen umspannt und müssen den ersten Schlag aushalten. So verbissen Regierung und Demokratie in Preußen ineinander sind, in dem Streben nach der Beherrschung Deutschlands sind sie einig. Weshalb stellen wir uns in die Vorderreihe und bleiben nicht gleich Mecklenburg vorsichtig zurück? „Ich besorge, die Zeit wird einmal kommen, wo man hier bitter bereut, Preußen in solcher Weise gereizt zu haben." Unter den Anhängern der großdeutschen Partei gab es auch solche, die die Bewegung damit rechtfertigten, man müsse dem Volke etwas bieten, um es den Gegnern abspenstig zu machen; die Reformen seien nicht so ernsthaft gemeint, wie sie auf dem Papier ständen. B. bekannte ehrlich, nicht genug Staatsmann zu sein, um derartige Komödien mitzumachen. Diese und ähnliche Aeußerungen seiner Briefe aus dem Jahre 1862 zeigen, wie völlig entfremdet

er sich in der wichtigsten politischen Angelegenheit den maßgebenden Kreisen fühlte. Dazu gesellten sich im weiteren Verlauf des Jahres deutliche Anzeichen einer wachsenden Ungunst am Hofe. Als der König im Juli das Herzogthum Bremen besuchte, nahm er in Dorum eine Adresse des Landes Wursten entgegen, in welcher die Mißstimmung der Bevölkerung über das zeitige Regierungssystem und seinen Träger mit loyalem Freimuth zum Ausdruck gebracht war. Inzwischen hatte eine kirchliche Angelegenheit eine immer weiter um sich greifende Bewegung hervorgerufen. Gegen den durch königliche Verordnung vom 14. April 1862 eingeführten neuen Katechismus waren beim Landtage zahlreiche Petitionen eingelaufen, die infolge des Schlusses nicht mehr zur Erörterung kamen. Die Erklärung des Archidiakonus Baurschmidt in Lüchow (s. A. D. B. II, 182) gab der Bewegung einen Sammelpunkt, und die gegen ihn eingeleitete Untersuchung führte in der Residenzstadt in den Augusttagen zu unruhigen Auftritten. Das bewog den König Conferenzen von Geistlichen und Staatsdienern erst nach Hannover, dann nach Goslar zusammenzuberufen. Zu der in Goslar anberaumten wurde auch Graf B. entboten, der zur Zeit in Bad Soden bei Frankfurt verweilte. Er hatte beim Schluß der Landtagsdiät sofort um seine Entlassung und beschleunigte Ernennung seines Nachfolgers gebeten und, da er zu bemerken glaubte, daß man sein Gesuch wie früher thatsächlich beseitigen wolle, ausdrücklich bevorwortet, daß er sich nach erbetener Entlassung nicht mehr in der Lage befände, sich an wichtigen Landesangelegenheiten zu betheiligen. Trotzdem erschien der Kriegsminister v. Brandis bei ihm in Soden, um ihn im Auftrage des Königs zur Zurücknahme seines Gesuchs und zur Theilnahme an der Goslarer Conferenz aufzufordern. Als B. auf seinem Entlassungsgesuch beharrte und der Abgesandte ihm eine unmittelbare Verhandlung mit dem Könige in Aussicht stellte, beauftragte er ihn mündlich die Bitte vorzutragen, ihm mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand nach der vierwöchentlichen Badecur wenigstens erst acht Tage Erholung und Ruhe zu gewähren. Ohne Rücksicht auf diese Entschuldigungsgründe wurde B. am zweiten Tage nach seinem Wiedereintreffen in Hannover nach Goslar befohlen, und als er nicht erschien, ohne Rücksicht auf die erbetene Entlassung wegen Ungehorsams in Ungnaden entlassen. Noch am Abend des 18. August ließ der König ihm die Nachricht zugehen; am 20. folgte das officielle Rescript nach, das ihm, da er sich geweigert — wörtlich: da Ihr euch geweigert — dem Befehle, der ihn zu einer wichtigen Berathung entboten habe, die schuldige Folge zu leisten, die Entlassung ertheilte. Der gesetzliche Ruhegehalt war ihm bewilligt, auch seinen bisherigen Diensten die ihm wohlbekannte Anerkennung gezollt, eine Clausel, die in der Publication weggelassen war; aber es ist begreiflich, wenn er damals schrieb: „nachdem ich während sieben Jahren keine Mühe, keine Arbeit gescheut habe, nachdem ich eigentlich allein nur dem Dienste gelebt und wie gewiß keiner meiner Collegen mich für die Rechte und Interessen Sr. Majestät herum geschlagen habe, thut mir eine solche Art der Trennung wehe". Der Ausgang ist viel commentirt. Der nächste Anlaß, die Katechismusangelegenheit, hatte am wenigsten damit zu thun. Der König, der den Parlamentarismus, das constitutionelle System, den Feudalismus abgewehrt zu haben glaubte, sah in dem Verhalten des Grafen B. die leibhaftige Ministerherrschaft vor sich. Das beweist seine Aeußerung: „ich habe den Grafen B. entlassen, er wollte den Richelieu spielen, er hat sich in mir verrechnet". Wie wenig der Verdacht begründet war, zeigen die durch die Thatsachen bestätigten Aeußerungen des Ministers. So mancherlei Ursachen auch zusammengewirkt haben, die Hauptsache lag in der Uneinigkeit unter den Ministern und der Neigung des Königs, ohne Anhörung der zuständigen Minister Anordnungen zu treffen und wichtige Angelegenheiten anstatt mit ihnen mit

Angestellten unterer Stufen zu berathen. Dazu kam die zunehmende Verwicklung der Verhältnisse in Deutschland und in Hannover. Die Disciplin, die die Kammern zusammengehalten hatte, war gelockert. Die Uneinigkeit der Minister wirkte am sichtbarsten auf die erste Kammer, die so lange in ihrer Dankbarkeitsstimmung gegen B. verharrt hatte, zurück. B. klagte darüber, wie sie in gänzlicher Verkennung der Interessen der Grundaristokratie ihn bekämpfen könne. Das gab der Opposition in der zweiten Kammer verstärkte Bedeutung und erfüllte sie mit Vertrauen auf die im Frühjahr 1863 bevorstehenden Neuwahlen. B. hatte schon in der Motivirung seines Abschiedsgesuchs vom November 1861 auf die Nothwendigkeit hingewiesen, daß die letzte Diät des Landtags für die Regierung günstig verlaufen müsse. Er hatte sich nicht die Kraft zugetraut, die Session glücklich zu Ende zu führen und sich nur schwer zum Verbleiben verstanden. Nun war sein Regiment noch vor dem Landtage, der auf seinen Namen gewählt war, an sein Ende gelangt. Das ritterschaftliche Ministerium, allerdings nur noch aus drei Mitgliedern, Graf Platen, Graf Kielmannsegge und v. Brandis, bestehend, überdauerte ihn noch um einige Monate. Es war schwer, einen Ersatz für die vacanten Posten zu finden. Zu seinem großen Kummer tauchte der Name auf, der B. der verhaßteste war. In Windthorst sah er den Hauptwidersacher von 1856. Er hatte ihn polizeilich überwachen lassen, vor dem Umgang mit ihm gewarnt. Einer der Exminister, auf die die Verordnung von 1857 (s. o. S. 118) gemünzt war, wurde er jetzt mit dem Justizministerium betraut; Lichtenberg, der die Ritterschaften amtlich und schriftstellerisch bekämpft hatte, an die Spitze des Cultus gestellt; v. Hammerstein, Generalsecretär unter Stüve und Mitglied des Ministeriums v. Münchhausen, zu Borries' Spezialnachfolger gemacht. Außer dem Kriegsminister ging allein Graf Platen aus dem ritterschaftlichen Ministerium in das neue über. In dem langjährigen Kampfe mit B. hatte Graf Platen gesiegt. Seine Sorge, man werde durch Concessionen das seit 1855 mühsam Geschaffene wieder beseitigen, sah B. bestätigt, als der König den zum Senator in Hannover erwählten Bergcommissar Hildebrand, dem im J. 1861 die Bestätigung versagt war, im Januar 1863 solche ertheilte, noch mehr, als das Ministerium Aenderungen des Wahlgesetzes in Vorschlag brachte. Bei den Neuwahlen im Frühjahr 1863 entsendete die Bremische Ritterschaft B., nachdem er sich mit v. d. Decken ausgesöhnt hatte, als Abgeordneten in die erste Kammer. Die bescheidenen Aenderungen des Wahlrechts wurden von ihm bekämpft, auch wo sie bloß technischer Natur waren, wie bei der Regelung der ritterschaftlichen Wahlen; um wie viel mehr wo sie, wie bei den Wahlen der Städte, die Zahl der Wähler um etwas vermehrten. Seine Opposition bewegte sich in den alten Formeln. Für ihn gab es nur, was ja die Sache außerordentlich vereinfachte, Monarchie und Demokratie. Der Constitutionalismus hat sich überlebt. Die Demokratie ist gegen 1848 vorsichtiger, eine Freundin der Homöopathie geworden. Das neue Wahlgesetz macht die Wahlen in den Städten demokratischer und betritt den abschüssigen Weg der Verfassungsänderung. Die Gespensterseherei verfing bei der ersten Kammer nicht mehr, verfehlte dagegen an einer andern Stelle ihres alten Eindrucks nicht. Ein dem Könige, bei dem er wieder zu Gnaden angenommen war, überreichtes Memoire überzeugte ihn von der Schädlichkeit der geplanten Reform, so daß er dem von beiden Kammern unter Zustimmung seiner Minister zu Stande gebrachten Wahlgesetz die Sanction versagte. Zum Zeichen seiner Rehabilitirung ernannte er B. am 21. September 1865 in Norderney zum Präsidenten des Staatsraths. Die überraschende Nachricht nöthigte die Minister zum Rücktritt. B. war der Todtengräber des kurzlebigen Ministeriums geworden. Auf die

Auswahl der Nachfolger war er ohne Einfluß. Der König bildete sich sein letztes Ministerium ganz nach seinem Willen. In der Schlußkatastrophe des Königreichs wirkte B. nur als Mitglied der ersten Kammer mit. Er stimmte am 4. Juni 1866 dem von der Mehrheit angenommenen Antrage des Schatzrathes v. Rössing, der König möge vereint mit den bundestreuen Regierungen dem Friedensbruche rücksichtslos entgegentreten, von ganzem Herzen bei. In der Debatte am 9. Juni erklärte B. gegen die in der zweiten Kammer gefallene Aeußerung Bennigsen's, es sei eine geographische Nothwendigkeit für Hannover, sich auf die preußische Seite zu stellen, die zweite Kammer stehe auf dem Boden der Thatsachen, die erste auf dem des Rechts. Sollte das Land unterdrückt werden, so bleibe die Hoffnung, daß, wie früher, das fremde Joch wieder abgeworfen und Hannovers Selbständigkeit von neuem und ungeschwächt aufleben werde. Der Ton ist in jenen Wochen von vielen angeschlagen; eigen war B. das Anerkenntniß, auf Schritt und Tritt stoße der Aufschwung von Industrie, Handel und Landwirthschaft bei dem gegenwärtigen Zustande der Vielstaaterei auf Hindernisse, und es sei daher erklärlich, daß die gesammte Industrie und der Großhandel sich nach und nach als Feind der einzelnen Staaten und als Freund der Einheitsidee entwickelt habe. Dem Theile des Rössing'schen Antrags, der sich für eine Volksvertretung am Bunde aussprach, schloß sich B. nicht an; er befürchtete von einer solchen Einrichtung wie von dem Verfassungsproject des Fürstentags eine Schwächung des conservativen Elements.

Nach dem Untergang des Königreichs Hannover fand man B. nicht auf Seiten der welfischen Opposition. Er verhielt sich völlig still, nahm an keiner Demonstration seiner Standesgenossen Theil. So wenig er die Annexion billigte, jeder Widerstand erschien ihm als unberechtigt. Daß er trotzdem von den Organen der preußischen Regierung, die durch ihre Mißgriffe in der neuen Provinz so vielfach geschadet haben, nicht unbehelligt blieb, gehört zu dem Humor jener Zeit. Der Civilcommissär v. Hardenberg erschien eines Tages bei B., um ihm die Versicherung auf Ehrenwort abzufordern, daß er sich ruhig verhalten und jeden Angriff auf die Regierung in der Presse unterlassen wolle, widrigenfalls er binnen 48 Stunden das Land zu verlassen habe. Auf Bitten seiner Frau und Kinder verstand er sich zu dem Versprechen, obschon er nichts gegen die neue Regierung unternommen hatte. In Berlin sah man den Irrthum bald ein, berief ihn im Sommer 1867 zu der Versammlung der Vertrauensmänner, die die Regierung bei der Organisation der Provinz Hannover berathen sollten, und am 16. November des Jahres ernannte ihn der König zum Mitgliede des Herrenhauses. Bis 1873 ist er auch zu den Sitzungen erschienen und hat wiederholt das Wort ergriffen. An den Arbeiten des hannoverschen Provinziallandtages hat er bis zu Ende der siebziger Jahre theilgenommen und als Mitglied des ständischen Ausschusses gewirkt. Auch nach seinem Rücktritt aus der parlamentarischen Thätigkeit verfolgte er aufmerksam die Entwicklung des politischen Lebens. Bezeichnende und eingehende Aeußerungen aus seiner Feder enthält eine unmittelbar nach seinem Tode veröffentlichte Correspondenz aus den Jahren 1880 u. ff. Hier wie in seinen parlamentarischen Auslassungen berührt er die Vergangenheit oder das eigene Wirken nur ganz gelegentlich. Er hält sich an die actuellen Aufgaben; vor allem interessirt ihn die Frage, wie die Verwaltung der Provinz Hannover am zweckmäßigsten einzurichten sei. Im Herrenhause hat er außer bei Hannover betreffenden Gesetzesvorlagen in der Debatte über den Culturkampf das Wort ergriffen. Wie hier so hat er auch sonst nicht unterlassen sich über die großen principiellen Fragen der Zeit zu äußern. Den gordischen Knoten zu durchhauen, mag auf politischem Gebiete mitunter recht zweckmäßig sein; das religiöse Gebiet will er höchst vorsichtig be-

handelt wissen. Er bewundert den glorreichen Krieg von 1870 und die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung. Aber sie hat zwei Flecken. Ein getreuer Anhänger der evangelischen Kirche, beklagt er den wiederum unter Preußens Führung begonnenen Kampf gegen die Kirche und ihre Diener. Der andere wunde Fleck ist die Annexion Hannovers. Aber sie ist nicht rückgängig zu machen ohne die Zertrümmerung Preußens. Es ist deshalb die Pflicht eines Hannoveraners, sich der vollendeten Thatsache ehrlich zu fügen und auf diesem Boden für das Wohl des engeren wie des allgemeinen Vaterlandes zu wirken. Sein politischer Parteistandpunkt ist der alte. Er bekämpft den Liberalismus in allen seinen Schattirungen „von Bennigsen bis Virchow" und beschuldigt ihn des Strebens nach dem Parlamentarismus. Das ständische Wesen will er durchaus ernst genommen wissen; die Regierungsvorlagen sind objectiv zu prüfen, einerlei wer auf dem Stuhle des Ministers sitzt; wer nein sagt, ist nicht verpflichtet, sich deshalb an dessen Stelle zu setzen. Emphatisch hat er einmal im Herrenhause ausgerufen: während eines vierzigjährigen Wirkens habe ich es mir auf öffentlichem Gebiete zur Pflicht gemacht, die monarchisch-conservative Fahne hochzuhalten und als Grundsatz befolgt: fürchte Gott, ehre den König und achte wohlerworbenes Recht!

Er war ein allein stehender Mann geworden, als er so sprach und schrieb. Von seinen alten Freunden und Standesgenossen trennte ihn der Mangel an Welfenthum. Zu den preußischen Conservativen knüpften sich keine neuen Beziehungen; was sollte ihnen der alte einflußlose Mann nützen? Zwischen ihm und den liberalen Freunden Preußens in seiner Heimath lag eine tiefe Kluft, wenn er auch zu einzelnen, die er früher schwer verfolgt hatte, in ein persönlich gutes Verhältniß kam. Ein Verständniß für eine entgegengesetzte politische Ansicht besaß er nicht. Er mißbilligt es, wenn die Welfen sich auf dem Provinziallandtage vor dem Hoch auf den Kaiser entfernen, aber aus dem Hoch der Liberalen hört er nur ein Hoch auf die liberale Zeitströmung heraus. Die Behandlung Hannovers durch die Regierung litt nach seinem Urtheil an schweren Mängeln und verhinderte die Bildung einer conservativen Partei in der neuen Provinz. Zunächst war schon durch zu vieles und zu häufiges Aendern gefehlt. 25 Jahre lang hätte nur das Nothwendigste neu geordnet werden sollen. In dem, was geschaffen war, tadelte er die Begünstigung der Liberalen, der Städte, die Selbstverwaltung auf dem Gebiete staatlicher Angelegenheiten, die im Osten, wo ein größerer aristokratischer Grundbesitz vorhanden ist, unschädlich sein möge. Würde man gleich bei der Annexion die Vertretung im Herrenhause auf die Provinz Hannover ausgedehnt haben, so würde die Bildung einer compacten Opposition verhindert sein. Durch die an sich rücksichtsvolle Zulassung des Eintritts der Hannoveraner in die sächsische Armee und Cadettenanstalt ist die Verstimmung auf den Nachwuchs verpflanzt. Es war unvorsichtig von Preußen, den Vertrag mit König Georg ohne genügende Garantieen zu schließen; den geschlossenen hätte es halten müssen. Ein dauerndes Abkommen mit dem Herzog von Cumberland, dessen Verhalten nach dem Tode des Vaters er beklagt, wird der Bildung einer conservativen Partei in der Provinz förderlich sein. An eine Wiederherstellung Hannovers glauben nach seinem Urtheil die Urheber der welfischen Partei selbst nicht. Es ist für Borries' ganze Politik charakteristisch, wie er sich zu der für Hannover geschaffenen Provinzialverfassung stellt. Die durch die Verordnung vom 22. August 1867 geschaffene war ihm sympathisch; gegen ihre Nachfolgerin, die in Borries' letzten Lebensjahren vorbereitet wurde und nachmals unterm 7. Mai 1884 Gesetzeskraft erlangte, hatte er die schwersten Bedenken. Ironisch hatte er es auf dem Provinziallandtage 1868 einen Triumph der Bureaukratie genannt, als die vielgepriesene Selbstverwaltung nicht besser

als mit Errichtung einer neuen Behörde, des Landesdirectoriums, anzufangen wußte; aber die Thätigkeit dieses Organs wie der anderen der Selbstverwaltung hatte dann doch seinen Beifall gefunden. Diese bewährte Ordnung sollte nach wenig mehr als zehnjährigem Bestehen durch eine neue verdrängt werden, in der die Vertreter des Großgrundbesitzes nicht mehr durch die Ritterschaften, sondern durch die Kreistage gewählt wurden. Er sah damit den politischen Einfluß der Rittergutsbesitzer, für den er sein ganzes Leben lang gearbeitet hatte, beseitigt. Die Ritterschaften sinken zu Privatcorporationen herab, und statt ihrer werden Advocaten und Bürgermeister auf den Landtagen dominiren. Das Rittergut als solches, nicht ein Census, schafft eine conservative Institution, die man aufrechterhalten muß, mögen auch ihre Träger augenblicklich eine oppositionelle Richtung einschlagen. Den ganzen deutschen Verhältnissen entspricht nur eine ständische Verfassung: das ist der Ein- und Ausgang seines politischen Glaubensbekenntnisses.

Was B. von seinen Standesgenossen unterschied, war seine realistische Natur. Während sie sich in der Romantik der Lehnstreue gegen den angestammten Herrn gefielen, hielt er sich an das Bestehende, jenen Boden der Thatsachen, den er einst den Liberalen vorgeworfen hatte. Wenn er so mit dem Sinn für das Reale ausgerüstet war, warum — so darf man fragen — hat er ihn nicht in seiner Eigenschaft als amtlicher Rathgeber eines Fürsten geltend gemacht, dem nichts so nothwendig war, als sich an das Maaß der Dinge zu gewöhnen? Daß B. ein richtiges Urtheil über die Verhältnisse des politischen Lebens besaß, hat er oft genug gezeigt; nicht aber auch, daß er sein Urtheil in Thaten umzusetzen verstanden hätte. Man braucht sich nur an sein kleinliches Verhalten gegen Preußen in den Verkehrsbeziehungen, an seine Aeußerungen in der ersten Kammer während der Junitage 1866 (s. o. S. 130) zu erinnern. So kann man ihn nicht von der Schuld freisprechen, den Ausgang mitherbeigeführt zu haben, den er beklagt, und es ist nicht bezeugt, daß er das erkannt hätte.

Die Nekrologe, die B. 1862 und 1883 gewidmet wurden, rühmten ihm Selbstlosigkeit und persönliche Integrität nach. Er hat in der That nichts für für sich erreichen wollen noch erreicht. Die ihm bei der Erhebung zum Grafen in Aussicht gestellte Dotation ist ihm nicht zu Theil geworden. Er arbeitete für das Beste der Dynastie und des Landes, wie er es verstand. Als er 1862 ausscheiden mußte, bedauerte er besonders, die Verhandlungen mit Braunschweig über die Succession nicht zu Ende führen zu können. Der am 3. März 1863 zwischen Hannover und Braunschweig zu Stande gekommene Vertrag wurde durch den Grafen Kielmannsegge geschlossen. Aber unleugbar ist doch die ganze Politik des Grafen Borries von einer Selbstüberschätzung seiner angeborenen Stellung und sein Leben von dem Bestreben ihr Geltung zu verschaffen, durchzogen. Daß er ehrgeizig war, wird ihm niemand verdenken. Er strebte nach Einfluß, nach Antheil an der Herrschaft. Seine Arbeitskraft, seine Erfahrung, seine Kenntnisse, seine Energie gaben ihm ein Anrecht auf solche Stellung. 1848 hoffte er sie durch Anschluß an die allgemeine Bewegung zu erringen. Als die Volkswahl ihm den Zugang versperrte und eine rückläufige Strömung einsetzte, entdeckte er sein Recht auf die erstrebte Stellung und beschloß jenes Hemmniß zu beseitigen. Der Boden, auf den er sich selbst gestellt hatte, war auf einmal ein unrechtmäßiger geworden und mußte zertrümmert werden. Es war nicht historische Liebhaberei, die ihn leitete; sein realistischer Sinn hat sich auf die Geschichte selten berufen und nur da, wo sie andere Zwecke zu unterstützen vermochte. Als ihm Bennigsen vorwarf, selbst an dem Sturz von Ministern, deren Beamter er war, gearbeitet zu haben, verwahrte er sich dagegen, als Mitglied der Provinziallandschaft und der Ritterschaft habe er Rechte

vertheidigt, die nicht auf einer Wahl, sondern auf eigenem Grundbesitz basirten. Als ob es ein unverjährbares, unabänderliches Recht begründe, wenn eine vergangene Zeit mit Grundstücken gewisser Qualität die Theilnahme an der Landesvertretung verbunden hat! Alle Rechte im öffentlichen Leben haben sich verändert, aber die Rittergüter sollen die unverlierbare Kraft besitzen, ihre Inhaber zu gebornen Gesetzgebern zu machen! Diese Eigenschaft behandelt er wie eine privatrechtliche dem Grundstück anhaftende Befugniß, ein wohlerworbenes Recht, das er dem Königthum und der Kirche an die Seite stellt. Er preist den Staat, der einen corporativ organisirten Grundbesitz an einer Ritterschaft hat; sie liefert ihm Männer von politischer Bildung, selbständigem Urtheil und von monarchisch-conservativer Gesinnung. So hat ihn allerdings nicht persönlicher Egoismus, aber doch Standesegoismus sein politisches Leben hindurch geleitet.

Die Zeit hatte ihn in einen großen Kampf gestellt; er suchte ihm mit kleinen Mitteln zu begegnen. Es ist ein enger Kreis von Gedanken, mit denen er operirt. Nichts neues, schöpferisches ist aus seiner Verwaltung hervorgegangen. Er hat das Vorgefundene umgestaltet. Nicht alles war eine Verschlechterung. Man darf ihm nicht bloß nachrühmen, Schlimmeres verhütet zu haben; sein praktischer Sinn hat in den neuen Organisationen manches auf ein richtigeres Maaß zurückgeführt: namentlich durch eine Reduction der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, welche lebensfähigere Bezirke, eine Verringerung der Beamten und eine Erhöhung der Gehalte herzustellen ermöglichte. In den Gemeinde- und Amtsversammlungen war dem größern Grundbesitz eine stärkere, dem Ganzen nützliche Vertretung verschafft. So blieben die Stüve'schen Organisationsgesetze in der ihnen von B. gegebenen Gestalt ein werthvolles Besitzthum, auf dessen Erhaltung die Provinz Hannover nach ihrer Einverleibung in den preußischen Staat einen hohen Werth legte. Ein Mann der alten Schule, weiß er sich in die neue Zeit und ihre freie Bewegung schwer zu finden. Es ist ihm unbegreiflich, wie die Regierungen mit einem unlegitimirten Organe wie dem Handelstage in Verbindung treten können. Darin erblickt er eine Anerkennung der Entscheidungsbefugniß der Masse, die Bereitschaft, sich auf einen völlig thatsächlichen Boden zu stellen. In der Katechismusangelegenheit war es ihm nicht sowol widerwärtig, daß Concessionen gemacht, als daß sie immer auf Grund von Demonstrationen gemacht wurden. Er ist ein kräftiger Vertreter seiner Sache, ein wirksamer Redner, schlicht, auch wol derb weiß er seine Meinung an den Mann zu bringen. Die Armuth der Gedanken steht dem nicht im Wege. Er weiß eine Herrschaft über die Menschen zu erlangen. Auch über den König Georg hat er eine Macht geübt. Die Bestätigung von Communalbeamten, deren politische Gesinnung verdächtig war, versagte der König systematisch, solange B. am Ruder war. Unter dem nachfolgenden Ministerium sind die Wahlen Miquel's zum Bürgermeister von Osnabrück, Lauenstein's und Albrecht's zu Syndici in Lüneburg und Hannover bestätigt worden.

Es galt das Bild eines kleinstaatlichen Ministers der vor 1866 liegenden Reactionsperiode zu zeichnen. Der Strom der Geschichte ist hinweggerauscht über die gehässige, kleinliche Verfolgungssucht, die von ihm ausging, Leid und Kummer, die er Einzelnen bereitet, Unwillen und Zorn, die sein Name unter den Genossen jener Tage erregte. Es war ihm gelungen, die hannoversche Regierung in ganz Deutschland unpopulär, sich selbst zu einem der verhaßtesten Minister seines Landes zu machen. Für die Generation, die nichts mehr von alledem empfunden hat, ist es werthvoll, sich die Spielart des Politikers zu vergegenwärtigen, die er repräsentirt. Der emporsteigenden nationalen Bewegung steht er feindlich gegenüber. Die Deutschthümelei, wie er sie nennt, ist eine politische Krankheit, von der er leider auch sonst sehr vernünftige

Menschen ergriffen sieht. Er verschmäht es mit ihr zu coquettiren, gleich andern Ministern seines Schlages; mit ihr zu pactiren, wie unbegreiflicherweise, wenn auch nur vorübergehend, sein königlicher Herr. Er sieht ein, daß man auf politischem Gebiete den Gegner wirksamer bekämpft, wenn man ihm etwas positives entgegensetzt, als wenn man sich allein auf der Defensive hält; aber man darf nicht dabei in das Fahrwasser des Gegners einlenken und ihm die Durchführung seiner Bestrebungen erleichtern. Dann hat man das suscipere in der Hand, nicht aber das finire. Es fehlte ihm nicht an Voraussicht. In seinen Briefen finden sich merkwürdige Beispiele. Wenige Wochen nach dem Eintritt Bismarck's in das Ministerium schrieb er: „Bismarck ist ein Charakter, der vor Schwierigkeiten nicht zurückschreckt, und überwindet er sie, so werden alle Reden, Beschlüsse und Toaste in Frankfurt — die großdeutsche Versammlung vom 28. October 1862 ist gemeint — von Hannover die Folgen einer so preußenfeindlichen Politik nicht abwenden, wenn man obendrein in Berlin gewiß weiß, daß die Schritte in Frankfurt mit Vorwissen der hiesigen Regierung, ja selbst zum Theil auf deren Veranlassung geschehen sind". Ein energischer Mann in seinem Ressort und in der Durchführung der Restauration, stand er doch zu vereinzelt da und hatte nicht die Kraft, seiner bessern Einsicht in den auswärtigen Angelegenheiten Anerkennung zu verschaffen. So ist sein Loos das eines der kleinen Reactionsminister geworden, die dem Strom der werdenden Einheit Deutschlands ihre kümmerlichen Schutzbauten entgegenstellten, mit verwunderten Augen bei Seite traten, als er sie hinwegschwemmte, und wenn er ihre Person verschonte, für die Bedürfnisse der neuen Zeit nichts als ihre alten Recepte anzubieten wußten.

Graf B. starb am ersten Pfingsttage 1883 in Celle, wo er die letzten Jahre seines Lebens wohnte, und wurde hier am 16. Mai auf dem Neuenhäuser Kirchhofe unter der Theilnahme der preußischen Officiere und Beamten beerdigt, während die welfische Partei, die ihm seine Haltung nach 1866 und namentlich den Eintritt in das Herrenhaus nie verziehen hat, sich demonstrativ fernhielt.

Festschrift z. Säcularfeier der Kgl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle I (Hannov. 1864), S. 88 (biogr. Nachrichten offenbar von B. selbst herrührend). — Unsere Zeit, Bd. VI (1862): Hannover unter K. Georg V. (A. Oppermann). — Oppermann, Z. Gesch. Hannovers II. — O. Meding, Memoiren z. Zeitgeschichte I (1881). — W. v. Hassell, Gesch. d. Königr. Hannover II, 1 (1899); der S. 318 mitgetheilte Aufsatz „über die Regierungskunst" rührt nicht von B. her, sondern, wie Dr. Thimme Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen 1901 S. 420 zeigt, von Hannibal Fischer. — E. v. Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte I u. II (1898 u. 99). — Journal f. Landwirthschaft, Jg. 31 (1883), S. 499 ff. — Hannov. Staatsbriefe i. d. „Zeit", hsg. von Lammers, in den Monaten Mai und Juni 1861. Sie können nicht, wie ich A. D. B. XXIV, 403 angegeben habe, von Oppermann sein und sind von den 1866 erschienenen Trostbriefen völlig verschieden. — Weserzeitung v. 26. u. 30. Aug. 1862; v. 17. u. 19. Mai 1883. — Hie Welf! (Hamburg 1861). — Kulturkämpfer, hsg. von O. Glagau, Jg. IV (Mai 1883): Briefe des Grafen B. aus den J. 1880—1883. — Briefe des Grafen Borries aus dem J. 1862 an den Minister Bacmeister, deren Kenntniß ich der gütigen Mittheilung des Herrn Landgerichtsdirector Bacmeister in Göttingen zu danken habe. — Herzog Ernst v. Sachsen-Coburg, Aus meinem Leben II (1888), 542. — v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches II, 333, 403. — P. Hassel, Aus dem Leben K. Alberts, II, 112 ff.

F. Frensdorff.

Borstell: Fritz B., geboren am 27. Mai 1834, † am 2. Februar 1896, war Mitinhaber der angesehenen von Friedrich Nicolai begründeten Firma: Nicolai'sche Buchhandlung (Borstell & Reimarus) und Begründer eines Bücher-Leseinstituts, das in seiner Art in Deutschland einzig dastand und das in mehrfacher Beziehung eine bahnbrechende Bedeutung erlangte. Er machte sich selbständig am 1. Juli 1863, indem er mit Friedrich Wreden die damals im Besitz von M. Jagielski befindliche obengenannte Buchhandlung übernahm, welche sie unter der Firma: Nicolai'sche Buchhandlung (Wreden & Borstell) weiterführten. Mit seinem Socius erkannte B. die Wichtigkeit seines Bücher-Leseinstituts, wofür Berlin in seiner rapiden Entwicklung die besten Vorbedingungen trug. Entgegen den althergebrachten und an sich veralteten Gepflogenheiten, nach denen die vorhandene Leihbibliothek geführt und geleitet wurde, stellten sie die neue Gründung auf eine durchaus neue, den fortschreitenden Bedürfnissen mehr entsprechende Grundlage. Die beiden Inhaber erzielten dabei Erfolge, die selbst die kühnsten Hoffnungen überstiegen. Der Kundenkreis erweiterte sich in einem Maße, daß der Borstell'sche Bücherlesecirkel, wie er nach Ausscheiden von Friedrich Wreden (am 1. Juli 1869) genannt wurde, hauptstädtische Berühmtheit erlangte. Ueberbürdete Geschäfte veranlaßten B. am 1. Januar 1872, Franz Reimarus als Theilhaber in die ihm bis dahin allein gehörige Buchhandlung aufzunehmen. Die dadurch erzielte geschäftliche Arbeitsentlastung ermöglichte B., sich seiner Lieblingsbeschäftigung in noch höherem Maße widmen zu können, und in der That schuf er eine Anstalt, die in ihrer Anlage mustergültig und vorbildlich genannt werden muß. B. war ein ebenso tüchtiger wie intelligenter Buchhändler, von einer zähen und ausdauernden Arbeitsfreudigkeit, in seinem Wesen ein stark ausgeprägter Charakter. Im persönlichen Verkehr von einer frischen liebenswürdigen, ja fast bezaubernden Jovialität, gewann er sich überall im raschen Fluge die Herzen. Neben seiner umfassenden Berufsthätigkeit widmete er sich auch städtischen Ehrenämtern und hier wie dort erfüllte er die ihm obliegenden Aufgaben mit seltener Gewissenhaftigkeit und Opferfreudigkeit, die seinem Namen dauerndes Gedächtniß sichern.

Karl Fr. Pfau.

Bose: Friedrich Julius Wilhelm von B., königlich preußischer General der Infanterie, wurde am 12. September 1809 als der Sohn eines königlich sächsischen Officiers auf der Besitzung Engelsburg bei Sangerhausen geboren und seit seinem zwölften Lebensjahre im großherzoglichen Pagencorps zu Weimar erzogen. Daneben besuchte er das dortige Gymnasium. Es war eine harmonische Ausbildung von Geist und Körper. Am 6. October 1826 trat er als Avantageur beim 26. Infanterieregimente zu Magdeburg in den preußischen Heeresdienst, wurde am 14. März 1829 Officier, besuchte von 1832 bis 1835 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) zu Berlin und wurde in letzterem Jahre Bataillonsadjutant. Damit trat er in eine Laufbahn ein, für welche er nach jeder Richtung hin in hohem Grade geeignet war. Zu einer genauen Dienstkenntniß und unermüdlichen Arbeitskraft, großer Ordnungsliebe und Zuverlässigkeit gesellten sich Gewandtheit im Auftreten, ein sicherer Tact und hervorragende Leistungen in körperlichen Fertigkeiten, namentlich im Reiten. Von Stufe zu Stufe aufsteigend blieb er in der Adjutantur, zuletzt beim Generalcommando des IV. Armeecorps zu Magdeburg und seit 1848 Hauptmann, bis zu seiner im Sommer 1852 erfolgenden Ernennung zum Compagniechef in dem ebenda garnisonirenden 27. Infanterieregimente. Aber schon ein Jahr darauf verließ er von neuem den Frontdienst um als Major in den Generalstab zu treten. Zunächst beim Divisions-

commando zu Erfurt, dann beim Generalcommando zu Magdeburg, wo er demnächst als Nachfolger Moltke's Chef des Generalstabes wurde. Nachdem er sodann seit Frühjahr 1860 an der Spitze des Hohenzollern'schen Füsilierregiments Nr. 40 zu Saarlouis gestanden hatte, wurde er im September 1861 als Chef der Armeeabtheilung in das Kriegsministerium versetzt. Es war die Conflictszeit, und die wichtigste unter den dem Oberst v. B. zufallenden Aufgaben war die Vertheidigung der auf die Neugestaltung des Heeres hinzielenden Absichten König Wilhelm's I. gegen die Angriffe der Mehrheit des Abgeordnetenhauses. Die Erfüllung dieser Aufgabe ging über seine Kräfte. Er war den Widersachern, welche in den Commissionssitzungen ihm entgegentraten, nicht gewachsen. Es fehlte ihm an Redegewandtheit und an Schlagfertigkeit und auch wol an gründlicher Bildung, um die scharfe Dialektik der gewiegten Parlamentarier zu entkräften. Als eine Erlösung betrachtete er seine im Sommer 1864 verfügte Ernennung zum Commandeur der 15. Infanteriebrigade. Seine neue Bestimmung führte ihn zum zweiten Male nach Erfurt. Hier war er in seinem Elemente. Sein Eifer und seine Strenge im Dienste machten ihn zu einem gefürchteten Vorgesetzten, sodaß man ihn den „General Böse" nannte, aber seine sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, sein Wohlwollen und seine Unparteilichkeit söhnten aus und der Feldzug vom Jahre 1866 bewies, daß er nicht nur verstanden hatte ein tüchtiges Werkzeug zu schaffen, sondern daß er es auch zu gebrauchen wußte.

Im Verbande der 8. Division unter General v. Horn und der I. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl angehörend, leitete General v. B. am 27. Juni auf dem böhmischen Kriegsschauplatze seine Thätigkeit durch rechtzeitiges kräftiges Eingreifen in das anfangs siegreich verlaufende, dann aber eine unglückliche Wendung nehmende Gefecht von Podol und durch die sich dranschließende Wegnahme der Iserbrücken glücklich ein. In der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli mußte er zunächst fünf Stunden ein todbringendes Geschützfeuer im Swipwalde aushalten. Dann betheiligte er sich aus eigenem Antriebe an dem Ausbeuten der gewonnenen Vortheile. Den glänzenden Schlußact seiner Theilnahme an den Ereignissen bildete am 22. Juli seine Thätigkeit im Treffen von Blumenau, wo er durch schwieriges Waldgelände in den Rücken des Feindes dringend, am meisten dazu beitrug, das Unternehmen, welchem zur Mittagsstunde der Beginn des Waffenstillstandes ein Ende machte, für die preußischen Waffen günstig zu gestalten.

Mit dem Orden pour le mérite geschmückt kehrte er heim. Aber nicht in seine alte Garnison. Er wurde an die Spitze der 20. Division des in der neuerworbenen Provinz Hannover errichteten X. Armeecorps gestellt. Wie groß das Vertrauen war, welches seinen militärischen Fähigkeiten entgegengebracht wurde, ist daraus zu ersehen, daß ihm die Leitung einer großen für den Herbst des Jahres 1870 geplanten Reiterübung zugedacht war. Aber es kam anders. Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich veranlaßte seine Berufung als Führer des XI. (Hessisch-Thüringischen) Armeecorps. Wiederum griff er bei einem der Einleitungskämpfe wirksam in das Gefecht ein. Es geschah am 4. August im Treffen von Weißenburg, wo sein Vorgehen gegen die rechte Flanke des Feindes es war, durch welches die Entscheidung vornehmlich herbeigeführt wurde. Zwei Tage darauf, am 6. August, erwarb er sich bei Wörth durch einen auf eigne Verantwortung ausgeführten Angriff des französischen rechten Flügels ein gleichartiges Verdienst, dessen Ergebniß er durch eine energische Verfolgung des geschlagenen Gegners glänzend vervollständigte. Damit fand aber seine Theilnahme am Feldzuge ihren Abschluß. Schwere Verwundung zwang ihn zur Rückkehr nach Hannover. Eine

Chassepotkugel, welche in der Hüfte stecken blieb, hatte er nicht beachtet; eine zweite, welche ihm die Ferse des rechten Fußes zerschmetterte, nöthigte ihn nach langem Widerstreben und nachdem der Kampf beendet war, die Walstatt zu verlassen. Erst als die Waffen ruhten, konnte er nach Frankreich zurückkehren. Bis zum 6. April 1880 hat er hinterher noch an der Spitze des XI. Armeecorps gestanden. Als er dann in den Ruhestand trat, fügte Kaiser Wilhelm I. den Auszeichnungen, welche schon vorher die Dienste des Generals anerkannt hatten, der Verleihung beider Classen des Eisernen Kreuzes, des Schwarzen Adlerordens und einer Dotation von 100 000 Thalern, die Verleihung des nach dem Rechte der Erstgeburt zu vererbenden Grafenstandes hinzu. Kaiser Wilhelm II. ehrte Bose's Andenken, indem er nach dessen Tode dem 31. Infanterieregimente, einem von denen, welche 1866 unter B. gefochten hatten und dessen Chef er seit 1873 gewesen war, für alle Zeiten den Namen Graf Bose beilegte. Auch ein Fort bei Straßburg war nach ihm benannt.

Nach seinem Scheiden aus dem Dienste verlegte B. zunächst seinen Wohnsitz von Kassel nach Magdeburg, siedelte aber zwei Jahre später in einen von ihm erworbenen Besitz zu Hasserode bei Wernigerode über und ist hier, schwachsinnig und körperlich gebrochen, am 22. Juli 1894 gestorben.

O. Herrmann, Julius von Bose. Berlin 1898.

B. von Poten.

Bosse: Hans Alexander von B., angesehener sächsischer Verwaltungsbeamter und Schriftsteller. Zu Meißen am 13. März 1835 als Sohn eines Obercontrolleurs bei der Steuer geboren, besuchte er von Michaelis 1848 bis Michaelis 1854 die Meißner Fürstenschule und bezog dann die Universität Leipzig, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete und namentlich Hänel, Wächter und Albrecht hörte. Nachdem er die erste juristische Prüfung bestanden und bei den Gerichtsämtern zu Schandau, Schwarzenberg und Auerbach, sowie bei dem Bezirksgerichte zu Zwickau gearbeitet hatte, ging er 1863 in die Verwaltung über und war an der Zwickauer Kreisdirection beschäftigt, bis er im Februar 1870 nach wohlbestandener Prüfung für den höheren Verwaltungsdienst als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Innern zu Dresden eintrat. Bei Gelegenheit der Neuordnung der Verwaltung wurde er 1874 zum Amtshauptmann in Dippoldiswalde ernannt und siedelte 1877 in gleicher Eigenschaft nach Meißen über, wo er dreizehn Jahre lang mit praktischem Verständnisse für die Bedürfnisse des Bezirks und mit reichem Erfolge wirkte. Auch stand er an der Spitze einer Reihe gemeinnütziger Unternehmungen und gehörte von 1874—1890 der 2. Ständekammer, zunächst als Vertreter des Dippoldiswaldaer, später des Meißner Bezirks an.

Im J. 1887 trat er als erster Rath in die Kreishauptmannschaft zu Dresden ein, ging 1890 als vortragender Rath in das Ministerium des Innern über und rückte 1894 zum Vorstande der 1. Abtheilung unter Ernennung zum Geheimen Rathe auf. 1895 wurde er zum Kreishauptmann in Bautzen ernannt; aber bald überfiel ihn ein Rückenmarksleiden, gegen das er mit der größten Selbstüberwindung ankämpfte. Ihm erlag er an seinem 63. Geburtstage, dem 13. März 1898. Von seinem Könige war er 1884 durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Classe vom Verdienstorden, 1893 des Comthurkreuzes II. Classe vom Albrechts- und 1896 vom Verdienstorden ausgezeichnet worden. Seit 1861 war er mit der Tochter des Finanzprocurators Garten in Schwarzenberg vermählt.

Seine schriftstellerische Thätigkeit verfolgte den Zweck, die Gesetze über die im J. 1874 im Königreiche Sachsen ins Leben getretene Selbstverwaltung in handlichen Ausgaben weiteren Kreisen zugänglich zu machen und die Beamten

und Organe in das Verständniß der neuen Bestimmungen einzuführen. Besonders verbreitet ist seine „Revidierte Städteordnung für mittlere und kleine Städte“ (Leipzig 1898, 5. Aufl.), die „Revidierte Landgemeindeordnung“ (Leipzig 1898, 8. Aufl.), der „Leitfaden für die Gemeindevorstände und Gutsvorsteher des Königreichs Sachsen“ (Leipzig 1895, 6. Aufl.). Außerdem veröffentlichte er „Die Selbstverwaltung in den Landgemeinden und die damit gemachten Erfahrungen“ (Dresden 1878), „Formularbuch für die Gemeindevorstände“ (Leipzig 1885), „Ueber Gemeindebesteuerung“ (Dresden 1883), „Die Gemeindebesteuerung im Königreich Sachsen“ (Leipzig 1890), „Auszug aus den im Königreich Sachsen geltenden Gesetzen und Verordnungen, die von den Polizeiorganen zu beachtenden Bestimmungen enthaltend“ (Dresden 1889) und in Verbindung mit Reinhard „Die Medicinalgesetze und Verordnungen des Königreichs Sachsen. Systematisch geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben“ (Leipzig 1887, 2. Auflage).

Hans Alexander von Bosse (mit seinem Bilde). Verfaßt von einem Meißner Freunde des Verstorbenen (Hermann Peter). In: Afranisches Ecce 1898. 3. Heft. Bearbeitet von G. Türk. Meißen 1899, S. 21 bis 28. Wiederabgedruckt in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. 5. Band, 2. Heft, S. 242—248.

Georg Müller.

Boßhardt: Kaspar B., Historienmaler, geboren am 1. April 1823 zu Pfäffikon (Zürich), erhielt als Kind wohlhabender Eltern eine gute Schulbildung und durch einen deutschen Lehrer die erste Anregung zum Zeichnen, wozu der anfänglich widerstrebende Vater endlich die Einwilligung gab; so ging der junge B. 1838 nach Zürich zu Ludwig Vogel und erwärmte sich an dessen glühender Vorliebe zur Behandlung der Schweizer-Geschichte. Hatte er unter diesem Meister die charakteristische Zeichnung und Composition gepflegt, so gewann mit Boßhardt's Uebersiedlung zu Anfang der vierziger Jahre nach Düsseldorf das coloristische Element die ergänzende Pflege, insbesondere durch Schadow, Schirmer und Lessing, welcher gerade damals mit seinen Hussitenbildern begann. Unter diesen früheren und neuesten Eindrücken reifte Boßhardt's Bild aus der Schweizer-Geschichte „Waldmann's Todesgang“, welches der Maler auf dem Rückweg in die Heimath 1845 nach München brachte, wo es ihm so gut gefiel, daß er sich, nachdem die Regierung von Zürich seine erste Leistung angekauft hatte, in der Isarstadt bleibend niederließ. Obwol er in der Folge seine Stoffe mit großer Vorliebe seiner vaterländischen Historie entnahm (z. B. Nikolaus von der Flüe auf der Tagsatzung zu Stanz), verarbeitete er wol auch seine mehr der Düsseldorfer Romantik angehörenden Stoffe: wie „Columbus vor der Königin Isabella“, „Thomas Morus“ und „Sickingen's Tod“ (1854). Dann warf er sich wieder mit richtiger Einsicht auf die geschichtlichen Stoffe seiner Heimath, wofür ihm selbe große Sympathien entgegenbrachte, während sein ehrliches Streben auch im „deutschen Ausland“ die verdiente Anerkennung erhielt. Dazu verhalf ihm „Hans von Hallwyl, die Seinen vor der Schlacht bei Murten zum Kampfe anfeuernd“ (1854) und der wackere Bürgermeister „Wengi von Solothurn“, welcher sich vor die Kanone stellt, um den Bürgerkrieg abzuwenden. Diese etwas schwerfällige Composition wurde durch Albert's Photographie, durch einen Holzschnitt in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ (XXXVII. Bd., S. 464) und den ganz vorzüglichen Stich von H. Merz sehr populär. Da B., ebenso wie der Zürcher Ludwig Vogel, mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit, sowol im Studium der Kostüme, Waffen und Localeigenthümlichkeiten, als auch mit der Gruppirung, die er recht eigentlich wissenschaftlich aufzubauen

liebte, zu Werke ging, so rückten seine Arbeiten verhältnißmäßig langsam vorwärts. Mit der muthigen „Bündnerin im Schwabenkrieg" behandelte B. (1871) die bekannte Anekdote, wie durch die Geistesgegenwart einer Engadinerin das Dorf Schleins, in welches eine feindliche Streife gedrungen war, der Plünderung und Zerstörung entging. Ueber dem Bestreben, Alles wohl zu erwägen und an seinen gehörigen Platz zu bringen, jede Farbe, jedes Beiwerk sprechen und zum wirklichen Ausdruck gelangen zu lassen, verfiel B. einer rhetorischen Speculation, welche erkältend auf den Beschauer wirkt. Seine Darstellung erhielt, trotz der satten Färbung und der bis ins kleinste gehenden Vollendung, etwas Trockenes, Nüchternes, es war Alles mehr mühsam ausgeklügelt, statt primitiv empfunden. B. schuf einen ganzen Bildercyklus aus der Schweizergeschichte: die „Gefangennahme des Chorherrn Felix Hämmerlin", „Ulrich von Hutten's letzte Tage", „Begegnung der St. Galler Studenten mit Luther", „Hans Waldmann's Abschied von seinen Mitgefangenen". — B. sprach sehr gern von seinen „bedütenden Ufträgen". Doch blieb ihm immer noch Zeit für verschiedene Genrebilder, z. B. „Der Liebling" (1874, ein hübsches Mädchen beschäftigt sich mit einem Gimpel), eine „Sennerin" (1875), „Politiker im Kloster" (1876), ein alchymistisches „Stillleben"; dann trat er nicht mehr in die Oeffentlichkeit und verklauste sich in der einsiedlerischen Stille seines Ateliers. B. starb zu München am 10. Februar 1887.

Vgl. Beilage 182 d. Allgem. Zeitung v. 3. Juli 1887. — Kunstvereinsbericht f. 1887, S. 68. — Fr. v. Böttticher, Malerwerke, 1895. I, 122. — Müller-Singer, 1895. I, 195. Hyac. Holland.

Bothmer: Maximilian Graf von B., geboren am 9. Februar 1816 zu München, ein durch hohe Geistesgaben, umfassende Bildung und eine höchst verdienstvolle Thätigkeit ausgezeichneter Officier, † am 9. October 1878 als bairischer Generallieutenant und Generalquartiermeister. In jener großen Zeit lebend und wirkend, in welcher sich das Einigungswerk Deutschlands vollzog, war ihm Gelegenheit gegeben, in verschiedenen Dienstesstellungen, insbesondere als Chef des Generalstabes und Mitglied der Reichsrathskammer, in bedeutsamer Stellung bei dem Entwicklungsgange thätig zu sein, welchen das bairische Heer durchmachte, um zuletzt in den glorreichen Kämpfen von 1870/71, gleichwerthig mit den übrigen deutschen Contingenten an der Wiedererstehung des Deutschen Reiches mitzuwirken. Er nahm im Freicorps v. d. Tann's an den Kämpfen in Schleswig-Holstein theil, im Kriege 1866 befand er sich im Stabe des Prinzen Karl von Baiern und im Kriege 1870/71 im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei der III. Armee. Neben seiner militärischen Thätigkeit huldigte er auch schöngeistigen Bestrebungen, welche ihn mit bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern damaliger Zeit in nähere Beziehung brachten.

Allgem. Zeitung 1878, Nr. 328, Beilage. Landmann.

Botta d'Adorno: Anton Otto Marchese B., kaiserlicher Feldmarschall, geboren im Jahre 1688 in Pavia als Sohn des als Dichter geschätzten Alexander B., erhielt durch die Gunst des Prinzen Eugen bereits in jungen Jahren eine Hauptmannstelle im kaiserlichen Heere und erwarb im J. 1717 durch Kauf eine Oberstwachtmeisterstelle im Regimente Marulli, dessen Oberst und Commandant er später wurde. Schon in diesen Stellungen wurde B. zu diplomatischen Sendungen verwendet, so im J. 1719, als er die Verhandlungen wegen Uebergabe der Liparischen Inseln leitete, und 1733, da er als Oberst an den Hof des Kurfürsten von Baiern gesandt wurde, um sich über die politischen Absichten desselben zu informiren. Im Türkenkrieg 1737 bis

1739 zeichnete sich B., welcher 1734 zum Generalmajor und ein Jahr später zum Feldmarschallieutnant befördert worden war, besonders in der Schlacht bei Kornja, 4. Juli 1738, aus. Die Türken hatten an diesem Tage die Stellung der Kaiserlichen gleichzeitig in der Mitte und auf beiden Flügeln angegriffen. Da die linke Flanke, trotz den für unwegsam gehaltenen Felsen umgangen worden war, so mußten aus dem Innern und selbst aus der Front rasch einige Truppen dahin disponirt werden. Ehe die dadurch in der Front entstandene Lücke wieder ausgefüllt werden konnte, waren aber schon etwa fünfzig verwegene Spahis in das Innere des Vierecks gedrungen und bald folgten ihnen größere Haufen nach, welche die nächststehenden Bataillone von rückwärts anfielen und unter ihnen bedeutende Verwirrung anrichteten. In diesem kritischen Augenblicke führte FML. Botta aus dem zweiten Treffen mehrere Bataillone gegen die erste Linie vor. Bei der Annäherung dieser Truppen verließ der eingedrungene Feind eilends das Innere des Carrés und hieb seine eigenen Verwundeten nieder, um sie nicht in Gefangenschaft gerathen zu lassen. So wurde die augenscheinliche Gefahr, in welcher die ganze Armee sich befunden, durch die Geistesgegenwart Botta's abgewendet, und da die übrigen Angriffe der Türken auch glücklich abgeschlagen wurden, behaupteten die Kaiserlichen das Schlachtfeld. Am 12. Januar 1739 wurde dem FML. B. die Inhaberschaft des Infanterieregiments Nr. 12 verliehen, da „er schon lange bei dem Militare sich befindet, annebst jederzeit und nicht minder im letzt abgewichenen Feldzug mit Distinction gedienet" und weil „derselbe hiernächst die ihm anheuer gleich im vorigen Jahr an den russischen Hof aufgetragene, von so delicater Beschaffenheit seyende Commission mit allem Eyffer, auch sonderbarer Vernunfft und Geschicklichkeit fortan verrichtet". Die in diesem Ernennungsdecret angedeutete diplomatische Mission Botta's beim Petersburger Hof wurde bald durch die Rüstungen König Friedrich's von Preußen unterbrochen, welche die Aufmerksamkeit des Wiener Cabinetts zu erregen begannen und die Entsendung eines erfahrenen und scharfblickenden Mannes nach Berlin erheischten. B. fand denn auch bald, daß es König Friedrich mit seinen Plänen auf Schlesien sehr ernst sei und kündigte mit Bestimmtheit an, daß die preußischen Truppen binnen kurzer Zeit die schlesische Grenze überschritten haben würden. Bei Ausbruch des Krieges wurde B. von Berlin abberufen und kam als Gesandter nach Petersburg, wo es ihm bald gelang die Beziehungen der beiden Höfe freundlicher zu gestalten, wenn er es auch nicht durchzusetzen vermochte, daß die russische Regierung der Königin Maria Theresia werkthätigen Beistand leistete. Eine Hofintrigue, in welche Botta's Name ohne jeden Grund mit eingeflochten wurde, war Veranlassung, daß er von seinem Posten abberufen und sogar eine Zeit lang in Haft gehalten wurde. Nach Abschluß der Untersuchung, die seine vollständige Schuldlosigkeit erwies, wurde B. zum Feldzeugmeister befördert und zum österreichisch-sardinischen Heer gesandt. In der Schlacht bei Piacenza, 16. Juni 1746, in welcher die vereinigten Franzosen, Spanier, Neapolitaner und Genuesen geschlagen wurden, befehligte B. den rechten Flügel und übernahm bald darauf den Oberbefehl, als FM. Fürst Wenzel Liechtenstein das Heer wegen Kränklichkeit verlassen mußte. Am 10. August 1746 schlug er im Verein mit dem Könige Karl Emanuel von Sardinien den Gegner bei Rottofredo und rückte dann gegen Genua vor, das er besetzte. Als später der größte Theil der kaiserlichen Truppen gegen die Provence weiterrückte und mit B. nur geringe Streitkräfte in und bei Genua zurückblieben, brach hauptsächlich infolge der Härte, mit welcher B. die Contributionen eintrieb, ein Aufstand der mißvergnügten Bevölkerung aus, der B. zwang, die Stadt am 10. De-

cember 1746 zu räumen und sich über Novi nach Parma zurückzuziehen. Infolge dieses Ereignisses wurde B. seines Commandos enthoben und auch von seiner Wiederverwendung auf einem andern Kriegsschauplatz abgesehen. Bis zum 23. April 1749 lebte B. nun in Zurückgezogenheit; an diesem Tage wurde er zum bevollmächtigten Minister in den Niederlanden und zum Oberst-hofmeister des Generalstatthalters, des Prinzen Karl von Lothringen, ernannt. In dieser Stellung, die B. bis zum Jahre 1753 versah, sowie in seiner späteren Verwendung als Oberhaupt der Regierungsbehörden in Toscana, rechtfertigte er vollständig die Erwartungen, die Kaiserin Maria Theresia, entgegen den Ansichten mancher ihrer Rathgeber von ihm hegte. „Für die Oekonomie", so schrieb die Kaiserin, „ist er einzig und mit Recht setze ich mein ganzes Vertrauen in ihn; ich habe gesehen, was er in diesem Zweige in den Niederlanden und selbst in Toscana vollbracht hat". B. starb am 30. December 1774 zu Pavia.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Herausgegeben von der Direction des k. und k. Kriegs-Archivs. — Arneth, Geschichte Maria Theresia's. — Erzherzog Johann, Geschichte des k. und k. Infanterie-Regiments Nr. 12. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich.

Oskar Criste.

Botta d'Adorno: Jakob Marchese B., kaiserlicher Feldmarschall, geboren im J. 1729 zu Cremona als Sohn des nachmaligen Feldmarschalls Anton B. (s. o.), kam mit 15 Jahren als Fähnrich in das Infanterieregiment Nr. 12, dessen Inhaber sein Vater war, wurde drei Jahre später zum Unterlieutenant, im J. 1749 zum Capitänlieutenant und 1752 zum Hauptmann befördert. Im J. 1756 zum Major vorgerückt, kämpfte B. bei Kolin auf dem rechten Flügel der Oesterreicher, der die wiederholten Angriffe der Preußen zurückschlug und wurde infolge seiner bravouröse Haltung mit dem Maria Theresia-orden ausgezeichnet und zum Oberstlieutenant befördert. Ueber die Haltung des Regiments in dieser Schlacht schrieb damals FM. Graf Daun: „Man sollte dem Regimente Botta den [Theresien] Orden in die Fahne sticken" und thatsächlich läßt der Umstand, daß nebst B. noch zwei Stabsofficiere des Regiments den Theresienorden erhielten, bei den hohen Anforderungen, welche zur Erlangung dieses so selten gewährten Ehrenzeichens gestellt werden, wirklich außerordentliche Leistungen dieses Truppenkörpers voraussetzen. Am Schlusse des Jahres 1757 wurde B. Oberst bei dem Infanterieregimente Braunschweig-Wolfenbüttel Nr. 29 zur Belohnung für seine in der Schlacht bei Breslau geleisteten Dienste, wo er, dem Grenadiercorps zugetheilt, durch Umsicht und Entschlossenheit wesentlich den Brückenschlag über die Lohe erleichterte, jenseits angelangt aber das Dorf Klein-Mochbern in Besitz nahm und standhaft behauptete und dadurch der übergehenden Armee einen Stützpunkt verschaffte. Bei Landeshut am 23. Juni 1760 unterstützte er mit dem Regimente die Erstürmung des Buchberges, griff den Kirchberg an, auf welchem die Preußen alle ihre Kräfte concentrirt hatten und warf sie zurück. Für diese Waffenthat wurde B. noch auf dem Schlachtfelde zum Generalmajor befördert. Im J. 1761 war B. Commandant des in Schlesien gezogenen Cordons, 1767 wurde er zweiter Inhaber von Kaiser-Infanterie und 1771 Feldmarschalllieutenant. Bei Ausbruch des Krieges von 1778—79 erhielt B. das Commando in Mähren und Oberschlesien, wurde 1786 zum Feldzeugmeister befördert und commandirender General in Mähren, vier Jahre später Feldmarschall. Im J. 1798 legte er seine Stelle nieder und zog sich nach Brünn zurück, woselbst er am 17. Januar 1803 starb.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria Theresienorden und seine Mitglieder. — Erzherzog Johann, Geschichte des k. und k. Infanterie-Regiments Nr. 12. Oskar Criste.

Böttcher: Christian Eduard B., Genremaler, geboren am 9. December 1818 in Ingenbroich (Regierungsbez. Aachen). Auf der Kunstschule in Stuttgart zum Lithographen ausgebildet, ging er später zur Malerei über und besuchte dann die Akademie in Düsseldorf. Hier war er von 1844—49 in der Meisterclasse als Schüler von Th. Hildebrand und W. Schadow. Nach einigem Herumtasten fand er seinen richtigen Beruf als er begann, in gemüthvoller Weise das heitere Volksleben am Rhein zu schildern. Durch bedeutenden Erfolg ermuntert und gehoben entstanden nun unter seiner Hand eine Reihe von Bildern, die durch Kupferstichvervielfältigungen sehr populär geworden sind. Sie preisen in poetisch humorvoller Weise den oftbesungenen romantischen Zauber des Rheins, sein Leben und Treiben so wie auch seine landschaftliche Schönheit. Als die bekanntesten sind zu nennen: „Abend am Rhein" (mit Porträtfiguren Düsseldorfer Künstler), „Sommernacht am Rhein" (1862, Museum in Köln), „Abend im Schwarzwald" (Museum in Leipzig), „Rheinische Dorfjugend" (1863), „Marktbrunnen in einer rheinischen Stadt, Motiv aus Bingen" (1870), „Sonntag am Rhein" (1875), „Rheinfahrt an der Lorelei" (1880). In der Zwischenzeit malte er auch manche Porträts; 1872 wurde er zum Professor ernannt. Er starb am 15. Juni 1889 in Düsseldorf. E. Daelen.

Böttger: Magnus B., Pastor und Bahnbrecher der Innern Mission in Neuvorpommern, geboren am 11. Juni 1813 in Niepars bei Stralsund, † am 28. Februar 1881 in Wolkwitz bei Demmin. Ein einfaches Pfarrerleben, aber reich an Arbeit und Anregung für seine bis zum Wiener Congreß schwedische Heimath, deren Grenzen er nur selten überschritten hat. Auf dem Gymnasium zu Stralsund 1827—1833, auf der Universität zu Greifswald 1833—1836 und als Hauslehrer in Vorpommern und Rügen für sein Amt vorbereitet, wurde er Ostern 1844 Rector und Diakonus zu Garz a. R., 1848 Pastor in Middelhagen auf Mönchgut, wo ihn auch Friedrich Wilhelm IV. von Putbus aus einmal besuchte, 1853 Diakonus zu Wieck auf Rügen, 1856 Pastor zu Horst bei Greifswald, 1867 Pastor zu Wolkwitz. Nicht durch Theologen, die in Vorpommern am längsten dem Rationalismus verhaftet blieben, sondern durch einzelne „Stille im Lande", Handwerker und Frauen, kam er zum lebendigen biblischen Glauben, den er in Predigt und Seelsorge mit ebenso viel Schlichtheit als Wärme furchtlos bekannte. Sein praktischer Blick und sein liebewarmes Herz ließen ihn früh die durch nichts zu ersetzende Hülfe erkennen, die die kirchliche und sociale Noth der Zeit aus den Einrichtungen der Inneren Mission nach Wichern's Vorgang empfangen könnte. So fing er schon in Garz mit einem Enthaltsamkeitsverein und einem Rettungshause an. Die Ausbildung von Colporteuren und die Verbreitung von Tractaten schlossen sich dem an. Im October 1848, also unmittelbar nach dem Wittenberger Kirchentag, rief er in Stralsund mit dem Grafen v. Krassow den „Verein der Freunde der Inneren Mission in Neuvorpommern und Rügen" ins Leben, der nun der weitere Agitationsherd wurde und dessen Organ, den „Boten für Neuvorpommern und Rügen", B. vom 1. November 1848 bis zum 1. Januar 1881 selbst redigirte. Auch kirchliche Versammlungen wie besonders die Conferenzen zu Wieck bei Gützkow in dem v. Lepel'schen Hause (seit 1859), deren Leiter B. wurde, mußten demselben Zweck dienen. So hat er bis zu seinem Tode unermüdlich geholfen, seine vorpommersche Heimath,

die lange Zeit staatlich wie kirchlich ein Sonderdasein geführt hatte, dem neuerwachten Glaubens- und Liebesleben der deutschen evangelischen Christenheit zurückzugewinnen.

Bilder a. d. kirchl. Leben u. d. christl. Liebesthätigkeit in Pommern (Stettin 1895) I, 140—204 (Böttger's Leben von seinem Schwiegersohn P. Dieckmann in Beggerow). Hermann Petrich.

Boettger: Rudolph Christian B., geboren am 28. April 1806 zu Aschersleben, † am 29. April 1881 zu Frankfurt a. Main. Er war der dritte Sohn des Oberküsters an der St. Stephansgemeinde zu Aschersleben. Mit elf Jahren kam er nach Halle als Zögling in die „Francke'schen Stiftungen", deren Directorat damals Niemeyer inne hatte; 1824 bezog er die Universität Halle, um dem Wunsche des Vaters gemäß Theologie zu studiren; $3^1/_2$ Jahre lang widmete er sich den theologischen und philosophischen Studien; eine von Kindheit an in ihm liegende Neigung für die Naturwissenschaften führte ihn aber auch häufig genug in naturwissenschaftliche Vorlesungen, insonderheit in die des Prof. Schweigger, und mancher mühselig ersparte Groschen — B. mußte sich seinen Lebensunterhalt durch Stundengeben erwerben — wurde aufgewendet zum Ankauf physikalischer Apparate und Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts. Im Herbst des Jahres 1828 verließ er die Universität und nahm, auf Erwerb angewiesen, eine Hauslehrerstelle bei dem Oberförster Diederichs in Reifenstein bei Mühlhausen in Thüringen an, später bei dem Forstmeister v. Hanstein in Mühlhausen selbst; er übte dort mehrfach kirchliche Functionen aus und war ein gern gehörter Kanzelredner. Seine freie Zeit aber war wieder den Naturwissenschaften gewidmet, und mit Schweigger stand er in lebhaftem brieflichen Verkehr. Als ihn diese seine Lieblingsbeschäftigungen schließlich zu einer Entdeckung eines Vorganges am Platinschwamm des Döbereiner'schen Feuerzeuges führten, durch die jener an Stelle der damals noch nicht bekannten Streichhölzer allgemein verbreitete Zündapparat eine wesentliche Verbesserung erfuhr, beschloß er die theologische Laufbahn gänzlich aufzugeben und widmete sich nunmehr vom Jahre 1831 an völlig den Naturwissenschaften. Er veröffentlichte bald mehrere kleine Aufsätze über neue Beobachtungen in Schweigger's Jahrbuch für Physik und Chemie, und 1835 wird er bereits als Lehrer der Physik und Chemie bei dem 1824 begründeten „Physikalischen Verein zu Frankfurt am Main" berufen, an dem er nunmehr bis zu seinem Tode 46 Jahre lang wirkte, und mit dem er derartig sich verwachsen fühlte, daß er sogar höchst ehrenvolle Angebote, wie das einer Professur der Physik an der Universität Dorpat 1841, der Chemie in Halle 1842, der Physik und Chemie an der ungarischen Akademie in Altenburg 1848 ablehnte. 1837 hatte er in Halle promovirt, am 12. April 1842 verlieh ihm der Senat der Stadt Frankfurt den Professortitel, und 1846 wurde er Ehrenbürger der Stadt. Auch viele gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Am 20. April 1841 verheirathete sich B. mit Christiane Harpke aus Aschersleben; der glücklichen Ehe entsprossen 8 Kinder, 5 Söhne und 3 Töchter. Bei aller Wissenschaftlichkeit seiner Arbeiten richtete er sein Augenmerk doch stets auf die Anwendungen seiner Entdeckungen, sodaß ihm die Technik viel verdankt. So stellte er z. B. eigenhändig eine galvanoplastische Copie einer von Prof. Felsing in Darmstadt gestochenen Platte, den kreuztragenden Christus darstellend, her, von der über 1000 Abdrücke in den Kunsthandel kamen; die Platte wird — als erste große auf galvanoplastischem Wege hergestellte — im Berliner Museum als historische Merkwürdigkeit aufbewahrt. B. erhielt dafür vom König Christian VIII. von Dänemark die große goldene Medaille. Auf seine Veranlassung wurde auch das Gutenberg-

denkmal, entgegen der ausdrücklichen Meinungsäußerung Liebig's, der das für unmöglich hielt, auf galvanoplastischem Wege hergestellt. 1838 erfand er ein Enthaarungsmittel, das in der Gerberei, Chirurgie, wie auch im praktischen Leben vielfach Verwendung fand. In den Jahren 1842 und 1843 erfand er gemeinschaftlich mit Bromeis ein Verfahren Glas zu ätzen und davon Abdrücke herzustellen; das Verfahren hat sich indeß nicht eingebürgert. Am 8. August 1846 stellte er selbständig die zur selben Zeit von Prof. Schönbein in Basel entdeckte Schießbaumwolle dar. Eine Nationalbelohnung, die der Deutsche Bund den beiden Erfindern dafür in Aussicht stellte, kam zwar nicht zur Auszahlung; der König Oskar von Schweden ernannte sie aber dafür zu Rittern des Wasaordens mit dem Commandeurbande. 1848 erfand er die „Schwedischen Zündhölzer". Ein ausführliches Verzeichniß seiner Arbeiten, die sich zerstreut in Schweigger's Jahrbuch der Chemie und Physik, in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, in Liebig's Annalen der Chemie und Pharmacie, in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft, in Erdmann-Kolbe's Jahrbuch für praktische Chemie, in Dingler's polytechnischem Journal, ferner im Frankfurter Gewerbefreund, in den Jahresberichten des Frankfurter Physikalischen Vereins u. a. finden, ist abgedruckt in Poggendorff's biographisch-litterarischem Handwörterbuch, Band 1 und 3 (Leipzig 1898). Selbständig begründet hatte er das „Polytechnische Notizblatt", das er auch 35 Jahre leitete. In Buchform sind nur wenige Arbeiten von ihm erschienen; zu erwähnen wären die „Beiträge zur Physik und Chemie, eine Sammlung eigener Erfahrungen, Versuche und Beobachtungen" (1838—46). Auch auf belletristischem Gebiete hat er sich versucht; so finden sich einige Aufsätze von ihm im Mühlhäuser Gemeinnützigen Unterhaltungsblatt. In brieflichem Verkehr stand er mit allen bedeutenden Fachgenossen seiner Zeit; auch versäumte er nie den Besuch der Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte, wo er als „Anführer der Schwefelbande", einer kleinen Gesellschaft von Fachgenossen, bekannt und beliebt war. — Außer den bereits erwähnten Ehrungen ist noch anzuführen die Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens der Eisernen Krone durch den Kaiser von Oesterreich am 11. December 1852; mit dieser Auszeichnung war der persönliche Adel verbunden, den B. indeß aus Bescheidenheit nie führte; 1878, beim Jubiläum seiner 50jährigen Lehrthätigkeit, erhielt er von der preußischen Regierung die Insignien des Rothen Adlerordens.

Jahresbericht des Physikalischen Vereins zu Frankfurt am Main für das Rechnungsjahr 1879—80 (Frankfurt, Juli 1881). Auch in: Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft. 14. Jahrg., Juli—December. Berlin 1881. Mit Bildniß Boettger's. — Meyer's Conversationslexikon. 1895. — Poggendorff's biograph.-litterar. Handwörterbuch. Leipzig 1898.

Robert Knott.

Böttticher: Karl Gottlieb Wilhelm B., Architekt und Alterthumsforscher. B. ward am 29. Mai 1806 in Nordhausen geboren. Sein Vater, August, Sohn eines verarmten Gutsbesitzers, war zuerst Bäcker gewesen, damals aber Pächter des Rathskellers, ein strenger und harter, zum Jähzorn geneigter Mann. Dies veranlaßte seine Frau Karoline geb. Tornier, die ebenso unbeugsam und energisch war, starr am Rechten hielt, dabei aber ein liebebedürftiges Herz besaß, sich von ihrem Gatten zu trennen. Das älteste der drei Kinder, Karl, blieb unter der harten Zucht des Vaters, bekam aber an dessen zweiter Frau eine liebevolle Pflegerin. Diese starb indessen schon 1819. Unter einer neuen jungen Stiefmutter, die der Vater im folgenden Jahre heimführte, die ihm zur Erwerbung der bedeutenden städtischen Ziegelei und Kalk-

brennerei verhalf und ihn mit zahlreichen Kindern beschenkte, mußte Karl harte Jahre liebloser Zurücksetzung erleben. Ohne Zweifel hat der schwere Druck dieser Jugendzeit dazu beigetragen, neben innerlicher Liebedürftigkeit eine herbe Starrheit des Charakters und eine kantige Strenge des Auftretens in B. auszubilden. Auch fand er im Elternhause kein Verständniß für seine besondere Begabung, die ihn neben der Musik auf die bildende Kunst hinwies. Seinen Unterricht erhielt B. auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Der Director Kraft, der bekannte Lexikograph, und Professor Förstemann wollten ihm sehr wohl; der Zeichenlehrer Eberwein fand den vierzehnjährigen Knaben schon so weit fortgeschritten, daß er selbst den Unterricht hätte übernehmen können. Allein nur mit Mühe gelang es Kraft, bei dem Vater, der die Kunst für eine brotlose Beschäftigung erklärte, durchzusetzen, daß B. sich dem Baufache widmen durfte. Nachdem er die Obersecunda absolvirt hatte, trat er daher bei dem Bauinspector Bosse als Baueleve ein und machte hier mehrere Jahre eine überaus trockene und geisttödtende Lehrzeit als Landmesser und Bauführer durch. Die Oede der rein technischen Berufsthätigkeit suchte er sich durch das Studium kunstgeschichtlicher Werke, die ihm Kraft ohne Vorwissen des Vaters aus der Gymnasialbibliothek zukommen ließ, zu beleben; namentlich erschienen ihm Winckelmann's Schriften als Offenbarungen aus einer wunderbaren Welt, und er achtete des Spottes nicht, den ihm diese Studien bei seinen Bureaugenossen eintrugen. Begriffen diese doch ebenso wenig den Eifer, mit dem B. die gothischen Monumente seiner Vaterstadt und der Umgegend studirte und aufnahm, oder die Sammlerfreude, mit der er alte Glasmalereien, Holzschnitzereien, Siegel, Münzen, Miniaturen zusammenbrachte. Indessen sollten diese Interessen ihm doch förderlich werden. Für seines verehrten Lehrers Förstemann urkundliche Geschichte der Stadt Nordhausen zeichnete er in seinen Mußestunden die erforderlichen Siegel, Münzen, Wappen und Bildwerke. Als er von diesem zum Lohn mit einem kostbaren Reißzeug öffentlich beschenkt worden war, gab der Vater auf Förstemann's Vorstellungen seine Einwilligung, daß B. nach erledigter Geometerprüfung die Bauakademie in Berlin bezöge. So ging B. 1826 nach Erfurt, studirte dort ein Jahr Mathematik bei Unger, und siedelte 1827 nach Berlin über, mit der gemessenen Weisung seines Vaters, nach zwei Jahren sein Landbaumeisterexamen zu machen und dann daheim eine Anstellung zu suchen.

In Berlin strömten auf B. so übermächtige Eindrücke ein, und der lebhafte Verkehr mit Architekten (Wilhelm und Gustav Stier, Ludwig Lohde) und Malern (Klöber, Kopisch u. A.) gab ihm so tiefe Anregung, daß der Gedanke an den praktischen Bauberuf bald ganz zurücktrat. Als das dem Vater hinterbracht ward, wurde es für ihn der Anlaß alle Briefe und Geldsendungen an den Sohn sofort einzustellen. Somit war B. für seinen Lebensunterhalt ganz auf sich selbst angewiesen. Während er die eine Hälfte des Tages darauf verwandte für gewerbliche Unternehmungen zu zeichnen und zu malen, gehörte die andere Hälfte seinen Studien. Er besuchte Bibliotheken und Kunstsammlungen, die Studiensäle der Akademie, das Atelier seines Freundes Klöber, und hörte W. Stier's Vorlesungen über Gothik und Renaissance. Seine alte Vorliebe für die mittelalterliche Kunst führte ihn auf Ausflüge in die märkischen, braunschweigischen, hannöverschen Lande; seine Mappen füllten sich mit Aufnahmen von Holzarchitekturen und mit Zeichnungen und farbigen Copien nach Kirchengewändern, Altardecken u. s. w. Diese Blätter brachten B. 1829 in Berührung mit Schinkel, der ihn an Beuth empfahl. Beuth nahm eine Anzahl von Böttticher's Abbildungen von Kirchengewändern in das von ihm

veranlaßte Prachtwerk „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ auf, unter der Bedingung, daß B. das Lithographiren erlernte (dies geschah 1830) und seine Zeichnungen selbst auf Stein übertrüge. Beuth gab ihm auch fortwährend weitere Aufträge. 1832 sandte er ihn nach Westfalen, den Rheinlanden und den Niederlanden zum Studium von Kirchengefäßen und Kirchengewändern; bei dieser Gelegenheit entdeckte B. bei einem Antiquar ein schönes römisches Onyxgefäß aus frühkaiserlicher Zeit, das aus dem Frauenkloster Nottuln bei Münster stammte und etwas Blut der blutflüssigen Canaaniterin (heil. Veronica) geborgen hatte. Er erwarb es für Beuth, der es bald darauf dem Antiquarium des Berliner Museums schenkte („Beuth'sches Onyxgefäß“, siehe Furtwängler, Beschr. d. geschn. Steine im Antiquarium Nr. 11362).

1833 ward B. der Unterricht an der mit der kgl. Porzellanmanufactur verbundenen Malerschule übertragen, auch hatte er für die Fabrik Gefäße und deren Schmuck zu entwerfen. Dazu kam 1834 die Leitung der von Beuth beim Gewerbeinstitut neu eingerichteten Dessinateurschule, womit wiederum die Verpflichtung verbunden war die Technik des Webens zu erlernen. Er trat als Lehrling bei dem Seidenfabrikanten Gropius ein, mit dem und dessen Familie ihn bald innige Freundschaft verband, und drang in die Aufgaben des Faches so tief ein, daß er durch eine einfache aber durchgreifende Verbesserung des Jacquard'schen Webstuhles die deutsche Weberei in den Stand setzte die Concurrenz mit dem in Frankreich üblichen Doppelwebstuhl zu bestehen. Der preußische Staat kaufte ihm diese wichtige Erfindung für die ärmliche Summe von 1000 Thalern ab. Nebenher ging eine eifrige litterarische Thätigkeit. 1833 schrieb B. für Kugler's Zeitschrift „Museum“ eine ikonographische Abhandlung über die Psalmen als Quelle von Darstellungen auf Kirchengewändern. 1834 begann er die heftweise Herausgabe des „Ornamentenbuches zum praktischen Gebrauch für Architekten, Decorations- und Stubenmaler“ (lauter Blätter eigener Erfindung, Berlin 1834—1844), im nächsten Jahre als Frucht einer erneuten Bereisung der Mark, des Harzes und Thüringens „Die Holzarchitektur des Mittelalters“ (25 Blatt mit Details, ebenfalls von ihm selbst auf Stein gezeichnet, Berlin 1835—1841); später folgte, vom Finanzministerium veranlaßt, „Die Dessinateurschule“ (Berlin 1839), das erste deutsche Lehrbuch der Kunstwirkerei, sowie die Schinkel zugeeignete „Ornamenten-Schule“ (Berlin 1838). Seine hohe Begabung für Ornamentik (vgl. G. Ebe, „K. B. als Ornamentiker“, Deutsche Bauzeitung 1890, S. 553 ff.) führte 1838 zu einem Lehrauftrage für Freihand- und Ornamentzeichnen an der Kunstakademie. Im folgenden Jahre übertrug ihm Beuth auf Schinkel's Empfehlung auch an der Allgemeinen Bauschule den gleichen Unterricht neben W. Stier, was zu einem Zerwürfniß mit diesem und dessen Anhängern führte; die bei B. allmählich schärfer ausgebildete Richtung auf die Antike widersprach der damals herrschenden Vorliebe für die Romantik. Durch diesen Unterricht, den B. 36 Jahre hindurch ertheilte, hat er vornehmlich auf die jüngere Berliner Architektenschule eingewirkt. Besonders gerühmt werden seine feine Empfindung für das Wesen des Ornaments, die lebendige Art die Erfindung im Unterricht selbst entstehen zu lassen, die Darstellung mit dem Pinsel in abgesetzten Tönen, und der feine Sinn für Farbe (Blankenstein S. 11 f.). Erst viel später, im J. 1844, nach Ablegung der Baumeisterprüfung, ward B. zum Professor an der Bauakademie für das Lehrfach der Tektonik ernannt. Seine 1847 erschienene, Stüler gewidmete „Architektonische Formenschule in Ornamenterfindungen“ und die seinem Schüler Martin Gropius zugeeigneten „Ornament-Vorbilder“ (1858) geben Proben seiner Behandlungsweise namentlich des stilisirten Pflanzenornaments.

Inzwischen hatte sich B. schon im Januar 1833 durch seine Heirath mit Emilie Stier ein Haus gegründet, in dem er aber wenig Befriedigung fand. Mit desto größerem Eifer warf er sich auf die Studien. Die 1830 erfolgte Eröffnung des von Schinkel erbauten Museums, in dem griechische Architektur und Skulptur eine Wiederauferstehung zu feiern schienen, hatte B. zu eindringender Beschäftigung mit der antiken Kunst geführt, wobei Otfried Müller sein Führer ward; er hatte infolge dessen auch das Studium der classischen Sprachen wieder aufgenommen. Erst allmählich erwuchs in ihm, unter deutlichem Einfluß der Schinkel'schen Baukunst, vielleicht auch nicht ohne Einwirkung von des Kasseler Professors J. H. Wolff „Beiträgen zur Aesthetik der Baukunst" (Leipzig und Darmstadt 1834), eine vertiefte Auffassung der griechischen Architektur, auf scharfe Analyse ihrer Formen gegründet. In Ermangelung eigener Anschauung arbeitete er die vorhandenen Publicationen, namentlich englischer Architekten, durch, und ebenso suchte er die zerstreuten Angaben der antiken Litteratur, anscheinend hauptsächlich auf Grund der Stellensammlungen in den großen Thesauren von Grävius u. A., sich zu eigen zu machen. So entstand langsam, neben allen amtlichen Tagesbeschäftigungen, in schwerer Gedankenarbeit das System der griechischen Tektonik. Die Grundgedanken legte er in einem einleitenden Aufsatze dar, der, 1838 niedergeschrieben, 1840 in Förster's Allg. Bauzeitung (S. 316 ff.) erschien, eine staunenswerthe Leistung für einen zweiunddreißigjährigen selfmade man. Bei den meisten Fachgenossen, zumal in Berlin, fand B. keinen Anklang, ja es kam an der Bauschule zu einer völligen Spaltung; dagegen fand er volle Zustimmung bei Schinkel, der kurz vor dem Beginn seiner geistigen Umnachtung von Böttticher's Aufsatz Kenntniß erhielt. Müller's und Schinkel's Tod traf B. schwer; beiden Männern ward mit hochgestimmten Worten der Verehrung die „Tektonik der Hellenen" gewidmet, deren erstes Buch („Dorika"), endlich im J. 1844 erschien (Potsdam), von den Architekten meistens abgelehnt, von Böckh und Schelling mit hoher Anerkennung begrüßt. Böttticher's Verehrung für Schinkel fand noch einen anderen Ausdruck in der von ihm angeregten Schinkelfeier, die seit dem 13. März 1843 alljährlich von den Berliner Architekten (B. gehörte dem Architektenverein schon seit 1833 an) mit Reden und jeweils mit Festschriften und Preisvertheilungen begangen wird. Vgl. Böttticher's „Schinkel und sein baukünstlerisches Vermächtniß" (Berlin 1857, Reden und Gedichte), besonders seine Gedächtnißschrift „Andeutungen über das Heilige und Profane in der Baukunst der Hellenen" (Berlin 1846) und seine Festrede über „das Princip der hellenischen und germanischen Bauweise hinsichtlich der Uebertragung in die Bauweise unserer Tage" (Förster's Allg. Bauzeitung 1846, S. 111 ff.), in der er die horizontale Balkendecke des griechischen Stiles den gothischen Gewölben und den in Aussicht stehenden Eisenconstructionen gegenüberstellt und die Bedeutung der Raumüberdeckung für die Baukunst scharf betont. Aus dem Gegensatze zwischen antikisirender und „romantischer" Baukunst ging ein polemischer Aufsatz gegen Stier's Beiträge zur Feststellung des Principes der Baukunst in der Gegenwart (Allg. Bauzeitung 1845, Literaturblatt S. 281 ff.) hervor, während L. Roß' Aufsatz „Keine Hypäthraltempel mehr" (Hellenika I, 1846, S. 1 ff.) eine geharnischte Antwort Böttticher's hervorrief „Der Hypäthraltempel, auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Dr. L. Roß erwiesen" (Potsdam 1847). Dem Zeugniß Vitruv's ward dabei eine viel zu weite Deutung gegeben, die Beleuchtung durch Oberlicht für antike Tempel fälschlich verallgemeinert.

Diese Schrift ging aus Untersuchungen hervor, die B., ehe noch seine Behandlung der griechischen Baustile ihren Abschluß gefunden hatte, über das

Verhältniß der Tempelräume zum Cultus und deren Zweckbestimmung anstellte, und die in dem vierten Buche der Tektonik „Der Hellenische Tempel in seiner Raumanlage für Zwecke des Cultus" (Potsdam 1849, 412 S.) eine umfangreiche und gelehrte Ausführung fanden. Es war ein wenig bebautes Gebiet gottesdienstlicher Alterthümer, dem B. damit eine tiefgründige, wenn auch nicht immer glückliche, allzu dogmatische Bearbeitung angedeihen ließ. Während das Buch erschien, stand B. im Felde. Seine streng monarchische Gesinnung hatte ihn im Herbst 1848 bewogen, die Vertretung seiner Aemter seinem Freunde und überzeugten Anhänger Lohde zu überlassen und als Landwehrrekrut ins Heer zu treten; im Mai 1849 zum Lieutenant befördert, machte er den Feldzug in Baden, die Belagerung Rastatts, den Einzug des Großherzogs in Karlsruhe mit, und stand dann bis zum März 1850 in Garnison in Magdeburg. In seiner amtlichen Thätigkeit brachte dieses militärische Intermezzo insofern eine Veränderung hervor, als B. die Vorlesungen über Tektonik an der Bauakademie nicht wieder aufnahm, sondern sich fortan auf die Leitung der Uebungen beschränkte; in diesen bildete er eine Anzahl begeisterter Anhänger seiner Anschauungen aus. 1851 schloß er auch das zweite und dritte Buch der „Tektonik" ab, die Darstellung des ionischen und korinthischen Stils, so daß 1852 das ganze Werk nebst seinem Atlas von 45 Tafeln vollendet vorlag. Zwischenhinein fiel eine Polemik mit Fr. Thiersch über Anlage und Zweck des sog. Erechtheion („Der Poliastempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus nach der Annahme von Fr. Thiersch". Berlin 1851); in dem Korynetenstil geführt, den B. bei seinen polemischen Auseinandersetzungen anzuschlagen beliebte, hatte dieser Streit wenigstens das Gute, daß eine Commission in Athen auf Thiersch's Wunsch die erste genaue Aufnahme des wichtigen Bauwerkes veranlaßte. Die „Tektonik" war kaum fertig, als bereits eine ergänzende Abhandlung „über den Parthenon zu Athen und den Zeus-Tempel in Olympia, je nach Zweck und Benutzung" erschien (Zeitschrift f. Bauwesen 1852) und eine grundsätzliche Scheidung der griechischen Tempel in Culttempel und Fest- oder Agonaltempel durchzuführen suchte.

Böttticher's „Tektonik" enthält eine technisch-ästhetische Analyse der griechischen Bauformen. Er geht aus von der Annahme der Congruenz von Inhalt und Form: „Des Körpers Form ist seines Wesens Spiegel, Durchdringst du sie, löst sich des Räthsels Siegel". Die Ornamente (im weitesten Sinne) sind nicht willkürlicher Schmuck, sondern sprechende Symbolik für die Function der einzelnen in lebendiger Thätigkeit gedachten Glieder; die „Kunstformen" sind eine bloß „functionerklärende" selbständige Hülfe der „Kernformen", ohne eigene structive Function. Um erklären zu können müssen die Symbole an analoge Erscheinungen der Natur von allgemeiner Gültigkeit (z. B. Stengel, Blätter) anklingen, aber sie nicht naturalistisch nachbilden, sondern „im Steinsinn umformen" (Goethe). Die „Kernformen" bedürfen nothwendig der erklärenden plastischen oder malerischen Symbole, deren Fehlen demnach ein Mangel ist; die Form allein scheint also B. die genügende Ausdrucksfähigkeit für das Wesen nicht zu besitzen. Außer den Einzelornamenten (des Aufstrebens, des Anlaufes und Ablaufes, des freien Endigens, des Conflictes zwischen Tragen und Belastung, des Säumens und Verbindens, des freien Schwebens) werden „Juncturen" angenommen als zwischengeschobene, das Folgende andeutende Glieder (z. B. der viereckige Abacus des Capitells als hinweisend auf das eckige Gebälk). Der griechische Baustil ist nach B. aus dem Steinbau erwachsen, alle seine Theile sind im Steinsinn erfunden; eine Formübertragung aus einer Technik in die andere (Semper) erkennt B. nicht an. Ebenso wenig eine Einwirkung fremder, orientalischer Kunstformen (z. B. bei

der ionischen Säule); B. steht streng zu der damals herrschenden Annahme reiner Autochthonie der griechischen Kunst. Der „aristokratische" dorische Stil bildet durch seinen einheitlichen, geschlossenen Charakter, indem jedes einzelne Glied nur für das Ganze da ist, einen scharfen Gegensatz gegen den „demokratischen" ionischen Stil mit seinen selbständigeren, individuelleren Einzelgliedern, die dem Einzelnen ein Sonderrecht innerhalb des Ganzen sichern; der korinthische Stil ist eine Mischung dorischer und ionischer Elemente. Der dorische Stil gibt den griechischen Architekturgedanken am reinsten wieder; nur in seiner (angenommenen) Urgestalt als Antentempel enthielt er den Grundgedanken ganz unverfälscht, alle Weiterentwicklung war nichts als ein Abfall von dieser gedanklichen Höhe.

Trotz der Weitläufigkeit und Schwerfälligkeit der Gedankenentwicklung und trotz der mit Fremdwörtern bis zur Unverständlichkeit überladenen Ausdrucksweise machte das Buch durch die Geschlossenheit seiner Anschauung großen Eindruck auf die damals führenden Archäologen. Welcker sowol wie Otto Jahn spendeten dem Werk hohes Lob, und Jahn dachte B. die Behandlung der Architektur für das von ihm geplante Handbuch der Archäologie zu übertragen; E. Curtius blieb bis zu seinem Tode ein überzeugter Anhänger des Böttticher'schen Systems mit allen seinen Consequenzen. Lotze widmete der „Tektonik" eine ausführliche, nur leicht kritisirende Darstellung in seiner „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" (1868) S. 517 ff.; Lohde gab die Grundgedanken wieder in seiner „Architektonik der Hellenen" (1862); auch Alois Hauser's „Styl-Lehre der architektonischen Formen des Alterthums" (Wien 1877) ruht ganz auf Böttticher's Schultern. Seitdem hat sich allgemein die Ueberzeugung von dem völlig unhistorischen, in starrer Dogmatik befangenen Charakter der Böttticher'schen Anschauungsweise Bahn gebrochen, theils durch Semper's „Stil", nicht am wenigsten aber infolge der Ergebnisse neuerer Funde und Ausgrabungen. B. ist lediglich Systematiker und erkennt bloß eine streng logische Entwicklung an, nichts psychologisch Mitwirkendes, keine freie Regung, vollends keine Willkür; für die angeborene Freiheit wahrer Kunst hat er so wenig Sinn, wie dafür, daß keine geschichtliche Entwicklung einfach nach der Schnur vom Vollendeten abwärts führt, sondern daß sie nothwendig aufwärts strebende und fallende Perioden in mancherlei Schwankungen und Variationen durchmacht. Böttticher's dorischer Urtempel, gerüstet aus dem Haupte des dorischen Stammesbewußtseins entsprungen, ist eine reine philosophisch-romantische Abstraction. Die Ausgrabungen von Olympia, namentlich der hochalterthümliche Heratempel, haben nicht nur die Entstehung des dorischen Tempels aus dem Holz- und Lehmbau handgreiflich erwiesen (Dörpfeld), sondern Semper hat auch bereits die weitere geschichtliche Entwicklung des Stils in großen Zügen richtig erkannt. Daß der ionische Stil seine Wurzeln im Orient hat, bezweifelt heute kaum jemand. Die Erklärung der Einzelformen leidet bei B. an vielfachen Willkürlichkeiten; eine eingehende ästhetische Kritik bietet der Architekt und Aesthetiker R. Streiter, „K. Böttticher's Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. Eine Kritik" (in Lipp's und Werner's Beiträgen zur Aesthetik, Bd. III, 1896; der erste Theil als Münchener Promotionsschrift erschienen). Böttticher's Annahme cultloser Festtempel ist wenigstens in der von B. ihr gegebenen doctrinären Zuspitzung nicht haltbar (Julius, E. Petersen). Die großen Schwächen und Mißverständnisse in der Behandlung antiker Texte darf man dem unzünftigen Autodidakten nicht zu hoch anrechnen; wie wenig aber B. zu richtiger Beobachtung an den baulichen Monumenten selbst befähigt war, zeigen seine späteren Studien in Griechenland (s. u.). Trotz alledem verdient Böttticher's „Tektonik"

nicht die Mißachtung, die ihr heutzutage zu Theil zu werden pflegt; die von ihm zuerst durchgeführte Anschauung von der Bedingtheit der Anlage des Tempels durch den Cultus ist vollberechtigt, und sein Grundgedanke, daß das eigenthümlichste Merkmal griechischer Baukunst in dem — bald bewußten bald unbewußten — Streben nach einer Uebereinstimmung von Inhalt und Form bestehe, behält trotz aller Mängel der Beweisführung im einzelnen seine tiefe Wahrheit nicht bloß für die griechische Architektur, sondern für die gesammte griechische Kunst, ja für das ganze griechische Wesen und Streben nach Kalokagathie. —

Die auf Betreiben O. Jahn's erfolgte Verleihung des Doctorgrades seitens der Universität Greifswald (1853) bezeugte die Anerkennung der zünftigen Wissenschaft für die ungewöhnliche Leistung der „Tektonik". Dieser akademische Grad bahnte B. den Weg zur Berliner Universität, an der er sich 1854 habilitirte und bis 1862 Vorlesungen hielt, die allerdings einen stark esoterischen Charakter trugen und hauptsächlich von Architekten besucht wurden. Einen tiefen Riß in sein Leben machte der zu gleicher Zeit erfolgte Tod seines einzigen dreizehnjährigen Sohnes (geb. 1841), der bald zu einer Trennung und nach mehrjährigen Processen 1858, nach fünfundzwanzigjähriger Ehe, zur Scheidung von seiner Gattin führte. In diesen dunkeln Jahren erschien das Buch „Der Baumkultus der Hellenen, nach den gottesdienstlichen Gebräuchen und den überlieferten Bildwerken dargestellt" (Berlin 1856), „seinem Könige und Herrn Friedrich Wilhelm IV. Majestät" zugeeignet. Es enthält eine sehr gelehrte, nach allen Seiten ausgreifende Behandlung eines wichtigen Capitels aus den Sacralalterthümern, mehr nach der dogmatischen und cultlichen Seite als in historischem oder künstlerischem Sinne, mehr antiquarisch als archäologisch entwickelt.

In derselben Richtung gingen auch Böttticher's Interessen, seit er 1855 nach Panofka's Abgang als Directorialassistent an der Skulpturensammlung des Berliner Museums Gerhard zur Seite trat und sich auch an der von diesem gestifteten archäologischen Gesellschaft lebhaft betheiligte. Seine Winckelmannsprogramme („Das Grab des Dionysos an der Marmorbasis zu Dresden", Berlin 1858, vgl. Arch. Zeitung 1858, S. 197 ff.; „Der Omphalos des Zeus zu Delphi", Berlin 1859, vgl. Arch. Zeitung 1860, S. 49 ff.; später „Dirke als Quelle und Heroine", Berlin 1864) bewegten sich auf demselben Gebiete sacraler'Alterthümer und ihrer wirklichen oder vermeintlichen Ausdrucksformen. Daneben lief eine andere Reihe von Untersuchungen, die Böttticher's Lehre von den agonalen Festtempeln im einzelnen ausführten (Philologus XVII—XIX, 1861—1863, vgl. auch Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1854, S. 53 ff., Arch. Zeitung 1857, S. 65 ff., wo er die Säule unter der rechten niketragenden Hand der Parthenos richtig erschloß); auch ein Aufsatz über das Erechtheion ist bemerkenswerth (Arch. Zeitung 1858, S. 117 ff.). — Im J. 1859 ging B. eine zweite, glückliche Ehe mit der Wittwe seines 1853 verstorbenen Freundes Kopisch ein. Manche sich dadurch ergebenden Mißverhältnisse führten zu Böttticher's Austritt aus dem Architektenverein.

Im J. 1862 ward B. endlich das Glück zu Theil Griechenland zu besuchen. Gemeinsam mit E. Curtius und H. Strack begab er sich, mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums, nach Athen. Während Curtius topographische Fragen verfolgte und Strack die Aufdeckung des Dionysostheaters begann, untersuchte B. den Parthenon und den Poliastempel nach ihrer technischen Seite. Fast alle bedeutenderen Beobachtungen, die er hier machte, haben sich freilich später als irrthümlich erwiesen. Am Parthenon verdankt die Curvatur der Fundamente ihre Entstehung nicht, wie B. herausrechnete, nachträglicher Senkung, sondern ist ursprünglich (Ziller); die von B. gefundenen

Thüren zwiſchen Cella und Hintergemach gehören der mittelalterlichen Umformung des Tempels in eine Kirche an, und der Standpunkt des Bildes mit ſeiner angeblichen Niſche iſt von ihm falſch angeſetzt (Dörpfeld). Am Poliastempel ſtürzt mit dem mittelalterlichen Urſprung der Schlitzfenſter die angenommene Doppelſtöckigkeit zuſammen (Borrmann); Böttiher's Kritik des Dreizackmales als ſolchen hat ſich als unhaltbar erwieſen; es bleiben weſentlich nur eine Beobachtung über Waſſerableitung an der Nordhalle und die Beſtätigung eines öſtlichen Einganges zur Korenhalle beſtehen. Am ſog. Theſeion fand B. an einigen Säulencapitellen Spuren der Bemalung mit überfallenden Blättern, wie er ſie in der „Tektonik" gefordert hatte, und konnte dafür das Zeugniß anderer Architekten (E. Ziller, Tuckermann) in Anſpruch nehmen; ſpätere Beobachter haben ſie nicht wiederfinden können. Sehr verdienſtlich war die Abformung zahlreicher Bildwerke (darunter der Ariſtionſtele und des Löwenthores) für das Berliner Muſeum (vgl. „Verzeichniß der Sammlung der Abgüſſe. Abth. I, Nachtrag", Berlin 1866. Nachtrag 1867). Durch einen Irrthum vorzeitig zurückberufen, mußte B. ſeine Unterſuchungen nach drei Monaten abbrechen. Schon im nächſten Jahre erſchien ſein umfänglicher, Böckh zugeeigneter „Bericht über die Unterſuchungen auf der Akropolis von Athen im Frühjahr 1862" (Berlin 1863), im Laufe der nächſten Jahre durch eine Reihe von Abhandlungen über attiſche Bau- und Bildwerke ergänzt (Philol. XXI. XXII. XXIV. XXV, 1864 bis 1867, und Suppl. III, 1867); daraus erſchien geſondert „Atheniſcher Feſtkalender in Bildern" (Göttingen 1865).

Eine neue Periode von Böttiher's Wirkſamkeit begann im J. 1868, als er nach Gerhard's Tode in die Direction der Sculpturenabtheilung des Muſeums aufrückte. Hatte er hier ſchon während Gerhard's Blindheit ziemlich frei geſchaltet, ſo begannen jetzt, trotz der Warnungen ſeines kundigen Directorialaſſiſtenten K. Friederichs, verhängnißvolle Neuerungen: die berüchtigte „Puppenwanderung", die eine Anordnung nicht nach hiſtoriſchen und künſtleriſchen Geſichtspunkten, ſondern nach dem Inhalt bezweckte, ein mit Recht von der Wiſſenſchaft verworfenes und in der Praxis überall aufgegebenes Syſtem; das Anſtreichen der Abgüſſe mit der fälſchlich als Laſur bezeichneten ſtumpfen Trüloff'ſchen Tünche, die die Formen der Bildwerke für ein feineres Auge ungenießbar macht und beim allmählichen Abblättern die Abgüſſe pockennarbig erſcheinen läßt; endlich ein Katalog, der im ſchärfſten Gegenſatze zu Friederichs' vornehm populären „Bauſteinen zur Geſchichte der griechiſch-römiſchen Plaſtik" (1868) lediglich das Gegenſtändliche der Bildwerke berückſichtigte und dies in einem gelehrten Kauderwelſch unnöthiger Fremdworte und ſchwerverſtändlicher Ausdrücke behandelte, dabei trotz ſcheinbarer Genauigkeit vielfach flüchtig und willkürlich verfuhr („Erklärendes Verzeichniß der Abgüſſe antiker Werke", Berlin 1871), ſeltſamer Weiſe in nur 250 Exemplaren gedruckt, daher ſchon 1872 in zweiter Auflage erſchienen; vgl. dazu die ganz verfehlten Aufſätze in der Arch. Zeitung 1871, S. 59 ff. und 1872, S. 83 ff.). Die Grenzen von Böttiher's Begabung und Ausbildung zeigten ſich: er hatte für Kunſtgeſchichte ſo wenig wie für feinere archäologiſche Fragen ein Organ, ſondern beſchränkte ſich gegenüber der plaſtiſchen Kunſt auf rein antiquariſche Intereſſen. Somit war es jedem Sachkundigen klar, daß B. ſich auf einem falſchen Poſten befand und die ernſteſten Intereſſen gefährdet waren; der Sturm der Entrüſtung begreift ſich, der ſich 1872 von verſchiedenen Seiten gegen die über das Muſeum hereingebrochene Gefahr erhob (Lübke, Allgem. Zeitung, Beil. Nr. 30; Conze, „Vom Berliner Muſeum", Preuß. Jahrb. XXIX, 506 ff.; Böttiher, „Von dem Berliner Muſeum. Eine Berichtigung an A. Conze in Wien", Berlin 1872; Lübke,

Allg. Zeitung, Beil. Nr. 306; Kekulé, „Die Behandlung der Abgüsse im Berliner Museum", Im neuen Reich, 1872, II, 697 ff.; Conze, „Vom Berliner Museum", Preuß. Jahrb. XXX, 604 ff.; Rosenberg, „Herr Professor Böttticher als Archäolog", Berlin 1873). Die Generaldirection der Museen stellte sich indessen auf Böttticher's Seite; auch ward ihm vom Kronprinzen die Einführung der Prinzen Wilhelm und Heinrich in die Kenntniß griechischer Kunst übertragen (1872—1874). Eine Reise nach London (1873) führte zur Erwerbung zahlreicher neuer Abgüsse. Als aber im April 1874 auf Einladung der preußischen Minister für Cultus und Handel eine aus Sachverständigen ganz Deutschlands bestehende „Commission zur Berathung über die Behandlung und Conservirung von Gipsabgüssen" zusammentrat, erklärte sich diese einstimmig gegen das in Berlin beliebte Verfahren; aus der von der Commission vorgeschlagenen Preisaufgabe ergab sich demnächst die Tränkung mit Barytwasser als bewährtestes Mittel. — B. hatte inzwischen gegen Michaelis, der in seinem „Parthenon" (1871) Böttticher's Deutung des Parthenonfrieses auf eine bloße Festvorbereitung abgelehnt und seine vielfachen Mißverständnisse griechischer Texte hervorgehoben hatte, eine Streitschrift veröffentlicht „Der Zophorus am Parthenon hinsichtlich der Streitfrage über seinen Inhalt und dessen Beziehung auf dieses Gebäude" (Berlin 1875); außer E. Curtius hat seiner Deutung niemand beigestimmt. — Im Herbst 1875 reichte B., indem er zugleich sein Lehramt an beiden Akademieen niederlegte, sein Abschiedsgesuch auch beim Museum ein, das im J. 1876 gewährt ward; zugleich trat er aus der Archäologischen Gesellschaft aus.

Im J. 1877 heirathete der Siebzigjährige, der fünf Jahre vorher seine zweite Frau verloren hatte, die Wittwe seines 1875 verstorbenen Freundes Lohde, mit der er im Winter 1877/78 zum ersten Mal Italien (in Venedig traf er mit Semper zusammen und es bildete sich zwischen den beiden wissenschaftlichen Gegnern ein gutes persönliches Verhältniß), zum zweiten Mal Athen besuchte. Hier studirte er vorzugsweise den Parthenon und den Nikетempel. Auf letzteren bezieht sich die Schrift „Die Thymele der Athena-Nike auf der Akropolis von Athen in ihrem heutigen Zustande" (Berlin 1880), deren Hauptergebniß, der angeblich moderne Ursprung des Treppchens, sich bald als irrig erwiesen hat (Bohn). Nebenher lief die schon 1868 begonnene, endlich 1881 abgeschlossene zweite, neu bearbeitete Ausgabe der „Tektonik" (2 Bde., Berlin 1874. 1881, mit dem früheren Atlas). Sie bietet die alten Gedanken in bedeutend abgeklärter Form. Pläne zu einer dritten Bearbeitung, sowie zu einem Werk über den Parthenon beschäftigten den Greis, dem nach einem Leben voller Kämpfe, und nachdem die Gefahr der Erblindung 1883 durch eine glückliche Operation abgewendet worden war, noch einige Jahre friedlichen häuslichen Behagens beschieden waren. Seine letzte Veröffentlichung war eine Gedichtsammlung „Evangelisches", auf Anlaß der Lutherfeier 1883 erschienen. B. starb nach kurzer Krankheit am 19. Juni 1889. Eine Stele mit seinem Reliefbilde ward 1892 von Schülern und Freunden auf seinem Grabe, eine Büste 1894 in der Technischen Hochschule zu Charlottenburg aufgestellt.

H. Blankenstein, K. Böttticher, sein Leben und Wirken. Berlin 1889 (S.-A. aus dem Centralblatt der Bauverwaltung). — E. Curtius, Rede am Winckelmannstage 1889 (Arch. Anz. 1890, S. 18 ff.). — Clarissa Lohde-Böttticher, Aus dem Leben K. Böttichers. Gotha 1890. — J. Kohte, Nekrolog für K. B. (J. Müller's Biogr. Jahrb. f. Alterthumskunde 1890). — A. Tiede, Zu Ehren K. B.'s, geschrieben zum 13. März 1890. Berlin 1890. — E. Jacobsthal, Rückblicke auf die baukünstlerischen Prinzipien Schinkels und B.'s, Rede. Berlin 1890. — W. P. Tuckermann, Ansprache

bei Errichtung der Stele B.'s am 24. Okt. 1892 („Bär"). — E. Jacobsthal, in: „Feier zur Uebergabe der Büste des Prof. Dr. K. B. in der Halle der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin am 30. Nov. 1894." Berlin 1894. — Mir lagen auch eigenhändige biographische Aufzeichnungen Böttticher's, 1853 für O. Jahn niedergeschrieben, vor. A. d. Michaelis.

Boué: Ami B., geboren am 16. März 1794 in Hamburg, entstammt einer Hugenottenfamilie aus Bergerac (Dordogne). Sein Urgroßvater siedelte 1705 nach Hamburg über und erwarb sich als Schiffsbaumeister und Rheder ein bedeutendes Vermögen. Die Familie Boué blieb durch Verheirathung mehrerer Mitglieder mit Frankreich, der französischen Schweiz, Holland und England in Verbindung. Ami B. erhielt seine Vorbildung in Hamburg und Genf und studirte zwischen 1814 und 1817 in Edinburg Medicin. Naturwissenschaftliche, namentlich geologische und botanische Studien fesselten jedoch das Interesse Boué's mehr, als die Heilkunde. Durch R. Jameson angeregt, durchwanderte er während seiner Studienzeit Schottland nach allen Richtungen und veröffentlichte 1820 die beste geognostische Beschreibung dieses Landes, begleitet von einer colorirten geognostischen Karte. Damit hatte er in glänzender Weise seine wissenschaftliche Laufbahn eröffnet. Zwischen 1817 und 1826 vollendete B. seine medicinischen Studien in Paris, Berlin und Wien, bereiste daneben die Auvergne, Südfrankreich, fast ganz Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien und schrieb 1822 im Journal de Physique eine Abhandlung, worin er die geognostischen Verhältnisse Deutschlands mit denen von Schottland vergleicht. In einem selbständigen, von C. C. v. Leonhard ins Deutsche übersetzten Werke („Geognostisches Gemälde von Deutschland mit Rücksicht auf die Gebirgsbeschaffenheit nachbarlicher Staaten, herausgegeben von C. C. von Leonhard", Frankfurt 1829) schildert B. die verschiedenen Formationen und deren Verbreitung in Deutschland. Es ist dies das vollständigste topographisch-geologische Gemälde aus älterer Zeit, das mit großer Sach- und Litteraturkenntniß alle bis zum Jahr 1826 bekannten Thatsachen zusammenfaßt und namentlich über die Alpen und die verschiedenen Tertiärbecken wichtige neue Beobachtung bringt. 1830 begründete B. mit C. Prévost, P. Deshayes und Desnoyers u. A. die Société géologique de France, mit welcher er bis zu seinem Lebensende in reger Verbindung blieb. 1826 vermählte sich B. in Wien mit Eleonore Beinstingel und nahm von 1835 seinen bleibenden Wohnsitz in Vöslau. Seine Ehe blieb kinderlos. 1836, 37 und 38 bereiste B. die europäische Türkei und veröffentlichte 1840 darüber ein vier Bände starkes Werk, das werthvolle Beobachtungen über die Geologie, Geographie, Statistik, Ethnographie, Archäologie und die politischen Verhältnisse der bereisten Gebiete mittheilt und namentlich für die geologische Kenntniß der Türkei grundlegend wurde. Im J. 1849 wurde B. Mitglied der Wiener Akademie und setzte als solches seine außerordentlich fruchtbare litterarische Thätigkeit bis zu seinem Lebensende fort. Seine theils in französischer, theils in deutscher Sprache veröffentlichten Abhandlungen zählen nach hunderten, und befassen sich mit allen Gebieten der Geologie und physikalischen Geographie. Die älteren finden sich im Edinburgh Philosophical Journal, in den Schriften der Werner'schen Gesellschaft in Edinburg, in den Schriften der Geological Society von London, im Journal de Physique, den Annales des Mines in Paris, dem Bulletin de la Société géologique de France und den Annales des Sciences naturelles. Die späteren Abhandlungen wurden vorzugsweise in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlicht. B. war seinem ganzen Wesen nach mehr Franzose als Deutscher. Seine große Sprachenkenntniß, seine persönlichen

Beziehungen zu fast allen zeitgenössischen Geologen und Mineralogen und seine vielseitigen Kenntnisse machten ihn in hervorragendem Maaße geeignet zum internationalen Vermittler wissenschaftlicher Forschungen. Er starb hochbetagt in Böslau am 21. November 1881.

Autobiographie des Docteur med. Ami Boué. Vienne 1879.

v. Zittel.

Bouginé: Karl Joseph B., badischer Kirchenrath, geboren zu Pforzheim am 22. März 1735, † zu Karlsruhe am 29. Mai 1797. B. war der Sohn des Mitgliedes des Magistrats und Handelsmannes Johann Jakob B., dessen Vater aus Valenciennes nach Pforzheim gekommen war. Er erhielt seinen Unterricht auf dem Pädagogium zu Pforzheim und vom 16. Lebensjahre an auf dem Gymnasium illustre zu Karlsruhe. Theologie und Philologie studirte B. von 1753—56 auf der Universität Tübingen. Litterarische Kenntnisse sammelte er vorzüglich in der dortigen Universitätsbibliothek und in der Privatbibliothek des Kanzlers Pfaff. 1756 bestand er zu Karlsruhe das Examen rigorosum und wurde alsbald unter die Zahl der Pfarrcandidaten aufgenommen und zur Unterstützung des hochbetagten und kränklichen Hauptpredigers in Pforzheim berufen. Hier und in vacanten benachbarten Pfarreien, wo er die Ordinarii zu vertreten hatte, übte er sich in den Pfarrgeschäften. Aber statt eine Pfarrei zu erhalten, wie er wünschte, wurde B. 1758 als Lehrer in der dritten Classe des fürstlichen Gymnasiums nach Karlsruhe berufen, wobei ihm gleichzeitig einige griechische und lateinische Lehrstunden bei den Exemten übertragen wurden. 1764 rückte er in die zweite Classe vor und wurde zum ordentlichen Professor der Gelehrtengeschichte ernannt. 1770 wurde er Professor in der obersten Classe. 1773 erhielt er als Zeichen der besonderen Gnade seines Fürsten und der Zufriedenheit des fürstlichen Collegiums den Charakter eines Kirchenraths-Assessors und wurde 1780, mit Beibehaltung seiner bisherigen Functionen als wirklicher Kirchenrath mit Sitz und Stimme in das Consistorium und Ehegericht gezogen. Am Gymnasium setzte er den Unterricht in der ersten Classe und die Vorlesungen bei den Exemten fort, so daß er mehr als 30 wöchentliche Lehrstunden hatte. Von dem Classenunterricht wurde er 1790 durch Uebertragung des Rectorats am fürstlichen Gymnasium befreit. Dafür übernahm er Vorlesungen über Dogmatik, Kirchengeschichte und über Horaz und den Unterricht im Hebräischen und im Griechischen des Neuen Testamentes und setzte die Uebungen im lateinischen Redeinstitut fort, in welchem für die Schüler der obersten Classe mit der Uebung in der lateinischen Sprache auch Unterricht in den Realkenntnissen verbunden wurde. Daneben entwickelte er eine umfassende litterarische Thätigkeit auf den Gebieten der Philologie, Pädagogik und Kirchengeschichte. Aus seiner ersten 1765 mit Johanne Eleonore Mylius († 1784) geschlossenen Ehe entsproßten zwei Söhne und sechs Töchter, seine zweite Ehe mit Wilhelmine Christine Ohlnhausen blieb kinderlos. Sein Sohn Karl Friedrich B. widmete sich der diplomatischen Laufbahn, war von 1810 bis 1825 als Legationssecretär, seit 1814 als Legationsrath bei der badischen Gesandtschaft in Wien, zeitweise auch selbständig als Geschäftsträger und starb 1836 in Durlach.

Schriften: „Seyboldi phraseologia lat." (Tubingae 1752, zum Gebrauch des Gymnasiums vermehrt und verbessert); „Adagia" (Tub. 1752, mit Erklärungen aus des Erasmus Chiliaden); „Quantum intersit principis, curam habere litterarum ludorumque litterariorum" (Carolsruhae 1762); lateinische Uebersetzung und Erläuterung von Gesneri Chrestomathia graeca (Car. 1773. 2., verm. u. verb. Auflage Car. 1791); „Sind neuere Zeiten die er-

leuchteten?" (Car. 1779, Programm); „Gedanken von den Schulen ꝛc. Zur Jubelfeier des Gymnasiums" (Durlach 1787); „Handbuch der allgemeinen Litterargeschichte nach Heumanns Grundriß" (Zürich 1789—92, 5 Bände und 1 Supplementband in 2 Theilen). v. Weech.

Bowitsch: Ludwig B., österreichischer Dichter, wurde am 24. August 1818 in Döbling bei Wien als der Sohn eines k. k. Staatsbeamten geboren. Nach Absolvirung der Gymnasialstudien wandte er sich an der Universität Wien der Jurisprudenz zu, allein die mißlichen Verhältnisse im Elternhause zwangen ihn, seine Studien aufzugeben und sich sobald als möglich durch Sicherung einer Beamtenstellung selbständig zu machen. Er trat daher im April 1839 bei der Hofkammerprocuratur in den Kanzleidienst, wurde im November 1842 Registraturpraktikant bei der Hofkanzlei, zwei Jahre später Registratur-Accessist und 1850 mit der Leitung der Registratur der damals im Entstehen begriffenen Gendarmerieinspection betraut. Im J. 1851 wurde er Registrator und später Kanzleivorstand der Inspection und blieb in dieser Stellung, bis er 1879 mit dem Titel eines kaiserlichen Raths in den Ruhestand trat und sich nach Ober-St. Veit bei Wien zurückzog. Hier starb er am 22. September 1881. — B. war ein sehr fruchtbarer Dichter, besonders auf epischem Gebiet. Seine schon 1839 veröffentlichten „Poetischen Versuche" erschienen 1846 in 2. Auflage u. d. T. „Gedichte". Dann folgten die Sammlungen „Nordlichter" (1841), „Romanzen" (1844), „Servet" (1849), „Epheuranken" (Neue Romanzenfolge, 1854), „Romantische Dichtungen" (1854), „Blumenromanzen" (1855), „Rosenblätter" (1855), „Beim Wein" (Trinklieder, 1856), „Marienlegenden" (1858), „Legenden" (1858), „Kinderlieder" (1859), „Jägerlieder" (1860), „Sindibad" (Orientalische Dichtungen, 1860), „Volkslieder" (1861), „Heroiden" (Romanzenbuch, 1864) und „Liederbuch" (1866). In allen diesen Dichtungen bekundet B. ein beachtenswerthes Talent, das sich in allen Formen gewandt zeigt und in seinen Darbietungen ein Streben nach höchster Veredelung und einen Eifer für Wahrheit und Recht erkennen läßt. Auch auf dem Gebiete der Novelle und Erzählung hat sich B. mit Glück versucht, wie seine „Lebensbilder und Novellen" (1848), „Donausagen" (Novellen und Erzählungen, 1867), „Vom Donaustrande" (Märchen und Sagen, 1867) und seine Sagen über „Rübezahl" (1869) bezeugen.

Persönliche Mittheilungen. — Die Biene (Unterhaltungsbl.), 25. Jahrg. 1875, Nr. 28. — Kehrein's Lexikon d. kath. Dichter ꝛc. I, 34.

Franz Brümmer.

Boxberger: Robert B., Litterarhistoriker, wurde am 28. Mai 1836 zu Gotha geboren, bezog 1855 vom Erfurter Gymnasium aus die Universität Jena und war nach dreijährigem Studium der Philologie von 1858 bis 1876 und wieder von 1878 bis 1885 als Lehrer an der Realschule (später Realgymnasium) zu Erfurt thätig. Mißliche Familienverhältnisse, an denen ihn, den unverheiratheten, keine Schuld traf, veranlaßten ihn, sich von 1876 bis 1878 nach Dresden zurückzuziehen, wo er privatisirend ganz seinen Studien lebte. 1885 ward er nach Posen an die Friedrich-Wilhelms-Realschule versetzt, hielt es aber nicht lange im Osten aus, sondern kehrte als Pensionär in die thüringische Heimath zurück, wo er am 30. März 1890 in Stadtsulza gestorben ist.

B. war bei gewissen Schwächen seiner Lebensführung ein fleißiger Arbeiter und ein sehr beliebter Lehrer, der seine Schüler sogar gelegentlich zur Theilnahme an den eigenen Studien heranzog, dazu ein aufopferungsvoller Sohn und Bruder und ein warmherziger Patriot, dem Ungeschick der offenen

Meinungsäußerung und gesellschaftliche Anstöße mehrfach allzuhart ausgelegt worden sind.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit begann er mit Studien über den Einfluß der Bibelsprache und Klopstock's auf die „Räuber" (1867, 68), und auch weiterhin bekundete er stets ein hervorragendes Interesse an Schiller, für dessen Charakteristik er gern die von seinem Lehrer Kuno Fischer gefundene Form „der Dichter des Selbstgefühls" acceptirte (Progr. 1874). In einer Vortragsreihe über „Erfurts Stellung zu unserer classischen Litteratur" (abgedr. Neue Jahrb. d. Erfurt. Akad. Bd. 6, 1870) trat naturgemäß Wieland am stärksten hervor. Aber geschichtliche Darstellung und Charakteristik einer schriftstellerischen Persönlichkeit war nicht Boxberger's Stärke, und die Versuche auf diesem Gebiete, die er, seit 1876 vielfach aufs Geldverdienen angewiesen, zu buchhändlerischen Unternehmungen beigesteuert hat, sind kein Ruhmestitel: wenn er schon der Neubearbeitung des Lessing-Werkes von Danzel und Guhrauer (mit W. v. Maltzahn 1880, 1881) nicht gewachsen war, so ist seine zur Gosche'schen Lessing-Ausgabe (Berlin 1882) beigesteuerte eigene Biographie Lessing's vollends ungenügend. Sein wesentliches Verdienst besteht in seinen vielfach erfolgreichen Bemühungen, die handschriftlichen und gedruckten Grundlagen für den Text unserer Dichter zu sichten und zu vermehren: nach dieser Richtung seien als werthvoll aus seinem Lebenswerke hervorgehoben: die „56 dramatischen Entwürfe Lessings" (1876, Hempel'sche Ausg. Bd. 11, II), die „Rückertstudien" (1878), die Ausgabe der Werke Immermann's bei Hempel und sein Antheil an verschiedenen Schiller-Ausgaben, wie der Hempel'schen, für die er schon 1868 den ersten Band, die Gedichte unter Wiederherstellung der originalen Anordnung edirte, der Grote'schen, die er allein besorgte (1876, 77), und der Spemann-Kürschner'schen (1882—90), die zwar ungleichmäßig gearbeitet ist, deren einzige werthvolle Bände aber doch ihm zu verdanken sind: so hat er Schiller's Gedichten und den „Räubern" die Jugendliebe in textkritischer Fürsorge bis zuletzt gewahrt.

Briefl. Mittheilungen von Prof. Dr. E. Bernhardt in Erfurt.

Edward Schröder.

Boy: Peter B., um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu Lübeck geboren, als Sohn angeblich eines Schiffscapitäns Joachim B., wird als sehr geschickter Goldarbeiter und ausgezeichneter Miniatur- und Emailmaler gerühmt. Nach längerem Aufenthalte zu Frankfurt a. M. erhielt B. bei seiner Verheirathung mit der Tochter des Juweliers Wilhelm von der Popelien das Frankfurter Bürgerrecht (August 1675). Als Porträtmaler in Oel und Pastell geübt, war er doch vorzugsweise in der Schmelzmalerei thätig. Hierin lieferte er auf kleinen Gold- und Kupferplättchen die vorzüglichsten Emailporträts; so malte er u. a. die Bildnisse der Frankfurter Pfarrer Johann Balthasar Ritter, Vater und Sohn, im J. 1673. Sein bedeutendstes Werk war aber eine goldne und zum Theil emaillirte Monstranz für die Domkirche zu Trier, mit Abraham und dem Stammbaum Christi bis Joseph, von welchem Musterstücke der Gold- und Emaillekunst Hüsgen (in den Nachrichten von Frankfurter Künstlern) eine genaue Beschreibung gibt. Infolge seiner Leistungen vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz an dessen Hof zu Düsseldorf berufen, starb B. am 20. März 1727, nach Einigen zu Düsseldorf, nach Andern in seiner Vaterstadt Lübeck. Daß der Kurfürst B. zum Inspector der von dem kunstliebenden Fürsten 1710 zu Düsseldorf begründeten Gemäldegalerie bestellt habe, wie mehrfach behauptet wird, ist nicht nachweisbar und auch nicht wahrscheinlich. Der erste urkundlich beglaubigte Inspector jener Galerie war vielmehr der kurfürstliche Kammerdiener und Schatzmeister Joseph Karsch,

der jedenfalls als solcher schon vor 1716 fungirte und 1724 noch mit 270 Gulden Gehalt aufgeführt wird. Dazu kommt, daß durch Verfügung des Kurfürsten Karl Philipp vom 28. Mai 1722 dem Sohne des Karsch, Johann Wilhelm, die Adjunction auf die Galerieinspection, mithin das Recht der Nachfolge im Amte des Vaters, verliehen wurde. Von Boy's Söhnen war Peter der Jüngere (geboren zu Frankfurt a. M. am 13. November 1681, † am 28. Mai 1742) gleichfalls Goldarbeiter und Emailmaler, wogegen der Sohn vierter Ehe, Gottfried (geboren am 20. Mai 1701) als Hofmaler zu Hannover 1750 gestorben sein soll. Den Beruf des jüngeren Peter B. setzten fort Karl Gottfried B., Sohn desselben († im Juni 1780), und dessen Sohn Anton, der letzte männliche Sproß der Frankfurter Künstlerfamilie (getauft am 24. October 1751, † am 22. Februar 1834) und mehr Antiquitätenhändler als Künstler.

Staatsarchiv zu Düsseldorf. — Allgemeines Künstler-Lexikon. Zürich 1810. I. Bd., S. 99; II., 1, S. 112. — Houbraken, Groote Schouburgh der Neederlandsche Kunstschilders en Schilderessen III, 353. — Ph. Frdr. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. Daf. 1862, S. 243 ff.

Harleß.

Brachmann: Karoline Luise B. wurde am 9. Februar 1777 in Rochlitz geboren, wo ihr Vater Kreissecretär war, der später in gleicher Eigenschaft nach Döbeln und Cölleda versetzt wurde und seit 1787 als Geleitscommissar des Thüringer Kreises in Weißenfels wohnte. Schon in ihrer Jugend zeigte Luise eine lebhafte Einbildungskraft, Schärfe der Beobachtung, Leichtigkeit der Auffassung und Treue des Gedächtnisses, und ihre hochgebildete Mutter, die Tochter eines Landgeistlichen, welche ihre Kinder in den wissenschaftlichen Gegenständen, namentlich in der französischen Sprache selbst unterrichtete, hatte an der geistigen Entwicklung ihrer Tochter die größte Freude. In Weißenfels vereinigten sich mehrere sehr günstige Umstände für die Weiterbildung Luisens, und besonders war es hier der Verkehr mit den Kindern des Freiherrn von Hardenberg, dem später unter dem Namen Novalis als Dichter bekannt gewordenen Sohne Friedrich und der talentvollen Tochter Sidonie, welcher nicht nur auf die Entfaltung ihrer Talente, sondern auch auf die Richtung ihres ganzen Wesens in Gefühl, Phantasie und Denkart überhaupt den allergrößten Einfluß ausübte. Schon in ihrem 13. Jahre begann Luise ihre Ideen und Gefühle in eine poetische Form zu kleiden, aber erst mehrere Jahre später wagte sie es, diese Versuche ihrem Freunde Novalis mitzutheilen, der, von ihrem Werthe innig erfreut, dieselben an Schiller übersandte; dieser nahm auch die „Gaben der Götter" in seine „Horen" (12. Stück) und vier andere Gedichte in seinen „Musenalmanach für 1798 und 1799" auf und sprach der Dichterin gleichzeitig seine „angenehme Ueberraschung von der Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung in mehreren ihrer Gedichte" brieflich aus. So beglückend es nun für Luise war, sich so ehrenvoll von dem großen Meister der Dichtkunst in den Chor der Musen eingeführt zu sehen, so sehr unglücklich machte sie bald darauf ein Ereigniß ihres Lebens, das sie sogar auf Selbstmordgedanken hinführte. Während eines Besuchs bei ihrem Bruder in Dresden (1800) erfuhr sie nämlich infolge einer jugendlichen, aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß begangenen Unvorsichtigkeit eine so tiefe Verletzung ihres Ehrgefühls, daß sie, nach Weißenfels zurückgekehrt, in Schwermuth und in ein Nervenfieber verfiel und sich, kaum halb genesen, am 7. September 1800 von einem zwei Stockwerk hohen Gange im Hause ihres Vaters vor dessen Augen in den Hof hinabstürzte. Ein vorspringendes Dach brach die Gewalt des Sturzes und rettete ihr Leben. Neue Schmerzen brachte ihr der Tod theurer

Freunde und Angehörigen: sie verlor in kurzer Zeit nach einander ihren Freund Novalis (1801), dessen Schwester Sidonie, die ihr stets die treueste Freundin gewesen war, dann ihre eigene Schwester Amalie, 1802 ihre Mutter und 1804 auch ihren Vater, und nun gesellte sich zu allen seelischen Leiden noch die Sorge um des Lebens Nahrung und Nothdurft, da sie ohne Vermögen einsam in der Welt dastand. Sie beschloß nun, sich der Schriftstellerei zu widmen, und sowol Schiller, den sie in Weimar noch 1803 persönlich kennen gelernt hatte, wie auch Sophie Mereau und Brentano, mit denen sie im Hause des Professors Schütz in Jena bekannt geworden war, suchten ihr soviel als möglich die Wege zu ebnen. Aber der pecuniäre Gewinn blieb doch nur mäßig, selbst dann, als sie durch die Menge der Production den Ertrag der einzelnen zu verstärken bemüht war, und die Sorge schien nicht von ihrer Schwelle zu weichen. Dabei überließ sie sich nur allzuleicht leidenschaftlichen Stimmungen und unglücklichen Herzensneigungen, die ihre Einbildungskraft tragisch exaltirten. So erglühte sie 1806 in hoffnungsloser Liebe für einen schon verheiratheten französischen Wundarzt, und alle vernünftigen Vorstellungen ihrer Freunde, selbst ihres Bruders, konnten diese unglückliche Leidenschaft nicht besiegen. Und kaum hatte sie, namentlich durch den geistreichen und belebenden Umgang mit Müllner ihr seelisches Gleichgewicht wiedergefunden, so stürzte sie die Begeisterung für die jugendlichen französischen Helden, die sie 1812—13 auf den Truppendurchmärschen kennen lernte, in neue grausame Enttäuschung. Der Tod eines in der Schlacht bei Leipzig gebliebenen französischen Officiers, eines gebornen Spaniers, steigerte ihre Seelenstimmung bis zum Wahnsinn, und sie hätte ihren Entschluß, dem Beispiele Ottiliens in Goethe's Wahlverwandtschaften zu folgen, wol ausgeführt, wenn es nicht der energischen Entschlossenheit ihres weisen Freundes, des Superintendenten Schmidt gelungen wäre, sie zum Leben zu zwingen. Sie flüchtete nun wieder zu den Musen und lieferte zahlreiche novellistische Arbeiten für die gelesensten Zeitschriften damaliger Zeit (Becker's Taschenbuch, Kind's Harfe, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, Urania, Aglaja u. A.). Im J. 1820 machte sie, die Dreiundvierzigjährige, in Weißenfels die Bekanntschaft eines 25jährigen, wegen Verwundung pensionirten preußischen Officiers, mit dem sie sich verlobte, nachdem sie kurz vorher die Hand eines älteren Mannes ausgeschlagen hatte. Ihr Verlobter wollte sich der Bühne widmen. In Weimar hatte er bei seinem Auftreten nicht sonderlich gefallen; er ging nun nach Wien, um am dortigen Hoftheater eine Stellung zu erlangen, und Luise begleitete ihn, bestritt auch selbst die Kosten der Reise. Trotz aller Theilnahme, die sie in Wien bei Friedrich Schlegel, Grillparzer, Castelli und Karoline Pichler fand, konnte sie doch kein Engagement für ihren Verlobten erlangen, und enttäuscht kehrte sie über Dresden nach Weißenfels zurück. Die Verlobung wurde bald darauf brieflich gelöst. Scheinbar ruhig und gefaßt verkehrte sie in der Folge mit ihren Freunden, und diese ahnten nicht, daß nur zu bald ein neuer, ihr Leben so schrecklich endender Ausbruch eines Sturmes ihrer Seele folgen sollte. In den letzten Tagen des August 1822 rückten preußische Truppen in die Stadt und deren Umgegend zu Uebungen ein. „Sei es nun", erzählt ihr Biograph Müllner, „daß dieses Bild des Kriegs in ihr Erinnerungen an eine mehrjährige Vergangenheit und die damaligen Empfindungen ihres Herzens erweckte, oder daß eben in diesem geräuschvollen Zeitpunkte ihr Herz einen neuen lebhaften Eindruck empfangen hatte, dessen Gegenstand sie, als ihrer unwürdig, fliehen zu müssen glaubte, — genug, sie verließ in den ersten Tagen des September ihren Wohnort und reiste nach Halle, wo sie am 4. September ankam" und bei ihrer Freundin, Frau Professor Händel-Schütz, Wohnung nahm. Am

9. September Abends verließ sie heimlich dieselbe, vermuthlich in der Absicht sich zu ertränken; denn händeringend und in die Saale hinabstierend, wurde sie von Passanten getroffen und angehalten. Nachdem man sie erkannt und freigegeben, fand sie in den Familien des Prof. Schütz und danach des Prof. Schilling liebevolle Pflege. Am Abend des 17. September entfernte sie sich unbemerkt von dort und blieb zunächst verschwunden; mehrere zurückgelassene Zettel deuteten auf die Absicht zu sterben, „nicht aus Ungeduld, eine Verbindung zu schließen", aber voll Besorgniß, daß man sie „wegen einer unbegreiflichen Handlung des Wahnsinns, der Verzweiflung" verkennen möchte. Erst am 24. September wurde ihr Leichnam, bis zur Unkenntlichkeit zerstört, in einem Arme der Saale aufgefunden. An den Kleidern erkannte ihre Freundin Sophie Händel-Schütz die Unglückliche, die „ihr brennendes Herz in kalter Fluth gelöscht". In aller Stille wurde Luise auf dem Halleschen Kirchhof beerdigt.

Luise Brachmann's Stärke liegt auf dem Gebiete der lyrischen Dichtkunst, und diese war ihr Beruf („Lyrische Gedichte", 1808; „Romantische Blüthen", 1817; „Romantische Blätter", 1823). „Tiefe Innigkeit und Zartheit der Empfindung, edle Begeisterung für sittliche Schönheit, feiner Sinn für Harmonie und Ebenmaß, verbunden mit einer wenn auch nicht reichen, doch blühenden Phantasie, setzten sie in den Stand, ihren Gedichten jenes lebhaft Ergreifende oder sanft Anziehende und Gewinnende zu geben, wodurch sie soviel Beifall und Theilnahme bei verwandten Seelen erwerben mußte. Dagegen fehlt es ihr ganz an einer sichern, festen, selbständigen Weltanschauung, an dem Talent, aus sich selbst herauszugehen und sich gleichsam in dem Gegenstande, den sie bilden wollte, zu verlieren, sowie an jener heitern Ruhe des Geistes, ohne welche keine objektive Gestaltung gelingen kann". Dies gilt namentlich von ihrem Rittergedicht „Das Gottesurtheil" (1818) und mehr oder weniger auch von ihren novellistischen Arbeiten („Novellen", 1819; „Schilderungen aus der Wirklichkeit", 1820; „Novellen und kleine Romane", 1822). Eine Gesammtausgabe ihrer „Auserlesenen Dichtungen" veranstaltete K. J. Schütz (II, 1824) und ihrer „Auserlesenen Erzählungen und Novellen" K. L. Methusal. Müller (IV, 1825—26).

Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhdrts. Leipzig 1825. Bd. III, S. 22 ff. (dort sind auch weitere Quellen aufgeführt). — Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Würzburg 1864. Bd. I, S. 318 ff.

Franz Brümmer.

Brachvogel: Albert (nicht Adalbert) Emil (dies Rufname) B., Dramatiker und Romanschriftsteller, rettete durch seine Geburt, 29. April 1824, seine Mutter von einer für unheilbar gehaltenen Geisteskrankheit, kränkelte aber bis ins 18. Jahr und blieb die Knabenzeit körperlich wie geistig etwas zurück. Der Vater, ein wohlhabender Kaufmann, der aus Ostpreußen (B. mit Udo Brachvogel aus Herren-Grebin bei Danzig, dem bekannten deutsch-amerikanischen Litteraten, verwandt?) nach Breslau gekommen war und da ein rentables Kurzwaarengeschäft betrieb, starb 1830 an der Cholera. Die Mutter verfiel infolge dessen in die alte Schwermuth, die bis zu ihrem Tode, 1845, in wirkliches Gemüthsleiden ausartete. So gestaltete sich Brachvogel's Jugend trüb genug. Theils blieb er sich selbst überlassen, theils genoß er eine ungleichmäßige Erziehung, die ungünstige Einflüsse und Einseitigkeiten bestimmten. Von der ziemlich begüterten Mutter, mit der B. oft den Aufenthalt gemeinsam wechselte, infolge angeblich väterlichen Wunsches zum Theologen gepreßt, besuchte er die Dr. Kletke'sche Realschule und das Marien-Magdalenen-Gymnasium seiner Vaterstadt Breslau; unter seinen Lehrern auf letzterem erkannte

und förderte besonders Dr. Stein, der nachmalige Abgeordnete von 1848, des jungen B. poetisches Talent. Jedoch legte B. so starke Abneigung wider jenes Studium an den Tag, andrerseits ein solch träumerisches grüblerisches Wesen, das sich sicher noch an der Melancholie der Mutter nährte, dann derart schwärmerische Lust zur Schauspielkunst, daß seine Familie, gleichsam einen Mittelweg einschlagend, ihn 1838 zu einem Graveur oder Kupferstecher in die Lehre gab, nach kurzem, weil er da nicht warm wurde, ins Atelier eines Bildhauers. Nebenher beschäftigten ihn aber eifrig dramatische Versuche, und Universitätsvorlesungen in der philosophischen Facultät bei den Professoren Jacoby, Rich. Röpell, Aug. Kahlert, Braniß versahen ihn mit Denk- und Dichtstoff. Nach dem Tode der Mutter bändigte er, damals bei einem Meister zu Wien thätig, den Drang zur Bühne nicht länger, fiel aber mit dem Debüt als Kosinsky in Schiller's „Räubern" in Hietzing bei Wien — nach Anderen auf dortigem Hofburgtheater — durch. Rasch entschloß er sich zum Abschiede von der praktischen Kunst des Mimen für immer und entschied sich innerlich endgültig für litterarische und zwar freie dichterische Thätigkeit. Zunächst nahm er nochmals in Breslau äußerlich die Fertigkeit des Grabstichels, mit Ernst aber nur, freilich ohne auf ein sogenanntes Brotstudium hinzuzielen, die akademischen Studien wieder auf, indem er 1846—48 an der Universität Vorlesungen über Geschichte, Litteratur, Philosophie und Aesthetik hörte. Auch durch Selbststudium ergänzte er die Lücken seiner Bildung, die unabgeschlossen und disharmonisch blieb wie früher; so hat er sich völlige Herrschaft über den deutschen Ausdruck niemals erworben, ja, einzelne orthographische Schnitzer sind ihm bis zuletzt noch untergelaufen, so daß der unvollendete Gymnasialcurs, den ihm seltsamer Weise zwei so aufgeklärte Kritiker und gewiegte Dramaturgen wie Gottschall und Sierke als Hinderniß glücklichen Aufstiegs zur echten Höhe der Poesie nachrechnen, nicht allein die Schuld an der Unmöglichkeit für den Schwankenden trägt, in einem festen, durch übliches Examen begründeten Berufe den mangelnden Halt zu finden.

Sowol über den Einfluß dieser Breslauer Periode des Suchens und Sammelns als über den des folgenden Berliner Aufenthalts auf seine poetische Entwicklung fehlen genaue Nachrichten. Seit 1848 weilte er in der Hauptstadt, beim Medailleur Fischer, in Wirklichkeit aber, um durch akademische Studien und Theilnahme an dem gährenden öffentlichen und geistigen Treiben sich fortzubilden. Hier wurde 1850 sein Drama „Jean Favard, oder die Liebe der Reichen" ohne Anklang auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater aufgeführt. Das Verbot dieses politischen Tendenzstücks und die kurz danach eingegangene Ehe mit einem Fräulein Julie Hardt veranlaßten die Heimkehr Brachvogel's. Sein Antheil an dem durch einen beträchtlich älteren Bruder geführten väterlichen Geschäft ermöglichte es B., leidlich auszukommen und auf einer angekauften kleinen Besitzung im Riesengebirgsdorfe Görbersdorf ruhige Jahre des Familienglücks und der Erholung von ernster Krankheit zu verbringen. Da verlor er 1853 plötzlich durch Bankerott der Breslauer Firma das ganze ererbte väterliche Vermögen: der eben noch die Dramen „Aham, der Arzt von Granada" — in diesem fünfactigen Problemstücke 1852 reißt Mangel an Vertrauen zum Bruder den Helden nebst seinem ganzen Hause ins Verderben — „Der Sohn des Wucherers", das Lustspiel „Ali und Sirrah", die indeß nie vor die Rampen kamen, beendigt hatte und schon an „Narciß" arbeitete, mußte infolge der prekären Verhältnisse sein idyllisches Dasein abbrechen, sein Häuschen losschlagen und nach einem Unterbau zu dauerndem Geldverdienst ausblicken. Durch Vermittlung befreundeter Schriftsteller, heißt es, nahm er die Stelle des Secretärs am Kroll'schen Theater zu Berlin mit

zwanzig Thalern Gage an; er blieb darin bis zum Fallissement der damaligen Engel'schen Direction, wobei er zum ersten Male reelle Bühnenerfahrungen erwarb. Darauf nahm ihn Dr. Bernh. Wolff, der Besitzer der „Nationalzeitung", als expedirenden Secretär in sein, für nichthauptstädtische Blätter errichtetes telegraphisches Bureau auf, wo er bis Winter 1855/56 aushielt und ohne Muße dichterische Arbeiten förderte, die er freilich erst nach Aufgabe der Stelle mit ganzem Nachdruck betrieb. „Im Zwang und Druck einer Beschäftigung, für die Niemand weniger geeignet sein konnte, als Brachvogel, ist sein Meisterwerk — ‚Narciß' — entstanden. Der Genius spottet jeglicher Ketten. Ehe das Trauerspiel das Licht der Lampen erblickte, erfuhr es noch manche Aenderung, hier und da modelte die Hand Dessoir's daran. Für den Dichter gab es noch manche angstvolle Stunde, da die Meinungen der Schauspieler wie der wenigen Freunde, die das Werk kannten, über Werth und Unwerth desselben weit aus einander gingen: endlich aber erschien es vor dem Publicum; nach dem ersten Acte schon war sein Erfolg entschieden." So berichtet Karl Frenzel's Nekrolog auf den Dichter.

Der außerordentliche Beifall des „Narciß" behob auf einmal die drückenden Existenzzweifel Brachvogel's, sicherte ihn finanziell und hielt ihn, die Bedenken und Seelenkämpfe bei Seite schiebend, bei der dramatischen Muse vorerst fest. Doch führte ihn bald Mißbehagen mit den äußeren Theaterverhältnissen, im wesentlichen das Versagen seiner weiteren Geschenke Thalias auf der Bühne, schon vom nächsten Jahre ab und allmählich ganz und gar dem Romane in die Arme. Die frühere Unruhe und Unstetigkeit, was Wohnsitz und Thätigkeit anbelangt, hat er nie ganz abgeschüttelt. Bezüglich der letzteren, so hat er nun die längste Zeit davon als freier Litterat, hie und da mancherlei Belletristisches für Zeitschriften liefernd, zugebracht: bis zum 1. Januar 1864 in Berlin als Redacteur des Johanniterordens-Blattes, aus welcher Stellung ihn die directe Kündigung des Prinzen Karl, durch eines selbst auf den Posten speculirenden Unterbeamten Denunciation wegen des „Schubart"-Romans, angeblich durch Verwaltungs- und Finanzgründe veranlaßt, verdrängte. Eine „Berufung" nach auswärts, wie er sie ersehnte, scheint nie an ihn ergangen zu sein, obwol er, sei es aus wirklicher Ueberzeugung, sei es theilweise um des lieben Brotes willen, den jugendlichen weltbürgerlichen Radicalismus abgestreift und gleichsam patriotisch umgesattelt hatte. Für letztere Schwenkung bezeichnend ist es, daß er Ende 1863 gelegentlich der brieflichen Mittheilung obgenannter Dienstentlassung einfließen ließ: „Von sonstigen mir während der Zeit gemachten conservativen Insinuationen schweige ich, sie gehören als ‚Zeitbild' eher in meine Memoiren, falls ich solche zu schreiben einst das Recht erhalten sollte", dagegen im October 1871, als er Staatsrath Aug. v. Eisenhart in München um Mitarbeit an seinem nationalen Sammelwerke „Die Männer der neuen deutschen Zeit" bittet, seine „ernste und innige Loyalität und einen redlichen treuen Sinn für geschichtliche Schilderung geltend machen" und sich mit seinem „ehrlichen Namen als deutscher Mann und Christ" für die idealste Absicht dieses Denkmals verbürgen möchte. Im ganzen scheint B. bis zuletzt wie vom Ruhme des „Narciß", so auch von dessen Ertrag gezehrt zu haben. Der alte Wandertrieb stachelte ihn bis nach dem Siebziger Kriege wiederholt zu Versuchen, da oder dort in Mittel- oder Süddeutschland festen Fuß zu fassen: in Karlsruhe, Stuttgart, Eisenach, Weißenfels — in welch beiden Städten er vorübergehend sich niederließ — und dem heimathlicheren Görlitz. Von hier übersiedelte er Spätherbst 1871 nach Lichterfelde bei Berlin auf eigenen Grund und Boden. Unter

rastlosem Schaffen wahrte er sich Frische, Jugendlichkeit, Freiheit, plante und begann unausgesetzt neue Werke und Arbeiten: sogar der ihm arg nahegehende Tod der geliebten Gattin (1870) und der langwierige, von ihm verlorene Proceß mit seinem Hauptverleger Hermann Costenoble in (Leipzig=)Jena waren keine Hemmnisse in der Unermüdlichkeit, mit seinem Pfunde als Litterat zu wuchern. „Trost suchte und fand er" — damit nehmen wir K. Frenzel's originale deutliche Schilderung von Brachvogel's Ausgang herüber — „in der Erziehung seiner Tochter, in der Freundschaft und Vereinsthätigkeit — er war ein eifriges Mitglied des Freimaurerbundes — und in unablässiger Arbeit. So unerschöpflich wie seine Phantasie, so unzerbrechlich erschien seine Feder; es war etwas Stählernes in ihm. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in [bez. bei] Berlin, öfters besuchte er während des Sommers Freienwalde, sich in der lieblichen erfrischenden Waldumgebung des freundlichen Städtchens, im Verkehr mit seinen Freunden zu erholen: ein Mann, von Statur eher klein als groß zu nennen, mit einem eigenthümlichen Gesicht, das einen gewissen grotesken Zug hatte, von beweglichstem Mienenspiel, ein Redner, der gern und gut sprach, weichen Herzens, mehr in seinen Phantasien als in der Wirklichkeit lebend, das Auge zuweilen genialisch aufblitzend. Mitten unter Arbeiten und Entwürfen ist er gestorben. Im Herbst des Jahres 1878 begann er einen neuen Roman ‚Der Sklave' und war mit den ersten Capiteln beschäftigt, als er das Unglück hatte, bei einem Ausgang einen Knöchelbruch zu erleiden. Dennoch fuhr er, nach den ersten Schmerzenstagen, in der gewohnten, ihm lieben Arbeit fort. Dienstag den 27. November hatte er, wie mir einer seiner vertrautesten Freunde, Carl Gerold, mittheilt, das fünfte Capitel seiner Erzählung beendet und wollte es voller Befriedigung am Abend seiner Tochter vorlesen. Da aber die Zeit schon zu weit vorgerückt war, verschob er die Lektüre bis zum nächsten Tage. Er sollte nicht dazu kommen; schmerzlos nahm ihn in der ersten Nachtstunde ein plötzlicher Herzschlag aus diesem Leben hinweg. Weit draußen im Norden der Stadt, auf dem Friedhof der Domgemeinde, ist ihm das Grab bereitet worden: er hatte das Alter von vierundfünfzig Jahren und sieben Monaten erreicht und war mit noch ungebrochener Kraft, den Kopf voll Gedanken, die Phantasie voll Gestalten, geschieden".

Von Haus aus besaß B. unleugbar mannichfache starke Talente für dichterisches Schaffen, und seine Anfänge ließen große Erfolge hoffen, jedenfalls weit gelungenere Proben urwüchsiger Anlage und Kraft als später hervortraten. Den zerhackten Gang seiner Bildung hat er ebensowenig je zu überwinden vermocht wie den verschiedenen Jammer seiner Gesundheits=, Familien= und Vermögenszustände. So blieb ihm ein zerrissenes Herz, und mit vagem Ausblicke in die Zukunft setzte er wieder und wieder alles auf eine Karte, ohne Art, Umfang und Richtung seiner litterarischen Natur annähernd richtig ermessen zu können. Das zeigt sich am deutlichsten, aber auch am verhängnißvollsten an demjenigen seiner Werke, das ihn nach langem Probiren und Harren zum momentan gefeiertsten Theaterdichter, sogar zum berühmten Manne machte und bis dato, so auch fernerhin seinen Namen allein festhält: „Narciß. Ein Trauerspiel". Am 7. März 1856 ging dieses merkwürdige Stück zum ersten Mal über die Bühne, und zwar, was die Sache noch merkwürdiger und gewichtiger zugleich machte, über die des Berliner kgl. Schauspielhauses, der damals unbedingt für ganz Nord= und Mitteldeutschland maßgebenden. Wie Brachvogel's erster Schritt auf die weltbedeutenden Bretter, das polizeilich unterdrückte fünfactige Drama „Jean Javard" nach dem Vorbilde französischer Romanschilderungen die Schäden und Gebresten der Zeit herb

vergegenwärtigte und dabei das ihm sichtlich angeborene revolutionäre Pathos anschlug, so griff er in seinem Hange zum Ungewöhnlichen und Excentrischen in ein nah verwandtes Milieu mit der Fabel des „Narciß", wo er sich an Diderot's, von Goethe auf Schiller's Vorschlag übersetzten Dialog „Le neveu de Rameau" rein stofflich anlehnte. Botho v. Hülsen, der bekannte Generalintendant der königlichen Schauspiele zu Berlin, brach mit dieser Première Bahn für ein Effectstück, das sofort in raschem Siegeslaufe die Runde über die deutschen Bühnen machte und sich mehrere Jahrzehnte lang nicht bloß auf diesen als stets willkommener Cassenmagnet für volle Häuser erhielt, sondern auch in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und in seiner deutschen, nur französisch gekleideten Stimmung germanischen wie romanischen, auch slavischen Ohren adaptirt wurde. Daß der 1857 gedruckte, 1860 in 2. Auflage erschienene Text bis 1882 nur 6 Auflagen nothwendig machte, nimmt nicht wunder: es ist wahrlich kein Lesedrama und vermag stumm nicht den zehnten Theil zu elektrisiren wie im prasselnden Dialog, im leidenschaftlichen Monolog auf der Bühne selbst, die für ein Menschenalter ihren Paraderequisiten reisende Virtuosen eingefügt haben. Ludwig Dessoir, damals mit Hendrichs, Döring u. A. die Stützen einer durchgebildeten mimischen Kunst am Berliner kgl. Schauspielhause, trug den glorioſen Erſterfolg des „Narciß" wesentlich auf seinen Schultern, so zwar, daß dieser Triumph Dessoir's ruhmvolle theatralische Laufbahn krönte und deren ältere Siege auslöschte: sein Name ist also mit diesem Drama, „einem der merkwürdigsten unserer Litteratur, unzertrennlich verbunden. Ludwig Dessoir war der geborene Narziß. Brachvogel's Dichtung hat auf keiner anderen deutschen Bühne so tiefe Wurzeln geschlagen, ... weil kein Schauspieler auch nur annähernd das Gebild des Dichters zu verkörpern vermochte, hier jedoch verschmolzen sich der Künstler und die poetische Gestalt zu einer so wunderbar harmonischen Einheit, daß keinem Zuschauer je der Gedanke kam, ihre Realität zu bezweifeln. Das Lumpen- und das Virtuosenthum, die schneidige Ironie, die hinschmelzende elegische Klage, durch die Verwahrlosung der äußeren Erscheinung und die Verbitterung des Herzens hindurchklingend der Ton der Sehnsucht nach den Idealen, wie von ferner Aeolsharfe; aufblitzend der Adel des Geistes, wie ein Stern durch Wolken: Niemand hat das Alles so zu treffen, so auszudrücken verstanden wie Ludwig Dessoir. Dabei kein Hervordrängen der Persönlichkeit, kein Versuch, den Pariser Bummler und verunglückten Musiker auf den Kothurn zu erheben, kein Durchbrechen des Rococo-Rahmens, in den die Dichtung hineingestellt ist, — sondern jeder einzelne Zug lebenswahr, historisch treu, das Ganze von einem Zauber — soll ich ihn den der Kunst oder der Natur nennen? — umflossen, der, wie er in sich unbeschreiblich war, auch eine unbeschreibliche Wirkung erzielte. Wenn Diderot diesen Neffen Rameau's hätte sehen können, welche Studie über die Schauspielkunst würden wir dann besitzen! Diese Leistung war Dessoir's höchste — aus ihr sprach ein Genius ..... Gewisse Bilder, gewisse Illusionen der Bühne verlöschen nicht in unserer Erinnerung — zu diesen wenigen gehört Narziß". Höchst absichtlich haben wir hier das Wort einem der erfahrensten und gemessensten deutschen Theaterkritiker, Karl Frenzel, geliehen, wie er es nach Dessoir's Tode am Wechsel 1874/75 aussprach; denn er konnte bei dessen Niederschrift Brachvogel's künstlerisches Facit ebenso gut ziehen wie das Dessoir's und steht im Tenor des eigenen poetischen Schaffens von demjenigen des „Narciß"-Dramas weit ab, wie er andererseits dessen Stoffsphäre genau beherrscht und wiederholt selbst dargestellt hat. Und eben diese Dinge braucht's, um den phänomenalen, bis zu Herm. Sudermann's „Ehre" 1890 kaum wiederholten Bühnenerfolg zu verstehen. Die aus-

geprägtesten Charakteristiker der neueren deutschen Bühne, Friedrich Haase, E. Possart, L. Barnay, u. A. ernteten immer wieder in diesem Zeichen unbestrittene Lorbeeren, und Frühling 1899 trat vor die Augen der schier unverändert „Narciß"-freudigen Berliner in dieser siegessichern Rolle die Virtuosin in Hosenpartien Frau de Garda, zugleich einen starken Beweis für die unveränderliche Werthschätzung der Figur im Auslande liefernd.

Denn in der Titelfigur selbst steckt zweifellos das Geheimniß des durchschlagenden Erfolges und seiner Dauer. Der Held des Trauerspiels „Narciß" unterscheidet sich von den allermeisten tragischen Mittelpunktsgestalten dramatischer Dichtungen dadurch, daß er eigentlich gar nicht agirt, ja, nicht einmal der im Vordergrunde stehenden Intrigue Arm oder Kopf leiht. Vielmehr ist er ein willenloses Werkzeug am Faden derjenigen, die ihn für ihre, ihn selbst lediglich hülfsweise benutzenden Zwecke ins Feuer schieben. Nicht nur in dieser Schwäche des handelnsunfähigen „Helden", sondern auch in dessen zerrissener, mit der Welt zerfallener Gemüthsart mit ihrem unablässigen Spintisiren und der entschlußlosen halb pessimistischen, halb cynischen Sentimentalität und in dem Entscheide über die Richtung, die die Katastrophe nimmt, durch ein Schauspiel, erinnert das Werk Brachvogel's, obzwar im ganzen zur Sippe K. Gutzkow's gehörig (dessen strotzende „Unnatur", mit E. Geibel übereinstimmend, Berthold Auerbach [s. u. S. 170] in „Narciß" gipfeln läßt) an Shakespeare's „Hamlet", wobei die Seelenstimmung des Rath- und Thatlosen auch Anklänge an „Werther's Leiden" enthält, in der eben umschriebenen disharmonischen Mischung von Thränenseligkeit und Selbstcarikirung selbständig Heinrich Heine's Weltschmerz zur Seite tretend. Diese nirgends langathmigen, jedes Mal den Vorgängen gemäß eingelegten Ergüsse des Narciß spiegeln eigene seelische Zweifel und Kämpfe des Dichters, aber ebenso offen die philosophische Gedrückt- und Verworrenheit des Decenniums nach dem Jahre 1848 wieder; so beleuchtet er, dem tiefer spürenden Zuschauer leicht erkennbar, in der Unklarheit der Ziele und materiellen Abkehr von tieferem Denken, von geistigen Interessen, wie sie beide für das Frankreich vor der Großen Revolution charakteristisch sind, die Reactionsperiode, in der der „Narciß" geboren, aufgeführt und gedruckt und das Vorwärtsstreben sovieler Tausende Grübler gleichsam vor die Revolution von 1848 zurückgeworfen wurde. Daß dies zumeist sehr geistreich, durchgängig eindrucksvoll geschieht, daß sich stellenweise sogar in dem schwächlichen Körper des Narciß die ganze gefesselte, enttäuschte, vom Thun ins Reden verbannte zeitgenössische Kritik der politisch-socialen Zustände verdichtet, räumen auch absprechende Beurtheiler ein. Wollte somit Narciß auch der Typus eines Geschlechts der unmännlichen, schönrednerischen Resignation sein, so darf er sich freilich nicht etwa zum Wortführer der öffentlichen Meinung aufwerfen. Dieser haltlose Träumer sucht aus den ihn umgebenden, ästhetisch wie moralisch entarteten Verhältnissen keinen Ausweg, weiß auch jedenfalls gar keinen, und wenn sie momentan ihn anekeln mögen, so erwartet er mit der Gleichgültigkeit und Genugthuung des Vagabunden, der nichts zu verlieren hat, die drohende „Sündflut" für die Laster der höher Gestellten; so kann man auf ihn selbst das anwenden, womit Hebbel den Verfasser des „Narciß" unter Grabbe mit seinem verwandten „Herzog von Gothland" rückt, nämlich daß er „mit Behagen in seiner Welt der Fäulniß und Verwesung herumzuspazieren scheint". Vom dramatischen und rein poetischen Standpunkte haben nun die verschiedenartigsten Litterarhistoriker eine Fülle von Tadel und Makel gegen dies Effect- und Tendenzstück zusammengeballt. Aber sie konnten die Thatsache des Siegs auf der ganzen Linie bei der ersten wie den stärksten spontanen Beifall bei jeder seitherigen, nur einigermaßen

gepflegten Wiedergabe nicht entkräften, und dem peinlichsten Austiftler der Bühnenwirkungen, Otto Ludwig, imponirt das schlechte Drama — so schelten es besserwisserische Kritikaster gern — als theatralische Leistung beinahe. Wundersam berührt uns Menschen einer Aera, die Polizeicensur fürs Theater und gerichtliche Confiscation für das Buchdrama wieder aufleben sieht, die Energie der demokratischen Tendenz mit offenbefriedigter Prophezeiung der nahen Rachevolution auf deutschen Hofbühnen; doch das ließ man damals unter der strengen Staatsaufsicht gerade an königlichen Theatern als unschädlich passiren, die bejubelte Aufführung auf der Scene unter dem Hohenzollernwappen wirkte wie ein Blitzableiter. Als weiteres Moment für das Ungefährliche, sozusagen Theoretische in der zügellosen Rhetorik des seltsamen Stückes veranschlage man das Unfeste, Abstoßende im Wesen des Namensträgers, der kaum Sympathie erweckt oder für seine schwankenden Ideale begeistert und billig auf Zukunftsconflicte, die wir als längst erledigte Ereignisse abgethan haben, mit anmaßender Sehermiene hindeutet. Die Begebenheiten, insbesondere die tragischen Momente der dramatischen Handlung selbst, hat B. kühn und unleugbar geschickt erfunden, indem er mit souveräner Verachtung der historischen Tradition die Gesammtfabel an lauter urkundlich greifbare Persönlichkeiten anlehnte und den Gang der Geschehnisse danach zurechtzimmerte. B. escamotirt Narciß Rameau, den „Repräsentanten aller Schmeichler und Abhänglinge", als der er in Diderot's Dialog erscheint, zum längst verlassenen Gatten der allmächtigen Marquise de Pompadour, Ludwig's XV. berüchtigter Maitresse, welch letztere er, der Parteigänger der revolutionären Aufklärungsphilosophie, grimmig als Personification von Frankreichs Elend haßt; die der Pompadour feindliche Hofpartei der Königin führt, um die das Diadem anstrebende Buhlerin aufs empfindlichste zu treffen, durch eine Theateraufführung eine völlig überraschende Erkennung des Ehepaares herbei, deren Erschütterung die Beiden tödtet. Sieht man von diesen, nach der Manier der Scribe'schen Schule völlig frei erfundenen Voraussetzungen ab, so blendet gerade die Wucht der Katastrophe, wie sie ohne Druck aus der Verwicklung erwächst, zumal Costüm und Colorit der Zeit verblüffend nachgebildet und so dem Realismus conform sind, der nicht in der zerflossenen centralen Gestalt zur Geltung gelangt, wol aber in den packenden Situationen und der kecken, hie und da unmittelbar zündenden Sprache. Otto Ludwig hat innerhalb seiner scharfsinnigen dramaturgischen Selbstbeichten, die der Mehrzahl ihrer Ausgangspunkte nach meist „Shakespeare-Studien" heißen, das „Narciß"-Drama einer einschneidenden Inquisition unterworfen. Es kommt freilich dabei schlecht genug weg und erduldet härteste Nackenschläge wie: Traumgespinst, Bewegung ohne Existenz, keine Entwicklung nach inneren Gesetzen, oberflächlichste Behandlung der Figuren in der Situation, entsetzliche Beifallsbuhlerei, Speculation auf alle Schwächen des Publicums, widerliche Sentimentalität des Dichters, Erbärmlichkeit des Helden, letzterer von völliger Hülflosigkeit, eine ekelhafte Gallerte, ohne Witz, nicht einmal ein Bösewicht, seine Ehrlosigkeit erregt moralischen Ekel, u. s. w. Dabei aber widmet dieser catonisch strenge Richter dem herb durchleuchteten Drama technische Anerkennung mit den Sätzen: das Combinationstalent des Autors ist bedeutend, das Stück ist ein Beweis, was Geschlossenheit vermag; das Ganze ist ein großer schauspielerischer Effect und dessen Vorbereitung, die Charaktere steigen in leidenschaftlicher Erregung nach dem Ende des Stückes hin. Allerdings gipfelt die Kritik Ludwig's in dem Gegensatze: „wir wünschen alles, und darum glauben wir alles, d. h. die subjektive Natur im Zuschauer ist zufriedengestellt" gegenüber: „Personen, Verhältnisse, Motive, alles ist an sich abstrakt oder wenigstens

nicht konkret dargestellt, von psychologischer Entwicklung, von innerer Nothwendigkeit keine Spur". Gerechter, dabei aber ohne die Anstände der Poetik und Dramaturgie im geringsten zu verschleiern, nahm Eugen Sierke in einem ausführlichen Essay über Brachvogel das Stück unter die Lupe, woran er eine noch vertieftere Zerfaserung von Brachvogel's zweitbedeutendstem, außer in des Dichters Geburtsort vielfach von sensationellem Eindruck begleitetem Drama, „Die Harfenschule", schließt, nach Inhalt, Anlage und Geist dem Pendant zu dem „Glückspasch" 13 Jahre vorher. Sierke will B. ein freundlicheres Loos auf dem modernen Theater zubilligen, als ihm zu Theil geworden; nennt er ihn doch ein Talent von so kräftiger dramatischer Imaginationsgabe und so scharfsinnigem Verstande, wie sie selten sind.

Auf dem Fundamente des Erfolges, der Bekanntschaft, der Erfahrung, das ihm „Narciß" gebracht hatte, wollte B. weiterbauen; aber keins der danach geschriebenen Dramen erfreute sich auch nur einer annähernden Durchschlagskraft. Die geschichtliche Anekdote hielt ihm als stoffliches Substrat her, und er hat unstreitig packende Exemplare dieser sirenenhaften Mären als Helferinnen eingefangen, hat auch klug berechnete scenische Effecte in den Lampenschein packender Reflexionen zu rücken gewußt. In den meisten dieser Dramen, die äußerlich ganz bestimmt localisirt und zeitgetreu ausstaffirt sind, „herrscht durch die Gebundenheit der dramatischen Form eine strengere Entwickelung und Folgerichtigkeit der Handlung vor, allein ihre Wirkung beruht nicht in der Kraft der Charakteristik, in der Tiefe der Gedanken, der Durchführung der Erfindung, sondern in der frischen Unmittelbarkeit und dem bunten Leben einzelner Scenen". So summirte bei der Berliner Première des Schauspiels „Prinzessin Montpensier" 1865 der obengenannte Karl Frenzel, ein feinsinniger Kenner Brachvogel's; und noch 1874 bei Gelegenheit der „Alten Schweden", als Brachvogel's Wirksamkeit längst abgeschlossen zu überblicken war: „B.s originelles und volksthümliches Talent liebt es, mehr seinen Eingebungen als den Gesetzen zu gehorchen, von der Kunst hat er nur ein natürliches Empfinden, keine positive Kenntniß. Statt den geraden Weg durch den Wald zu gehen, schlägt er Seitenpfade ein, die ihn dann mehr als einmal in Sumpf und Moor führen. Er hat den Instinkt für das theatralisch Wirksame, aber nicht die Fähigkeit, eine geschlossene dramatische Komposition zu erfinden und auszurunden. Nur ein einziges Mal ist ihm dies Schwierigste in der Kunst in seinem „Narciß" gelungen. Seine übrigen Dramen setzen sich aus einzelnen Scenen zusammen, die novellistisch an einander gereiht sind, sich aber nicht harmonisch gliedern und steigern. Diese Zerfahrenheit der Geschichte, die uns auf der Bühne vorgeführt wird — es ist eben das Gegentheil einer dramatischen Handlung — äußert sich am stärksten in diesem neuen Werke." Man sieht da freilich Frenzel's gute Meinung schon beträchtlich herabgestimmt. Schon in den ersten Geschwistern des „Narciß" büßte B. es bitter, mit „Narciß" urplötzlich die Ruhmesleiter erklommen und, um sich oben zu erhalten, fieberhaft seine keineswegs genialen Anlagen ausgeschlachtet zu haben. Unbefangener und ohne gewaltsame Affecte wie im „Narciß" war B. einem Stoffe altersgrauer Verbrämung genaht, als er „Adalbert vom Babanberge" (1858), poetisch genommen seine gelungenste Gabe, aus Ingredienzien des Ritterstücks, der „Sturm- und Drang"-Kraftdramen, der hoffnungslosen Vaterlands-Symbolik, combinirte. „Mon de Caus" (1859) führte den wahnsinnig gewordenen Erfinder der Dampfkraft vor, die Tragödie des ringenden Genius, den die am Hergebrachten klebenden Zeitgenossen zu Grunde richten. Wie bislang immer gestaltete B. auch in dem Cromwell-Drama „Der Usurpator" (1860) ein Intriguenstück, das der geschichtlichen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit ebenso

Zwang anthat wie dann in „Fräulein von Montpensier" u. a., am wenigsten in „Alte Schweden" (1874), das mit volksthümlichem Stile und preußischem Militärjargon im Zeichen von „Hie gut Brandenburg alleweg!" dem Berliner staatstreuen Auditorium seinen laut begrüßten Kriegsmann Derfflinger ausgrub. Durch historische Einzelheiten die zugespitzten Situationen seiner erregten, meist bizarren Handlung auszuputzen hat B. stets unternommen, wo das Sujet es nur irgend ermöglichte, doch schon von „Narciß" an in gewissem Grade, in allen „seinen späteren Dramen blieb er noch mehr in der Chronik oder dem Memoire stecken" (Lindemann, G. d. d. L.[7], S. 1021). So blieb für alle Stücke, deren sachliche Quelle im bürgerlichen Leben lag, nur die nackte Speculation auf Dialog-Schlager und fortreißende starke Momentzüge übrig: „Der Sohn des Wucherers" (1864) ist ein grelles Tendenzstück Pariser Farbe wie „Die Harfenschule" (1869) eine erneute Verhimmelung des pseudogenialen Lumpen und zwar dies Mal in der Figur des völlig auf den Kopf gestellten Beaumarchais, wie wiederum Frenzel in einem kenntniß- und geistreichen Referat der Erstaufführung auseinandersetzte. Uebrigens war letzteres Werk, dem die originelle Wendung des litterarisch versirten Helden zu etlichen Aufführungen verhalf, die Dramatisirung einer Episode in Brachvogel's vierbändigem Romane „Beaumarchais" (1865), und so hob er 1870 auch aus den drei Bänden seines Romans „William Hogarth" (1866) ihm theatralisch dünkende Auftritte heraus, ohne hiermit zwischen den Coulissen Fuß zu fassen; wir lesen z. B. in „Meyer's Dtsch. Jahrbuch" I (1872), 369 von dessen Durchfall am Thalia-Theater zu Hamburg.

Damit kehrte B., indem er endgültig den Kothurn abschnallte, zum Romane zurück, dessen Feld er schon vorher, aus Verdruß und Unlust am dramatischen, wiederholt angebaut hatte. Seinem ersten, noch mit gewissen künstlerischen Intentionen gearbeiteten Romane „Friedemann Bach" (1858), der aber in der wüsten, öfters buntschillernden Musikerexistenz nicht die verheißene Charakterentfaltung bringt, folgten „Benoni" (1860), „Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben" (1862; 1865 dramatisirt), „Ein neuer Falstaff" (1863), eine fast idyllisch anmuthende wundernette, echt deutsche Kleinstadt-Geschichte, aber verdorben wie immer bei B. durch Aufschwellen vermittelst unangebrachter Reflexionen, unnöthiger Schilderungen, störenden Personenballasts, „Schubart und seine Zeitgenossen" (1864), wo der unselige schwäbische Poet aus der Ueberlieferung bloß seine allbekannte Zügellosigkeit als Ferment des Untergangs rettet (Gosche in seinem „Jahrbuch für Litteraturgeschichte" — 1865 — S. 353 läßt B. hier Schubart den „nach dichterischen Fälschungen Begehrenden" vorstellen!), „Hamlet" (1867), ein formell aus Rand und Band gegangener Versuch, in Essex Hamlet's Urbild und in anderen Leuten des Elisabethanischen Hofes weitere Vorlagen für den darin gleichsam rastlos photographisch oder spiritistisch die Charaktere festbannenden Shakespeare — zur 1864er Shakespeare-Jubelfeier des „Vereins Berliner Presse" fand ein kleines Gelegenheitsdrama Brachvogel's vor einem rein journalistischen Parterre viel Beifall — direct anschaulich zu machen, u. s. w., sämmtlich mehrbändig bis zu zwei noch 1880 nach dem Tode gedruckten. In den historischen überwuchert die Phrase die aufgerafften und aneinandergeklebten Geschichtsdetails, während die sonstigen meist durch äußere Spannung die Mangelhaftigkeit der Technik und das Fehlen eines ordnungsgemäß erledigten anziehenden Problems zu ersetzen sich abmühen. So zeigen Brachvogel's Romane, nebst den „Historischen Novellen" (4 Bde., 1863—64) und „Neuen Novellen" (2 Bde., 1867) über fünfzig Bände und theilweise mehrfach aufgelegt, anfangs reiche, wenn auch wilde Phantasie, selten Ansätze zu künstlerischer Abrundung,

und brachten seinem Talente den Ruin. Aeußerlich streifte die Mehrzahl der spätern an den Durchschnitt besserer Leihbibliothekslectüre, mit welcher Classification z. B. „Das Räthsel von Hildburghausen" durch Ad. Stern („Meyer's Dtschs. Jhrb." II, 761) bewillkommnet wurde.

B. dichtete ferner „Lieder und lyrische Dichtungen" (1861; neue Ausgabe als „Dichtungen" 1869; 3. Aufl. o. J.), und wie er schon 1862 zwei Bände „Aus dem Mittelalter. Historische Erinnerungen" veröffentlicht hatte, so gab er nach dem Deutsch-französischen Kriege, wol aus demselben Motive nochmals einen Anlauf zur längst verscherzten Beliebtheit zu wagen wie 1874 im Schauspiel „Alte Schweden", eine Sammlung „Die Männer der neuen deutschen Zeit. Biographien deutscher Fürsten, Staatsmänner und Helden" (4 Bde., 1872—75) heraus. Das Werk enthält die Biographien von Wilhelm I., Kronprinz Friedrich Wilhelm, König Johann und Kronprinz Albert von Sachsen, Prinz Friedrich Karl, Ludwig II. von Baiern, Bismarck, Moltke und Roon. Ueber den Plan schrieb er vorher an Eisenhart (s. o. S. 161): „Die Form des Werkes soll möglichst treu der des Plutarch nachgeahmt sein. Ein sogenanntes ‚historisches Urtheil', bei Lebenden überhaupt unstatthaft, soll in der Arbeit ausgeschlossen sein, mindestens die Form warmer, eingehender Schilderung nicht überschreiten. Das deutsche Volk soll seine Heroen durch dies Werk menschlich verstehen und sie nun um so inniger, bewußter lieben lernen". Auf kritisches Gebiet hat sich der unkritische Theatraliker zwei Mal verirrt: die in jedem Sinne unvollendete „Geschichte des königl. Theaters zu Berlin" (Bd. 1 u. 2, 1877—78), die den wissenschaftlicher Arbeitsweise völlig Ungewohntem mühselige archivalische Vorarbeiten kostete und wol den Dankeszoll an dies Institut entrichten sollte, weil es ihm zum glanzvollen „Narciß"-Debüt und allem späteren Anklopfen um der Thalia Gunst bereitwillig die Pforten geöffnet hatte, ist schlechthin werthlos, ihre Benutzung als Quellenwerk durch Rob. Prölß „Gesch. d. neuer. Dramas" III 2, 374, also nicht zu billigen; das Bändchen „Theatralische Studien" (1863) — R. Gosche, „Jahrb. f. Littgesch.", 1865, S. 208: „allerlei bunte Einfälle über theatralische Dinge" —, vereinigte aus Bühnenzeitschriften acht Abhandlungen (Was mangelt der dramatischen Dichtkunst?; Wodurch erreichen Tragödie und Comödie ihren Zweck?; Die alte und die neue Schule der Schauspielkunst; Was ist Idee, was ist Tendenz im Drama?; Ist die Ueberraschung im Drama verwerflich?; Bemerkungen über das Lustspiel; Die heutigen Rechtsverhältnisse der deutschen Bühnen; Ueber schlechte Repertoire und den theatralischen Kunsthaushalt), die ihn, den in der Praxis radicalen Naturalisten, eingestandenermaßen als Dramaturgen im Fahrwasser stockclassicistischer Gewährsmänner (Aristoteles, Lessing, Solger, H. T. Rötscher, sein Breslauer Lehrer A. Kahlert), in Bühnentagesfragen am Gängelbande des Philisterthums, beiderseits überhaupt arg hilflos, offenbaren. Die kurze, wahrlich bescheidene Vorrede dieser „Theatralischen Studien" hätte autobiographisch berücksichtigt werden sollen; doch nur zwei Stellen mögen hier Platz finden: „Was ich bei Veröffentlichung dieses Buches wohl von mir ohne Eitelkeit sagen darf, ist: ein treuer, wenn auch geringer Kämpfer für die gekränkte Sache der dramatischen Kunst zu sein. ..... Wohl mag es Leute geben, die in ihrer Gelahrtheit ein wenig hoch herab fragen möchten, welche wissenschaftliche Berechtigung ich zu meinem Buche nachzuweisen vermöchte. Gottschede und Ben Johnsons hat es immer gegeben! Denen gegenüber erkläre ich einfach: In allen Dingen der Welt bin ich Autodidact, und Niemand ist behindert, mich in ihnen so kenntnißlos zu halten, als ihm irgend seine Selbstzufriedenheit erlaubt, in den Angelegenheiten der dramatischen Dichtkunst und der theatralischen Wissenschaft indeß, für die es bekanntlich keine akademischen Approbationen giebt, habe ich

die besten Lehrer aller Zeiten gehört und hoffe mit einigem Verständniß, habe ferner in der Praxis der Kunst und des Theaters die Haltbarkeit dessen oft genug erfahren, was ich gelernt und niederschrieb." Dies unumwundene Geständniß erschwert die Charakteristik Brachvogel's etwas insofern, als man ihm daraufhin Ungestüm seines Standpunkts und bewußte bezw. selbstbewußte Originalitätssucht nicht gut zuschieben darf. Aber mag man von seiten der dichterischen Composition und der Mißgestaltung der Fabel seinen Erzeugnissen, voran den epischen, noch so scharf zu Leibe gehen, mag man seinen Geschmack ungeläutert und ungemäßigt, die Diction ungleich und vielfach trivial, auch wüst tadeln, Phantasie in der Darstellung geschickt gewählter Themen und warme, überaus lebendige, im Ausdruck oft prächtig frische Veranschaulichung der Geschehnisse, die nur durch Gedankenketten, bisweilen absonderlichsten Inhalts, zu häufig belastet oder unterbrochen werden, besitzt er zweifellos. Wer ihn also vom hohen Roß modernster Poetik in Bausch und Bogen durch Schlagworte wie: oberflächlich, stillos, nur auf den Effect arbeitend u. dergl. einfach abschütteln will, der unterschlage doch die ungemeine Fruchtbarkeit der zwei Schaffensdecennien dieses Dichters auf dramatischem wie auf erzählendem Reviere nicht, überzeuge sich gefälligst von der Fülle urwüchsiger Scenen beider Art, die manchem stoffarmen Ehrenpoeten unseres decadenten Zeitalters bequem auf die Beine helfen könnten, und vergesse vor allem nicht den einzigartigen Erfolg des „Narciß", der, wofern wirklich ohne jeden innern Grund, doch nur der dauernden Unreife des neueren Theaterpublicums (eine solche behauptet für unsern Fall freilich der Zeitgenosse Prutz) und der völligen Ohnmacht einer wohlweisen Kritik aufs Kerbholz zu schreiben wäre. Wägt man Brachvogel's unentschuldbare Schwächen gegen seine guten Seiten ab, so bleibt in all der Unnatur, die uns bei der Ausführung seiner litterarischen Werke entgegentritt, bezüglich der Erfindung und vielfacher Einzelheiten so reichliche und urechte Natur übrig, daß man aufs lebhafteste bedauern muß, wie wenig es seiner Muße gelang, einen glatten Weg zu finden und sich von den Schlacken der Anfänge loszulösen, um so gegenüber den gezierten Jambendramen einer-, der langweiligen Romanschablone der Biedermeierperiode andrerseits ein volles Pfund sachlicher Originalität und abgeklärten Gedankenreichthums in die Wagschale zu werfen.

Ein Bildniß Brachvogel's aus jüngeren Jahren bei Hnr. Kurz, G. d. d. L. IV, 614, ein späteres bei O. v. Leixner, G. d. d. L.^{2} S. 989, dieses nach einem Stich von A. Weger wie die beiden im „Fachkatalog d. Abthlg. f. dtsch. Drama u. Theater" der Wiener Internat. Ausstellung f. Musik u. Theaterwesen 1892, Nr. 470 u. 1237. — Eine Sammlung „Ausgewählter Werke" veranstaltete B. 1873 selbst in 4 Bänden; die seit 1860 gedichteten und aufgeführten Bühnenstücke — nur „Bianca Cenci" war für den Buchhandel 1868, die andern nur als Bühnenmanuscript gedruckt worden — wurden Lesern zum ersten Male 1874 in dem Bande „Die Harfenschule und andere dramatische Werke" zugänglich. Eine gute Volks- und Familienauswahl der „Gesammelten Romane, Novellen und Dramen", mit Einleitung und eingehender Biographie des Dichters von einem engeren Landsmanne, dem Romanschriftsteller Max Ring, erschien 1879—83 in 10 Bänden bei Costenoble in Jena. Vollständig aufgezählt findet man Brachvogel's Dramen und Romane in des Unterzeichneten B.-Artikel in Brockhaus' Konversationslexikon 14. Aufl., und in Brümmer's Lex. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhs.$^{4 u. 5}$ I, 165 f., an beiden Stellen auch verläßlichen Lebensabriß, einen solchen nebst knapper Charakteristik in Bornmüller's Biogr. Schriftstellerlex. S. 90 f. sowie in Ad. Stern's Lex. d. dtsch. Nationallit. S. 39; ein paar besondere Einzelheiten in den beiden

B.-Artikeln des 1867 revidirten Abdrucks der 2. Aufl. von Meyer's Conversationslex. (III, 860 f. u. Reg. ebd.). Ausführlichste Würdigung der einzelnen Werke in den litteraturgeschichtlichen Handbüchern von H. Kurz (s. o.) Bd. IV (mit Lebensskizze) und von R. Gottschall Bd. (II u.) IV; s. auch Gottschall in „Unsere Zeit" Bd. XV, 2. Thl. Wichtig die verständnißvollen unparteiischen Betrachtungen K. Frenzel's in s. „Berliner Dramaturgie" anläßlich Brachvogelscher Dramenpremièren (I, 72 „Prinzessin Montpensier", 161 „Die Harfenschule", 389 „Alte Schweden") und Dessoir's Tod (II, 290 f.), sowie umfänglich „Der Dichter des Narziß", „Nationalzeitung", Frühjahr 1879, der alle Seiten von Brachvogel's menschlichem und litterarischem Dasein authentisch vorführt. Benutzt hat diesen, aber völlig selbständig und seine Urtheile nach wohlerwogenem Ermessen fällend, Eugen Sierke in einer Abhandlung über A. E. Brachvogel mit besonderer Berücksichtigung von „Narciß" und „Harfenschule", die um 1870 zum Theil in den dramaturg. Blättern Dr. Adf. Silberstein's in Leipzig, dann in Sierke's „Kritischen Streifzügen. Lose Studienblätter über das moderne Theater" (1881), S. 206—235, erschien. Sonst verfahren litterarhistorische Gesammtdarstellungen — außer etwa L. Salomon[2] S. 465 f., wogegen der Hebbel-Enthusiast Ad. Bartels, Dtsch. Dchtg. d. Ggnw.[2], 1889, S. 122 u. 126 f. ebenso arg abfällig spricht wie z. B. Lindemann-Salzer (s. o.), 1889, S. 1021, 1037, 1034, Leixner a. a. O., M. Koch in Vogt u. Koch, G. d. d. L., 1897, S. 692 — meistens kurz angebunden und von oben herab, halten auch in der Regel bloß eine flüchtige landläufige Glosse über „Narciß" nothwendig. Zu letzterem vergleiche man noch: R. Prutz, D. dtsch. Lit. d. Gegenw. 1848—1858, II, 281 f.; A. Klaar, Gesch. d. mod. Dramas in Umrissen, S. 228 f.; R. M. Meyer, D. dtsch. Lit. d. 19. Jhs., S. 589 f. (auch 612); zu den Dramen überhaupt R. Prölß, Gesch. d. neuer. Dramas III 2, 348 f. Porträt der Frau de Garda (s. o. S. 164) als Narciß: „Die Woche" I (1899), H. 3, S. 86. Drei für Lebensweise und Charakter interessante „Briefe von A. E. B." (der 2. an K. O. Beaulieu-Marconnay [s. A. D. B. XLVI. Bd.], der 3. an Staatsrath Aug. v. Eisenhart in München) im Literar. Centralbl. 1900, Nr. 50, Beil., Sp. 2140—2144). — Zum Capitel „Narciß" im Munde der litterarischen Zeitgenossen verzeichnen wir die Urtheile Hebbel's (der sich mit Ekel davon abwandte, s. bei Bartels a. a. O.), H. Laube („Das Burgtheater", S. 421; abgedruckt bei K. J. Schröer, D. dtsch. Lit. d. 19. Jhs., S. 223: „dreister, mitunter wüster Naturalismus, aber starke Athemzüge für den Brustkasten des Theaters"), B. Auerbach („Dramatische Eindrücke", hsg. von Neumann-Hofer, 1893, S. 49, wo er unter den „Theatermachern" voll Unnatur gegen B. wegen „Narciß" am heftigsten loszieht), Geibel (erklärte, angeblich wohl zufolge W. Jensen [vgl. R. M. Meyer a. a. O. S. 360; s. u.] Gutzkow, Brachvogel und Richard Wagner für die böse Trias, die unsere Zeit verderbe), Otto Ludwig (in einer Kritik, die erst 1891 in Ad. Stern's Neuausgabe der „[Shakespeare-]Studien", „Gesammelte Schriften" V, 367—373, eingefügt wurde und den dramatischen Effect geistvoll ergründet; vgl. Bartels a. a. O. S. 127, R. M. Meyer a. a. O. S. 589).

Zu Brachvogel's „Narciß" vergleiche man betreffs der interessanten Verkörperung der Pompadour durch Charlotte Wolter und der Titelperson durch Ernst Possart des letzteren Erinnerungen an die Münchener Separatvorstellungen vor König Ludwig II. in Nr. 38 und 40 der „Allgem. Zeitung" 1901, Morgenbl.; betreffs der mageren stofflichen Grundlage Rud. Schlösser, „Rameaus Neffe. Studien und Untersuchungen zur Einführung in Goethes Uebersetzung des Diderotschen Dialogs" (1900), sowie ebendesselben Abdruck des Goethe'schen Werks in der Ausgabe d. Goethe-Gesellsch. (1900), auch R. L.

„Jean Philippe Rameau und seine Oper Platea", i. d. Münchn. N. Nachr. 1901, Nr. 37, S. 2. — Die beiden Theile von Brachvogel's „Geschichte des Berliner Theaters" kommen im Buchhandel auch öfters unter den Sondertiteln „Das alte Berliner Theater-Wesen" (I) und „Die königliche Oper unter Freiherrn v. d. Reck und das National-Theater bis zu Iffland, nach Original-Quellen bearbeitet" (II) vor, was, um Verwechslungen vorzubeugen, bemerkt sei; des ersten Bandes Titel, Inhalt und Vorrede eigenhändig und „Berlin 1. VII. 1873" datirt als Nr. 31 in Katalog 181 von J. A. Stargardt, Berlin 1891. — Fünfzig Briefe Brachvogel's an Herm. Klette (1813—86; s. d.) meistens als den Redacteur der „Voss. Ztg." aus den Jahren 1856—74 brachte März 1901 L. Liepmannssohn's XXVII. Autographen-Versteigerung (Berlin) unter Nr. 401, woraus sie in den Besitz des Unterzeichneten übergingen. — Den oben S. 170, im Anschlusse an Rich. Meyer, Wilh. Jensen in den Mund gelegten Bericht über eine B. betreffende Auslassung Geibel's stellt Jensen brieflich (Jan. 1901) völlig in Abrede. — Einige frdl. Nachweise durch die Herren kgl. Gymnasiallehrer Heinrich Kühnlein (Münnerstadt), den dichterisch nachempfindenden Otto Ludwig-Forscher, Prof. Dr. K. Frenzel (Berlin), Chefredacteur Dr. E. Sierke (Braunschweig), B.'s Verleger H. Costenoble und O. Janke. — Ueber B. 1902 im obigen Sinne Bartels, G. d. d. L. II, 438 (399, 432, 602). G. Witkowski i. Spemann's Goldn. Buch d. Weltlit. (1901), 242 ‚Narciß' „ein leeres und unwahres Product". Ludwig Fränkel.

Bradke: Peter von B., Sanskritist und Sprachforscher, wurde am 27. Juni 1853 zu St. Petersburg geboren, als Sohn des Senateurs Georg v. B., der bald nach der Geburt seines Sohnes zum Curator des Dorpater Lehrbezirks ernannt wurde und in dieser Stellung eine bedeutende und segensreiche Thätigkeit ausübte. In Dorpat verlebte B. seine Jugendjahre, studirte 1871—75 an der dortigen Universität classische und germanische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft, in die er von Leo Meyer eingeführt wurde. Im J. 1876 erwarb er sich den Candidatengrad, wandte sich dann nach Deutschland und hörte vier Semester hindurch 1876—78 die Vorlesungen Rudolf Roth's in Tübingen, dessen Persönlichkeit einen großen Einfluß auf ihn gewann. In den Jahren von 1878—1884 lebte er zumeist in Jena, vor allem mit dem Studium der indischen Philologie beschäftigt; leider aber wurde er in dieser Zeit durch verschiedene Leiden heimgesucht, die auch psychisch tief auf ihn einwirkten. Neue Frische und Anregung suchte er durch das Studium der Kunstgeschichte in München zu gewinnen (1879—80). Nach Jena dann zurückgekehrt, mußte er dies wieder auf ein Jahr verlassen, um in Italien Erholung und Genesung zu finden. Im J. 1882 promovirte er in Jena mit einer Arbeit: „Ueber das Mānava-Grhya-Sūtra". Seine Vorarbeiten zur Ausgabe dieses noch nicht veröffentlichten Textes überließ er aber später, als seine Studien eine andere Richtung genommen hatten, seinem Freunde Friedrich Knauer. Im J. 1884 habilitirte er sich an der Universität Gießen für Sanskrit und vergleichende Sprachforschung. 1886 wurde er dort zum außerordentlichen, 1893 zum ordentlichen Professor für diese Lehrfächer ernannt, und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode, den ein schweres, inneres Leiden am 7. März 1897 herbeiführte. Während er sich anfangs mit rein philologischen Arbeiten auf dem Gebiete der vedischen Philologie beschäftigt hatte, traten mehr und mehr allgemeine Fragen, die Cultur der Indogermanen betreffend, in seinen Gesichtskreis, wobei sich die Frage nach den religiösen Anschauungen unserer Vorfahren in den Vordergrund schob. Seine erste größere Arbeit war ein Buch über: „Dyâus Asura, Ahura Mazdâ und die Asuras" (Halle 1885). Sie galt dem Nachweis, daß wie bei den classischen

Völkern der Himmelsgott *Ζεὺς πατήρ*, Juppiter, so auch bei den Vorfahren der Inder und Iranier, Dyâus pitar asura der höchste Gott und Herr gewesen sei. Diese Forschungen hat er nicht wieder aufgegeben. Dem Genius seines Landsmannes Victor Hehn folgend, suchte er dessen Arbeiten über die Cultur der Indogermanen von seinem Standpunkt aus weiter zu führen. Derartige Arbeiten erforderten aber eine so breite und ausgedehnte Grundlage, daß B. nicht dazu gekommen ist, ein größeres Werk mit dem Inhalte seiner Forschungen zu veröffentlichen. Es liegen uns nur kleinere Gelegenheitsschriften vor, so die „Beiträge zur Kenntniß der vorhistorischen Entwicklung unseres Sprachstammes" und „Ueber die arische Alterthumswissenschaft und die Eigenart unseres Sprachstammes" (beide Gießen 1888). Sein umfangreichstes Werk auf diesem Gebiet „Ueber Methode und Ergebnisse der arischen Alterthumswissenschaft" (Gießen 1890) ist im wesentlichen eine einzige, umfangreiche Kritik des Buches von O. Schrader: „Sprachvergleichung und Urgeschichte", das 1883 erschienen und mit lebhaftem Beifall aufgenommen war. Dem gegenüber vertrat B. die Ansicht, daß dieses Buch methodisch an großen Mängeln litte und mit seinen hauptsächlichsten Anschauungen auf einem Standpunkt stehe, der durch V. Hehn längst beseitigt sein sollte. Wenn auch die Form der Kritik manches Unerfreuliche bietet, so ist sie jedoch an sich im wesentlichen berechtigt, und Bradke's methodische Ausführungen sind von bleibendem Werth. In den letzten Jahren hat er auch die indogermanische Sprachwissenschaft durch kleine, aber werthvolle Untersuchungen bereichert.

L. v. Schroeder, Nordlivländische Zeitung, 8./20. März 1897. — H. Hirt, Beilage. z. Münch. Allgem. Zeitung, 30. März 1897. — Streitberg, Indogermanische Forschungen, Anzeiger VIII, 369. — H. Haupt, Biograph. Jahrbuch und deutscher Nekrolog II, 177. — R. Thurneysen, Jahresbericht über die Fortschritte d. class. Alterthumswissenschaft 1899, CIII, 54 ff.

H. Hirt.

Braig: Augustin B., katholischer Theologe, geboren am 31. Januar 1766 zu Rißtissen in Württemberg, † am 16. Juli 1821. Er trat im Stift Weingarten in den Benedictinerorden, legte am 23. April 1786 die Ordensgelübde ab und empfing am 18. September 1790 die Priesterweihe. Darauf lehrte er Philosophie und Theologie zuerst im Kloster Weingarten, seit 1800 im Kloster Göttweig in Niederösterreich. Von da kam er 1804 als Professor der Dogmatik an die Universität Wien und war als solcher bis 1814 thätig; 1814—17 war er daselbst Vicedirector der theologischen Studien. Am 23. Februar 1817 wurde er Kanonikus an der Metropolitankirche zu Sanct Stephan in Wien, am 18. April 1818 wirklicher niederösterreichischer Regierungsrath. — Während seiner Lehrthätigkeit in seinem Mutterkloster Weingarten ließ B. die Schriften drucken: „Conspectus metaphysices et philosophiae morum cum positionibus ex trigonometria plana et algebra" (Altdorfii ad Vineas 1793); „Materies tentaminis publici ex philosophia universa" (ib. 1794). Als Professor in Wien wurde er 1812 mit der Abfassung eines Lehrbuchs der Dogmatik beauftragt, an Stelle des Lehrbuchs von Klüpfel; dasselbe blieb aber unvollendet liegen, als er 1814 das Lehramt niederlegte; Lindner erwähnt als hinterlassenes Manuscript: „Institutiones theologiae dogmaticae", 2 Bände.

Felder, Gelehrten-Lexikon d. kath. Geistlichkeit Deutschlands I, 84; III, 475. — Wappler, Geschichte d. theol. Facultät d. Universität zu Wien (Wien 1884), S. 258 f., 216. — Lindner (Die Schriftsteller d. Benedictiner-Ordens im heutigen Königreich Württemberg) in den Studien und Mittheilungen a. d. Benedictiner-Orden, III. Jahrg. 1882, Bd. II, S. 279 f.

Lauchert.

Brand: Ernst B., Arzt und Geh. Sanitätsrath in Stettin, war am 2. Januar 1827 zu Feuchtwangen in Franken geboren. Er studirte von 1845—51 in Erlangen, wo er schon als klinischer Assistent von Canstatt noch während der Studienzeit eine kleine Abhandlung über die Zuckerharnruhr in der „Deutschen Klinik" (1849) zu veröffentlichen in der Lage war. Nachdem er 1851 mit der Inauguralabhandlung: „Die Stenose des Pylorus vom pathologisch-anatomischen Standpunkt aus geschildert" die Doctorwürde erlangt hatte, unternahm er eine größere wissenschaftliche Reise nach Wien, Paris und London, legte das preußische Staatsexamen ab und ließ sich in Stettin als Arzt nieder, wo er bis zu seinem am 7. März 1897 erfolgten Ableben thätig war. B. hat sich in der Heilkunde einen Namen dadurch gemacht, daß von ihm die Empfehlung der Wasserbehandlung beim Unterleibstyphus, sowie bei anderen fieberhaften, infectiösen Krankheiten ausging. Die betreffende erste Publication „Die Hydrotherapie des Typhus" (Stettin 1861) erregte gerechtes Aufsehen. Es folgten ihr einige weitere, denselben Gegenstand behandelnde Monographieen, deren Titel in der unten angezeigten Quelle zu finden sind.

Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte, hsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt VI, 540.

Pagel.

Brand: Jakob B., Bischof von Limburg, geboren am 20. Juni 1776 zu Neudorf im Spessart, in der Nähe von Aschaffenburg, † am 26. October 1833 zu Limburg. Er empfing seine Gymnasialbildung in Aschaffenburg, studirte seit 1796 Philosophie und Theologie in Mainz, seit 1799 in Aschaffenburg, und empfing am 6. Juli 1802 die Priesterweihe. Schon seit Mai 1799 neben der Fortsetzung seiner Studien provisorisch als Lehrer an der Lateinschule in Aschaffenburg angestellt, wurde er am 20. April 1802 zum Professor am Gymnasium ernannt; seit 1804 war er daselbst Professor der Geschichte und Geographie. Am 13. November 1808 erhielt er die Pfarrei Weißkirchen und Kalbach im Herzogthum Nassau, die er im Februar 1809 bezog. 1814 wurde er auch Dechant des Landcapitels Königstein, 1817 Schulinspector, 1820 Doctor der Theologie von Würzburg. 1825 wählte ihn die katholische Geistlichkeit des Herzogthums Nassau zu ihrem Vertreter im Landtag. Als erster Bischof der Diöcese Limburg von der nassauischen Regierung vorgeschlagen, wurde er am 21. Mai 1827 als solcher vom Papste präconisirt, am 21. October durch den Weihbischof Heinrich Milz von Trier zu Coblenz consecrirt und am 11. December in Limburg inthronisirt. — Während seiner Lehrthätigkeit am Gymnasium verfaßte B., neben andern Schulbüchern, theils eigenen Arbeiten, theils Neubearbeitungen fremder Arbeiten, ein „Handbuch der Römischen Alterthümer für Schulen" (Frankfurt a. M. 1804), eine „Allgemeine Weltgeschichte zum Gebrauche öffentlicher Vorlesungen" (8 Hefte, Frankfurt a. M. 1808 bis 1812), und gab den Cornelius Nepos mit Anmerkungen heraus (ebd. 1809; 2. Aufl. 1816). Sonst ist aus dieser ersten Zeit zu nennen: „Erklärung der heil. Messe, nebst der wahren Art dieselbe zu hören" (ebd. 1804). Aus der Zeit seiner Wirksamkeit als Pfarrer und Bischof die Schrift: „Versuch eines Planes zur Organisation der Landschulen, mit besonderer Rücksicht auf Industrieschulen" (Frankfurt a. M. 1812), und die Neubearbeitungen fremder praktisch-theologischer Werke: Gregor Köhler's „Anleitung für Seelsorger an dem Kranken- und Sterbebette" (5. Aufl. Frankfurt 1819; 6. Aufl. 1826; 7. Aufl. 1832); desselben „Anleitung für Seelsorger in dem Beichtstuhle" (5. Aufl. ebd. 1822; 6. Aufl. 1828; 7. Aufl. 1833); desselben „Praktische Anleitung zu dem praktischen Unterricht in der Pastoraltheologie" (3. Aufl. ebd. 1827); Vitus Anton Winter's „Katholisches Ritual" (2. Aufl., 2 Bde.,

ebd. 1830). Nach Brand's Tode erschien sein „Handbuch der geistlichen Beredsamkeit", herausgegeben von Caspar Halm (2 Bde., ebd. 1836 u. 1839; neue Titelausgabe Constanz 1850). Außer diesen Werken verfaßte B. mehrere Gebetbücher, die zum Theil eine Reihe von Auflagen erlebten; unter diesen ist zu nennen: „Der Christ in der Andacht. Vollständiges Gebetbuch für Katholiken" (1. Aufl. Frankfurt 1816; in der 15.—18. Auflage herausgegeben von Sebastian Brunner: 15. Aufl. Leipzig 1851; 16. Aufl. Passau 1860; 18. Aufl. 1869).

Felder-Waitzenegger, Gelehrten-Lexikon d. kath. Geistlichkeit Deutschlands I, 84—88; III, 475. — Zeitschrift f. Philosophie u. kath. Theologie, 8. Heft (Köln 1833), S. 213—216. — Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz (Mainz 1868), S. 50, 119 f. — Brück, Geschichte d. kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrh., Bd. II (Mainz 1889), S. 134.

Lauchert.

Brandenstein: Karl Hermann Bernhard von B., königlich preußischer Generallieutenant, als der Sohn eines preußischen Generals am 27. December 1831 zu Potsdam geboren und im Cadettencorps erzogen, trat am 28. April 1849 als Portepeefähnrich beim Kaiser Alexander Gardegrenadierregimente Nr. 1 zu Berlin in den Dienst, ward am 19. December 1850 Officier, besuchte die Allgemeine Kriegsschule und wurde, nachdem er kurze Zeit Compagniechef und darauf Lehrer an der Kriegsschule zu Potsdam gewesen war, 1863 in den Generalstab versetzt. Diesem angehörend machte er den Feldzug von 1866 im Stabe der Elbarmee mit. Am 15. Juli d. J. Major geworden, wurde er im nächsten Jahre nach Darmstadt entsandt, wo es galt, die großherzoglich hessische Division in die Wehrmacht des Norddeutschen Bundes organisatorisch einzufügen und die dort angenommenen preußischen Dienstvorschriften zur Geltung zu bringen. Wiederum nach Jahresfrist trat er zum Großen Generalstabe in Berlin zurück. Hier war er in der Zeit bis zum Ausbruche des Krieges gegen Frankreich damit beschäftigt, die Eisenbahnen für die militärische Verwendung im Mobilmachungsfalle nutzbar zu machen und die Fahrpläne für die Versammlung des Heeres an der bedrohten Grenze vorzubereiten. Daß ihr strategischer Aufmarsch sich mit einer solchen Ordnung und Schnelligkeit vollzog wie thatsächlich der Fall gewesen ist, war sehr wesentlich der umsichtigen und gewissenhaften Arbeit des Majors v. B. zu danken. Sie legte den Grund zu den späteren Erfolgen der Heeresleitung und der Truppen. Während des Feldzuges gehörte B., welcher bei der Mobilmachung zum Oberstlieutenant aufgerückt war, dem Großen Hauptquartiere an und war einer der nächsten und wichtigsten Gehülfen des Generalfeldmarschalls Graf Moltke (vgl. v. Verdy du Vernois, Im großen Hauptquartier, Berlin 1896). Seine Leistungen fanden äußere Anerkennung durch die Verleihung beider Classen des Eisernen Kreuzes; am 19. Januar 1873 kam dazu noch, in besonderer Würdigung seiner Verdienste als Leiter der Eisenbahnabtheilung des Generalstabes, der Orden pour le mérite. Aber den Anforderungen, welche die Arbeitslast dieser dauernd von ihm bekleideten Stellung an die Kräfte ihres Inhabers machte, war sein Körper nicht gewachsen, rastlose Thätigkeit hatte sie gebrochen. Er bat um seinen Abschied, welcher ihm am 18. Mai 1876, nachdem er 1875 zum Oberst befördert worden war, mit dem Charakter als Generalmajor und mit der Aussicht auf Wiederanstellung im Falle seiner Genesung ertheilt wurde. Nachdem er zuerst in Süddeutschland, dann in Guben gelebt hatte, hielt er sich sieben Jahre später für hinlänglich gekräftigt, um wieder Dienst thun zu können. Er bat um Verwirklichung der bei seinem Abgange ihm eröffneten Aussicht, wurde am 15. Mai 1883 zum Generallieutenant und zum Com-

mandeur der 31. Division in Metz ernannt, vertauschte diese Verwendung am 3. November 1884 mit der des Chefs des Ingenieur- und Pioniercorps und Generalinspecteurs der Festungen, starb aber nach langer, schmerzhafter Krankheit schon am 17. März 1886 zu Berlin bevor er, trotz aller Energie seines Geistes, in dem neuen ihm übertragenen wichtigen Wirkungskreise seine Fähigkeiten so recht hatte bethätigen können.

Militär-Wochenblatt Nr. 26, Berlin, 27. März 1886.

B. v. Poten.

Brandes: P. Karl B., Benedictiner von Einsiedeln, geboren am 18. April 1810 zu Braunschweig, † am 7. August 1867. Nach dem frühen Tode des Vaters der Verwaltungsbeamter gewesen, trat der Knabe, der mit gutem Erfolge das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, bei einem Kürschner in die Lehre. Nach deren Beendigung ging er 1826 auf die Wanderschaft, zunächst nach Hamburg, 1827 nach Island, dann über Berlin und Leipzig nach Breganzone bei Lugano, wo er von 1831—34 in der Pelzhandlung Polar angestellt war und auf Geschäftsreisen bis nach Neapel kam. Von Hause aus Stocklutheraner wurde er vom katholischen Leben und Cultus zunächst wenig beeinflußt; erst 1834 an einem Sonntag in der Peterskirche in Genf, angesichts des trockenen, kalten calvinischen Cultus, begann die entscheidende Wendung seines Lebens. Er wandte sich nach Frankreich, wurde in Clermont katholisch und faßte zugleich den Entschluß in einen Orden einzutreten. In Paris wurde er mit Lacordaire bekannt und durch diesen mit Abbé Guéranger, dem Wiederhersteller des Benedictinerordens in Frankreich, im Kloster Solesmes. Hier kam B. am 26. März 1835 an, erhielt das Ordenskleid und begann mit Eifer die höheren Studien. Diese setzte er in Rom fort, wohin ihn 1837 Guéranger mitnahm; am 30. Juli 1837 legte er an der Wiege des Ordens, zu Subiaco, die Ordensgelübde ab. Auf der Rückreise besuchte er zum ersten Male Einsiedeln, setzte dann seine Studien in Solesmes fort, wo er am 22. Decbr. 1838 Priester wurde. 1840 besuchte er München und Einsiedeln, 1841 ging er nach Maria-Stein bei Basel, wo er die jüngeren Cleriker des Klosters unterrichtete. 1843 kehrte er nach Solesmes zurück und besuchte dann vom September 1844 an ein volles Jahr die Universität München. Hier war es namentlich J. Görres, der geistig befruchtend auf ihn einwirkte, dann Phillips, Höfler, Döllinger und Clemens Brentano. Nach Frankreich zurückgekehrt, hielt er sich meistens in Paris auf, wo er Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften war, namentlich des von Guéranger, Pitra u. A. gegründeten „Auxiliaire catholique“, der aber nur zwei Jahrgänge (1845—46) erlebte. Besseren Erfolg errang B. als „Missionär der Deutschen“ in Paris, indem er seine Landsleute an verschiedenen Punkten zum Gottesdienste versammelte und für ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse Sorge trug. Im August 1846 erkrankte er ernstlich; bei der edlen Wittwe Casimir Perier's auf dem Schlosse Condé fand er Aufnahme und Verpflegung, bis er nach zehn Monaten sich wieder erholt hatte. Mit dem Plan, in ein deutsches Kloster einzutreten, erhielt er am 4. Mai 1847 die Entlassung aus dem bisherigen Ordensverbande, nahm am 13. August Abschied von seiner Wohlthäterin und suchte in Einsiedeln um Aufnahme an, die ihm am 1. April 1850 zu Theil wurde. Damit hatte er, der erste Norddeutsche seit 800 Jahren, welcher dem Stifte beitrat, eine neue Heimath gefunden, welcher der übrige bedeutendste Theil seiner Wirksamkeit angehörte. Am neuerrichteten Lyceum der Klosterschule lehrte er hauptsächlich geschichtliche Fächer, die sein Hauptstudium blieben. Hiezu eigneten ihn hauptsächlich ein vorzügliches Gedächtniß, Kenntnisse und Geläufigkeit in den neueren Sprachen, unermüdliche

Arbeitskraft, blühender Stil und anziehender Vortrag, so daß er einem Lehrstuhl an einer Universität zur Zierde gereicht hätte. Dabei ließ er den pädagogischen Standpunkt nicht aus dem Auge, den er durch Wort und Schrift, in Predigten und Schulprogrammen vertrat. Auch als Seelenleiter ward er viel in Anspruch genommen und war im persönlichen Verkehr heiter, gesellig und ungemein dienstfertig. Als Anerkennung seiner schriftstellerischen Thätigkeit wurde ihm 1865 von der Universität Wien das Ehrendiplom eines Doctor der Theologie verliehen. Seine wichtigsten Schriften sind: „Benediktiner-Bibliothek" (Leben und Regel des h. Benedikt), 4 Bde. (Einsiedeln 1856—58); „Leben und Wirken des hl. Meinrad für seine Zeit und die Nachwelt." Festschrift (Eins. 1861); „Die Mönche des Abendlandes vom h. Benedikt bis zum h. Bernhard" vom Grafen v. Montalembert. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe (Regensburg 1860—68, 5 Bände. Der 5. Band ist nur theilweise von B. übersetzt). Vierzig Jahre hatte er seine Heimath nicht mehr gesehen; da machte er im Vorfrühling 1867 einen Besuch bei seiner Schwester in Braunschweig, wo er Ostern feierte, ging dann, einer Einladung folgend, nach Berlin zur Vermählung des Grafen von Flandern mit der Prinzessin Marie von Hohenzollern, wobei er von den höchsten Herrschaften sehr ehrenvoll aufgenommen und auch zur königlichen Tafel geladen wurde. Die Reise hatte aber auf seine nicht mehr feste Gesundheit ungünstig eingewirkt. Er suchte Erholung im Schlosse Pfäffikon am Zürichsee, von wo er nur als Leiche nach Einsiedeln zurückkehrte. Er hinterließ eine weitläufige Selbstbiographie, die aber nur bis zum achtzehnten Lebensjahre reicht. Sie ist benutzt in der „Erinnerung an P. Karl Brandes" (von P. Gall Morel), Schulprogramm von Einsiedeln 1868. Am Schluß Verzeichniß der Druckschriften von P. K. B. Derselbe in Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert von Dr. A. Rosenthal. Bd. III, Abth. 2 (Schaffhausen 1870), S. 272—310.

Gabriel Meier.

Brandes: Wilhelm B., Opernsänger, wurde am 23. April 1824 in Osnabrück geboren. Sein Vater, ein tüchtiger Musiker, ertheilte ihm den ersten Unterricht, der auf seine Ausbildung zum Capellmeister hinzielte. Seine Studien setzte B. von 1842 an in Wien am Conservatorium und in der Gesang- und Musikschule von Franz Hauser fort und suchte sich insbesondere in der Theorie und im Gesang zu vervollkommnen. Die durch den unerwarteten Tod seines Vaters eingetretene Mittellosigkeit nöthigte den jungen Musiker zunächst eine Stelle als Clavierlehrer in Ungarn anzunehmen. Nach Wien zurückgekehrt zog B. als Kirchensänger durch seine schöne Tenorstimme die Aufmerksamkeit des Directors der Oper am Kärntner Thor, Bellochino, auf sich, der ihn alsbald auf fünf Jahre engagirte. Der Wiener Oper, in deren Verband er, durch Staudigl freundlich unterstützt, sich neben dem gefeierten Ander eine erfolgreiche Stellung zu verschaffen verstand, entführte ihn im J. 1848 — unter Lösung seiner dortigen Verpflichtungen — Franz Lachner an die Münchener Hofbühne, wo er so gefiel, daß sein dreijähriger Vertrag bald in einen lebenslänglichen verwandelt wurde. Infolge eines Halsleidens 1855 in den zeitweiligen Ruhestand versetzt, wirkte er während sechs Jahren als Gesanglehrer am Münchener Conservatorium, bis er — durch rationelle Behandlung wieder in den Vollbesitz seiner Stimme gelangt — 1861 zur Bühne zurückkehrte, die er, einem Rufe Eduard Devrient's folgend, in Karlsruhe wieder betrat. Nun entwickelte er an dem Karlsruher Hoftheater sowie als Concertsänger in Karlsruhe, Stuttgart, Darmstadt, Frankfurt u. a. O. eine überaus erfolgreiche Wirksamkeit. Leider befiel ihn 1870 ein Gehirnleiden, das sich bald als unheilbar erwies. Am 21. Februar 1871 erlag er

der schweren Erkrankung in der Heilanstalt zu Klingenmünster. Mit einer überaus schönen Stimme verband B. einen seelenvollen Vortrag und eine bis zur Vollendung ausgebildete Technik. Vielleicht war er als Concertsänger, besonders auch in Oratorienpartien, noch hervorragender denn in seinen dramatischen Rollen. In allen seinen Leistungen aber erwies er sich als ein echter, das Höchste verständnißvoll erstrebender Künstler.

Bad. Biographien I, 114. v. Weech.

Brandis: Eberhard Freiherr von B., königlich hannoverscher General und Kriegsminister, am 3. Februar 1795 zu Hildesheim geboren, folgte seinem Vater, welcher, nach der infolge der am 5. Juli 1803 abgeschlossenen Elbconvention geschehenen Auflösung der kurhannoverschen Truppenverbände, als Capitän im 5. Linienbataillone der englisch-deutschen Legion in britische Dienste getreten war und als solcher im J. 1809 in Portugal einer Krankheit erlag, nach England, ward hier zunächst in einer Schule zu Wincheſter unterrichtet, in welcher die Regierung den Söhnen von Officieren die Aufnahme unter billigeren Bedingungen vermittelte, als von den übrigen Zöglingen zu erfüllen waren, wurde aber schon im J. 1806 als Cadett in das Bataillon eingestellt, welchem sein Vater angehörte, nahm im folgenden Jahre an dem unter den Befehlen von Lord Cathcart ausgeführten Zuge nach der Insel Seeland theil, wo er bei dem Angriffe auf Kopenhagen zum ersten Male ins Feuer kam, wurde dort am 29. September Officier, gehörte 1808 zu der unter Sir John Moore nach Schweden entsandten Truppenabtheilung, welche aber unthätig vor Gothenburg liegen blieb, und segelte von hier nach der Pyrenäischen Halbinsel zum Antritte eines fast sieben Jahre lang nur kurze Zeit unterbrochenen Kriegslebens unter den Befehlen von Sir Arthur Wellesley, des späteren Herzogs von Wellington. Neun Spangen auf dem Bande der von der Königin Victoria gestifteten Kriegsmedaille — die Aufschriften Talavera, Busaco, Fuentes de Onoro, Ciudad Rodrigo, Salamanca, Vittoria, San Sebastian, Nivelle, Nive tragend — zeichnen die Spuren des Kriegspfades, welchen er von 1809 bis 1814 beschritt; Contusionen, welche er erhielt, und Kleidungsstücke, welche durch feindliche Geschosse beschädigt wurden, legen vielfaches Zeugniß ab für die Gefahren, von denen sein Leben bedroht war; seine Verwendung als Schützenofficier und zu Dienstleistungen außerhalb der Front, worunter die letzte die als Aide de Camp seines Brigadecommandeurs, des Oberst v. Ompteda (s. A. D. B. XXIV, 353), im niederländischen Feldzuge vom Jahre 1815 war, beweisen seine militärische Brauchbarkeit. — Als Capitän mit einem lebenslänglichen englischen Halbsolde von etwa 2400 Mark jährlich kehrte er 1816 aus dem Feldzuge in die Heimath zurück, wo seine Leistungen durch die damals sehr seltene Verleihung des Guelphenordens erneute Anerkennung fanden, mußte nun aber, zuerst in Celle, dann in Harburg, bis zum Jahre 1838 in diesem Dienstgrade ausharren. Dann ernannte König Ernst August ihn zum Major in dem zu Hannover garnisonirenden Garderegimente und 1846 zum Commandeur des 2. leichten Bataillons in Einbeck.

Die nächsten Jahre brachten mehr Abwechslung. 1848 wurde Oberstlieutenant v. B. zunächst nach Hildesheim entsendet, wo stattgehabte Unruhen eine straffe Handhabung der getroffenen militärpolizeilichen Anordnungen erforderten; dann rückte er mit seinem Bataillone nach dem Kriegsschauplatze in Schleswig-Holstein ab, auf welchem aber die Feindseligkeiten fast zu Ende waren, und 1849 wurde er mit dem Oberbefehle einer aus Anlaß der im Kurfürstenthum Hessen bestehenden Verhältnisse um Göttingen zusammengezogenen aus allen Waffengattungen gemischten Brigade betraut, welche indessen keine Veranlassung zum Eingreifen fand.

Als am 17. November 1851 König Ernst August starb, befand sich B. seit kurzem als Generalmajor und Commandeur der 1. Infanteriebrigade zu Hannover. Der Nachfolger, König Georg V., berief ihn in das neugebildete Ministerium Schele. Nur ungern gehorchte der General. Er fühlte, daß er für die Stellung wenig geeignet sei. Zeitlebens Soldat, und zwar mit Leib und Seele praktischer Soldat, gewesen, sah er sich plötzlich in einen Wirkungskreis versetzt, der ihm ganz fremd war und dessen Uebernahme ihm um so weniger erwünscht sein konnte, als der Kriegsminister, in Gemäßheit der Geschäftsvertheilung zwischen ihm und dem Generaladjutanten, lediglich ein Verwaltungsbeamter war und die Behörde, an deren Spitze er trat, fast nur aus bürgerlichen Mitgliedern zusammengesetzt war. Außerdem erfreute sie sich bei den Truppen geringer Werthschätzung. Aber als Soldat ordnete er seine persönlichen Neigungen dem Willen des Kriegsherrn unter. Dazu kam, daß B. eine leichtlebige, für die Annehmlichkeiten und die Vortheile, welche der Inhaber des Postens für ihn selbst wie für seine Angehörigen daraus ziehen konnte, nicht unempfindliche Natur war. Sein Amt machte ihm wenig Sorgen. Um die Politik, äußere wie innere, kümmerte er sich nicht, daher überdauerte er auch den vielfachen Wechsel der Ministerien, welcher während seiner Amtsführung sich vollzog. Die Regierung in den Kammern zu vertreten, hatte er von vornherein abgelehnt; er überließ es dem Generalsecretär des Kriegsministeriums, dem fleißigen General Schomer. König Georg war ihm allezeit sehr gewogen und gab ihm vielfache Beweise seiner Huld, so verlieh er ihm den Freiherrntitel. Trotz seiner Schwächen war B. in allen Kreisen wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seines Wohlwollens gegen Jedermann in hohem Grade beliebt.

Als im J. 1866 der Krieg gegen Preußen ausbrach, begleitete B. den König in das Feld. Eine Rolle hat er dort nicht gespielt und einen Einfluß auf den Geist der Heeresleitung hat er, obgleich er stets in der Umgebung seines Kriegherrn war, nicht ausgeübt. Ob dieser ihm in Göttingen, als die Armee vor ihrem Aufbruche nach dem Süden sich dort sammelte, den Oberbefehl angetragen und ob B. sich zur Uebernahme bereit erklärt hat, wenn der König sammt seinen nichtsoldatischen Rathgebern die Truppen verließe und ihm selbst ganz freie Hand geben würde — steht nicht fest. Voraussichtlich würde B. das Unternehmen zu günstigem Ausgange geführt haben. Nach Beendigung der Feindseligkeiten begleitete er den König nach Oesterreich, kehrte aber im Herbst nach Hannover zurück und verlebte den Rest seiner Tage in geistiger und körperlicher Frische auf dem von ihm, als er Minister war, erworbenen Landsitze Schloß Ricklingen bei Wunstorf. Hier ist er am 13. Juni 1884 gestorben.

Militär-Wochenblatt Nr. 70, Berlin 1884. B. v. Poten.

Brandstetter: Friedrich B., geboren 1803, † 1877. Begründer der noch jetzt bestehenden Firma Friedrich Brandstetter in Leipzig. Wie Brockhaus, so war auch B. von Haus aus Manufacturist. Selbst als er sich dem Buchhandel zugewandt hatte, führte er sein Leinwandgeschäft noch weiter fort. 1844 übernahm er käuflich W. Einhorn's Verlagsexpedition und führte diese von nun an unter seinem Namen weiter. Später erwarb er auch den Sechtling'schen Verlag, sowie den Schrag'schen Verlag in Nürnberg. B. widmete sich vorwiegend pädagogischer Litteratur, sowie auch der Jugendschriften- und Festgeschenks-Litteratur. Seine Verlagswerke trugen von Anfang an einen durchaus eigenartigen Charakter und für den Kenner war es nicht schwer, zu ermitteln, daß B. als tüchtiger Manufacturist seine zweifellose Vorliebe für dieses Geschäft auch bei der Ausstattung seiner Verlagswerke zum Ausdruck

brachte. Noch in den siebziger Jahren zählten die aus Brandstetter's Verlag hervorgegangenen Werke zu den vornehmsten ihrer Art, und es läßt sich nicht leugnen, daß er indirect außerordentlich viel zur Hebung der Typographie beigetragen hat. Seit seinem Tode ist sein ältester Sohn Richard B. Inhaber des Geschäfts, welcher der bisherigen Verlagsrichtung treu geblieben ist. B. wußte mit feinem Verständniß, unterstützt durch die ihm zu Gebote stehenden reichen Mittel, die Richtung seines Verlags scharf abzugrenzen und seinem Verlagsgeschäft ein durchaus einheitliches Gepräge aufzudrücken.

Karl Fr. Pfau.

Brandt: Fritz B., Oberregisseur der Oper am Hoftheater in Weimar, wurde als Sohn des großherzoglichen Hofmaschinendirectors Karl B. am 19. Januar 1854 in Darmstadt geboren. In der Genfer Anstalt Thudichum vorgebildet, wurde er von seinem Vater in die Praxis der Bühneneinrichtungen eingeführt und war dann für solche in Hamburg, Teplitz, Altenburg, Prag, Magdeburg u. s. w. thätig. In den Jahren 1874—1876 half er seinem Vater bei der Errichtung der schwierigen Maschinerie für die Nibelungen-Aufführungen in Bayreuth. Nach dem Tode seines Vaters führte er die Einrichtung für die Parsifal-Aufführung in Bayreuth selbständig aus, die so gut ausfiel, daß ihm König Ludwig II. von Baiern dieselbe Aufgabe für die Separatvorstellung des Parsifal in München übertrug. Wagner war mit Brandt's Wirken im höchsten Maße zufrieden und sprach sich sehr anerkennend darüber aus. Im Auftrage der Wagner'schen Erben hat B. in Paris die Einrichtung des Lohengrin besorgt. Nachdem er früher in Mannheim und Hannover an der Spitze des Scenerieweſens der dortigen Theater gestanden hatte, erhielt er im J. 1891 den Posten eines Oberregisseurs an der großherzoglichen Oper in Weimar, den er nicht lange innehaben sollte, da er schon am 10. Januar 1895 in Jena nach nur kurzem Krankenlager im besten Mannesalter starb. Er besaß eine vielseitige Bildung und weitgehende Erfahrungen, die er nicht nur in seinem Berufe, sondern auf ausgedehnten Reisen gesammelt hatte.

Vgl. Neuer Theater-Almanach. Berlin 1896, S. 160, 161 — Richard Wagner, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Leipzig 1883. X, 393.

H. A. Lier.

Brandt: Martin Gottlieb Wilhelm B., Schulmann und Schriftsteller, geboren zu Wernigerode am 3. October 1818, † zu Lahr in Baden am 10. October 1894. Als Sohn eines frommen und redlichen, kinderreichen aber wenig bemittelten Handschuhmachers hatte B. eine knappe, mühsame Lehrzeit durchzumachen und mußte, sobald dies möglich war, seinen Eltern durch Beaufsichtigung anderer Schüler und ihnen ertheilten Unterricht die Kosten für seine schulmäßige Vorbildung zu erleichtern helfen. Nacheinander besuchte er die große und kleine Pfarrschule in der Neustadt, dann die neueingerichtete Bürgerschule in der Altstadt, von Ostern 1833 bis Juli 1837 aber die Oberschule daselbst. Letztere stand gerade damals nicht auf einer hohen Stufe und förderte nur bis zur Secunda eines Gymnasiums. Da aber B. von Kind auf treu bestrebt war fleißig zu lernen und sich alles zur Schule zu machen, so nahm er viel Gutes für Geist und Gemüth aus dem Unterricht in der Vaterstadt, die er treu liebte, mit hinaus, wie er das selbst bekannt hat. Im Herbst 1837 besuchte er das unter Dr. Wilh. Harnisch's Leitung blühende Seminar zu Weißenfels, wo ebenso ein methodischer Unterricht wie die persönliche Einwirkung der nach verschiedenen Seiten geistig sehr regsamen Lehrer, auch der Verkehr mit gleichstrebenden Zöglingen und Hülfskräften der Anstalt dem empfänglichen treufleißigen jungen Manne die

reichsten Mittel zur Belehrung und zur Entfaltung seiner Anlagen darboten. Was ihm jene Lehrer und Jugendgenossen waren, ist am besten aus dem zu entnehmen, was er in seinen „Erinnerungen" von ihnen urtheilt. Namentlich weiß er davon zu sagen, wie er zum Selbstarbeiten und Selbstdenken angeleitet wurde. Von Moritz Hill wurde er auch zu einem geschickten Taubstummenlehrer ausgebildet, und er hat schon in Weißenfels „Abendunterhaltungen für Taubstumme" herausgegeben. Von Ostern 1841 bis Herbst 1842 hatte er den Vorzug, Hülfslehrer an der Musterschule des Seminars zu sein. Durch Harnisch empfohlen wurde er dann an die vom Inspector Becker geleitete Bildungsanstalt für verwahrloste Kinder zu Neuhof bei Straßburg berufen und zu einer Thätigkeit, die seinem Bestreben ganz entsprach. Die mit der Schule verbundene Bildungsanstalt für Armenschullehrer mußte wegen der Ungunst der französischen Regierung aufgegeben werden. Die Neuhofer Jahre, die ihn auch in nahe Beziehungen zu Straßburg brachten und wo er, wie nie vorher, die innerlich umschaffende, das ganze Leben erneuernde Kraft des Evangeliums an ganz verschiedenen Persönlichkeiten kennen lernte, waren für B. von hoher Bedeutung und er sagt, ihm sei hier die Richtung für seinen ganzen späteren Lebenslauf gegeben. Nach einer für seine innere Entwicklung wichtigen Reise durch die Schweiz, wobei er wirkungsvolle christliche Anstalten und deren Vorsteher kennen lernte, verlebte er vom October 1844 an ein Studienjahr in Paris, wo ihm die Mitaufsicht über das Pensionat von J. J. Keller übertragen wurde. Mit aller Macht suchte er die Bildungselemente dieser Weltstadt zu benutzen, trieb fleißig Französisch, hörte auf der Sorbonne über Dante und französische Litteratur bei Génusez, versäumte aber auch nicht in religiös-kirchlicher Beziehung das in seinen Gesichtskreis tretende kennen zu lernen und auf sich wirken zu lassen, soweit ers vermochte. Im August 1845 kehrte er der großen Stadt den Rücken und trat über Belgien und Holland, immer fleißig sich umsehend und sammelnd, die Heimreise nach Wernigerode an. Als er dort Eltern, Verwandte und Freunde wiedersah, erhielt er einen Ruf als Director der höheren Töchterschule in Saarbrücken. Er sagte bedingungsweise zu. Als er aber dann erst noch der ihm ans Herz gewachsenen Anstalt zu Neuhof einen Besuch abstattete, bat man ihn dringend, die Leitung derselben zu übernehmen. Dazu konnte er sich nicht entschließen, durfte aber mit Genehmigung des Curatoriums der Saarbrückener Mädchenschule noch bis in den Januar 1846 zur Aushülfe in Neuhof bleiben. Am 15. d. M. wurde er in sein Amt zu Saarbrücken eingeführt, worin er 42 Jahre lang mit ganzer Hingebung und großem Segen gewirkt hat. Die Schule, welche bei seinem Amtsantritt 41 Schülerinnen in drei Classen zählte, war bei seinem Weggang auf 265 in 7 Classen mit zehnjährigem Cursus gestiegen, obwol neben ihr im J. 1858 noch eine „Vereinstöchterschule" entstanden war. Von Neuhof aus hatte B. in dem bei Kehl auf dem rechten Rheinufer gelegenen Leutesheim eine durch Geist, Bildung und Frömmigkeit ausgezeichnete Frau Wittwe Dr. Jolberg kennen gelernt. Ursprünglich Jüdin und als Julie Regine Zimmern in Heidelberg geboren, hatte sie sich mit tiefster Ueberzeugung dem Christenthum zugewandt und in Leutesheim sich der Erziehung armer Kinder gewidmet, worin ihre beiden Töchter erster Ehe mit Dr. Neustetel sie unterstützten. Die ältere, Mathilde, die auch geistig ihrer Mutter Ebenbild war, wurde am 18. Mai 1847 Brandt's Gattin und war ihm in Haus und Beruf eine treue Genossin und Stütze. Als Leiter und erster Lehrer seiner Anstalt hat B. den Grundsatz vertreten, daß es bei der Töchtererziehung nicht auf die Masse des Wissens, sondern auf eine höhere Bildung des Herzens und Verstandes und die Erweckung eines geläuterten Geschmacks

für das Schöne und Edle ankomme, wodurch dann eine sichere Schutzwehr gegen das Unedle und Gemeine für das ganze Leben gewonnen werde. Vor allem sah er in der religiösen Erziehung ein Mittel für die Lösung seiner Aufgabe. In diesem Sinne wirkte er auch durch den von ihm eingerichteten Wochenschluß in der letzten Samstags-Schulstunde. Die segensreiche, nachhaltige Wirkung dieser Einrichtung geht aus Zeugnissen herangereifter Schülerinnen hervor. Eine wichtige und wesentliche Ergänzung seines Lehr- und Erziehungswerks bildete die Weihe und Würde seiner Persönlichkeit und sein lauterer Wandel. Wohl hatte er in seinem Wesen etwas weiches und schüchternes, wußte aber durch seinen Ernst und seine sittliche Würde bei sonst kindlich-freundlichem Bezeigen das Ansehen als Lehrer stets aufrecht zu erhalten.

Neben seinem Schulamt widmete er sich auch in ausgedehntem Maaße dem christlichen Vereinsleben und der inneren Mission. So war er von Anfang an Vorstand der infolge der Erschütterungen des Jahres 1848 entstandenen Kleinkinderbewahranstalt Christianenstadt, seit 1870 der Herberge zur Heimath, wie sie Prof. Perthes in Bonn und Prof. Huber in seiner Vaterstadt Wernigerode eingerichtet hatten. Wie am letzteren Orte schloß sich seit 1888 daran ein Vereinshaus für Zusammenkünfte zu christlichen Zwecken. Er nahm auch den Jünglingsverein unter seine Obhut und war Mitvorstand der im Birkenfeldschen gelegenen Erziehungsanstalt zu Niederwörresbach, lange Jahre Mitvorstand der preußisch-pfälzischen Conferenz für innere Mission, Theilnehmer an der freien Lehrerconferenz zu Dudweiler, seit 1890 war er Leiter des Mutterhauses für die Erziehungsschulen armer Mädchen zu Nonnenweier. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine so ausgedehnte als mannichfaltige, fand aber ihre Einheit in dem Ziel, das sie verfolgte, denn alle seine Schriften dienen der Erziehung im weitesten Sinne des Worts, ergänzen also seine amtliche Berufsthätigkeit. In den „Erinnerungen" sind 56 Schriften aufgezählt mit Ausschluß der nur in Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten. Es sind nicht gelehrte Studien, sondern Zeugnisse einer evangelisch gläubigen christlichen Persönlichkeit. Schon in der Vaterstadt hatte er bei christlicher Haus- und Schulerziehung dazu den Grund gelegt, war dann, wie er selbst sagt, in Weißenfels noch tiefer von den Wellenschlägen der Erweckungszeit angeregt, dann in Neuhof, Paris und nicht zuletzt in Leutesheim unter dem Einfluß seiner frommen werkthätigen Schwiegermutter noch mehr gefestigt worden. Wir können von seinen Schriften, von denen verschiedene wiederholt und mehrfach aufgelegt, einzelne auch französisch und holländisch bearbeitet wurden, nur einzelne nennen, so die Sammelwerke: „Die Pflanzenwelt, deren Leben, Sinn und Sprache in älteren und neueren Dichtungen" (Frankfurt 1850, 2. Ausg. 1869). Er betrachtete darin das Leben der Natur in seiner Beziehung zur Menschenseele und suchte daraus Früchte für die irdische und ewige Bestimmung des Menschen zu gewinnen. „Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung" (Frankf. a. M. 1866); „Gedankenperlen zum Betrachten und Beachten" (in 5 Aufl., 1853—1886); „Gedankenlese zum Sinnen und Beginnen" (Frankf. a. M. 1860 u. 1864); „Schriftgedanken zum Rathen und Thaten" (ebd. 1870); „Unsere Kinder, eine Gabe Gottes, ein Segen des Hauses" (Basel 1865 und 1881); „Blicke in die Erziehung, Fremdes und Eigenes, Vätern und Müttern gewidmet" (1875); „Dienende Liebe" (1867) und „Ehrenzeugnisse" (1877) behandeln das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten; „Liebesgänge" (1869), Erlebnisse bei den mannichfachen Bethätigungen christlicher Liebe im Gebiete der inneren und äußeren Mission. Wie diese Schriften und Schriftchen bei ihrer echt christ-

lichen und praktischen Tendenz geeignet waren, als gute Tractate im Volk verbreitet zu werden, so hatten auch seine biographischen Arbeiten einen verwandten Charakter und theilweise das Eigenthümliche, daß sie die Bedeutung niedriger gestellter aber religiös-ethisch hervorragender und wirksamer Persönlichkeiten zu würdigen und ins rechte Licht zu stellen suchten. Dahin gehören die zuerst 1855 und 1858 in einem, Karlsruhe 1864 und Barmen 1863 aber in zwei Bänden erschienenen „Christlichen Lebensbilder für Frauen und Jungfrauen". Von 1858—1890 in vier Auflagen erschien: „Karoline Perthes, geb. Claudius" und von 1858—1883 in drei Auflagen: „Das Leben der Luise Reichardt"; in zwei Hälften das seiner Schwiegermutter gesetzte Denkmal: „Mutter Jolberg, Gründerin und Vorsteherin des Mutterhauses für Kinderpflege in Nonnenweier" (Barmen 1871 u. 1872). Mit Uebergehung weiterer Lebensabrisse gedenken wir noch einiger Schriften, welche unmittelbar dem Erziehungswesen dienen, so: „Ueber Erziehung und Unterricht der weiblichen Jugend" (Frankf. a. M. 1857); „Pädagogische Beobachtungen", „Wie erziehen wir unsere Jugend zur Kirche?" (beide Gütersloh 1877); „Die erziehliche Bedeutung des Gesanges" (Hannover 1875); „Handreichung für die Pflege und Erziehung der Kleinen" (Barmen 1879); „Die Kleinkinderpflege und ihre Bedeutung fürs Leben" (ebd. 1879); „Die häusliche Erziehung, ihre ersten Anfänge und letzten Ausgänge" (Langenberg 1881). Weitere erzieherische, musikalische und erbauliche Vorträge und Aufsätze müssen wir hier übergehen, ebenso seine sehr lesbaren Reisebeschreibungen, worin seine feinen, sinnigen Beobachtungen auf seinen häufigen Ferienreisen niedergelegt sind. Als er, ins 70. Lebensjahr getreten, sein anstrengendes, verantwortungsreiches Schulamt nicht mehr mit der früheren Kraft und Frische glaubte versehen zu können, auch die Gegenströmungen mehr und mehr empfand, die sich seinen entschieden christlichen Erziehungsgrundsätzen entgegenstemmten, legte er, durch Zeichen hoher Anerkennung und Vertrauens von Mitbürgern und Behörden geehrt, am 1. April 1888 sein Schulamt nieder und zog sich nach Lahr am Fuß des Schwarzwalds zurück, von wo aus er die Leitung über die Nonnenweierer Anstalten für Kinderpflege führte, wobei er einen ausgedehnten Briefwechsel mit den auswärtigen Stationen zu führen, allwöchentlich sich mit der Vorsteherin des Mutterhauses zu besprechen, viele Besichtigungen vorzunehmen, Feste und Zusammenkünfte zu leiten hatte. Am 8. April 1894, ein halbes Jahr vor seinem eigenen Dahinscheiden, war seine treue Gattin gestorben. Sie hatte ihm neun Kinder, sechs Söhne und drei Töchter, geschenkt, die bis auf ein Töchterchen den Eltern erhalten blieben.

Paul Brandt, Martin Gottlieb Wilhelm Brandt, Erinnerungen von ihm und an ihn. Gütersloh 1895, mit einem lebenswahren Brustbilde. — Zur Erinnerung an unsre treuen Eltern, Herrn Martin Wilhelm Gottlieb Brandt, Schuldirector a. D. 1818—1894 und Frau Auguste Mathilde Brandt geb. Neustetel 1822—1894. Lahr 1894.

Ed. Jacobs.

Brandt: Johann Friedrich B., namhafter Naturforscher, erblickte das Licht der Welt zu Jüterbogk am 25. Mai 1802 als Sohn des dortigen Arztes. Er besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt und gewann bereits auf der Schule ein lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften, insbesondere für Pflanzenkunde, mit welcher ihn ein Großonkel Heinsius bekannt machte. Später kam er nach Wittenberg aufs Lyceum, und nach glücklich bestandener Reifeprüfung bezog er 1821 die Universität zu Berlin, um Medicin zu studiren. Er hörte medicinische Vorlesungen bei Rudolphi, Hufeland, Jüngken, Rust, Gräfe, Kluge u. A., trieb aber daneben mit Vorliebe bota-

nische, zoologische und mineralogische Studien. Hier in Berlin schloß er Freundschaft mit Ratzeburg und gewann die Protection Rudolphi's, dessen Amanuensis er eine Zeit lang war. Am 24. Juni 1826 wurde B. nach Vertheidigung seiner Dissertation: „Observationes anatomicae de mammalium quorundam vocis instrumento" zum Dr. med. promovirt, bestand im Lauf des Sommers die Staatsprüfung und erhielt die Approbation eines Arztes. Nachdem er kurze Zeit bei dem berühmten praktischen Arzt Heim als Assistent thätig gewesen war, erhielt er die Stelle eines Gehülfen am anatomischen Institut der Universität, begann sofort die Herausgabe der „Medizinischen Zoologie" in Gemeinschaft mit seinem Freunde Ratzeburg, und habilitirte sich 1828 als Privatdocent. Er las medicinische Botanik, Pharmakologie und medicinische Waarenkunde; seine litterarischen Arbeiten bewegten sich aber damals mehr auf dem Gebiet der Botanik als der Zoologie. Doch arbeitete er besonders fleißig an der „Medicinischen Zoologie", deren erster Band 1829 erschien. Trotz seines Fleißes und seines Eifers fand B. in Deutschland keine Stelle, und wie einst Wolff, Schreiber, Steller und andere deutsche Gelehrte, ging er nach Osten, um in Rußland als Naturforscher zu wirken. Im August 1831 erhielt B. — auf die Empfehlung Humboldt's und Rudolphi's — die Stellung eines Mitgliedes (Adjuncts) der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg und eines Directors des zoologischen Museums. Sein Vorgänger war K. E. v. Baer, der damals kurz vorher sein Amt in Königsberg aufgegeben und die Stelle eines Akademikers in St. Petersburg übernommen hatte, aber weil ihm das Petersburger Leben nicht behagte, wieder nach Königsberg zurückgekehrt war. B. wurde 1833 ordentlicher Akademiker und blieb in diesem Amte bis zu seinem Tode, 3./15. Juli 1879. Neben seiner Stellung als Akademiker unterrichtete B. 15 Jahre lang am Pädagogischen Hauptinstitut — einer Anstalt, um Lehrer zu bilden — und war 18 Jahre lang (1851—69) Professor der Zoologie an der militär-medicinischen Akademie zur Ausbildung von Militärärzten.

Am 12./24. Januar 1876 beging B. unter großer Theilnahme seiner Freunde und Verehrer die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums: er wurde von allen Seiten ausgezeichnet durch Orden und andere Ehrenbezeugungen. Zu Ehren Brandt's wurde eine Medaille geprägt und ein Brandt-Preis für hervorragende zoologische Arbeiten gestiftet.

Als B. nach St. Petersburg kam, war er bereits ein berühmter Mann, denn er hatte neben vielen kleineren und größeren Einzelarbeiten den ersten Band der „Medicinischen Zoologie" erscheinen lassen. Dieses umfassende, grundlegende Werk, „getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen" (von Dr. Brandt und Ratzeburg, Berlin 1829—1833) verdient an die Spitze der wissenschaftlichen Arbeiten Brandt's gestellt zu werden. — In Rußland eröffnete sich dem gelehrten Forscher nun ein großes und reiches Arbeitsgebiet. B. ist nach zwei Richtungen insbesondere thätig gewesen, als Forscher und als Sammler. Er fand eine sehr dürftige zoologische Sammlung in St. Petersburg vor, und sein Verdienst ist es, wenn heute die akademische Sammlung von St. Petersburg eine der größten und reichhaltigsten ist. Er machte vielfach Reisen ins Innere des Reiches, nach der Krim, nach Bessarabien, nach dem Kaukasus, um zu sammeln; er versäumte es auch nicht, sich durch Besuch der berühmten Museen des Westens über die Fortschritte der Wissenschaft belehren zu lassen. Doch nicht nur seine eigenen Reisen, sondern vielmehr die von der Akademie ausgerüsteten wissenschaftlichen Expeditionen (Middendorff, Radde u. a.) bereicherten das zoologische Museum Brandt's. Er sammelte aber nicht nur Thiere, son-

dern auch Bücher, — ihm ist es zu verdanken, daß die zoologische Abtheilung der Bibliothek der Akademie außerordentlich reiche Schätze enthält. Nach dieser Richtung wurde B. außerordentlich unterstützt durch seinen Freund und Collegen K. E. v. Baer.

Andererseits war B. sehr fleißig und thätig als Schriftsteller: er hat mehr als 300 Abhandlungen, Bücher, Berichte u. s. w. verfaßt. Von einer Aufzählung müssen wir hier abstehen, doch sei hier erinnert an seine werthvollen Beiträge zur Naturgeschichte des Zobels, des Elens, der durch Steller berühmt gewordenen Seekuh (Rhytina), des Mammuths und anderer Thiere. Bei Gelegenheit des 50jährigen Doctorjubiläums erschien ein „Index operum omnium J. F. Brandtii" (Petropoli 1876), der 318 Nummern aufweist. Bemerkenswerth für die Thätigkeit Brandt's ist ein Bericht über die Fortschritte, welche die zoologische Wissenschaft vom Jahre 1831—1871 den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg verdankt.

Brandt's Arbeiten sind mit wenigen Ausnahmen in den Schriften der St. Petersburger Akademie in deutscher Sprache gedruckt; in russischer Sprache ist, soweit mir bekannt, nur eine „Zootomie" (St. Petersburg 1858, 400 S.) erschienen.

Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftstellerlexikon. Berlin 1874, S. 72—76. — Beschreibg. d. 50jähr. Doctorjubil. St. Petersburg 1877.

L. Stieda.

Braniß: Christian Julius B., Philosoph, geboren 1792, † 1873 als Professor in Breslau. Beeinflußt durch Henr. Steffens, Schleiermacher und Hegel hat er ein eigenes System entwickelt, das sich als eine Art von speculativ-mystischem Evolutionismus darstellt, ethisch-anthropocentristisch, doch mit Wahrung der göttlichen Persönlichkeit, also panentheistisch. Er unterscheidet zwischen Idealphilosophie oder Metaphysik, die rein gedanklich das ideelle Wesen der Welt zu construiren hat, und Realphilosophie, die von der factischen Welt ausgeht und in ihr das Sein der Idee als ihre immanente Wahrheit aufzeigt. Erstere, die Metaphysik, erweist Gott als absolutes Thun, absolutes Sein und absolutes Bewußtsein (d. h. Persönlichkeit). Die Welt ist Manifestation Gottes. Im Auftreten des Subjects oder freien Geistes in der Welt vollendet sich der Weltzweck und zwar in der Sittlichkeit. Die Realphilosophie kann ihre Aufgabe nur partiell lösen, da die Welt noch in der Entwicklung begriffen ist. Sie schließt mit dem Postulate der vollen Realisirung der Idee in der Welt und wird so praktische Philosophie.

Schriften: „Die Logik in ihrem Verhältniß zur Philosophie geschichtlich betrachtet" (Berlin 1823); „Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre" (Berlin 1824); „Grundriß der Logik" (Breslau 1829); „System der Metaphysik" (Breslau 1834); „Geschichte der Philosophie seit Kant" (Band I, Breslau 1842; dieser einzig erschienene Band ist nur ein Theil der Einleitung und gibt eine speculative Uebersicht über die Entwicklung der Philosophie bis zum Mittelalter); „Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der Zeit" (Berlin 1854); „Die wissenschaftlichen Aufgaben der Gegenwart" (Breslau 1858); „Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung" (in: Abh. d. hist.-philos. Gesellsch. zu Breslau I. 1857).

Ueber ihn: E. A. Kletke, Die geschichtsphilosophische Weltanschauung von Braniß. Breslau 1849.

A. Döring.

Braumüller: Wilhelm (von) B., Begründer der weltberühmten gleichnamigen Verlagsfirma in Wien, wurde am 19. März 1807 in Zillbach bei Meiningen als Sohn eines Pfarrers geboren. Als der Vater im December 1820 starb, trat B. im Februar des nächsten Jahres als Lehrling in die

Baerecke'sche Buchhandlung in Eisenach ein und ging nach beendeter fünfjähriger Lehrzeit zu Gerold nach Wien. Hier blieb er bis zum Jahre 1836, zu welcher Zeit er infolge eines schon im vorhergehenden Jahre mit seinem Landsmann L. W. Seidel abgeschlossenen Gesellschaftsvertrages (er als öffentlicher, Seidel als stiller Gesellschafter) in die seit 1783 bestehende Buchhandlung „R. von Mösle's Wittwe" eintrat. In Gemeinschaft mit Seidel leitete er die Buchhandlung bis zum Jahre 1840, wo beide dieselbe durch Kauf an sich brachten, und unter der Firma „Braumüller & Seidel" fortführten. Obschon sich einzelne Fachwerke über Medicin, Naturkunde, Mathematik, Landwirthschaft und Geschichte vorfanden, so war der Verlag damals doch hauptsächlich nur durch die Rechtswissenschaft vertreten (z. B. Bergmayr's Bürgerliches Recht der Armee, Erläuterung der Kriegsartikel, Das militärische Strafverfahren, Dolliner's Handbuch des österreichischen Eherechts u. a.). Von 1839—1849 erschien auch eine Zeitschrift: Der Jurist. Neben rechts- und staatswissenschaftlicher Litteratur pflegte die Firma noch besonders Medicin, Land- und Forstwirtschaft, welche Materien auch heute noch die Grundlage ihres Verlags bilden. 1848 wurde die Gesellschaftsfirma Braumüller & Seidel aufgelöst und Einzelfirmen „Wilhelm Braumüller" und „L. W. Seidel" gegründet. Durch keine contractlichen Fesseln mehr gehemmt, entfaltete B. nun eine ausgedehnte Thätigkeit. Sein Sortiment wurde bald eines der bedeutendsten und konnte sich unmittelbar neben das Gerold'sche, bisher das größte in Wien, stellen. Ebenso nahm sein Verlag, in dem fast alle Wissenschaften vertreten sind, eine nie geahnte Ausdehnung an. Im Kataloge finden sich die meisten Disciplinen. In richtiger Würdigung des Einflusses der Zeitschriften auf die Hebung der Wissenschaft war B. bestrebt, solche ins Leben zu rufen; es erschienen in seinem Verlage die österreichischen Vierteljahrsschriften für Dermatologie und Syphilis, für Forstwesen, katholische Theologie, Rechts- und Staatswissenschaft, für wissenschaftliche Veterinärkunde, die „Medicinischen Jahrbücher", die „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik". Den Glanzpunkt des Verlages bilden die medicinisch-chirurgischen Werke, und die Gesellschaft der medicinischen Schriftsteller, die sich in demselben zusammenfindet, ist die glänzendste, die man sich denken kann. Wer seinen Verlag überblickt, wird von Bewunderung erfüllt für diesen Mann, der in unbeirrter Verfolgung seines Wahlspruches „per noctem ad lucem" in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen solchen Aufschwung seines Geschäfts und einen solchen Aufschwung des gesammten österreichischen Buchhandels, der bis in die vierziger Jahre arg darniederlag, erzielte, denselben nicht nur auf dem Continente, sondern auch in überseeischen Ländern zu Ehren gebracht und somit im besten Sinne des Wortes einen Weltverlag begründet hat. Seitdem B. 1848 zum k. k. Hofbuchhändler ernannt worden war, erfuhr er in ununterbrochener Reihe die ehrenvollsten Auszeichnungen, so erhielt er auch den Titel eines „Universitätsbuchhändlers". Die k. k. geographische Gesellschaft und die österreichische Gesellschaft für Meteorologie ernannten ihn zum ordentlichen resp. zum außerordentlichen Mitgliede, auf den internationalen Ausstellungen in London, Paris und Wien wurden ihm die ersten Auszeichnungen zu Theil; außerdem eine Reihe hoher Orden. Eine besonders seltene Auszeichnung erfuhr er gelegentlich seines 50jährigen Buchhändlerjubiläums am 1. Februar 1871, indem ihm da der Orden der Eisernen Krone verliehen wurde, womit zugleich die Erhebung der Familie Braumüller in den erblichen Adelstand verbunden war. Fast alle regierenden Fürsten haben Braumüller's Thätigkeit für die Förderung und Verbreitung der Wissenschaft und Kunst durch Ordensverleihungen und sonstige Auszeichnungen anerkannt, die Uni-

versität Würzburg außerdem durch Verleihung des Doctors der Medicin honoris causa, sodaß weder vor noch nach ihm irgend ein Standesgenosse in gleicher Weise mit Ehren überhäuft erscheint. Diese Fülle von Anerkennung und irdischem Lohn erklärt sich zur Genüge, wenn man bedenkt, daß B. der Nestor des österreichischen Buchhandels, der Begründer des gegenwärtigen Aufschwunges desselben war. Von der Zeit nach Josef II. bis in die dreißiger Jahre dauerte in Oesterreich eine trübe Periode schimpflichen Nachdrucks, und besonders Wien und Graz waren als Nachdrucksorte berüchtigt. Erst in den dreißiger Jahren wieder begann Wien mit neuen Verlagsartikeln hervorzutreten, aber nur spärlich, und man merkte, daß Autor und Verleger sich nur zufällig gefunden. Die daraus entspringende schlechte Meinung über den österreichischen Buchhandel erhielt sich noch lange Zeit, im Lande selbst, wie in Deutschland. Und was noch schlimmer war: das Vorurtheil wurde für den österreichischen Buchhandel zum Vorwande für geistige Trägheit. Während man beklagte, daß die namhaften österreichischen Autoren sich nach dem Auslande wandten, nöthigte man sie thatsächlich dazu. Mit Geringschätzung sah man überall auf den österreichischen Verleger, dem der auswärtige Markt so gut wie verschlossen war. Mit Braumüller's Eintritt in den österreichischen Buchhandel begann eine neue Epoche. Er hat einen Verlag geschaffen, der vermöge seiner Universalität und der Nationalität der Autoren die ideale Einheit aller deutschredenden Stämme Mitteleuropas in sich verkörpert. Nicht zu vergessen ist ferner Braumüller's Verdienst um eine mustergültige Typographie. Bislang waren die in Oesterreich gedruckten Bücher geradezu kläglich ausgestattet gewesen — B. war der erste, der Leistungsfähigkeit forderte und förderte. Wenn ihm endlich der akademische Ehrentitel eines Doctors verliehen wurde, so wurden damit nur seine Verdienste um die Wissenschaft anerkannt, denn die Anregung zu vielen Werken, welche eine fühlbare Lücke ausfüllten, kam nicht aus dem Kopfe des Autors, sondern des Verlegers. War von ihm irgend einmal ein Werk als Bedürfniß anerkannt, so hatte er auch schon mit sicherem Blicke die Persönlichkeit gefunden, welche die Aufgabe lösen konnte.

Nach Braumüller's am 25. Juli 1884 erfolgten Tode ging die Firma an seinen Sohn gleichen Namens: Wilhelm Ritter v. B. über, geboren am 19. Februar 1838, und seit 1868 öffentlicher Gesellschafter der väterlichen Firma, der das umfangreiche Geschäft den von seinem verdienstvollen Vater überkommenen Traditionen gemäß weiterführte. Jedoch waren ihm nach seines Vaters Tode nur noch wenige Jahre wirkungsvollen Schaffens vergönnt. Bereits am 30. December 1889 folgte der Sohn dem Vater in die Ewigkeit nach, die umfangreichen Geschäfte seiner Wittwe und seinen Kindern hinterlassend. Karl Fr. Pfau.

Braun: Alexander Heinrich B., Botaniker, geboren zu Regensburg am 10. Mai 1805, † zu Berlin am 29. März 1877. Wol selten ist der künftige Beruf eines Forschers durch Neigung und Veranlagung schon in der allerfrühesten Jugend in dem Maaße vorherbestimmt gewesen, wie bei B. Als Sohn eines ursprünglich Thurn und Taxis'schen Postbeamten, späteren badischen Postdirectionsrathes, der sich auch für Naturwissenschaften interessirte und einer geistig hoch veranlagten Mutter, wurde Braun's Neigung zur Botanik schon so früh geweckt, daß er als sechsjähriger Knabe bereits anfing, sich ein Herbarium anzulegen, welches er, elf Jahre alt, schon auf nahezu 4000 Arten, worunter allein 200 Kryptogamen, gebracht hatte. Der wiederholte Wohnungswechsel des Vaters, welcher in kurzer Zeit von Regensburg nach Karlsruhe, nach Freiburg in Baden und wieder nach Karlsruhe versetzt

wurde, gab dem jungen Botaniker Gelegenheit, verschiedene Florengebiete kennen zu lernen. Besonders anregend und fördernd für die Kenntniß der Natur wirkte auf B. der Freiburger Professor der Chirurgie J. Al. Ecker, der ihn auf seinen Streifereien in den Schwarzwald und auf den Kaiserstuhl mitnahm, wobei dann alles gesammelt wurde, was an Pflanzen, Insecten und Mineralien zu haben war. Im J. 1816 kam B., durch Privatunterricht vorbereitet, auf das Lyceum in Karlsruhe, machte auch in vorschriftsmäßiger Zeit alle Classen desselben durch, ohne jedoch eine tiefere Anregung für die Wissenschaften seitens der Schule erfahren zu haben. Selbst der naturwissenschaftliche Lehrer, der Director des großherzoglichen Naturaliencabinets Karl Christian Gmelin zog ihn durch die trockne Vortragsweise wenig an, nutzte ihm aber durch Ueberlassung seiner Bibliothek. Das wichtigste Förderungsmittel für seine botanische Ausbildung bildeten seine zahlreichen botanischen Excursionen, die er meist allein, nur mitunter von einzelnen auserwählten Mitschülern begleitet, an allen freien Nachmittagen unternahm. Sehr bald beherrschte B. gründlich die Phanerogamenflora des badischen Landes und wandte sich dann dem Studium der Moose, Farne, Flechten und Pilze zu, bei deren Bestimmung ihn ein kleines Nürnberger Mikroscop und der freundliche Beirath der Apotheker Märklin in Wiesloch, Funk in Gefrees im Fichtelgebirge und Bruch in Zweibrücken unterstützten. Gestützt auf seine ungewöhnlichen Kenntnisse trat B. noch als Schüler mit vielen der angesehensten Botaniker des In- und Auslandes in Tauschverkehr und Briefwechsel und manche neue, damals von ihm entdeckte Art trägt seinen Namen, wie Chara Braunii, Orthotrichum Braunii, Aspidium Braunii. Auch seine erste litterarische Veröffentlichung, der 1821 in der „Flora" erschienene Aufsatz: „Bemerkungen über einige Lebermoose", fällt noch in seine Lyceumszeit, desgleichen ein im folgenden Jahre ebendort abgedruckter: „Ueber Oxalis corniculata und stricta", sowie eine Correspondenz über Pflanzen des badischen Landes, so daß dem sechzehnjährigen jungen Manne bei seinem ersten Eintreten in die Oeffentlichkeit von dem Herausgeber der Flora, Dr. H. Hoppe, ein außerordentlich günstiges Prognostikon ausgestellt werden konnte. Im October 1824 bezog B. die Universität Heidelberg, um, dem Wunsche des Vaters folgend, Medicin zu studiren. Dem äußeren studentischen Leben abhold, concentrirte B. seine ganze Kraft auf seine Studien, in welchen nach wie vor Botanik die erste Stelle einnahm. Seine Lehrer darin waren Bischoff, Dierbach und Schelver. Allmählich sammelte er einen Kreis gleichstrebender Freunde um sich, unter denen vor allen der Schweizer Louis Agassiz und der Badenser Karl Friedrich Schimper auf Braun's Entwicklungsgang bestimmend eingewirkt haben. Beide waren hochbegabte Männer. Agassiz, mit vorzüglichen Kenntnissen, namentlich in der Zoologie ausgestattet, nur wenig jünger wie B., war eine liebenswürdige, sich allen Verhältnissen leicht anpassende Persönlichkeit, deren fröhliches Wesen auf den mehr stillen und in sich gekehrten B. einen vortheilhaften Einfluß übte. Später wurde er durch seine Verheirathung mit einer Schwester Braun's dessen Schwager. Karl Schimper, ganz ungewöhnlich für naturwissenschaftliche Betrachtungen begabt und auch philologisch tüchtig geschult, war von sprühendem Geist und äußerst redegewandt. Leider war sein Charakter nicht zuverlässig und stetig, so daß der zuerst innige Freundschaftsbund mit B. später zu einem Bruche führte, unter dem letzterer nicht nur persönlich litt, der auch nachtheilig für die botanische Wissenschaft geworden ist. Mit Beginn des Wintersemesters 1827 siedelte B. zusammen mit Agassiz nach München über, durch Oken's und Schelling's Ruf angezogen. Karl Schimper folgte den Freunden in Begleitung seines jüngeren Bruders Wilhelm im

folgenden Jahre nach und nun begann hier ein wissenschaftliches Leben unter den drei Genossen, die man bald das Kleeblatt nannte, wie es selten unter so jungen Studenten zum zweiten Male gefunden werden dürfte. Sie beschränkten sich nicht darauf, unter Ausnützung jeder verfügbaren Zeit, die verschiedensten naturwissenschaftlichen Vorlesungen zu hören — für B. waren Martius und Zuccarini die besuchtesten botanischen Lehrer —, sondern veranstalteten auf Grund ihrer selbständigen Forschungen regelmäßige Vorträge in ihrer Behausung, in welchen sie die Resultate ihrer Beobachtungen sich gegenseitig mittheilten und ihre Litteraturkenntniß zu fördern suchten. Nicht nur befreundete Studenten zogen sie in ihren kleinen Kreis, selbst Professoren hatten sie zu Zuhörern, so besonders den Anatomen Döllinger, in dessen Hause sie wohnten. B. beschäftigte sich damals, durch Schimper's morphologische Forschungen angeregt, vorzugsweise mit Untersuchungen über Blattstellungsverhältnisse und trug darüber vor. Die Ergebnisse seiner Studien brachte er unter dem Titel: „Vergleichende Untersuchung über die Ordnung der Schuppen an den Tannenzapfen, als Einleitung zur Untersuchung der Blattstellung überhaupt", in den Acten der Leopoldina, deren Mitglied er am 24. Mai 1830 geworden war, in demselben Jahre zum Druck. Schon vor Vollendung dieser Arbeit hatte sich B. 1829 durch eine Dissertation über Orobanche in Tübingen den Doctortitel erworben. Die Arbeit erschien nicht selbständig, ist aber ihrem wesentlichen Inhalte nach von Koch in seiner Flora Deutschlands (1833) benutzt worden. Das Jahr 1831 verlebte B. zunächst im väterlichen Hause in Karlsruhe, mit dem Ordnen seiner Sammlungen und mit einzelnen botanischen Untersuchungen beschäftigt. Die Medicin war allmählich ganz in den Hintergrund getreten. Auch als B. im folgenden Jahre mit seinem jüngeren Bruder Max, der sich dem Bergfach widmete, nach Paris ging, war es ausschließlich die Botanik, welche ihn hier fesselte. Unter den französischen Vertretern dieser Wissenschaft waren es besonders Decaisne und J. J. Gay, mit denen er verkehrte; ferner machte er die Bekanntschaft von Adolphe und Alexandre Brogniart und Adrien de Jussieu, welche er öfter auf Excursionen begleitete und von Mirbel, Turpin u. A. Daneben hatte sich um ihn und Agassiz, der dem Freunde schon vorausgeeilt war, ein Kreis deutscher jugendlicher Forscher geschaart, der, ähnlich wie in München einen lebhaften wissenschaftlichen Verkehr unterhielt. Während B. noch in Paris weilte, erging an ihn der Ruf, eine Lehrerstelle für Pflanzen- und Thierkunde an der neu gegründeten polytechnischen Schule in Karlsruhe anzunehmen. Er folgte demselben und trat nach seiner Rückkehr im December 1832 die Stelle an. Sehr bald erhielt B. den Professortitel, wurde Assistent am Naturaliencabinet und 1837 nach Gmelin's Tode dessen Nachfolger. Im folgenden Jahre übertrug man ihm behufs Aufbesserung seiner ziemlich kärglichen Einnahmen die Stelle eines dritten Bibliothekars an der Hofbibliothek. Inzwischen hatte B. auch seinen Hausstand gegründet. Vierzehn Jahre hindurch, bis Mai 1846, verwaltete B. die ihm anvertrauten Aemter mit großer Pflichttreue und trotz zahlreicher Amtsgeschäfte und mancher trüben Schicksalsschläge in seiner Familie, wie sie der Tod seiner Frau, seiner Eltern und eines Kindes ihm brachte, lag er mit unendlicher Ausdauer seinen wissenschaftlichen Forschungen ob. Es war besonders die Morphologie der Characeen, Equisetaceen, Rhizocarpeen neben den fortgesetzten morphologischen Studien der höheren Gewächse, sowie floristische und systematische Arbeiten, die ihn jetzt aufs eingehendste beschäftigten. Im J. 1845 wurde B. der durch Perleb's Tod erledigte Lehrstuhl der Botanik an der Universität Freiburg i. Baden angetragen und im Mai des folgenden Jahres siedelte er mit seiner Familie — er hatte sich zum

zweiten Male verheirathet — dahin über. Die $4^1/_2$ Jahre ungetrübter Schaffenskraft, welche B. hier verlebte, hat er stets als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet. Die zu genußreichen und ergiebigen Excursionen einladende herrliche Natur, der Umgang mit bedeutenden Collegen, unter denen der Zoologe Th. v. Siebold in erster Linie stand, brachten ihm reichen geistigen Gewinn. Freilich fehlte es auch hier nicht an Störungen. Die tiefgreifendsten brachten die Stürme der Revolution in Baden, während welcher er, im Jahre 1849, Prorector der Universität war. In dieser Eigenschaft gelang es ihm, das bedeutende Vermögen der Universität der ihm drohenden Beschlagnahme seitens der revolutionären Regierung durch Ueberführung nach Basel zu entziehen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten in Freiburg galten vornehmlich den Characeen und Algen. Gleichzeitig erschien um diese Zeit sein berühmt gewordenes Buch: „Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur", welches zunächst als Prorectoratsprogramm 1849 veröffentlicht wurde, dann zwei Jahre später als selbständiges Werk im Buchhandel herauskam und auch eine Uebersetzung ins Englische (1853) und Französische (1851) erfahren hat. Auf Veranlassung von Justus v. Liebig nahm B. im October 1850 die Berufung als Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens an der Universität Gießen an, woselbst er indessen nur ein Wintersemester verblieb; denn schon im Frühjahr 1851 folgte er einem ehrenvollen Ruf in die gleiche Stellung als Nachfolger Link's nach Berlin, zu dessen Annahme ihn der berühmte Geologe Leopold v. Buch durch persönlichen Besuch in Gießen veranlaßt hatte. Am 15. Mai 1851 traf B. mit seiner zahlreichen Familie in Berlin ein und vier Tage später hielt er seine erste Vorlesung an der Universität, womit er eine 52 Semester hindurch fortgesetzte, nur selten unterbrochene, an Erfolgen reiche Lehrthätigkeit eröffnete. Noch in demselben Jahre wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede und übergab ihm der interimistische Director des botan. Gartens, der Zoologe Lichtenstein die Leitung dieses Institutes. Obwol die Verhältnisse der Großstadt einer so anspruchslosen Natur wie derjenigen Braun's wenig sympathisch waren, und obwol die mit seinem Amte verbundenen Verwaltungsgeschäfte ihm wenig behagten, so hat er doch sehr bald durch Anspannung aller Kräfte auf allen Gebieten seines weitverzweigten Arbeitsfeldes sich ein Wirkungsgebiet geschaffen und einen Erfolg errungen, der seinem Namen in der botanischen Wissenschaft eine dauernde Stätte sichert. Nach nur kurzer Krankheit endete der Tod Braun's reich gesegnete Thätigkeit im 72. Jahre seines Lebens.

Bei der Vielseitigkeit, welche Braun's Schaffen charakterisirt, ist es schwer, seiner Bedeutung ganz gerecht zu werden. Eine in sich harmonisch abgeschlossene Natur, muß er als Gelehrter, als Lehrer und als Mensch gleichmäßig beurtheilt werden. Innerhalb der Botanik gibt es, die Experimentalphysiologie ausgenommen, keinen Zweig, den er nicht durch eigene Beobachtungen gefördert hätte. In erster Linie aber war sein Forschungsgebiet die Morphologie. Die schon erwähnte 1830 veröffentlichte Untersuchung über die Ordnung der Schuppen an den Tannenzapfen, das Resultat eingehender, mit Schimper zusammen betriebener Studien, war grundlegend für die Ausbildung der Lehre von der Blattstellung. Zum ersten Male wurde hier in consequenter Durchführung bei meisterhaft klarer Darstellungsform die Gesetzmäßigkeit der Aufeinanderfolge seitlicher Axenorgane festgelegt. Es wurde nachgewiesen, daß das Wachsthum am Stengel in der Richtung einer Schraubenlinie emporsteigt, daß die wesentlichen Verschiedenheiten in der Blattstellung durch das Maaß der seitlichen Abweichung oder Divergenz der Blätter bedingt sind und sich durch einfache mathematische Formeln, die Partialwerthe des Kettenbruches

$\frac{1}{2+\frac{1}{1}}$ u. s. w. ausdrücken lassen. Auch die Blattquirle bestehen aus Blättern, welche in schraubiger Folge angelegt sind und bei Aufeinanderfolge von Cyklen verschiedener Blattstellung geschieht dies in gesetzmäßiger Weise. Wenn auch spätere Forscher, wie Hofmeister und zum Theil Nägeli im einzelnen begründete Ausstellungen gegen die Schimper-Braun'sche Theorie erhoben haben, so ist deren Grundlage doch dadurch unberührt geblieben, ihr wissenschaftlicher Werth jedenfalls nicht geschmälert worden. In allem, was sich auf die Sproßfolge des Pflanzenstocks und die morphologischen Verhältnisse der Blüthe bezieht, ist B. erste Autorität geblieben. Leider war er nicht mehr dazu gekommen, eine Fortsetzung seiner Hauptarbeit in den Druck zu geben. Zum größten Theil wurde er daran gehindert durch das eigenthümliche Verhalten Schimper's ihm gegenüber. Letzterer hatte auf der Naturforscherversammlung in Stuttgart 1834 einen Vortrag über die Theorie der Blattstellung gehalten, einen Bericht darüber aber nicht verfaßt. Als endlich B. in seiner klaren Weise in der Flora 1835 über diese Frage referirte, fühlte sich Schimper in falschem Prioritätsgefühl dadurch verletzt. Er veranlaßte B. zu einer Erklärung, in welcher dieser dem Freunde selbstlos den Hauptantheil an der Ausbildung der Blattstellungslehre zuerkannte. Obwol nun Schimper später nie etwas Morphologisches publicirt hat, so duldete er doch auch keine Veröffentlichung Braun's, die sich auf ihre gemeinsame Arbeit bezog, da er darin eine Verletzung der Freundschaft erblickte. So bleibt es denn zu bedauern, daß das überreiche Material, welches zum Theil durch beide Forscher, zu einem sehr großen Theil aber durch B. allein zusammengetragen war, nie seitens des letzteren der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Ueberhaupt ist es eine, den Forscher wie den Menschen Braun gleichmäßig kennzeichnende Erscheinung, daß er in seinen Untersuchungen sich nie genug thun konnte und schwer zur Veröffentlichung schritt, daß er aber die Früchte seines Schaffens Collegen, Freunden, Schülern mit seltener Uneigennützigkeit zur Verfügung stellte. Andere morphologische Fragen, über die B. in Vorträgen auf den Naturforscherversammlungen in Freiburg (1838) und Mainz (1842) berichtete, handeln über gesetzmäßige Drehung im Pflanzenreich (Flora 1839), über die Stellung der Fruchtblätter (ebendort), über die Wachsthumsverhältnisse der Pflanzen in ihrer Anwendung auf Unterscheidung und Gruppirung der Spezies (Bericht d. Mainzer Naturforscherversf. 1843) und über Symmetrie im Pflanzenreiche (ebendort), worin er zuerst den Begriff des Zygomorphismus feststellte. Eine Schrift Braun's, welche wegen der in ihr enthaltenen neuen und allgemeinen Gesichtspunkte großes Aufsehen erregte, war die in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1853 abgedruckte: „Das Individuum der Pflanze in seinem Verhältniß zur Spezies. Generationsfolge, Generationswechsel und Generationsvertheilung der Pflanze". Er kommt hierin zu dem Ergebniß, daß das pflanzliche Individuum die Knospe oder der Sproß sei. Die Arbeit ist aber noch darum von erhöhter Bedeutung, weil sich in ihr der besondere wissenschaftliche Standpunkt Braun's, die ihm eigne Art zu beobachten und aus dem Beobachteten Schlüsse zu ziehen, ausspricht, eine Art, welche in seiner philosophischen Durchbildung wurzelt. Als Schüler Schelling's, den er zwar schätzte, ohne jedoch dessen naturphilosophischer Richtung blindlings zu folgen, hielt B. daran fest, daß die Natur von dem göttlichen Geiste, dessen schöpferischer Kraft Alles sein Entstehen verdankt, in ihrem Entwicklungsgange planmäßig geleitet werde. Zwar müssen alle Aeußerungen des Lebens nach mechanischen Gesetzen erfolgen, seine Aufgaben und Ziele aber gehören einem höheren Gebiete an. Die Entwicklungsgeschichte ist wohl ein werthvolles

Mittel zur Deutung morphologischer Thatsachen, sie darf aber, da sie alle Stadien der Entwicklung umfassen muß, nicht bloß insofern maßgebend sein, als der Anfang die nachfolgenden Schritte beleuchtet, sondern auch umgekehrt, insofern das Ziel einen Schluß auf die vorausgehenden zuläßt. Diese Grundgedanken kehren wiederholt in seinen Schriften und seinen zahlreichen Vorträgen und Reden wieder. So beispielsweise in der Rede: „Ueber die Bedeutung der Morphologie" und „Ueber die Bedeutung der Entwicklung in der Naturgeschichte", beide zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungsanstalt der heutigen Kaiser Wilhelms-Akademie 1862 und 1872 gehalten, ferner in der Rede bei seinem Eintritt in die philosophische Facultät zu Berlin vom 14. März 1855 „Ueber den Zusammenhang der naturwissenschaftlichen Disziplinen unter sich und mit der Wissenschaft im allgemeinen". Damit bekennt sich B. als ein entschiedener Gegner der physikalisch-mechanischen Naturauffassung und stimmte auch der Lehre Darwin's nur in bedingter Weise bei. Er nahm zwar mit derselben die Variation der Arten im Laufe der Zeit an, glaubte aber deren Ursache nicht in äußeren Zufälligkeiten oder im Kampfe ums Dasein, sondern in einem inneren Triebe nach fortschreitender Vervollkommnung suchen zu müssen. Von philosophischem Geiste durchdrungen ist auch eine andere bedeutende Schrift Braun's, welche zu seinen physiologischen Arbeiten hinüberleitet. Es ist dies das ebenfalls schon erwähnte Werk: „Ueber die Verjüngung in der Natur u. s. w." Unter dem Gesichtspunkte einer stetigen Verjüngung im organischen Reiche bespricht er darin die Erscheinung des Vergehens und der Neubildung nicht nur von Blättern, Sprossen und Verzweigungsformen, sondern auch im Wachsthum der Zelle selbst, wofür er zahlreiche neue Thatsachen, namentlich in der Entwicklungsgeschichte von Algen beibringt und selbst auf paläontologische Formen zurückgreift. B. gab hier zuerst von zwei Spirogyra-Arten eine genauere Darstellung der Zweitheilung einer kernhaltigen Zelle, präcisirte überhaupt erst streng den Zellbegriff und stellte alle bis dahin bekannt gewordenen Modalitäten in der Zellbildung systematisch und übersichtlich zusammen. Ueberhaupt haben seine Forschungen über niedere Algen, namentlich über deren Schwärmsporenbildung wesentlich zur Begründung der modernen Zellenlehre beigetragen und auf den Entwicklungsgang der Thallophyten neues Licht geworfen. Zu den wichtigsten hierhin zu rechnenden Veröffentlichungen Braun's gehört auch seine ursprünglich als Dissertation bei seinem Eintritt in die Berliner philosophische Facultät am 17. März 1855 verfaßte, später als selbständiges Werk erschienene Arbeit: „De algis unicellularibus nonnullis novis vel minus cognitis praemissis observationibus de algis unicellularibus in genere", der 6 Tafeln beigegeben sind. Die Kryptogamen sind ein bevorzugtes Arbeitsfeld Braun's geblieben und auch in systematischer Beziehung Gegenstand zahlreicher Abhandlungen geworden. Seine Bearbeitungen der Characeen, Equisetaceen, Marsiliaceen, der Isoëten und Ophioglosseen, die in den verschiedensten Publicationen von den 30reißiger Jahren an bis an sein Lebensende hin zerstreut sich vorfinden, zeigen durch die Schärfe in der Charakterisirung der Spezies und der Umgrenzung der natürlichen Verwandtschaftsbeziehungen den hervorragenden Systematiker. Auch an der Herausgabe von Sammlungen getrockneter und richtig bestimmter Pflanzen, deren Werth er stets betonte, betheiligte er sich gern und reichlich, so an Klotzsch's Herbarium mycologicum, an Rabenhorst's Algen Sachsens und Algen Europas. Für letztere lieferte B. 1876 die Dekaden 246—48, die Algen der Gewächshäuser enthaltend. Mit Rabenhorst und Stitzenberger gab er 1867 die Characeae europaeae heraus. In uneigennützigster Weise stellte er sein reiches Material und seine zahlreichen morphologischen Beobach-

tungen Döll zur Verfügung für dessen rheinische Flora (1843) und Flora von Baden (1857—62) und überließ Ascherson für die Flora von Brandenburg seine Bearbeitung des natürlichen Systems, welches er selbst sonst nirgends veröffentlicht hat. Die merkwürdige, im Thierreiche längst bekannte Thatsache der Parthenogenesis lenkte Braun's Aufmerksamkeit auf ähnliche Erscheinungen in der Pflanzenwelt. Er trug im October 1856 in der Berliner Akademie über Parthenogenesis der Pflanzen vor (Monatsberichte 1857), ausgehend von Beobachtungen, welche er an Caelebogyne ilicifolia und Chara crinita gemacht hatte. Seine zuerst von einigen Forschern angezweifelten Funde wurden durch spätere Untersuchungen de Bary's bestätigt und durch neue von Pringsheim an Saprolegnia-Arten constatirte Fälle erweitert. Als Nachtrag zu seiner Abhandlung über Parthenogenesis lieferte B. im März 1859 eine Arbeit „Ueber Polyembryonie und Keimung von Caelebogyne" (Abh. d. Berliner Akad.). Auch der Geologie und Paläontologie, zu deren Studium ihm schon seine Karlsruher Stellung Gelegenheit bot, hat B. sein Interesse stets bewahrt. Seine Untersuchungen über die Tertiärconchylien des Mainzer Beckens (Bericht d. Naturforscherversf. in Mainz 1843) und über die Tertiärflora von Oeningen (Leonhard u. Braun, Neues Jahrbuch 1845) fanden allgemeine Anerkennung. Viele seiner in dieses Gebiet einschlagenden Beobachtungen ruhen aber auch noch unveröffentlicht in seinen hinterlassenen Manuscripten. Für die Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (IV. Serie, Heft 94, 1870) schrieb er einen Artikel über die Eiszeit der Erde.

Neben dem Forscher B. verdient aber auch der Lehrer vollste Würdigung, wie er denn auch selbst sein Lehramt in den Vordergrund seiner Thätigkeit stellte. Er las, seiner Zeit der einzige Ordinarius für Botanik, über das gesammte Gebiet dieser Wissenschaft. Stets sorgfältig vorbereitet, seinen Vortrag durch zahlreiche Demonstrationen erläuternd, wußte er nicht nur durch die Klarheit und Gedankentiefe seiner Rede, die aus dem Grunde eines selten reichen Wissens schöpfte, seine Schüler zu fesseln; es war vielmehr die ganze Persönlichkeit Braun's, seine stets auf den allgemeinen Zusammenhang gerichtete ideale Auffassungsweise der Natur und nicht zuletzt auch der Eindruck seines liebenswürdigen Wesens und seiner sympathischen äußeren Gestalt, welche in Allen, die ihm zu Füßen gesessen, das Gefühl hoher Verehrung für den seltenen Mann erweckten. B. begnügte sich aber nicht damit seine Vorlesungen mit höchster Gewissenhaftigkeit, selbst unter Nichtachtung seiner in den letzten Jahren schwankenden Gesundheit abzuhalten, er war auch sonst seinen Freunden und Schülern und sei es dem jüngsten Studenten, ein treuer und wohlwollender Berather. B. besaß die Fähigkeit, naturwissenschaftliche Fragen im freien Vortrage allgemein interessant zu behandeln im hohen Grade. Er war deshalb in den zahlreichen naturwissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften, deren Mitglied und häufiger Leiter er war, ein sehr gesuchter und beliebter Redner. Obwol ihm die mit seinem Amte verbundenen Verwaltungsgeschäfte stets lästig waren, da sie ihm die Zeit für seine Untersuchungen kürzten, kam er ihnen doch mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nach und ließ es dabei weder an praktischem Urtheil, noch, wo es nöthig war, an Festigkeit fehlen. Wie er der Freiburger Universität das bedrohte Vermögen zu erhalten wußte, ist schon erwähnt worden; ebenso kam er seinen directorialen Befugnissen, die besonders in Berlin einen erheblichen Umfang annahmen, mit Umsicht und Erfolg nach. Der Berliner botanische Garten ist während seiner Verwaltung fast um das Doppelte vergrößert worden und neue Gewächshäuser, darunter ein stattliches Palmenhaus sind erbaut worden. Freilich,

konnte er für sich selbst die Erlangung einer Amtswohnung erst in seinen letzten Lebensjahren und auch nur in bescheidener Form durchsetzen. Den Bau eines botanischen Museums zur Aufnahme der umfangreichen Sammlungen, worauf er stets gedrungen und wofür die Pläne schon fertig vorlagen, hat er selbst nicht mehr erlebt. Der hochbegabte Lehrer und unermüdliche Forscher war auch ein edler Mensch. Selbst wissenschaftliche Gegner, deren er jedoch nicht viele hatte, machten Halt vor seiner sittlichen Persönlichkeit. Die schweren Leiden, welche sein Familienleben trafen, da er fünf von seinen elf Kindern aus zwei Ehen, die erste Gattin und den Schwiegersohn, den Botaniker Mettenius, vor sich ins Grab sinken sah, und seine eignen zum Theil schweren Krankheiten ertrug er mit einer Fassung, wie sie nur wahre Philosophie und tiefes religiöses Gefühl geben können. Reiche wissenschaftliche Schätze hat B. bei seinem Tode hinterlassen. Sie wurden sämmtlich vom preußischen Staate erworben und zwar ein morphologisches Herbar von 43 Mappen, welches die von B. gesammelten, morphologisch interessanten Objecte sammt den von Professor v. Leonhardi zu Prag hinterlassenen Sammlungen gleichen Charakters umfaßt, ferner das eigentliche Pflanzenherbar von 303 Fascikeln Phanerogamen und 136 Fascikeln Kryptogamen, unter welchen letzteren die Characeen von seltener Vollständigkeit sind. Sie sind später von Nordstedt bearbeitet worden. Außerdem wurden Braun's wissenschaftliche Manuscripte im J. 1879 von der Akademie der Wissenschaften erworben und dem Berliner Königl. Herbarium mit der Verpflichtung übergeben, dieselben gesondert aufzubewahren und den Fachgelehrten zugänglich zu machen.

Nekrologe: C. Mettenius in Abhandlungen d. Leopoldina XIII. — R. Caspary, Flora 1877. — L. Kny, Virchow u. Holtzendorff's Samml. XIII. Serie, Heft 301. — Ascherson, Nationalzeitung, Berlin, 13. April 1877. — C. Mettenius, A. Braun's Leben. — Sachs, Gesch. d. Botanik.

E. Wunschmann.

Braun: Heinrich B., Maler und Illustrator, geboren am 25. August 1852 zu Kirchheim unter Teck in Württemberg. Sein Vater, welcher damals Rector der Lateinschule daselbst war, starb 1859 als Decan zu Welzheim; die Mutter begründete ein Töchterpensionat zu Stuttgart 1859, woselbst B. die Elementarschule und das Gymnasium und von 1867 an die Kunstschule besuchte. Im J. 1870 begab er sich nach Sedan, um seinen kranken Bruder aufzusuchen; im folgenden Jahre übersiedelte er auf die Münchener Akademie und malte daselbst einige kleine Genrebilder (1872), auch mit landschaftlichem Hintergrunde und betheiligte sich bei einer Concurrenz für ein Altarbild nach Kaiserslautern. In der fröhlichen Künstlergesellschaft „Allotria" war er bald „Spiritus regens" und entfaltete in der „Kneipzeitung" seinen Humor mit den muthwilligsten Zeichnungen und Schöpfungen, insbesondere in Form von Silhouetten, welche er mit einer Meisterschaft à la Konewka behandelte. In dieser „Schwarzkunst" lieferte er bald sehr erhebliche Beiträge für die „Fliegenden Blätter" und die Münchener Bilderbogen (Nrn. 902, 931 und 937) mit einer Sicherheit und Schönheit der Conturen, welche alle Anerkennung verdient. Am liebsten behandelte er Kinderspiele und Weihnachtsjubel; auch schuf er Titelblätter mit Arabesken zur Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" (1883, 1884). Zu Emma Laddey: „Ein Jahr in Märchen" aquarellirte er zwölf Bilder, welche in Farbendruck reproducirt wurden; für Franz Lipperheide in Berlin zeichnete er zwanzig Schwarzbilder in „Ernst und Scherz" (welche der liebenswürdige Heinrich Seidel mit Versen ausstaffirte) und mit Fehrenbach und Karl Fröhlich das anmuthige „Allerlei", ebenso die putzigen Kinderbilder „Wißt ihr, was ich meine", dann ein „Silhouetten-Album zu Heines Liedern"

(Berlin) und zu Otto Bann's „Kurt" (München). Damit war seiner heiter ansprechenden Thätigkeit leider ein frühes Ende gesetzt. Der Sommer 1890 brachte ihn zu Dr. Fischer in die Nervenheilanstalt bei Konstanz, leidlich hergestellt gastete er bei seinem Bruder in Calw, starb aber völlig geisteskrank in Göppingen am 30. August 1892.

Ein kurzer Nachruf im Anzeiger der Münchener Künstler-Genossenschaft, Nr. 22 vom 28. September 1892. Hyac. Holland.

Braun: Isabella B., Jugendschriftstellerin, geboren am 12. December 1815 zu Jettingen im Mindelthale (Schwaben) als die Tochter eines Rentenverwalters des Grafen Schenk v. Stauffenberg, genoß nach dem Tode des Vaters (1827) ihre Erziehung bei den Englischen Fräulein zu Augsburg, widmete sich dem Lehrfach und erhielt 1837 eine Anstellung an der Volksschule zu Neuburg a. D. Die Uebergabe der Anstalt an klösterliche Leitung brachte für Isabella B. den frühen Ruhestand. Ihre reichen Erfahrungen, wie man zu der heranblühenden Jugend sprechen müsse, verarbeitete sie mit der Feder. Kein geringerer als der bekannte Volksschriftsteller Christoph von Schmid bevorwortete Frl. Isabella Braun's „Bilder aus der Natur" (1849) für die litterarische Welt. Darauf folgten „Bilder aus der deutschen Geschichte" und „Kleine Geschichten" (1851), womit sie ihren guten Namen begründete. Dieser gewann bald den weitesten Umfang, als der Buchhändler G. Scheitlin in Stuttgart den Verlag ihrer Schriften und die Herausgabe einer Zeitschrift für die kleine Welt, der schön illustrirten „Jugendblätter", übernahm. Auch erschienen in rascher Folge die „Geschichten für Kinder", das köstliche Buch über „Das liebe Brod", „Erwins Bilderbuch", die „Kinderstube", der „Liedergruß", „Mutterliebe und Muttertreue", das „Vater unser" und der „Grüne Wald" — wahre Perlen der Jugendlitteratur, welche mit trefflichen Bildern von Offterdinger, Ferdinand Rothbart u. A. ausgestattet wurden. Seit 1854 in München, begann Isabella B. die umfassenden Vorbereitungen für ihre „Jugendblätter", gewann die besten Namen als Mitarbeiter, von welchen bald die meisten in ein wirklich inniges Zusammenwirken mit der Redaction geriethen. Wer ihr näher trat, wurde gewiß von Hochachtung erfüllt, wie zielbewußt, ausdauernd und strenge sie ihre Aufgabe nahm, wie sie die Gehülfen schulte und verständnißinnig ihres kritischen Amtes waltete. „Alle, die ihr damals die Hand boten, hatten Gelegenheit, die Schärfe ihres Verstandes, den sicheren und feinen Tact und Blick ihres Geistes zu bewundern. In ihrem kleinen Salon trafen sich oft Dichter, Künstler und Gelehrte; es entwickelte sich zwischen den meisten zur Dichterin eine wahre, dauernde Freundschaft." Darunter befanden sich der edle Graf Franz v. Pocci, Fr. v. Kobell, Friedrich Güll, Emanuel v. Geibel, Katharina Diez u. s. w. Prinzeß Alexandra von Baiern (geboren am 26. August 1826, † am 8. Mai 1875), welche, mit schönem Talent begabt, gerne schriftstellerte und den Ertrag ihrer Feder zu ihren stillgeübten Werken der Charitas verwendete, erwählte unsere Isabella B. zu ihrem poetischen Gewissensrath und Censor, mit der ausdrücklichen Vollmacht, ihren kritischen Stift rücksichtslos und unbarmherzig zu gebrauchen. Später kam die Prinzeß Therese von Baiern und gab mit ihrem „Ausflug nach Tunis" (1880) eine so reife Probe ihres Schriftstellerberufes, welchen sie alsbald in ihren folgenden ethnographischen Werken glänzend bewährte. Zuletzt betrat auch noch die k. k. Erzherzogin Marie Valerie unter der Aegide der grünen „Jugendblätter" den Weg in die Oeffentlichkeit und zwar so festen und sicheren Schrittes, welcher dem durch so zahlreiche, ausgezeichnete Schriftsteller geschmückten kaiserlichen Habsburg nur zur Ehre gereichte. Wahre Freundschaft verband die Dichterin mit der edlen

Familie v. Knebel-Döberitz, wodurch sich die Gelegenheit ergab, mittelst Reisen in Preußen und Pommern nicht allein ihren Gesichtskreis zu erweitern, sondern neue Beziehungen, z. B. in Düsseldorf, wo Isabella B. unter anderen auch die Freundschaft des Malers Kaspar Scheuren gewann, anzuknüpfen. Gleiche Aufnahme fand Isabella in der Familie des russischen Prinzen von Oldenburg, welche sie wie ein Kind des Hauses auf kleineren Reisen und Sommerfrischen, ja sogar bis Biarritz als hochwillkommener Gast begleitete. Im hohen Hause des Prinzen Ludwig von Baiern, insbesondere von dessen leutseliger Gemahlin, wurde die Dichterin wie eine Freundin behandelt und die kleinen Prinzen und Prinzessinnen jubelten jedes Mal bei „Tante Isabella's" Erscheinen. Herzog Maximilian von Baiern sendete ihr die große goldene Medaille. Als wahrer Protector der „Jugendblätter" erschien König Ludwig II., welcher, schon im frühesten Alter mit den Schriften Isabella Braun's vertraut, bei jeder Gelegenheit die Herausgeberin seiner Huld versicherte. Isabella B. war nicht allein unter den Ersten, welche durch die Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet wurden, der ihr immerdar gnädige König ehrte sie auch durch eine Schriftstellerpension, welche wesentlich beihalf, ihre durch schwere Krankheiten heimgesuchten letzten Lebensjahre erträglicher zu gestalten. Während man früher in dem sträflichen Wahne lebte, für die Jugend sei geradezu alles gut genug, wagt jetzt Niemand mehr geringschätzig auf diesen anscheinend unbedeutenden Nebenzweig der Litteratur herabzublicken. Das Glück und Heil der Familie hängt davon ab, wie und was die Kinder lernen und ob sie zu Treibhauspflanzen oder zu praktischen und wahren Menschen gebildet werden. Die Jugendlitteratur ist freilich vielfach ins Kraut geschossen und nur zu häufig über die Ufer ihrer Befugnisse getreten. Was Isabella B. auf diesem Gebiete leistete, obwol alle ihre Erzeugnisse nicht immer auf gleicher Stufe der Vollendung stehen, erwies sich doch immer als gute, echte Hausmannskost, welche, von einem ethischen Gedanken heilsam durchsäuert, dem Seelenleben der Jugend niemals eine moralische Indigestion bereitet. Ueberall lacht rothbackiger Lebensmuth heraus und ein ungesuchter, wohlthuender Humor, insbesondere wenn sie in die Fülle ihrer eigenen Lebenserinnerungen griff, ein Gebiet, auf welchem sie bei Jung und Alt die gleiche Theilnahme weckte. Sie entwarf rasch und leicht, schrieb fröhlich im Eindruck der ersten Wärme, unterzog aber alle ihre Erzeugnisse einer sorgfältigen Feile und Politur. Niemals ermüdete sie, das Fertige einzureißen und in neuer Fassung wieder aufzubauen. Einige ihrer nächsten Freunde, welche ihre ganze Begabung kannten und schätzten, drangen vergeblich in sie, das engere Gebiet der Jugendschriftstellerei zu erweitern und größere Stoffe von allgemeinem Interesse vorzunehmen — sie widerstand jedoch immer, fest auf ihrem einmal gewonnenen Territorium verharrend. Sie hätte das Zeug und Material gehabt, weiteren Flug zu wagen. Wenn sie bisweilen im trauten Gespräch den Schatz ihrer Erinnerungen erschloß, so kamen eine Fülle der anziehendsten Geschichten zum Vorschein, welche ihr in anmuthig fesselnder Erzählung vom Munde flossen und der Darstellung durch eine Fernan Caballero oder Amelie Godin und E. v. Dincklage werth gewesen wären; sie verwahrte ein Capital von Charakteren, welche ein routinirter Novellist und Romanschreiber gerne ausgemünzt hätte. Sie aber wehrte alle diese Zumuthungen ab und blieb ihrer Domäne unverbrüchlich treu, für welche sie jedoch, nicht allein des jüngeren Publicums sicher, allmählich außer dem reiferen Alter auch die Eltern als dankbare Leser in demselben Maaße gewann, wie ihr aus den früheren kleinen Lesern neue Mitarbeiter und Freunde erwuchsen. Die „Jugendblätter" gingen nach G. Scheitlin's Ableben (1867) in den Besitz der

Firma Braun & Schneider (München) über, wo sie zeitgemäß mit dem xylographischen Bilderschmuck dieser Anstalt ausgestattet, nach Isabella Braun's Tode von ihrer Nichte J. Hummel weitergeführt, eine stetig anwachsende, im J. 1899 aus 45 Bänden bestehende Bibliothek bilden und schon in zweiter und dritter Generation die gleiche erfreuliche Aufnahme finden. — Neben den „Jugendblättern" entstanden unter Isabella Braun's unermüdlicher Feder noch viele ihrer selbständigen Büchlein, wie die meisterhaft skizzirten „Lebensbilder" (1856), die „Wahren Geschichten" (1858) und die wirklich preiswürdige Erzählung „Die Stiefmutter" (2. Aufl. 1872), womit die Dichterin einem weitverzweigten Aberglauben gründlich entgegenarbeitet, dann die öfter aufgelegte Geschichte „Heinrich Findelkind" (der Gründer jenes Hospizes auf dem heut zu Tage von der Eisenbahn durchschnittenen, früher so gefahrvoll zu passirenden Arlberg); das praktische „Namen-Büchlein" (1861), das „Mancherlei" (1867), die Erinnerungen „Aus meiner Jugendzeit" (1871). Schließlich ging Isabella B. an eine Sammlung ihrer Erzählungen in zwölf Bändchen (jedes unter eigenem Titel wieder ein Ganzes) bei J. F. Schreiber in Eßlingen und neuerdings bei L. Auer in Donauwörth. Isabella B. starb am 2. Mai 1886 zu München.

Vgl. Beil. 246 d. Allgem. Zeitung v. 5. September. — Nr. 2239 d. Illustr. Zeitung, Lpz., 29. Mai 1886 (m. Porträt). — Das Verzeichniß ihrer Schriften bei Sophie Pataky, Lex. dtsch. Frauen I, 98 ff. Berlin 1898.

Hyac. Holland.

Braun: Julius B., Arzt und Badearzt, geboren 1821, † als Sanitätsrath und Badearzt in Oeynhausen am 29. August 1878, ist besonders bekannt durch sein in 5. Auflage erschienenes und in fremde Sprachen (auch ins Englische) übersetztes „Systematisches Lehrbuch der Balneotherapie", sowie durch zahlreiche andere balneologische Schriften. B. hat sich auch als Dichter und Kunstkritiker einen Namen gemacht. Aufsehen erregte namentlich seine vorzügliche metrische Uebersetzung der Hölle von Dante und das derselben beigefügte Vorwort: „Der Dichter und seine Zeit". In seinen letzten Lebensjahren wurde Braun's Thätigkeit durch anhaltende Kränklichkeit beeinträchtigt.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt VI, 543.

Pagel.

Braun: Karl B. Ritter von Fernwald, geboren am 22. März 1822, † am 20. (?) Februar 1891. B. war der Sohn eines Arztes in Zistersdorf, (Niederösterreich). Er besuchte die Gymnasien in Straßnitz und Nikolsburg, studirte Medicin 1841—46 in Wien, promovirte daselbst 1847, wurde unter Schuh's Leitung 1848 Secundärarzt im allgemeinen Krankenhause und darauf Assistent an der geburtshülflichen Klinik für Aerzte, als Nachfolger von J. Semmelweis, unter Professor Klein (1849—53). Demnächst habilitirte er sich 1853 als Privatdocent für Geburtshülfe und wurde schon im August 1853 als ordentlicher Professor der Geburtshülfe und zum Vicedirector der Tiroler Landes-Gebär- und Findelanstalt in Trient ernannt. Hier blieb er nur drei Jahre, denn im November 1856 wurde er nach Wien als ordentlicher Professor der geburtshülflichen Klinik für Aerzte berufen, nachdem er einen Ruf nach Zürich und Pavia abgelehnt hatte, 1867 und 1871 war er Decan der medicinischen Facultät, 1868/69 Rector der Universität, 1872 wurde er in den Ritterstand erhoben und 1877 zum Hofrath ernannt.

Auf seine Anregung hin wurde 1858 die Einrichtung der ersten gynäkologischen Klinik in Wien mit der ersten geburtshülflichen Klinik verbunden, deren volle Verwerthung für den Unterricht aber erst 1861 begann. B. war

ein vorzüglicher Lehrer, ein sehr gewandter Operateur, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, ein Erfinder zahlreicher praktischer Instrumente für geburtshülfliche und gynäkologische Operationen, ein ausgezeichneter Arzt und College. Wer ihn außerdem daheim und in den Bergen beobachten konnte, wird ihn als glücklichsten Familienvater ebenso wie als echten Naturfreund erkannt haben.

Von seinen Werken nennen wir nur: die mit Chiari und Spaeth herausgegebene „Klinik der Geburtshülfe und Gynäkologie" (Erlangen 1855); sein „Lehrbuch der Geburtshilfe" (Wien 1857), sein „Lehrbuch der Gynaekologie" (Wien 1881), seine Publicationen über Kaiserschnitt bei engem Becken (Wiener med. Wochenschrift 1883), seine „38 Hysteromyomotomien mit extraperitonaealer Stumpfbehandlung" (Wiener med. Wochenschrift 1887 Nr. 22 u. 25), seine Veröffentlichungen über 200 Ovariotomien mit 93,5 % Heilungen (Wiener med. Wochenschrift 1888 Nr. 4—7); außerdem schrieb er zahlreiche Arbeiten in medicinischen Journalen und war Mitherausgeber des Archivs für Gynäkologie. Seine genaue Kenntniß der Litteratur, seine reiche eigene Erfahrung, ferner das Festhalten an conservativen Grundsätzen bei exactester Beobachtung der physiologischen Vorgänge im Aufbau seiner therapeutischen Maßnahmen zeichnen seine Werke durchweg aus. Viele neue Operationsmethoden, z. B. die der combinirten Wendung, welche er bereits vor Braxton Hicks empfahl, dann die Entwicklung des nachfolgenden Kopfes, der künstlichen Frühgeburt beweisen sein hohes Interesse an der Verbesserung der operativen Technik. „Stammte C. v. Braun auch aus jener Zeit, in der die chirurgische Ausbildung weit unter dem heutigen Niveau stand, so ist es nicht genug hervorzuheben und zu bewundern, daß er im späten Mannesalter sich unter die Reihe der kühnsten gynaekologischen Chirurgen stellte und Resultate mit seinen Operationen, speciell den Laparotomien, erzielte, welche zu den allerbesten überhaupt gezählt werden müssen (Chrobak)". Von den von ihm erfundenen, noch heute vielfach in Gebrauch befindlichen Instrumenten seien nur erwähnt sein Nabelschnurrepositorium, sein Kephalothryptor, der Colpeuryntor, der Schlüsselhaken für die Decapitation, der Braun'sche Kranioklast und seine Intrauterinspritze. Schauta, sein Nachfolger, hob in seiner Eröffnungsrede am 12. October 1891 bei der Uebernahme der I. geburtshülflichen Lehrkanzel in Wien als die zwei markantesten Momente in der Thätigkeit Braun's, die seine Geistesrichtung am besten charakterisirten, hervor „die Befreiung und Selbständigmachung der Gynäkologie und die fortwährende Betonung des engen Zusammenhanges der Gynäkologie und der Geburtshilfe". In diesem Sinne hat er die Wiener Klinik geleitet und zu dem Ruhme der ersten geburtshülflichen Schule der Welt emporgehoben.

Mit der höchsten persönlichen Liebenswürdigkeit ausgestattet, gewann B. in Wien eine sociale Stellung unter den Aerzten und behauptete dieselbe nahezu 40 Jahre hindurch, wie sie in ihrer Art und Dauer ihresgleichen nicht hatte. Die vollendetsten Umgangsformen, die Milde in der Beurtheilung und vielleicht auch der Fehler Anderer, die strenge Collegialität gewannen ihm die Herzen Aller. Als 1887 die Gynäkologische Gesellschaft gegründet wurde, wählte man ihn zu ihrem Präsidenten, ein Ehrenamt, welches er bis zu seinem Tode bekleidete und mit dessen Ausübung am 17. Februar 1891 er seine segensreiche Wirksamkeit beschloß, denn am 18. Februar erkrankte er an einer Bronchitis, welcher er in wenigen Tagen erlag. — B. erfreute sich eines reichen, glücklichen Familienlebens, dem freilich auch schwere Schicksalsschläge, durch den Tod seines Sohnes Lothar und seines Schwiegersohnes Massari, nicht erspart blieben. Allein bei seinem Heimgang hatte er doch die besondere Freude, auf zwei Söhne zu blicken, die als Aerzte in seine Fußstapfen

getreten waren und sich auch bereits auf dem Felde der Gynäkologie in hervorragender Weise bethätigt hatten.

Grünfeld in Wernich-Hirsch, Biogr. Lexikon I, 562. — Schauta, Ueber den Zusammenhang der Gynäkologie mit den übrigen Fächern der Gesammtmedicin. Wien 1891. — Chrobak, Carl Braun, Wiener klin. Wochenschr. 1891, Nr. 14, und nach eigenen Erinnerungen.

F. v. Winckel.

Braun: Kaspar B., Xylograph und Verleger, geboren am 13. August 1807 zu Aschaffenburg, † am 29. October 1877, erhielt eine gründliche Bildung, absolvirte das Gymnasium seiner Heimath, bezog die unter Cornelius neuorganisirte Akademie zu München. Hier zeichnete und malte B., während er noch den Antikensaal und die Componirschule besuchte, groteske Landschaften von eigener Erfindung nach dem Vorbilde des Salvator Rosa mit Rabensteinen und Geistergesindel staffirt, nächtliche Schlachtfelder und Reitergefechte, aber auch Gauner, falsche Spieler, Zigeuner und fahrendes Volk à la Caravaggio und Callot; er versuchte sich in allen Arten der Technik, im Freskomalen und Steinzeichnen; auch xylographische Versuche wurden erprobt, obwol letztere in Ermangelung jedes tauglichen Werkzeugs, nur mit dem studentischen Federmesser executirt, sehr unbefriedigend ausfielen. Besser ging es schon mit Radirnadel und Aetzdruck (in Maillinger's Bilderchronik II, 186). Dann wurden in Form von Oelbildern wieder ritterlich-romantische Stoffe verarbeitet, da noch die Begeisterung für Friedrich Baron de la Motte-Fouqué's spornklirrenden „Sigurd", für die blauäugige „Undine" und Walter Scott's historische Romane in Blüthe stand und Karl Spindler's Stern im Steigen war. Nach solchen Anregungen malte B. ausziehende Ritter und „Reisige" mit Knappen und Trompetern, brennende Burgen, dann wieder sanftere Scenen aus Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" (1831) oder patriotische Stoffe wie „Pappenheim's Heldentod" (1832) und „Gustav Adolf's Leiche auf dem Felde zu Lützen" (1833) und anderweitige Staatsactionen, welche indessen wieder mit Landschaften und „Bauernhütten" — letztere in leiser Fühlung mit Fritz Lentner's damals schon aufkeimenden „Dorfgeschichten", wechselten. Auch übte man sich in Ermangelung höherer Aufträge mit den Bildnissen guter Freunde im Porträt oder mit Genrebildern, die freilich noch scheeläugig und von oben herab betrachtet wurden; darunter befand sich auch das lyrische „Dachkämmerchen eines armen Poeten" (1832), welches sogar die kritische Aufmerksamkeit des Stuttgarter „Kunstblattes" (1834, S. 154) erweckte und ein „Jahrmarkt in Ditfurth", ein Thema, welches B. nachträglich in den Münchener Bilderbogen (Nr. 120) nochmals aufnahm. Einen ganzen Cyklus von Illustrationen lieferte B. zu Clemens Brentano's fröhlichem Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia", die unmittelbar nach dem Willen und unter den Augen des Dichters ausgeführt, später durch Strixner auf Stein übertragen und der ersten Ausgabe (Frankfurt 1838 bei Schmerber) einverleibt wurden. Auch der von Franz Pocci und Guido Görres herausgegebene „Festkalender" brachte etliche Blätter (z. B. Heft VII, 3; VIII, 6) von Kaspar B., welcher sich längere Zeit und in verschiedenen Zwischenräumen auf Reisen herumtrieb, die Donau hinab nach Ungarland und Norddeutschland, mit allerlei Plänen, z. B. mit einer Sammlung der schönsten Schlösser und Burgen, welche in einem Prachtwerke erscheinen sollten. Und später noch finden wir ihn als Burgenbauer, wetteifernd mit dem hierin unübertrefflichen Grafen Franz Pocci, wie viele der schönsten Holzschnitte in den „Bilderbogen" und in der „Hauschronik" beweisen. Auch im Gebiete der Landschafts- und Freskomalerei bethätigte er sich, beispielsweise im Hause des Hofraths v. Dessauer, wo B.

neben Heinlein und Morgenstern zwei Fresken malte (Kunstbl. 1835, Nr. 47), um alsbald wieder zu seinen Schlachtfeldern und Bataillen zurückzukehren — eine Richtung, welche er indessen 1837 mit einer „Schlacht bei Alling" glorreich schloß. Eine Ausgabe von Lafontaine's Fabeln, welche mit Illustrationen von Grandville zu Paris in Holzschnitt erschien, erzeugte bei B. den Gedanken, diesem bei uns in arge Vergessenheit gekommenen Kunstzweig wieder zu Ansehen und Ehren zu verhelfen. In England hatte Thomas Bewick (1753, † 1828) ein neues Verfahren und neue Instrumente in Anwendung gebracht; seine Technik übertrug Charles Thompson (1791, † 1843) nach Frankreich. Während man in beiden Ländern vortreffliche Arbeiten zu Tage förderte, blieb Deutschland, welches, als das eigentliche Mutterland der Holzschneidekunst früher, doch so unvergleichliche Meisterwerke geleistet hatte, weit zurück. In Berlin war es der nüchterne Fr. Wilh. Gubitz (1786, † 1870), welcher seit 1805 die Xylographie lehrte; da er nach der Krankheit der Zeit auch Verse machte, so pflegte Zelter (wie uns wenigstens Wilhelm v. Chézy in seinen „Erinnerungen" 1863, I, 116 berichtet) von ihm boshaft zu sagen: es sei eine schwer zu lösende Frage, ob Gubitz sein Holz in Verse oder seine Verse in Holz schneide — eines wie das andere war gleich hart, trocken und unerquicklich. Als andere gleichzeitige Berühmtheiten in diesem Fach galten Fr. Ludwig Unzelmann (1799, † 1854) in Berlin, Eduard Kretzschmar (1806, † 1858) in Leipzig und der Wiener Blasius Höfel (Wurzbach, Biogr. Lexikon IX, 93), welche nach Möglichkeit dem Holzschnitt neue Bahnen öffneten. Einen Ableger davon hatte Heinrich Neuer nach München verpflanzt, wo er mit seinem Vater Thomas den vielfach an ihn von auswärts kommenden Aufträgen oblag. Er schnitt z. B. das von Moriz v. Schwind gezeichnete Titelblatt (Gambrinus) zu Spindler's „Zeitspiegel" (1831), auch die Vignetten Pocci's zu dem von Guido Görres gedichteten „Schön Röslein" (1837), viele Zeichnungen des trefflichen Alexander Strähuber und die Illustrationen zur Kunstgeschichte des Grafen Raczynski, welcher auffälliger Weise diesen seinen Gehülfen mit keiner biographischen Notiz bedenkt. Bei solcher Sachlage war es eine kühne, aber glückliche Idee Braun's, sich ganz einer Sache hinzugeben, welche die schönste Zukunft verhieß. Sich umsehend nach Verbündeten, gewann er seine beiden gleichstrebenden Freunde Tony Muttenthaler (1820, † 1870) und Johann Rehle (1814—1846) zu Schülern und Gehülfen. Mit jenem nur der Jugend eigenen Muthe und jener erstaunlichen Ausdauer begann das Triumvirat, ohne gehörige Werkzeuge und ohne jegliche Anleitung, das Unmögliche, bis B. den Vorschlag machte, lieber gleich nach Paris zu gehen und die Hülfe eines erfahrenen und tüchtigen Meisters aufzusuchen. Die dazu erforderlichen Mittel wurden durch Hofrath v. Dessauer bald beschafft und schon im Frühjahr 1838 fuhren B. und Rehle nach dem goldenen Vließ. Ein kleiner kaum 5 Centimeter haltender Holzschnitt, welcher die Porträtköpfe der beiden Reisenden in der nach „Metz" bezeichneten Diligence darstellt, beide Rauchwolken aus kurzer Pfeife blasend und mit dem Kupferstechern und Holzschneidern häufig eigenen stechenden Blick hinausschauend, verkündete den Münchenern das Gelingen dieser Sendung. Zwar wollte in dem weiten Paris den verlassenen Reisenden anfänglich der Muth sinken, als sie in den verschiedenen Künstlerateliers der deutschen Landsleute kühle Aufnahme fanden. Nun klopfte B. direct bei Grandville an, stellte sich als deutscher Künstler vor und den Zweck seiner Reise und daß er keinen anderen Wunsch hege als Henri Brevière's Schüler zu werden. Da fuhr der wackere Grandville mit seinen Schützlingen nach dem ersehnten Atelier. In dankbarer Erinnerung sprach B. immerdar von der bei diesem Meister gefundenen

freundlichen Aufnahme und Förderung. Die beiden Deutschen mußten sehr fleißig gewesen sein. Denn bald konnten sie schöne Proben ihrer Fortschritte in die Heimath senden: ein Heft in groß Quart, betitelt „Holzschnitte von —" statt der Namen steht hier das vorgenannte Conterfei der beiden Reisenden. Dieses Heft enthält mit Einschluß der Titelvignette sechs, nicht im Contourstich, sondern in sehr malerischer Wirkung gehaltene Blätter, welche von den Stadien ihrer Kunst zeugen, eine jetzt sehr werthvolle typographische Seltenheit (Paris bei Lacrampe & Comp.). In der auf den 4. April 1839 datirten Vorrede geben sie einen kleinen historischen Ueberblick und bringen ihr Dankgefühl gegen die freundlichen Gönner zum Ausdruck. Das schönste Zeugniß gab später der treffliche Brevière selbst, als er seinen Sohn Emile zu B. nach München 1841 in die Lehre schickte. — Von den 24 Holzschnitten (nach Kaulbach u. A.), womit Cotta die zwölfbändige Schillerausgabe (Stuttgart 1839) ausstattete, wurde noch ein Theil von Pariser Künstlern geschnitten, einige jedoch schon von Tony Muttenthaler und das Bild „Maria Stuart zu Füßen Elisabeths" trägt Braun's Monogramm. Er gründete nach seiner Rückkehr mit Dessauer eine xylographische Anstalt, woselbst alsbald Bestellungen und Aufträge in Fülle einliefen. Zu den ältesten Gehülfen zählten außer Rehle und Muttenthaler, Bernhard Götz, Jos. Wiesmaier (1822, † 1872), Franz Kreuzer (1819, † 1872), Jos. Blanz (1816, † 1881), Andreas Zwick, Christian Ruepprecht und viele Andere; eine große Anzahl der neueren und neuesten, berühmtesten Xylographen ist aus diesem Atelier hervorgegangen. Es war eine freudige Wahrnehmung, wie klar und sachverständig diese Künstler ihre ernste Aufgabe erfaßten: vergleicht man beispielsweise die mit einer spröden faserigen Nüchternheit von englischen Artisten xylographirten Randzeichnungen Eugen Neureuther's zu Herder's „Cid" (Stuttgart 1838) mit dem markigen contourensicheren und farbigen Schnitt, womit nach demselben Künstler Goethe's „Götz" und durch Strähuber's Copien der Schnorr-Bilder die Stuttgarter Prachtausgabe des Nibelungen-Liedes (Stuttgart 1843, das Titelbild trägt die Firma „Kaspar Braun und v. Dessauer in München") ausgestattet wurde, so zeigt sich der riesige Fortschritt, welchen die wieder erweckte deutsche Technik in kürzester Zeit errang. Später löste sich die Geschäftsverbindung mit Herrn v. Dessauer, auch der kranke Rehle schied 1845 aus dem Atelier und starb schon am 20. December 1846, und B. trat mit dem liebenswürdigen Friedrich Schneider (geboren am 10. October 1815), welcher eben in einer Regensburger Buchhandlung arbeitete und mit Glück als Jugendschriftsteller sich versucht hatte, in die neue, in kurzer Zeit weltbekannt gewordene Firma „Braun & Schneider", aus welcher alsbald die Gründung der „Fliegenden Blätter" hervorging.

Die Entstehung der „Fliegenden", deren erste Nummer am 7. November 1844 in die Welt trat, ist, wie so manches andere, gleichfalls mit Mythen überwuchert, doch dürfte jener Bericht der Wahrheit am nächsten kommen: daß die lustigen Illustrationen, womit Kaspar B. eine Zeitlang die Programme der „Frohsinn"-Gesellschaft und Liedertafel-Productionen auszustatten pflegte, durch ungetheilten Beifall auf den Gedanken führten, öfters und in zwangloser Weise dergleichen „Fliegende Blätter" in die Winde zu werfen, die von der fröhlichen Jugend sicherlich und gern eingehascht würden. Die erste, probeweise ausgegebene Nummer, welche die zwanglose Reihe eröffnete, gefiel aber so ausnehmend, daß schon nach acht Tagen die zweite folgte und so im seither eingehaltenen Tempo weiter, bis wir jetzt schon an 3000 Nummern in 114 handsamen Quartanten zählen, wahrlich eine stattliche Bibliothek! Der erste Wurf war glücklich gethan, deßungeachtet schien der Erfolg nichts weniger als sicher,

denn alles Gute reift nur bedächtig, aber unaufhaltsam. Die lieben Münchner, für welche die „Fliegenden" zunächst in Frage kamen, verwußten sich kaum, lachten aber, freuten sich auf jede weitere Folge und hatten nur eine Angst: daß wegen Mangels an Stoff der Spaß eines Tages vertrocknet sei. Aber es kam anders. Die Nummern flogen weit hinaus in die Welt und fanden überall freudigen Anklang, neuer Stoff strömte als dankbare Antwort von allen Seiten zu und wuchs der Redaction beinahe über den Kopf. Deutschland hatte vordem nichts dergleichen. Die wenigen „Pfennig- und Heller-Magazine" mit den namenlos abgeklatschten Schmierbildern waren vergessen; außer der kaum vor Jahresfrist aufgetauchten Leipziger „Illustrirten Zeitung" bestand nichts derartiges und am wenigsten im Bereiche der Laune, des Witzes und Humors. So fiel ihnen bei der damaligen politischen Langeweile ein höchst dankbares Publicum aus allen Ecken und Enden des Reiches und alsbald auch vom ganzen Ausland, so weit die deutsche Zunge reicht, zu. Die Titelvignette besagte mehr als ein langes Programm, sie blieb die Devise des Ganzen und die „Fliegenden" werden bestehen, solange eine Redaction dem daselbst angeschlagenen Prospect treu verbleibt. Sie bewahrten in allen Wechselfällen ihren guten Ton, der zur traditionellen Sitte des Hauses wurde; sie lavirten mit ungeheurem Glück und Tact durch alle die Schwankungen der Zeit; sie wurden nachgeahmt und copirt, unzählige Mal übertroffen und doch niemals erreicht. Dieser gute, bis an die äußerste Grenze des Erlaubten schweifende, dieselbe selten berührende, nie aber darüber hinausschlagende Scherz, Witz und Humor, durchwebt von sinnigem Ernst und den tiefsten Klängen aus dem Menschenherzen — das ist das ästhetische Recept und der ethische Kern und Reisepaß, welcher den „Fliegenden" immer und überall alle Leser gewann. In ihnen spiegelt sich ganz unleugbar ein guter Theil unserer politischen, socialen und culturhistorischen Zustände, sie bilden auch einen Beitrag zur Entwicklung unserer deutschen Kunst und Litteratur. Aus dem unzählbaren Chor der meist anonymen oder ungenannten Mitarbeiter und Künstler tauchen viele achtbare Namen auf, welche jetzt als Koryphäen glänzen. Kaspar B. eiferte mit dem guten Beispiel voran. Er schuf Gestalten, welche zu typischen Charakteren wurden. Wer denkt dabei nicht an die unverwüstlichen Figuren des „Eisele und Beisele", welche geradezu eines Weltrufes sich erfreuten; fand doch der weitgereiste Fr. Gerstäcker sogar in China ihr plastisches Duo in Papiermaché und die Zopfträger sprachen deutlich die Namen des Hofmeisters und seines ebenbürtigen Zöglings! Dazu kamen der europamüde „Wühlhuber", die tapferen „Heulmaier" und „Master Vorwarts". Unter seinem Stift entstanden die urkomischsten Scenen, antike Komödien und wahrhaft classische Bilderwitze. Die litterarischen Einläufe las er erst mit seinem unermüdlichen, auch dem geschäftlichen Betrieb obliegenden Freunde Fr. Schneider, später mit dessen Sohn, mit Eduard Ille und einer eigenen Commission und Jury von Richtern, welche jeden, selbst den kleinsten Beitrag, streng kritisch zu prüfen und zu begutachten haben, damit aus diesem, wie Sand am Meer anwachsenden Material ja kein Goldkorn ungesiebt verloren gehe; er schrieb eine Fluth von Briefen, bittend, mahnend, warnend, abwehrend und „dankend", letztere freilich nicht mit eigener Hand, da die Abfuhr des als unverwendbar befundenen Materials täglich einige Hundert Correspondenzen umfaßt. Vielen Künstlern stand er bei mit Rath und That, als Freund und väterlicher Anwalt; er förderte jüngere Kräfte und führte sie auf die Bahn eines ehrenvollen Strebens, geradeso wie er eine eigene Schule von Xylographen bildete, welche nicht allein zu den ältesten, sondern auch zu den achtbarsten Künstlern dieses Faches zählen.

Theilweise aus und neben den „Fliegenden" entstanden die „Münchener Bilderbogen", welche fast in alle Sprachen der gebildeten Welt übersetzt, nicht allein dem heiteren Humor dienten, sondern auch ein unvergleichliches pädagogisches Bildungsmittel wurden und jetzt in 50 Jahres-Bänden mit 1200 Nummern, die Geschichte der Kostüme, viele ethnographische und botanische Belehrung, Bilder aus dem Alterthum, Märchen, Sagen und vielen fröhlichen Schnickschnack bieten — eine wahre Fundgrube der nützlichen Unterhaltung für Jung und Alt. Der gleichen Quelle entsprangen das „Exilium melancholiae", die „Novellen-Pastete", „Herrn Petermann's Jagdabenteuer", der „Fliegende-Blätter-Kalender", die schnurrigen Bilderscherze von W. Busch, die „Stärkenden Tropfen für Solche, denen die Welt im Magen liegt", die köstlichen „Gedankensplitter", der „General Rockschößel", das lustige Handbuch für Sommerfrischler, die „Lustige Jagd", der ditto „Sport", „Rottenhöfer's Kochbuch", das „Vademecum für lustige und traurige Juristen", das, eines unerhörten Erfolges sich erfreuende Jägerbuch „O diese Dackeln!", die Ausgaben in Album-Form mit Zeichnungen nach Oberländer, Fritz Steub, Moriz v. Schwind, Spitzweg, L. v. Nagel, Marold und Harburger, ferner die Meggendorferiaden — doch wir müßten eine Geschichte der Verlagshandlung „Braun & Schneider" schreiben, um der untrennbaren Thätigkeit der beiden Freunde (vgl. übrigens den Artikel „Friedrich Schneider" A. D. B. XXXII, 123) auch nur annähernd gerecht zu werden. — B. gebot über eine bei Künstlern nicht allzuhäufig gepflegte feinere Bildung, über ein weites historisches Wissen, welches Fr. Schneider mit dem ganzen Schick eines Weltmannes theilte. Aus diesem Sinn und aus dem vielleicht mehr gefühlten als ausgesprochenen Bedürfniß, dem Humor und Witz ein Gegengewicht zu geben, reifte die Idee zur Herausgabe der „Hauschronik", jenes in Bild und Text so gleich gediegenen Werkes, welches leider nicht die verdiente Theilnahme des Publicums erwarb und deshalb nach zweibändiger Probezeit (1851 und 1852) aufgegeben werden mußte. Gleichfalls gegen Verdienst unbekannt blieb eine andere, rein fachwissenschaftliche Leistung, welchem sich B. mit außerordentlichen Opfern von Zeit und Mühe bereitwilligst unterzog. In seiner Eigenschaft als Oberzeugwart ordnete er das ganze Material und Inventar des Münchener Landwehr-Zeughauses in mustergültiger Weise und schrieb ein mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattetes Buch (München 1866), welches die urkundliche Geschichte dieser Sammlung und obwol in gedrängtem Umriß, doch zugleich die ganze historische Entwicklung der betreffenden Waffen gibt. B. liebte aber auch die alten Classiker, er erfrischte seinen Geist und Witz an der Lectüre im griechischen und lateinischen Urtext und überraschte durch schlagende Citate, für deren Wörtlichkeit er immer die Wette gewann. Die gute Manier, womit B. seine jeweilige Ueberzeugung rückhaltlos darzulegen verstand, gewann ihm nicht nur die Gunst, sondern, wie der edle, sich dadurch selbst ehrende hohe Herr bei jeder Gelegenheit zu betonen pflegte, die Freundschaft des Herzogs Maximilian in Baiern. B. war über ein Decennium beinahe der ständige Gast jener kleinen Symposien, welche, durch fesselndes, freimüthiges Gespräch, Musik und Gesangeskunst belebt, jedem Ehrengaste in dankbarer, angenehmer Erinnerung bleiben. An einem dieser Abende reifte u. a. der Plan: jene beinahe verschollenen Weisen und Melodien, welche zur früheren Poesie des Reisens und der Reisenden gehörten, von kundiger Hand genotirt, festzuhalten, ehe sie ganz aus der Erinnerung der Zeitgenossen verschwinden. So entstanden die mit Holzschnitten ausgestatteten „Posthorn-Klänge für das chromatische Horn von Herzog Maximilian in Baiern", mit Text von Karl Stieler (München 1869).

In steter Arbeit saß Kaspar B. Jahr um Jahr an seinem Tische in dem traulichen Redactionsstübchen, welches mit seinem malerischen Habitus und Urväterhausrath der wackere Fröhlich mit der Porträtfigur Braun's so glücklich zeichnete (vgl. „Daheim", Leipzig 1868, IV, 373). Da starb nach sechzehnjähriger Ehe, in dem Kreise blühender Kinder, unerwartet und plötzlich Braun's treffliche Gattin. Im J. 1864 verschied Fr. Schneider, der treuverbundene Freund und Mitarbeiter, der anscheinend so ferngesunde, rüstige Jäger, der eine lange Lebensdauer versprechende stattliche Mann. Von da an war B. gebrochen. Wohl fand er Ersatz in der eigenen Familie, brave Schwiegersöhne kamen und fröhliche Enkel. Die Söhne Schneider's, welche in dessen Fußtapfen traten, ehrten und liebten den Freund ihres Vaters in rührender Weise; auch Braun's gleichnamiger Sohn folgte den Traditionen des Hauses. Aber B. war verändert. In verdoppelter Arbeit suchte er Trost und Genügen. Trotz eines unverkennbaren Herzleidens gönnte er sich keine Erholung. Sein eisernes Pflichtgefühl hielt ihn aufrecht. Aber selten blitzte das alte Feuer des Humors in die Höhe, ein schwacher Nachklang jener früheren stürmischen, alles mit sich reißenden Lustigkeit, welche Blasen werfend, perlend und schäumend ihn ehedem zum lebendigen Mittelpunkt jeder Gesellschaft machte. Nur die rollenden Augen blieben ihm, womit er über die Brille hinweg jeden Neuling durchzuglühen und zu durchbohren schien und die doch gleich darauf den Verblüfften mit einer solchen Fülle und Tiefe von Güte, Wohlwollen und Theilnahme überstrahlten. Es gab auch mancherlei Feste und Jubiläen, z. B. der tausendsten Nummer, des fünfzigsten Bandes, des siebenzigsten Lebensjahres. B. behielt bei der größten geistigen Thätigkeit eine beispiellose Ruhe; er übte, frei von jeder Pedanterie, seine bis ins kleinste gehende Umsicht, Sorgfalt und peinliche Gewissenhaftigkeit, bis nach schweren Leiden am 29. October 1877 sein Leben erlosch.

Vgl. die zahlreichen Aufsätze zur Geschichte der Fliegenden Blätter und ihrer Mitarbeiter in der „Gartenlaube", im „Daheim", „Vom Fels zum Meer" 1893, XIII. Bd., 5. Heft, S. 409 ff. und in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Leipzig, Nov. 1898, „Ueber Land und Meer" 1894, XXI, 364, Lützow's Zeitschrift 1867, S. 216 ff. u. dgl., dazu viele Nekrologe z. B. in Beilage 312 der Allg. Ztg. v. 8. Nov. 1877, in Nr. 1796 der „Illustr. Zeitung", Leipzig, 1. Dec. 1877. — Franz Dennerlein, Die Münchener Bilderbogen als Unterrichtsmittel. München 1872. — Fr. Th. Vischer, Altes und Neues, 1881. I, 107 ff. — M. Schasler, Die Schule d. Holzschneidekunst, 1866. S. 163. — Nagler, Monogrammisten, 1858. I, 956. — Kutschmann, Gesch. d. deutschen Illustration, 1901. Hyac. Holland.

Braun: Reinhold B., Genre- und Pferdemaler, geboren am 25. April 1821 zu Altensteig in Württemberg, studirte an der Lateinschule zu Schwäbisch-Hall, seit 1837 an der Gewerbe- und Kunstschule zu Stuttgart, wo er die Lithographie erlernte und bei jeder Gelegenheit, bei Exercitien und Truppenübungen, Pferdestudien betrieb und sich im Oelmalen ausbildete. In München übten Karl Fr. Heinzmann und Joh. Friedrich Voltz, ersterer als Soldatenzeichner, letzterer als Thiermaler, großen Einfluß auf B., welcher sich indessen vergeblich bemühte, während des Krieges in Schleswig-Holstein als Schlachtenmaler zugelassen zu werden. Dagegen erhielt er eine Einladung, im Hauptquartier des damaligen Prinzen von Preußen theilzunehmen an den strategischen Operationen gegen den badischen Aufstand (1849). B. war Zeuge der Belagerung von Rastatt; nach Uebergabe der Festung malte er den Prinzen und sein Gefolge in einem großen Aquarell, und für den Prinzen Friedrich Karl von Preußen unter anderen Bildern auch die Darstellung des

Husarengefechts bei Wiesenthal, in welchem der Prinz einen Angriff auf die badischen Insurgenten mit Erfolg ausführte. Von der damaligen Kronprinzessin Olga von Württemberg nach Stuttgart geladen, schuf B. einen ganzen Cyklus von Genrebildern aus dem schwäbischen Volksleben mit dessen echten Trachten, Gebräuchen und Sitten. Die feine Zeichnung, naturwahre Farbe und delicate Ausführung, insbesondere seine Pferdebilder, verschafften ihm bald den Ehrennamen eines „schwäbischen Wouwermann". Aus seinen Weidebildern, Jahrmärkten, ländlichen Festen, den Brunnen-, Haus- und Familienscenen, wie z. B. aus der „Abfahrt zur Taufe", lacht die ganze grundehrliche Gemüthlichkeit des schwäbischen Stammes in voller Frische, von welcher B. auch nach seiner Uebersiedlung nach München (1872) nicht das geringste einbüßte. Seine im Münchener Kunstverein regelmäßig ausgestellten Aquarelle fanden immer ein dankbares Publikum, so z. B. „Kosaken mit erbeuteten Pferden" (1846), ein „Pferdemarkt" (1851), eine „Scene vor einer Dorfschenke" (1852), ein „Schwäbischer Kirchweihtanz" (1853), eine „Wirthshausscene" (1854), „Dorfschmiede" (1856), „Erntefest" (1858) und „Schwäbisches Wirthshaus" (1860); ebenso beliebt wurden seine Oelbilder: „Morgen auf dem Lande" (1864), „Am Dorfbrunnen" (1869), eine „Schmiede" (1871), „Pferde auf der Weide" (1873), „Scene vor einem Dorfwirthshaus" (1874), „Pferde vor einer Bauernschenke" (1876), dann 1878 das liebenswürdige kleine Bildchen „Aus vergangener Zeit" (in einer schwäbischen Reichsstadt). Sie wurden durch Photographie und Holzschnitt (insbesondere in „Ueber Land und Meer", in der „Illustr. Welt" u. s. w.) vielverbreitet und volksthümlich. Zwischendurch kamen „Pferdeställe" in ziemlicher Anzahl, welche auch den Nicht-Hippologen durch ihre Wahrheit und Vertrautheit mit den alten Niederländern fesselten. Während sein Name nach auswärts guten Klang erhielt, hatte er als Lehrer und Leiter seines jüngeren Bruders Louis Braun (geb. 1836) die neidlose Freude, dessen meteorschnelles Aufsteigen und dessen glänzende Erfolge als Schlachten- und Panoramamaler zu erleben. Dagegen traf ihn außer dem 1876 erfolgten Verlust seiner Frau Mary Deane aus Utika (New-York) das Unglück, von einem Augenleiden heimgesucht zu werden, welches ihm nur in nächster Unmittelbarkeit und mit kleinster Peripherie der Sehweite, die Ausübung seiner Kunst ermöglichte. Desto unbegreiflicher und staunenswerther bleibt die feine Haltung seiner Bilder, welche er nicht zu überschauen vermochte und nur durch die Sicherheit seiner Erinnerung in die gehörige Stimmung brachte. Der wegen seines edlen, biederen Charakters und seiner Bildung geschätzte Maler erlag am 21. Januar 1884 nach langen Leiden einer Rückenmarkkrankheit.

Nekrolog in Beilage 67 der Allgem. Ztg. vom 7. März 1884. — Kunstvereinsbericht für 1884, S. 67. — Müller-Singer, 1895. I, 173. — Fr. v. Böttticher, Malerwerke, 1895. I, 131. Hyac. Holland.

Braun: Samuel B., der erste wissenschaftliche deutsche Reisende, welcher größere Theile Afrikas, insbesondere Westafrika besuchte, ist am 19. März 1580 in Basel geboren. Er erlernte die Chirurgie und ließ sich nach vollendetem Studium in seiner Vaterstadt als Wundarzt nieder. Im Frühjahr 1611 begab er sich nach Amsterdam und erhielt dort bei einem Meister seiner Kunst Beschäftigung. Als er hier die großen Kauffahrer im Hafen liegen und täglich ein- und ausfahren sah, bekam er Lust zu reisen und nahm deshalb eine Stelle als Arzt auf einem mit Tauschwaaren beladenen Handelsschiffe an. Dasselbe fuhr zunächst nach der Loangoküste und dann nach der Kongomündung, betrieb einen gewinnreichen Tauschhandel mit den Eingeborenen, blieb solange in den verschiedenen Küstenhäfen, bis es eine volle Ladung eingenommen hatte, und

kehrte dann nach einem Gefecht mit spanischen Schiffen nach Holland zurück. Nachdem sich B. in Amsterdam von den Beschwerden dieser Reise hinlänglich erholt hatte, trat er im März 1614 eine zweite Fahrt als Schiffsarzt an. Sein Ziel war wiederum Westafrika. Er segelte an der Sierra Leone-, Pfeffer-, Elfenbein-, Gold- und Sklavenküste hin und hielt sich längere Zeit in dem Hafenplatz Benin nördlich von der Nigermündung auf. Nachdem sein Schiff mehrere Kämpfe mit Spaniern und Portugiesen bestanden hatte, begab es sich nach den Inseln Principe und S. Thomé, besuchte dann verschiedene holländische Niederlassungen an der Küste von Oberguinea und kam hierauf im Mai 1616 wohlbehalten wieder in Amsterdam an. Im Hafen traf B. ein anderes Schiff, das soeben nach Afrika abreisen, aber zuvor noch einen Arzt aufnehmen wollte. Ohne sich lange zu besinnen, meldete er sich für diese Stellung und fuhr ab, jedoch verlief die Reise unglücklich. Das Schiff strandete an der portugiesischen Küste, B. rettete mit Mühe sein Leben und wurde von den Eingeborenen freundlich aufgenommen und verpflegt. Nachdem er sich von dem Unfall erholt hatte, begab er sich nach Lissabon und fand hier Unterkunft bei einem deutschen Collegen. Da ihm aber das Leben in Portugal nicht gefiel, fuhr er auf einem holländischen Schiffe zunächst nach Venedig, bestand im Mittelmeere schwere Kämpfe mit türkischen, spanischen und französischen Seeräubern und kehrte dann nach Amsterdam zurück, wo er im August 1617 eintraf. Indeß ließ er sich durch die schlimmen Erfahrungen dieser 3. Reise von weiteren Fahrten nicht abhalten. Bereits im Herbst desselben Jahres erhielt er eine Anstellung als Regierungsarzt in dem holländischen Castell Nassau an der Goldküste. Nach stürmischer und gefährlicher Fahrt traf er hier ein, fand aber von der gesammten Besatzung nur noch 20 Mann am Leben, alle übrigen hatte das Fieber dahingerafft. Er hatte nun viele und beschwerliche Arbeit, da die mit ihm eingetroffenen frischen Truppen bereits nach kurzer Zeit vom Fieber ergriffen wurden. Er selbst litt heftig daran, ebenso an einer in der dortigen Gegend sehr verbreiteten Wurmkrankheit. Nachdem er fast drei Jahre gedient und sich eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner verschafft hatte, kehrte er aus Gesundheitsrücksichten im August 1620 nach Amsterdam zurück. Er wollte sich nun nach Deutschland begeben, doch schreckte ihn die Kunde von den Wirren des deutschen Krieges ab, und er nahm wiederum Dienste auf einer holländisch-englischen Flotte von 44 Kriegsschiffen, welche gegen die Barbaresken und die französisch-spanischen Seeräuber im Mittelmeer kämpfen sollte, die in der letzten Zeit über 90 holländische Schiffe gekapert und ausgeplündert und gegen 6000 Holländer in die Sklaverei nach Algier und Tunis verkauft hatten. Die Flotte fuhr im October 1620 von Amsterdam ab, wurde jedoch bereits im Kanal durch einen Sturm zerstreut. Das Schiff, auf dem sich B. befand, begab sich trotzdem nach dem Mittelmeer, kreuzte hier längere Zeit, zerstörte mehrere Seeräuberschiffe und landete in verschiedenen Hafenorten. Im August 1621 geleitete es eine holländische Handelsflotte nach Amsterdam zurück. B. war nun nach zehnjähriger Dienstzeit des Reisens überdrüssig. Als er hörte, daß der Religionskrieg in Deutschland sich nicht bis in seine Schweizer Heimath ausgebreitet hätte, kehrte er nach Basel zurück, ließ sich hier als Wundarzt nieder, erwarb das Bürgerrecht und begann eine Beschreibung seiner fünf Seereisen auszuarbeiten. Als das Werk vollendet war, ließ er es 1624 in Basel erscheinen. Es erregte Aufsehen und wurde deshalb 1625 zu Frankfurt im Anhange zum 1. Bande der bekannten de Bry'schen Reisesammlung India orientalis (Kleine Reisen) in deutscher und lateinischer Ausgabe, sowie 1626 zu Nürnberg als 19. der berühmten 26 Schifffahrten des Ver-

legers Levinus Hulsius nachgedruckt. Es gibt in ansprechender naiver, gelegentlich etwas übertreibender Darstellungsweise gute, wenn auch zuweilen durch den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit des Verfassers getrübte Schilderungen der westafrikanischen Eingebornen, ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und Beschäftigung, ihrer Sitten und Lebensweise, ihres Handels, ihrer Kriegführung und ihrer religiösen Vorstellungen, sowie der Thier- und Pflanzenwelt der Guineaküste und verdient als die älteste selbständige und auf eigener Kenntniß beruhende deutsche Schrift über jene Gegenden immer noch Beachtung. Nach der Veröffentlichung dieses Werkes widmete sich B. ganz seiner Praxis. Er ließ sich in die Innung zum goldenen Stern aufnehmen, in der die Chirurgen zünftig waren, und erwarb sich durch seine Geschicklichkeit und Erfahrung bald allgemeine Achtung, sodaß er zum Mitglied des Zunftvorstandes und Vertreter der Zunft im Großen Rath, später auch zum Säckelmeister und endlich zum Obermeister der Zunft erwählt wurde. Auch die städtischen Behörden schätzten seine Tüchtigkeit. Sie ernannten ihn zum Spitalchirurgen, zum Hebammenherrn und zum Vermögensverwalter des aufgehobenen Klosters Gnadenthal. Am 31. Juli 1668 beschloß B. in hohem Alter sein inhaltreiches Leben.

Camus, Mémoire sur la collection des Grands et Petits Voyages, S. 186—89. — Asher, Bibliographical Essay on the collection of voyages and travels, edited and published by Levinus Hulsius, S. 88—90. — Tiele, Bibliographische Adversaria 1, 47. — Henning, Samuel Braun. Basel 1900.

Viktor Hantzsch.

Braune: Christian Wilhelm B. wurde am 17. Juli 1831 in Leipzig geboren. Sein Vater war der Professor der Arzneimittellehre an der Universität Albert B., die Mutter, Louise geb. Vogel, war aus der Verlagsbuchhandlung F. C. W. Vogel daselbst. Sein Vater war zugleich praktischer Arzt, er starb schon 1848 und hinterließ drei Kinder. Die Mutter war fein gebildet und musikalisch, welche Begabung auf B. übergegangen ist. Er besuchte 1845—1851 die Fürstenschule in Grimma; von 1851 an studirte er in Leipzig Medicin, zwei Semester auch in Göttingen bei Wöhler und W. Weber und ein Semester in Würzburg bei Virchow. Im J. 1856 wurde er am 19. Juli in Leipzig zum Dr. med. promovirt; die Inauguraldissertation („De cutis facultate jodum resorbendum", Lipsiae) betraf die Resorption des Jod durch die Haut. Bald darauf wurde er Assistent an der medicinischen Klinik in Leipzig bei Wunderlich, machte im Sommer 1857 mit Hülfe eines Stipendiums eine wissenschaftliche Reise nach Prag, Wien und Berlin und erhielt Ende 1857 die chirurgische Assistentenstelle an der Klinik von Günther. Im Sommer 1860 habilitirte er sich an der Leipziger Universität als Privatdocent für Chirurgie. Dann unternahm er 1862—63 mehrfache Reisen, um im Auftrage des königl. sächsischen Ministeriums die Einrichtungen verschiedener Staaten für den Unterricht von Militärärzten zu sehen, nebenbei wie es scheint, auch anatomische Sammlungen, mit Rücksicht auf eine große Monographie über die Doppelbildungen und angeborenen Geschwülste der Kreuzbeingegend, die 1862 erschien (Leipzig 1862, 4°, mit 20 Tafeln). Es ist dies eine umfangreiche, sehr sorgfältige Arbeit und sowohl von pathologisch-anatomischem als chirurgischem Interesse. B. hielt im Anfange Vorlesungen über Bandagenlehre, chirurgische Diagnostik und über topographische Anatomie. Zugleich beschäftigte er sich von 1863—72 mit ärztlicher, auch chirurgischer Praxis und verheirathete sich 1863 mit einer Tochter von E. H. Weber, wurde Assistent an der anatomischen Anstalt in Leipzig und bei chirurgischen Operationscursen. Neben topographischer Anatomie und Operationslehre las

er über Kriegschirurgie und machte 1864 als freiwilliger Arzt den Feldzug in Schleswig-Holstein mit. Am 12. Mai 1866 wurde er zum außerordentlichen Professor der Kriegsheilkunde und topographischen Anatomie ernannt. Von 1867—71 hielt er Operationscurse in topographischer Anatomie für ältere Mediciner. Während des Krieges von 1866 war er in Böhmen bei den Schlachten von Jičin und Königgrätz und nachher in den Kriegslazarethen thätig. Im französischen Kriege 1870—71 begleitete er als consultirender Generalarzt im kgl. sächsischen Armeecorps das Hauptquartier des letzteren. Am 9. März 1872 wurde er zum ordentlichen Professor der topographischen Anatomie in Leipzig ernannt. Diese seine Stellung als Anatom in Leipzig bekleidete er neben dem gleichzeitig aus Basel berufenen Professor der Anatomie W. His in vortrefflichster Harmonie; es ist ein musterhaftes Beispiel vollständiger Uebereinstimmung und gegenseitiger Ergänzung bis zu Braune's Tode geblieben. Er starb am 29. April 1892 nach fünftägigem Erkranktsein an Lungenentzündung: früher hatte er Venenentzündungen am Bein durchgemacht. Bis zuletzt war er ein eifrig thätiges und überaus nützliches Mitglied der Commission für anatomische Nomenclatur, die auf Anregung von His und Waldeyer unter Beihülfe vieler gelehrter Gesellschaften es unternommen hatte, Ordnung in das unglaubliche Chaos synonymer anatomischer Bezeichnungen zu bringen, die bis zum heutigen Tage das Gedächtniß der Lehrer wie der Studirenden der Medicin in vollkommen unnützer Weise belasten. Die Vollendung dieses ausgedehnten Werkes im J. 1896 sollte B. nicht mehr erleben.

B. war der letzte und bedeutendste unter den topographischen Anatomen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf deutschen Universitäten diesen Abschnitt selbständig vertreten hatten; von den dahingeschiedenen sollen außer ihm hier nur R. Hartmann (Berlin), Henke (Tübingen), Joessel (Straßburg i. E.), Rüdinger (München) genannt werden. Wie es zusammenhängt, daß diese Stellungen nach kurzer Blüthezeit wieder eingegangen sind, kann nur aus der Entwicklung der Anatomie überhaupt erklärt werden. — Es war bis zur Mitte des Jahrhunderts die descriptive Anatomie eine in sich abgeschlossene Wissenschaft, höchstens hier und da mit der pathologischen Anatomie an kleineren Universitäten verbunden. Nun trat um jene Zeit die Histologie zufolge der verbesserten Mikroskope in den Vordergrund und dann kamen die Entwicklungsgeschichte und vergleichende Anatomie hinzu, um in ungeahnter Weise die Gründe der Erscheinungen aufzudecken, nämlich Erläuterungen zu geben, weshalb an dieser und jener Körperstelle z. B. die Lage der Organe oder der Verlauf von Blutgefäßen und Nerven so geworden ist, wie er sich thatsächlich zeigt. Für den wissenschaftlichen Anatomen, dessen Specialarbeiten natürlicher Weise sich jenen fast ganz neu eröffneten Gebieten zugewendet hatten, trat die praktische Anatomie, namentlich die chirurgisch-topographische Seite ebenso naturgemäß mehr und mehr zurück. Es ist hervorzuheben, daß bis zur Mitte des Jahrhunderts ein so wichtiges Fach wie die Chirurgie noch hier und da mit der Anatomie vereinigt war. So lag es wenigstens für die Ministerien nahe, erledigte Stellen mit je zwei Professoren der Anatomie zu besetzen, von denen der Eine Histologie, Entwicklungsgeschichte, vergleichende Anatomie ganz oder theilweise vertreten, während der Andere sich vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich der chirurgisch-topographischen Seite zuwenden sollte. Denn die letztere hatte für das nicht-medicinische Publicum offenbar mehr praktisches Interesse als die Phylogenese und die Ontogenese. Von dieser scheinbar zweckmäßigen Einrichtung von je zwei Professuren, die übrigens nur in Straßburg, Leipzig und München einander gleichberechtigt

coordinirt waren, ist man neuerdings wieder zurückgekommen. Einerseits ist das Leichenmaterial zu sparsam geworden, besonders gegenüber der enormen Zunahme studirender Mediciner auf allen deutschen Universitäten und andrerseits stößt eine Vertheilung der Räume anatomischer Institute und ihrer sonstigen Hülfsmittel immer auf Schwierigkeiten, wenn nicht sehr große Verhältnisse und persönlich freundschaftlichste Beziehungen zwischen den beiden Dirigenten darüber hinweghelfen. So ist es gekommen, daß B. als einer der letzten wesentlich topographischen Anatomen oben bezeichnet werden durfte. Infolge der neuen medicinischen Prüfungsordnung werden diese Dinge sich vielleicht anders gestalten.

Sein Bildungsgang, wie er vorhin dargelegt wurde, insbesondere seine ausgedehnten chirurgischen Kenntnisse kamen ihm in seinem Specialfache selbverständlich sehr zu statten. Bis zu seiner Ernennung zum Professor hatte er außer den obengenannten nur einige kleinere Aufsätze zum Theil pathologischen Inhalts veröffentlicht. Von da an waren seine anatomischen Publicationen im Anfange rein topographischer Natur. Hier steht sein epochemachendes Werk voran: „Topographisch-anatomischer Atlas, nach Durchschnitten an gefrorenen Cadavern" (31 Tafeln in Folio, Leipzig 1867—72 und 3. Auflage 1886—88). Dazu (1875) eine kleinere Ausgabe in Quartformat, die ins Englische übersetzt worden ist (1877). Die abgebildeten Präparate sind eine Zierde der Leipziger anatomischen Sammlung, und in der Durchführung der Gefriermethode, d. h. der Durchsägung gefrorener Leichen in bestimmten Richtungen für topographisch-anatomische Zwecke hat B. unzweifelhaft die Priorität vor Rüdinger, der erst 1870 in München sich mit analogen Untersuchungen beschäftigte. Vorangegangen waren hierin, abgesehen von De Riemer (1818) und Ed. Weber (Gelenke, 1836), der Russe Pirogoff (Anatome topographica sectionibus per corpus humanum congelatum triplici directione ductis illustrata. Petropol. 1853—59. Mit ca. 200 Tafeln) und der Franzose Le Gendre (Anatomie chirurgicale homalographique. Paris 1858). Während nun diese beiden ersten Versuche in den betreffenden Abbildungen mehr geeignet erschienen, auch dem Erfahrenen gleichsam anatomische Räthsel aufzugeben, zeichnet sich der Atlas von B. nicht nur durch die Lebensgröße, sondern namentlich durch die sorgfältig systematische Führung der Sägeschnitte, die Naturtreue und künstlerische Eleganz aus, so daß seine Abbildungen zu den am meisten instructiven zu rechnen sind. Für die Geburtshülfe sind zwei auf derselben Methode beruhende Monographien von Interesse: „Die Lage des Uterus und Fötus am Ende der Schwangerschaft" (10 Tafeln, Folio, Leipzig 1872) und „Gefrierdurchschnitte in systematischer Anordnung durch den Körper einer Hochschwangeren" (mit Professor Zweifel. 12 Tafeln, Folio, Leipzig 1890). Während nun B. anfangs wie gesagt Vorlesungen über topographische Anatomie und besondere topographisch-anatomische Präparirübungen gehalten hatte, in denen seine Begabung als Lehrer sich besonders geltend machte, theilte er sich später mit His auf die Weise in die descriptive Anatomie, daß B. die Osteologie, Myologie, Angiologie nebst den betreffenden Präparirübungen zufielen. Mit His zusammen verfaßte er einen Leitfaden für die Präparanten (Leipzig 1883) und gab 1876—1877 die Zeitschrift für Anatomie und Entwickelungsgeschichte heraus, die dann in der anatomischen Abtheilung des Archivs für Anatomie und Physiologie nach des bisherigen Herausgebers (Reichert) Tode ihre Fortsetzung fand. Eine Anzahl kleinerer Aufsätze, größtentheils topographisch-anatomischen Inhaltes sind darin mitgetheilt. Einen ganz anderen Charakter tragen eine große Zahl von Arbeiten, die als physiologisch-anatomisch bezeichnet werden können. Mit dem Auftreten der physikalischen

Physiologie seit der Mitte des Jahrhunderts, als Brücke, Du Bois-Reymond, Ludwig die Bahn gebrochen, glaubte man von der Anatomie Aufschluß hoffen zu können, welche Leistungen die Knochen und Gelenke in mechanischer, die Blutgefäße in hydraulischer Hinsicht u. s. w. zu vollbringen vermöchten. Solche Untersuchungen sind nicht denkbar, ohne das Experiment und die Rechnung zu Hülfe zu nehmen. Was die Gefäße anlangt, so wendete sich B. dem so außerordentlich variablen und deshalb schwer auf die entscheidenden Verhältnisse rückführbaren Venensystem zu. Hierher gehören: „Die Oberschenkelvene des Menschen" (Leipzig 1871, mit 6 Tafeln), ferner: „Beiträge zur Kenntniß der Venenelasticität" (Festschrift für C. Ludwig, 1873), sowie „Die Venen der menschlichen Hand" (Leipzig 1873, mit 4 Tafeln) und „Das Venensystem des menschlichen Körpers". I: Vordere Rumpfwand (mit Fenwick), (Leipzig 1855, mit 4 Tafeln), II: Die Venen des menschlichen Fußes und Unterschenkels (mit P. Müller), (1899, mit 4 Tafeln), sämmtlich auf gelungene Injectionen und Versuche gegründet. Die Mechanik der Gelenke, ein Gebiet, das früher theilweise der Physiologie zugewiesen wurde, weil die Bewegungserscheinungen am Lebenden nicht außer Acht gelassen werden dürfen, hat B. in Verbindung mit Mehreren behandelt. Zuerst die Mechanik des Ellenbogengelenkes (mit Kyrklund) 1879, dann die Promotion und Supination des menschlichen Vorderarmes und der Hand (mit Flügel) 1882; am wichtigsten aber wurde das Zusammenwirken mit Prof. O. Fischer, einem Mathematiker vom Fach. Hierher gehören die Untersuchungen über die Gelenke des menschlichen Armes (1885, 1887), über den Antheil, den die einzelnen Gelenke des Schultergürtels an der Beweglichkeit des menschlichen Humerus haben (1888), ferner über die Rotationsmomente der Beugemuskeln am Ellenbogengelenke des Menschen (1889), sodann über die Methode der Bestimmung von Drehungsmomenten (Archiv f. Anatomie 1889; gegen E. Fick), über den Schwerpunkt des menschlichen Körpers mit Rücksicht auf die Ausrüstung des deutschen Infanteristen (1889), endlich über die Bewegungen des Kniegelenkes nach einer neuen Methode am lebenden Menschen gemessen (1891) und Nachtrag dazu (Anat. Anzeiger 1891, VI, 432). Die größeren Arbeiten auf diesem Gebiete sind in den Abhandlungen der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Bd. XIII—XVIII erschienen, außerdem kleinere Aufsätze in dem genannten Archiv f. Anatomie. Im ganzen liegen 49 Publicationen vor, zu denen noch etwa 20 von Schülern, die unter ihrem eigenen Namen schrieben, hinzukommen. Die Arbeiten über Gelenke werden von den Fachgenossen verschieden beurtheilt, da sie an mehreren Punkten mit den bisher angenommenen physikalischen Grundlagen der Gelenkmechanik in Widerspruch treten. Die Entscheidung kann erst von der Zukunft erwartet werden; jedenfalls ist es zu bedauern, daß B. aus einem Arbeitsgebiet, dem er die letzten 15 Jahre seines Lebens gewidmet hat, vorzeitig abberufen wurde. Er hatte neue und möglichst exacte Untersuchungsmethoden für seine Zwecke erst schaffen müssen.

B. war ein äußerst bescheidener, liebenswürdiger Charakter und dem Verfasser seit 1862 befreundet; er scheint geneigt gewesen zu sein, seinen jüngeren Mitarbeitern hier und da von seinem eigenen Verdienst etwas reichlich zu überlassen.

K. v. Bardeleben, Anatomischer Anzeiger 1892, VII, 440 u. 476. — W. His, Archiv f. Anat. u. Physiol., Anat. Abth., 1893, S. 231. Mit e. Porträttafel. — W. His, Anatom. Anzeiger 1897, XIII, 331.

Wilh. Krause.

Braunfels: Ludwig B., geboren zu Frankfurt a. M. am 22. April 1810, † ebenda am 25. September 1885, besuchte das Philanthropin, dann

das Gymnasium, studirte in Heidelberg Philologie und Philosophie, mußte dann sein Studium unterbrechen und trat in die Redaction der Rhein- und Moselzeitung in Coblenz ein. Nach deren Unterdrückung ging er nach Bonn um Jurisprudenz zu studiren und ließ sich 1840 als Advocat in Frankfurt nieder, wo er bald durch seine Denkschärfe und sein erfolgreiches Auftreten vor Gericht eine angesehene Stellung sich erwarb. Seine dichterische Begabung trat schon früh in Uebersetzungen und in selbständigen Dichtungen auf, die meist in Zeitschriften zerstreut sind: ein Trauerspiel, „Agnes", das in Frankfurt aufgeführt wurde, existirt als Manuscript für die Bühne gedruckt. Seine politische Neigung machte ihn zu einem wichtigen Förderer der „Frankfurter Zeitung", für die er eine große Zahl politischer Artikel schrieb. Dabei war er rastlos auf litterarischem Gebiete thätig. In feiner und eigenartiger Auffassung schrieb er für die von Otto Müller und Theodor Creizenach in Frankfurt herausgegebene „ästhetische Wochenschrift", das „Frankfurter Museum", die Theaterberichte. In selbständigen Schöpfungen trat der vielseitige Mann hervor in seinem Werk „Die Mainufer und ihre nächsten Umgebungen. Mit 54 Stahlstichen, nach Originalaufnahmen von Fritz Bamberger" (Würzburg, ohne Jahr). Er übersetzte das Nibelungenlied und gab Urtext und Uebersetzung zusammen heraus („Der Nibelunge Not. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung nebst Einleitung und Wörterbuch". Frankfurt a. M. 1846). Seine bedeutendste und bleibende Thätigkeit entfaltete er auf dem Gebiete der spanischen Litteratur. Er übersetzte und bearbeitete spanische Dramen („Dramen von und aus dem Spanischen", 2 Theile, Frankfurt a. M. 1856; „Die Liebe als Arzt" von Tirso de Molina [Pater Gabriel Tellez]). Bald aber fesselte ihn sein Interesse an Don Quijote und die mit dieser Dichtung zusammenhängende Frage. Er sammelte die Litteratur dafür und scheute für diese Specialbibliothek innerhalb seiner großen Büchersammlung keine Kosten, so daß er die seltensten Werke zusammenbrachte: diese kostbare Bibliothek erwarb nach seinem Tode die kgl. Bibliothek in Berlin als Ganzes mitsammt dem von B. verfaßten „Catalogue raisonné". Das Ergebniß dieser Studien zeitigte als Vorarbeit das Werk: „Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien" (Leipzig 1876). Sein Hauptwerk sollte eine kritische Ausgabe des Don Quijote werden. Ein vollständiger Commentar, der unter dem Texte sprachliche und grammatische Erklärungen sowie die Lesarten enthalten sollte, dem spanischen Texte gegenüber eine neue Uebersetzung und nach jedem Capitel sachliche „Erläuterungen" waren dazu bestimmt, ein vollständiges Compendium über die Don Quijote-Litteratur an der Hand eines reinen Textes und einer richtigen und guten Uebersetzung zu werden. Von diesem Lebenswerk liegen 15 Druckbogen in Großquart vor, die bis zum Anfang des 6. Capitels des ersten Theiles reichen: der Verfasser mußte abbrechen, da für die Vollendung der Arbeit in solcher Fortführung bei der ihm eigenen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit auch das längste Leben nicht gereicht hätte. Glücklicher Weise führte er, als er sich beschränken mußte, wenigstens die Uebersetzung vollständig aus: sie ist, reich mit sachlichen und sprachlichen Erläuterungen ausgestattet, in der „Deutschen Hand- und Hausbibliothek" von W. Spemann erschienen („Der sinnreiche Junker Don Quijote von la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen", 4 Bände). Sie ist ein von der Wissenschaft unbestritten anerkanntes Meisterwerk, wie es nur der gründlichsten Kenntniß der Sprache, der Zeit, des Landes und des Volkes, dem eingehendsten und liebevollsten Studium entspringen kann. Das Lesepublikum hat den Werth dieser auch die deutsche Sprache meisterhaft handhabenden, alle früheren

Versuche weit überholenden Uebersetzung noch nicht so erkannt, daß der Don Quijote deutsch in keiner anderen Uebersetzung sollte gelesen werden. Von Seite Spaniens wurden die Verdienste des zum spanischen Consul in seiner Vaterstadt ernannten juristischen Fachmannes und Sprachgelehrten in hohem Maaße anerkannt. In Deutschland hat sich B. sowol in der romanistischen Wissenschaft als auch unter den Förderern der Weltlitteratur eine bleibende Bedeutung errungen. Veit Valentin.

Braunmüller: Benedict B., Benedictiner, Abt von Metten, Historiker, geboren am 12. März 1825 zu Rötz in der Oberpfalz, † am 12. Juni 1898 zu München. (Sein Taufname war Anton.) Er besuchte das Gymnasium zu Regensburg bis 1845, absolvirte in den beiden folgenden Jahren am Lyceum daselbst die philosophischen Studien, studirte dann Theologie in München 1847—1849, seit Herbst 1849 im Clericalseminar zu Regensburg, und empfing am 16. Juli 1850 die Priesterweihe. Hierauf wirkte er zuerst in der Seelsorge als Cooperator in Böhmischbruck. 1851 trat er im Stifte Metten in den Benedictinerorden, wo er am 24. October 1852 die Ordensgelübde ablegte. Seitdem war er bis 1858 als Studienlehrer an der Studienanstalt zu Metten thätig. 1858—62 wirkte er in den Klöstern Lambach in Oberösterreich und St. Bonifaz in München, 1862—63 als Cooperator in Michaelsbuch, 1863—64 als Pfarrvicar in Neuhausen. 1864—71 führte er die Leitung des bischöflichen Knabenseminars zu Metten; dann war er wieder als Lehrer an der Studienanstalt thätig, bis er am 17. März 1884 zum Abt des Stiftes gewählt wurde. Als solcher leitete er 1885—91 als Präses die Geschäfte der bairischen Benedictinercongregation. Er war auch bischöflicher geistlicher Rath und Prosynodalexaminator und wurde 1893 vom Bischof von Regensburg mit der Visitation des Religionsunterrichts an den Mittelschulen der Diöcese betraut. 1889 wurde er von der Universität Würzburg zum Dr. theol. ernannt. In seinen letzten Jahren hatte er schmerzhafte körperliche Leiden zu ertragen; er starb im Krankenhause zu München, wohin er sich im Mai 1898 begeben und wo er sich noch einer Operation unterzogen hatte.

Die litterarische Thätigkeit Braunmüller's umfaßt hauptsächlich eine Reihe von historischen Studien. Von diesen erschienen als Programme der Studienanstalt Metten: „Beiträge zur Geschichte der Bildung in den drei ersten Jahrhunderten des Christenthums" (Regensburg 1855); „Ueber den Bildungszustand der Klöster des vierten und fünften Jahrhunderts" (Landshut 1856); „Der Natternberg. I. Abtheilung" (Landshut 1872); mit den drei Fortsetzungen: „Beiträge zur Geschichte des östlichen Donaugaues und der Grafen von Bogen. (Natternberg II.)" (ebd. 1873); „Die lobsamen Grafen von Bogen. (Natternberg III.)" (ebd. 1874); „Die bescholtenen Grafen von Bogen. (Natternberg IV.)" (ebd. 1875. Diese vier Abhandlungen erschienen zugleich auch in den Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern, Bd. 17—19, 1872—1875); „Hermann, Abt von Niederaltaich" (Landshut 1876; auch in den Verhandlungen des hist. Vereins, Bd. 19, 1875, S. 245—328); „Namhafte Bayern im Kleide des hl. Benedict", I. und II. Reihe (Landshut 1880 u. 1881). In den Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern erschienen von ihm noch, außer den schon erwähnten Abhandlungen: „Bemerkungen gegen die neuen Petrensia auf den Höhen von Pleinting" (Bd. 17, 1872, S. 370—379), und: „Monumenta Windbergensia, I. Theil, Traditiones" (Bd. 23, 1884, S. 137—179). Im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft: „Ueber ein bestrittenes Karolinger-Diplom vom Jahre 907" (Jahrg. I, 1880, S. 287—296). In den Historisch-politischen Blättern: „Des heiligen Bonifaz Aufenthalt und Thätig-

keit in Bayern; nach den Quellen zusammengestellt" (Bd. 88, 1881, S. 721 bis 736; 822—834; mit einem Nachtrag Bd. 89, 1882, S. 854—859); „Ueber episcopus vocatus" (Bd. 91, 1883, S. 529—541). Eine Reihe von größeren und kleineren Beiträgen zur Ordensgeschichte veröffentlichte B. seit 1880 in den Studien und Mittheilungen aus dem Benedictinerorden, unter denen zu nennen sind: „Ueber den universellen Charakter des Benedictinerordens" (1880, Bd. I, S. 29—52; Bd. II, S. 3—26); „Zur Reformgeschichte der Klöster im 15. Jahrh." (1882, Bd. I, S. 311—321); „Reihe der Aebte von St. Emmeram in Regensburg" (1883, Bd. II, S. 118—134); „Wichrami monachi St. Galli opusculum de computo hucusque ineditum" (1883, Bd. II, S. 357—361). Eine Arbeit unter dem Titel: „Nachtridentinische Geschichte der Benedictiner in Bayern" erschien anonym und unvollendet in der Beilage der Augsburger Postzeitung 1859, Nr. 74—102. Für die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte schrieb B., außer einer Anzahl von kleinern Artikeln, die umfangreichen Artikel: „Benedictinerorden" (Bd. II, Spalte 332—360) und „Maurus, St. (Mauriner)" (Bd. VIII, Spalte 1059 bis 1080). Ein paar kleine historische Beiträge von B. erschienen auch in den Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz (Bd. 34 und 36, 1879 u. 1882); eine Abhandlung: „Der liturgische Gesang" in den Fliegenden Blättern für katholische Kirchenmusik von Witt, 1871, Nr. 5, 7 und 8. Beiträge lieferte er auch zu dem Werke: „Ascetisches Hausbuch für Ordensleute, welche nach der Regel des hl. Benedict leben" (4 Bändchen, Landshut 1858—60), und zu der von Joh. Mehler herausgegebenen Festschrift: „Der hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg" (1894). Endlich sind noch zu nennen die anonym erschienene Schrift: „Prof. Dr. v. Sybel's Vortrag über das Verhältniß der ersten Christen zu Staat und Gesellschaft im römischen Reiche vor dem Tribunal der Geschichte. Von einem Altbayer" (Frankfurt a. M. 1857), und die populären Schriften: „Sossau, seine Kirche und Wallfahrt" (Straubing 1877); „Kurzer Bericht über die Erscheinungen U. L. Frau bei Mettenbuch" (4. Aufl., Deggendorf 1878); „Geschichtliche Nachrichten über die hl. Hostien in der Grabkirche zu Deggendorf" (ebd. 1879). Zuletzt arbeitete Abt B. an einer Geschichte des Klosters Metten, die er unvollendet hinterließ; der von ihm noch ausgearbeitete Theil (bis zum Jahr 1297) soll, wie in Aussicht gestellt wird (vgl. Verhdl. d. hist. Vereins v. Oberpfalz u. Regensburg, 1899, S. 292), bald herausgegeben werden.

Aug. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictinerordens in Bayern, Bd. II (Regensburg 1880), S. 52 f.; Nachträge (1884), S. 45—47. — P. Bernh. Ponschab in den Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 51 (1899), S. 277—294. — (Sulzbacher) Kalender für kath. Christen, 1900, S. 104—114. (Mit Porträt.) — Deggendorfer Donaubote, 1899, Nr. 131 u. 132. Lauchert.

Braut: Gustav B., städtischer Bürgerschullehrer in Wien, geboren 1842, † im October 1893 daselbst. Als Vorsitzender des Gabelsberger'schen Wiedener Stenographenvereins in Wien und Redacteur der „Wiener Stenographenzeitung" veröffentlichte er 1874 in letzterer die von Karl Faulmann erfundene „Phonographie" und gab 1875 das „Lehrbuch der Phonographie" (3. Aufl. 1879) sowie die „Wiener Phonographenzeitung" (5 Jahrgänge) heraus, gründete 1876 den „Phonographencentralverein" in Wien, eröffnete 1878 daselbst eine Phonographieschule und entfaltete überhaupt eine rührige Werbethätigkeit für die neue Schrift (vgl. näheres darüber in der Biographie Faulmann's). Er war das Haupt der neuen Schule, bis Faulmann Ende 1877 sich öffentlich als Erfinder der Phonographie zu nennen gezwungen

wurde. B. plante 1879 mehrere Aenderungen der Phonographie, wodurch er mit Faulmann in Streit gerieth. Der Aenderung, die dieser selbst 1879 mit der Schrift vornahm, stimmte er nicht zu, veröffentlichte vielmehr ein eigenes „Kürzungsverfahren" (1879, 1880) und vertrat der Neuerung Faulmann's gegenüber noch eine Zeitlang die alte Form der Phonographie, zog sich aber bald ganz von der stenographischen Thätigkeit zurück. Später versuchte er ohne Erfolg für eine „Steil-Ronde-Stenographie" zu wirken. Auch sonst war B. schriftstellerisch thätig, namentlich als Märchenerzähler geschätzt.

Wiener Stenographische Presse 1893, Nr. 97.

Johnen.

Brauweiler: Arnold von B. wurde um das Jahr 1473 als Sohn des Johann v. Bell von B. geboren. Noch minderjährig bezog er im März 1484 die Universität Köln; doch erlangte er keinen akademischen Grad, so daß er gelegentlich ein Mann ohne wissenschaftliche Bildung genannt werden konnte. Er widmete sich vielmehr dem Kaufmannsstande; daß er sein Vermögen durch den Tuchhandel erworben habe, läßt sich aus einer Andeutung in den Kölner Stadtrechnungen erschließen.

Er war schon ein angesehener Mann, als ihn seine Mitbürger 1510 in den Rath wählten. In diesem nahm er rasch eine hervorragende Stelle ein; dreizehn Mal seit dem Jahre 1516 bekleidete er das erste Ehrenamt der Stadt als Bürgermeister. In der Zeit, in welcher B. im politischen Leben stand, brausten die Stürme, welche das Auftreten Luther's hervorgerufen hatte, durch ganz Deutschland. Auch in Brauweiler's nächste Familie zog der Zwiespalt ein. Sein Schwager Andreas Bruggen gehörte zu den eifrigsten lutherischen Agitatoren im scharfen Gegensatze zu B. selbst. Nicht zum mindesten war es den Bemühungen des Bürgermeisters B. zuzuschreiben, wenn die Stadt Köln gerade in den ersten Jahrzehnten der reformatorischen Bewegung am alten Glauben standhaft festhielt; auf dem Reichstage zu Speyer 1526 war er der Vertreter der Stadt. In sein höheres Alter fiel der Versuch des Erzbischofs Hermann von Wied, das Kölner Erzstift zu reformiren. In der Stadt Köln war B. die Seele des Widerstandes gegen die Reformationspläne; er veranlaßte strenge Maßregeln des Rathes gegen alle Verdächtige. Der Rath erklärte damals, er könne ihm nie genug danken für alles, was er im Interesse der Stadt gethan habe. Dem neuen Orden der Jesuiten stand er freilich skeptisch gegenüber, als sie in jenen Jahren ihre Kölner Niederlassung begründen wollten. Wie Georg Braun erzählt, wurden ihm die Jesuiten von den Vorständen des Karthäuser-, Dominicaner- und Karmeliterklosters warm empfohlen; da soll er ihnen entgegnet haben: Wenn die Jesuiten so tüchtige Leute seien, so sollten sie doch einige von ihnen in ihre Klöster aufnehmen, um diese zu bessern.

B. gehörte auch dem Curatorium der Kölner Universität an; doch erfahren wir durch Hermann von Weinsberg, daß er seinen Einfluß als Provisor nicht gerade zur Förderung der Wissenschaft benutzte. Dagegen war er ein kunstsinniger Mann; mehrere Bildnisse von ihm, durch den berühmten Maler Bartholomäus Bruyn d. Ae. gemalt, hängen im städtischen Museum, darunter das schöne Bild, das ihn im J. 1535 im Alter von 62 Jahren darstellt (gute Nachbildung in der Geschichte der Kölner Malerschule von Scheibler-Aldenhoven, Lfg. 1, 1894). Im J. 1540 ließ er eine herrliche weit überwölbte Treppe am Rathhause bauen. Aus seiner Ehe mit Hilgin Bruggen stammten 3 Söhne und 2 Töchter. Von den ersteren wurde Melchior Vorsitzender des Hochgerichts, Arnold Propst von St. Georg in Köln. B. starb

am 4. Juli 1552 an Altersschwäche und wurde zu St. Laurenz in seiner Capelle begraben.

Pantaleon Prosopographia (Basel 1565/66), S. 191. — Merssaeus, De electorum Colon. orig. et success. S. 167/68. — Merlo, Niederrhein. Annalen 41, 68 f. — Buch Weinsberg (hsg. von Höhlbaum) I. II. passim.

Keussen.

Bredow: Friedrich Wilhelm Adalbert von B., königlich preußischer Generallieutenant, am 25. Mai 1814 auf dem Familiengute Briesen bei Friesack im Kreise Westhavelland geboren, trat am 16. Februar 1832 beim Garde-Husarenregimente in den Dienst, ward am 16. December des nämlichen Jahres zum Secondlieutenant befördert und gehörte dem Regimente an bis er am 14. Juni 1856 zum Major und etatsmäßigen Stabsofficier im 1. Dragonerregimente in Tilsit ernannt wurde. Diese Stellung vertauschte er im nächsten Jahre mit der gleichen im 3. Husarenregimente, dessen Garnisonen nahe bei seiner Heimat lagen, wurde am 18. Mai 1859 Commandeur des 4. Dragonerregimentes zu Lüben in Niederschlesien und bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 Commandeur der aus vier ostpreußischen Regimentern bestehenden Reserve-Cavallerie des I. Armeecorps, an deren Spitze er im Verbande der Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen den Feldzug in Böhmen mitmachte und, ohne am Gefechte theilzunehmen, den Kämpfen von Trautenau und von Königgrätz beiwohnte. Nach Friedensschluß ward ihm als Generalmajor das Commando der 7. Cavalleriebrigade zu Magdeburg übertragen. Im Kriege gegen Frankreich befehligte er die drei Regimenter starke 12. Brigade der 5. Cavalleriedivision Rheinbaben. Mit zwei derselben, dem 7. Cürassier- und dem 16. Ulanenregimente, von denen aber ein jedes nur mit drei Schwadronen betheiligt war, führte er am 16. August 1870 in der Schlacht von Vionville-Mars la Tour den als „Todesritt" vielfach verherrlichten kühnen Angriff aus, welcher das gefahrdrohende Vorgehen des VI. französischen Corps unter Marschall Canrobert zum Stehen brachte (Kähler, Die Cavallerie in der Schlacht von Vionville und Mars la Tour am 16. August 1870. Berlin 1873). Nachdem er, am 18. Januar 1871 zum Generallieutenant aufgerückt, als der Krieg beendet war zunächst zu den Officieren von der Armee gehört und dann seit dem Sommer 1872 die 18. Division zu Flensburg commandirt hatte, trat er am 2. December 1873 in Pension, zog sich auf sein Gut Briesen zurück und ist dort am 3. März 1890 gestorben.

In der königlichen Cabinetsordre, durch welche am 27. Januar 1889 dem 1. schlesischen Dragonerregimente Nr. 4 zu bleibender Erinnerung an die vielen Mitglieder der Familie, welche in hervorragenden Stellungen dem Heere gute Dienste geleistet haben, der Name „von Bredow" beigelegt wurde, heißt es: „Ich habe dabei auch insbesondere das hohe Verdienst anerkennen wollen, welches sich ein früherer Commandeur, der Generalleutnant von Bredow, in der Schlacht von Vionville-Mars la Tour als Führer der 12. Kavallerie-Brigade erworben hat".

Bredow hat Aufzeichnungen „Aus meinem Leben" hinterlassen (als Manuscript gedruckt. Berlin 1885), deren wesentlichsten Gegenstand die Theilnahme am Kriege von 1870/71 bildet.

B. v. Poten.

Brehm: Alfred B., Sohn des bekannten Ornithologen Pastor B. (A. D. B. III, 284) wurde am 2. Februar 1829 zu Renthendorf bei Neustadt a. d. Orla geboren. Sein Vater war einer der ausgezeichnetsten Kenner und sorgfältigsten Beobachter der heimischen Vogelwelt, der unermüdlich jede freie Zeit ornitho-

logischen Studien widmete. Durch seinen Einfluß wurde von frühester Jugend an in dem jungen B. die Liebe zu der Vogelwelt geweckt. Schon als Kind begleitete er seinen Vater auf den ornithologischen Ausflügen und half ihm eifrig bei der Wartung und Zucht der zahlreichen Vögel, welche er in der Gefangenschaft hielt. Später bildete er sich zu einem geschickten Schützen aus, der manchen seltenen Vogel für die umfassende Sammlung seines Vaters erbeutete. Als er noch das Gymnasium besuchte, galt er bereits für einen hervorragenden Ornithologen, der die Stimmen sämmtlicher einheimischen Vögel kannte und zugleich in der Vogelzucht sehr bewandert war. Als er 1847 das Gymnasium absolvirt hatte und die Universität beziehen wollte, erhielt er von Baron W. v. Müller in Renthendorf die Aufforderung, ihn auf einer Reise nach Afrika zu begleiten, um ihm mit seinen ornithologischen Kenntnissen zur Seite zu stehen. Mit Freuden nahm B. diesen Antrag an und durchstreifte fast fünf Jahre lang Aegypten, Nubien und den Sudan. 1852 kehrte er zurück und veröffentlichte in den „Reise-Skizzen aus Nordostafrika" (3 Bände, Jena 1853) ein umfassendes Bild des reichen und interessanten Vogellebens dieser Länder. Diese Reise war entscheidend für sein späteres Leben. Das Wanderleben hatte ihm so gut gefallen, daß ein seßhaftes Leben ihm nicht mehr behagte. Fremde Länder sehen und die Thierwelt derselben an Ort und Stelle beobachten, war von jetzt an sein Streben. Nachdem er zuerst in Jena, dann in Wien studirt hatte, unternahm er nach seiner Promotion eine neue Reise nach Spanien und 1860 nach Norwegen, Schweden und Lappland. Die Resultate seiner Beobachtungen auf diesen beiden Reisen veröffentlichte er in seinem Werke: „Das Leben der Vögel" (Glogau 1861). Das Werk erregte durch seine musterhaften Schilderungen Aufsehen und begründete nicht nur seinen Ruf als populär-wissenschaftlicher Schriftsteller, sondern machte ihn auch in weiteren Kreisen bekannt. Ihm verdankte er auch die Aufforderung des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, ihn auf einer Reise nach Abessynien zu begleiten. 1862 wurde diese Reise angetreten. Auf derselben lernte B. den Thiermaler Robert Kretschmer kennen, welcher der Maler der Expedition war, eine Bekanntschaft, die später für B. von Wichtigkeit wurde. Die Reise war nur kurz. Als B. zurückkehrte, wurde er als Director des zoologischen Gartens nach Hamburg berufen. Zunächst veröffentlichte er in dieser Stellung im Auftrage des Herzogs Ernst „Ergebnisse einer Reise nach Habesch" (Hamburg 1863). Dann aber begann er den schon früher gefaßten Plan, ein ausführliches Werk zu schreiben, welches das Leben aller bekannten Wirbelthiere und der wichtigsten wirbellosen Thiere eingehend behandelte, zur Ausführung zu bringen. Da jedoch die Verwaltung des zoologischen Gartens seine Zeit fast völlig in Anspruch nahm und es ihm daher unmöglich war mit der Ausarbeitung dieses großartigen Werkes rasch vorwärts zu kommen, so gab er seine Stellung in Hamburg auf. Schon früher hatte er sich in seinem Geburtsorte eine kleine Villa bauen lassen. Dahin zog er sich mit seiner Familie zurück, um sich ungestört seinem Werke zu widmen. In Robert Kretschmer hatte er einen treuen Gehülfen gefunden, der, ein ausgezeichneter Thiermaler, keine Mühe scheute, die Thiere in ihrer Heimath oder in den zoologischen Gärten aufzusuchen und nach der Natur zu zeichnen. So erschien denn 1864 der erste Band des „Illustrirten Thierlebens", dem in kurzen Zwischenräumen die übrigen folgten. Da B. sich mit den wirbellosen Thieren weniger beschäftigt hatte, übertrug er Oskar Schmidt und E. L. Taschenberg die Ausarbeitung derselben. Der Erfolg dieses Werkes war ein imposanter. Nicht nur wurde dasselbe in fast sämmtliche Culturſprachen übersetzt und von Schödler eine Volksausgabe veranstaltet,

es wurde auch trotz des hohen Preises in kurzer Zeit eine neue Auflage nöthig.

Wenn man B. vorgeworfen hat, daß er die Systematik, Anatomie und Physiologie zu wenig berücksichtigte, so muß andererseits hervorgehoben werden, daß er dagegen der bisher vernachlässigten Biologie einen hervorragenden Platz einräumte. Er schildert das Leben der Thiere zum größten Theile auf Grund seiner eigenen reichen Erfahrungen in so meisterhafter Darstellung, daß das Interesse des Lesers erregt werden muß. Wenn ihn auch die Liebe zur Thierwelt hier und da verleitet hat, diese zu sehr zu idealisiren, so thut dies dem Werthe des ganzen Werkes keinen Abbruch. Der Zweck des Werkes, Liebe zur Thierwelt zu erwecken und zoologische Kenntnisse in die breitesten Schichten des deutschen Volkes zu verbreiten, hat sich in hohem Grade erfüllt.

Noch ehe dieses Hauptwerk Brehm's völlig erschienen war, erhielt er einen Ruf nach Berlin, um dort ein Aquarium zu gründen und dasselbe zu leiten. Seine Schöpfung ist noch heute eine Sehenswürdigkeit. Sein unruhiger Geist ließ ihn jedoch diese Stelle bald wieder aufgeben, um sich ganz wieder seinen litterarischen Arbeiten zu widmen. Da die umfassenderen Werke über Vogelzucht veraltet waren, so beschloß B. ein solches Werk zu schreiben. Er war wol wie kein anderer dazu geeignet, denn seit seiner frühesten Jugend hatte er sich mit Vogelzucht beschäftigt, reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt und galt mit Recht als erste Autorität. 1872 erschien das Werk unter dem Titel: „Gefangene Vögel" (Leipzig und Heidelberg). Es entsprach voll den Erwartungen, welche man auf dasselbe gesetzt hatte. 1876 unternahm B. mit Dr. O. Finsch und dem Grafen von Waldburg-Zeil-Trauchburg im Auftrage des Vereins für die deutsche Nordpolfahrt eine Reise nach West-Sibirien, von der er namentlich eine interessante ethnographische Sammlung mitbrachte. Kaum zurückgekehrt, begleitete er den Kronprinzen Rudolf von Oesterreich nach den Wäldern an der mittleren Donau und 1879 nach Spanien. In der Zeit zwischen den verschiedenen Reisen hielt er Wandervorträge in verschiedenen größeren Städten, die überall großen Beifall fanden, denn er verstand es meisterhaft, durch seine fesselnde Darstellung die Hörer hinzureißen. 1883 reiste B. nach Nordamerika, um auch dort Vorträge zu halten. Aber sein sonst kräftiger Körper war den großen Anstrengungen doch nicht gewachsen. Schon in Amerika wurde B. krank und kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Renthendorf starb er am 11. November 1884. Seine Gattin war ihm 1878 im Tode vorangegangen. Er hinterließ drei Töchter und einen Sohn, welcher sich ebenfalls den Naturwissenschaften widmete und als Ornitholog und kaiserlich deutscher Gesandtschaftsarzt in Madrid lebt.

W. Heß.

Brehmer: Hermann B., Arzt und bekannter Begründer des Höhenkurorts Görbersdorf, hier am 23. December 1889 als Geh. Sanitätsrath verstorben, stammte aus Kurtsch, Kr. Strehlen in Schlesien, wo er am 14. August 1826 geboren wurde. Nachdem er zunächst von 1847—50 in Breslau Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften studirt hatte, ging er 1850 nach Berlin, um im Herbarium zu arbeiten, gab dann aber das rein naturwissenschaftliche Studium auf und wandte sich der Heilkunde zu, die er bis 1853 in Berlin studirte, dem Jahre, wo er die Doctorwürde erlangte. Schon 1854 siedelte er nach Görbersdorf über und gründete hier die weltberühmte Anstalt, welche nachmalig zu so großer Bedeutung gelangen sollte, indem sie Vorbild und Muster für eine Anzahl ähnlicher, meist durch ehemalige Assistenten Brehmer's ins Leben gerufener Anstalten zum Zweck der Heilung der Lungenschwindsucht nach methodischen diätetisch-physikalischen

Principien in geschlossenen Räumen wurde. Die Verdienste, die sich B. als der eigentliche Vater bezw. Wiederbeleber dieser Methoden um die Behandlung der Tuberkulose erworben hat, sind gerade in jüngster Zeit besonders anerkannt worden. Sicher stellt Brehmer's Schaffen nach dieser Richtung einen gewaltigen Fortschritt dar, der dank den Hülfsmitteln moderner Technik auch ärmeren Volksklassen, besonders aus den Kreisen der Arbeiterbevölkerung, in absehbarer Zeit zu gute kommen muß. Brehmer's erste Veröffentlichung über diesen Gegenstand ist eine Umarbeitung seiner Doctorschrift u. d. T.: „Die Gesetze der Heilbarkeit der Lungenschwindsucht" (1854). Es folgten dann mehrere Monographien: „Die chronische Lungenschwindsucht und Tuberkulose der Lunge, ihre Ursache und ihre Heilung" (1857, 2. Aufl. 1869); „Zur Aetiologie und Therapie der chronischen Lungenschwindsucht. Antwort auf ꝛc." (Berlin 1871); „Beiträge zur Lehre von der chronischen Lungenschwindsucht" (Breslau 1876) und zwei weitere mit ähnlichen Titeln.

Vgl. A. Hirsch u. E. Gurlt, Biogr. Lex. VI, 545 und: B. Schuchardt, Z. Geschichte d. Anwendung d. Höhenklimas (Gebirgsklimas), N. Jahrb. d. k. Akad. gemeinn. Wiss. zu Erfurt. N. F. XXIV. 1898. Pagel.

Breidenstein: Heinrich Karl B., Doctor der Philosophie, kgl. Musikdirector und Professor der Musik, geboren am 28. Februar 1796 zu Steinau in Hessen, † am 13. Juli 1876 zu Bonn. Nach vollendeten Gymnasialstudien zu Hanau, studirte er Jura zu Berlin und Heidelberg, wandte sich aber auf letzterer Universität der Philologie zu, wurde Hauslehrer beim Grafen von Wintzingerode in Stuttgart, nahm als freiwilliger Jäger an den Befreiungskriegen gegen Frankreich theil und wurde darauf Oberlehrer am Gymnasium zu Heidelberg. Mit Musik hatte er sich nur in seinen Mußestunden beschäftigt, erst der Umgang mit Thibaut in Heidelberg, in dessen privaten Gesangverein er eingetreten war, wo er öfter Thibaut's Platz am Claviere einnehmen mußte, regte ihn mächtig an, in die Geheimnisse der Musiktheorie einzudringen. Im J. 1821 war er soweit vorbereitet, daß er im Herbste nach Köln ging und dort bis 1823 Vorträge über das System der Harmonie hielt. Ein Artikel der Allgemeinen Leipziger Musikzeitung vom Jahre 1823, Bd. 25, Spalte 300 berichtet: „Herr Dr. Karl Breidenstein, welcher sich aus Neigung zur Musik ganz dieser Kunst widmet, kam im Herbst 1821 nach Köln und kündigte Vorlesungen über das System der Harmonie an. Dieselben waren recht gut besucht. B. verfolgte in gewandter Darstellung einen bisher noch nicht betretenen Weg. Sein System erklärt er durch die Grundlehren der Philosophie und durch die Erscheinungen des Lebens und der Natur, und macht eines durch das andere begreiflich und anschaulich. Seine Entwicklung der Accorde aus dem Einklange (der Monas) ist neu und eröffnet ein weites Feld von Beziehungen und Verhältnissen" u. s. w. Auch mit Compositionen trat er auf, die obiger Referent lobt, indem er an ihnen besonders die geschickte Verwendung des Contrapunktes hervorhebt; ferner veröffentlichte er in der Kölner Zeitung ein Gedicht und eine Recension über Weber's „Freischütz". Im J. 1823 siedelte er nach Bonn über und wurde zum Universitätsmusikdirector ernannt, habilitirte sich als Docent für Musik und wurde später zum Professor ernannt. 1827 hielt er in Berlin ähnliche Vorlesungen wie einst in Köln, doch blieb er Bonn getreu. Seiner Anregung und seinem unermüdlichen Eifer ist auch das 1845 in Bonn errichtete Standbild Beethoven's zu danken. Ueber das Monument und über die Festlichkeit bei seiner Enthüllung veröffentlichte B. nachträglich eine actenmäßige Schrift, wohl hauptsächlich deshalb, weil das Arrangement des Festes vielfachen Angriffen ausgesetzt war. (Siehe den Bericht in der Neuen Zeitschrift für Musik, Bd. 25, S. 111 von

Brendel.) Um die Bonner Musikverhältnisse erwarb er sich noch das Verdienst ein stehendes Orchester und einen Gesangverein zu gründen, die er beide zeitlebens leitete und mit denen er die bedeutendsten Werke der Classiker zur Aufführung brachte. An Compositionen sind einige Lieder, Männerchöre, Orgelstücke und eine mehrfach aufgelegte Singschule erschienen. Als seine Dichtung wird das Lied „Was schimmert dort auf dem Berge so schön" genannt, welches als Chorlied eine weite Verbreitung fand. Seine unvollendete Orgellehre ist in den Besitz des Herrn Dr. Hugo Riemann in Leipzig übergegangen.

Riemann's Musik-Lexikon, Mendel-Reißmann's Lexikon und die oben erwähnten Zeitschriften. Rob. Eitner.

Breisky: August B., geboren 1832 zu Klattau in Böhmen, † am 25. Mai 1889 in Wien. Ueber die Kinder- und Jugendjahre dieses eminenten Gynäkologen ist uns leider nichts bekannt. Er studirte in Prag, war dann mehrere Jahre Assistent der pathologischen Anatomie bei Professor Treitz und später klinischer Assistent an der geburtshülflichen Klinik des Professors Seyfert in Prag. Das war in der Zeit, wo aus aller Herren Ländern Schüler gen Prag zogen, um unter Seyfert sich in der Geburtshülfe auszubilden, denn damals war die Möglichkeit, in diesem Fache zu lernen, an jener Schule in einer Weise geboten, wie nie später. 1861 begab sich B. auf Reisen und besuchte zunächst L. Winckel in Gummersbach, um sich über das Vorkommen der Osteomalacie daselbst zu unterrichten. Das Ergebniß dieser Reise publicirte er in der Prager Vierteljahrsschrift Bd. 70, S. 73. Nach der aus dem Jahre 1859 stammenden Mittheilung über einige Beobachtungen an todtgeborenen Kindern war diese Publication eigentlich der Anfang seiner litterarischen Thätigkeit in gynäkologischer Hinsicht und noch bis in seine letzten Lebensjahre erinnerte er sich besonders gern jener Studien und der im Hause Winckel verlebten Tage. Er ging damals und später wiederholt auch nach Frankreich und England und habilitirte sich 1865 als Docent für Geburtshülfe in Prag auf Grund seiner Schrift: „Ueber den Einfluß der Kyphose auf die Beckengestalt". „Mit durchdringender Klarheit", sagt Dr. W. Fischel von ihr, „hat Breisky den mechanischen Zusammenhang der einzelnen Abweichungen des kyphotischen Beckens von der Norm mit der abnormen Belastung derselben erkannt, und durch eine sinnreiche graphische Methode, die bis in die Gegenwart der allgemeinsten Anerkennung und Nachahmung sich erfreut, illustrirt".

Bald darauf wurde er Primararzt des neugegründeten Handelsspitales in Prag, kurz nachher Director der Hebammenschule in Salzburg, folgte aber schon 1867 einem ehrenvollen Rufe als Professor der Gynäkologie an die Universität Bern, wo er bis 1874 blieb. Von Bern kam er in gleicher Eigenschaft nach Prag, wo er zwölf Jahre lang Kliniker war und wurde 1886, nach dem Rücktritte des Professors Späth in Wien, als dessen Nachfolger berufen. Hier war er leider nur noch drei Jahre thätig, da er bereits am 25. Mai 1889 einem bösartigen Darmleiden erlag.

Wenden wir uns nun zunächst zu der litterarischen Thätigkeit Breisky's, so hat derselbe außer den bereits erwähnten Publicationen eine große Reihe kleinerer Aufsätze in den verschiedensten medicinischen Journalen erscheinen lassen. Als Monographie ist sein Werk: „Krankheiten der Vagina" Band VII des Billroth-Lücke'schen Handbuches der Frauenkrankheiten erschienen, die erste Auflage 1879, die zweite 1886. Seine Darstellungsweise war meisterhaft klar, kurz und bündig; seine Kritik stets sachlich, nie persönlich. Seine vorzüglichen pathologisch-anatomischen Kenntnisse befähigten ihn, wie wenige, zur Begründung exacter klinischer Forschung. Er stellte zuerst das Krankheitsbild der

Pyometra und Pyocolpos lateralis auf (Arch. f. Gynäk. II, 84. 1871), ferner die klinischen Gesichtspunkte zur Diagnose des spondylolisthetischen Beckens (Arch. f. Gynäk. IX, 1. 1876); er begründete die geburtshülfliche Messung des Beckenausganges (Wiener med. Jahrb. XIX. 1870). Die Einführung der Emmet'schen Operation in Deutschland ist an seinen Namen geknüpft und gestützt auf klinische Erfahrungen deckte er die Beziehungen zwischen Lacerationsectropien und Krebs auf und wies zuerst auf die Beziehungen zwischen chronisch entzündlichen Affectionen des Beckenbauchfells und der Entstehung von Ovarialkystomen hin. Auch hat er mancherlei neue Operationsverfahren und neue Instrumente ersonnen, wie z. B. den Kephalotriptor, die Operation der breiten Scheidenatresien, ohne je specielle chirurgische Vorbildung erhalten zu haben.

Ganz besonders hervorragend war B. als Lehrer: er verband nicht bloß eine eminente Gabe der Darstellung, sondern ein ausgezeichnetes anatomisches und klinisches Wissen mit dem gewissenhaftesten persönlichen Unterricht in der geburtshülflichen und gynäkologischen Untersuchung, er besaß auch ein seltenes Zeichentalent. Seine Skizzen, die er zu hunderten während des Unterrichtes auf die Tafel hervorzauberte, waren vortrefflich. Als Arzt zeichnete ihn, wie Alle, die ihn als solchen kennen gelernt haben bezeugen, die größte Humanität aus. Er behandelte die ärmste Spitalpatientin mit derselben Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, ja fast peinlichsten Aengstlichkeit, wie die Damen der vornehmsten Stände. Er war, wie Fischel richtig sagt, kein aufs Operiren versessener Gynäkologe, und so lange eine Affection auch auf anderem Wege Aussichten zur Heilung bot, zog er stets diesen vor. Seine conservative Richtung hat er zeitlebens beibehalten. — Noch wäre zu erwähnen, daß die österreichische Hebammeninstruction, die bekanntlich viele andere an Bedeutung übertraf, größtentheils sein Werk ist. Wegen seiner Milde und Liebenswürdigkeit, wegen seiner großen Geschicklichkeit, bei widerstreitenden Ansichten zu vermitteln und zu versöhnen, wegen der freundschaftlichen Weise, in der er mit seinen Schülern und Collegen verkehrte, genoß B. zeitlebens die größte Verehrung. Er lebte in glücklichster Ehe und hinterließ seine Wittwe mit zwei begabten Söhnen in noch jugendlichem Alter.

Wernich-Hirsch, Biogr. Lexikon berühmter Aerzte, Bd. I. — W. Fischel, Hofrath Prof. Dr. Aug. Breisky (Prager med. Wochenschr. 1889, Nr. 22). — Vincenz Johannovsky, Correspondenzblatt d. Reichenberger Aerztevereins, II. Jahrg., Nr. 6, 1889. — Schauta, Gedächtnißrede auf Aug. Breisky (Prager med. Wochenschrift 1889, Nr. 22), und nach eigenen Erinnerungen.

F. v. Winckel.

Breitinger: Heinrich B., Litterarhistoriker und Philologe, 1832—1889. Als letzter Sprosse desjenigen Zweiges der Breitinger, dem Antistes J. J. Breitinger (1575–1645) und Bodmer's Genosse J. J. Breitinger (1701—1776) angehört hatten, wurde Heinrich B. als Sohn des Pfarrers zu Ellikon am 11. März 1832 geboren. Mit zwölf Jahren kam er in das Gymnasium seiner Vaterstadt Zürich, und, da er sich hier nicht zurechtfinden konnte, im J. 1848 nach Erlangen, wo er bei Doederlein wohnte und im Gymnasium durch dessen Unterricht in den classischen Sprachen wesentlich gefördert wurde. Er begann das Studium der Medicin, mußte es aber — infolge der Verletzung der rechten Hand bei einem Duell — wieder aufgeben und wandte sich dem Studium der neueren Sprachen zu. Er hielt sich in Zürich, Basel und Lausanne auf, war für $1^1/_2$ Jahre in London und wurde Ostern 1857 Lehrer des Französischen und Englischen an der thurgauischen Kantonsschule in Frauenfeld. Seine lange und erfolgreiche Wirksamkeit brachte ihm Ostern 1876 die

Berufung zum ordentlichen Professor für neuere Sprachen an der Universität Zürich, wo er bis zu seinem Tode — am 2. März 1889 — eifrig thätig war.

Breitinger's Stärke lag in einem sehr anregenden Unterricht an der Mittelschule wie an der Universität; er beherrschte Französisch, Englisch und Italienisch vollkommen und besaß große Belesenheit wie auch bedeutende Sprachgewandtheit. Aber auch litterarisch trat er mit Einzelabhandlungen und mit Lehrmitteln sehr erfolgreich auf. Seine bedeutenderen Schriften sind: „Der Salon Rambouillet" (Frauenfeld 1874); „Die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich" (Zürich 1876); „Les trois unités d'Aristote" (Genève 1879); „Aus neueren Litteraturen" (Zürich 1879, darin z. B.: Die Entwickelung des Realismus in der französischen Dichtung des XIX. Jahrhunderts; Paul-Louis Courier; Frau von Staël und George Sand; De Amicis u. a. m.); verschiedene Aufsätze über Heinrich Meister; s. A. D. B. XXI, 256; „Aphorismen zur französischen Grammatik" (Frauenfeld 1861); „Die französischen Uebersetzer der Alten im 16. Jahrhundert" (Frauenfeld 1865); „Die französischen Grammatiker bis Vaugelas" (ebd. 1867); Uebersetzung von Märmols Amalia, 3 Bände (Jena 1873); Uebersetzungen aus Petronius (Stuttgart 1874). In den Tagesblättern erschienen zahlreiche, frisch geschriebene Reiseskizzen; kleinere litterarhistorische Arbeiten in der „Gegenwart", in Herrig's Archiv, in Körting's Zeitschrift; für die Bibliographie Universelle schrieb er Jahre lang die „Chronique Allemande". Seine Vielseitigkeit ist trefflich illustrirt in der Sammlung „Studien und Wandertage" (Frauenfeld 1890), denen die obigen biographischen und bibliographischen Notizen im wesentlichen entnommen sind.

Theodor Vetter.

Brennecke: Adolf Wilhelm Hermann B. wurde am 30. September 1841 zu Jever in Oldenburg als der Sohn eines Schulmannes geboren, der später in Kolberg und danach als Director der Realschule in Posen wirkte. An den beiden letztgenannten Orten erhielt der Sohn seine Vorbildung, legte sowol an der Realschule als auch einige Zeit darauf am Mariengymnasium in Posen seine Abiturientenprüfung ab und studirte dann in Breslau Philosophie, Geschichte, alte und neuere Sprachen. Nachdem er an dem Kriege gegen Oesterreich (1866) theilgenommen, durch eine lateinische Abhandlung „Ueber die Echtheit und Vollständigkeit von Xenophons Jagdbuch" die Doctorwürde erlangt und im Staatsexamen sich die Lehrbefähigung für eine Reihe von Fächern erworben hatte, legte er sein Probejahr am Posener Gymnasium ab, um dann als Reserveofficier bei den Pionieren in den Krieg gegen Frankreich zu ziehen. Die Belagerung der französischen Hauptstadt, an welcher er selbst fünf Monate hindurch theilnahm, bot ihm den Stoff zu seiner später erschienenen Erzählung „Um Paris" (1883), die von einer außerordentlichen Sach- und Localkenntniß zeugt und in der Schilderung der Einzelheiten überall den Eindruck des Selbsterlebten macht. Aus dem Felde heimgekehrt, wurde B. 1871 Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg a. H., 1873 Hauptlehrer an der reorganisirten Gewerbeschule in Hildesheim und 1875 Oberlehrer am Realgymnasium in Elberfeld, an welchem er — seit 1880 mit dem Titel eines Professors geehrt — bis zu seinem Tode wirkte. Die schriftstellerische Thätigkeit Brennecke's umfaßte besonders zwei Gebiete, das der Culturgeschichte und das des Romans. Für erstere machte er sich theils durch eingehende Studien, theils durch kleine und große Reisen befähigt, die er durch 20 Jahre in seiner freien Zeit unternahm, so daß ihm zwischen Gnesen und Le Mans, zwischen dem caledonischen Canal und dem Apennin kaum ein bemerkenswerther Ort unbekannt geblieben ist. Seine zahlreichen Feuilletons über diese Reisen und seine Aufsätze culturgeographischen Inhalts sind denn auch nicht unbeachtet

geblieben und trugen ihm von zwei namhaften Verlagsbuchhandlungen den festen Auftrag zur Abfassung zweier größerer, mit Holzschnitten gezierter Werke ein, „Europa; eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas" (1885) und „Alt-England; eine Studienreise ꝛc." (1888). An diese Arbeiten schließt sich dann noch die illustrirte Anthologie „Im Wechsel der Tage. Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung" (1883), die in kurzer Zeit weite Verbreitung fand. Die Romane Brennecke's erwecken den Eindruck, daß ihr Verfasser mit sich selbst ins Reine zu kommen sucht über Ereignisse, die ihm interessant und bedeutend für seine Entwicklung erschienen, oder die von nachhaltigem Einflusse auf sein Leben geworden sind. In dem ersten, „Verschiedene Stände. Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben" (1876), schildert er die Ueberlegenheit tüchtiger Geistes- und Herzensbildung über Geburtsadel ꝛc. Diese Arbeit erfuhr nur in der feudalen Presse eine scharfe Entgegnung, sonst allseitige Anerkennung. Gleich widersprechend waren die Urtheile über den Roman „Oberlehrer Mark" (1890), in welchem B. die Schulreformfrage erörterte: ob Gymnasialmonopol, ob Entwicklungsfreiheit. Einmüthiges Lob erntete dagegen sein Roman „Am Hofe der Frau von Staël" (1879), zu welchem B. Localstudien auf Schloß Coppet u. a. O. gemacht hatte, und in welchem zum ersten Male nach authentischen Quellen Einzelheiten über das Verhältniß des Prinzen August von Preußen zu Madame Récamier veröffentlicht wurden. Die Drucklegung seines letzten Romans „Unter den Taunusbuchen" (1893) sollte B. nicht mehr erleben. Er erlag am 23. März 1892 einem langjährigen Lungenleiden; seine letzte Ruhestätte fand er in Potsdam, der Heimath seiner Gattin.

Persönliche Mittheilungen. — Deutsche Romanbibliothek; 20. Jahrg. 1892, Nr. 41. — Albert Herzog, Die neuere Litteratur im Wupperthale. Barmen 1888, S. 189 ff. Franz Brümmer.

Brenner: Friedrich B., katholischer Theologe, geboren am 10. Januar 1784 zu Bamberg, † am 20. August 1848. Er absolvirte die sämmtlichen Studien in Bamberg; am 22. September 1803 wurde er Doctor der Philosophie, studirte dann Theologie und empfing am 12. April 1807 die Priesterweihe. Hierauf wurde er zuerst am 17. December 1807 als Cooperator an der Stadtpfarrkirche zu St. Gangolph in Bamberg, am 28. März 1808 als solcher an der Stadtpfarrkirche zu St. Martin daselbst angestellt. Am 4. August 1808 erhielt er von der Universität Landshut die theologische Doctorwürde. Am 13. October 1813 wurde er Subregens am Clericalseminar zu Bamberg, 1820 Regens desselben, am 10. December 1820 Professor der Dogmatik am Lyceum, im October 1821 Mitglied des wieder errichteten Domcapitels, am 5. November 1844 Domdechant; 1845 legte er seine Professur nieder. Er war auch Vorstand des historischen Vereins zu Bamberg. — Brenner's erste litterarische Arbeit war die während der Studienzeit ausgearbeitete gekrönte Preisabhandlung: „Was hat der Seelenhirt an Jesus als dem vortrefflichsten und nachahmungswürdigsten Muster aller Seelenhirten vorzüglich nachzuahmen? Mit stäter Rücksicht auf die classischen Schriftstellen der vier Evangelien beantwortet"; dieselbe erschien später gedruckt in der Theologischen Zeitschrift von Batz, Bd. III, 1810 (S. 1—45; 95—129). Vorher war seine theologische Dissertation im Druck erschienen: „Was ist ein wahrer Gottesprophet nach dem Sinne der Schrift? Eine historisch-exegetische Abhandlung" (Landshut 1808). Die schon erwähnte, von seinem Freunde, dem damaligen Bamberger Professor Johann Joseph Batz begründete und seit 1809 herausgegebene „Theologische Zeitschrift" hatte an ihm von Anfang an einen thätigen Mitarbeiter. Außer der erwähnten Preisschrift erschienen von ihm in den ersten

Jahrgängen derselben die Aufsätze: „Der Seelsorger im Verhältnisse zum herrschenden Zeitgeiste“ (Bd. I, 1809, S. 1—21); „Etwas über die Einführung der Muttersprache bei der Liturgie“ (Bd. I, S. 275—319); „Ueber die der ganzen Offenbarungsökonomie zum Grunde liegende Idee eines Himmelreiches“ (Bd. II, 1810, S. 410—425); „Auch noch eine Antwort auf die Frage: Läßt die Ehe nach dem Ausspruche Christi in irgend einem Falle eine Auflösung vom Bande zu?“ (Bd. III, 1810, S. 46—73); „Ideen zu einem Unterrichte über die Erbsünde“ (Bd. III, S. 129—142). Als Batz auf eine Landpfarrei versetzt wurde und deshalb nicht mehr in der Lage war, die Redaction der Zeitschrift fortzuführen, übernahm B. dieselbe mit dem 4. Bande; unter seiner Redaction erschienen in den Jahren 1811—14 die Bände 4—10, worauf die Zeitschrift zu erscheinen aufhörte. Er selbst ließ darin, neben mehreren Kleinigkeiten, die folgenden wichtigeren Beiträge erscheinen: „Dämonologie. Eine philologisch-historische Untersuchung“ (in Bd. V u. VI, 1811 f., in einer Reihe von kleinen Abschnitten zerstreut); „Sittlich-religiöse Betrachtungen über die laufenden Zeiten“ (Bd. V u. VI); „Ueber messianische Weissagungen, nebst einer Erklärung der wichtigsten Stellen des A. B., die als solche in den Schriften des N. B. angeführt sind. Eine exegetisch-dogmatische Abhandlung“ (in Bd. VI—VIII, 1812 f.); „Die Vergangenheit im Spiegel der Gegenwart, oder: Das alte und neue Jerusalem. Eine histor. Parallele“ (in Bd. IX u. X, 1813 f.); zuletzt noch der Nekrolog: „Johann Joseph Batz“ (Bd. X, 1814, S. 508—524; auch separat unter dem Titel: „Einige Nachrichten von dem Leben des Professors und nachherigen Pfarrers Joh. Jos. Batz“, Bamberg 1814). Die unter Batz, wenn auch in gemäßigter Weise, von dem aufklärerischen Zeitgeiste berührte Zeitschrift nahm unter Brenner's Leitung, der in jüngeren Jahren zwar auch nicht ganz von Unklarheiten frei, aber jedenfalls immer ein positiv gläubiger Katholik war, mehr und mehr eine kirchlichere Haltung an. Er und die Zeitschrift wurden deshalb auch von Seiten eines rationalistischen protestantischen Kritikers in den „Ergänzungsblättern zur allgemeinen Literaturzeitung“ (Jan. 1814, Nr. 10, S. 74) derb angegriffen, worüber er sich in einer „Erklärung auf die Bemerkung eines Rezensenten“ (Bd. X, 1814, S. 261—266) äußert. Inzwischen war auch sein erstes größeres Werk erschienen: „Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung als Einleitung in die Theologie“ (3 Theile, Bamberg und Würzburg 1810; 2. Aufl. 1812). Er verfolgt darin, von der Idee des Himmelreiches als der der ganzen Offenbarungsökonomie zu Grunde liegenden Idee ausgehend, dieselbe durch die Offenbarungsgeschichte des Alten und Neuen Bundes hindurch (vgl. die kurze Zusammenfassung seines Gedankenganges in dem oben erwähnten Aufsatze in Bd. II der Theol. Zeitschr., S. 410—425). Dieselbe Idee des Himmelreichs ist auch die sein System der Dogmatik beherrschende und dessen Eintheilung und Anordnung bestimmende Grundidee, wie sich dies schon im Titel der ersten Ausgabe seines dogmatischen Hauptwerks ausdrückt: „Freye Darstellung der Theologie in der Idee des Himmelreichs. Oder: neueste katholische Dogmatik nach den Bedürfnissen unserer Zeiten“ (3 Bände, Bamberg u. Würzburg 1815—1818). Umgearbeitet erschien das Werk wieder unter dem einfachen Titel: „Katholische Dogmatik“ (3 Bde., Frankfurt a. M. 1826—1829; davon ein Nachdruck Rottenburg a. N. 1831). Endlich abermals umgearbeitet und erweitert unter dem Titel: „System der katholischen speculativen Theologie“ (Bd. I: „Fundamentirung der kathol. speculativen Theologie“; Bd. II, Abtheil. 1—4: „Construction der katholischen speculativen Theologie“; Regensburg 1837—38; davon eine neue Auflage: „Katholische Dogmatik, oder System der katholischen speculativen Theologie“, 3. Aufl.,

Regensburg 1844; dazu erschienen noch: „Nachträge zu seiner katholischen Dogmatik", Regensburg 1847). Für seine Zeit war dieses Werk eine höchst achtungswerthe und erfreuliche Leistung. „Wenn auch die tiefere, speculative Auffassung der kirchlichen Lehre und hie und da auch die theologische Genauigkeit noch Manches zu wünschen läßt", urtheilt Brück (Geschichte der kathol. Kirche in Deutschland im 19. Jahrh., Bd. I, 1887, S. 391), „so hat das Werk doch den Vorzug einer gefälligen Darstellung, einer gründlichen Beweisführung der Dogmen aus Schrift und Tradition und der Betonung des historisch-apologetischen Momentes". (Vgl. darüber auch K. Werner, Geschichte der kath. Theologie, S. 371—374; Drey in der Theol. Quartalschrift 1838, S. 83—103.) Einen bleibenden Werth besitzt auch das dritte größere Werk Brenner's: „Geschichtliche Darstellung der Verrichtung und Ausspendung der Sakramente, von Christus bis auf unsere Zeiten, mit beständiger Rücksicht auf Deutschland und besonders auf Franken", durch das reiche darin enthaltene historische und archäologische Material; die drei erschienenen Bände (Bamberg u. Würzburg 1818—1824) behandeln indessen nur die Taufe, Firmung und Eucharistie. Einen ungünstigen Erfolg hatte dagegen die Schrift: „Ueber das Dogma. Zugleich Beantwortung der Frage: Wer wird selig?" (Landshut 1832; 2. Aufl. 1834). Dieselbe gab, vielleicht weniger durch die eigentliche Meinung des Verfassers, als durch gewisse Unklarheiten und Mißverständlichkeiten der Darstellung, Anlaß zu Beanstandungen. Seinen Recensenten antwortete B. in den Broschüren: „Nachtrag zur Schrift: Ueber das Dogma . . . deren Beanstandung und Rechtfertigung betreffend" (Landshut 1833; besonders gegen Simon Buchfelner), und: „Offener Brief an Herrn Professor Dr. Troll zu Aschaffenburg, als weiterer Nachtrag zu der Schrift: Ueber das Dogma" (Landshut 1833; gegen Letztern wendet sich ferner die Antikritik: „Bemerkungen zu des Herrn Professors Dr. Troll Recension der Schrift: Ueber das Dogma", in Benkert's „Allgemeinem Religions- und Kirchenfreund", VI. Jahrg. 1833, 17. Bd., 2. Heft, Nr. 45, Sp. 705—713). Das Buch „Ueber das Dogma" selbst nebst den beiden Nachträgen wurde durch Decret vom 15. Januar auf den Index gesetzt. (Vgl. Reusch, Der Index der verbotenen Bücher, Bd. II, S. 1088.) — Brenner's übrige Schriften sind: „Erhebung des Geistes zu Gott an den besondern Festtagen des Jahres" (Bamberg 1810); „Kaiser Heinrich der Heilige und König Maximilian Joseph in Bezug auf Bambergs kirchliche Verfassung. Eine historische Parallele, veranlaßt durch das zwischen Sr. Majestät Maximilian Joseph König von Baiern und Sr. Heiligkeit Papst Pius VII. abgeschlossene Konkordat" (Bamberg u. Würzburg 1818; Frankfurt 1826); „Beyträge zur Erhebung des Sinnes für heilige Wissenschaft und geistliches Leben" (Bamberg 1820; Frankfurt 1825); „War Jehovah den Hebräern bloß ein Nationalgott?" (Landshut 1821); „Das Gericht, oder Aufdeckung der Unwissenheit und Unredlichkeit lutherischer Doctoren der Theologie und Pastoren in Darlegung des katholischen Lehrbegriffs" (Bamberg 1829; 2. Aufl. 1830); „Lichtblicke von Protestanten, oder: Neueste Bekenntnisse für die Wahrheit bei ihren Gegnern" (Bamberg 1830); „Einige Worte über die Wiederherstellung des Doms zu Bamberg bei seiner Wiedereröffnung am 25. August 1837" (anonym, Bamberg 1837). Ferner erschienen jeweils im Druck seine Trauerreden auf die Päpste Pius VII. (Bamberg 1823), Leo XII. (1829), Pius VIII. (1830), und Gregor XVI. (1846); auf die Bamberger Erzbischöfe J. von Stubenberg (1824) und J. M. von Fraunberg (1842); auf die Herzogin Amalie (1823) und die Königin Karoline von Baiern (1841). Als Dichter trat er auf in einer Ode an König Ludwig I.: „Empfindungen des Domkapitels zu Bamberg

bei dem höchst erfreulichen Eintritte Seiner Majestät des Königs Ludwig I. in die Metropolitan-Kirche daselbst" (gedruckt in der Festschrift: „Ein Blatt in König Ludwigs Lorbeer-Kranz", Bamberg 1830, Beilagen S. XIII f.).

Jäck, Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs, 1. Heft (1812), S. 111 f.; 2. Pantheon (2. Aufl. 1844), S. 15 f. — Felder-Waitzenegger, Gelehrten-Lexikon der deutschen kath. Geistlichkeit, Bd. I (1817), S. 93—97; Bd. III (1822), S. 476. — Georg A. Thiem, Dr. Friedrich v. Brenner, in: 12. Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg (Bamberg 1849), S. XIV—XXI. Dasselbe in der (Bonner) Zeitschrift für Philosophie u. kath. Theologie, Neue Folge, 10. Jahrg. 1849, 4. Heft, S. 213—218. — Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums Bamberg f. d. J. 1850, S. 87 f., 93 f. Schematismus f. d. J. 1848, S. 84. — Patr. Wittmann im Kirchen-Lexikon, 2. Aufl., Bd. II, S. 1231 f. — Hurter, Nomenclator lit. recentioris theologiae cath., T. III (ed. 2, 1895), p. 923—926.

Lauchert.

Brenner: Richard B., Afrikareisender, geboren zu Merseburg am 20. Juni 1833, studirte die Forstwissenschaft, ging aber 1864, von Baron v. d. Decken gerufen, nach Sansibar, untersuchte mit diesem einige Küstenstriche im Somaliland und machte die Fahrt auf dem Dschub mit, die mit der Niedermetzelung eines Theiles der Expedition endigte. B. gehörte dem Theile der v. d. Decken'schen Expedition an, der nach dem Scheitern des Flußdampfers „Welf" bei dem Wrack zurückblieb, während v. d. Decken, nach Berdera zurückkehrend, seinem Schicksal entgegenging. Er kehrte mit v. d. Decken's Begleiter v. Schickh nach Sansibar zurück und beide versuchten vergebens, von Barawa aus dem Führer der Expedition Hülfe zu bringen, der schon am 3. October 1865 in Berdera ermordet worden war. 1866 ging B. von Deutschland aus neuerdings nach dem Somalilande, um sicherere Kunde über den Tod v. d. Decken's zu gewinnen, gelangte aber nicht nach Berdera, sondern erforschte die südlichen Gallaländer, befuhr den Tana und wurde damit der eigentliche Erschließer des Sultanats Witu. 1868 nach Europa zurückgekehrt, ging er 1869 neuerdings in einer handelspolitischen Mission im Auftrag von österreichischen und schweizerischen Häusern nach dem Somaliland, nach Maskat und dem Gallaland, gründete Handelsstationen in Aden, Buschehr und Sansibar. Eine Frucht dieser Reise war die genaue Untersuchung des Kingani. Nach beträchtlichen wirthschaftlichen Erfolgen krank 1871 zurückgekehrt, ging B. 1872 als österreichischer Consul nach Aden und starb am 22. März 1874 in Sansibar. B. hat für die geographische Erforschung des äquatorialen Ostafrika Beträchtliches geleistet, besonders seine Nachrichten über die Galla und Somali und ihre Wanderungen sind werthvoll, aber seine Bedeutung liegt im Eintreten für die selbständige wirthschaftliche Bethätigung Deutschlands und Oesterreichs in diesen Gebieten. Er hat die ersten unmittelbaren Verbindungen zwischen Deutschland und dem Sultan von Witu angeknüpft, war der Träger von Vorschlägen des Witu-Herrschers an den König von Preußen, die die Colonisation Witus bezweckten, und hat aus mehr praktischen Gesichtspunkten die Arbeiten Roscher's, v. d. Decken's, Kersten's und der früheren Missionare in Afrika fortgeführt. Seine rastlose Thätigkeit und sein früher Tod haben ihn gehindert, große Aufgaben der Afrikaforschung zu lösen. Die Bemängelung seiner Angaben durch Dr. Fischer betrifft nur Kleinigkeiten. Die wichtigsten Beiträge Brenner's zur Geographie und Ethnographie des äquatorialen Ostafrika findet man in den Bänden der

Geographischen Mittheilungen von 1867 an, sowie in dem von O. Kersten herausgegebenen Werke über die Reise des Freiherrn v. d. Decken, Bd. 2.

Friedrich Ratzel.

Brese: Johann Leopold Ludwig von B.-Winiary, königlich preußischer General der Infanterie, am 9. September 1787 zu Berlin, wo sein Vater Hofpostmeister war, geboren, ward am 2. November 1805 als Eleve in die Ingenieur-Akademie zu Potsdam aufgenommen und bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1806 der Fortification zu Spandau überwiesen; als die Festung frühzeitig den Franzosen übergeben wurde, gelang es ihm durch die feindlichen Vorposten zu Schill zu entkommen, welcher ihn nach Colberg sandte. Hier erhielt er den Befehl sich nach Danzig einzuschiffen, nahm dort an der Vertheidigung des Hagelsberges theil, wurde in Anerkennung seines Wohlverhaltens im Juni 1807 zum Officier ernannt und erhielt nach Friedensschluß in Memel den Auftrag, die beiden ältesten Söhne König Friedrich Wilhelm's III., die nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., später Kaiser Wilhelm I., die er alsdann nach Königsberg begleitete, in der Befestigungskunde zu unterrichten. Dann besuchte er, daneben seine Dienstgeschäfte wahrnehmend, die zu Berlin durch Scharnhorst ins Leben gerufene Kriegsschule. Im J. 1813 war er wiederum bei Danzig thätig, dieses Mal als Adjutant des Oberstlieutenants Pullet (s. A. D. B. XXVI, 709); dann gehörte er bis zum Ende des Feldzuges vom Jahre 1814 dem Stabe des Generals v. Tauenzien an, welcher die Belagerung der noch in den Händen der Franzosen verbliebenen preußischen Festungen leitete. Am Kriege des Jahres 1815 hat er nicht theilgenommen. 1816 kam er als Capitän in das Kriegsministerium, in welchem er 1819 Dirigent der Ingenieurabtheilung und 1820 Major wurde, im Mai 1832 kehrte er als Inspecteur der 2. Festungsinspection in das Ingenieurcorps zurück. Dieser Inspection wurde damals die Festung Posen zugetheilt, mit deren Ausbau Brese's Name dadurch dauernd verbunden ist, daß, als ihm bei der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums am 15. October 1856 der Adel verliehen ward, dies unter Beilegung des Namens „von Brese-Winiary" geschah. Gleichzeitig wurden die Bastionen des Forts Winiary mit seinen Vornamen benannt. Die Auszeichnung beruhte auf der Wichtigkeit, welche das Fort für die Festung Posen hat und schloß eine Anerkennung der von B. beim Bau der letzteren geleisteten Dienste in sich. Nachdem er verschiedene andere Stellungen im Ingenieurcorps bekleidet hatte und 1837 Oberst, 1843 General geworden war, trat er am 30. Januar 1849, als Aster (s. A. D. B. I, 627) abging, als Generalinspecteur der Festungen und Chef des Ingenieurcorps und der Pioniere an die Spitze der Waffe; im nämlichen Jahre wurde er zum Generallieutenant und 1858 zum General der Infanterie befördert; als ihm am 1. Juli 1860 der Abschied bewilligt wurde erhielt er den Schwarzen Adlerorden; am 5. Mai 1878 starb er zu Berlin.

B. hat an der Herstellung aller Befestigungswerke, welche von 1820 bis 1860 in Preußen ausgeführt sind, und damit an der Entwicklung der sogenannten neupreußischen Befestigungsweise, zu deren Hauptbegründern er gehört, einen hervorragenden Antheil genommen. Ihr Werden und ihr Wesen hat er in drei im J. 1844 in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vorträgen (als Manuscript gedruckt) lichtvoll nachgewiesen. Dem Ingenieurcorps war er im vollsten Sinne der Bezeichnung ein Lehrmeister, welcher durch That, Schrift und Wort wirkte und wesentliche Dienste geleistet hat. In gleicher Weise ist er für die Entwicklung der Pionierwaffe thätig gewesen.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1878, Nr. 38 (Nachruf von General von Biehler). — Neue militärische Blätter, Berlin 1878, Juniheft. — v. Bonin, Gesch. d. Ingenieurcorps u. der Festungen in Preußen, 2. Thl., Berlin 1878.

B. v. Poten.

Bressand: Friedrich Christian B., Theaterdichter, † 1699, Sohn Claudius Bressand's, Mundkochs bei dem Markgrafen zu Baden-Durlach, wird um das Jahr 1670 in Durlach geboren sein, doch wird sich das Datum schwerlich genau feststellen lassen, da die Kirchenbücher aus jenen Tagen verbrannt sind. Er selbst erzählt:

„Als ich, noch ziemlich jung, auf hohen Schulen ware,
und den verborgnen weg zur Weisheit suchen wolt',
auch solche freyheit mir versprach noch auf viel Jahre," —

daß er da durch den Tod der Eltern plötzlich nach Haus zurückgerufen sei, in der Zeit, da der Feind ins Land gefallen und dicht nachher die Stadt Durlach zerstört worden sei. Das wird 1689 geschehen sein. Denn in diesem Jahre drangen in seine Heimath die Franzosen ein, die unter Mélac am 6. August 1689 die Stadt Durlach in Asche legten. B. mußte Haus und Hof verlassen und froh sein, das Leben in Sicherheit zu bringen. Er wandte sich an den Hof Anton Ulrich's nach Wolfenbüttel, wahrscheinlich veranlaßt durch die verwandtschaftlichen Beziehungen dieses Fürsten zu seinem früheren Herren, dem Markgrafen von Baden-Durlach, der mit Anna Sophie, einer Tochter Anton Ulrich's, verheirathet war. In Wolfenbüttel gelangte B. bald zu einer einflußreichen Stellung. Es herrschte hier unter dem kunstsinnigen, auch litterarisch eifrig thätigen Herzoge Anton Ulrich, hinter den der ältere Bruder, Herzog Rudolf August, als Mitregent völlig zurücktrat, ein sehr reger Sinn für Theater und Musik. In Braunschweig wurde ein neues prächtiges Opernhaus gebaut, das zur Laurentii Messe 1691 eröffnet wurde. In dieser Zeit setzt die Thätigkeit Bressand's am Wolfenbüttler Hofe ein. Er bekam den Titel eines Kammerschreibers, später den eines geheimen Kammerschreibers, hat aber offenbar mit der Verwaltung des Kammerguts niemals etwas zu thun gehabt, sondern ist nur im Privatdienste des Herzogs Anton Ulrich verwandt worden. Er war die rechte Hand des Fürsten bei allen theatralischen, musikalischen und sonstigen Aufführungen, die in bunter Mannichfaltigkeit damals in Wolfenbüttel, Braunschweig und auf dem fürstlichen Lustschlosse Salzdahlum veranstaltet wurden. Hier entfaltete B. eine äußerst vielseitige und tiefgreifende Thätigkeit, ganz zur Zufriedenheit seines Auftraggebers, den er offenbar trefflich zu nehmen wußte. Er besaß ohne Zweifel ein sehr gewandtes, seine Gegner sagten, ein intriguantes Wesen und eine erstaunliche Arbeitskraft. Er mußte für die Texte, die Inscenirung der Aufführungen, für alle Aeußerlichkeiten, wie den Druck der Textbücher u. s. w. sorgen — im Februar 1691 hatte er letztere schon abzunehmen —, und dabei hatte er noch die Neigung, sich um fremde Dinge zu kümmern. Im November 1691 ist der Capellmeister Joh. Sigism. Cousser sehr erbost über Bressand's Uebergriffe, der sich auch in musikalische Fragen mischte. Das Verhältniß der Beiden, die zusammen wirken sollten, blieb ein schlechtes; nach $1^1/_2$ Jahren räumte Cousser das Feld. Es wurde dann lange Zeit kein wirklicher Capellmeister wieder angestellt und B. hatte nun auch im Musikalischen freie Hand. Sehr ausgedehnt war die schriftstellerische Thätigkeit Bressand's. Er übersetzte Stücke aus dem Italienischen und Französischen, so Dramen von Corneille, Racine, Molière. Dann dichtete er selbst Singspiele, Schäferspiele, „Danzspiele", Masqueraden und dergleichen. Einige 30 Stücke der Art werden ihm, mehr oder weniger sicher, von Chrysander, Goedeke (III^2, 229) u. A.

zugeschrieben. Das wird eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Denn wir kennen jetzt allein die Stücke, die im Druck vorliegen, und von welchen auch nur ein Theil Bressand's Namen trägt. Viele Gedichte aber, die schnell für den Augenblick gemacht werden mußten, werden gar nicht gedruckt worden sein. Inbezug auf die Stücke können wir uns hier mit einer Verweisung auf Goedeke und Chrysander begnügen; letzterer, der „Echo und Narciß" (1693) für das beste von Bressand's Stücken erklärt, gibt über viele derselben genauere Angaben. Was in Bressand's Arbeitsweise für seine Hofstellung ein Vorzug war, gereichte ihm für seine litterarische Bedeutung nicht zum Vortheil. Er arbeitete rasch, leicht und gefällig, ganz wie es einer geistig angeregten, aber leichtlebig galanten Hofgesellschaft zusagte. Als Hofpoet war er natürlich gezwungen, den Neigungen und dem Geschmacke seines Herrn sich anzuschmiegen, und er that es willig und geschickt. Er verstand es trefflich, für alle Gelegenheiten scenische Darstellungen mit sinnigen Einfällen anzuordnen und den auftretenden Personen schön klingende Worte in den Mund zu legen, die leicht verständlich und des augenblicklichen Erfolges sicher waren. Dabei blieb er für eine schärfere Kritik in seinen Dichtungen zu sehr auf der Oberfläche. Wol wußte er in seinen Stücken geschickt Intriguen zu spinnen und rührende Scenen herbeizuführen; er war ein Meister in allen Außendingen. Aber er ging nicht in die Tiefe; es fehlte seinen Werken an innerer Wahrheit; von feinerer Charakteristik der handelnden Personen, von einer Entwicklung der Handlung aus den Charakteren heraus kann bei ihm keine Rede sein. Er hatte sich augenscheinlich zunächst und zumeist an den recitirenden Dramen der Franzosen gebildet. Das war für Singspiele eine schlechte Vorbereitung, die Folge davon ein Ueberfluß von Worten, der das Musikalische stark beeinträchtigte. Es fehlte ihm, wie Chrysander im Einzelnen ausführt, der feine musikalische Sinn. Wohl möglich, daß er auf dem Gebiete des Dramas nach Art der Franzosen mehr hätte leisten können, besonders wenn er sich selbständiger, freier von Wünschen und Befehlen hätte entwickeln, mehr Ruhe und Zeit für seine Schöpfungen sich hätte gönnen, auch zuvor mehr Lebenserfahrungen hätte sammeln können. Denn es ist bei der Beurtheilung seines Wirkens nicht zu vergessen, daß er kaum das 30. Lebensjahr erreicht haben wird. Auch so, wie er war, ist er eine eigenartige, nicht uninteressante Persönlichkeit, die für ein Jahrzehnt einer für die Theatergeschichte der Zeit nicht unwichtigen Stätte den Stempel seines Geistes aufdrückte. An den Werken seines Nachfolgers, Gottlieb Fiedler's, merkt man sogleich den Abstand, in dem dieses Mannes Thätigkeit hinter der jenes zurückbleibt. Bei dem Herzoge Anton Ulrich stand B. in hoher Gunst. Das zeigte sich deutlich bei seiner Heirath. B. vermählte sich am 24. Juni 1696 mit Anna Katharina Schröder, einer Tochter des verstorbenen Predigers Marcus Schröder zu Preetz in Holstein, die bei der Gemahlin des Herzogs, der Herzogin Elisabeth Juliane, Kammerfräulein gewesen war. Als er dem Fürsten dicht vor seiner Verheirathung eine Bitte um Verbesserung seiner Stelle vortrug, ward sie sogleich gewährt, und das Hochzeitsfest selbst ließ ihm der Herzog auf dem Schlosse ausrichten. B. schickte gereimte Hochzeitsbriefe an alle am Hofe weilenden Fürstlichkeiten, die dann auf fürstlichen Befehl zusammen gedruckt wurden. Charakteristisch für die Zurückhaltung Herzog Rudolf August's von den theatralischen Vergnügungen seines Bruders ist das an jenen gerichtete Gedicht: ihm war B. damals noch eine unbekannte Persönlichkeit, obwol er schon lange Jahre am Hofe auf das thätigste gewirkt hatte. Für die Werthschätzung, die auch Fachgenossen B. erwiesen, spricht das schöne Hochzeitsgedicht, das der Hamburger Bühnendichter Chr. Heinrich Postel ihm widmete

(Weichmann, Poesie der Niedersachsen I, 154 ff.). Nicht minder die Trauerverse, die er und Andere ihm bei seinem frühen Hinscheiden nachriefen. B. starb plötzlich in der Vollkraft seines Schaffens am 4. April 1699 und wurde in der Auguststädtischen Kirche zu Wolfenbüttel beigesetzt. Eines seiner letzten Werke war das Singspiel „Orpheus" (1698), das zu lang befunden und deshalb im nächsten Jahre in zwei Theile zerlegt wurde. Es waren „Die sterbende Euridice" und „Die verwandelte Leyer des Orpheus", deren Aufführung er 1699 nicht mehr erleben sollte; die Vorrede zu den Textbüchern ist erst nach seinem Tode vollendet worden. Seiner Ehe ist eine Tochter erwachsen, bei deren Taufe am 11. April 1698 die Herzogin Elisabeth Juliane Gevatter gestanden hatte.

Vgl. Chrysander, Jahrbuch f. Musik-Wissenschaft I. Bd. — Bressand's „Hochzeitsbriefe an die Herrschaften in Wolffenbüttel" (1696). — Kirchenbücher zu Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Bretschneider: Friedrich Wilhelm Theodor B., Kupferstecher, † 1878, geboren zu Blankenburg a./H. am 31. October 1821 als Sohn des Juweliers und Goldarbeiters Friedrich Wilhelm Andreas B. und seiner Gemahlin Karoline Luise Christiane geborene Zeitfuchs aus Stolberg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er im 16. Jahre verließ, um Lithograph zu werden. Er ging nach Braunschweig und ließ sich am 18. October 1838 als „Zuhörer" am Collegium Carolinum eintragen, wo er namentlich unter Professor Brandes sich im Zeichnen ausbildete. Eine für den Ministerialrath von Koch angefertigte Wappenzeichnung offenbarte durch die Präcision und Sauberkeit der Linienführung die Anlage Bretschneider's für den Kupferstich und ward die nächste Veranlassung, daß er sich dieser Kunst widmete, in der ihm 1840 Professor Friedrich Knolle die erste Anleitung gab. Im Jahre 1847 ging er nach Paris, wo damals die bedeutendsten Künstler seines Faches, ein Forster, du Pont, Fr. Weber, de Mare, wirkten. B. ist zwar zu keinem von ihnen in ein eigentliches Schülerverhältniß getreten, doch hat ihn namentlich Weber vielfach mit Rathschlägen in seinen Studien unterstützt. Als er hier so drei Jahre lang gelernt und gearbeitet hatte, zwangen ihn die ungünstigen Zeitverhältnisse 1850 nach Braunschweig zurückzukehren. Von 1857 an übernahm er für die Wintersemester an der Baugewerkschule zu Holzminden den Unterricht im Freihandzeichnen, von Johannis bis Michaelis 1860 aushülfsweise ebenso den an den beiden mittleren Bürgerschulen zu Braunschweig, Dann wurde er (1. Nov. 1860) als Zeichenlehrer an dem Gymnasium und der Bürgerschule zu Holzminden angestellt. Michaelis 1863 folgte er einem Rufe nach Braunschweig als Zeichenlehrer an mehreren städtischen Schulen, doch kehrte er, da ihm diese Thätigkeit nicht zusagte, schon Neujahr 1864 in die alte Stellung zurück, die er, in den letzten Jahren von schwerer Krankheit geplagt, bis zu seinem Tode mit Eifer und Erfolg ausfüllte. Er starb am 19. October 1878, tief betrauert von seinem Freundeskreise, in dem seine gesellige Heiterkeit stets belebend wirkte. Ihn überlebten die Gattin Karoline, eine Tochter des Oberförsters Georg zu Hilwartshausen, die er am 8. October 1868 geheirathet hatte, und eine Tochter, die aber schon am 14. September 1883, elf Jahre alt, gestorben ist. Die künstlerische Thätigkeit Bretschneider's fällt fast ganz vor die Uebernahme eines festen Lehramts. Nachher haben dieses, sowie Kränklichkeit, namentlich Augenschwäche, ihn an dem Ausüben seiner geliebten Kunst verhindert. Auch war er ein sehr penibler und deshalb nicht rasch fördernder Arbeiter, dessen Blätter sich daher aber sämmtlich durch liebevolle und saubere Ausführung auszeichnen. Hervorzuheben sind davon die Affenbarbierstube nach dem Bilde von Teniers, die Fischerfamilie nach dem

Bilde von Simons, Rietschel's Lessingstatue in Braunschweig, seine Harzansichten, Porträts u. A. Seine meisten Arbeiten sind radiert und mit dem Grabstichel beendet, viele der späteren aber auch in Stahl ausgeführt. Am vollständigsten verzeichnet, 75 Nrn., sind sie von E. Steinacker in den Br. Anz. vom 2. November 1882, Nr. 283.

Vgl. außer Steinacker a. a. O. besonders H. Lentz' Album des H. Gymnasiums zu Holzminden S. 16. — Nachrichten der Familie.

P. Zimmermann.

Breusing: Arthur B., Dr. phil. und Director der Seefahrtschule in Bremen, angesehener Schriftsteller auf dem Gebiete der Nautik und der Geschichte der mathematischen Geographie, geboren am 18. März 1818 zu Osnabrück, † am 28. September 1892 in Bremen, war der dritte Sohn des Provinzialsteuerdirectors B. in Osnabrück und erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und in Lingen. Im October 1838 bezog B die Universität Bonn, und betrieb während drei Semester besonders unter Plücker und Treviranus mathematische und naturwissenschaftliche Studien. Das Wintersemester 1840/41 brachte er in Berlin zu, wo namentlich Dove's Vorlesungen über Meteorologie ihn fesselten. Im April 1841 siedelte B. nach der Universität Göttingen über, auf der sich dann seine Studienzeit auf sieben Jahre ausdehnte; als flotter Bursch — er war Mitglied und langjähriger Senior des Corps Westfalia — genoß er die Freuden des Studentenlebens in vollen Zügen und zeigte wenig Neigung zu einem bestimmten Brotstudium. Neben mathematischen und astronomischen Studien, die er besonders unter Gauß betrieb, hörte er auch philologische und andere Vorlesungen und legte so den Grund zu der vielseitigen Bildung, die später oft an ihm bewundert wurde, und namentlich in der mündlichen Unterhaltung mit ihm gern in geistreichen Bemerkungen zu Tage trat. Im December 1847 legte er die Lehramtsprüfung für Mathematik, Physik und deutsche Litteraturgeschichte für die oberen Classen des Gymnasiums ab und entschloß sich auf Anrathen seiner Verwandten, Navigationslehrer zu werden. Zu seiner praktischen Ausbildung erhielt B. von der hannoverschen Regierung ein kleines Reisestipendium zu einer Seereise, doch ehe er diese antrat, kehrte er im Anfang des Jahres 1848 noch einmal auf kürzere Zeit nach Göttingen zurück und spielte hier in dem politischen Treiben jener aufgeregten Zeit (Februar bis Mai) eine führende Rolle in der Studentenschaft. Vom August 1848 bis Juli 1849 unternahm er dann an Bord eines Schooners eine Reise nach Rio de Janeiro, die, wenn auch sonst in vieler Beziehung unangenehm, doch für seine nautische Ausbildung recht fruchtbar war. Im Februar des folgenden Jahres, 1850, folgte B. einer Berufung an die Steuermannsschule in Bremen, und diese Stadt blieb nun bis zu seinem Tode sein Wirkungsplatz. Acht Jahre später, 1858, wurde ihm die Direction der Anstalt übertragen und seinem Ansehen und seinen Bemühungen ist es dann gelungen, aus der alten Steuermannsschule die „Seefahrtschule" zu machen, die bald mit steigendem Ansehen als die erste der deutschen Navigationsschulen galt und die besten der Seeleute nach Bremen zog. Auch ein neues, würdiges Gebäude wußte er der ihm anvertrauten Anstalt im Jahre 1877 zu verschaffen.

B. war eine pädagogisch beanlagte Natur; durch treffende Vergleiche wußte er in anschaulicher Klarheit mit wenigen Worten zu lehren, wozu mancher andere einen Wust von Worten oder eine Fülle theoretischer Betrachtungen erforderlich hielt. Dabei wußte er durch sein beredtes Wort die Schüler zu fesseln und durch Humor und Witz den Unterricht frisch und anregend zu erhalten; seine oft etwas urwüchsige Derbheit paßte dabei für seine

Schüler, die vor ihrer Aufnahme in die Seefahrtschule schon mehrere Jahre als Matrosen oder Steuerleute zur See gefahren hatten. Neben der Hebung des geistigen Niveaus der deutschen Seeleute suchte B. auch eifrig die sociale und pecuniäre Lage derselben, die im Beginn seiner Lehrerthätigkeit noch meist eine recht niedrige war, zu bessern und zu heben.

Schon kurze Zeit nach Antritt seines Lehramtes, 1852, veröffentlichte B. ein Lehrbuch der Nautik unter dem Titel „Seemannskunst", das noch 1890 in fünfter Auflage erschien und wohl auch heute noch eins der besten seiner Art ist. Auf Grund der zweiten mit nautischen Hülfstafeln erweiterten Auflage dieses Buches (Bremen 1860) promovirte B. im December 1861 an der Universität Göttingen zum Dr. philosophiae; seinen Doctortitel zog er immer seinem Amtstitel vor.

Breusing's übrige litterarische Arbeiten sind der Mehrzahl nach geschichtlichen Charakters. Eine Gruppe derselben behandelt die Geschichte nautischer Instrumente. Zu diesen gehören, inhaltlich und zeitlich an erster Stelle, die in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (Bd. IV, 1869) erschienene Abhandlung unter dem Titel „Zur Geschichte der Geographie", welche der Geschichte der Erfindung der wichtigsten nautischen Hülfsmittel: des Kompasses, des Jakobsstabs und der Logge gewidmet ist. In einer neuen und wesentlich vervollständigten Form behandelte B. denselben Gegenstand später noch einmal unter dem Titel „Die nautischen Instrumente bis zur Einführung des Spiegelsextanten" (Bremen 1890). Hierher gehören auch noch seine beiden kleinen Abhandlungen: „Das Seebuch in nautischer Beziehung" (in dem von C. Koppmann herausgegebenen mittelalterlichen „Seebuch", Bremen 1876) und „Nonius oder Vernier?" (Astronom. Nachr. 1879, Bd. 96).

Die seltene Paarung gründlicher philologischer Kenntnisse mit seemännischem und mathematischem Wissen befähigte B. in besonderem Maße, vom Standpunkte des Nautikers aus, Beiträge zur Lösung zahlreicher Fragen im Gebiete des Seewesens der Alten zu geben. Seine wichtigsten und bedeutsamsten Arbeiten in dieser Richtung sind „Die Nautik der Alten" (Bremen 1886, XIV und 219 Seiten) und „Die Lösung des Trierenräthsels — die Irrfahrten des Odysseus, nebst Ergänzungen und Berichtigungen zur Nautik der Alten" (Bremen 1889, VI und 128 Seiten). Ein besonderes Capitel des erstgenannten Buches enthält auch einen Kommentar zu der Darstellung der Seereise des Apostels Paulus in der Apostelgeschichte. In Fleckeisen's Jahrbüchern für classische Philologie (1885 Heft 5, 1886 Heft 2, 1887 Heft 1) schrieb er auch noch „Nautisches zu Homeros". Fanden diese Arbeiten bei den Altphilologen und Alterthumsforschern auf der einen Seite viel Lob und Anerkennung, so erfuhren sie doch von anderer Seite auch scharfen Widerspruch. Jedenfalls gebührt B. das Verdienst, durch neue geistvolle Betrachtungen viele bisherige Erklärungen als völlig unhaltbar nachgewiesen, andere Fragen der Lösung aber näher geführt zu haben.

Die dritte Gruppe von Breusing's geschichtlichen Schriften sind der Geschichte der Geographie gewidmet und enthalten besonders zahlreiche werthvolle Ergänzungen und Berichtigungen zur Entwicklung der Kartographie. In erster Reihe steht seine Biographie „Gerhard Kremer, gen. Mercator, der deutsche Geograph" (1869, 2. Aufl., Duisburg 1878, 61 und 8 Seiten), in der er die Bedeutung und die Verdienste dieses Mannes um die Nautik und die Entwicklung der Kartenentwürfe in's hellste Licht stellte. Auch der biographische Aufsatz über Mercator in der A. D. B. XXI, 385 ist von B. geschrieben. Ueber Bernhard Varenius, den großen Geographen des 17. Jahrhunderts und Verfasser der „Geographia generalis" (s. A. D. B. XXXIX, 487),

stellte B. in Petermann's geogr. Mittheilungen (1880, 26. Bd., S. 136 bis 141) die mit vieler Mühe aufgebrachten und vollständigsten Lebensnachrichten zusammen. Ein weiterer, sehr reichhaltiger Beitrag Breusing's „Zur Geschichte der Kartographie" erschien 1881 in Kettler's Zeitschrift für wissensch. Geographie (II. Bd., S. 129—133 und 180—195) unter dem näheren Titel „La totela de Marteloio und die loxodromischen Karten". B. erklärt hier die Entstehung der italienischen See- oder sogenannten Kompaßkarten als loxodromische, d. h. als solche, in denen die mißweisenden Loxodromen (d. s. Linien, von denen die Meridiane unter gleichem Winkel geschnitten werden) zu geraden Linien ausgezogen sind. Auch diese Ansicht Breusing's hat in neuester Zeit wieder einer anderen Theorie weichen müssen, ihm gebührt aber das Verdienst, das Räthsel der mittelalterlichen Karten durch seine Arbeit wieder angeregt und in Fluß gebracht zu haben.

Für die mit dem dritten deutschen Geographentag in Frankfurt a. M. im Jahre 1883 verbundene kartographische Ausstellung schrieb B. einen „Leitfaden durch das Wiegenalter der Kartographie bis zum Jahre 1600 mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands" (Frankfurt 1883, 33 Seiten), der durch seine kurzen, höchst prägnanten Charakteristiken vieler Atlanten und Karten auch als Gelegenheitsschrift dauernden Werth hat. Wenige Monate vor seinem Tode veröffentlichte B. dann noch sein kleines Lehrbuch der Kartenprojection unter dem Titel „Das Verebnen der Kugeloberfläche für Gradnetzentwürfe" (Leipzig 1892, 62 Seiten). Breusing's schriftstellerische Eigenart tritt in diesem noch einmal recht deutlich hervor: selbständige Auffassung des Gegenstandes, reiches Wissen an historischen Einzelheiten, Vorliebe für deutsche Bezeichnungen, aber auch große Neigung zu scharfer Kritik, die öfter doch auch einseitig und über das Ziel hinausgehend ist. Breusing's deutsche Bezeichnungen „winkeltreue" und „flächentreue" Projection statt conforme und äquivalente sind jetzt Gemeingut der deutschen Geographen geworden.

In seinen politischen Anschauungen war B. ein warmer Anhänger Bismarck's; in kirchlichen Fragen gehörte er der strenggläubigen Richtung an. Im Sommer 1888 wurde B. von einem Schlaganfall getroffen und seit dieser Zeit fing er an zu kränkeln, doch erholte er sich wieder und war bis kurz vor seinem Tode im 74. Lebensjahre noch dienstlich und litterarisch thätig. B. war mit Emma Hoffschläger, die in directer Linie von Mercator abstammte, verheirathet und vier Kinder entsprossen der Ehe. Freunde und Schüler ließen in der Bremer Seefahrtschule Breusing's wohlgetroffene Büste und auf seinem Grabe ein Denkmal mit seinem Medaillonbilde aufstellen.

Arthur Breusing von C. Schilling in der Weser-Zeitung 1892, Nr. 16501/3. — „Ausland" 1892, S. 721—723 von W. Wolkenhauer. — Verh. der Ges. f. Erdkunde zu Berlin 1892, S. 527—532 von H. Wagner. — Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statistik, 1893, S. 230 bis 232 mit Porträt von E. Geleich. W. Wolkenhauer.

Breymann: Adolf August Wilhelm B., Bildhauer, † 1878, wurde am 16. Juni 1839 zu Mahlum im Herzogthum Braunschweig als Sohn des Pastors Karl Ant. Ferdinand Chr. B. († am 13. Nov. 1866) geboren; seine Mutter Luise war die Tochter des Consistorialassessors und Superintendenten Hoffmann zu Nette bei Bockenem. Er erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und befreundeten Predigern der Nachbarschaft; auch die älteste Schwester Henriette, die spätere Gattin des bekannten Parlamentariers Karl Schrader, die demnächst auf dem Gebiete der weiblichen Erziehung rühmlich hervorgetreten ist (s. diese), übte einen äußerst anregenden Einfluß auf ihn aus. Sie erkannte zuerst die bildnerische Anlage des Knaben, der in der lieblichen

Umgebung seines Heimathortes aufwachsend, früh Sinn und Liebe für die Natur gewann und nach der Ungebundenheit des Landlebens in den Zwang der Schule schlecht sich finden konnte. Er wurde, da der Vater im Herbst 1851 nach Watzum versetzt wurde, zu Anfang des folgenden Jahres auf das Gymnasium zu Wolfenbüttel gebracht. Seine Fortschritte hier waren mäßig. Die Familie sah bald ein, daß er für einen gelehrten Beruf, wie der Vater ursprünglich wünschte, nicht recht geschaffen sei, daß seine Anlagen ihn mehr für eine praktische oder künstlerische Thätigkeit befähigten. Man dachte an die Architektur, in der ein Vetter, Baurath B. in Stuttgart, Hervorragendes geleistet. Aber die mangelhaften Kenntnisse in der Mathematik standen hier hindernd im Wege. Um zunächst einmal den Versuch in einer praktischen Lebensaufgabe zu machen, wurde B. zu Ostern 1857 in die Werkstatt des Hofbildhauers Strümpell in Braunschweig gebracht, die er aber schon nach einem halben Jahre mit der des Professors Georg Howaldt vertauschte. Hier blieb er 1—2 Jahre und lebenslang hat er dem würdigen selbwachsenen Manne treue Anhänglichkeit bewahrt. Doch die wahre Erfüllung seines Sehnens sollte B. erst in Dresden finden. Nachdem er sich hier ein halbes Jahr lang durch Zeichenunterricht bei Professor Schurig in erfolgreichster Weise vorbereitet hatte, ward er am 1. November 1859 Schüler der Akademie, wo er sich nun mit hingebendem Eifer und eisernem Fleiße künstlerischen und kunstgeschichtlichen Studien und der praktischen Ausbildung in der Bildhauerei widmete. Zu Ostern 1861 kam er in Joh. Schilling's Werkstatt. Dieser fand großes Gefallen an dem strebsamen Schüler, der ihm bald näher trat, seiner Schule Ehre machte und die dankbare Verehrung, die er für den Meister hegte, in der Folge, wo er konnte, durch rastlose Hülfe bethätigte. Außer zu ihm trat B. auch zu Hähnel, Schnorr von Karolsfeld, Ludwig Richter in Beziehung, und ein schöner Kreis gleichstrebender Genossen, von denen hier nur sein Freund J. Kuntz genannt sei, machte ihm den Aufenthalt in Dresden zu einem so angenehmen, daß er auch später alle Anerbietungen, sich an anderen Orten niederzulassen, entschieden zurückwies. Die erste Arbeit, die er selbständig schuf, war ein Basrelief „Der verlorene Sohn". Dann machte er sich an eine Statue des Adam, deren Ausführung ihn niemals befriedigte, bald darauf (1866) an das Hauptwerk seines Lebens, das Standbild Heinrich's des Löwen, zu dem er mehrere Entwürfe fertigte, bis er die Form fand, die von Kennern auf der Wiener Weltausstellung unter den Sculpturen als die bedeutendste Leistung bezeichnet wurde und seit 1874 den schönen Brunnen des Hagenmarktes zu Braunschweig krönt, für den B. die Wasserspeier und sitzenden Löwen gleichfalls modellirte, während der Aufbau des Ganzen vom Stadtbaurath Ludwig Winter in Braunschweig herrührt. 1868 schuf er die lebenswahre Büste des Bibliothekars Dr. Bethmann, die für die Wolfenbüttler Bibliothek in Marmor ausgeführt wurde. Im Herbste des folgenden Jahres trat er mit J. Kuntz die längst erwünschte Reise nach Italien an, die nahezu zwei Jahre währte und auf der besonders Florenz, Rom und Neapel besucht wurden. Die unmittelbare Frucht dieser Reise sind zwei Büsten von Kindern der römischen Campagna, die mehrmals in Marmor ausgeführt wurden, und die Statuette einer italienischen Spinnerin, die in Bronce gegossen ist. Von dem anstrengenden Studium der Reise erholte er sich den folgenden Winter in „Neu Watzum" bei Wolfenbüttel, wo die Geschwister eine große Erziehungsanstalt für junge Mädchen begründet hatten, bei der Mutter, die hier am 2. October 1876 gestorben ist. Im Frühjahr 1872 begab sich B. wieder nach Dresden, um bald darauf nach London zu reisen, wo ihm für das Grabdenkmal des Prinzgemahls Albert ein Auftrag,

die Anfertigung zweier Engel, zu Theil geworden war. Dann schuf er in dieser Zeit für die Stadt Göttingen ein Siegesdenkmal, einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, und machte sich an das Werk, ein großes Denkmal zu entwerfen und auszuführen, das das Braunschweiger Land den siegreichen Kriegern und gefallenen Söhnen der Jahre 1870—71 errichten wollte. Die Vollendung dieser Arbeit sollte er nicht mehr erleben. B. hat die Figur der Germania auf dem Sockel, die Kriegergruppe auf der Vorderseite und die Kriegstrophäen auf den Seitentheilen selbst noch fertig gestellt; die Darstellung auf der Rückseite, „Die Heimkehr des Siegers", hat nachher Professor Dietz entworfen. Mit Eifer hatte B. noch im Sommer 1878 bei schwindenden Kräften an diesem Werke gearbeitet. Ein unheilbares Magenleiden hatte ihn befallen. Um ihm, dem Unverheiratheten, die sorgsamste Pflege zu verschaffen, hatten ihn die Geschwister nach Wolfenbüttel geholt, wo er am Sonntagmorgen des 1. September 1878 sanft entschlafen ist. Mit ihm schied zu früh ein Künstler, der nach seinen Leistungen noch zu großen Hoffnungen berechtigte, der, von ernstem rastlosem Streben beseelt, sich niemals genug that in seiner Arbeit, der eine hohe ideale Auffassung hegte von der Kunst, der er sich gewidmet hatte, und der im Leben mit den reichen Gaben seines künstlerischen Talentes ebenso treffliche Eigenschaften des Charakters in schöner Harmonie in sich vereinigte.

Vgl. Erinnerung an A. Breymann, Lebensskizze (von Ludw. Schrader) im Braunschweiger Tagebl. vom 2. Oct. 1878, Nr. 231. — B. Anz. vom 5. Sept. 1878, Nr. 208. — Nachrichten aus der Familie.

P. Zimmermann.

Briegleb: Hans Karl B., geboren am 1. Mai 1805 zu Baireuth, studirte zuerst Theologie, sodann Jurisprudenz und ließ sich in Nürnberg als Advocat nieder. Dort verfaßte und veröffentlichte er auch das epochemachende Werk „Ueber executorische Urkunden und Executivprozeß" (Nürnberg 1839, 2. Aufl. 1845), welches ihn mit einem Schlage in die erste Reihe der Processualisten stellte. Es zerfällt in zwei Theile, wovon der eine Belegstellen zur Geschichte des Executivprocesses enthält, die den mittelalterlichen Juristen Italiens, Frankreichs und Spaniens, sowie italienischen Statuten entnommen sind. Die Bedeutung des Werkes in der Geschichte der Proceßwissenschaft liegt vor allem darin, daß er die von Bethmann-Hollweg begonnene Richtung consequent weiter verfolgt und die Ideen der historischen Schule auf die Proceßwissenschaft ausdehnt. Es ist „classisch in der Uebertragung der historischen Methode auf den Proceß" (Wach). 1842 wurde B. ordentlicher Professor der Rechte in Erlangen. 1843 publicirte er die Untersuchung „summatim cognoscere quid et quale fuerit apud Romanos". In seiner Lehrstellung befestigte sich seine Ueberzeugung, wie wichtig für die Theorie des deutschen Civilprocesses eine genaue Kenntniß der italienischen Jurisprudenz des 13.—15. Jahrhunderts vor allem sei. In seiner Vorrede zu den von ihm publicirten Tractaten über summarischen Proceß des Joannes Faxiolus und des Bartolus a Saxoferrato (Erlangen 1843), die er dem speculum des Durantis, bezw. der Glosse zum Gesetz Heinrich's VII. entnahm (der Originaltext des Faxiolus wurde erst später entdeckt), gab er seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß wir von der italienischen Jurisprudenz das Meiste, was später als Product des deutschen Rechts bezeichnet wurde, fertig, d. h. in der Gestalt, die ihm das 15. Jahrhundert gegeben hatte, überkommen haben. In der mit solchem Erfolg eingeschlagenen Richtung ist B. dann auch weiterhin thätig geblieben, als er im Jahre 1845 als Bergmann's Nachfolger nach Göttingen berufen wurde. Dort publicirte er in den Jahren 1848—50 2 Hefte Rechtsfälle zum akademischen

Gebrauch und „als Ergänzung zu seinen Vorlesungen" die „Einleitung in die Theorie der summarischen Prozesse" (Leipzig 1859), die sich als ein scharfer Angriff gegen das damals herrschende Lehrsystem, das durch Bayer's weitverbreitete Theorie der summarischen Processe repräsentirt wurde, darstellt. Seine letzte Publication sind die dem Gebiete der Proceßwissenschaft angehörenden „Vermischten Abhandlungen" (Erlangen 1868), in denen die Vorzüge seiner scharfsinnigen und anregenden Behandlungsweise wissenschaftlicher Probleme glücklich zu Tage treten. Seine Lehrthätigkeit wurde unterbrochen durch die Theilnahme an der hannoverschen Ständeversammlung von 1849, wo er Mitglied der ersten Kammer war und der Adreßcommission zur Beantwortung der Thronrede präsidirte. Er starb zu Göttingen am 5. September 1879. v. Savigny.

Brinckmann: Johann Peter B. wurde am 13. Juni 1746 zu Orsoy im Clevischen (Kr. Mörs) als Sohn eines evangelischen Pfarrers gleichen Vornamens geboren. Er studirte Medicin in Duisburg, Göttingen und Leiden, besuchte auch Straßburg und hielt sich mit zwanzig Jahren einige Monate in Paris auf, um Vorlesungen und Spitäler zu besuchen. Als seinen Lehrer nennt er mit Auszeichnung Joh. Gottlob Leidenfrost in Duisburg, Hieron. David Gaub in Leiden, Antoine Petit und André Levret in Paris. Am 26. April 1765 erlangte er in Leiden den Doctorhut mit einer umfangreichen Dissertation „De Alumine". Er ließ sich sodann, nach kurzer Praxis in Cleve, in Düsseldorf als Arzt nieder, wo er 1772 seinen „Beweis der Möglichkeit, daß einige Leute lebendig können begraben werden, nebst der Anzeige, wie man dergleichen Vorfälle verhüten könne" herausgab (12 Bl. u. 232 S.), worin er zum ersten Male die intravenöse Injection von lauwarmem Wasser bei Verblutung empfiehlt. Mit dieser Veröffentlichung, die großes Aufsehen machte, mehrfach aufgelegt und ins Holländische übersetzt wurde, betrat er sofort das Gebiet der öffentlichen Medicin, dem weiterhin seine Arbeitskraft hauptsächlich gewidmet war. Kaum 30jährig wurde er mit der Abfassung einer Medicinalordnung für Jülich-Berg betraut, die am 8. Juni 1773 erlassen wurde und im Druck ohne seinen Namen erschien (22 Bl., Fol.), eine wohldurchdachte Arbeit. B. wurde nun zum „Gülich- und Bergischen Hofrath" ernannt und bald auch ins Medicinalcollegium berufen.

In den nächsten Jahren beschäftigten ihn vornehmlich die Gährungserscheinungen, die er in süße, saure, fade und faule, in vegetabilische und animalische Gährungen schied, den letzteren auch die krankhaften Gährungen zurechnend, deren Fermente man vielfach durch Inoculation übertragen könne (Blattern, Krätze, Masern, Syphilis, Pest). Seine theoretischen und praktischen Studien und Ergebnisse hat er in zwei Schriften niedergelegt: „Beyträge zu einer neuen Theorie der Gährungen" (8 Bl. u. 176 S.) und „Brief über die Wirkung des Blattereiters bey der Inoculation" (3 Bl. u. 112 S.), beide 1774 in Düsseldorf, Cleve und Leipzig bei Baerstecher erschienen und 1789 neu wieder aufgelegt. Auch diese Schriften fanden vielseitigen Beifall. In begeisterten Worten schrieb der Elberfelder Freund Jung-Stilling: „sie machen es licht vor meinen Füßen". Die naturforschende Gesellschaft zu Berlin erwählte ihn zu ihrem Mitgliede und bald wurde er zum Director des Jülich-Bergischen Medicinalrathes ernannt, in welcher Stellung er unverdrossen weiterarbeitete an der Verbesserung des Medicinalwesens. Im J. 1776 sehen wir ihn mit dem Gedanken der Gründung eines Krankenhauses in Düsseldorf beschäftigt und dieserhalb mit dem erfahrenen Nationalökonomen Justus Möser in Briefwechsel treten. Seine reformatorischen Gedanken auf dem Gebiete der

öffentlichen Gesundheitspflege legte er des weiteren dar in den „Patriotischen Vorschlägen zur Verbesserung der Medicinal-Anstalten hauptsächlich der Wundarznei und Hebammenkunst auf dem platten Lande" (Düsseldorf 1778, 60 u. 38 S.) und in den „Patriotischen Vorschlägen zur Verbesserung der chirurgischen Anstalten und Verhütung des Einreissens der Epidemien bei den Armeen" (Düsseldorf 1780, VIII u. 52 S.), welch letztere Schrift 1784 und 1790 Neuauflagen erlebte. Auch an Kleinstes legte er als erfahrener Praktiker die bessernde Hand, wie seine in Düsseldorf 1781 und 1791 erschienene und 1783 in Frankfurt nachgedruckte „Anweisung für Aerzte und Wundärzte, um bei gerichtlichen Untersuchungen, volständige Visa reperta zu liefern" darthut. Auch anderweitig war er der Beförderung des wissenschaftlichen Fortschritts beflissen. So berichtete er über eine damals in Aufnahme gekommene Operation, die Durchtrennung der Symphyse bei Kreissenden wegen Beckenenge an der Hand einer derartigen in seiner Gegenwart von dem Stabschirurgus Bernhard Guerard vollzogenen Operation in einer kleinen Schrift (Düsseldorf 1778, 24 S.), seine Beobachtungen und Erwägungen nüchtern darlegend, ohne in den später hierüber entfesselten Federstreit zwischen Guerard und Lukas Boogers weiter einzugreifen. Eine Anzahl kleinerer Abhandlungen in Zeitschriften über den Nutzen des Harzes der Wachholderstaude, über Erdäpfeln und über die Ruhr aus dem Jahre 1781 und eine „Nachricht ans Publicum wegen der an verschiedenen Orten sich zeigenden rothen Ruhr" vom 24. August 1782 seien nebenbei erwähnt.

Eine andere Veröffentlichung hat ihn in schwere, jahrelange innere und äußere Kämpfe gestürzt. Um seinen „durch Traurigkeit ganz zerrütteten Geist" nach dem Verlust seines einzigen Sohnes „durch ungewohnte Beschäftigung von dem Vorwurfe seines Schmerzes abzuziehen", hatte er sich daran gemacht, seine Gedanken über religiöse Fragen zusammenzufassen, die ihn lange Jahre innerlich beschäftigt hatten. Ohne seinen Namen zu nennen gab er die „Philosophischen Betrachtungen eines Christen über Toleranz in Religion, zur Grundlage der Vereinigung sämmtlicher christlicher Religionen" 1780 heraus. Doch das Geheimniß der Autorschaft ward schlecht gewahrt und die freimüthige Darlegung seiner rationalistisch gefärbten religiösen Anschauungen gab den zahlreichen Feinden, die er sich bei der Düsseldorfer Regierung durch rücksichtsloses Aufdecken medicinalpolizeilicher Mißstände und sein beständiges Hindrängen auf deren Abstellung zugezogen hatte, willkommene Gelegenheit, sich seiner zu entledigen; confessionelle Gegensätze trugen das Ihre zur Verschärfung des Conflictes bei. Das Schriftchen wurde confiscirt und die Absetzung des Medicinaldirectors B. beantragt. Von April 1781 bis Februar 1782 dauerte die Disciplinaruntersuchung; sie verlief aber endlich im Sande, da die von verschiedenen protestantischen Facultäten und der Duisburger Synode eingeforderten Gutachten vorwiegend zu seinen Gunsten ausfielen. Doch dem derart Angegriffenen und in eine lange Untersuchung Verwickelten war der Aufenthalt in Düsseldorf verleidet, wie ungern ihn viele dort auch scheiden sahen, namentlich im Jacobi'schen Hause zu Pempelfort, mit dem ihn innige Freundschaft verband, der noch lange nach Brinckmann's Tode die Vermählung seiner einzigen Tochter Luise mit dem bedeutendsten Sohne Fritz Heinrich's, dem Regierungsrath Georg Arnold Jacobi, das Siegel aufdrückte.

Schon im J. 1783 begannen Verhandlungen über Brinckmann's Berufung als Leibarzt der Kaiserin an den Hof zu St. Petersburg; sie kamen aber erst 1784 zum Abschluß. Zu Anfang des Jahres 1785 schied er von Düsseldorf und brach, nach kurzer Rast in Hamburg, mit Frau und Töchterlein im April zur Reise nach Rußland auf. Kaum an der Stelle seines neuen Wirkens

angekommen, ereilte ihn in Petersburg der Tod am 26. Juni 1785, in der Blüthe seiner Jahre.

Noch in den letzten unruhigen Jahren seines Lebens sehen wir ihn eifrig schriftstellerisch thätig. Es gelang ihm noch, sein größtes Werk zum Abschluß zu bringen, die „Vergleichung der Erziehung der Alten mit der heutigen, und Untersuchung welche von beiden mit der Natur am meisten übereinstimme". Das Buch ist, fast 600 Seiten stark, im J. 1784 zu „Deßau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelerten" erschienen und von den beiden kühnen Neuerern auf dem Gebiete der Pädagogik, Basedow und Campe, mit freudigem Beifall begrüßt worden. Campe trug B. sofort die Mitarbeiterschaft an seinem großen pädagogischen Sammelwerke an, das damals gerade in Vorbereitung war. Als leitenden Grundsatz bei der Erziehung stellte B. in seinem Werke „die zu erreichende möglichste Glückseligkeit des Zöglings" auf, die Beförderung der Natur „in glücklicher und möglichster Entwicklung der gesamten Kräfte". Allenthalben offenbart sich der denkende Arzt, der neben vielem andern die große Bedeutung der lange fast vergessenen Gymnastik eingehend hervorhebt und neben ihr auch der Massage als Heilmittel und oft als Ersatz der activen Bewegungen energisch das Wort redet — hier wie in vielen andern Dingen seiner Zeit um Jahrzehnte in der Erkenntniß vorauseilend.

K. Sudhoff.

Brinckmann: Karl Gustav von B. (auch Brinckman, schwedisch Brinkman). Das ostfriesische Geschlecht der von Brinckmann wanderte unter Karl XII. in Schweden ein. Brinckmann's Vater war in seiner Jugend Officier gewesen, hatte sich aber frühzeitig verheirathet und auf sein Gut Nacka bei Stockholm zurückgezogen. Hier wurde am 24. Februar 1764 Karl Gustav v. B. geboren, der in strenger kirchlicher Privaterziehung erst zu Hause dann von seinem achten Jahre in Upsala aufwachsend, wenig Kinderglück genoß. Es war eine Erlösung für das Kind, als die pietistisch gesinnten Eltern ihn nach vollendetem zehnten Jahre in das Herrnhuter Gymnasium zu Niesky (damals sächsisch) schickten. Die sieben hier verlebten Jahre (1775—1782) waren hauptsächlich der humanistischen Ausbildung geweiht, während die Studien, die sich in Barby, der Hochschule der Brüdergemeinde, anschlossen (1782—85), speciell theologische waren. An beiden Orten, sowie auch später in Halle, war Schleiermacher sein Schulkamerad und nächster Freund, ja aus ihrem Zusammenleben ist Schleiermacher's populärstes Jugendwerk, die „Reden über Religion" entstanden, das er auch in zweiter und dritter Ausgabe (1806, 1821) B. als Denkmal jener gemeinschaftlichen Entwicklungszeit widmete. Während aber Schleiermacher sich bald ganz in sich selbst vergrub um sich neu zu gestalten, zeigte B. schon damals seine so ganz andere Natur. Leicht empfangend, schnell assimilirend, reinlich reproducirend, suchte er in reichlicher Beeinflussung von außen die Erweiterung seines Ichs. Wiederholt machte er Reisen durch Deutschland, um mit berühmten Gelehrten Bekanntschaft zu machen. Mündig geworden bezog er, nach einem kurzen Aufenthalt in Schweden, die Universität Halle und entfernte sich hier immer mehr von der Theologie, um zu juristischen und allgemein schöngeistigen Studien überzugehen. In dieser Zeit veröffentlichte er unter dem Pseudonym Selmar seine erste Sammlung Gedichte, die durch ihre sorgfältige Form die Aufmerksamkeit Klopstock's und Adelung's erregte. Ehe B. nach Schweden zurückkehrte (1791) um dort im Staatsdienst Anstellung zu suchen, verweilte er in Berlin und ließ sich daselbst in die große Gesellschaft einführen, die recht eigentlich sein nächstes Wirkungsgebiet werden sollte. In der Staatscarrière hatte B. sowol unter Gustav III. als unter dessen Nachfolger entschiedenes

Glück, denn schon 1792 wurde er der Gesandtschaft zu Berlin als Legationssecretär attachirt (1792—97). Hiermit beginnt Brinckmann's glänzendste Zeit. Adliger Diplomat, Ausländer, deutscher Schöngeist, lebhafter Gesellschafter: so kam viel zusammen ihn interessant zu machen. In den Salons Rahel's und der Herz, bei Humboldt's, später auch im Schlegel'schen Kreise war er zu Hause; auch bei Goethe und Schiller fand er, als er 1798 Weimar besuchte, aufmerksamen und freundlichen Empfang. Bei seinen eignen Productionen war es stets die reine Form, in welche er die anempfundenen Lebensauffassungen goß, die ihm Achtung verschaffte; Goethe wollte ihn und Humboldt um einen prosodischen Congreß über Hermann und Dorothea ersuchen und ihnen „noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorlegen" (an Schiller 28. April 1798), und auch Schiller schätzte Brinckmann's Almanachbeiträge (Musenalmanach 1798; vgl. an W. v. Humboldt 2. Juni 1798), wenngleich gerade er Brinckmann's Bedeutung als anderswo liegend scharf definirt hat: er gehöre zu denen „die sich aus dem was von andern geleistet ist, eine gewisse Existenz bilden, und ohne das Reich der Kunst oder Wissenschaft selbst zu bereichern oder zu erweitern, doch zum Vertrieb dessen dienen was da ist, Ideen aus Büchern ins Leben bringen, und wie der Wind oder gewisse Vögel den Samen dahin oder dorthin streuen".

Nach Paris versetzt war B. (1798 — 1800) erst unter Staël als Legationssecretär, dann nach dessen Abberufung bis zu seiner eigenen als Geschäftsträger, nicht ohne Verdienst in schwerer Zeit thätig, auch hier schöngeistiger Gesellschafter par excellence, mehr als je „enragirter Germane", nur die einzige Staël versöhnte ihn mit der französischen Art. Auf der Heimreise erkrankte er in Hamburg und diese Muße trug ihm längeren persönlichen Umgang mit Klopstock und J. H. Jacobi ein. Letzterer hat wol neben Schleiermacher, der sich ja mit Jacobi vielfach berührte, am meisten sein Philosophiren bestimmt; ihm sind daher auch Brinckmann's „Philosophische Ansichten" (Berlin 1806) gewidmet. Brinckmann's letzte deutsche Periode sind die Jahre 1801—1807. Er lebte in den alten Kreisen in Berlin erst als Legationssecretär, nach Engeström's Abberufung (1803) als Geschäftsträger, und trat nun auch unter eigenem Namen als Dichter auf. („Gedichte". Erstes Bändchen Berlin 1804. Goethe gewidmet). Während der Mißhelligkeiten zwischen Schweden und Preußen verblieb B. auf den Wunsch des Königs in Preußen, nach deren Beilegung nahm er als Gesandter im Hauptquartier Friedrich Wilhelm's III. theil an der Flucht des Hofes nach Königsberg. Hier trat er der königlichen Familie, besonders dem Kronprinzen und Prinzeß Charlotte persönlich nahe. Ueber Brinckmann's politische Thätigkeit während dieser ganzen Zeit ist das Urtheil der Historiker noch schwankend, in die Schwierigkeiten einiger Monate gibt jetzt die ausführliche Publication der Correspondenz Brinckmann's mit Stägemann und dem Grafen v. d. Golz, Februar bis Mai 1808, einen Einblick (Fr. Rühl, Briefe und Actenstücke u. s. w. I, S. 24—97). Als nach dem Tilsiter Frieden jede Verbindung Schwedens mit den festländischen Mächten aufhörte, war es ein Beweis von Vertrauen, daß B. mit der einzigen übriggebliebenen Gesandtschaft Schwedens, derjenigen am großbritannischen Hofe betraut wurde (1808—10), ein Posten, der freilich um so heikler wurde als mit der Thronumwälzung in Schweden sich die Schwenkung der schwedischen Politik nach französischer Seite hin vollzog. Das Jahr 1810 brachte einen Umschwung in Brinckmann's Leben. Er hatte bei seiner Regierung um die Erlaubniß nachgesucht und dieselbe erhalten, als Gesandter nach Berlin zurückkehren zu dürfen; aber Friedrich Wilhelm III. ließ sich seine Ernennung verbitten, weil B. durch seine Heftig-

keit die politischen Schwierigkeiten unnütz vergrößert habe. So mußte er amtlos nach Schweden zurückkehren. Und während er bei den nächstfolgenden dynastischen Evolutionen Schwedens noch ehrenvolle Verwendung im höheren Hofdienst fand, traf ihn kurz darauf der zweite Schlag, der ihn für immer aus seiner Bahn schlug: der unermüdliche Unterhalter fiel infolge unvorsichtiger Aeußerungen im Freundeskreis, die Bernadotte übelwollend hinterbracht wurden, bei diesem in Ungnade (Sommer 1811). Wenn dieser Bruch auch bald darauf äußerlich überbrückt wurde, so hat B. doch seitdem Schweden nicht wieder verlassen und ist auch dort auf keinen wirklich verantwortlichen Posten mehr berufen worden. Den Augen seiner deutschen Freunde entschwindet er von nun an immer mehr, auch derer, die ihm zeitlebens die Jugendfreundschaft erhielten wie Schleiermacher und Rahel. Er lebte als heiterer, red- und schreibefroher Junggesell seinen ästhetischen Bedürfnissen, wobei er nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftlichen Bestrebungen seines Vaterlandes blieb, und trat selbst wiederholt mit Glück als Dichter in schwedischer Sprache auf. Ein freundlicher Tod ereilte den Vierundachtzigjährigen, er wurde am Weihnachtsmorgen 1847 todt inmitten seiner Papiere gefunden. — B. hat einmal (Oct. 1822) an Schleiermacher geschrieben: „Ich bin recht stolz auf die Zueignung dieser merkwürdigen Schrift (Reden über die Religion), denn wo zufällig einmal mein verwitterter Name in irgend einem Todtenregister der deutschen Litteratur wieder aufgefrischt wird, kann wenigstens angemerkt werden, daß der Verfasser als Mensch doch wohl mehr werth gewesen sein mag, weil er sonst einem Mann wie Schleiermacher keine so aufrichtige, auf Gleichheit der Grundsätze beruhende Zuneigung hätte einflößen können."

B. v. Beskow, Biografi öfver C. G. v. Brinkman. Vetenskaps-Akademiens Handlingar för år 1847. — Börjessons inträdestal i Svenska Akademien. Sv. Ak. Handl. XXXIII. — H. G. Wachtmeister, Bidrag til C. G. v. Brinkmans biografi och karakteristik. Lund 1871. — G. Anderssson, Handlingar ur v. Brinkmanska Arkivet på Trolle-Ljungby. Örebro 1859—1865. Weitere Veröffentlichungen aus demselben gab A. Leitzmann im Goethejahrbuch und im Euphorion. — Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. Stägemann, hsg. v. F. Rühl. Erster Band. Leipzig 1899 (S. XXXIII—ILVIII und 24—97). — Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. VIII. — Aus Schleiermachers Leben. In Briefen, Bd. IV, Berlin 1863. — Aus F. H. Jacobi's Nachlaß, hsg. v. R. Zoeppritz. Leipzig 1869. — Rahel, Ein Buch des Andenkens. 1834. — Schlesier, Briefe und vertraute Blätter von Fr. v. Gentz, Bd. IV. — K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. Bd. VI. 1898.

E. F. Koßmann.

Brinckmeier: Johann Peter Ludwig Eduard B., Schriftsteller, geboren zu Wolfenbüttel am 28. April 1811, † zu Braunschweig am 13. October 1897. Sohn des Domäneneinnehmers August B. († am 12. Febr. 1829) und seiner Gattin Friederike, Tochter des Kaufmanns Fr. Selwig in Bahrdorf († 1840), besuchte B. bis Ostern 1830 das Gymnasium in Wolfenbüttel, um sich dann in Göttingen dem Studium der Theologie zu widmen. Ostern 1831 ging er nach Halle, kehrte von hier aber krankheitshalber vor Schluß des Semesters nach Haus zurück, wo er auch den Winter über verblieb. Ostern 1832 studirte er für ein Jahr wieder in Göttingen. Nach Wolfenbüttel heimgekehrt wurde er beschuldigt an burschenschaftlichen Vereinigungen theilgenommen zu haben. Er leugnete dies zwar beharrlich, doch sprachen sehr belastende Zeugnisse gegen ihn; mit dem an jenen Bestrebungen stark

betheiligten Aug. Ludw. v. Rochau, einem Schulfreunde, hatte er in Göttingen lange Zeit in einem Hause gewohnt und viel verkehrt. Die Untersuchung blieb zwar schließlich auf sich beruhen, aber sie hatte sich bis in das Jahr 1837 hinein gezogen und ist wol der äußere Anlaß gewesen, daß B. ein theologisches Examen niemals gemacht hat. Er kam so in die Schriftstellerlaufbahn; in der zweiten Hälfte des Jahres 1835 scheint er sich den philosophischen Doctorgrad errungen zu haben. In demselben Jahre war er bereits in Braunschweig, wo er wol schon im Juni 1835 die Redaction der „Mitternachtszeitung" übernahm, die er bis zum Schlusse des Jahres 1839 führte. Zu gleicher Zeit (1837—39) gab er den „Moden-Courier, Zeitschrift f. Kunst, Theater und Mode" heraus und (1839) die „Brunonia, Monatsschrift für Kunst, Wissenschaft, Industrie, Gewerbe und sociales Leben im Herzogthum Braunschweig", von der aber nur neun Hefte erschienen. Als die letztere December 1839 einging, kündigten Verleger und B. eine rein historische Zeitschrift an, zu der es aber nicht kam. B. veröffentlichte ferner in dieser Zeit „Novellen und Erzählungen" (Braunschweig 1837), „Liebe und Leben", Novellen (Celle 1841), „Die Schuld", Novelle (Neuhaldensleben, 2. Aufl. 1841), eine rhythmische Bearbeitung von Ossian's Gedichten (Braunschweig 1839). Auch als Uebersetzer war er jetzt und später überaus fleißig; er übertrug aus dem Englischen und Französischen Werke von W. Irving, Marryat, Balzac, G. de Beaumont, P. de Kock, Lafayette, G. Sand u. A. Zugleich war er auch wissenschaftlich thätig. Er arbeitete den zweiten Band eines englischen Wörterbuches um, besonders beschäftigte er sich aber mit spanischer Sprache und Litteratur. Er hatte 1841 die Absicht, darüber am Collegium Carolinum Vorlesungen zu halten, brachte sie aber nicht zur Ausführung. Noch in demselben Jahre ging er nach Leipzig, später nach Halle. An beiden Orten wirkte er als Litterat und Privatgelehrter; eine Docentenstellung, wie wol behauptet ist, hat er an der Universität Halle nicht gehabt. Er verfaßte einen „Abriß einer documentirten Geschichte der spanischen Nationallitteratur nebst einer vollständigen Quellenkunde" (1844), eine „Vollständige Grammatik der spanischen Sprache" (1844), „Die Nationallitteratur der Spanier seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts" (1850), „Die provencalischen Troubadours nach ihrer Sprache" (1844) und veranstaltete eine „Blumenlese aus den Werken der Troubadours nebst provencal. Grammatik und Glossarium" (1849). Sodann beschäftigte er sich mit geschichtlichen Hülfswissenschaften nach verschiedener Richtung. Im J. 1843 erschien sein „Praktisches Handbuch der historischen Chronologie" (2. Aufl. 1882), im wesentlichen ein Auszug aus Ideler und der „Art de verifier les dates", 1848 sein „Itinerarium der deutschen Kaiser und Könige", in dem er des verdienten Böhmer's Kaiserregesten in dreister Weise ausschrieb. Gründlichkeit und Selbständigkeit lassen Brinckmeier's Arbeiten, wie bei seiner ungeheuren Vielgeschäftigkeit nicht zu verwundern ist, insgesammt vermissen. Er verstand ohne eigene besondere Geistesanstrengung Anderer Arbeiten geschickt und unbedenklich zu verwerthen, aus mehreren Büchern, oft auch aus einem sofort ein neues zu verfertigen. Dennoch wußte er sich geltend zu machen. Der Herzog von Meiningen verlieh ihm unterm 23. December 1847 wegen „seiner vorzüglichen litterarischen Leistungen" den Titel eines Hofraths, der in seiner Heimath allerdings nicht anerkannt wurde, der Herzog von Coburg die Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft. Sein verdienstlichstes Werk ist jedenfalls sein „Glossarium Diplomaticum", das keinen hohen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen, sondern unter „dem Gesichtspunkte des praktischen Nutzens" beurtheilt werden will und sich in der That als ein zweckmäßiges Hülfsmittel erwiesen hat. Es

ist wol auch das einzige Buch, an dem er lange gearbeitet hat; er begann es 1839; 1850 erschien das erste, 1863 das letzte Heft. Im J. 1847 war B. schon wieder in Braunschweig. In dem politischen Treiben der folgenden Jahre trat er persönlich nicht hervor, behandelte jedoch in mehreren Schriften die Zeitereignisse: „Louis Napoleon Bonaparte, Präsident der französischen Republik" (1849), „Geschichte des Jahres 1848, ein Gedenkbuch für das deutsche Volk". Bis in die Mitte der 50er Jahre gab er die „Isis. Zeitschrift für Unterhaltung und soziales Leben" heraus; 1854 erschien auch noch ein „Deutsches Fremdwörterbuch", das er im Verein mit Dr. K. Müller veröffentlichte.

Dann hat sich B. für längere Zeit von der Schriftstellerei zu praktischen Aufgaben gewandt. Er trieb — man sagte, in nicht ganz einwandfreier Weise — den Verkauf von Kräutern, Tincturen und angeblichen Heilmitteln, womit er trotz wiederholter Bestrafung viel Geld verdiente. Auf einem Garten, den er sich am kleinen Exercierplatze vor Braunschweig gekauft hatte, legte er große Treibhäuser an und zog besonders ausländische Gewächse, Palmen, Cacteen u. s. w., mit denen er einen schwungvollen Handel führte. Auch ist er eine Zeit lang Besitzer einer Marmormühle gewesen. Doch die guten Vermögensverhältnisse hatten keinen Bestand; leichtfertig, wie die Schriftstellerei, war auch Brinckmeier's Leben. Er heirathete die nicht ohne seine Schuld 1844 geschiedene Frau des Theatermalers Weiß, Karoline geb. Hambach, die, älter als B. (geb. 1809), am 22. Juli 1867 gestorben ist. Um das Jahr 1874 verkaufte er sein Grundstück. Es fehlte ihm leider jeder sittliche Halt und er sank immer tiefer, so daß er am 24. September 1880 vom Landgerichte zu Braunschweig wegen unzüchtiger Handlungen zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe verurtheilt wurde; am 28. Februar 1882 wurde ihm auf dem Gnadenwege der Rest der Strafe erlassen. Seit seiner Festsetzung begann er wieder eine ungemein reiche schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten. Aus den letzten Jahrzehnten vorher sind nur die zwanglos erschienenen „Dramaturgischen Blätter" (1862. 63) zu erwähnen. Mögen die Arbeiten Brinckmeier's auch noch so oberflächlich sein: bei dem hohen Alter und den widrigen Verhältnissen, unter denen er lebte, ist es erstaunlich, was er jetzt alles noch fertig stellte. Und daß es ihm nicht an Geschick fehlte, beweist die Zahl der Auflagen, die einige seiner Werke erfuhren. Er schrieb besondere Bücher über „Kalt- und Warmhauspflanzen", den „Seidenbau", den „Hanf", die „Kultur der Palmen", „Zwiebel-Zierpflanzen", „Kultur der Korbweiden", den „Zimmer-, Fenster- und Balkongarten" (2. Aufl. 1891), die „Kunst des Bouquet- und Kranzbindens" (4. Aufl. 1891), „Flora, Gartenbuch f. Damen" (2. Aufl. 1891), ein „Braunschweigisches Spargelbuch", das vier Auflagen erlebte und auf der landwirthschaftlichen Ausstellung zu Köln den ersten Preis erhielt, über „Kultur der Schnittbohnen", „Blumenparterres", „Hühnerzucht", „Brieftauben", einen „Hühnerhof" (12. Aufl. 1891), ein „Kaninchenbuch" (2. Aufl. 1893) u. a. m. Ferner veröffentlichte er eine „Methode, die französische Sprache . . . zu lernen" (1885), ein „Portugiesisch-deutsches Gesprächbuch" (2. Aufl. 1892), ebenso ein türkisches, das er aus einem alten französischen Werke dadurch herstellte, daß er das Französische ins Deutsche übertrug. Wie letzteres, so ließ er viele andere Werke unter fremdem Namen erscheinen; er gebrauchte namentlich für Uebersetzungen und Bearbeitungen von Romanen die Pseudonyme „E. Montegna", „Eduard von Miletus" u. a. Er behandelte auch nochmals „Die provencalischen Troubadours als lyrische und politische Dichter" (1882), gab „Floresta de satiras fabulas de poetas espanolas" (1882) heraus, verfaßte eine Geschichte des fürstlichen Hauses Leiningen (1890),

des Geschlechts derer von Kalm (1893) u. s. w. Eine große und vielseitige Thätigkeit, der es nicht an äußerem Erfolge fehlte, wenn sie zumeist auch nur zur Beschaffung des Lebensunterhalts dienen mußte, die aber doch auf das tiefste bedauern läßt, daß eine solche Kraft nicht in richtiger Sammlung und Entfaltung höheres und besseres geleistet hat, sondern schließlich in völliger Verwahrlosung verkommen ist. Eine Adoptivtochter Brinckmeier's, Helene Henze, heirathete am 22. August 1871 den Hofschauspieler Fritz Bethge in Braunschweig († am 2. Mai 1891) und starb ebenfalls in traurigen Verhältnissen 1885 in der Pflegeanstalt zu Erkerode.

P. Zimmermann.

Brinz: Alois (v.) B., Rechtsgelehrter und Politiker, 25. Februar 1820 bis 13. September 1887, wurde geboren zu Weiler, einem allgäuischen Marktflecken, der zum Bezirksamt Lindau gehört. An seiner Heimath hing er, wie sehr ihn sein Lebensweg von ihr entfernte, mit der gleichen inneren Festigkeit, mit der sie äußerlich ihm anhaftete, indem Aussprache und Vortrag den Sohn der schwäbischen Erde anzeigten. Sein Geburtsort war erst in Folge des Wiener Congresses von Oesterreich an Baiern gekommen. Daß sein väterliches Geschlecht von Alters her in Oesterreich gesessen, im Tirolerkriege unter Oesterreichs Fahnen gefochten, der Großvater als österreichische Geisel in Frankreich hergehalten habe, wußte B., als er zur Mitwirkung an der österreichischen Politik gelangte, theils zu seiner Legitimation, theils zur Erklärung seiner Liebe zu Oesterreich geltend zu machen. Zwei Jahre nach seiner Geburt ward sein Vater Alois B. (der 1812 in Landshut Doctor beider Rechte geworden war) zum Protokollisten am Kreis- und Stadtgerichte im benachbarten Kempten ernannt. Dort verbrachte unser B. die Schuljahre, die Ferien auch in der Folge oft bei den in Weiler wohnhaften Großeltern. Daher wohl seine Neigung zur Landwirthschaft und die Vertrautheit mit ländlichen Verhältnissen, der man in seinen Schriften begegnet. Aus dieser Zeit gibt ein Zeugniß seiner vorurtheilsfreien Hülfsbereitschaft der folgende von seinem Mitschüler Hermann Lingg in dessen Selbstbiographie (Meine Lebensreise, 1899, S. 20) mitgetheilte Zug. Lingg galt als geborener Lindauer im stark katholischen Kempten für einen Protestanten, und als darum beim ersten Kirchgang keiner der Kameraden sich ihm zugesellen wollte, trat B. an seine Seite, womit eine Freundschaft zu dem späteren Dichter anhob, die erst vom Tod gelöst wurde. Zusammen versenkten sie sich in jener Zeit in die Werke Jean Paul's und Heine's. Daß aber über diesen Genüssen die Lernpflichten des Gymnasiasten nicht vernachlässigt wurden, so daß B. von Classe zu Classe den ersten Platz behaupten konnte, schrieb B. „nicht besonderen Anlagen", sondern nur der strengen Aufsicht seiner Mutter zu. Dieser tüchtigen Frau, Katharina Gsell, war mit dem Tode des Vaters im Jahre 1835 die alleinige Sorge für zehn Kinder auferlegt worden. Die dem zweitältesten, unserm B., zugewandte hatte sie, als sie 1862 starb, reichlich belohnt gesehen.

Nach Absolvirung des Kemptner Gymnasiums bezog B. 1837 die Universität in München. Zwar trat er hier in die juristische Facultät ein, fand sich aber, wie er selbst in einem unvollendeten Lebensabriß berichtet, von der ersten juristischen Vorlesung dermaßen abgestoßen, daß er alsbald zur philosophischen Facultät übertrat und sich der classischen Philologie ergab. Später wieder zur Jurisprudenz zurückkehrend, hat er mit seinem Studiengang der Ansicht und Anforderung entsprochen, die er 1877 in der Widmung zu einer Festschrift für Spengel, einem seiner philologischen Lehrer, in die Worte faßte: „Keine Disziplin muß in höherem Grade als die juristische von

ihren Jüngern jene gründliche Durchbildung und Schulung des Geistes verlangen, welche nur ein sorgfältiges Studium der classischen Sprachen und eine vertraute Bekanntschaft mit dem Alterthume zu gewähren vermag; nur wenige stehen mit ihren wissenschaftlichen Aufgaben, und zumal mit der gesammten Methode ihres wissenschaftlichen Betriebes so durchaus auf dem Boden der Philologie, wie die unserige." Zwar spricht B. selber von seinen damaligen classischen Studien mit geringer Zufriedenheit, und ihr Erfolg mag durch Unterbrechungen beeinträchtigt worden sein, wie sie von außen die Ertheilung von Privatunterricht zum eigenen Unterhalt, oder eine Fußreise nach Venedig und Florenz (1838) und von innen der Drang zur Speculation herbeiführten. Allein da ihm für die Bearbeitung einer Preisaufgabe („Zusammenstellung der solonischen Gesetze") das Accessit des Preises zuerkannt wurde (der Preis selbst fiel seinem Freunde Karl Prantl zu), und er 1841 die Prüfung für das Gymnasiallehramt bestehen konnte, auch seine juristischen Schriften die philologische Schulung bewähren, so haben ihn diese ersten Studienjahre nicht bloß in reiferem Alter, sondern gewiß auch mit stärkerem Rüstzeug vor seinen Lebensberuf gestellt. Statt die Laufbahn zu betreten, die ihm jenes Examen eröffnet hatte, besuchte er neuerdings die Hörsäle, aber nunmehr die juristischen und philosophischen, und außer denen von München auch die von Berlin. Daß der hierin sich kundgebende Wissenstrieb gerade diesen Ausdruck annahm, ward durch seinen Studienfreund Konrad Maurer veranlaßt, den er darum in der Widmung seines zweiten Pandektenwerkes als den „Urheber dieser seiner Studien" anspricht. In dem an Mittheilungen und Gedanken reichen Nekrolog, den B. dem Vater seines Freundes, dem Germanisten und Staatsmann G. L. v. Maurer, geschrieben hat (Allgemeine Zeitung. Beilage vom 28. Juni 1872), denkt B. bei „denen im Sohne auch das Commercium mit seinen (des Vaters) Grundsätzen und Strebungen gewährt war", gewiß nicht zuletzt an sich selber. Man muß danach annehmen, daß die germanistische Richtung, die in seinen juristischen Studien hervortrat, auch von dorther bestimmt war. Was er seinen Münchener Rechtslehrern zu verdanken hatte, ist schwer festzustellen. Nach seinem der Erlanger Facultät eingereichten curriculum vitae hat er 1841/2 Pandekten bei Dollmann gehört, doch so, daß ihm „seiner lebendigen Deutlichkeit ungeachtet, diese Dinge immer noch nicht eingehen wollten". „Daß Arndts (dessen Vorlesungen er besuchte) auf die studirende Jugend nicht zündend wirkte", bekennt B. in seinem Nachruf für Arndts (Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft*) XXI, 7), wobei er hier wie sonst weit davon entfernt ist, das Zündende im Lehrvortrag über alles zu schätzen. Dagegen in seiner einjährigen Berliner Lehrzeit (1842/3) hat er so starke Eindrücke und nachhaltige Förderung empfangen, daß er davon noch nach 30 Jahren in dem Nekrolog auf Rudorff, einen seiner Lehrer (K. V. XV, 323/4), die anschaulichste Schilderung geben konnte. Obwohl sich hierin, dem Anlaß gemäß, das Romanistische besonders betont findet, so wird doch zuverlässig berichtet, daß B. damals eher von der germanistischen Seite her in der Rechtswissenschaft Fuß faßte, mehr als einmal Eichhorn's deutsche Rechtsgeschichte durchstudirte und mit dem Entschluß nach München zurückkehrte, sich dem deutschen Rechte zu widmen. An dieser Concentrirung hinderten ihn der philosophische Hang, besonders die Hingabe an Hegel's Rechtsphilosophie, und die Vorbereitung auf das Examen. Nach einem Jahre, 1844, ward es bestanden. Daran schlossen sich ein Jahr juristischer Praxis in München, neben welcher B. die Stelle eines Gesellschafters bei zwei jungen

*) In der Folge mit K. V. citirt.

Adligen versah, und ein Jahr Verwaltungspraxis in Kempten. Nach Ablegung der zweiten Prüfung (1846) war B. in München zwei Jahre Concipient bei einem Advocaten, wobei er juristische Erfahrungen sammelte, die er hoch anschlug. Nebenher und in der nächsten Zeit betrieb er eifrig die Vorarbeit für die akademische Laufbahn. Noch schwebte ihm die Docentur des deutschen Rechts als Ziel vor, aber die gründliche Erfassung des römischen schien ihm Vorbedingung oder Mittel zu sein. So versenkte er sich Jahre lang in das Corpus juris und gerieth so sehr in den Bann der römischen Quellen, daß er von jenem Ziele für immer abkam. Dieses selbständige, nicht durch moderne Litteratur vermittelte, naturwüchsige Quellenstudium hat seine Beobachtungsgabe geschärft, sein exegetisches Taktgefühl verfeinert und ihn mit der Ehrerbietung vor diesem Theil der Antike erfüllt, ohne welche romanistische Lehrarbeit nicht gedeihen kann.

Diese Jahre freier, nur durch die praktische Berufsthätigkeit beschränkter Forschung schlossen mit der Promotion, die 1849 (in absentia) zu Erlangen, und mit der Habilitation, die 1850 zu München (wegen des erwähnten Promotionsmangels nicht ohne Schwierigkeit) zu Stande kam. Mit beiden Vorgängen hängen die litterarischen Erstlinge zusammen, nämlich die Inauguraldissertation „Notamina ad usumfructum" (Monachii 1849, 26 S.) und „Zur Lehre von der Compensation. Eine Habilitationsschrift" (München 1849, 28 S.). Mehrere Vorzüge seiner bekannteren Werke zeigt schon die Dissertation: die Vorsicht des Interpreten, die Geschicklichkeit des Dialektikers, die Verwendung nächst liegender Argumente, die wegen ihrer Nähe nur dem strengen Beobachter aufgehen. Die Habilitationsschrift bildet, mit geringen Abweichungen in der Fassung und mit einigen, bisweilen großen Zusätzen den zweiten Abschnitt des Buches: „Die Lehre von der Compensation. Eine civilistische Abhandlung" (Leipzig 1849, X u. 158 S.). Hervorgegangen aus intensiver Befassung mit der stipulatio zeigt es gründliche Kenntniß der Quellen und volle Herrschaft über die Litteratur seines Gegenstandes. Nachdrücklich finden wir die Meinung bekämpft und widerlegt, daß die Compensation als tilgende Aufrechnung jemals von selbst, d. h. ohne menschliches Zuthun eingetreten, und daß jemals mittelst exceptio compensirt worden sei, da exceptio nur klagausschließend, nicht klagmindernd wirke; in der Geschichte der Compensation wird die Neuerung Marc Aurel's als Einführung der retentio hingestellt und Justinian's Reform vorzugsweise auf die Retention bezogen. — Mit den Problemen der Compensation, ihrer Entwicklung und der Deutung des ipso jure compensari hat sich B. in der Folge noch mehrmals befaßt: in einem Aufsatz „Ueber den Satz: compensatio fit ipso jure" (Blätter für Rechtsanwendung 1850. XV, 81—91), in einem ausführlichen Referat über Dernburg's Monographie (Schletter's Jahrbücher der deutsch. Rechtswiss. 1855. I, 215—19, anonym, jedoch nach Form und Inhalt nur B. zuzuschreiben), in den Pandekten beider Auflagen (1857, 1879), in zwei Aufsätzen „Noch einmal ipso jure compensari" (Jahrb. des gemeinen Rechts von Bekker und Muther 1857. I, 24—40) und „Zur Geschichte der Compensation" (K. V. 1877. XIX, 321—49, unter Besprechung von Eisele, die Compensation). Alle diese Arbeiten bieten nicht bloß Befestigungen seiner ursprünglichen Thesen, sie liefern auch deutlichere Fassungen und eingreifende Aenderungen gemäß fortschreitender Einsicht.

An die Stelle der Praxis trat nach der Habilitation die akademische Lehrthätigkeit, der B. mehr als ein Menschenalter, soweit ihn nicht der Beruf des Volksvertreters in Anspruch nahm, mit all dem Eifer oblag, den er an die einmal ergriffenen Aufgaben setzte. Ueber den angehenden Docenten berichtet

anschaulich einer seiner Zuhörer, Felix Dahn, daß sie „für ihn schwärmten" (Erinnerungen von F. D. Zweites Buch. Leipzig 1892, S. 50—54). Die Vorlesungen der Prager Zeit schildert eingehend aus eigener Erfahrung B. Ruß (S. 11 der hier am Ende verzeichneten Gedächtnißrede). Die Dankbarkeit und Anhänglichkeit zahlreicher Schüler von allen Stationen seiner Lehrthätigkeit bezeugen seine mächtige Lehrgabe. Das Lehren, nicht bloß im Hörsaal, war für B. ein Bedürfniß, eine Leidenschaft, weil es ihn in Verkehr mit der Jugend brachte und weil es ihm die Gelegenheit gewährte, sich über die wissenschaftlichen Fragen, die ihn bewegten, auszusprechen, zur Klarheit durchzusprechen. Wie ihn als Forscher der Unterricht förderte, so erblickte er in der litterarischen Arbeit eine „Lebensbedingung für den Lehrer". Noch im Jahre der Habilitation erscheint (außer einem schon erwähnten) der Aufsatz „Zur Lehre von den Wasserrechten" (Blätter f. Rechtsanwendung XV, 193 bis 202, 209—215), worin die ältere Meinung verfochten wird, daß der Eigenthümer eines tiefer gelegenen Grundstücks nicht dadurch ein den Eigenthümer eines höher gelegenen beeinträchtigendes Recht an dem auf diesem höheren entsprungenen Wasser erlange, daß das Wasser lange oder unvordenklich lange zum tieferen Grundstück geflossen ist. In der nämlichen Zeitschrift, Bd. 17, S. 49—59, unterm 14. Februar 1852 erörtert B. Hauptfragen aus der Lehre von der condictio indebiti im Anschluß an das hiervon handelnde Buch von Erxleben. Um dieselbe Zeit begann er ein Unternehmen, das ihm die Möglichkeit bot, ungehemmt die reichen Mittel eines schaffenden Kritikers zu entfalten, über die er verfügte. Von den „Kritischen Blättern civilistischen Inhalts, in zwanglosen Heften" kamen das erste und das zweite 1852, das dritte und das vierte 1853 in Erlangen heraus. Es war dabei nach dem Vorwort auf die Prüfung der Litteratur abgesehen, aber eine genauere, als sie Recensionen zu bieten pflegen. Nr. 1 (S. 1—44) befaßt sich (im Anschluß an Chambon, Beiträge zum Obligationenrecht) mit dem Trödelvertrag, grenzt ihn von benachbarten Contracten ab, untersucht sein Verhältniß zum Unterschied von Real- und Consensualcontracten und behandelt besonders lichtvoll die Frage nach der heutigen Geltung der ersteren. Nr. 2 (S. 1—42) knüpft an Buchka, Lehre von der Stellvertretung an. Hier wie sonst dringt B. tiefer, als der Recensirte. Während dieser, was Stellvertretung sei, als feststehend annimmt, entwickelt B. mit eigener Untersuchung ihr Wesen und setzt damit einen Markstein in ihrer Dogmengeschichte. Nr. 3 und 4 sind veranlaßt durch den ersten Band von Savigny's Obligationenrecht. Hier führt die Ehrfurcht vor dem alten Meister zu einem Vorwort, das auch dem jungen Ehre macht. Nr. 3 (S. 1—60) behandelt zweierlei: den Begriff der Obligation und die Naturalobligation. Mitten in der privatrechtlichen Polemik gegen Savigny's Definition der ersteren trifft man (S. 7) auf einen Ausspruch, in dem sich die Parteistellung des künftigen Politikers B. anzukündigen scheint: „Wir wollen wünschen, daß das Recht immer Macht sei, und daß es keine Macht gebe, die nicht Recht sei; daneben aber bleibt wahr, daß das Recht von der Macht verrathen, verlassen, unterdrückt sei, dagegen aber mit aller Wahrheit ausrufen kann: Ich bin dennoch". Brinz' eigene Begriffsbestimmung der Obligation gelangt zwar noch nicht zu der späteren Weite und Distinction, aber gegenüber Savigny's Herrschaft über und Puchta's Recht an Handlungen war es ein bedeutender Fortschritt, „vor dem Gläubiger den Schuldner, vor dem Rechte die Schuld ins Auge zu fassen". Von noch nachhaltigerer Wirkung war der zweite, der Naturalobligation geltende Theil des Heftes. Denn nach Anführung der einzelnen Fälle und Widerlegung der Savigny'schen Herleitung der Naturobligation gibt B. eine Theorie dieses Gebildes,

die grundlegend, deren eine These: „Die nat. obl. ist zahlbar, nicht klagbar" zum Kennwort der nat. obl. geworden ist. In Nr. 4 (S. 1—58) wird die Correalobligation und dann das solidarische Schuldverhältniß erörtert. Dort erhebt sich die Frage, warum trotz Einheit der Obligation manche Ereignisse nicht auf alle Gläubiger oder Schuldner wirken, und die Antwort geht auf den Grund und das Wesen jener Einheit ein. Bei den solidarischen Schuldverhältnissen beschäftigen B. vornehmlich die Frage, ob die Schulden mit untheilbarem Gegenstand dazu gehören, und die Frage nach dem Grunde der Solidarität der Haftung. In der Zeit, da B. von den Krit. Blättern das 3. und 4. Heft veröffentlichte, war er auch in den 2. Band der Schriften der römischen Feldmesser, speciell in Rudorff's „Gromatische Institutionen" (1852) vertieft. Wüßten wir es nicht aus seiner Besprechung in der Krit. Ueberschau der deutsch. Gesetzgebung (1853. I, 208—30), wir würden es vermuthen aus dem Gebrauch des agrimensorischen Bildes, das uns Krit. Bl. Nr. 4, S. 5 bei der Correalobligation überrascht: so wird dem poesievollen Darsteller auch die Frucht wissenschaftlicher Lectüre zum Mittel künstlerischer Wirkung. An Grund zu gehobener Stimmung hat es ihm in jenen Tagen wahrlich nicht gefehlt. „Die Loose der akademischen Carriere fallen ungleich", sagt er mit Bezug auf Arndts' zehnjährige Privatdocentur, die seinige hat nicht viel mehr als ein Jahr gewährt. „Daß Sie einst entscheidend in meine Beförderung zum Lehramt eingegriffen haben", gedenkt er dem siebzigjährigen Arndts. Im Anfang von 1852 nach Basel und zugleich nach Erlangen berufen, nimmt er den letzteren Ruf an, wird im März 1852 zum Extraordinarius ernannt und führt nach einem halben Jahre seine Braut heim. Fräulein Karoline Zenetti, die seiner würdige Lebensgefährtin, war die Tochter des Mannes, dessen Andenken B. die erste Auflage seiner Pandekten mit Worten gewidmet hat, die diese Affinität verklären und selbst den Fernstehenden ergreifen.

Im Mai 1854 zum Ordinarius befördert, veröffentlicht B. als Einladung zu seiner Rede beim Eintritt in den Senat: „Arbor actionum pro loco in senatu academico rite obtinendo iterum edita" (Erlangen 1854). Den Anlaß zur Wahl des Themas bot der Umstand, daß die Erlanger Bibliothek zwei glossirte Hss. und ein Exemplar der mangelhaften Druckausgabe (1481) des vom Glossator Joannes Bassianus herrührenden Arbor besitzt, des bedeutendsten seiner Gattung. B. orientirt einleitungsweise über den Gegenstand, kommt mit einleuchtenden Gründen zu der Annahme, daß von Baum hier nur metaphorisch gesprochen worden, arbor actionum stets nur ein tabellarisches Verzeichniß der actiones, nicht Bild eines Baumes gewesen sei, „woran die einzelnen Klagen als Früchte hängen" (Savigny), und gibt einen berichtigten Abdruck der einen Hs. mit eigenen oder den Glossen entlehnten Noten. In die zwei folgenden Jahre fällt eine Reihe von Recensionen, kleinere „Kritische Blätter", die, minder ephemer als solche Arbeiten sein dürfen, für die Erkenntniß von Brinz' Person oder der in den Büchern verhandelten Sachen werthvoll geblieben sind. Sie finden sich theils in der Krit. Ueberschau für Gesetzgebung II (1855), S. 165—68 und S. 169—71 (wo B. die für sein Wesen bezeichnende Aeußerung thut: „wir wünschten, daß der Verf. manchmal weniger Ruhe oder Sicherheit, manchmal etwas mehr Leidenschaft oder Kühnheit gehabt hätte"), theils im Literarischen Centralblatt (1856, Nr. 12, Sp. 189—91. Nr. 33, Sp. 525—27. Nr. 50, Sp. 800/1), theils in den Jahrbüchern der deutsch. Rechtswissenschaft, herausg. v. Schletter, I (1855), S. 10 bis 16, 19, 20, 21, 22, 197, 198, 214—219; die in Bd. II (1857), 132 bis 135 wird gleich hier notirt. Daß noch andere in dieser Zeitschrift von B. herrühren, ist nicht erkennbar. Von besonderer Denkwürdigkeit ist die Ein-

leitung zu ihrem civilrechtlichen Theil, die B. in I, 6—10 gegeben hat. Indem er hier „den gegenwärtigen Stand der civilistischen Litteratur in seinen bloß obersten Eigenthümlichkeiten zu bestimmen" sucht, stellt er bedeutende Betrachtungen über das Verhältniß der römischen und deutschen Jurisprudenz zum Rechte und über die Beziehungen von Theorie und Praxis an, deren klare Sonderung noth thue. „Wir haben (so ergibt sich), abgesehen von äußerer Praxis, keine der römischen vergleichbare praktische Jurisprudenz; hingegen aber haben wir eine Theorie des röm. Rechts, welche die röm. Juristen selbst nicht hatten". (Für ein Exempel „praktischer Jurisprudenz" hat er bald danach das Buch von Bähr über die Anerkennung erklärt: Lit. Centralbl. 1856, Nr. 12.) Den Juristen, der ein Vertreter seines Volkes und seiner Zeit sein müsse, vom Geschichtsforscher, Philologen, Antiquar, Philosophen unterscheidend ruft er aus: „Wer nicht für ein geltendes Recht arbeitet, ist kein Jurist". Mit gleichem Nachdruck, nur auch noch gegen die Politik hin, hat er über zwanzig Jahre später die für den Juristen geltenden Grenzen hervorgehoben (K. V. XIX, 401), gegen die Tendenz ihrer Ueberschreitung, worin Manche den Fortschritt der Jurisprudenz erblicken. Neben allen jenen kürzeren, aber aus der Tiefe kommenden Arbeiten erwuchs die erste Abtheilung des Hauptwerkes, des Lehrbuchs der Pandekten (XVI u. 650 S.), die anfangs 1857 in Erlangen ans Licht trat. Soweit die lehrreiche Vorrede die inneren und äußeren Eigenthümlichkeiten des Buches anzeigt, erklärt oder begründet, brauchen sie hier nicht angeführt zu werden. Hatte B. nicht lange vorher (Schletter's Jahrb. I, 198) geschrieben, „daß die Anforderungen, welche wir an ein Lehrbuch stellen dürfen, andere sind, als welche der Weiterbau der Wissenschaft zu erfüllen hat": so war er selbst zu sehr Forscher, um jemals zu schreiben, ohne auch die letzteren Anforderungen zu erfüllen. „In einem Lehrbuche", meinte er früher, „thut nicht sowohl Originalität, als Selbständigkeit, nicht sowohl die Aufdeckung neuer Probleme und Dinge, als unbefangene Auffassung und vernünftige Auswahl der vorhandenen noth." Er aber leistete nicht bloß was danach in einem Lehrbuch noth thut, sondern schuf nach der Originalität und nach der Zahl neuer Probleme, die es aufdeckte oder löste, ein Werk, das den Begriff des Lehrbuchs wie den des „Lernbuchs", den er ihm zugedacht, hinter sich ließ. Es wird nicht dadurch herabgesetzt, daß man es außer den Bereich der Schule stellt. Auch als eine Monographie oder eine Sammlung solcher läßt es sich nicht bezeichnen, es ist einzig in seiner Art und in keiner Kategorie des civilistischen Schriftthums unterzubringen. Trotz innigen Contactes mit den Quellen hat es so individuelles Gepräge und so viel subjective Beweglichkeit, daß man wohl begreift, wie Arndts in einem Briefe an B. den „rocher de bronce" daran vermissen konnte (K. V. XXI, 3). Man sehe nur, wie der Autor S. 121 in seiner Entwicklung der in integrum restitutio einen Passus aus Prantl's eben erschienener Geschichte der Logik wiedergibt und verwerthet, die er unter dem Schreiben erhalten hat. Mit dieser Subjectivität, die dem Buche die unverwelkliche Frische verleiht, hängt wohl auch die trügerische Hoffnung zusammen, die B. sich von der zeitlichen und räumlichen Entfernung des Endes machte, als er die erste Abtheilung hinausgehen ließ: „Die noch übrige kleinere Hälfte" gedachte er „in ungefähr einem halben Jahre folgen lassen zu können". Denn die „kleinere Hälfte" hat sich im Laufe von vierzehn Jahren zum weitaus größeren Theile entfaltet. An dieser Verzögerung hatten freilich auch die Geschicke und Thaten ihren Antheil, die des Verfassers warteten und von ihm ausgingen. Seine Berufung nach München als Nachfolger von Arndts, schon im vergangenen Jahre durch die dortige Facultät vorgeschlagen, war an der

Weigerung der Regierung gescheitert. Bald danach, am 3. Mai 1857, wurde er zum Professor der Universität in Prag ernannt. Der weitere neunjährige Abschnitt seiner Lebensbahn ward für ihn und sein neues Vaterland dadurch bedeutungsvoll, daß er als Politiker hervortrat. Vorerst lebte er allein der Wissenschaft und seinen größeren Amtspflichten. Im Spätjahr 1857 erschienen, aber noch der Erlanger Zeit angehörig, ist der Aufsatz „Die Prästation unmöglicher Leistungen" (Krit. Ueberschau der deutsch. Gesetzgeb. V, 278—302), welcher eine Besprechung von F. Mommsen's Unmöglichkeit der Leistung mit Hinweis auf Windscheid's Recension dieses Buches enthält, das B. schon im Lehrbuch berücksichtigt hatte. Er verwirft Mommsen's Unterscheidung von absoluter und relativer, objectiver und subjectiver Unmöglichkeit und seine Begründung des impossibilium nulla obligatio aus dem Willen der Parteien. Nicht vom Einfluß der Unmöglichkeit, sondern vom praestare oportere der römischen Rechtssprache hätte M. ausgehen sollen. Seine Begründung der Prästation des aus der Ausbedingung der unmöglichen Leistung für den Gläubiger entsprungenen Interesses (non deceptum esse) wird sehr gelobt. — Von Prag aus lieferte B. drei hervorragende Beiträge zu Bluntschli's und Brater's deutschem Staatswörterbuch III (1858), S. 403—413, 467—473 und VIII (1864), S. 681—690, nämlich die Artikel „Erbrecht, privatrechtliches", „Expropriation" und „Römische Juristen" — Cabinetsstücke, die in jener Galerie zu sehr verborgen sind. Die Abhandlung „Possessionis traditio" (Jahrbuch des gemeinen Rechts, III, 16—57) verficht (nicht ohne Erfolg) die vor Savigny von den Theoretikern überwiegend gemachte, von B. schon im Lehrbuch S. 60. 61 erneuerte Annahme, daß wo eigens und bloß possessio und nicht res tradirt wird, derivativer Besitzerwerb oder Succession in den Besitz stattfindet, daß daher dieser Erwerb auch fehlschlagen kann. Von umfassenderer Bedeutung als die erwähnten Schriften und von glänzender Dialektik ist die der Rechtsphilosophie angehörige eindringliche Besprechung, der B. die 2. Abtheilung des 2. Theils von Ihering's Geist des römischen Rechts unterzogen hat: K. V. 1860, II, 1—37. Ihering's Darstellung des Formalismus im altrömischen Recht erkennt er in vollstem Maße an, greift aber die principiellen Erörterungen, namentlich die Begriffe von „juristischer Analyse" und „juristischer Construction" an und verwirft die Unterscheidung von höherer und niederer Jurisprudenz. Bald danach gelang es B., ein weiteres und beträchtliches Stück seines Pandektenbuches zu veröffentlichen: Zweite Abtheilung, erste Hälfte (S. 651—975. Erlangen 1860). Hier finden sich die Universalsuccessionen, namentlich die Erbfolge nebst dem Vermächtniß mit den Vorzügen der ersten Abtheilung behandelt, aber durchsichtiger, womit angebahnt war, daß die zweite Abtheilung minder gedrungen und gleichmäßiger ausfiel als die erste.

Zwischen dem Erscheinen dieses Stückes und dem des folgenden liegt ein Zeitraum von acht Jahren, eine Pause, die vorzüglich von Brinz' politischer Thätigkeit in Oesterreich und von seiner Uebersiedlung nach Tübingen herrührte. Jene Theilnahme am öffentlichen Leben ward jedoch nicht so wichtig durch das, was sie hintanhielt, als durch das, was sie hervorbrachte, hervorbrachte nicht bloß für den Staat und das Volk, dem sie zugewandt wurde, sondern auch für B. selber. In ihm wurden dadurch Kräfte entwickelt, deren er sich nicht bewußt gewesen, ihm wurden neue Einsichten eröffnet, die auch der Gelehrte nutzen konnte und nutzte, Erinnerungen, Freundschaften und Verehrungen begründet, die ihn bis zu seinem Ende beglückten. Politische Wirksamkeit erschien ihm besonders manneswürdig, und der seinigen gedachte er mit gerechter Genugthuung; sie in seinem Lebensbilde hinter den wissen-

schaftlichen Leistungen verschwinden zu lassen, würde an sich und in seinem Sinne eine starke Verzeichnung sein. Die Politik, für die B. sich in Oesterreich einsetzte, war die des bürgerlichen Liberalismus; er erstrebte die Befestigung der neuen Reichsverfassung von 1861, die Erhaltung der Staatseinheit, die Blüthe des Deutschthums, die Stärkung des österreichischen Einflusses bei Lösung der deutschen Frage. Und als er später seine großdeutschen Ideale durch die preußische Waffengewalt entwurzelt sah, versäumte er keine Gelegenheit, den durch die Ausscheidung geschwächten Deutschösterreichern seine Anhänglichkeit zu bezeigen, und in ihrem Kampfe mit den Tschechen auch litterarischen Zuzug zu leisten. In Oesterreich wirkte er vornehmlich durch das gesprochene Wort, durch die Wucht und den Schwung seiner Beredsamkeit, die in Volksversammlungen, im böhmischen Landtage und im Abgeordnetenhause des Reichsraths hervortrat. Durch diese mit Ueberzeugungstreue und Tapferkeit gepaarte, mit Geist und Schärfe geübte Macht erwarb er einen Platz in Oesterreichs politischer Geschichte. War es doch die hinreißende Ansprache, mit der er am Vorabend von Schiller's hundertjährigem Geburtstag auf dem Waldsteinplatze in Prag vor einer Volksmenge „den Dichter der aufwärts ringenden Menschheit" feierte (Die Schillerfeier in Prag. Prag 1859, S. 9, 10), was ihn weiteren Kreisen bekannt und vertrauenswerth machte und bewirkte, daß man ihn hervorzog, als nach $1^1/_2$ Jahren mit Einführung der Repräsentativverfassung die parlamentarische Tribüne in Oesterreich wieder aufgerichtet wurde. Aus Liebe zu Oesterreich ließ sich B. bereit finden, dem Rufe zu folgen, und „erstaunlich schnell", wie seine neuen Landsleute bezeugen, hat er sich in die österreichischen Verhältnisse hineingelebt. Zunächst freilich entging ihm das Mandat in einem nordböhmischen Wahlkreis, wohl nur darum, weil er in aufrichtiger Beantwortung einer Anfrage das unlängst geschlossene Concordat für einen nicht einseitig lösbaren Vertrag erklärt und damit die Wähler sich entfremdet hatte. Als Abgeordneter des Bezirkes Karlsbad-Joachimsthal gehörte er dann Jahre lang dem böhmischen Landtag an, und im „selbstgeschaffenen Beruf, altes deutsches Recht dort zu vertheidigen", hat er heftige Fehden bestanden. Vom Landtag wurde er in das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes gewählt, für dessen bedeutendsten Redner er bald angesehen wurde. Als solcher erwies er sich bei der Berathung der ersten wichtigen Gesetzvorlage, der über die Aufhebung des Lehensverbandes. In der mehrtägigen Verhandlung des von ihm verfaßten Ausschußberichts über den Gesetzentwurf fungirte B. als Berichterstatter der Majorität, und bewegte sich auf dem zwar juristischen, aber seinem Fach fernliegenden Gebiet mit soviel Sachkenntniß, Energie und Schlagfertigkeit, daß davor die Gegner, die das Gesetz im Abgeordnetenhause fand, nicht bestehen konnten (Abgeordnetenhausprotokoll der 23., 29., 30. Sitzung 1861). Namentlich seine oratorische Leistung zum Schluß der Generaldebatte (25. Juli) wurde noch nach mehr als einem Vierteljahrhundert so gerühmt, wie wenn sie gestern vollbracht worden wäre. In Folge von Differenzen mit dem Herrenhaus fand die Verhandlung über das Lehensgesetz auch noch im folgenden Jahre statt; indessen braucht Brinz' Betheiligung hier nicht verfolgt zu werden (Protokoll der 163., 164. Sitzung). Nicht immer stand er im Vordergrunde, namentlich nicht, wenn Finanzfragen auftauchten, denen er seiner Vorbereitung nach nicht gewachsen sein konnte.

Daß er im Gegensatz zu der vorwärts drängenden deutschen Verfassungspartei das Ministerium Schmerling unterstützen zu sollen glaubte, that seiner parlamentarischen Stellung Eintrag. Einen bedeutenden Antheil an den Verhandlungen nahm er als ständiger Referent für das Cultus- und Unterrichts-

budget. Hier bot sich ihm Gelegenheit, die Studien- und Schulfonds als Staatsgut zu reclamiren, für die Autonomie der Universität und gegen die confessionelle Schule einzutreten. Ausgezeichnet war die Festigkeit, die er bei Berathung des Gemeindegesetzes bewies, als er dem Streben des Adels nach Ausscheidung der Gutsgebiete aus dem Gemeindeverband sich widersetzte (17. Sept. 1861). Wo immer er eine Entziehung staatlicher Gerechtsame zu Gunsten Einzelner erblickte, stemmte er sich solcher „Privatisirung" entgegen. Nach dem Fall des Ministeriums Schmerling und der Sistirung der Reichsverfassung (20. Sept. 1865) mußte sich die parlamentarische Thätigkeit auf die Landtage beschränken. Im böhmischen war die deutsche liberale Mehrheit zur Minderheit geworden, und als deren Mitglied stand B. im Vordertreffen gegen die tschechische Majorität. Einmal als Abgeordneter in die Politik verstrickt, beschränkte sich B. nicht darauf, ihr in Wien und Prag obzuliegen, sondern griff auch auf außerösterreichischen deutschen Boden hinüber, um dort bei den Diskussionen über die Neugestaltung des Deutschen Bundes gegen den Ausschluß Oesterreichs und in der schleswig-holsteinischen Frage für das Erbfolgerecht der Augustenburger einzutreten. Die Haltung Oesterreichs, seine Abwendung von den deutschen Volkswünschen, sein Sonderbündniß mit Preußen war für B. tief verstimmend und „mit dem edeln Zorne eines in seinen theuersten Hoffnungen und in seinem Rechtsgefühl zugleich schwer gekränkten Herzen" (Knoll) trat er im Reichsrath wiederholt gegen die Regierung auf, namentlich in der Sitzung vom 28. Januar 1864, wo er als Jurist und als Mann des Rechts auseinandersetzte, daß die Bewegung in Deutschland nichts Anderes sei, als „eine Bewegung des Rechts und des Rechtsbewußtseins". Da aber die Angelegenheit sich immer mehr gegen seinen Sinn entwickelte, er die Schwäche und Unaufrichtigkeit der Regierung schwer empfand und des parlamentarischen Kampfes müde geworden war, so erwachte in ihm der Wunsch, den politischen Schauplatz zu verlassen. Ohne Ortswechsel glaubte er dies nicht durchführen zu können. Beides wurde ihm dargeboten durch einen Ruf an die Universität in Tübingen, den er zu Ende des Jahres 1865 erhielt. Auch die Wiener Facultät trug einstimmig ihm einen freigewordenen Lehrstuhl an; allein die österreichische Regierung versagte die Genehmigung. Die Kraft, die sie sich damals entgehen ließ, suchte sie später vergeblich wieder zu gewinnen.

B. aber trat im Herbst 1866 das Tübinger Lehramt an. Sein Abschied vom Parlament war ein endgültiger, und weder in Württemberg noch in Baiern ließ er sich bewegen, wieder ein Abgeordnetenmandat anzunehmen. Der politischen Bethätigung jedoch vermochte er nicht mehr ganz zu entsagen. Er verhehlte nicht seinen Schmerz über die Ereignisse des Jahres 1866 und trat während der folgenden Jahre in Wahlversammlungen der Volkspartei (bürgerliche Demokratie) für die Erhaltung der Selbständigkeit der Südstaaten ein, in denen er die Volksrechte besser gehütet glaubte, als unter dem Uebergewicht der Militärmacht, das im Norddeutschen Bund von Preußen ausging. Wie ihn die Begebenheiten des vergangenen Sommers erfüllten, sein geschichtliches Nachdenken anregten und sein Rechtsgefühl beunruhigten, zeigt sich deutlich daran, daß sie den Hintergrund bilden seiner „zum Eintritt in den akademischen Senat der Universität Tübingen" am 13. December 1866 gehaltenen Vorlesung. Sie ist gedruckt unter dem Titel „Ueber Tacitus Annal. I, 9: jus apud cives, modestiam apud socios" (Zeitschr. für die ges. Staatswissenschaft (1867), XXIII, 128—142). Inwiefern und warum unter Augustus bei den Bundesgenossen Mäßigung und wieso bei der römischen Bürgerschaft das Recht gewaltet habe, ist die anscheinend bloß der Vergangenheit angehörige

und einfache Frage. Indem nun B. die Legalität der Umwandlung der Republik in den Principat erörtert, schwingen sehr vernehmlich in der Gegenwart liegende Saiten mit, der Gedanke an die „neue Ordnung der Dinge". „Diese kann längst gesiegt haben, allein die Erinnerung, ja selbst der Schmerz um das Verlorene ist noch nicht begraben." B. hat nicht bloß die Römer im Auge, wenn er sagt: „In solchen Uebergangszeiten nehmen aber die Freunde der neuen Ordnung von der Rechtsfrage am liebsten Umgang". Und des weitern macht B. deutlich, daß die Frage auch nicht einfach und keine gewöhnliche Rechtsfrage ist, daß sie auf das Wesen des Rechts und seines Verhältnisses zur Gewalt hinauskommt. Wenn er selbst, was man bisher unter Recht verstanden hat, einen Maßstab, der über der Kraft und dem Erfolge steht, von dem andern „in der Erfindung begriffenen Rechte" unterscheidet, „das eine innere Berechtigung zur That an ihrem äußeren Erfolge erkennt", so eröffnet er damit einen Blick sowohl in das Innere des Rechts als in sein eigenes. Dieses läßt sich auch sagen von dem Vortrag „Ein Element der Rechte", den B. im December 1869 vor einem größeren Publicum in Stuttgart gehalten hat (gedruckt im Deutschen Volksblatt, Stuttgart 1869, Nr. 286—289). Vom Dasein einer übersinnlichen Macht in den Rechten und ihrem Unterschied von der Befugniß handelnd, erhebt er sich zur Idee des Rechtsgefühls und weist auf dessen Grund und Wirksamkeit hin. — Sonst war die große litterarische Arbeit seiner Tübinger Jahre auf das positive, auf das römische Recht gerichtet. Mit lange verhaltenem Eifer zu seinem Pandektenwerke zurückkehrend, vermochte er von der zweiten Hälfte der zweiten Abtheilung die erste Lieferung (S. 979—1150: „Das Zweckvermögen") 1868, die zweite Lieferung (S. 1151 bis 1310: „Die Familien- und Vormundschaftsrechte": I. Abschnitt) 1869 und die dritte Lieferung (S. 1311—1718: II. und III. Abschnitt, sowie „IV. Buch: Von den Handlungen" nebst 2 Registern) 1871 erscheinen zu lassen und damit das Ganze abzuschließen. Von dieser zweiten Hälfte der zweiten Abtheilung gilt vielleicht in höherem Grade, was oben von der ersten Hälfte gesagt wurde. Auf verschiedenen Entwicklungsstufen seines Verfassers entstanden und daher mehrere Formationen bietend, würde das nun vollendete Buch als von verschiedenen Meistern herrührend aussehen, wenn nicht ein anderer B. doch nur wieder ein B. sein könnte. „Das ist er, das ist sein eigen", mag man ganz besonders bei der ersten Lieferung ausrufen. In der Vorrede S. XI war eine zweite Vermögensart für die dort verworfene zweite Personenart angekündigt und nur beiläufig (S. XIII u. 666) als „Zweckvermögen" getauft worden. Erst nach einem Dutzend von Jahren, nachdem schon andere sich dieses Geschöpfes angenommen, kam B. dazu, seine Auffassung zu entwickeln. Und er that dies mit solchem Nachdruck, solchem Aufgebot von Gelehrsamkeit und solcher Ausführlichkeit, daß wohl zu erkennen ist, wie es ihm hier um mehr ging, als um die Wahrheit oder Unwahrheit einer Lehre, der Lehre von einem Vermögen, das Niemanden, aber für einen Zweck gehört, an diesen gebunden ist. Hier bedarf es einer psychologischen Erklärung. Seine Denkweise war an dem Problem betheiligt; ihm ging es wider die Natur, sich unter einer Person nicht einen Menschen vorzustellen, also daß er die juristische Person für eine fingirte halten mußte. Wenn er mit seinem heißen Kampf gegen das, was ihm als Fiction erschien, die Wissenschaft nicht von der juristischen Person abbrachte, so kam dies nicht davon, daß seine Neuerung weniger werth war, als die bisherige Vorstellung; es lag vielmehr daran, daß sich bei der Corporation das gemeine Leben für seinen Bedarf von Alters her mit der juristischen Person vertraut und es dadurch der Jurisprudenz zu schwer gemacht hatte, vom erprobten Herkommen abzulassen. — Noch vor der

Vollendung seiner Pandekten schrieb B. einen rechtshistorischen Aufsatz (datirt vom 1. Sept. 1869 und gedruckt in K. V. XI, 471—502), der wegen seines Inhalts und seiner Folgen bedeutungsvoll ist. An das Buch seines Lehrers Rudorff über das Edictum perpetuum (1869) anknüpfend, untersuchte er die staatsrechtliche Natur des Ed. perp., das inhaltliche Wesen und die Ordnung (System) des Edicts. Von den beiden letzten Punkten hat sich Vieles nicht halten lassen, nachhaltig aber war seine Erkenntniß, daß in der Restitution der Formeln Rudorff's Hauptverdienst bestehe, und daß hier Arbeit übrig gelassen sei. Demgemäß nahm er diese Restitution unter die Aufgaben auf, deren Lösung er von sich oder Anderen erwartete. Von der Meinung, die er wenige Jahre später im Nekrolog auf Rudorff äußerte: „Alle nachfolgende Arbeit wird leicht sein im Vergleich zu dieser einzigen ersten", war er wohl zurückgekommen, als er 1879 der baierischen Akademie der Wissenschaften in München „die Formeln des Edictum perpetuum (Hadriani) in ihrem Wortlaute und ihrem Zusammenhang" zum Thema einer von der Savigny-Stiftung zu stellenden Preisaufgabe empfahl. Hiermit gab er den Anstoß zu Lenel's noch mehr als das Thema umfassendem Buche „Das Edictum perpetuum (1883)" — eine seiner mittelbaren Förderungen der Wissenschaft. Auf Grund seines Gutachtens wurde die Preisarbeit gekrönt (Sitzungsberichte 1882, II, 228—32), und die Akademie, empfindend, „wie sehr sie seines Beistandes bedurfte", beeilte sich, ihn 1883 zum ordentlichen Mitglied zu wählen. Das selber zur Edictslitteratur zu zählende Gutachten ist in der Ztschr. der Savigny-Stiftung (romanist. Abth.) IV, 164—176 abgedruckt. Auf S. 172 al. 1 ist ein weiteres wichtiges Problem angedeutet. Innerlich knüpft an dieses das zweite Preisausschreiben an, das die baierische Akademie namens der Savigny-Stiftung 1886 erlassen hat (Sitzungsber. S. 252). Nach Inhalt und Fassung rührt es von B. her; seine Erfolglosigkeit (Sitzungsber. 1890, II, 41. 42) hat er nicht mehr erlebt.

Am 1. April 1871 ward B. zum Professor des römischen Civilrechts an der Universität München ernannt. Er kehrte nun an den Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn zurück, um ihn trotz ehrenvoller Berufungen nach Wien, Heidelberg und Berlin nicht mehr zu verlassen. Als Politiker trat er nur noch selten an die Oeffentlichkeit, und dann nicht für andere Fragen als die der deutschen Nationalität. In einem 1882 von ihm mit begründeten und geleiteten „Verein zum Schutze deutscher Interessen im Auslande" hielt er mehrere im Druck erschienene Ansprachen: Bericht über die erste Generalversammlung des Vereins u. s. w. am 15. Mai 1882 (München 1882, S. 3—12), Ansprache in der Versammlung des Vereins u. s. w. vom 2. März 1886 (München 1886, 14 S.); die erstere befaßt sich hauptsächlich mit der Lage der Deutschen in Ungarn, die letztere schildert mit großen geschichtlichen Rückblicken den gegenwärtigen Stand der „Entdeutschung Deutschösterreichs", sieht in der preußischen Polenausweisung keine Förderung deutschen Volksthums und begrüßt die Allianz des Deutschen Reichs und Oesterreichs. Für die seinen politischen Zielen zugewandte, von H. Friedjung herausgegebene Wiener „Deutsche Wochenschrift", Probenummer vom 4. November 1883 schrieb er den einleitenden Aufsatz „Oesterreich und Deutschland", worin er u. A. der „ans Wunderbare grenzenden Resignation" gedenkt, womit man im deutschen Reich über die Ausscheidung mächtiger und urdeutscher Volks- und Reichstheile hinweggleite. Mit dem flammenden Eifer eines an seinem Lebensnerv Getroffenen trat er (in den Münchener „Neuesten Nachrichten" vom 29. und 30. Januar 1885) gegen einen Artikel E. v. Hartmann's in die Schranken, der dem Niedergang des Deutschthums in Oesterreich das Wort geredet hatte;

namentlich hält er diesem die Enge eines Nationalgefühls vor, das sich auf die Staatsgrenzen beschränkt.

Von diesen Publicationen abgesehen, hängen die Schriften, die B. während seiner Münchener Professur verfaßt hat, bis auf eine, naturgemäß mit seinem Fach oder mit seiner Berufsstellung zusammen. Sie sind so zahlreich, so mannigfaltig innerhalb der juristischen Wissenschaft und zum Theil auch so umfänglich — obwohl B. wie seinem Lehrer „das raumfressende Talent der Plattheit schlechthin abging" —, daß zwar alle, wie sich gebührt, hier erwähnt, aber nicht alle an dieser Stelle im Einzelnen beleuchtet und nach Gebühr gewürdigt werden können; mancher ist schon im Vorausgehenden gelegentlich gedacht worden. Vergegenwärtigt man sich, daß diese Fülle der Ertrag eines nicht viel mehr als sechzehnjährigen Lebensabschnittes ist, so muß man die Kraft bewundern, die jene Fülle voraussetzt, noch ohne zu veranschlagen, wie sehr eine starke Lehrthätigkeit, Erstattung von Gutachten für die Praxis, sowie vielseitige Pflichten und Interessen den gesuchten und hülfsbereiten Mann in Anspruch nahmen. Seine Leistung für die Savigny-Stiftung wurde erwähnt, von Unterstützungen angehender Autoren wäre mehr als eine zu nennen, auch die kurze Bevorwortung von Zweifel, die sittliche Weltordnung (1875) ist eine. Mit der größten Theilnahme und der edelsten Sprache hat er in Nachruf und Denkrede, Glückwunsch und Festrede sich der Pflege des Gedächtnisses und der Anerkennung des Verdienstes seiner Lehrer oder Fachgenossen gewidmet. Zu den schon genannten Nekrologen auf G. L. v. Maurer, Rudorff und Arndts — Lebensbilder, die die Individualitäten viel tiefer fassen, als je die bildende Kunst zu bringen vermag —, und zu den Reden am Grabe von Arndts und am Grabe v. Poezl (Allgemeine Zeitung, 1878, Beilage Nr. 79 und 1881, Beilage Nr. 16) gesellen sich der Artikel G. L. v. Maurer in der Allgem. deutschen Biographie (1884), XX, 699—706 und festliche Schriften für Arndts, Spengel, Savigny, Scheurl und Planck. Arndts zum 70. Geburtstag spendet er den Aufsatz „Zur Lehre von der Correalobligation und den solidarischen Schuldverhältnissen" (München 1873, ohne die Widmung abgedruckt in K. V. XVI, 1—17). Die Einheit der Obligation, wird hier ausgeführt, könne nicht der zureichende Grund der allseitigen Wirkung der Litiscontestation sein, da solche der Verschiedenheit der Personen widerstrebe. Vielmehr erkläre sich diese Wirkung erst durch die Annahme gegenseitiger Vertretung der Mehreren. Sei aber die Gesammtconsumtion nicht die Folge der Einheit, so könne Einheit der Schuld bei Mehrheit der Haftungen auch für die bloß solidarischen (der Gesammtconsumtion entrückten) Obligationen gelten. Zur Festgabe für Arndts' Doctorjubiläum (München 1875) liefert B. außer dem prächtigen Glückwunsch die Abhandlung „Zum Rechte der bonae fidei possessio" (S. 73—138), die dieses Ding auf Grund reichen, nicht durchweg fügsamen Quellenmaterials als ein bonitarisches Eigenthum darstellt. Von der Festschrift für den Philologen Spengel ist oben ihre Einbegleitung durch B. erwähnt worden. Sein Beitrag „Zur Contravindication in der Legis actio sacramento" (S. 95—146) vertheidigt die von Lotmar angefochtene Nothwendigkeit, daß in diesem Verfahren auch der Beklagte Eigenthum behaupte, vornehmlich unter Hinweis auf die Zweiseitigkeit des Besitzinterdictenprocesses. Savigny's hundertjähriger Geburtstag gab Anlaß sowohl zu einer Festrede für die Universität (München 1879, 16 S., 4°) als zu reichhaltigen kritischen Berichten über das, „was der Gefeierte noch nach seinem Tode erlebt hat", nämlich über fremde Festreden und -Schriften: „Die Savignyfeier am 21. Februar 1879" (K. V. XXI, 473—90) und „Nachtrag zur Savignyfeier" (ebenda XXII, 161—80). Bei dieser Feier, sagt er, „stund der Ruhm fest, ohne daß man den Punkt,

von dem er ausstrahlt, sofort oder einig zu nennen vermochte". B. hat denselben bestimmt, in der Vertrautheit mit Savigny's wissenschaftlichen Vorfahren und unter Charakterisirung der Hauptwerke wie der Methode des Gefeierten. Mit Nachdruck verweilt er bei der durch S. in Fluß gebrachten, aber nicht ganz in Brinz' Sinne beantworteten Frage nach dem Verhältniß der Gesetzgebung, d. h. der Codification zum Recht und zur Jurisprudenz. Wiederum lebenden Jubilaren hat B. die beiden letzten der in Rede stehenden Publicationen dargebracht. Von den „Zwei Abhandlungen aus dem röm. Recht" (Freiburg u. Tübingen 1884), welche Adolf Scheurl mit einer Widmung von B. und Hölder überreicht wurden, gehört B. die erste: „Die Freigelassenen der lex Aelia Sentia und das Berliner Fragment von den Dediticiern" (S. 9—28). Er trägt hier zur Aufhellung eines dunkeln Textes bei, über dessen äußere Beschaffenheit und inneren Bezug im Allgemeinen er kurz vorher in der baierischen Akademie vorgetragen hatte: „Die Berliner Fragmente vorjustinianischer Rechtsquellen" (Sitzungsber. Jahrg. 1884, S. 542—59). Die letzte litterarische Arbeit war für das Doctorjubiläum seines Collegen Planck bestimmt. Diese Gabe erschien nach seinem Tode als Stück der von der Münchener Juristenfacultät dem Jubilar gewidmeten Festgabe (München 1887) S. 153—73: „Ueber den Einlassungszwang im römischen Recht". Nach Feststellung der Existenz dieses Zwanges erörtert sie seine Verträglichkeit mit der zum Streit nur autorisirenden auctoritas des Magistrats wie mit dem eremodicium und ordnet diesen Zwang ansprechend dem System der Rechte und Pflichten ein. Im Eingang des Aufsatzes bezieht er sich auf einen Vortrag über „Potestät und Autorität", den er am 23. März 1887 in Wien gehalten hatte (Jahresbericht der jurist. Gesellschaft in Wien für 1887, S. 3).

Gelten die vorstehenden Gelegenheitsschriften anderen Personen, so steht B. gewissermaßen selber im Mittelpunkt der Feier, durch welche die zwei folgenden veranlaßt sind. Zum Antritt seiner zwei Rectorate hielt er die Reden „Ueber Universalität" (München 1876, 18 S., 4°) und „Ueber die Zeit im Rechte" (ebenda 1882, 18 S., 4°), letztere von der Rechtsnatur des Kalenders handelnd, dessen gregorianische Gestalt damals das dritte Jahrhundert vollendete. Als Rector begrüßte er die Naturforscherversammlung in München mit einer Ansprache, in der er darauf hinwies, daß allen Wissenschaften gemein sei, einen gegebenen Stoff zu behandeln, auch der Jurist nicht mehr Schöpfer seines Naturrechts sei (Amtl. Bericht über die 50. Versamml. deutsch. Naturforscher u. Aerzte. München 1877, S. 2 ff.). Eine fernere Rectoratsrede handelt über „Rechtswissenschaft und Rechtsgesetzgebung" (Allgemeine Zeitung 1877, Beilage Nr. 210, 211), und wirft hierbei einen Blick auf das im Werden begriffene Reichscivilgesetzbuch, der gegenüber dem gewordenen an Interesse gewonnen hat. Indem B. Recht und Gesetz unterscheidet und der Rechtswissenschaft „ihr eigenes, von keinem Befehl zu betretendes, also von der Gesetzgebung nicht zu bearbeitendes Gebiet" vorbehält, drückt er die Furcht aus, das kommende Gesetzbuch werde zum Nachtheil der Rechtswissenschaft eine „Vermischung von Recht und Gesetz" werden. Vielleicht wäre bei diesen Betrachtungen auch den Gedanken Rechnung zu tragen gewesen, die er im österreichischen Abgeordnetenhause am 26. Juli 1861 geäußert hatte: es liege im Interesse der Gerichte „ein möglichst einfaches Recht vor sich zu haben", und es nütze der Volkswirthschaft, dem Nationalvermögen, „daß man das Recht möglichst prompt und parat halte" (Protokoll S. 652). — Ueberwiegend ohne festlichen Anlaß sind die Arbeiten, die B. als Mitglied der historischen Classe der baier. Akademie verfaßt, deren Gegenstände er darum der Rechtsgeschichte entnommen hat: außer dem schon erwähnten Vortrag über die Berliner Frag-

mente (1884) die Festrede „Zum Begriff und Wesen der römischen Provinz" (München 1885, 24 S., 4°) und die Vorträge: „Ueber die römische Provinz in ihrem Verhältnisse zu propagatio imperii Romani und zu Italien" (erwähnt in Sitzungsber. 1885, S. 273), „Ueber die rechtliche Natur des römischen Fiskus" (Sitzungsber. 1886, S. 471—96) und „Zu den Alimentenstiftungen der römischen Kaiser" (a. a. O. 1887, S. 209—28). Das Wesen der Provinz im Gegensatz zu Italien findet B. nicht in einer Eigenthümlichkeit der Unterwerfung der Personen oder der Rechtsstellung des Bodens, sondern in der Prorogation der Magistratur. Die übrigen Vorträge, dem römischen Verwaltungsrecht angehörig, behandeln behutsam und anziehend ein Stück der Rechtsgeschichte des Zweckvermögens. — Ohne Zusammenhang mit Universität oder Akademie ist in dem letzten Lebensabschnitt noch eine Reihe von Abhandlungen entstanden, von denen „Der Begriff obligatio" in Grünhut's Ztschr. f. d. Privat- und öffentliche Recht I (1874), S. 11—40 zuerst zu nennen ist, weil sie die weittragendste ist und verwandte Arbeiten ihres Verfassers hervorgerufen hat. In bewegendster Weise setzt B. hier auseinander, daß die Person des Obligirten das Ding ist, das haftet, daß dieser Obligirte nicht in der Leistung aufgeht, nicht bloß Object eines Zwangsrechts zur Leistung, sondern Geisel oder Pfand, Satisfactionsobject ist. Zwar haftet heute die Person nicht mehr leiblich, aber mit ihrer Zuthat, ihrem Vermögen. Die reinste Ausprägung dieses Sachverhalts bietet der nexus nach der Niebuhr'schen Auffassung, der sich selbst mancipirt, eine Selbstverpfändung, eine Art von fiducia cum creditore vorgenommen hat. In Wiederaufnahme einer schon in den Pandekten S. 365 geäußerten Ansicht zeigt B. hierauf die Gattungsgemeinschaft von Personen- und Sachenhaftung, und erläutert endlich, wieder unter Erneuerung des in den Pandekten S. 374 ff. Gesagten, den quellenmäßigen und praktischen Unterschied von Haftung und Schuld (debitum), indem er nunmehr Grund und Wesen dieses Unterschieds entwickelt. Unter den Phasen der Obligation findet sich hier (im Gegensatz zur 2. Auflage der Pandekten) die Verbindlichkeit noch nicht ausgeschieden, Schuld auch da angenommen, wo eine dem Gläubiger gehörige Sache zu leisten ist, und die Rechtslage des Depositars nicht restlos erklärt. Im Zusammenhang mit diesem Aufsatz steht die Anzeige (K. V. 1874. XVI, 588—91) von K. Maurer's „Schuldknechtschaft nach altnordischem Recht", welche Abhandlung auf Brinz' Wunsch entstanden war, im altnordischen Recht die fiduciarische Selbstverpfändung des Schuldners nachgewiesen zu sehen zur Unterstützung seines aus dem römischen Recht gewonnenen Grundbegriffs der obligatio als persönlicher und sachlicher Pfandhaftung. Wie mit dieser Anzeige, so hat B. nach 10 Jahren und nach weiterer Ausbildung seiner Obligationentheorie abermals zu deren Gunsten einen Streifzug in das Gebiet des altnordischen Rechts ausgeführt. Unter Hinweisen auf romanistische Parallelen gibt B. in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 1. und 10. Juli 1885 (S. 513—80) eingehenden, theilweise kritischen Bericht über K. v. Amira's „altschwedisches Obligationenrecht" (Nordgerm. OR. I, 1882). Eine Anregung zu diesem Unternehmen empfing B. daraus, daß er seine neue obligationenrechtliche Lehre in dem Amira'schen Buche „allerdings selbständig und in mehrfach abweichender Weise" verwerthet fand. Bei diesen Abweichungen setzt seine Kritik ein, vornehmlich mit dem Bestreben (S. 519—24, 541), eine von der Haftung unabhängige, sich nicht aus derselben entwickelnde Schuld nicht gelten und vielmehr in Schuld und Haftung das altschwedische Recht als mit dem römischen seiner Auffassung übereinstimmend erscheinen zu lassen. Im 2. Bande seines Obligationenrechts, der dem Andenken an B. gewidmet ist, hat Amira die Brinz'schen Einwände

zurückgewiesen (S. 72—78). Die Brinz'sche Theorie hatte er berührt (I, 41. 42), nicht angegriffen. Einen solchen von G. Rümelin unternommenen Angriff hat B. in dem Aufsatz „Obligation und Haftung" (Archiv f. d. civ. Praxis 1886, Bd. 70, S. 371—408) mit einer Schärfe abgewehrt, die zugleich der Fassung seiner eigenen Theorie zu Gute kommt. Man kann diesen Aufsatz mit den erwähnten, sich mittelbar an den „Begriff obligatio" anschließenden zu den Recensionen rechnen, deren B. in jenen Jahren eine große Zahl verfaßt hat. Eine eingehende Besprechung von Bruns' „Besitzklagen" ist in der „Jenaer Litteraturzeitung" 1874, S. 614—22 veröffentlicht. Auch die Abhandlung „Nemo errans rem suam amittit und l. 49 D. mandati" (Archiv f. d. civ. Praxis 1880, Bd. 63, S. 318—78) kann hier eingereiht werden, weil sie, im wesentlichen unter Vertheidigung der Ihering'schen Auslegung der genannten Stelle, einige abweichende neuerer Autoren einer Revision unterzieht. Die Mehrzahl jener Recensionen enthält die K. V. Nach der Niederlassung in München trat B. in deren Redaction ein, und ward auch einer ihrer fleißigsten Mitarbeiter. Von den 16 Bänden, auf deren Titel er als Herausgeber genannt wird (XIV—XXIX), sind nur zwei (XXIV u. XXIX) ohne Beiträge von ihm. Viele sind kurze Anzeigen, nicht wenige umfängliche Artikel und alle hervorragend. Einzelne gehen über die romanistische Disciplin hinaus, in nordisches Recht, modernes Hypothekenrecht und Rechtsphilosophie; die romanistischen betreffen Compendien und Monographien, Theorie, Kritik und Geschichte der Quellen, Rechtsgeschichte sammt Litteraturgeschichte, und die Dogmatik in allen ihren Zweigen. Außer den im Vorausgehenden gelegentlich erwähnten und den durch das Mitarbeiterverzeichniß jedes Bandes ausgewiesenen (z. B. in dem zu Bd. XIX fehlt ein im Vorausgehenden erwähnter) sind noch anzuführen: XV, 87, XXI, 125, XXVIII, 144—147 (unterzeichnet: Z.).

Die ungemein ausgedehnte und vielseitige litterarische Thätigkeit, die auf den letzten Seiten verzeichnet worden ist, erscheint dadurch noch merkwürdiger, daß sie neben der gewaltigen Hauptarbeit an seinem Pandektenwerke hergeht, die B. wohl schon ein Jahr nach seiner neuen Niederlassung in München aufgenommen und bis zum Lebensende fortgeführt hat. Man darf vermuthen, daß, wenn er sich einer und der anderen von den Anforderungen zu entziehen vermocht hätte, denen wir die genannten kleineren Schriften verdanken, es ihm möglich geworden wäre, sein Pandektensystem in der zweiten Auflage zur Vollendung zu bringen. Eine erste kleine Lieferung des ersten Bandes kam im Frühjahr 1873 heraus, ihr folgte 1874 eine zweite nicht größere (bis S. 208 reichend), und 1876 wurde der Band vollständig: „Lehrbuch der Pandekten, erster Band, zweite, veränderte Auflage", Erlangen 1873 (VII und 826 S.). Hierauf folgten: Zweiter Band, erste Abtheilung 1879 (III und 466 S.) und zweiter Band, zweite Abtheilung 1882 (IV und S. 467—882). Vor dem Erscheinen des dritten Bandes machte sich das Bedürfniß einer neuen Auflage der ersten Partie des ersten Bandes geltend, welche die §§ 1—63, die zwei ersten Bücher des Systems, enthält. Mit einer Vorbemerkung des Verf., die über die neuen Aenderungen berichtet, ist dieser Theil erschienen als: Erster Band, dritte, durchgesehene Auflage 1884 (IV und 238 S.). Die zweite Auflage wurde fortgesetzt mit dem dritten Band, erste Abtheilung („Universalsuccessionen") 1886 (IV und 451 S.). Von der zweiten Abtheilung desselben Bandes hat B. noch die erste Lieferung verfaßt; nach seinem Tode ist sie von seinem Sohne Eduard edirt worden: Dritter Band, zweite Abtheilung, 1. Lieferung („Das Zweckvermögen") 1888 (S. 453—586). Den äußeren Abschluß der zweiten Auflage hat die Herausgabe der 2. Lieferung („Die Familienrechte und die Vormundschaften"), die den dritten Band

completirt (1889), und des vierten Bandes (1892, 1894) gebracht, welche von Lotmar besorgt worden ist.

Daß es B. nicht beschieden war, die zweite Auflage seines Hauptwerkes zu Ende zu führen, bedeutet für die Wissenschaft einen Gewinnentgang, der nicht zu ermessen ist. Namentlich den wichtigen, in die Psychologie einschlagenden Gegenständen des vierten Buches („Von den Handlungen") hätte die große Denkarbeit noch zu Theil werden sollen, die auf die früheren Theile verwandt, neue Werke entstehen ließ, wo die Anspruchslosigkeit ihres Schöpfers nur eine „veränderte Auflage" ankündigt. In der Anlage freilich kommt der Neubau mit dem alten so sehr überein, daß die Vorrede der ersten bis auf Weniges auch für die zweite Auflage gelten kann. Wiederum ist es nicht auf Ersatz des mündlichen Vortrags und nicht auf ein sofort faßbares, sondern erst denken machendes Buch abgesehen. Diesmal sind Text und Noten gesondert, der „Beiwagen der Anmerkungen" vornehmlich im 2. und 3. Band mit Quellenexegese und Litteraturkritik reich beladen, der Text wiederum nicht bestrebt, durch möglichst wenige und möglichst abstracte Sätze gesetzbuchartig der Anwendung bequeme Handhaben zu bieten. „Zwischen Recht und Rechtsgeschichte wurde nicht ängstlich geschieden", mittelst historischer Entwicklung wird das Bestehende dargelegt. Das Buch stellt sich nicht in den Dienst des Praktikers, verweist nicht auf Präjudizien, verräth auch niemals die Theorie an die Praxis, trachtet aber doch nur danach, das eine, einzige Recht zu finden und darzustellen, dessen die Gerichte zu pflegen haben. Gleichmäßiger, wie schon die späteren Theile der ersten Auflage, sind alle der zweiten gearbeitet, umfassender ist die Litteraturbenutzung, nicht so vollständig als möglich, aber stets aus erster Hand, am entscheidenden Punkt, mit treffendem Wort. Das System ist das frühere, indem dem ersten, vom Rechte handelnden Buche die Personen, die Rechte und die Handlungen in je einem Buche folgen. Man kann über die Zweckmäßigkeit dieses Systemes streiten, aber man kann nicht leugnen, daß ein so großartiger Begriff wie der des Gesammtrechtssystems, dem jenes Privatrechtssystem eingeordnet wäre, nur durch wenige Juristenköpfe gegangen ist. Ist so der Grundriß in den Hauptzügen der alte, so zeigt er doch auch nicht wenige Neuanlagen und Umstellungen, und allenthalben ist der Aufbau durchaus ein neuer, wie viele immer von den Lehrsätzen der ersten in die zweite Auflage übernommen worden sind. Denn es war B. nicht gegeben bei Gefundenem auszuruhen und abzuschreiben, nicht einmal von sich selber. Was er von Leibniz sagt: wo dieser „seinen Fuß hinsetzt, sproßt neues Leben", gilt im Felde der Jurisprudenz von seinem Werke; es giebt keinen von diesem getroffenen wichtigen Punkt im Umkreis des Pandektenrechts, der nicht durch die neue Arbeit neues Licht empfangen hätte. Eben dieses hindert hier die Herausstellung des Einzelnen und selbst eine Auslese des Bedeutendsten. Die früher erwähnten kleineren Arbeiten sind zumeist Vorbereitungen oder Ausführungen von Lehren des Hauptwerkes. Man war oder ist, wie es scheint, der Meinung, daß dem Umfang und der Tiefe desselben der äußere Erfolg nicht ganz entsprochen habe, indem man seine Verbreitung und Berücksichtigung veranschlagt. B. dürfte dies zugeben, ohne sich etwas zu vergeben. Denn ein Mann, der in Geschichte und Politik nicht nach dem Erfolg urtheilte, brauchte sich an diesem Maßstab für seine eigenen Leistungen nicht genügen zu lassen. Nur daß jenes Manco von Form oder Stil des Werkes herrühre, könnte nimmermehr zugelassen werden. Denn kein Deutscher hat über römisches Recht so kräftig, farbig, lebendig und anmuthig und dabei so vornehm geschrieben als B. Daß sich sein Buch trotz der Bestimmtheit des Ausdrucks nicht leicht liest, daß es Sammlung und Ver-

senkung vom Leser fordert, liegt an seinem Inhalt und an seiner Methode. Der Reichthum jenes macht es inhaltsschwer und läßt keine leeren Stellen aufkommen. Die Fülle kommt von der Ursprünglichkeit, allenthalben sieht B. mit eigenen Augen, stets ist der productive Forscher mit dem Darsteller verquickt. So kam es, daß er nicht, wie ein Capito, „in his quae ei tradita erant, perseverabat", sondern, wie ein Labeo, „plurima innovare instituit". Man beachte nur, wie vermöge seiner Autopsie gleich im Anfang des ersten Bandes die Quellen- und Litteraturgeschichte sich regt, in Fluß kommt und neue Gestalt erhält. Dabei war er weit davon entfernt, das Neue um der Neuheit willen zu suchen oder von Anderen anzunehmen, und die Leistungen der Vorgänger, auch der todten, die, weil sie schweigen, leicht verschwiegen werden, gering zu achten. Davor schützte ihn sein historischer Sinn, der ihm eingab: „auf jedem Punkte, wo ein alter maßgebend oder gar entscheidend eingriff, sollten wir ihm ein Denkmal setzen, dadurch daß er genannt d. h. der Vergessenheit entzogen wird". Neben der Fülle und Neuheit des Inhalts kann die Methode Hindernisse bereiten, wenn Einer in kurzer Zeit, mit wenig Mühe im Pandektenwerke sich informiren will. Diese Methode ist die historische, statt der dogmatischen Betrachtung. Das braucht nicht Rechtsgeschichte zu sein, wohl aber „die Hingebung an die Quellen und die Resignation, das Recht aus nichts Anderem, als aus ihnen schöpfen zu wollen", nicht aus der inneren Natur der Dinge oder ähnlichen Fetischen. Das historische Verfahren geht ferner vom Einzelnen zum Allgemeinen, von den Arten zur Gattung, gibt Wachsthum und Verzweigung der Dinge wieder: eine gewisse Scheu vor verwischender Generalisation und eine gewisse Neigung zu feiner Distinction gehören zur Eigenart des Werkes. Da endlich die historische Methode die objective Ungewißheit nicht durch subjective Sicherheit verschleiert, es vielmehr mit sich bringt und auf sich nimmt, daß nach dem Quellenstand mitunter kein einfacher zweifelsfreier Abschluß erreicht wird, so begreift sich's, daß ebenso der nach Fertigem begierige Neuling, wie der um Entscheidung bedrängte Praktiker in Brinz' Pandekten oft nicht finden was sie suchen, und, was sie finden, nicht glauben verwenden zu können. Wenn gleich das Buch unter seinen Zeitgenossen nicht mit all der Kraft um sich gegriffen hat, die in ihm angehäuft liegt — trotz vieler litterarischer Einflüsse, die nachweislich von ihm ausgegangen sind — so ist doch seine Wirksamkeit noch nicht zu Ende. Mit der Anspruchslosigkeit, die er nicht bloß bekannt, sondern auch bethätigt hat, fragt B.: „Aber wie viele von unseren ureigenen Conceptionen, Constructionen, Schöpfungen und wie lange werden sie uns überdauern?" Wohl wird die eine und die andere seiner Lehren sich vergänglich zeigen, einer oder der andere Satz vor einer ausgebildeteren Quellenkritik nicht bestehen können: das Werk im Ganzen wird noch von fernen Generationen genützt und geschätzt, Manches davon erst dann geschätzt werden. Es kommt die Zeit, da der Romanist über ein größeres Quellengebiet herrschen muß, als in dem B. heimisch war, aber des Hauptwerkes Bedeutung innerhalb seiner Grenzen wird wachsen, je weiter wir uns von der Zeit entfernen, da das römische Recht als geltendes Recht geachtet und daraufhin behandelt wurde. Mag von den Romanisten des 19. Jahrhunderts der und jener in den Mitteln vollständigere oder in den Ergebnissen fertigere Untersuchungen geliefert haben: man wird dereinst finden, daß Wenige mit so weitem Blick das Ganze des Systems und der Entwicklung überschaut haben und kaum einer geistesverwandter wie B. mit Celsus und Papinian verkehrt hat.

Bei seinem Auftreten in der Litteratur wurde er als Skeptiker bezeichnet,

während er doch allenthalben seine Zweifel begründete und für das bezweifelte Ersatz zu schaffen beflissen war. Nicht ein Skeptiker, aber ein hervorragender Kritiker ist er gewesen. Diese und mehrere andere Eigenschaften sind ihm mit Lessing gemein; in den ersten Jahren hat er auch dessen kritischen Stil. Zum Kritiker befähigte ihn seine ungewöhnliche Urtheilskraft, die ihn das Wesentliche, das Neue, die Stärke und die Schwäche eines Buches rasch erkennen ließ. Oft bis zu den Ursprüngen fremder Untersuchung vordringend und dem Kritisirten meistens überlegen, gebraucht er die Ueberlegenheit nicht selten nur um das Verfehlte in Besseres umzusetzen oder um auf den Weg zum Besseren hinzuweisen. Der falschen Prätension begegnet er mit Ironie, jeder echten Bemühung mit Wohlwollen. Für eigenes Versehen macht er Vorbehalte, mißt dem fremden Vorbringen die günstigste Deutung bei und ist sichtlich bestrebt, Gerechtigkeit walten zu lassen. Niemals wirft er seine Autorität in die Wagschale, gibt sich nur als Mitarbeiter am gemeinsamen Bau der Wissenschaft und achtet es auch in seinen späteren Jahren nicht für zu gering, neue litterarische Erscheinungen öffentlich zu würdigen, von wem immer sie ausgehen. Da er diese kritische Thätigkeit auch in der gefälligsten Form und oft mit einem Humor übt, der von Herzen kommt, so kann es nicht fehlen, daß der theilnehmende Leser außer der Belehrung den Eindruck empfängt, daß ein edler Mann die Feder führt. Vom Menschen B., von dem was er den Seinen, den Freunden und den Ferneren gewesen, ist auf diesen Blättern nicht eigens die Rede gewesen; dies schildern ergreifend zahlreiche Nachrufe und Erinnerungen, die seinen Heimgang beklagen. Diese Seite seines Wesens ist auch in seinen gelehrten Werken nicht verborgen. Wer aber aus seiner eigenen Aeußerung mehr davon erfahren will, als seine juristischen und politischen Schriften nebenher erkennen lassen, der greife zu der einzigen, die in keines dieser Fächer gehört, zu der „Festrede bei der Enthüllung des Herzdenkmals zu Erlangen am 5. Mai 1875" (Erlangen 1875. 2. Aufl. 1892, 12 S.). Hier spricht nicht der Jurist, nicht der Politiker, nur der Mensch, aber der freie, warme, große, zum Menschen vom Menschen — sich damit selber unbewußt ein unvergängliches Denkmal seiner Menschlichkeit setzend.

(Z.), Alois v. Brinz. Nekrolog: Allgemeine Zeitung 1888, Nr. 17, 18, 21, 23. — Philipp Knoll, Alois Brinz. Denkrede gehalten am 29. Nov. 1887 im deutschen Verein zu Prag (1888; abgedruckt in Beiträge zur heimischen Zeitgeschichte v. Ph. K. Prag 1900). — Adolf Exner, Erinnerung an Brinz. Vortrag in der Vollversammlung der Wiener juristischen Gesellschaft (Wien 1888). — Regelsberger, Alois v. Brinz: Krit. Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Bd. 30, S. 1—20 (1888). — Mitteis, Alois v. Brinz: Juristische Blätter (Wien) 1887, Nr. 39. — v. Giesebrecht in Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften 1888, S. 268 bis 276 (München 1888). — —z, Alois v. Brinz: Juristische Vierteljahrsschrift, Organ des deutschen Juristenvereins in Prag (1888), S. 117—119. — Dr. Alois v. Brinz. Gedächtnißfeier abgehalten am 18. Jan. 1888 im „Vereine zum Schutze deutscher Interessen im Auslande" zu München (München 1888), darin Gedächtnißrede des österreichischen Reichstagsabgeordneten Herrn Dr. Victor Ruß aus Wien. — Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München für das Jahr 1887/88 (München 1888), S. 6—9. — A. Sd., Erinnerungen an Alois v. Brinz (zum 25. Februar 1890): Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1890, Nr. 56. — Hermann Lingg, Alois Brinz: Allgäuer Geschichtsfreund. Kempten. Dritter Jahr-

gang 1890, S. 5—10. — J. E. Kuntze, Ihering, Windscheid, Brinz (Leipzig 1893), S. 26—32. Ph. Lotmar.

Brischar: Johann Nepomuk B., Dr. theol. et phil., katholischer Kirchenhistoriker, geboren zu Horb in Württemberg am 22. August 1819, † am 11. April 1897. Nachdem er seine theologischen Studien an der Universität Tübingen mit Auszeichnung vollendet und die Priesterweihe erhalten hatte, machte er 1845—46 eine wissenschaftliche Reise nach Norddeutschland, Oesterreich, Italien und Frankreich, um hierauf eine Repetentenstelle am Tübinger Wilhelmsstift, dem Institut für die katholischen Theologiestudirenden Württembergs, anzutreten, in welcher Stellung er geschichtliche Vorlesungen hielt. 1851 übernahm er die Redaction der „Wiener Litteraturzeitung", legte sie aber schon 1853 nieder und wurde Pfarrer in dem Dorfe Bühl zwischen Rottenburg und Tübingen, wo er, mehr und mehr zum stillen Einsiedler geworden, der Seelsorge und wissenschaftlicher Arbeit lebte, bis der Tod am 11. April 1897 den müden Greis erlöste.

Außer zahlreichen, vorwiegend geschichtlichen Artikeln in der Tübinger „Theologischen Quartalschrift" und im Freiburger „Kirchenlexikon" gab er heraus: „Beurtheilung der Kontroversen Sarpi's und Pallavicini's in der Geschichte des Trienter Konzils". Gekrönte Preisschrift (Tübingen 1844); Fortsetzung der eine neue Aera für die katholische Kirchengeschichtschreibung einleitenden Stolberg-Kerz'schen Geschichte der Religion Jesu Christi, Bd. 46 bis 53 (bis zum Jahre 1245), Mainz (bezw. Wien) 1850/64; „Die katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den letzten Jahrhunderten" (5 Bände, Schaffhausen 1866/71); „Innocenz III. und seine Zeit" (Freiburg 1883).

Hugo Koch.

Brix: Heinrich Otto Richard B., königlich preußischer Oberst, am 24. Februar 1831 zu Berlin geboren, ging aus der Artillerie, bei welcher er ursprünglich eingetreten und 1851 Officier geworden war, im Jahre 1858 zur Cavallerie über, besuchte die Allgemeine Kriegsschule, war zum Topographischen Bureau des Generalstabes commandirt und machte den Krieg vom Jahre 1866 als Rittmeister im 2. Ulanenregimente in Oberschlesien, den von 1870/71 in gleicher Eigenschaft beim 15. Ulanenregimente mit. Hier ward er am 16. August in der Schlacht von Vionville-Mars la Tour leicht verwundet; seine Leistungen trugen ihm das Eiserne Kreuz I. Classe ein; die von ihm in der Zeit vom 7. bis zum 15. jenes Monats erstatteten Meldungen fanden später die besondere Anerkennung des Feldmarschalls Graf Moltke (Die Reiterei der Ersten und Zweiten deutschen Armee von v. Pelet-Narbonne. Berlin 1899, S. 96). Im J. 1878 wurde er als Major im 2. Hannoverschen Dragonerregimente Nr. 16 zum Vorsteher der Geheimen Kriegskanzlei ernannt und ist in dieser Stellung am 30. December 1895 zu Berlin gestorben.

Durch gründliche militärische Bildung und ausgebreitete Sprachkenntnisse befähigt entfaltete er auf verschiedenen Gebieten eine rege schriftstellerische Thätigkeit. Die bedeutendsten der von ihm veröffentlichten Arbeiten sind eine „Geschichte der Organisation der Infanterie und der Kavallerie der Königlich Spanischen Armee von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1855" (Berlin, 1861), eine „Geschichte der alten russischen Heereseinrichtungen bis zu den von Peter dem Großen gemachten Veränderungen" (Berlin 1867) und eine Uebersetzung der vom kanadischen Oberst Denison in englischer Sprache geschriebenen „Geschichte der Kavallerie" (Berlin 1879). Das letztgenannte Werk ergänzte B. durch umfangreiche Zusätze, von denen später ein Theil in einer Umarbeitung unter dem Titel „Gedanken über die Organisation, Ausbildung

und Verwendung der Kavallerie bei der modernen Kriegführung" (Berlin 1881) erschienen ist.

v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, XXII. Jahrg. 1895 (Berlin). B. v. Poten.

Bröcker: Ludwig Oskar B. wurde am 23. September 1814 zu Greifswald geboren. Seine Eltern waren Hamburger. Sein Vater war in der Franzosenzeit von einem deutschen Wachtposten versehentlich mit einem Gewehrkolben niedergestoßen, einer Verletzung, der er bald nach der Geburt des Sohnes erlag. Auch die vorübergehende Uebersiedlung nach Greifswald war eine Folge der Unruhen während der Franzosenzeit. Da auch die Mutter ebenso wie zwei Schwestern Bröcker's bald darauf starben, war er im Alter von 10 Jahren völlig verwaist. Aeußerlich nahm sich seiner sein mütterlicher Großvater an, der ihn in Flottbeck bei Hamburg in einem damals bedeutenden Pensionate erziehen ließ; ein glückliches Familienleben aber hat er in seiner Jugend nie kennen gelernt. Später trat er in Hamburg in die Gelehrtenschule des Johanneums. Ob er durch die damals dort wirkenden Lehrer, unter denen sich tüchtige Philologen und geistreiche Männer, wie namentlich Franz Wolfgang Ullrich, befanden, wissenschaftliche Anregung empfangen hat, läßt sich nicht entscheiden: doch ist es nicht wahrscheinlich, da er nie davon sprach und da er in allen seinen Studien etwas Autodidactisches hatte. Bezeichnend für seinen Charakter ist es, daß er die Schule vor Absolvirung des Cursus verlassen mußte, weil er in einer übrigens harmlosen Schulaffaire sich nicht entschließen konnte, von dem von ihm einmal eingenommenen Rechtsstandpunkte zurückzutreten, um dadurch die über ihn verhängte Strafe abzuwenden. Er besuchte dann 1833/34 das damals in Hamburg als Zwischenstufe zwischen Gymnasium und Universität bestehende akademische Gymnasium, in dessen Matrikel er schon als historiae et philosophiae studiosus bezeichnet wurde, und ging dann zur Universität Leipzig, um zuerst hier, dann in Jena Jura zu studiren. Abgeschlossen wurde diese Zeit durch die Erlangung der juristischen Doctorwürde, die jeder hanseatische Jurist zu erwerben pflegte, weil dort damals kein anderes officielles Document der juristischen Studien gefordert wurde. Aber schon während dieses juristischen Studiums hatte er, einer tief innerlichen persönlichen Neigung folgend, sich nicht auf die Fachstudien beschränkt, sondern sich historischen Studien zugewandt. Außerdem mochte er auch dadurch mitbestimmt werden, daß er fühlte, er sei für eine praktisch-öffentliche Thätigkeit nicht gerade beanlagt. Dies ist auch wohl übereinstimmend mit einer dieser Zeit angehörenden interessanten Schilderung seiner Persönlichkeit, die wir seinem Universitätsfreunde Rudolf Schleiden verdanken. Schleiden wurde, wie er sagt, durch etwas Faustisches in Bröcker's Natur angezogen: „ihm sei niemals jemand vorgekommen, der es in gleicher Weise verstanden hätte, bei seinem Gespräche sofort einen bedeutenden Gegenstand aufs Tapet zu bringen: ein Gedanke hätte bei ihm den andern gejagt". Jenem inneren Triebe also folgend wandte sich B. nicht der Advocatur in seiner Vaterstadt zu, sondern ging nach Heidelberg, um dort unter Schlosser Geschichtsstudien zu treiben und seine geschichtliche Bildung zu vertiefen. Schon nach einem Jahre erlangte er hier 1838 durch eine Abhandlung „über die Parteiungen des karthagischen Staates 240—201" auch in der philosophischen Facultät den Doctorgrad. Dann ließ er sich als Privatdocent der Geschichte nieder und zwar zuerst 1839 in Kiel, sodann nach einer kurzen, dem Studium gewidmeten, Zeit in Tübingen, wo er bis 1848 Vorlesungen gehalten hat. Oekonomische Gründe waren es wol, die ihn bewogen, um diese Zeit einer Aufforderung zu folgen, die an ihn von Seiten der Redaction der Augsburger

Allgemeinen Zeitung gerichtet wurde, Mitarbeiter dieses weitverbreiteten Organs zu werden: und die gleiche Thätigkeit führte ihn 1850 in seine Vaterstadt zurück an die Redaction der Hamburger Nachrichten. Hier schrieb er Artikel politischen, socialen und litterarischen Inhalts; setzte daneben seine geschichtlichen Studien ununterbrochen fort und ertheilte auch Unterricht an Privatschulen. Auf diesem Wege ist er dann also in das Lehrfach hineingekommen, das von jetzt an, äußerlich wenigstens, den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bilden sollte, denn 1856 wurde er am Hamburger Johanneum, zu dieser Zeit dem einzigen Gymnasium Hamburgs, als Lector, wie es damals hieß, der französischen Sprache angestellt, neben welchem Fache er auch geschichtlichen und geographischen Unterricht ertheilte. 28 Jahre hindurch hat er sich diesem seinem Lehramte mit seltener Treue und Gewissenhaftigkeit gewidmet, obwol ihm, dem erst in späten Jahren zur Schulthätigkeit Uebergegangenen, manche schwere Erfahrung nicht erspart geblieben ist. Zu bedauern war es vor allen Dingen, daß, während er zuerst in den oberen Classen unterrichtete, er bald ausschließlich in den unteren Classen verwandt wurde, während seine ganze geistige Anlage ihn vorzugsweise auf jene Classen hinwies. Und wirklich haben auch gerade aus den oberen Classen viele seiner damaligen Schüler ihm aufrichtige Dankbarkeit bewahrt für die aus dem Vollen geschöpften, aus der eigensten Geistesarbeit hervorgegangenen Mittheilungen, die er z. B. in den französischen Stunden ihnen über französische Litteraturgeschichte machte und durch die er ihr Interesse auch für Stoffe zu erwecken wußte, die von dem regelmäßigen Pensum des Gymnasiums in der Regel ausgeschlossen sind.

Was ihm aber die amtlichen Pflichten an Zeit übrig ließen, das verwandte er auch jetzt auf wissenschaftliche Studien, die er mit zähem Eifer und edler Entschiedenheit als den Kernpunkt seines Strebens festzuhalten wußte. Drei Gebiete der Geschichte sind es vor allen Dingen, auf denen er sich thätig erwies: 1. die römische Geschichte, 2. die Zeit des beginnenden Mittelalters und der Herausbildung und Sonderung einerseits der romanischen, speciell der französischen, andrerseits der deutschen Nationalität, aus dem Reiche Karl's des Großen, 3. das Leben Jesu. Ueberall ist sein Verfahren ein kritisches, gegründet auf ungemein sorgsame Durchforschung der Quellen. Und zwar geht seine Gesammtrichtung entgegen der Hauptrichtung der ihm unmittelbar vorhergehenden wie seiner eigenen Zeit, wesentlich darauf hinaus, bedeutende kritisch-geschichtliche Arbeiten, die der bisherigen Tradition wesentlich negativ gegenübergetreten waren, durch antikritische Erwägungen inbezug auf die Sicherheit ihrer Ergebnisse zu prüfen und sie auf ein richtiges Maß zurückzuführen. So ist er in der römischen Geschichte der Niebuhr'schen Schule, in seinen Untersuchungen über die Evangelien und das Leben Jesu den negativen Tendenzen von D. Fr. Strauß und verwandter Kritiker entgegengetreten und zwar, was diese letzteren betrifft, nicht von kirchlich-dogmatischen Erwägungen ausgehend, die in seiner Schrift nirgends hervortreten und ihm selbst auch ferner lagen, sondern in rein historischem Interesse und in streng sachlicher Form. Mag da nun auch in manchen seiner Aufstellungen Unzutreffendes nachgewiesen sein, das Zeugniß ist ihm von des Gegenstandes kundigen Männern nicht versagt worden, daß er vieles Unhaltbare in den genannten kritischen Schriften scharfsinnig nachgewiesen und durch besser begründete Ausführungen ersetzt hat. Eine andere Eigenthümlichkeit, die zumal in seinen letzten Schriften über die Geschichte des deutschen Volkes im Mittelalter hervortrat, war die, daß, obwol gründliche Bekanntschaft mit den geschichtlichen Hauptwerken überall erkennbar ist, er doch mit Beiseitelassung der neueren Fach- und Speciallitteratur seine Darstellung einzig und allein auf

die Quellen gründete und bei aller Vielseitigkeit seiner Betrachtungsweise hieran unerschütterlich festhielt. Dadurch haben seine Arbeiten etwas Unmittelbares, der augenblicklich herrschenden Stimmung Unzugängliches, was ihnen ein charakteristisches Gepräge gab. Andrerseits hatte freilich derselbe Umstand die Folge, daß seine Bücher wenig beachtet wurden: denn jeder Weise sich selbst bemerkbar zu machen, auch der an sich berechtigten, war er aufs äußerste abgeneigt.

War er somit in der Wissenschaft ein einsamer Wandler auf eigenen Pfaden, so ist er auch im Leben kein andrer gewesen. Auch hier hat er jedes Hervortreten seiner Persönlichkeit vermieden; andrerseits hat er durch unbeugsames Festhalten an dem, was er einmal für recht erkannt, zwar gewiß manche schwere Erfahrung im Leben gemacht, hat sich aber auch die Achtung aller derer erworben, mit denen er verkehrte, besonders auch seiner Amtsgenossen an der Schule. In seiner Familie fand er sein Glück; er war seit dem 27. März 1848 mit Luise Schmidt, Tochter des Superintendenten August Schmidt in Ilmenau, vermählt und hat mit ihr 40 Jahre lang bis zu ihrem Tode am Osterabende des Jahres 1888 in glücklichster Ehe gelebt. Nachher hat er im Zusammenleben mit seiner einzigen, leider verwittweten, Tochter und einer Enkelin seine Freude gefunden. Bei seiner Emeritirung im Jahre 1884, die gerade auf seinen siebzigsten Geburtstag fiel, und wiederum an seinem achtzigsten Geburtstage kam die allseitige Liebe und Achtung, deren er sich erfreute, zu vollem Ausdrucke. Auch während des Stilllebens, das er im übrigen führte, widmete er, was ihm an Kräften blieb, seinen Studien. Am Weihnachtsabend des Jahres 1895 starb er eines sanften Todes.

Schriften: seine Doctordissertation s. o.; „Vorarbeiten zur römischen Geschichte" (Tübingen 1842); „Geschichte des ersten punischen Krieges" (ebd. 1846); „Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte" (Basel 1855); „Briefe über moderne Kritik und altrömische Geschichte". Erstes Heft (Hamburg 1857); „Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Verfassungsgeschichte" (Hamburg 1858, 2. Ausgabe ebd. 1873); „Elementarbuch und Grammatik der französischen Sprache" (Hamburg 1867); „Einleitung zu einer Geschichte von Frankreich" (Hamburg 1869, Programm des Johanneums); „Geschichte von Frankreich". Erster Band: Frankreich in den Kämpfen der Romanen, der Germanen und des Christenthums (Hamburg 1872. Weiteres ist nicht erschienen); „Untersuchungen über die Evangelien und das Leben Jesu" (Hamburg 1874); „Untersuchungen über Diodor" (Gütersloh 1879); „Moderne Quellenforscher und antike Geschichtsschreiber" (Innsbruck 1882); „Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Reiches von 843—1024", 2 Bände (Braunschweig 1890. Der erste Band war 1889 selbständig erschienen unter dem Titel: Deutschland vor tausend Jahren. Ein Kulturbild. Der zweite Band hat den Specialtitel: Die Zeit von 882—1024). Außer diesen größeren Schriften hat er mehrere Artikel in Pauly's Realencyklopädie, in wissenschaftlichen Zeitschriften, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und in den „Hamburger Nachrichten" geschrieben.

Mittheilungen seiner Tochter. — Programm des Johanneums, Ostern 1896. — Rudolf Schleiden, Jugenderinnerungen e. Schleswig-Holsteiners. Wiesb. 1886, S. 219/20. — Sybel's Histor. Ztschr. Bd. 69 (1892), S. 510/11.

Heinrich Bubendey.

Brockhaus: Friedrich Arnold B., Staats- und Kirchenrechtslehrer, geboren am 21. September 1838 zu Dresden als jüngerer Sohn des Orientalisten Hermann B. (s. u. S. 263) und jüngerer Bruder des Pastors an der Johanniskirche und außerordentlichen Professors an der Universität Leipzig

Friedrich Clemens B. († am 10. Nov. 1877). Er habilitirte sich im December 1863 zu Jena mit der Schrift „De comitatu germanico". Leipzig, Typis Brockhaus., wurde 1868 außerordentlicher Professor, Ostern 1871 ord. Prof. des Straf- und Kirchenrechts in Basel, ging Michaeli 1872 nach Kiel, 1888 nach Marburg und 1889 nach Jena, wo er am 14. October 1895 starb. Er hegte lebhaftes Interesse für Kunst, namentlich Malerei und die neuere Litteratur. Liebenswürdigkeit und Lauterkeit des Charakters gewannen ihm viele Freunde. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen sind zu nennen „Das Legitimitätsprincip", Lpz. 1868; „Die Briefe des Junius", ebd. 1876 [Nach den neuesten Ausführungen von C. F. Keary besteht eine Controverse über die Autorschaft in England nicht mehr. Vgl. The Francis Letters. By Sir Philip Francis and other members of the family. Edited by Beata Francis and Eliza Keary with a note on the Junius controversy by C. F. Keary. 2 vols. London 1901]; „Der Einfluß fremder Rechte auf die Entwicklung des deutschen Rechts", Kiel 1883; „Ueber das canonische Recht", ebd. 1888; „Das deutsche Heer und die Contingente der Einzelstaaten", Lpz. 1888, auch Beiträge zu v. Holtzendorff's Rechtslexikon, 3. Aufl. 1880/1.

Leipziger Tageblatt 1895, Nr. 501 vom 16. October. — Ztschr. d. Savigny-Stiftung XVI, 276. — F. A. Brockhaus in Leipzig (1872—75) S. 895. — Zarncke's Centralbl. 1888, Sp. 1519. 1520. — Centralblatt d. Rechtswiss. VIII, 29. 30. — Hänel, Deutsches Staatsrecht, Lpz. 1892, S. 494 ff. — Laband im Arch. f. öff. Recht III, 491 ff.

A. Teichmann.

Brockhaus: Hermann B., hervorragender Orientalist, namentlich Indolog, geboren am 28. Januar 1806 zu Amsterdam, † am 5. Januar 1877 zu Leipzig. Sein Vater Friedrich Arnold B. hatte 1805 in Amsterdam unter der Firma Rohloff & Comp. jene deutsche Verlagsbuchhandlung begründet, die nachmals unter der Firma F. A. Brockhaus einen Weltruf erlangen sollte. Hermann war sechs Jahre jünger als sein ältester Bruder Friedrich und zwei Jahre jünger als sein Bruder Heinrich. Als die Mutter 1810 starb, wurde der vierjährige Knabe nach Dortmund, dem Heimathsorte seines Vaters, in das Haus seines Onkels gebracht, während der Vater selbst der schlechten Zeitverhältnisse wegen sein Amsterdamer Geschäft auflöste und in Altenburg i./S. zur Neugründung des Verlagsgeschäftes schritt. In Dortmund erhielt Hermann B. den ersten Unterricht, kehrte jedoch 1814 wieder in das Vaterhaus zurück, wo er durch Privatunterricht weitergebildet wurde. 1817 siedelte das Verlagsgeschäft, das seit 1814 unter der Firma F. A. Brockhaus infolge glücklicher litterarischer Unternehmungen einen großen Aufschwung genommen hatte, von Altenburg nach der Metropole des deutschen Buchhandels, nach Leipzig über. Damals wurde Hermann der Pensions- und Erziehungsanstalt zu Wackerbartsruhe bei Dresden anvertraut, die unter Leitung des tüchtigen Pädagogen Friedrich Karl Lang — als Jugendschriftsteller bekannt unter den beiden Namen Lindemann und Hirschmann — Söhne gebildeter Familien aufnahm und sich eines wohlverdienten Rufes erfreute. Hier in dem Schlosse, das sich voreinst der Generalfeldmarschall Graf v. Wackerbart auf seinem Weinberge bei Kötzschenbroda im Elbthale erbaut hatte, brachte Hermann drei Jahre ungetrübten Jugendglückes zu, vereint mit seinem Bruder Heinrich, der bereits ein Jahr früher eingetreten war, und gedieh geistig und leiblich aufs erfreulichste. Nachdem er das 14. Lebensjahr erreicht hatte, wurde er zum Zwecke weiterer Ausbildung Ostern 1820 dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin übergeben, besuchte diese Schule jedoch nur bis Michaelis 1821, da er nach dem Willen des Vaters in das Leipziger Verlagsgeschäft als Lehrling

eintreten sollte. So geschah es auch; doch dauerte diese Lehrzeit nur wenige Monate, und bereits Ostern 1823 wurde er unter Zustimmung des Vaters, der bald darauf (20. August) starb, in die Prima des Gymnasiums zu Altenburg aufgenommen, das damals unter Matthiä's Leitung blühte. Im folgenden Schuljahre durchlief er die Selecta und konnte Ostern 1825 mit dem Zeugnisse der Reife versehen, die Universität Leipzig beziehen, um sich dem Sprachstudium zu widmen, zu dem Lust und glänzende Beanlagung ihn von vornherein bestimmten. Seine Mitschüler waren in Altenburg u. A. Löbe und Conon von der Gabelentz gewesen, mit letzterem verband ihn auch für die Folgezeit ein treulich gepflegter litterarischer Freundschaftsverkehr.

Auf dem Gebiete der Philologie vollzog sich damals jener große Wandlungs- und Gährungsproceß, der mit der Begründung eines ganz neuen Wissens, der Sprachwissenschaft, enden sollte. Unter den Anregungen der romantischen Dichtkunst hatte Friedrich v. Schlegel 1807 sein Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde", veröffentlicht, in dem sich zum ersten Male der Ausdruck „vergleichende Grammatik" findet. Sein Bruder, August Wilhelm v. Schlegel, war 1818 an die neubegründete Universität Bonn als Lehrer des Sanskrit berufen worden und hatte bald darauf das Programm der neuen Wissenschaft in dem die „Indische Bibliothek" einleitenden Aufsatze „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie" entrollt. Endlich hatte bereits 1816 Franz Bopp das erste Werk der modernen Sprachwissenschaft: „Das Conjugationssystem der Sanskritsprache im Vergleich mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache" geschrieben und etwas später von London aus die seitdem weltberühmt gewordene Mahâbhârata-Episode „Nala" mit genau wörtlicher lateinischer Uebersetzung erscheinen lassen. Sogar eine Sanskritgrammatik besaßen seit 1820 die Deutschen: die von Othmar Frank, die freilich den bescheidensten didaktischen Anforderungen nicht genügte. Alle diese Arbeiten hatten in den Kreisen der deutschen Philologen, namentlich auch unter den Studirenden auf den deutschen Hochschulen mächtige Anregungen gegeben und den Ausblick auf ein noch völlig unangebautes Arbeitsfeld eröffnet. Auch B. verstand gleich beim Beginne seiner Studien diese Zeichen der Zeit; da aber in Leipzig zu Sanskritstudien keine Gelegenheit geboten war, so wandte er sich hier zunächst den semitischen Sprachen, namentlich dem Hebräischen zu. Ostern 1826 verließ er mit Bewilligung seines Vormundes, des Bankiers Wilhelm Reichenbach in Leipzig, die sächsische Landesuniversität, um in Göttingen das Studium der orientalischen Sprachen fortzusetzen. Das Göttinger Studienjahr wurde ihm sehr verkümmert durch schwere Krankheit, die Folge geistiger Ueberarbeitung. Um tiefer in das Sanskrit einzudringen, entschloß er sich Herbst 1827 nach Bonn zu gehen, wo August Wilhelm v. Schlegel wirkte und Christian Lassen eben seine Docentenlaufbahn begonnen hatte. Die Anregungen, die dieser im Lebensalter ihm so nahestehende Gelehrte gab, wurden die Ursache, daß von da an das Studium des Hebräischen, Arabischen und der übrigen semitischen Sprachen in den Hintergrund trat, und B. sich von nun ab in der Hauptsache auf Sanskrit und Persisch beschränkte. Bis Michaelis 1828, wo er Bonn verließ, hatte sich dieser Umschwung vollzogen. Mit hingebendem Fleiße hatte B. sich das angeeignet, was die indologische Wissenschaft auf ihrem damaligen Standpunkte an Hülfsmitteln bot. Es war dies nicht gerade viel. Außer dem „Nala" die weiteren von Bopp 1824 herausgegebenen Mahâbhârata-Episoden, das Schlegel'sche Bhagavad-Gîta und seit 1827 endlich auch eine Grammatik: Bopp's „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache" — das war etwa das didaktische Material, das während Brock-

haus' Universitätsjahren die deutsche Sanskritphilologie den Lernenden zu bieten hatte. Der lexikalische Bedarf konnte nur durch das Sanskritwörterbuch Wilson's (Kalkutta 1819) gedeckt werden. Dazu kam noch, daß es Handschriften altindischer Werke in den Bibliotheken Deutschlands überhaupt nicht gab. So fand sich B., um sein Sanskritwissen zu vertiefen, veranlaßt, eine mehrjährige Studienreise ins Ausland anzutreten. Demgemäß sehen wir ihn denn in den nächsten Jahren zuerst in Kopenhagen (1829, 1830), dann in Paris und endlich in London und Oxford in hingebendem, treuem Fleiße sich in das Studium altindischer Handschriften vertiefen. In Kopenhagen lernte er den jüngeren Westergaard kennen, der damals eben seine Studien begann. Von Kopenhagen aus unternahm er mit seinem Bruder Heinrich im Sommer 1830 eine größere Vergnügungsreise durch Norwegen. Während seines Aufenthaltes in Paris (Januar 1831 bis Januar 1833) schloß er sich eng an Eugène Burnouf an, der ihn zuerst in die Zendsprache einführte. Er lernte in ihm einen Mann kennen, „den an Gelehrsamkeit und Scharfsinn keiner der lebenden Orientalisten übertraf und der mit der ganzen Kraft seines außergewöhnlichen Talentes den wahren Gehalt der Zoroastrischen Schriften, auf sicherer philologischer Grundlage ruhend, entwickelte". In Oxford trat er in die innigsten Beziehungen zu Horace Hayman Wilson, der seit 1832 als Universitätslehrer thätig, der liebenswürdigste Förderer des jungen lernbegierigen Deutschen wurde, während er in London in Friedrich Rosen, dem Secretär der „Asiatischen Gesellschaft" und in Robert Lenz, dem Herausgeber der „Urvaçî", gleichaltrige, zu den höchsten Erwartungen berechtigende Landsleute und Strebegenossen fand. Sie sind ihm und der Wissenschaft leider durch frühzeitigen Tod entrissen worden. Als B. im Sommer 1835 von seiner Studienreise ins Vaterland zurückkehrte, durfte der bescheidene Gelehrte sich ohne Selbstüberhebung sagen, daß an gründlicher philologischer Kenntniß des Sanskrit ihn keiner der Deutschen übertreffe und er zur Uebernahme eines Hochschulamtes bestens vorbereitet sei. Zugleich hatte sich auch sein geistiger Horizont erweitert, und die wahre Bedeutung und Würde der orientalischen Studien war ihm zum klaren Bewußtsein gekommen. Vorausschauenden Blickes sah er, daß es die culturelle Aufgabe des 19. Jahrhunderts sei, dem „erstarrenden Morgenlande neues Leben einzuhauchen". Damit aber der Orient nicht bloß eine äußerliche schale Copie des Occidents werde und sich aus seinem eigenen inneren Kerne heraus neugestalten könne, müsse er auch aus seinen eigenen Quellen erforscht werden, und nur unter dieser Voraussetzung könne das Abendland seine providentielle Aufgabe lösen. — Zunächst ließ sich B. nach kurzem Aufenthalte in Leipzig als Privatgelehrter in Dresden nieder, in der Absicht, den reichen Fruchtertrag seiner Studienreise seinen deutschen Landsleuten vorzulegen und sich selbst für das Amt eines Universitätslehrers zu empfehlen. Den Anfang damit hatte er bereits 1835 von London aus mit einer Arbeit gemacht, die als eine Vorläuferin der großen Aufgabe seines Lebens, der Herausgabe der umfänglichen altindischen Märchensammlung des Somadeva, zu betrachten ist: „Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus dem Kathâ Sarit Sâgara des Somadeva. Sanskrit und Deutsch". Diese Veröffentlichung hatte die Aufmerksamkeit der Sanskrit treibenden Kreise Deutschlands auf den in London lebenden deutschen Gelehrten gelenkt, der in verhältnißmäßig so jungen Jahren mit einer von so selbständigen Studien Zeugniß ablegenden Arbeit hervortrat. Sie brachte ihm denn auch 1838 die philosophische Doctorwürde in Leipzig ein. Gleichzeitig mit den Somadevastudien hatte ihn in London eine andere Arbeit beschäftigt, die Erstausgabe des Textes eines höchst originellen allegorisch-

philosophischen Sanskritdramas „Prabodhacandrodaya“ („Mondaufgang der Erkenntniß“), in sechs Acten, das den Krishṇa-Miçra zum Verfasser hat. Der theologisch-philosophische Gehalt dieses seltsamen Dramas, in welchem nur personificirte Begriffe als Handelnde auftreten und trotzdem eine lebensvolle dramatische Handlung sich entwickelt, sagte der sinnenden, orientalischen Speculationen gern folgenden Geistesrichtung des Herausgebers ganz besonders zu. Das erste Heft dieser Ausgabe (lateinisch geschriebenes Vorwort und Text enthaltend) war bereits 1834 von London aus bei F. A. Brockhaus veröffentlicht worden. Auf Grund dieses Textes übersetzte Th. Goldstücker das Drama anonym 1842 (nebst Vorwort von Karl Rosenkranz).

So hatte sich B. bei Rückkehr von seiner sechsjährigen Wanderzeit bereits durch zwei schriftstellerische Arbeiten der gelehrten Welt empfohlen. Ehe er jedoch daran ging, den weiteren Fruchtertrag seiner Reise der Oeffentlichkeit darzubieten, beschloß er die Gründung eines eigenen Hausstandes, indem er sich im Frühjahr 1836 mit Ottilie Wagner (geboren am 14. März 1811 in Leipzig, † am 17. März 1883 in Kiel), der jüngsten unter den fünf Schwestern des großen Meisters Richard Wagner aus erster Ehe der Mutter, vermählte. Darauf erfolgte die Uebersiedlung nach Dresden, wo er in der Neustadt (Klostergasse) ein trauliches Heim fand. Dem Glücke dieser Ehe sind, wie gleich an dieser Stelle erwähnt sei, zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen. Die beiden Söhne sind während des Dresdener Aufenthalts geboren worden: der ältere, Friedrich Clemens, am 14. Februar 1837, der jüngere, Friedrich Arnold, den 21. September 1838. Beide sind leider viel zu früh den von ihnen vertretenen Wissenschaften durch den Tod entrissen worden: der ältere starb den 10. November 1877, also im Todesjahr des Vaters, als Universitätslehrer und Pastor an der Johanniskirche in Leipzig, der jüngere als Professor der Rechtswissenschaft an der Universität zu Jena am 14. October 1895. — Mit seinem Schwager Richard Wagner, der sich einige Monate nachher (Nov. 1836) mit der Dresdenerin Minna Planer verheirathete, hat B. Zeit seines Lebens die herzlichsten Beziehungen unterhalten und an allen Schicksalswandlungen des Meisters den innigsten Antheil genommen.

Das Glück des jungen Ehestandes entzog aber B. seinen eifrigen Studien nicht. Die nun folgenden Jahre des Dresdener Aufenthalts waren der Förderung seines Lebenswerkes, der Herausgabe des großen, 45000 Verszeilen umfassenden altindischen Sammelwerkes, des Kathâsaritsâgara, „des Oceans der Erzählungsströme“ von Somadeva aus Kaschmir gewidmet. Dieses, wie Bühler zur Evidenz erwiesen hat, dem 11. Jahrh. n. Chr. entstammende Werk ist eine Sammlung altindischer Fabeln, Märchen und Erzählungen im dichterischen Gewande. Das Ganze ist eine freie Sanskritübersetzung der in der Paiçâci-Sprache geschriebenen Bṛihatkathâ des Guṇâḍhya. — Die ersten fünf Bücher erschienen bereits 1839 unter dem Titel „Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Buch 1—5 Sanskrit und Deutsch herausgegeben von H. Brockhaus, Leipzig“ in Devanâgarîlettern. Der Text dieser werthvollen editio princeps ruht auf einer damals in der Bibliothek des East India House zu London vorhandenen Handschrift, die zu den schönsten der Bibliothek gehörte; zu Rathe gezogen wurden noch vier andere, darunter eine dem Professor H. H. Wilson gehörige. Eine Abschrift der letzteren hat B. der königlichen Bibliothek in Dresden zum Geschenk gemacht. Die Absicht, die den Uebersetzer bei seinem schwierigen Werke leitete, war, den folkloristischen Studien ein werthvolles Hülfsmittel zu bieten und auf die feineren Beziehungen hinzuweisen, die die Völker des Orients und Occidents durch Jahrhunderte und Jahrtausende miteinander verbunden haben.

Das Jahr 1839 brachte B. einen Ruf an die Universität Jena als außerordentlichem Professor der orientalischen Sprachen. Er begann daselbst seine akademische Lehrthätigkeit im Winterhalbjahr 1840—41 mit der Erklärung des Hiob und dem Vortrage der Elemente der Sanskritsprache nach Bopp nebst Interpretation der Nalaepisode. Auch im Sommer 1841 verband er das Hebräische mit dem Sanskrit, indem er sechsstündig über die „Genesis" und dreistündig über Kâlidâsa's „Çakuntalâ" las. Das darauffolgende Wintersemester brachte außer dem erneuten Vortrage der Sanskritelemente akademische Vorlesungen über „Jesaias" und eine Erklärung von Vullers' „Chrestomathia Schahnamiana" nebst Einführung in die neupersische Grammatik. Den Kreis des eigenen Wissens suchte er im Laufe dieser drei Semester durch das Studium der gälischen Sprache, der Dichtungen Ossian's und des finnischen Epos „Kalewala (herausgegeben von Lönnrot) zu erweitern, jener Zusammenfassung mythisch-epischer Gesänge volksthümlichen Gepräges, die seit 1835 das gelehrte Finnland beschäftigte. Von weittragender Bedeutung wurde seine 1841 von Jena aus erfolgende Veröffentlichung „Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag von Dr. Hermann Brockhaus". Von der Ansicht ausgehend, daß „die große Schwierigkeit des Druckes sanskritischer Werke und die damit zusammenhängende Seltenheit und Teuerung der Bücher" ein Hinderniß sei, das der allgemeinen Verbreitung dieser Litteratur hemmend entgegentrete, erneuerte er den bereits von dem Franzosen Volney gemachten Vorschlag, die verschiedenen Schriftzüge des Orients durch ein auf das Lateinische gegründetes Alphabet im Drucke wiederzugeben. Als Probe der Transscription läßt er in derselben Publication die ersten fünf Gesänge des Nalaliedes, das „kleine Lehrgedicht Çrutabodha (über die gebräuchlichsten Sanskritmetra), das er aus einem Londoner Codex abgeschrieben hatte und „Ghatakarpara" in lateinischer Schrift folgen. Der Vorschlag wurde beifälligst aufgenommen, und dieses Transscriptionssystem ist seitdem, freilich mit nicht unbeträchtlichen Abänderungen, in Sanskritdrucken und in sprachwissenschaftlichen Werken vielfach zur Anwendung gekommen, wenn sich auch die Ansicht, daß dadurch die Devanâgarî ganz verdrängt werden würde, als irrig erwiesen hat.

1841 erhielt B. nach Beer's Tode einen ehrenvollen, ihm persönlich hochwillkommenen Ruf an die Universität Leipzig. Dem Verbande dieser Hochschule hat er bis zu seinem Tode angehört, also im ganzen 35 Jahre. Er begann im Sommerhalbjahr seine Leipziger Lehrthätigkeit mit einer „Geschichte der orientalischen Poesie, durch Beispiele und Auszüge erläutert", der Erklärung des „Nala" und der Interpretation von Kâlidâsa's „Urvaçî". Einer seiner ersten Schüler ist damals Max Müller, der große Oxforder Sprachforscher gewesen und ist es bis 1844 geblieben. Natürlich war der Kreis der Schüler, die sich um B. scharten, nur ein enger; aber gerade dieser Umstand gestattete dem Meister, unter Berücksichtigung der Individualität eines jeden, einen unmittelbaren Einfluß auf die Richtung ihrer Studien zu gewinnen und einen jeden auf die richtige Straße zu führen. So verwies er den einen auf die streng philologische Betreibung des Sanskrit, einen Andern auf die sprachwissenschaftliche Erkenntniß desselben, einen Dritten auf die Ausnutzung dieser Studien für die Zwecke der Culturgeschichte, der allgemeinen Litteraturgeschichte oder der vergleichenden Religionswissenschaft, wieder einen Anderen besonders auf das Studium der Veden oder der indischen Epen u. s. w., kurz, er nahm mit den Einzelnen persönlich Fühlung und wurde im eigentlichen Sinne ihr Studienleiter, wobei ihm die Universalität seines Geistes aufs glücklichste zu statten kam. Die Art und Weise, wie er in die Sanskritgrammatik einführte,

war die denkbar einfachste, raſcheſte und praktiſchſte. Nach einer Darlegung des Devanâgarî-Schriftſyſtems nebſt deſſen Transſcription dictirte er eine lichtvolle und dem praktiſchen Bedürfniſſe angepaßte Zuſammenfaſſung der ſogenannten euphoniſchen Regeln, in deren chaotiſchem Gedränge, wie die Grammatiken ſie damals boten, Anfänger ſich unmöglich zurecht finden konnten, und ſchloß mit einem ſehr ſummariſchen Hinweis auf die wichtigſten Nominal-, Pronominal- und Verbalparadigmata, etwa in derſelben Weiſe, wie dies Verfaſſer dieſer Zeilen in dem Buche „Sâvitrî" (Leipzig 1888) in Nachahmung des Verfahrens ſeines Lehrers angedeutet hat. Freilich ſtellte dieſe Vereinfachung der Grammatik an Auffaſſungskraft und Gedächtniß der Lernenden ziemlich hohe Anforderungen; doch bot ſie zugleich den Vortheil, ſolche, die nur aus Neugierde, Eitelkeit oder vorübergehender Laune den Sanskritſtudien nähertreten wollten, zu ihrem eigenen Beſten zu raſcher Umkehr zu bewegen. Nach Schluß dieſer Einführung in die Grammatik ging es dann ſofort, und zwar noch im Laufe deſſelben Semeſters an das Leſen des „Nala". Wer B. zu folgen vermochte, ward ſchon am Schluſſe des Semeſters der Wahrheit des guten alten Sanskritſpruches inne: Nâphalaṃ satpurusheṇa saṃgataṃ „reiche Frucht bringt der Umgang mit einem guten Manne". — Bei dieſer ſeiner akademiſchen Lehrthätigkeit verlor B. aber nie die großen Aufgaben der orientaliſchen Wiſſenſchaft aus den Augen. Ein Lieblingsgedanke von ihm war es immer geweſen, nach Art der „Aſiatiſchen Geſellſchaften" auch die deutſchen Orientaliſten zum Zwecke gemeinſamer Erkundung des Morgenlandes in einen Verband zu bringen. Dieſer Gedanke wurde von Fleiſcher in Leipzig und Pott und Rödiger in Halle lebhaft aufgegriffen, und als die deutſchen Orientaliſten anfangs October 1844, zum erſten Male vereint mit den deutſchen Philologen und Schulmännern in Dresden tagten, wurde die Frage zur öffentlichen Erörterung geſtellt. Die eigentliche Gründung der „Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft" erfolgte darauf 1845 auf dem Philologentage zu Darmſtadt. Von 1846 an erſchien das Organ dieſes Bundes, die „Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft". Dem Jahre 1845 gehören noch zwei ſehr verdienſtliche Veröffentlichungen an, die erſte „Die ſieben weiſen Meiſter von Nachſchebi" mit deutſcher Ueberſetzung, die B. auf dem Gebiete der neuperſiſchen Proſa thätig zeigt, und das Schlußheft der Ausgabe des Schauſpiels „Prabodhacandrodaya" mit den indiſchen Scholien, namentlich mit dem Commentare des Râmadâsa in lateiniſcher Transſcription. Gleichzeitig wendete er ſich mit voller Kraft wieder den Zendſtudien zu. Im Jahre 1846 hatte er die Genugthuung, nach Gründung der königlich ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften als eines der erſten Mitglieder in dieſe Körperſchaft aufgenommen zu werden, deren Berichte in den nächſten Jahren manchen werthvollen Beitrag aus ſeiner Feder enthielten. Das Jahr 1848 brachte endlich ſeine Ernennung zum ordentlichen Profeſſor der „oſtaſiatiſchen Sprachen".

Es dürfte hier der Ort ſein, einen Blick auf die geſammte Lehrthätigkeit des Meiſters zu werfen. Zur Einführung in die Sanskritſprache bediente er ſich mit Vorliebe des Nalaliedes, außerdem aber auch der Chreſtomathie von Böhtlingk oder der von Benfey (ſo im Winter 1852 gleich nach dem Erſcheinen derſelben), oder endlich der von Laſſen (Bonn 1865), in den ſpäteren Jahren (ſeit 1868) auch der Sanskrittexte von Stenzler. — Seiner Lehrthätigkeit auf dem Gebiete der Veden gehören an: Erklärung der Hymnen des Rigveda, Erklärung des Sâmaveda, Erklärung „dogmatiſcher Fragmente der Vedas", Einleitung in das Studium der Vedas, Erklärung von Sâyana's Commentar des Rigveda. Die ſchönwiſſenſchaftliche Litteratur der Inder hat er in folgenden Vorleſungen behandelt: Fragmente des Râmâyaṇa (nach Benfey's Chreſto-

mathie), der Urvaçî, des Meghadûta, des Prabodhacandrodaya, der Mṛicchakaṭikâ (zum ersten Male im Winter 1851), der Çakuntalâ (nach Böhtlingk's Ausgabe 1842), der Fabelsammlungen Pañcatantra und Hitopadeça, der Märchensammlung des Somadeva. Den übrigen Wissenszweigen der altindischen Litteratur galten seine Vorlesungen „über die Gesetze des Manu", über das System der Sanskritgrammatik des Pâṇini, über das Bhagavadgîta, seine Einleitung in die philosophischen Schriften der Inder und seine Erklärung der Sânkhyakârikâ (nach der Ausgabe von Lassen 1832). Hieran sind noch zu schließen die Vorlesungen über Alterthümer der Inder und über die Geschichte der indischen Litteratur (zum ersten Male 1860). Grammatik der Prâkritdialekte las er 1843. — Dem Gebiete des Zend und Persischen gehören folgende Vorlesungen an: Elemente des Zend, Erklärung des Vendidad (Spiegel 1853), Fragmente des Zendavesta, Zendavesta nach Justi's Chrestomathie, Erklärung der metrischen Abschnitte des Zendavesta, Episoden aus Firdusi's Schahname, die Lieder des Hafis (Winter 1859 nach seiner eigenen Ausgabe). Auch über die Grammatik der Hindustanisprache (nebst Erklärung des Prem-sâgar), über die Elemente des Chinesischen und über armenische Grammatik (nach Petermann) hat er akademische Vorträge gehalten. Ein beliebtes und gern besuchtes Colleg war seine „Geschichte der orientalischen Poesie, durch Beispiele und Auszüge erläutert".

Um die Zeit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor war er, wie erwähnt, hauptsächlich mit der wissenschaftlichen Durchforschung des Zend beschäftigt. Das Ergebniß dieser Arbeiten ist niedergelegt in seinem Buche: „Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroasters, Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar" (Leipzig 1850). Diese Ausgabe ruht auf der Bombayer Ausgabe und dem von Eugène Burnouf bei seiner Ausgabe benutzten Codex. Eine eigentlich kritische Arbeit sollte das Buch nicht sein, es sollte nur Material zur Kritik geben. Von der Verwendung von Zendlettern mußte in Ermangelung solcher abgesehen und der Text in einem eigenen lateinischen Transscriptionssystem gegeben werden, das sich übrigens von dem Bopp's und Burnouf's nur unwesentlich unterscheidet. Das beigegebene Glossar wurde von den Lernenden sehr dankbar aufgenommen und ist nachmals viel benutzt worden. Es war der erste Versuch einer lexikalischen Anordnung der bis dahin erklärten Zendwörter. — Auch in der Folgezeit blieb B. in seinen Privatstudien auf iranischem Sprachboden, namentlich von Firdusi's Schahname gefesselt, bald aber drang er weiter in das Gebiet der persischen Lyriker ein und blieb bei der tiefsinnigen Mystik der Lieder des Hafis stehen, die sein lebhaftestes Interesse in Anspruch nahm. Um vollständig in die Geheimnisse dieser Dichtweise einzudringen, begann der fünfundvierzigjährige Gelehrte unter der Leitung seines vortrefflichen Amtsgenossen und Freundes, des Professor Fleischer, das Türkische zu erlernen, um den Commentar des Sudi über die Dichtungen des Hafis benutzen zu können. Er war bald auf diesem Gebiete so weit gefördert, daß er es wagen durfte, zum ersten Bande der Ausgabe die türkischen Erklärungen Sudi's nach der Constantinopeler Ausgabe von 1841 hinzuzufügen. Bedenkt man nun, daß er um dieselbe Zeit (1853) auch die Redaction der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft übernahm, die infolge ihres polyglotten Gehaltes die höchsten Ansprüche an die Universalität des Leiters macht, so wird man der Arbeits- und Spannkraft eines B. den Zoll der Bewunderung nicht vorenthalten. Der erste Band der kritischen Ausgabe von den Liedern des Hafis erschien mit dem türkischen Commentar des Sudi bereits 1854. Abgeschlossen wurde das Werk 1860 mit dem Erscheinen des

dritten Bandes. In einem Bande wurde dann die Sammlung 1863 herausgegeben. Während dieser Zeit erweiterte sich Brockhaus' Arbeitsfeld noch um ein Beträchtliches dadurch, daß er 1856 auch noch die Redaction der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber übernahm. — All' diese wechselvollen Arbeiten vermochten seine Gedanken jedoch nicht vom Hauptwerke seines Lebens abzuziehen, das immer noch des Abschlusses harrte, von der Märchensammlung des Somadeva. Jetzt, nach Beendigung seiner Hafisausgabe, glaubte er die Zeit gekommen, diese Schuld sich selbst zu zahlen. Nachdem bereits 1860 und 1861 eine Analyse des 6. und 7. Buches in den Berichten der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Philosophisch-Historische Cl. Bd. 12, S. 101—162 und Bd. 13, S. 203—250) erschienen war, brachten die „Abhandlungen der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" im II. Bande (1862), Buch 6—12 des Kathâsaritsâgara, im IV. Bande (1866) den Schluß (Buch 13—18) dieses „Meeresbeckens für die Märchenströme" — alles in der von B. vorgeschlagenen Transscriptionsweise. Benutzt wurden in dieser Publication im ganzen sechs Handschriften, außer der des inzwischen verstorbenen H. H. Wilson, die sich jetzt in der Bodlejana in Oxford befindet, namentlich auch eine, die unter Vermittlung des Dr. Fitz-Edward Hall für B. in Sangore (Centralindien) hergestellt worden ist. Damit war diese große Arbeit zum Abschluß gebracht, an der B. über fünfunddreißig Jahre unablässig geschaffen hat — ein Hauptwerk für die vergleichende Märchenkunde, eines der wichtigsten Capitel der Volkskunde. Mit dankbarer Gesinnung gedenkt B. im Vorworte Wilson's als eines Mannes, der ihn in seinen Studienjahren in bereitwilligster und freundlichster Weise gefördert habe, wie er denn die Erinnerung an ihn sein ganzes Leben in warmem und treuem Herzen getragen hat. —

Während dieser Zeit war auf dem akademischen Arbeitsfelde in Leipzig ein auffallender Wandel eingetreten. Hatte sich bis dahin die Hörerschaft hauptsächlich aus Studirenden der orientalischen Sprachen rekrutirt und war infolge dessen das Contingent der Hörer nie besonders stark gewesen, so änderte sich diese Sachlage mit einem Schlage, als 1862 Georg Curtius nach Leipzig berufen wurde. Die Vorträge dieses ganz auf dem Boden der modernen Sprachwissenschaft stehenden classischen Philologen bildeten eine natürliche Brücke zu Brockhaus' Vorträgen über Sanskritgrammatik, und so sah sich dieser bereits im Jahre 1863 zum ersten Male zu seinem Erstaunen, aber auch zu seiner freudigen Genugthuung vor ein volles, zum großen Theile aus classischen Philologen zusammengesetztes Auditorium gestellt. B. hat von da ab für diese Vorträge, die er natürlich den neuen Verhältnissen anpaßte, stets mit Sicherheit auf zahlreichen Zuspruch rechnen dürfen. — In die Zeit seiner Arbeit am Hafis und Somadeva fällt von sonstigen gelehrten Arbeiten die Herausgabe der Sage von „Nala und Damayantî" nach dem Kathâsaritsâgara (1859) und die Abhandlung über die Transscription des arabischen Alphabetes (1863) im 17. Bande der „Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes". In dieser Abhandlung übertrug er sein Transscriptionssystem — abweichend von seiner früheren Meinung, daß die Schriftsysteme der semitischen Sprachen sich durch lateinische Buchstaben nicht wiedergeben ließen („Ueber den Druck Sanskritischer Werke" S. 7) — auch auf das Arabische. Seit 1859 war B. neben Fleischer stellvertretender Secretär der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, dagegen legte er 1864 das Amt eines Redacteurs der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" nieder. 1860 nahm ihn die Münchener Akademie unter ihre Mitglieder auf, die Berliner folgte diesem Beispiele 1868. Zu diesen Ehrungen gesellte sich im Studienjahre 1872 zu 1873, als es ihm vergönnt war, sein dreißigjähriges Ortsjubiläum

zu feiern, die Wahl zum Rector der Universität. In der Rede, mit der er am 31. October 1872 dieses Ehrenamt antrat — sie war ein Muster von Klarheit, Tiefe und Allgemeinverständlichkeit — verbreitete er sich „über den Werth und die Bedeutung der indischen Philologie" und kam zu dem Ergebnisse, daß „die Durchforschung der indischen Welt eine wesentliche Lücke in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit ausfüllt". 1873 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Hofrath. Daß auch im Auslande seine Bedeutung für die Orientwissenschaft anerkannt wurde, zeigte sich auf dem Orientalistencongreß, der 1875 in London abgehalten wurde. Da hatte er Gelegenheit, sich selbst persönlich von der hohen Achtung, die ihm allseitig entgegengebracht wurde, und von der Wahrheit des Goethewortes zu überzeugen: „Wohlwollen unsrer Zeitgenossen, das bleibt zuletzt erprobtes Glück". Das Glück jener Londoner Tage, die ihm die goldene Zeit seiner aufstrebenden Jugend in lebendigste Erinnerung zurückführen mußten, war der leuchtende Untergang seiner Lebenssonne. Nach Leipzig zurückgekehrt, begann er zu kränkeln, die Körperkraft versagte dem nach geistiger Bethätigung Ringenden und vermochte dem Ansturm einer Lungenentzündung, die ihn um die Jahreswende 1876 zu 1877 befiel, nicht Stand zu halten. Am 7. Januar beschloß er sein der Wissenschaft geweihtes edles und reines Leben. Was B. für den Aufbau der altindischen Philologie durch seine Erstausgaben, durch die Erschließung der indischen Märchenwelt, durch seine hervorragende Betheiligung bei Gründung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und durch Förderung derselben, nicht zum wenigsten auch durch die Anregungen, die er als akademischer Lehrer in Wort und Schrift gegeben, in einer mehr als vierzigjährigen Gelehrtenthätigkeit gewirkt hat, sichert ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Wissenschaften. Unter seinen zahlreichen Schülern seien hier außer Max Müller in Oxford Ludolf Krehl und Ernst Windisch hervorgehoben.

Als Mensch betrachtet war B. eine jener harmonischen Naturen, wie sie sich selten und nur unter besonders günstigen Umständen entwickeln. Als solche vereinigte er in seinem Wesen Eigenschaften, die sich sonst auszuschließen pflegen. Der Mann der ernsten, treuen philologischen Kleinarbeit, der er doch in erster Linie war, der Stubengelehrte, der Handschriften entzifferte und verglich, verderbte Texte wiederherstellte und räumlich und zeitlich so entlegene Culturgebiete absuchte — er war auch der Mann mit dem weiten geistigen Horizonte, der über dem Kleinen nie das Allgemeingültige, über den philologischen Mitteln nie die großen Culturzwecke aus dem Auge verlor. Innig und zärtlich an den Geschicken seiner Familie, seiner Freunde, seines deutschen Vaterlandes, das er groß und geachtet sehen wollte, Antheil nehmend, besaß er den scharfen Blick des Menschenkenners, der jeden nach seiner Eigenart zu nehmen wußte, wie seine Schüler segensreich erfahren haben. Dabei war er aber auch der Mann der praktischen Lebens- und Geschäftsführung, wie er dies in seinem Wirken für die „Deutsche Morgenländische Gesellschaft", bei der Redaction ihrer Zeitschrift und bei seiner Oberleitung der Ersch'- und Gruber'schen Encyklopädie sattsam bekundet hat. In all diesem mehr geschäftlichen Wirken zeigte er eine Sicherstelligkeit, Planmäßigkeit und Entschlossenheit, die ihn sein Ziel selten verfehlen ließen. Wie er selbst eine durchaus harmonische, zusammenklingende Natur war, wünschte er diesen Ein- und Zusammenklang auch in allen Gegensatzverhältnissen des Lebens- und Menschenverkehrs hergestellt, und seine schlichtende und beschwichtigende Hand hat manches in Feindseligkeit Gespaltene vereint und manche hochgehende Woge geglättet. Im gesellschaftlichen Verkehre paarte sich in ihm angeborene Milde, Gutherzigkeit und Liebenswürdigkeit mit einer ihres Werthes wohl bewußten und sie auf-

recht erhaltenden Würde, die ihn wie eine schützende Mauer umgab. Der Wahrheit in allem die Ehre gebend und gern mittheilend von dem, was er im Leben und in der Wissenschaft für wahr erkannt hatte, fand er in einer feinen Weltklugheit stets die Grenze, bis wie weit er gehen konnte. In seinem Urtheile war er in der Wissenschaft wie im Leben durchaus selbständig und nie beeinflußt von traditionellen Autoritäten; doch auch hier wußte die angeborene Milde seines Wesens in der Formulirung des Urtheils alles Verletzende abzustreifen. Alles in allem genommen, kann man sagen, daß es wenige große Gelehrte gegeben hat, die die Arbeit für die Wissenschaft so schön mit den Anforderungen des Lebens in Einklang zu bringen verstanden haben, wie es B. gethan. So durfte Ludolf Krehl, der Verfasser des Nekrologs, der nach Brockhaus' Hinscheiden in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 7. Januar 1877 erschien, mit Recht von ihm sagen: „Wer ihn kannte, liebte ihn".

v. Prantl, Nekrolog auf Hermann Brockhaus (Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1877). — L(udolf) K(rehl), Hermann Brockhaus † („Deutsche Allgemeine Zeitung", Sonntag, 7. Januar 1877). — Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Neue Folge. Dreizehnter Jahrgang. 16. Heft. Leipzig 1877.

Hermann Camillo Kellner.

Brodesser: Karl Ritter von B., bairischer Feldzeugmeister, geboren am 16. Juli 1795 zu Mannheim, † am 2. Februar 1876 zu München, begann seine Laufbahn als Artillerietambour, nahm an den Feldzügen 1805, 1809 und 1812—14 theil und kehrte als Lieutenant aus dem Kriege heim. Es ist hauptsächlich sein Verdienst, daß in den nun folgenden langen Friedensjahren, welche unter dem gleichzeitigen Einflusse zu großer Sparsamkeit im Heerwesen schädlich auf den Zustand der bairischen Armee im allgemeinen wirkten, die bairische Artillerie in hohem Grade kriegstüchtig blieb. In allen Dienststellungen, zuletzt als Chef der Waffe, setzte er unermüdlich seine ganze Persönlichkeit ein, um die Artillerie leistungsfähig und insbesondere beweglich zu erhalten. Hervorragend beanlagt für die Anforderungen des Truppendienstes, von nie versagender Pflichttreue und eisernem Willen, war er das Musterbild eines Soldaten.

Jahrbücher f. d. deutsche Armee u. Marine, Berlin 1877.

Landmann.

Bromeis: August B., geboren 1813 zu Wilhelmshöhe bei Kassel, Sohn des Hofbaudirectors B., einer der hervorragendsten Landschaftsmaler der neuern Zeit, machte seine ersten Studien in Rom, wo die in den zwanziger Jahren von dem Tiroler Josef Anton Koch begründete sog. historische Landschaft von bestimmendem Einfluß auf den jungen Maler wurde. Die eigenthümliche Schönheit und Großartigkeit der italienischen Natur, die malerischen Gebirgsformen und plastischen Terrainbildungen in harmonischen Linien wiederzugeben, seine Bilder mit den Typen der Landleute und den mächtigen Büffeln, die er mit besonderer Virtuosität zu malen verstand, interessant zu machen, war sein erfolgreiches Bestreben. Zahlreich sind die in der italienischen Zeit des Malers entstandenen Gemälde, die ein eigener Adel in der Auffassung und eine virtuose Technik vor vielen auszeichnet. B. lebte nach seiner Rückkehr aus Italien mehrere Jahre in Düsseldorf und wurde dann 1873 als Professor an die Akademie zu Kassel berufen. Auch in der heimischen Natur fand der Künstler reiche Anregung zum Schaffen, doch auf der Höhe seiner italienischen sind die deutschen Landschaften nicht. Die Farbe war nicht

sein eigentliches Element, Form und lineare Schönheit gingen ihm über alles und das verführte ihn oft zu einer Härte, die am wenigsten der deutschen Landschaftsnatur entspricht. Hochverehrt als Lehrer starb B. in Kassel im J. 1881. Louis Katzenstein.

Bröer: Ernst B. wurde am 11. April 1809 in Ohlau (Schlesien) geboren, kam später nach Breslau, wo er nahezu 40 Jahre als Organist und Regens chori an der St. Dorotheenkirche wirkte und von 1843—1884 als Gesanglehrer am kgl. katholischen Matthiasgymnasium thätig war. In den 30er und 40er Jahren galt er als der beste Violoncellovirtuose in Breslau; zugleich beschäftigte er sich viel mit Kirchencomposition. Er publicirte acht Messen, sowie eine stattliche Anzahl von Offertorien, Hymnen und anderen kleineren Werken für die Kirche, die rasch beliebt wurden und weite Verbreitung fanden. Bröer's Kirchencompositionen sind einfach, zumeist homophon gehalten und stellen weder an die Sänger, noch an die Instrumentisten nennenswerthe Anforderungen; im allgemeinen hat man ihren Stil, dem allerdings Tiefe fehlte, als kirchlich gelten lassen, und nur gegen die willkürlichen Kürzungen des Meßtextes — früher etwas Alltägliches — hat man in neuerer Zeit Bedenken erhoben. Auch zwei Oratorien für weibliche Stimmen „St. Hedwig" und „Die Christnacht" entstammen seiner Feder; geschrieben wurden sie für die Zöglinge des Breslauer Ursulinerklosters, an welchem B. bis in die 70er Jahre den Gesangsunterricht leitete. — Das populärste Werk Bröer's ist die im J. 1847 entstandene und 1896 in 6. Auflage erschienene „Gesanglehre für Gymnasien und höhere Bürgerschulen", ein für die 3 Unterclassen berechnetes praktisches Büchelchen. — 1884 legte B. seine sämmtlichen Aemter nieder und zog sich in das Jesuitenkloster zu Tarnopol zurück, woselbst in der Nacht vom 25. zum 26. März 1886 ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. E. Bohn.

Brueck: Anton Theobald B., Arzt und langjähriger Badearzt in Driburg mit dem Wohnsitz während des Winters in Osnabrück, war am 29. September 1798 geboren und übernahm die Badearztstelle als Nachfolger von Brandis. 1879 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum und starb am 22. Juli 1885. B. war ein Arzt von profundester, vielseitiger Gelehrsamkeit, sowohl in rein medicinischen, wie auch medicinisch-historischen, schönwissenschaftlichen und philologischen Gebieten außerordentlich bewandert. B. gebührt die Priorität in der Feststellung und Beschreibung der vertigo stomachalis (des durch Magenaffection erzeugten Schwindelgefühls), sowie der sog. Agoraphobie (vgl. Seligmann, Referat in Virchow-Hirsch's Jahresberichten der gesammten Medicin von 1872, I, 274). Brueck's schriftstellerische Thätigkeit ist eine vielumfassende gewesen. Abgesehen von zahlreichen rein balneologischen Schriften hauptsächlich über Bad Driburg gab B. noch eine Uebersetzung von Bacon's bekanntem Werk „Novum organon" etc. ins Deutsche (mit Anmerkungen und Einleitung, Leipzig 1830) und schrieb eine große Reihe von Journalartikeln über „Erasmus Darwin als Arzt" (Deutsche med. Wochenschr.), über seinen Vorgänger Brandis, populäre Aufsätze „über das Alter", „über Lachen und Weinen" u. a. m., die alle eine Fülle von gelehrtem Material enthalten und daneben den gewandten und eleganten Schriftsteller bekunden.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt VI, 563.
Pagel.

Brücke: Ernst Wilhelm Ritter von B., geboren am 6. Juni 1819 zu Berlin, † am 7. Januar 1892, zählt zu den hervorragendsten Physiologen des 19. Jahrhunderts. Er wurde durch den Superintendenten C. Droysen

in Stralsund erzogen (sein Vater, der Porträt- und Historienmaler Johann Gottfried B. lebte in Italien, die Mutter war früh verstorben), studirte seit 1838 in Berlin und Heidelberg, wurde in Berlin 1842 zum Doctor promovirt und 1843 Assistent des berühmten Johannes Müller, welcher gleichzeitig die normale, vergleichende, pathologische Anatomie und die Physiologie lehrte, habilitirte sich hier 1844 als Privatdocent, wurde 1846 Lehrer für Anatomie an der Akademie der bildenden Künste, dann 1848 außerordentlicher Professor der Physiologie in Königsberg. 1849—1890 wirkte er als Professor der Physiologie an der Universität in Wien und zählte hier neben Hyrtl, Rokitansky, Skoda, Hebra, Billroth zu den glänzendsten Leuchten dieser Hochschule. Seine litterarische Thätigkeit war sehr umfangreich. Die zahlreichen kleineren Abhandlungen erschienen bis 1849 in Joh. Müller's „Archiv", später in den Denkschriften und Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien. Das Hauptwerk „Vorlesungen über Physiologie" hat vier Auflagen erlebt (Wien, 1. Aufl. 1873—74, 4. Aufl. 1885—87). B. hat die mikroscopische Technik um eine in den Laboratorien allenthalben vertretene Präparirlupe bereichert, indem er ebenso wie Chevalier nach einem bereits im 17. Jahrhundert bekannten Princip zwei Linsen für Vergrößerungszwecke zusammensetzte (Brücke'sche Lupe, 1851). Seine Studien über die Zellen als Elementarorganismen sind wichtige Grundsteine für die moderne Zelltheorie. Er hat mittels des polarisirten Lichts die Zusammensetzung der Muskelfasern entdeckt, Muskelfasern in den Darmzotten nachgewiesen, die Contractilität der Gallenblase bestätigt, die Anatomie der feinsten Chylusgefäße erläutert. Die Physiologie der Sinnesorgane wurde durch ihn mannichfach bereichert. So hat er nachgewiesen, daß das Auge nicht genau centrirt ist, hat wie seine Vorgänger Fechner und Plateau die Farbenlehre fortentwickelt, den Farbenwechsel der Tintenfische und Chamäleonen (durch das Zustandekommen von Interferenzfarben) erklärt. Seine optischen Studien wurden ebenso wie die von Jean Méry und Adolf Kußmaul zu Vorarbeiten für die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz. Von grundlegender Bedeutung sind die Arbeiten über die Physiologie der Sprache („Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute", 1. Aufl. 1856, 2. Aufl. 1876; „Neue Methode der phonetischen Transscription", 1863). Er hat darin die Bildung der Sprachlaute nachgewiesen und eine gemeinfaßliche Weise angegeben, wie der Lautwerth irgendwelcher Schriftzeichen durch bestimmte Elementarzeichen für Jedermann faßlich darzustellen wäre (Transscription). Er hat den Dichroismus des Blutfarbstoffs (die rothe Farbe des Bluts in dicken, die grüne in dünnen Schichten) nachgewiesen und in seinen Studien über die Ursache der Gerinnung des Bluts dargelegt, daß letztere durch die lebende Gefäßwand hintangehalten wird, die Theorie der Verdauung bereichert (Peptontheorie) u. s. w. Ueberdies ist er der Verfasser einer Reihe von werthvollen Werken ästhetischen Inhalts („Physiologie der Farben für die Zwecke des Kunstgewerbes", 1866; „Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst", 1871; „Bruchstücke aus der Theorie der bildenden Künste", 1877; „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt", 1. Aufl. 1891, 2. Aufl. m. Bildn. d. Verf., 1893). Die Schrift „Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder" hat 1892 die 4. Auflage erlebt. Seine vielfachen Verdienste haben auch die entsprechende äußere Anerkennung gefunden. Er wurde noch in jungen Jahren Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien (1849), später deren Vicepräsident (1882), Rector magnificus der Universität und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses im Reichsrath (1879), k. k. Hofrath, er wurde mehrfach durch Ordensverleihungen ausgezeichnet, in den erblichen Ritterstand

erhoben, Berlin, München ernannten ihn zum Akademiemitglied u. s. w. Die Universität in Wien hat sein Andenken durch Errichtung eines künstlerischen Denkmals im Arkadengang geehrt. R. Ritter v. Töply.

Brucker: Johann Jakob B. (Nachtrag zu Band III, S. 397). Brucker's vielseitige, umfassende Gelehrsamkeit trat auch noch in einer Reihe zahlreicher anderer Werke glänzend zu Tage. Hervorzuheben sind sein „Bildersaal berühmter Schriftsteller (der Gegenwart)", 10 Dekaden mit Kupfern (1741—55) und hauptsächlich sein „Ehren-Tempel der Deutschen Gelehrsamkeit, in welchem die Bildnisse gelehrter und um die schönen und philologischen Wissenschafften verdienter Männer unter den Deutschen aus dem XV. XVI. und XVII. Jahrhunderte aufgestellet und ihre Geschichte, Verdienste und Merkwürdigkeiten entworfen sind von Jacob Brucker ꝛc., in Kupfer gebracht von Johann Jacob Heid, Maler und Kupferstecher", 8 Dekaden (1747—49). Das Werk, das „für Deutschland dasjenige leisten sollte, was Perrault Frankreich geleistet", zeichnet sich in gleicher Weise durch die mit großer Sorgfalt ausgewählten Porträts der vorgeführten Gelehrten und durch Herbeiziehung von neuem biographischen Material aus, sodaß es nicht ungerechtfertigt erscheint, was B. in der Vorrede sagt, „daß eine so richtige Sammlung von Bildnissen verstorbener gelehrter Männer, wenigstens in Deutschland, noch nicht erschienen", und daß er „nicht bloß angewärmten Kohl vorgestellet, sondern eine kurze aber doch gründliche und critische Historie der Deutschen Verdienste um die Wissenschafften aus den ächten Quellen" geboten. Aus der älteren Litteratur über B. ist hervorzuheben die von P. v. Stetten verfaßte Biographie in Hausleutner's Schwäbischem Archiv I, S. 281—305. Die zahlreichen Werke und Schriften Brucker's, die auf Augsburg Bezug haben, s. bei Zapf, Augsb. Biblioth. II, 1057. Fr. Roth.

Bruckmann: Friedrich B., Kunstmäcen und Verleger, geboren am 4. Juni 1814 zu Deutz, hatte, bevor er sich ausschließlich der Kunstpflege zuwendete, schon eine große geschäftliche Selbständigkeit gewonnen, gepaart mit einem sicheren Blick für die Bedürfnisse seiner Zeit. Dazu gehörte der Betrieb einer Porzellanfabrik und einer Werkstätte für Herstellung künstlerischer Bronzen. Dann hatte B., eine Art Wilhelm Meister, auf weiten Reisen (Frankreich) hervorragende und berühmte Männer kennen gelernt, darunter auch den Architekten Gottfried Semper, dessen epochemachendes Werk über den Stil später durch seinen Verlag in die Welt trat. Nach seiner bleibend erst 1858 erfolgten Rückkehr nach Deutschland begründete B. zu Frankfurt a. M. eine Verlagsanstalt „für Kunst und Wissenschaft", in welcher z. B. Daniel's „Handbuch der Geographie" in vielen Auflagen erschien. Ein Jahr darauf wurde B. mit Wilhelm v. Kaulbach bekannt und ertheilte, von dessen Genius begeistert, dem Künstler den Auftrag, „Goethes Frauengestalten" in einem eigenen Cyklus zu bearbeiten, eine Schöpfung, welche durch Albert's Photographien in dem damals noch ungewöhnlichen Imperialformat (das Blatt zu 14 Thalern) und später noch in den verschiedensten Ausgaben vervielfältigt, eine beispiellos beifällige Aufnahme fand und zu weiteren illustrirten Classikerausgaben Anregung und Vorbild gab. Da B. nicht Bürger zu Frankfurt werden konnte und mit den dortigen Herkömmlichkeiten vielfach in Collision gerieth, übersiedelte er 1861 nach Stuttgart, wo er sich finanziell an der „Süddeutschen Zeitung" betheiligte, dann aber, um der Ausgabe seiner Goethe-Galerie näher zu sein, 1863 seinen Sitz nach München verlegte, wo er zuerst in der Louisen-, dann in der Kaulbach- und zuletzt in der Nymphenburger Straße immer vergrößerte Etablissements begründete, aus welchen zunächst die „Schiller-Galerie" ihren Ausgang nahm; darauf folgte ein ähn-

liches Unternehmen zu „Fritz Reuter's" Ehre (von Konrad Beckmann), zu Scheffel's „Ekkehard", zu Shakespeare u. s. w., ebenso eine streng wissenschaftlich organisirte „Portrait-Kollektion" nebst den Galerien mit den berühmtesten Fachgenossen von Tonkünstlern, Dichtern, Gelehrten u. s. w. Dazu das Prachtwerk über die „Schweiz" und „Italien", über „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland", das große Menzel-Werk und die von Professor Dr. Heinrich Brunn edirten „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur" — ein monumentales alle die bedeutendsten Kunstwerke umfassendes Werk. In weiterer Folge kamen W. Bode's „Denkmäler der Renaissance-Skulptur Toskanas", die „Architektur der Renaissance in Toskana", die „Griechischen und römischen Portraits", die Herausgabe und Reproduction ganzer Sammlungen und Museen (wie des Baron Barracco in Rom, der Glyptothek des Hrn. Karl Jacobsen in Kopenhagen, der Sammlungen Tyszkiewicz in Rom, Somzée in Brüssel, Schubart-Czermak) und anderer kostbarer Prachtwerke und wissenschaftlicher Unternehmungen, darunter die Zeitschrift „Kunst für Alle", die Ausgabe von Böcklin's Bildern u. a., welche, durch B. unmittelbar veranlaßt, seinen Namen weit über die deutschen Grenzen trugen. Zur leichteren Theilnahme der Familienglieder wurde 1883 die Firma in eine Actiengesellschaft umgewandelt als „Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft"; die Actien kamen aber niemals zur Börse und wurden nie gehandelt. Bruckmann's gastliches Haus vereinte so ziemlich alle artistischen und gelehrten Spitzen. Er starb, in den letzten Jahren vielfach kränkelnd, immer aber noch mit großen Problemen beschäftigt, hochbetagt am 17. März 1898 zu Arco. Ein Porträtrelief von Adolf Hildebrandt versinnlicht die energischen Züge des seltenen Mannes.

Vgl. Nekrolog in „Kunst für Alle" v. 15. April 1898 und Nr. 130 Münch. N. Nachr. v. 19. März 1898. — Nr. 80 Allg. Ztg. v. 22. März 1898.

Hyac. Holland.

Bruckmann: Georg Peter B., geboren in der Reichsstadt Heilbronn am 10. Juni 1778 als Sohn des Gold- und Silberarbeiters Joh. Dietrich B., dessen Vater 1725 aus Westfalen eingewandert war, ist der Gründer der blühenden Firma P. Bruckmann u. Söhne Silberwaarenfabrik in Heilbronn a. N. Beim Vater vorgebildet ging Peter nach Wien, um an der Akademie, welcher der Heilbronner Pfarrerssohn Füger vorstand, sich im Zeichnen auszubilden, später nach Genf, die dortige Bijouterie kennen zu lernen. Nach des Vaters Tode (1807) hob er dessen Geschäft dadurch, daß er als der erste in Deutschland silberne Ornamente, welche man bis dahin aus Paris bezogen hatte, um die Waaren daraus zusammenzusetzen, selber in Stahlstempeln prägte, sowie dadurch, daß er für sein Bemühen um Verdrängung des eintönigen rohen Zeitgeschmacks durch edlere Formen den rechten Mann in dem feinsinnigen Konrad Weitbrecht (s. A. D. B. XLI, 620) fand. So konnte B., der als Bürger und Künstler hoch geachtet, mit den Dichtern Kerner, Mayer und Uhland näher befreundet war, 1841 ansehnliche Fabrikgebäude errichten und bei seinem Tode, 4. December 1850, ein festgegründetes Geschäft hinterlassen, das tüchtige Söhne und Enkel fortan auf der Höhe der Zeit erhalten haben. Das freundliche Bild des Wackern befindet sich unter den Meisterbildnissen, die außen an dem neuen Landesgewerbemuseum in Stuttgart angebracht sind.

J. H.

Brückner: Ernst Moritz Karl B., verdienstvoller Jurist und Verwaltungsbeamter, geboren am 7. Januar 1807 in dem gothaischen Dorfe Volkenroda bei Mühlhausen i. Th., † am 22. Juni 1887 in Gotha. Der Vater, Amtscommissär Heinrich Ludwig Karl B., wurde einige Jahre nach

der Geburt des Sohnes nach Waltershausen versetzt und hier machten die Schrecken der französischen Retirade von 1813 einen tiefen Eindruck auf den Knaben. Nachdem er das Gymnasium in Gotha absolvirt hatte, studirte er in Jena und Göttingen die Rechte. Bereits in Jena wurden zwei Arbeiten von ihm mit Preisen gekrönt: im J. 1823 die Schrift „De usucapione pro herede“ und 1824 die Schrift „De juris protimiseos et juris retractus diversa natura, diversis causis et effectibus“. Nachdem B. am 21. März 1825 die Prüfung für den Eintritt in den gothaischen Staatsdienst bestanden hatte, trat er am 20. Juli 1825 als Accessist bei dem Amte Georgenthal ein. In gleicher Eigenschaft 1826 zum Oberconsistorium in Gotha versetzt, wurde er 1829 mit einem Gehalte von 118 Thalern zum Registraturassistenten mit dem Titel „Registrator“ ernannt, dabei wurde ihm aber gestattet, neben seinen Dienstgeschäften advocatorische Praxis zu betreiben. Außerdem war er bei den Patrimonialgerichten der Herren v. Wangenheim anfangs als Actuar, später als Gerichtshalter thätig. Neben diesen vielfachen Geschäften fand er aber auch noch Zeit zur Schriftstellerei. Im Jahre 1830 erschien von ihm in der Becker'schen Buchhandlung in Gotha: „Handbuch des Herzoglich-Sachsen-Gothaischen Privatrechts“, welches im Anschluß an das System des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für die deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie im J. 1811 eine Zusammenstellung und Bearbeitung der gothaischen Landesgesetze, sowie der damals im Herzogthum Gotha gültigen Bestimmungen der kursächsischen Constitutionen und des Sachsenspiegels, sowie im Anhang die alten Statuten der Städte Gotha, Ohrdruf und des Amtes Wachsenburg enthielt. — Trotz seiner Leistungen rückte B. im gothaischen Staatsdienste nicht weiter vor und deshalb trat er 1834 in den Dienst der Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg und Langenburg über, welche ihn zum zweiten Rath und Consistorialassessor bei der fürstlichen Kanzlei in Ohrdruf ernannten. Schon am 15. October 1838 erhielt er hier in Anerkennung seiner unermüdlichen Thätigkeit den Titel „Hof- und Consistorialrath“. Durch sein energisches und doch zugleich maßvolles Verhalten gelang es B. im J. 1848 eine in Ohrdruf drohende Revolte zu beschwören, ja sein Ansehen war hier bald so groß, daß man ihn nach einigen Jahren zum Ehrenbürger der Stadt ernannte. Als Vertreter der Fürsten von Hohenlohe war er bereits Mitglied des alten ständischen Deputationstages gewesen, jetzt ward er auch in den provisorischen und später in den definitiven Landtag des Herzogthums, dessen Vorsitzender er wurde, gewählt. Unter seiner Leitung wurde das Staatsgrundgesetz von 1849 festgestellt, welches in Beilage III das bisherige Kammer- und Domänenvermögen zum Staatsgute erklärte, eine für das Land höchst wichtige Bestimmung, welche leider 1855, als B. nicht mehr dem Landtage angehörte, wieder aufgehoben wurde. Mittlerweile war die Hohenlohische Gerichtsbarkeit an den gothaischen Staat übergegangen und B., der dadurch wieder in den Staatsdienst zurückkehrte, wurde zum Justizamtmann des Amtes Ohrdruf ernannt. Am 1. Juli 1852 erfolgte seine Beförderung zum Oberbeamten des Amtes Georgenthal und als am 1. Juli 1858 die Trennung der Justiz von der Verwaltung durchgeführt wurde, seine Berufung zum Landrath des Bezirks Ohrdruf. Trotz der zahlreichen Arbeiten und Mühen, welche der Beruf mit sich brachte, fand er auch jetzt noch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Im J. 1862 gab er das „Wörterbuch der Landesgesetze des Herzogthums Gotha“ heraus, welches 1867 in zweiter Auflage erschien. Am 20. Juli 1875 war es B. vergönnt, sein 50jähriges Jubiläum als Staatsdiener zu feiern, worauf er, hochgeehrt von seinem Landesherrn und geliebt von der Bevölkerung des von ihm verwalteten Bezirks, in

den wohlverdienten Ruhestand trat. Noch aber pflegte er der Ruhe nicht. Die Herstellung eines mit großem Fleiße und unermüdlicher Sorgfalt geschriebenen „Handbuches der deutschen Reichsgesetze von 1867—1883", welches 1883 bei Palm & Enke in Erlangen erschien, füllte seine letzten Lebensjahre aus. — B. hinterließ einen Sohn, welcher seit einer Reihe von Jahren Reichsgerichtsrath in Leipzig ist.

Familienmittheilungen und Goth. Historienkalender von 1876.

M. Berbig.

Brückner: Johann Georg Martin B., bedeutender Geograph Ritter'scher Richtung und verdienter hennebergischer Geschichtsforscher, wurde in einem Seitenthal des schönen oberen Schleusegrundes zu Oberneubrunn, Bezirks Eisfeld, im damaligen Herzogthum Hildburghausen, am 31. October 1800 geboren. Er starb zu Meiningen am 1. Juli 1881 an Altersschwäche, nachdem er sich am 31. März 1866 von seiner Stellung als Professor und erster Lehrer am Meininger Realgymnasium um seiner Gesundheit willen hatte entbinden lassen müssen. Als Sohn eines unbemittelten Weißbüttners Daniel B. hat er sich aus bedrängten Verhältnissen in sittlicher Selbstzucht unter vielfachen Entbehrungen durch eisernen Fleiß emporgearbeitet. Seine Anlagen wurden frühzeitig vom Ortspfarrer und einer angesehenen befreundeten Familie des Geburtsortes erkannt und die Seinigen (die Mutter stammte aus dem hennebergischen Nachbardorfe Frauenwald) leicht überredet, ihn im 13. Lebensjahr auf das nahe Schleusinger Gymnasium unter Rector Walch zu bringen. — Hier blieb er von seiner Aufnahme in Quinta im Januar 1812 bis zu seiner Entlassung auf die Universität October 1821, indem er nach der hergebrachten Ordnung in den drei nächsten Classen je zwei Jahre, in Prima aber drei Jahre, zuletzt auf der akademischen Bank, saß. In den letzten vier Jahren läßt sich seine Zugehörigkeit zur Communität (Alumnat) nachweisen, vorher könnte er nur einen Brottisch genossen haben. Auffällig ist, daß gerade um seine Eintrittszeit sämmtliche Hildburghäuser Landeskinder infolge einer Neuordnung des Hildburghäuser Gymnasiums nach Hildburghausen übersiedelten, also wol einer Abberufung ihrer Regierung folgten. Von dem damaligen klösterlich einfachen und strengen Leben auf der Schleusinger Communität, von seinem Stundengeben um wenige Kreuzer, vom Ziegenhüten bei den Eltern in den Ferien, von seinem verehrten Rector erzählte er noch gern im Alter. Zu Fuß mit Ranzen und Knotenstock war er über die Berge nach Jena gewandert. Da er dort, ohne Vernachlässigung seines theologischen Fachstudiums, sich auch neben historischen und philologischen Studien von der Philosophie mächtig angezogen fühlte und durch Prof. J. F. Fries, dem er als Famulus näher getreten war, zur Beschäftigung mit Mathematik und Physik geführt wurde, so konnte er die kleine Universität vielseitig gebildet und angeregt verlassen. Doch nach in Hildburghausen wohlbestandener theologischer Candidatenprüfung trieb es ihn in die Ferne. Er übernahm eine Lehrerstelle an der Erziehungsanstalt eines Landsmannes, des Schulraths v. Türcke (s. A. D. B. XXXIX, 17), eines Schülers und Freundes von Pestalozzi, in Kl. Glienicke bei Potsdam, der ihm sodann die Erziehung zweier Prinzen Biron von Kurland anvertraute, als deren dreizehnter Erzieher in jenem Jahre er nur durch die ihm als Pädagogen charakteristische Energie des Willens zum erfreulichen Ziel gelangen konnte. Der Dank der Familie und die Verehrung seiner Zöglinge, welche die Kriegsschule in Berlin besuchten, blieb ihm für das spätere Leben. Diese Berliner Jahre waren B., dessen Gymnasium ja auch 1815 preußisch geworden war, eine zweite höchst anregende Studienzeit, besonders unter dem mächtigen Einfluß der Collegien

Schleiermacher's und Karl Ritter's, des Schöpfers der neuen Geographie, welcher auch an der Kriegsschule als Lehrer wirkte.

Im J. 1831 wurde B. Tertius und erster Lehrer, in Wirklichkeit Rector der seit 1829 vom Gymnasium völlig (bis auf den verbliebenen Titel Tertius) getrennten Hildburghauser Bürgerschule, die er, nach baldiger Gründung eines eigenen Hausstandes, bis zu seiner Berufung als Professor und erster Lehrer an die Meininger Realschule 1841 mit fester Hand zu leiten und zu heben verstand. In dies Hildburghauser Jahrzehnt, dem sich als zweite größere und wichtigere Periode des Brückner'schen Wirkens vier Meininger Jahrzehnte anreihen, fällt sein erstes schriftstellerisches Schaffen. Es handelt sich um eine in seiner amtlichen Schulstellung erwachsene Arbeit: ein Lesebuch für Volksschulen; dann folgten eine Festschrift zur Begrüßung des 400jährigen Jubiläums der Buchdruckerkunst und vor allem sein „Handbuch der neuesten Erdbeschreibung" (1837, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. Mit einer Menge Tabellen, erklärenden Figuren in Holzschnitten und in Stahl gestochenen Karten. Cartonirt 3 Thaler)". Es ist ganz die Ritter'sche culturgeschichtliche Art, doch concifer, in dem B. eigen gebliebenen gedrungenen Stil, der dann wieder auf kühnen Bildern reich in Fülle dahinströmt. Der geographische Stoff wird in vier Haupttheilen behandelt: 1. die Erde im Universum als Theil eines größeren Ganzen, 2. die Erde für sich als Ganzes, 3. die Erde in ihren größten Theilen, 4. die Erdtheile für sich. In Hildburghausen, das mit dem zugehörigen Herzogthum 1826 an Meiningen gefallen war, hatte sich 1828 auf Einladung des Herzogs Bernhard von Meiningen der bekannte volksthümliche, freisinnige Verleger Joseph Meyer niedergelassen, der mit seinen Classikerbändchen und Lieferungswerken neue publicistische Wege einschlug, und der Verlag jenes geographischen Handbuchs ist für Brückner's weitere wissenschaftliche Laufbahn unter den armen kleinstaatlichen Verhältnissen wichtig geblieben.

Seine ersten Meininger Jahre waren durch häusliche Verhältnisse getrübt. Nicht nur war seine erste Ehe mit einer Tochter der angesehenen Hildburghäuser Juristenfamilie Hieronymi kinderlos, sondern es entwickelte sich auch bei angeerbter Familiendisposition ein Gemüthsleiden der Frau bis zu traurigem Abschluß. Erst eine nach längerer Trauer 1846 eingegangene zweite Ehe mit einer Tochter des auch schriftstellerisch bekannten Saalfelder Superintendenten Lomler (A. D. B. XIX, 150) brachte ihm völlige häusliche Befriedigung und Freude in der Erziehung eines Kinderpaares, Tochter und Sohn. Auch war er durch diese Ehe, da der Frau Schwester mit Staatsrath Oberländer vermählt war, in verwandtschaftliche Beziehungen zu angesehenen Familien des Beamtenkreises getreten. Wenn ihm auch trotz seines langen Lebens bei der glücklichen, aber kinderlosen Ehe der geistig hochstehenden Tochter Enkel zu schauen versagt blieb, so stärkte ihn doch die treueste Pflege, mit unermüdetem Fleiß seinen unablässigen Studien in häuslicher Behaglichkeit zu leben und dabei sich der Entwicklung seines Sohnes, eines Juristen, zu erfreuen und durch dessen Verlobung mit einer Tochter des humorvollen Hofarztes und ersten Medicinalbeamten Domrich, eines Schwiegersohnes des Jenenser Professors Exc. v. Hase, mit den erfreulichsten Hoffnungen für die zukünftige Stellung seiner Familie erfüllt als ein von der Landesherrschaft hochgeehrter Greis und als auch in weiten Kreisen populärer und anerkannter Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens des Landes dahin zu scheiden. Auf dem Köpfchen, einer seinen Geburtsort überragenden Anhöhe mit weiter schöner Aussicht, rühmt eine Gedächtnißtafel B. als Verfasser der Meininger Landeskunde und des Henneberger Urkundenbuches. Es sind damit die Spitzen und Blüthen seiner

Meininger wissenschaftlichen Thätigkeit genannt, deren Entwicklung uns nun zu verzeichnen obliegt.

Der junge Herzog Bernhard von Meiningen hatte nach Selbstantritt der Regierung auf geistigem Gebiet zunächst dem höheren Schulwesen seine Pflege zugewandt und in seiner Residenz das Gymnasium Bernhardinum erst unter dem Astronom Schaubach, dann seit 1835 unter Seebeck und Peter reorganisirt und erweitert, so daß es unter ausgezeichneten Lehrkräften ein Anziehungspunkt für Auswärtige, namentlich auch für Fürstlichkeiten wurde. Es erhielten dort ihre Bildung z. B. der Fürst von Waldeck, die Grafen Kastell, Fürst Heinrich XIV. Reuß j. L., als dessen Erzieher damals auch der Dichter Julius Sturm in Meiningen weilte. Neben dem Gymnasium hatte der Herzog am 1. Mai 1838 eine sich allmählich von unten herauf entwickelnde höhere Bildungsanstalt mehr für die praktischen Lebensfächer, eine Realschule I. Ordnung entstehen lassen, welche zu Ostern 1841 mit Errichtung einer Selecta ihre Vollendung und Krönung empfing. Bei Errichtung der Selecta erhielt nun der Vorstand der Hildburghäuser Bürgerschule Professor Georg B. den Ruf als erster Lehrer an die Meininger Realschule. Die ihm zugetheilten Fächer waren Religion, Geschichte und Geographie, Mathematik, deutsche Sprache. Er wirkte anregend und energisch und benutzte zur Freude der Schüler sie als Mitarbeiter, jeglichen für seinen Heimathsort, bei genauester Erforschung des Landes. Die mit guter Handschrift argwöhnten freilich, häufiger mit Strafarbeiten zur Abschrift geschichtlicher Notizen bedacht zu sein, als die auch in der Handschrift lässigen Kameraden. Als die „Landeskunde des Herzogthums Meiningen" von G. B. Erster Theil (die allgemeinen Verhältnisse des Landes) Meiningen 1851. Verlag von Brückner und Renner. „Karl Ritter gewidmet" erschien und dann 1853 der zweite Theil (die Topographie), da betrachteten sich alle Schüler, alle Geistlichen und Lehrer des Landes, die irgend einen Beitrag geliefert hatten, als Mitarbeiter und wurden in Briefen zu Recensenten. Der bescheidene Verfasser, froh einen heimischen Verlag und 8 fl. Honorar für den Bogen bekommen zu haben, konnte nicht glauben, was man sich zuraunte, der Landesherr sei verstimmt, daß ihm nicht die Landeskunde gewidmet sei. Es war in der That ein Epoche machendes Werk geschaffen, nach Ritter's Urtheil ein classisches Musterwerk. Mit der geographischen Darstellung des Landes war die historische Entwicklung seiner Verhältnisse verbunden, zu den nothwendigen trockenen statistischen Nachweisungen, die damals mangels eines statistischen Bureaus noch dazu äußerst schwierig zu erhalten waren, hatte der Verfasser eine Schilderung der nationalen Eigenthümlichkeiten des Volkes in seinem innersten Sein, Leben und Streben gesellt. Die hohe Werthschätzung dieses Werkes in den Regierungskreisen kam noch zum Ausdruck, als B. wegen seiner erschütterten Gesundheit seine Pensionirung beantragte. Er wurde am 31. März 1866 in ehrendster Weise mit vollem Gehalt — freilich nur 2400 Mk. — nach 25jähriger Thätigkeit als Professor (jedoch nicht als Archivar), in Meiningen zur Disposition gestellt, „mit Vorbehalt seiner Dienste für die Landeskunde nach Maßgabe seiner Gesundheit", ja als er Anfang Mai 1866 Urlaub zum Gebrauch eines Seebades nachsuchte, wo er auch in Borkum Kräftigung fand, wurde erinnert, daß er nicht über anderen Privatarbeiten die Landeskunde zurückstellen möchte. Im Auftrag des schon oben genannten regierenden Fürsten Reuß XIV. j. L. erschien 1870 eine zweibändige „Landes- und Volkskunde des Fürstenthums Reuß j. L." von G. B., Hof- und Archivrath in Meiningen. Für die nach ganz gleichen Grundsätzen gefertigte fleißige Arbeit dankte ein Reußischer Orden, aber die Entfernung des Wohnsitzes und das höhere Alter des Verfassers

wirkten doch wol etwas ein, so daß dies Werk der Meininger Landeskunde nicht ganz gleichwerthig beurtheilt zu werden scheint. Sein reiches geographisches Wissen und sein großes Talent anschaulicher Schilderung auf dem Gebiet des Völkerlebens soll ferner hervortreten in einem illustrirten Werk, der Charakteristik Amerikas nach Land und Leuten, welches B. auf Anregen seines Freundes und Oberneubrunner Landsmannes, des Buchhändlers Witter in St. Louis für dessen Verlag verfaßte. Ist in beiden Landeskunden die Verschmelzung des geographischen und historischen Elementes bezeichnend, so ist schließlich hervorzuheben und nachzuweisen, daß Brückner's Hauptthätigkeit immer der historischen Wissenschaft zugewandt war, speciell Meiningen und Henneberg, für welches ihn schon während seines Gymnasiallebens in Hennebergs alter Hauptstadt Schleusingen die Begeisterung eingeimpft sein muß. Von fünf Schulprogrammen, welche die Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Realgymnasiums als von B. verfaßt nennt, gibt das erste 1843 einen Beitrag zu einem hennebergischen Wörterbuch und das letzte 1863 bringt den traurigen Lebenslauf eines Meininger Rectors. 1850 behandelt die popponische Linie der Henneb. Grafen, 1855 das Wilhelmiterkloster Rosenthal oder Sinnershausen, 1862 die geringschätzige Behandlung des letzten Henneb. Grafen Georg Ernst im Queienfelder Bürgerkrieg. Der Bibliothekar und Archivar, auch Meininger Hofrath Ludwig Bechstein begründete 1832 den bald sehr thätigen hennebergischen alterthumsforschenden Verein und blieb dessen Director bis 1859. Er hatte in dieser Stellung den Geh. Cabinetsrath Frhr. v. Liliencron zum Nachfolger, während B. auf seinen Wunsch als Secretär die Fortsetzung der Herausgabe des 1842 von Schoeppach begonnenen hennebergischen Urkundenbuchs übernahm (auf dem Titelblatt des II. Bds. 1847 als Secretär neben Bibliothekar und Archivar L. Bechstein) und als solcher den III. Band 1857 und den IV. 1861 aus Vereinsmitteln edirte. Inzwischen war B. laut dem Titel als Bechstein's Nachfolger Archivar des henneb. Gesammtarchivs geworden. Bei Edirung des V. Bandes, herausgegeben auf Kosten der sächsischen Regierungen 1866 (Vorwort vom 10. Jan.) trägt er den Titel Archivrath und erscheint als Vereinsdirector, wonach also v. Liliencron, der 13 Jahre (bis 1868) in Meiningen wirkte, damals schon das Directorat abgegeben hatte, weil zu beschäftigt für die Münchener historische Commission, durch die Herausgabe der Historischen Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jahrh., deren I. Band Vorrede datirt Meiningen, 18. September 1865, III. Band Meiningen, 30. September 1867. Bei Herausgabe des VI. Bandes, wiederum mit Regierungsmitteln, 1873, September, erscheint B. als Hof- und Archivrath wie als Bibliothekar, auch in dieser Stellung v. Liliencron's Nachfolger. Erst wer in Meiningen Archiv und Bibliothek unter Händen hat, verfügt über alle dort zugänglichen geschichtlichen Quellen und Hülfsmittel. Zu dem VII. Band, 1877 (15. Jan.) erschienen, hatten wieder die Regierungen die Druckkosten gewährt, aber er erschien nicht mehr „im Namen des henneb. alt. Vereins", denn B. hatte sich veranlaßt gefunden die Vereinsdirection niederzulegen durch Erklärung vom 22. September 1875 aus Gesundheitsrücksichten, wie es Bechstein ihm als Secretär gegenüber 1859 gethan, und „aus mehrfachen sehr wichtigen Gründen". Die nicht zu verschweigende, bedauerliche Thatsache, daß B. sich verstimmt von der Leitung des Vereins zurückgezogen, für den er doch mit allen Fasern seiner Kraft unausgesetzt aufopfernd gearbeitet hat, läßt sich doch aus den Zeitverhältnissen begreifen. Wie aus politischer Erregung 1848 und 1849 die Vereinsthätigkeit lahm gelegt war, so war auch nach dem großen Brande von Meiningen, in dem auch die noch lagernden Druckexemplare der Vereinsschriften und der Brückner'schen Arbeiten

untergingen, wenig Interesse für die Vergangenheit, da alles mit der Gegenwart zu thun hatte, B. alles allein leisten mußte und es wohl dabei fühlbar an Anklang mangelte. Er erachtete seinen Rücktritt motivirt, „um so mehr als mir der Weg, meinerseits eine Versammlung des Vereins zu Stande zu bringen, nach der von mir in den letzt verflossenen Monaten gemachten Erfahrung vollkommen verlegt ist". Die Ernennung zum Ehrenmitglied 1878 nahm er dankend an, und im Verein ist er stets als die durch drei Jahrzehnte unablässig wirkende Vereinsseele anerkannt und gefeiert, insonderheit in den biographischen Erinnerungsworten, die ihm Prof. Ad. Schaubach gewidmet hat in der Einladungsschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins 1882, gesprochen im Todesjahr Brückner's, am Jahrestag 1881. Es ist kaum glaublich, rühmt Schaubach, wie viel B. neben seinen Hauptwerken, den Landeskunden und dem hennebergischen Urkundenwerk, in zahlreichen kleinen Schriften mit eisernem rastlosen Fleiß geleistet hat, in den Vereinsjahresschriften, in den mit Bechstein herausgegebenen Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken, in dem schon 1844 und 1845 erschienenen historisch-statistischen Taschenbuch für Thüringen und Franken, in der Nürnberger Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, in der Dorfzeitung und anderen Localblättern. Ueber die Confessionen hin schloß er in solchem Streben wissenschaftliche Freundschaften, wie mit dem Domdechanten Benkert in Würzburg, die zu gegenseitigen häuslichen Besuchen führten. Hervorheben möchte ich ganz besonders in den neuen Beiträgen zur Geschichte deutschen Alterthums 1858 die sehr gediegene umfangreiche Arbeit „Grimmenthal als Wallfahrt und Hospital" und dann die über die hennebergische Periode hinausgreifenden Meininger Geschichtsarbeiten als „Schiller in Bauerbach", ferner das nur dem gründlichsten Kenner des Meininger alten Consistorialarchivs mögliche Pfarrbuch der Diöcesen Meiningen, Wasungen, Salzungen 1863 und endlich Themars 1871. Manuscript geblieben ist die für den regierenden Herzog von Meiningen geschriebene und im herzoglichen Besitz befindliche Biographie des Meininger Herzogs Anton Ulrich, für dessen Persönlichkeit B. ganz besonders begeistert war, so daß er darin wol etwas zu weit gegangen sein mag. Eine silberne Dose im Besitz der Familie erinnert an den fürstlichen Dank. B. war und blieb trotz seines weiten Gesichtskreises und bei aller Vielseitigkeit durch und durch ein Meininger. Auch seine Bildungsstätte, das Schleusinger Gymnasium, war damals noch Meininger Landesschule gewesen. In hohem Alter noch trat vertraulich an ihn die Versuchung heran, auf einige Jahre in anhaltinische Dienste zu treten zur Einordnung von neu nach Zerbst überführten Archivalien. Minister v. Krosigk hatte Brückner's Gaben und Wirken in Meiningen so schätzen gelernt, daß er den Greis ehrenvoll in sein neues Wirkensgebiet zu ziehen suchte. In Meiningen war gerade eine Zeit der wissenschaftlichen Depression, wie schon oben gesagt ist, es war im Mai 1875. Es erfolgte ein dankbares Ablehnen, und die Sache blieb tief verschwiegen. Brückner's Bedeutung für das Land und Gebiet seines Wirkens tritt auch darin hervor, daß die schmerzlich vermißte Fortsetzung des hennebergischen Urkundenwerks, der VIII. Band, den er bereits 1877 als in Angriff genommen ankündigte und an dem er bis zuletzt fleißig fortschreitend gearbeitet hat, trotz der günstigsten Arbeitslage für seinen Nachfolger am Archiv, bis heute noch nicht erschienen ist, und daß sich eigens ein Meininger Geschichtsverein mit dem nächsten Hauptzweck der Neubearbeitung der Meininger Landeskunde gebildet hat, und zwar ist beabsichtigt dadurch die Säcularfeier des Geburtstags Herzogs Bernhard II. zu verherrlichen, was freilich nur dann Sinn hat, wenn es wirklich um eine 2. Auflage unter Benutzung der zahlreichen handschriftlichen Verbesserungen des Verfassers

bei Wahrung des Verlagsvertrags sich handelt und nicht um Beseitigung und Ersatz durch eine Reihe von Einzelabhandlungen.

B. hat in der Geschichte gelebt und gewebt, und wenn umlaufenden Anekdoten zu trauen ist, unbewußt die alten Formen, etwa bei einer Wechselausstellung, für gültig gehalten und gebraucht, oder er wollte seine Tochter Marie in der Hofkirche getraut wissen, weil dies nach einer Verfügung Herzog Anton Ulrich's über die Competenz der Hof- und Stadtgeistlichen Rechtens sei.

Seit seiner Schleusinger Gymnasialzeit mit einem schweren Magenleiden behaftet, das er selbst als Folge des hastigen heißen Wettessens als Alumnus auf der Communität im alten Kloster betrachtete, hat der fleißige Gelehrte doch unter Mühe und Arbeit das 80. Lebensjahr überschritten und sah den infolge der Kriegsstrapazen leidend gewordenen Schwiegersohn Oberstabsarzt Eschenbach noch vor sich dahinscheiden, ein dem Vaterland in Ergebung gebrachtes Opfer. Seiner, den man gewohnt war wie die verkörperte Geschichte einherwandeln zu sehen und der selbst als ehrenvolles Blatt der Geschichte seines Landes eingefügt ist, ist inzwischen an seinem Säculartage, am Geburtstage der Reformation 1900, den er in seinen Schleusinger Schülerjahren nach noch jetzt geltendem alten kursächsischen Brauch als allgemeinen Festtag feiern durfte, ehrend und dankbar, besonders in Schleusingen und Meiningen, gedacht worden.

Der Henn. A. V. Meiningen ließ als 15. Lief. seiner Neuen Beiträge eine Festschrift erscheinen mit Nachrichten aus Brückner's Jugendzeit: M. Christian Juncker und sein hennebergisches Geschichtswerk von D. W. Germann. Mit Brückner's und Juncker's Bild und Facsimile. Meiningen 1900. W. Germann.

Brugsch: Heinrich B., Aegyptolog, † in Berlin am 9. September 1894. Das Bild seiner bewegten und unruhigen Laufbahn ist von B. selber gemalt worden. Als er die ersten Anfälle der Krankheit fühlte, der er erliegen sollte, hatte er seine Autobiographie geschrieben, die, zuerst als Feuilleton in der Vossischen Zeitung publicirt, später in einem Band erschien, unter dem Titel: „Mein Leben und mein Wandern" (8°, Berlin 1894). Daraus werden wir meistens die Angaben schöpfen, die sich auf sein äußerliches Leben beziehen.

Heinrich B. ist am 18. Februar 1827 in Berlin geboren, in einer Wohnung, die zu der Kaserne der weißen Ulanen gehörte, wo sein Vater Quartiermeister war. Für den Unterofficier, der später Wachtmeister der Leibgendarmerie wurde, fußte eine gute Erziehung hauptsächlich auf einer strengen militärischen Disciplin, von deren Ausübung sein Sohn ziemlich gemischte Erinnerungen behielt. Schon als 12jähriger Junge fühlte er sich zum Orient gezogen, und hauptsächlich zum Wunderlande Aegypten, von welchem er in Bildern so erstaunliches sehen konnte. Die wissenschaftliche Neugier erwachte in ihm, als er im Schlosse Monbijou die ägyptische Sammlung sah, die von Director Passalacqua in Aegypten gebildet, und später vom König angekauft worden war. Das räthselhafte in den Zeichen und Darstellungen, die er auf Mumien und Papyri sehen konnte, reizte seine Wißbegierde. Bei seinen wiederholten Besuchen der Sammlung fing er an zu copiren und faßte den Beschluß, diese Studien weiterzuführen. Wenn er einmal angefangen hatte, ließ er sich nicht durch die Schwierigkeiten abschrecken. Bis spät in die Nacht hinein vertiefte sich der Gymnasiast in seinen Entzifferungsversuchen; auch wurden die sehr geringen Geldmittel, über welche er verfügen konnte, sämmtlich zur Erwerbung der Bücher Champollion's gebraucht. Er brachte es so weit, daß Anfangs 1847, als er das Kölnische Gymnasium verlassen sollte, er lateinisch eine demotische Grammatik verfaßt hatte, in welcher er die Lesung einer großen

Anzahl Gruppen dieser Schrift, der jüngsten von den drei ägyptischen Schriftarten, zum ersten Male angab. Diese Arbeit eines zwanzigjährigen jungen Mannes wurde als Manuscript Lepsius vorgelegt, der sie mit sehr übertriebener Strenge beurtheilte. Aber Brugsch's Gönner, A. v. Humboldt, der gleich die großen Anlagen des Jünglings erkannt hatte, interessirte sich dafür, und verschaffte ihm die Mittel, die Arbeit in Autographie herauszugeben. Sie erschien Anfang 1848 unter dem Titel „Scriptura Aegyptiorum demotica ex papyris et inscriptionibus explanata scripsit Henricus Brugsch discipulus primae classis Gymnasii realis quod Berolini floret".

Dieser erste Versuch eines Anfängers wurde in Paris sehr günstig aufgenommen. Vicomte E. de Rougé, der sich schon einen Namen erworben hatte durch mehrere Arbeiten, die sich namentlich durch eine gesunde und sichere Methode auszeichneten, und der zur Zeit mit der Sichtung von Champollion's Papieren beschäftigt war, äußerte sich über die Erscheinung von Brugsch's Grammatik als „Epoche machend" (un évènement). In einem Artikel über das Demotische, welcher 1848 erschien (Lettre à M^r. de Saulcy sur l'écriture démotique des anciens Egyptiens. Rev. arch. 1848, V^e année, p. 321) erklärt Rougé gleich beim Anfang, daß er die neuen Hülfsmittel auslegen wird, die B. der Wissenschaft gebracht hat, und das besprechen, was seine Entdeckungen vervollständigen oder ihre Resultate modificiren kann. In Brugsch's Arbeit, in der allerdings viele Fehler vorkommen, erkennt man eigentlich schon die hervorragenden Eigenschaften, durch welche sich der Aegyptolog später auszeichnen sollte: außerordentlichen Scharfsinn, eine intuitive Anlage, die ihre Gefahren hat, die aber dennoch dem bahnbrechenden Forscher gehört, und ohne welche es kein wissenschaftliches Schaffen geben kann.

Die Erkenntniß des Demotischen ist die erste Schöpfung Brugsch's gewesen. Nach seiner lateinischen Grammatik fuhr er mit diesem Studium gleich fort. Der Erfolg, den sein Probestück gehabt hatte, veranlaßte König Friedr. Wilhelm IV. ihm die nöthigen Geldmittel zu bewilligen, um eine Reise nach Paris zu machen. Dort fand er das größte Wohlwollen bei E. de Rougé, der seine Arbeit so hoch gewürdigt hatte, und unter dessen Leitung er sich in seine demotischen Studien vertiefte. Er machte mehrere Entdeckungen in der Sammlung des „Louvre" wie auch der „Bibliothèque nationale", welche die Achtung noch vermehrten, die er beim berühmten Akademiker, dem Nachfolger Champollion's genoß. B. erkennt selber, wie viel er E. d. Rougé verdankt, den allein er als seinen Lehrer betrachtet, und der ihn oft durch seine wissenschaftliche Erfahrung auf den richtigen Weg zurückbrachte.

Als seine Mittel zu Ende waren, kehrte B. nach der Berliner Universität zurück, die er nur zeitweilig verlassen hatte. Was er in Paris gesammelt, zu welchem noch vieles kam, das er aus Leyden und Turin brachte, benutzte er zur Anfertigung mehrerer Arbeiten, die noch vor dem Ende seiner Universitätsstudien erschienen: „Numerorum apud veteres Aegyptios demoticorum doctrina" in 4°, Berlin 1849; „Uebereinstimmung einer hieroglyphischen Inschrift von Philae mit den griechischen und demotischen Anfangstexten des Decretes von Rosetta", Berlin 1849; „Sammlung demotischer Urkunden" in 4°, Berlin 1850; „Lettre à M^r. de Rougé au sujet de la découverte d'un manuscrit bilingue sur papyrus en écriture démotico-égyptienne et en grec cursif", in 4°, Berlin 1850. Es bezieht sich alles auf das Demotische; auch wählte er darin das Thema zu seiner Doctordissertation, die 1850 erschien: „De natura et indole linguae popularis Aegyptiorum. I. De nomine, de dialectis, de literarum sonis", Berlin 1850. Das Demotische blieb sein Hauptstudium bis 1855, als er seine große Grammatik herausgab („Grammaire

démotique" in Fol., Berlin 1855). Dieses höchst werthvolle und wichtige Werk, dessen Umfang und Ausstattung an Champollion's Grammaire hiéroglyphique erinnern, ist noch jetzt die Grundlage aller demotischen Studien. Obwohl sie vieler Berichtigungen bedarf, ist sie noch heutzutage das einzige Mittel, in dieses bis jetzt wenig beliebte Fach der Aegyptologie eingeführt zu werden. Unter den großen Plänen, die B. noch in späteren Jahren machte, war eine vollständige Umarbeitung seiner demotischen Grammatik; aber der Tod hat ihm nicht erlaubt, diesen Plan auszuführen. Obwohl nach der Publication dieses Werkes B. sich nicht mehr mit dem Demotischen begnügte und andere Richtungen einschlug, so kehrte er doch gerne zu seinen Jugendstudien zurück, entweder um neue Documente zur Kenntniß zu bringen, oder um die Arbeiten zu besprechen von seinen Nachfolgern, die man wohl seine Jünger nennen kann, da sie sämmtliche Elemente ihres Wissens aus seiner Grammatik geschöpft haben. Die „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde" enthält eine Anzahl Artikel, in welchen er ein demotisches Thema behandelt, oder vom Demotischen einen reichlichen Gebrauch macht.

Während B. in Paris war, hatte E. de Rougé darnach getrachtet, ihn auf das Studium der Hieroglyphen zu lenken. B. fügte sich sehr willig dem Rathe des Akademikers, und er erzählt uns selber, daß noch als ganz junger Mann vor seinen Augen der Plan schwebte, ein großes hieroglyphisches Lexikon zu verfassen. Was ihn definitiv auf das Hieroglyphische verwies, das war eine Reise nach Aegypten. Der junge Gelehrte hatte geheirathet, und verschaffte sich den Lebensunterhalt durch die Erziehung junger Ausländer, die in seinem Hause wohnten. Rath, Unterstützung und Interesse fand er immer und fast ausschließlich bei A. v. Humboldt. Der weltberühmte Gelehrte benutzte alle Gelegenheiten, die Studien seines jungen Günstlings zu fördern.

Als nun die Gerüchte nach Europa kamen von den großen Entdeckungen, die der Franzose Mariette im Serapeum gemacht hatte, unter welchen viele demotische Inschriften sich befanden, da zögerte Humboldt nicht, sich an den großmüthigen Monarchen zu wenden, dessen wirklich königliche Freigebigkeit und edles Interesse für Wissenschaft sich so glänzend gezeigt hatte, sowohl bei der dreijährigen Reise von Lepsius, als bei der folgenden Herausgabe der „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien". Friedrich Wilhelm IV. bewilligte eine genügende Summe, und im Monat Januar 1853 schiffte sich B. in Triest ein. Seine Reise dauerte über ein Jahr. Gleichwie seine Vorgänger Champollion und Lepsius, hat er eine Beschreibung seines Aufenthaltes in Aegypten publicirt: „Reiseberichte aus Aegypten", Leipzig 1855. Es ist lehrreich und interessant, diese drei Bücher mit einander zu vergleichen. Für Champollion, der erst kurze Zeit vorher das Licht in die altägyptische Welt gebracht hatte, die fast fünfzehn Jahrhunderte in tiefstem Dunkel verborgen lag, ist Aegypten wie ein verschlossenes Buch, welches er mit Begeisterung eröffnet; jeder Schritt im Nilthal ist eine Entdeckung. Lepsius ist viel methodischer und vorsichtiger. Er vervollständigt die Beschreibungen des Meisters, er setzt jedes Denkmal an seinen historischen Platz, und er beschäftigt sich am meisten mit seiner Lieblingsarbeit, dem Hauptwerke seines Lebens, der chronologischen Reihenfolge der ägyptischen Könige. B. brauchte die Denkmäler nicht von neuem zu beschreiben; er sucht vielmehr den Sinn der Texte zu ergründen und die Inschriften nach allen Seiten zu erklären. In seinem verhältnißmäßig kurzen Buche befindet sich eine Anzahl längere Uebersetzungen, wie sie vor ihm E. de Rougé allein gewagt hatte.

In Aegypten wurde er von Mariette aufs freundlichste empfangen. Der Entdecker des Serapeums nahm ihn in sein Haus zu Sakkarah auf, wo er

mehrere Monate verweilte. Dort sammelte B. eine große Anzahl Inschriften, darunter sehr viele demotische, die er nachher für seine Grammatik benutzte. Als er damit fertig war, fuhr er mit einer kleinen Dahabieh den Nil hinauf bis nach Philae, hielt sich längere Zeit in Theben auf, und kehrte im Frühling 1854 nach Berlin zurück. Als specielles Resultat dieser Reise gibt B. in seinen Reiseberichten außer seiner demotischen Grammatik ein einziges Buch an: „Monuments de l'Egypte décrits, commentés et reproduits par le Dr. Henry Brugsch", fol., Berlin 1857.

Das Buch, welches aus einer einzigen Lieferung besteht, und welches B. nicht weiterführte, ist von keiner großen Bedeutung und würde an und für sich keine hohe Meinung von dem Werthe und Nutzen seiner Reise geben. Erst später gab B. deren eigentliches Resultat heraus, eine Arbeit, in welcher sein schöpferischer Geist wieder zum Vorschein kommt, nämlich die geographischen Inschriften („Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler". I. Band: Das alte Aegypten in 4°, Leipzig 1857; II. Band: Das Ausland, Leipzig 1858; III. Band: Die Geographie nach den Denkmälern aus den Zeiten der Ptolemäer und Römer, Leipzig 1860).

Hier hatte ihm ein Vorgänger den Weg gewiesen, und zwar ein Engländer, Harris, der in Alexandrien ansässig sich eine reiche Sammlung ägyptischer Alterthümer erworben hatte, welche jetzt größtentheils nach dem British Museum gewandert sind. Harris hatte richtig erkannt, daß die hieroglyphischen Standarten, deren Reihenfolgen so häufig in den Tempeln als unterste Decorirung der Mauern vorkommen, die Namen der verschiedenen Provinzen oder Nomen Aegyptens waren. Von diesem Grundsatz ausgehend, hat B. die ganze Geographie Aegyptens reconstruirt. Er beschreibt jeden Nomos, die verschiedenen Elemente, aus welchen er bestand, Hauptstadt, Tempel der Gottheit, Canäle, bewässertes Land u. s. w. Er fängt mit Nubien an und geht den Nil abwärts, indem er die Stelle von jedem Nomos und die Lage von den Hauptstädten bestimmt. Nach dem 22. Nomos von Oberägypten behandelt er dieselbe Zahl von Provinzen im Delta. Dieser erste Band gibt uns ein nahezu vollständiges Bild der Geographie und der administrativen Eintheilung Aegyptens.

Der II. Band, der 1858 erschien, beschreibt die Geographie der Nachbarländer Aegyptens nach den Denkmälern, sowohl nach den Steininschriften als nach den hieratischen Papyri, die B. durchstudirt hatte. Obwohl dieser Band im jetzigen Zustande der Wissenschaft vielerlei Berichtigungen bedarf, so ist doch das reiche Material, welches darin zusammengebracht ist, noch immer sehr werthvoll.

Ein III. Band (1860) behandelt die Geographie Aegyptens zur Zeit der Ptolemäer und Römer, und enthält wichtige Zusätze zu den vorigen Bänden und einen Index.

B. hat die geographischen Studien nie aufgegeben. Als im J. 1864 Duemichen aus Aegypten zurückkam und einen reichen Schatz Inschriften aller Art aus den Tempeln, hauptsächlich aus den neu ausgegrabenen von Denderah und Edfu zurückbrachte, schlug ihm B. vor, sofort zwei Bände geographischer Inschriften herauszugeben, welche die Nummern III und IV einer Publication bilden, die B. allein angefangen hatte unter dem Titel: „Recueil de monuments égyptiens dessinés sur les lieux et publiés par le Dr. Henri Brugsch", in 4°, Leipzig. Die Namen beider Herausgeber erscheinen auf den geographischen Bänden (1865 u. 1866). Zwanzig Jahre später, 1885 und 1886, fügte Duemichen zwei neue Bände hinzu. In der Vorrede erinnert er dankbar an die Anregung zu den geographischen Studien, die er erhalten hatte von

B., „der unter den Vertretern der Aegyptologie, wie kein Anderer . . ., unsere Kenntniß der Geographie des alten Aegyptens gefördert hat". Zahlreiche Artikel und Aufsätze erörtern geographische Fragen in Bezug auf Aegypten oder das Ausland. In dem Berliner Orientalistencongreß 1881 hielt B. einen Vortrag über die „altägyptische Völkertafel". Diese höchst geistreiche und scharfsinnige Arbeit enthält doch vieles sehr kühne und gewagte, das bei einer strengen Kritik sich nicht bewähren kann. Das colossale Material, welches er in diesem Gebiete gesammelt hatte, wurde von B. zusammengestellt, in einem dicken Folianten von 1420 Seiten, eigenhändig autographirt („Dictionnaire géographique de l'ancienne Egypte", Folio, Leipzig 1879). Das Buch ist jetzt für weitere Untersuchungen unentbehrlich; leider bezieht es sich ausschließlich auf das Nilthal, Aegypten und Nubien, und läßt das Ausland gänzlich bei Seite, es ist auch öfters zu weitläufig und enthält längere Abstecher über gewisse Punkte, die zu der Zeit Brugsch' Steckenpferde waren und die er selber später fallen ließ.

Eine zweite Reise nach Aegypten machte B. in den Jahren 1857 und 1858 auf Mariette's Einladung. Saïd-Pascha, Vicekönig von Aegypten, zeigte sich ihm gegenüber sehr huldvoll und gewährte ihm die Mittel, seine Studien weiterzuführen. In dieser Zeit scheint B. hauptsächlich den Zweck verfolgt zu haben, genügendes Material zum Hauptwerke seines Lebens zu sammeln, nämlich zum großen Lexikon der ägyptischen Sprache, an welches er schon als Student gedacht hatte. Kurz nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde er von einem schweren Schlag getroffen, dem Tode seines Freundes und Gönners A. v. Humboldt, der, wie wir gesehen, von Anfang an großes Interesse an seinen Studien genommen und ihn stets unterstützt hatte, sowohl sachlich als durch den großen Einfluß, den er bei Hofe und bei der Regierung genoß. In jener Zeit war für B. die Lage höchst schwierig; nicht nur hatte er für seine Frau und drei Kinder zu sorgen, sondern auch für seine verwittwete Mutter und seinen jüngeren Bruder. Seine wissenschaftliche Thätigkeit konnte ihm nur sehr bescheidenen Lohn einbringen; er hatte keine Stellung, in welcher er sich der Wissenschaft vollständig hätte hingeben können und die ihn von den materiellen Sorgen befreit hätte. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, in wie weit ein ungünstiges Schicksal oder sein Charakter daran Schuld sind, daß sein ganzes Leben sich als ein Wandern entwickelt hat, wie er es selber nennt. Bei der officiellen Welt ist er nie beliebt gewesen. Namentlich ist sein Verhältniß zu Lepsius, obwohl in den letzten Jahren äußerlich ganz gut, nie ein freundschaftliches und collegiales gewesen. Die große Leichtigkeit, mit welcher er sich mit allen neuen Verhältnissen vertraut machen konnte, gab seinem ganzen Wesen etwas unruhiges, so daß er nie längere Zeit am selben Platze bleiben konnte und immer gern alles neue annahm, was ihm angeboten wurde, obwohl fast immer dieselbe Enttäuschung darauf folgte.

Ein Ausweg aus den Schwierigkeiten, in welchen er sich nach seiner Rückkehr befand, schien ihm das diplomatische Leben zu sein, welches er betrat, als Baron v. Minutoli, der als Ministerresident in Persien ernannt war, ihm anbot eine mehrjährige Reise nach Persien mit ihm zu machen, in der amtlichen Eigenschaft eines königl. preuß. Viceconsuls. Im Monat Februar 1860 verließ er Berlin; die Mission reiste glücklich über Konstantinopel und den Kaukasus nach Teheran; bald mußte sie aber schwere Zeiten durchmachen. Cholera und Pest herrschten in Persien. Im Herbste desselben Jahres starb der Chef der Mission, Baron v. Minutoli, während einer Reise nach dem Persischen Busen und so ging die Mission zu Ende. Anfangs 1861 wurde die Rückreise angetreten, die über den Kaukasus, Moskau und Petersburg statt-

fand. Die Erlebnisse der Mission nach Persien hat B. in einem doppelbändigen Buche dargestellt („Reise der königl. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861". 2 Bde. in 8°, Leipzig 1863).

Brugsch's Thätigkeit als consularischer Beamter endigte nicht in Persien. Im J. 1864 wurde er zum preußischen Consul in Kairo ernannt und begab sich sofort zu seinem neuen Posten mit seiner Familie. In der Zwischenzeit aber, während seines Aufenthaltes in Berlin, hatte er von neuem seine ägyptischen Studien aufgenommen, die durch seine Reise nach Persien unterbrochen worden waren. In diese Zeit gehören auch die schon erwähnten geographischen Werke und seine erste Arbeit über das Kalenderwesen der alten Aegypter: „Matériaux pour servir à la reconstruction du calendrier des anciens Egyptiens" in 4°, Leipzig 1864. Den Kalender hat B. immer mit einer gewissen Vorliebe behandelt, später ist er noch mehrfach darauf zurückgekommen, in Artikeln in der „Zeitschr. f. äg. Spr. u. Alterthumsk.", in seiner Abhandlung über „Drei Festkalender des Tempels von Apollinopolis magna in Oberägypten" in 4°, Leipzig 1877, und in einem Bande seines Thesaurus. Vor ihm waren über denselben Gegenstand sehr geistreiche Werke von Biot, Lepsius, E. de Rougé und Anderen erschienen. Jetzt noch wird vielfach darüber geschrieben, aber nach allen diesen Arbeiten ist man noch zu keinem festen Resultat gelangt. Das ägyptische Kalenderwesen ist ein sehr undankbares Gebiet, weil wir eigentlich keine wirklichen astronomischen Beobachtungen besitzen. Es gibt z. B. keine einzige unzweideutige Angabe einer Sonnen- oder Mondfinsterniß. Alles was sich auf Astronomie bezieht, hat mehr oder weniger einen religiösen oder astrologischen Charakter. Darum gehen die verschiedenen Deutungen dieser Texte weit auseinander. B. selber hat seine Meinungen und Gesichtspunkte öfters geändert. In der Vorrede seines letzten Werkes über den Kalender, im zweiten Bande des Thesaurus, sagt er selber, daß erst mitten im Laufe der Publication er die Bezeichnungen entdeckte für die Conjunctionen, die Sonnenstände, die Farben der Sonne und die vier Hauptpunkte des Jahres, welche eine vollständige Umwälzung in der berechneten Chronologie herbeiführen sollten. Ob das, was er sein Endresultat nennt, es noch immer geblieben wäre, muß dahingestellt bleiben. Immerhin werden seine kalendarischen wie seine anderen Arbeiten durch das reichhaltige Material, welches er dafür gesammelt hatte, noch lange Zeit von großem Nutzen sein.

In das Jahr 1863 gehört die Gründung der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde". Sie fing im Juli an, wurde erst mit ziemlich mangelhaften hieroglyphischen Holztypen gedruckt. Im nächsten Jahre, als B. nach Kairo reiste, übernahm Lepsius die Leitung der Zeitschrift, in welcher er sofort die gegossenen Typen der Reichsdruckerei einführte. Diese Leitung behielt Lepsius bis zu seinem Tode im J. 1884. Dann übernahm sie B. von neuem, erst unter Dr. Stern's und später unter Prof. Erman's Mitwirkung. Die Zeitschrift ist jetzt in ihrem 38. Jahre unter der Leitung der Prof. Erman und Steindorff.

B. blieb nur zwei Jahre als Consul in Kairo; er hat uns ein trauriges Bild dieser Zeit gelassen, wo er eine furchtbare Choleraepidemie durchleben mußte; er fuhr dennoch mit seinen ägyptischen Arbeiten fort, die hauptsächlich aus Beiträgen zu der von ihm gegründeten Zeitschrift bestanden. Er sagt, er habe das Consulat aufgegeben, weil er sich zu dieser Thätigkeit wenig befähigt fühlte. 1867 kehrte er nach Europa zurück und zuerst nach Paris, wo damals eine internationale Ausstellung stattfand. Aegypten hatte dort seinen Platz und sogar das alte Aegypten, denn Mariette hatte das Modell eines Tempels anfertigen lassen, wo er mehrere von den schönsten Denkmälern aufstellte, die

er in seinen Ausgrabungen gefunden hatte, und welche wesentlich dazu beitrugen, das Interesse für ägyptische Alterthümer zu erwecken. B. fand in Paris seinen Freund Mariette und den Akademiker E. de Rougé, der ihn früher wirksam zu seinen Studien ermuthigt hatte. Durch de Rougé's Einfluß wurde B. von Kaiser Napoleon III. eine Stellung am „Collège de France" angeboten, welche sofort seine Naturalisation als französischer Unterthan zur Folge gehabt hätte. Aber B. zog es vor, ein Preuße zu bleiben, und die Regierung ermöglichte es ihm, indem er auf Lepsius' Antrag eine Stelle als ordentlicher Professor mit gehörigem Gehalt in Göttingen bekam. Obwohl in der hannöverischen Universitätsstadt die Verhältnisse noch ziemlich unbefriedigend waren (es war kurze Zeit nach der Einverleibung Hannovers in den preußischen Staat), so erfreute sich B. dennoch einer höchst günstigen Aufnahme von Männern wie Ewald, E. Curtius und Benfey. Er sagt, seine Vorlesungen hätten bis 500 Zuhörer zugezogen. In Göttingen konnte er sich ganz seiner Lebensarbeit widmen, deren Plan er schon als junger Mann gefaßt hatte, dem ausführlichen Lexikon der ägyptischen Sprache („Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch enthaltend in wissenschaftlicher Anordnung die gebräuchlichsten Wörter und Gruppen der heiligen und der Volkssprache und Schrift, nebst deren Erklärung in französischer, deutscher und arabischer Sprache." 7 Bde., in 4°. Leipzig 1868–1882).

1867 erschien die erste Lieferung dieses großen eigentlich bilinguen Werkes, welches eine Arbeitskraft und eine Kenntniß der Litteratur bezeugt, wie sie kein anderer Aegyptolog besessen hat. Das Wörterbuch bestand zuerst aus drei Bänden, die Ende 1868 vollendet wurden, 1728 Seiten, in welchen nahezu 4700 Wörter besprochen sind; das ganze ist von Anfang bis zu Ende von seiner eigenen Hand niedergeschrieben und mit Hülfe des Umdruckes autographirt. B. erzählt uns, wie viel Mühe es ihm auf der Schule kostete, eine schöne Schrift zu erwerben, auf welche sein Vater, der Leibgendarmerie-Wachtmeister, ein großes Gewicht legte, und welche er als bestes Zeichen einer guten Erziehung betrachtete. Diese schöne Schrift hat er sein Leben lang gehabt und sie ist ihm von sehr großem Werthe gewesen zur Anfertigung seines Wörterbuches, dessen Druck hohe Kosten verursacht hätte, die B. unmöglich tragen konnte.

Im J. 1845 schätzte Bunsen die Zahl der bekannten ägyptischen Wörter auf 685. Man kann aus dem Umfang des Wörterbuches ermessen, wie groß der Fortschritt in zwanzig Jahren gewesen war, dessen Verdienst B. hauptsächlich dem E. de Rougé zuschreibt. Zweck Brugsch's bei der Herausgabe dieses epochemachenden Buches war, wie er selber sagt, „die endliche Begründung der ägyptischen Philologie im eigentlichen Sinne des Wortes. Jede andere Disciplin ist ihm untergeordnet, wie das Mittel dem Zwecke". Nach dem Verständniß der ägyptischen Texte, nach der Erklärung des Inhalts jeder Inschrift, hat B. immer getrachtet, und dazu hat er in seinem Lexikon ein vortreffliches Mittel geschaffen, dessen Ausführung sich noch Niemand gewachsen gefühlt hatte.

Das Buch zeigt eine vollständige Beherrschung der ägyptischen Litteratur, wie sie zu jener Zeit gekannt war. Inschriften auf Denkmälern in Aegypten und Museen, hieratische und demotische Papyri, alles was publicirt war, wird berücksichtigt und ausgezogen. Ein so großartiges Unternehmen wurde für B. erleichtert durch die außerordentliche Raschheit, mit welcher er den Sinn eines Textes erkannte, die intuitive Anlage, mit welcher er gleich auf das richtige Verständniß eines Textes traf. Freilich erwies sich nachher im einzelnen vieles

ganz unhaltbar, aber das Wesentliche in der Erklärung ist fast immer richtig. Sehr viel ist schon und wird noch von seinen Nachfolgern corrigirt werden, nicht nur in den Erklärungen, sondern auch in den Citaten, die nicht immer zuverlässig sind, aber das Buch bleibt doch für alle diejenigen, die das Aegyptische studiren wollen, absolut unentbehrlich. Brugsch's Wunsch, daß sein Buch erfolgreich wirke und den Jüngern der Wissenschaft die Wege zur Erkenntniß des schon einmal Erkannten erleichtern möge, ist über alle Hoffnungen erfüllt worden.

So umfangreich die vier ersten Bände waren, so wurden sie doch schnell überholt durch die Publication einer großen Anzahl von Texten, die bald nachher stattfand, und darunter Schriften wie der Papyrus Ebers oder der große Papyrus Harris, die den Wortschatz vielfach vermehrten. B. ging von neuem an die Arbeit, und von 1880 bis 1882 gab er drei Ergänzungsbände heraus, von über 1400 Seiten, so daß die Zahl der besprochenen Wörter im ganzen auf 8400 gewachsen ist. Wohl konnte Lepsius dem Verfasser schreiben: „Es ist dies ein Lebenswerk, dem kein ähnliches gegenüber gestellt werden kann in der Aegyptologie". B. konnte es noch selber wahrnehmen, wie stark die Veröffentlichung seines Werkes die Entzifferung der Inschriften und im allgemeinen die ägyptischen Studien gefördert hat.

Eine unstäte Natur wie B. konnte sich nicht leicht dem unbewegten und geregelten Leben eines Universitätslehrers fügen; außerdem hat der Orient immer einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausgeübt; so wurde er bald wieder in das Wanderleben getrieben. Kaum hatte er sich in Göttingen niedergesetzt und seine Lehrthätigkeit mit großem Erfolg angetreten, als er vom Vicekönig einen Ruf erhielt, in Kairo eine europäisch-orientalische Schule zu gründen, in welcher sogar der Unterricht in Hieroglyphenentzifferung zu geben sein würde. Die finanziellen Bedingungen waren so lockend, daß B. sich einen fünfjährigen Urlaub erbat und sich 1868 nach Kairo begab, wo er mit zwölf eingeborenen Zöglingen seinen Unterricht begann. Er gesteht selber, daß sein Erfolg kein glänzender war, und das konnte er eigentlich nicht sein; aber sein Aufenthalt in Aegypten, wo er beim Vicekönig ein willkommener Gast war, sowohl wie der Umgang mit der kosmopolitischen Gesellschaft, die sich um Ismail-Pascha drängte, entsprach seinen Neigungen. Anfangs blieb er mit Göttingen in Verbindung. In der heißen Sommerzeit nahm er seine Vorlesungen wieder auf; nach fünf Jahren aber, als Kaiser Wilhelm ihm seinen Urlaub auf fünf Jahre erneuerte, verzichtete er gänzlich auf Göttingen und auf sein Lehramt, und wählte sich für seinen Sommeraufenthalt ein kleines Schloß in Graz, das er bald wieder verließ.

Die zehn Jahre, die B. als Beamter in Aegypten zubrachte, waren anfangs der Wissenschaft wenig günstig, obwohl die Schule eigentlich Nebensache war. Seine Thätigkeit wurde durch allerlei in Anspruch genommen. 1869 war er bei der Eröffnung des Suez-Canals anwesend; er sollte sogar den Kaiser von Oesterreich auf der Nilreise begleiten, die am Ende nicht statt fand. 1874 vertrat er die ägyptische Regierung bei dem Orientalistencongreß in London, wo er einen Vortrag über den Auszug der Israeliten hielt („L'Exode et les monuments égyptiens" in 8°, Leipzig 1875). 1873 organisirte er den ägyptischen Theil der Weltausstellung in Wien. Zwei Jahre später schickte ihn Ismail-Pascha zu einem ähnlichen Zweck nach Philadelphia, wo B. sich durch die wachsende ägyptische Finanznoth in großer Verlegenheit befand. Im Winter 1875 begleitete er den Erbgroßherzog August von Oldenburg auf einer Wüstenreise nach der großen Oase El Khargeh. Die Ergebnisse dieser Reise, die hauptsächlich aus den Inschriften des Tempels der Oase bestehen, hat B.

herausgegeben in der „Reise nach der großen Oase El Khargeh in der libyschen Wüste", Leipzig 1878, in 4°. Die nächsten Jahre waren ruhiger. Dahin gehört das geographische Lexikon (1878—1879) und seine „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen", Leipzig 1877. Zwei Mal hatte er schon früher mißlungene Versuche gemacht, ein Bild der ägyptischen Geschichte zu geben. 1859 publicirte er einen Band, der Saïd-Pascha gewidmet war: „Histoire d'Egypte sous les premiers rois indigènes", in 8°, Leipzig 1875. Eine zweite Ausgabe, die nicht weiter als bis zur XVII. Dynastie sich erstreckte, blieb fast unbeachtet. Nicht so das deutsche Werk, das sofort ins Englische übersetzt wurde, und dem noch jetzt große Autorität mit Recht zugeschrieben wird. Dennoch ist es bei weitem keine der besten Arbeiten von B. Der litterarische Charakter des Werkes, die schöne, sogar poetische Sprache, das Bildliche der Darstellung, die geistreichen Einfälle, denen der Leser hie und da begegnet, das alles kann nicht gut in die Wage gestellt werden gegen den Mangel an wirklicher historischer Kritik. Geschichte war nie Brugsch's Fach. Sie bedarf nicht nur scharfsinniger Einsicht des Wahren, sondern auch der sicheren und logischen Methode, die E. de Rougé's Hauptverdienst in der Wissenschaft war. Dasselbe gilt auch für die Grammatik, die B. 1872 für seine Schüler in Göttingen herausgab („Grammaire hiéroglyphique contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture sacrée des anciens Egyptiens", Leipzig 1872). Obwohl, unserer Meinung nach, sie jetzt unterschätzt wird, so muß man sagen, daß sie mehr eine Sammlung grammatischen Materials als eine Grammatik ist.

Am Ende der siebziger Jahre wurde die Lage der ägyptischen Regierung immer bedenklicher; die Finanznoth wuchs in gefährlichem Maaße; Ismail-Pascha war in Verzweiflung und wußte nicht mehr, wie und wo er sich Geld verschaffen konnte. Die Zinsen der riesigen Schulden wurden nicht mehr bezahlt. Da schritten die europäischen Mächte ein; es hieß, man müsse überall wo möglich sparen und so kündigte im J. 1879 der englische Finanzminister B. an, daß seine Stelle aufgehoben sei. B. verließ sofort Aegypten und reiste nach Berlin zurück. Er ließ sich zuerst in Charlottenburg nieder, kehrte aber nach einiger Zeit wieder in die Stadt zurück.

Schon im folgenden Jahre war B. wieder in Kairo, beim Sterbebette Mariette's. Er war anwesend bei der Eröffnung von zwei Pyramiden in Sakkarah, der ersten, deren Kammer man von religiösen Texten beschrieben fand. Mariette, der kaum noch sein Bewußtsein besaß, hörte von der wichtigen Entdeckung. Wenige Monate nachher reiste B. mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich nach Oberägypten bis nach Philae. 1883 begleitete er Prinz Friedrich Karl nach Aegypten und Syrien. 1885 erhielt er vom Auswärtigen Amte den Antrag, als Legationsrath mit der deutschen Gesandtschaft nach Persien zu reisen, wo seine frühere Erfahrung, so wie seine Kenntniß der Sprache und Verhältnisse von großem Nutzen sein konnten. Sieben Monate hielt er sich mit der Gesandtschaft in Teheran auf, wo er eine schwere Krankheit durchmachte und kam nach Berlin zurück, gerade am Tage der Beerdigung seines Gönners Prinz Friedrich Karl. 1891 und 1892 wurden ihm Mittel bewilligt, nicht nur um nach Aegypten zu reisen, sondern auch um bedeutende Einkäufe an Alterthümern und Papyri zu machen. 1892 fand seine letzte Reise nach Aegypten statt.

In diesen letzten Jahren, die nicht minder bewegt waren als die früheren, hat B. seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht aufgegeben. Allein, außer den Zusatzbänden des hieroglyphischen Lexikons, sind keine großen Werke zu erwähnen. Man merkt, daß die schöpferische Kraft bei ihm nicht erloschen, aber doch gemindert ist. In seinen Arbeiten spürt man immer das geniale, jedoch

sind sie nicht mit den früheren zu vergleichen. Die „Religion und Mythologie der alten Aegypter“ (in 8°, Leipzig 1885) enthält, wie alle seine Schriften, ein sehr großes Material, aber es ist nicht genügend geordnet und gesichtet. Außerdem stammt es hauptsächlich aus ptolemäischer Zeit, so daß es uns kein Bild der Religion zur Pharaonenzeit wiedergiebt. „Die Aegyptologie, Abriß der Entzifferungen und Forschungen auf dem Gebiete der ägyptischen Schrift, Sprache und Alterthumskunde“ (in 8°, Leipzig 1891) ist hauptsächlich für Nichtägyptologen bestimmt; es ist meistens ein Auszug aus seinen vorigen Arbeiten und gibt eine kurze und bequeme Darstellung von den Resultaten der Wissenschaft. Es hätte seinen Zweck besser erfüllt, hätte B. nicht die gerade für die Laien wenig verständliche Umschrift der Hieroglyphen angenommen, die neuerdings von den Berliner Aegyptologen in die Zeitschrift eingeführt worden ist. „Die biblischen sieben Jahre der Hungersnoth“ (in 8°, Leipzig 1891), ist ein Commentar über die vom Amerikaner Wilbour entdeckte Inschrift auf der Insel Sehel.

Seine letzte große wissenschaftliche Publication sind die sechs Bände des „Thesaurus Inscriptionum Aegyptiacarum“ (in 4°, Leipzig 1883—91), ein Schatz von Inschriften aller Art, von welchen er schon früher viele publicirt oder die Andere herausgegeben hatten. Seit Lepsius' Tod hatte er, wie gesagt, die Redaction der Zeitschrift übernommen, erst unter Stern's, nachher unter Erman's Mitwirkung.

Außer dieser rein wissenschaftlichen Thätigkeit hat B. in den letzten Jahren eine litterarische geübt. Er schrieb viel für Zeitungen und Monatsschriften, wo er öfters einen wissenschaftlichen Gegenstand populär behandelte. In dieser Richtung hat er sogar ein längeres Werk herausgegeben: „Steinschrift und Bibelwort“ (in 8°, Leipzig 1891). Viele dieser Arbeiten leiden an ihrer Natur; sie mußten an einem bestimmten Tage herauskommen und tragen die Spuren der Eile; der streng wissenschaftliche Charakter ist bei Seite gelassen, oder in den Schatten gestellt, während das Hypothetische aber für das Publicum Interessante zu stark zum Vorschein kommt. Das letzte, das er schrieb, war seine schon oben erwähnte Autobiographie. Sie ist von Leben und Schwung durchdrungen, doch bemerkt man deutlich die Stimmung, die B. am Ende seines Lebens zu oft erfüllte, die Erbitterung gegen Menschen und Schicksal, das Gefühl, daß seine erstaunlichen wissenschaftlichen Leistungen keine rechte Würdigung erhalten hatten, und daß seine großen Anstrengungen nie belohnt wurden, wie sie es verdienten. Kurz nach dem Erscheinen des Buches wurde er von einem Anfall seiner Herzkrankheit ergriffen. Er erholte sich theilweise und wie sein Freund Mariette machte er noch große wissenschaftliche Pläne, wie z. B. einer neuen Herausgabe seiner demotischen Grammatik; aber es wurde ihm nicht gegönnt, sie auszuführen. Am 9. September 1894 schied er aus diesem Leben.

Wie Erman es mit Recht ausspricht: „In Heinrich B. ist der letzte bedeutende Vertreter jenes Zeitalters von uns gegangen, das die Aegyptologie geschaffen hat“. Im Vergleich zu seinen Vorgängern muß man sagen, daß er derjenige gewesen ist, der mit Champollion die größte Aehnlichkeit hatte. Der eingeborene Spürsinn für das Verständniß des Aegyptischen, die intuitive Erkenntniß des Richtigen, die scharfsinnige Einsicht der Lösung, das sind Geisteszüge, die er, ebenso wie der Meister, im hohen Grade besaß. Hingegen fehlte ihm die Methode, das vorsichtige und logische Vorgehen, die Em. de Rougé besonders auszeichneten. Mariette, der beide genau gekannt hatte und mit beiden das Nilthal bereist, erzählte einmal, er wäre öfters im Fall gewesen, einen von den beiden Gelehrten vor eine neu entdeckte Inschrift zu stellen: „B.“, sagt er, „liest mir das gleich französisch vor, von Anfang bis zu Ende;

Rougé sagt kein Wort, aber am nächsten Tag bringt er mir eine Uebersetzung, die in jeder Beziehung vollkommen ist".

Lange noch werden Brugsch's Nachfolger auf den Grundlagen bauen, die er gelegt hat und dazu das Material brauchen, das er so reichlich gesammelt. Denn mit Ausnahme der Kunst hat er alle verschiedenen Fächer der Aegyptologie behandelt und überall sein Gepräge gelassen. In allen ist er nicht gleich glücklich gewesen, aber Brugsch's Namen wird immer in der Aegyptologie bleiben, als der des Schöpfers des Demotischen, der Geographie und des Lexikons.

Siehe Ad. Erman: Heinrich Brugsch. Nachruf. Zeitschr. für ägypt. Spr. XXXII, 69. — Maspéro: Henri Brugsch. Actes du Congrès des Orientalistes de Genève. Sect. IV, p. 95. Eduard Naville.

Bruhns: Karl Christian B., Astronom, geboren am 22. November 1830 zu Plön, † am 25. Juli 1881 zu Leipzig. B. stammte aus einer geachteten, aber wenig bemittelten holsteinischen Handwerkerfamilie und wandte sich, nachdem er die Realschule seiner Vaterstadt besucht und dort bereits Proben sehr guter mathematischer Befähigung abgelegt hatte, dem väterlichen Gewerbe, dem eines Schlossers, zu. Im J. 1851 kam er als geschickter Mechaniker in eine Berliner Werkstätte, aber mit der Thätigkeit in dieser war seine Zeit nicht ausgefüllt, und da er von Professor Petersen in Altona einen Empfehlungsbrief an Encke, den Director der Berliner Sternwarte, mitgebracht hatte, so fand er Gelegenheit, zur Sternkunde, die bisher schon in Mußestunden von ihm gepflegt worden war, in nähere Beziehung zu treten. Encke erkannte bald das außerordentliche Talent des Jünglings für schwierige Rechnungen und übertrug ihm solche, die er dann bei Nacht ausführte, während er tagsüber mit Schraubstock und Feile thätig war. Doch dauerte dieses Verhältniß nur ein Jahr, denn schon im Sommer 1852 schied B. aus der Praxis, um bei seinem Gönner die Stelle eines zweiten Assistenten einzunehmen. Zwei Jahre später wurde er erster Assistent, und als 1860 D'Arrest von Leipzig nach Kopenhagen ging, gleichzeitig aber Moebius die Direction der dortigen Sternwarte niederlegte, wurde B. als Professor der Astronomie an die sächsische Universität berufen, welcher er bis zu seinem Tode angehörte. Docent an derjenigen zu Berlin war er nur zwei Jahre lang gewesen. Seine erste große Aufgabe im neuen Wirkungskreise bestand darin, an Stelle des den modernen Ansprüchen in keiner Weise mehr genügenden Observatoriums auf dem Thurme der Pleißenburg eine neue Sternwarte zu schaffen, die er denn auch zu einer Musteranstalt gestaltete. Als Lehrer hat er hier treffliches geleistet; eine ungemein vielseitige Anregung ging von ihm aus, und die Anzahl der von ihm herangebildeten Astronomen ist eine große.

Als Beobachter hatte B. in Berlin, wo ihm zuerst das große Aequatoreal, nachher der Meridiankreis überlassen war, Planeten und Kometen ausdauernd verfolgt. In Leipzig nahmen ihn zahllose Verpflichtungen so vielfach in Anspruch, daß der erste Theil der die von ihm und seinen Mitarbeitern angestellten Beobachtungen enthaltenden Publicationen der Leipziger Sternwarte erst posthum von seinem Nachfolger, Professor H. Bruns, herausgegeben werden konnte. Die eigentliche Stärke des in allen Sätteln gerechten Mannes lag im Calcul, den er wie wenige beherrschte, und es ist nach seinem Ableben dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben worden, daß die Leipziger Periode die Hoffnungen, welche Viele auf Bruhns' weitere Förderung der theoretischen Astronomie gesetzt hatten, sich nicht voll verwirklichte, weil eben zu schwere Lasten seinen freilich tragfähigen Schultern aufgebürdet waren. Zumal die

kleinen Planeten hatte er vorher in seine Obhut genommen; ihnen galt seine Inauguraldissertation „De planetis minoribus inter Martem et Jovem circa Solem versantibus“ (Berlin 1856). Kometenbahnen hat er mehrfach berechnet, auch einige Kometen zuerst aufgefunden.

Viele Arbeit verursachte ihm der allerdings durch die Natur der Dinge gebotene Umstand, daß die königlich sächsische Regierung, als das Baeyer'sche Project einer mitteleuropäischen Gradmessung verwirklicht werden sollte, B. die astronomisch-geodätischen Arbeiten übertrug. Als Leiter der astronomischen Section im Preußischen Geodätischen Institute war er bei der Herausgabe mehrerer Bände der Publicationen dieser Anstalt (Leipzig 1860—1874) hervorragend betheiligt. Auch dienten diesem Zwecke die vielfachen Untersuchungen über die geographischen Coordinaten Leipzigs, welche B. anstellte; mit Berlin, Wien, Paris, München verband er telegraphisch seine Sternwarte und gewann so für deren geographische Länge höchst exacte Werthe. Leipzig wurde durch ihn zu einem der gesichertsten Fixpunkte des großen deutschen Dreiecksnetzes erhoben.

Auch für die Meteorologie und Klimatologie Sachsens hat B. tüchtiges geleistet. Er richtete ein regelmäßiges Beobachtungssystem ein, begründete neue und verbesserte die alten Stationen und suchte insbesondere die landwirthschaftlichen Kreise für eine bessere Werthschätzung des geregelten Wetterdienstes zu gewinnen. In Leipzig wurde eine Centralstelle begründet, und diese rief allenthalben Agrarprognosen ins Leben. Die von B. verfaßte Schrift („Ueber das meteorologische Bureau für Witterungsprognosen im Königreich Sachsen“, Leipzig 1879) kann als eine vortreffliche Einführung in die Gesammtheit der hier obschwebenden Fragen betrachtet werden. Auch an der internationalen Organisation der Witterungsforschung betheiligte er sich lebhaft.

Die seltene Gewandtheit, welche B. als astronomischen Rechner auszeichnete, veranlaßte ihn, der Verbesserung der Logarithmentafeln Beachtung zu widmen. Sein „Neues logarithmisch-trigonometrisches Handbuch auf sieben Dezimalen“ (2. Auflage 1881) gehört zweifellos zu den vollendetsten Werken dieser Art. Auch der populären Schriftstellerei blieb er nicht fremd. Sein „Atlas der Astronomie“ (Leipzig 1872) dient dem Zwecke, weiteren Kreisen das Verständniß der Wissenschaft, ihrer Objecte und Instrumente zu vermitteln, und wird demselben auch vollkommen gerecht.

Lebhaften Sinn hat der die neuesten Phasen seines Faches in seltenem Maaße beherrschende Mann gleichwol auch für geschichtliche Studien bethätigt. Seine Jugendarbeit war die Lösung einer 1855 von der philosophischen Facultät Berlins gestellten Preisaufgabe; erst sechs Jahre später erfolgte der Druck der zum Buche angewachsenen Abhandlung („Die astronomische Strahlenbrechung in ihrer historischen Entwicklung“, Berlin 1861). Fast gleichzeitig erschien „Geschichte und Beschreibung der Leipziger Sternwarte“ (Leipzig 1861). Mit dieser Schrift steht in innerer Beziehung das höchst lesenswerthe Universitätsprogramm, durch welches B. 1877 die Uebernahme des Rectorates seiner Hochschule einleitete („Die Astronomen der Sternwarte auf der Pleißenburg in Leipzig“). Es ist dies ein ganz eigenartiger Beitrag zur neueren Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. Seinem Lehrer setzte B. ein pietätvolles litterarisches Denkmal („Biographie Encke's“, Leipzig 1869). Mit Recht gewann man deshalb auch diese ausgezeichnete, schöpferische Kraft für die Oberleitung des biographischen Werkes, mit welchem das Andenken des größten deutschen Naturforschers aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefeiert werden sollte. B. verband sich für dasselbe („Alexander v. Humboldt“,

3 Bände, Leipzig 1872) mit J. Loewenberg, A. Dove, Avé-Lallemant, H. W. Dove, Wiedemann, Ewald, Peschel, Grisebach, Carus und Wundt; er selbst lieferte die sehr eingehende Schilderung der Verdienste, welche sich Humboldt um Mathematik, Astronomie und geographische Ortsbestimmung erworben hat. Humboldt hatte auch in Bruhns' Lebensgang noch wohlwollend eingegriffen. Es darf auch die Thatsache nicht unbeachtet bleiben, daß die astronomischen Artikel der A. D. B. bis zum Buchstaben K — hier überraschte ihn der Tod — von B. verfaßt worden sind.

Gewiß ist dies eine stattliche Aufzählung von wissenschaftlichen Thaten, die von einem in den besten Mannesjahren dahingegangenen Gelehrten namhaft zu machen waren. Allein man würde doch seinem Andenken nicht völlig gerecht werden, wollte man nicht auch daran erinnern, daß B. durch seine Persönlichkeit ebenso sehr wie durch seine Feder gewirkt hat, daß er recht eigentlich im Mittelpunkte der astronomischen Forschungsarbeit stand. Und diese Imponderabilien sind wahrlich nicht gering zu achten! Die Astronomische Gesellschaft hat ihm viel zu danken, und auf seine Initiative ist großentheils die Ausrüstung und Aussendung der ersten astronomischen Expeditionen Deutschlands zurückzuführen. Ein Nekrolog schließt mit den folgenden bezeichnenden Worten: „Innerhalb der Gemeinschaft der deutschen Astronomen und innerhalb eines engeren Kreises von Fachgenossen war er die Seele, das zusammenbringende und zusammenhaltende Prinzip edler gemeinsamer Hingebung an nützliche Arbeiten, und sein Tod löste gerade in dieser Beziehung eine schwer auszufüllende Lücke".

Nekrolog, Astronomische Nachrichten, Nr. 2385. — W. Foerster, K. C. Bruhns, Vierteljahrsschr. d. Astron. Gesellschaft, 18. Jahrg., S. 1 ff.

Günther.

Brüll: Jakob B., geboren am 16. Januar 1812 in Neu-Raußnitz, † am 29. November 1889 in Kojetein, bedeutender Talmudist und Geschichtsforscher. Den ersten Unterricht genoß er in seiner durch Bildung und Intelligenz ausgezeichneten Heimathsgemeinde, einer der wenigen, in der es kein Ghetto gab. Er wurde von seinem Vater, der dem Kaufmannstande angehörte, für den Rabbinerberuf bestimmt und besuchte zu diesem Zwecke die talmudischen Hochschulen in Ungarn, besonders die in Preßburg mit großem Erfolge. Zum Rabbiner durch seinen nachmaligen Schwiegervater, den Landrabbiner Nehemias Trebitsch, den Verfasser von „Studien über den jerusalemischen Talmud" approbirt, war er erst Rabbinatsvicar in seinem Geburtsorte, wo er mit dem gelehrten Hebraisten Joseph Flesch verkehrte, der einige Schriften Philo's ins Hebräische übersetzte, und wurde 1844 als Rabbiner nach Kojetein berufen, woselbst er bis an sein Lebensende neben seinem Amte ganz seinen Studien und Forschungen hingegeben war. Von ihm sind erschienen 1852: „Forschungen über Targumim und Midraschim" (im Verein mit H. Chajes), 1864: „Die Mnemonik des Talmud". 1876 erschien in Frankfurt a. M. seine „Einleitung in die Mischnah", 1. Theil, enthaltend das Leben und die Lehrmethode der Gesetzeslehrer von Esra bis zur Mischnah, der 1885 der 2. Theil: „Plan und System der Mischnah" folgte. Eine Woche vor seinem Tode erschienen von ihm „Talmudische Forschungen" unter dem Titel „Ben Sekunim", interessante, lehrreiche Aufsätze enthaltend, welche von seiner Gelehrsamkeit, seinem aufgeklärten Geiste und seinem toleranten Sinn Zeugniß gaben. Nebstdem unterhielt B. einen regen litterarischen Briefwechsel besonders mit Jakob Reifmann und wurde vielfach um Gutachten angegangen, die er mit großer Gründlichkeit ausarbeitete. An Löw's „Ben Chananja" und Weiß' „Beth Talmud" und an den „Jahrbüchern für jüdische Geschichte

und Litteratur" war er Mitarbeiter. Er hatte stets einen kleinen Kreis von auserlesenen Schülern um sich und zählen zu denselben auch sein Sohn Nehemias Brüll, weiland Rabbiner zu Frankfurt a. M. und David Kaufmann, weiland Professor an der Landesrabbinerschule in Budapest. Ein Theil seiner Bibliothek und seines handschriftlichen Nachlasses befindet sich in der Bibliothek seines Sohnes in der Frankfurter Stadtbibliothek. Wir lassen hier zu seiner Charakteristik folgen, was Adolf Jellinek (Neuzeit 1879, Nr. 49) über ihn schrieb: „Er war ein durch Gelehrsamkeit und Forschergeist ausgezeichneter Rabbiner. — Seine Vertrautheit mit dem ganzen Talmud und der gesammten talmudisch-rabbinischen Litteratur verwerthete er nicht zu dialektischen und scholastischen Abhandlungen, sondern im Sinne der Wissenschaft und zu methodischen Forschungen. Sein in zwei Theilen erschienenes Werk: ‚Einleitung in die Mischnah' zeigt, daß er den ganzen Talmud beherrschte und ein Mann von historisch-kritischer Schulung war".

Quellen: Seine Schriften und sein handschriftlicher Nachlaß.

A. Br.

Brüll: Nehemias B., geboren am 16. März 1843 zu Neu-Raußnitz in Mähren, starb als Rabbiner in Frankfurt a. M. am 5. Februar 1891. Er war der Sohn des Schriftstellers Jakob B., Rabbiners in Kojetein († am 29. Nov. 1889) und stammte mütterlicherseits vom mährisch-schlesischen Landrabbiner Nehemias Trebitsch ab. Von seinem gelehrten Vater erhielt er den ersten Unterricht im Hebräischen und wurde gleichzeitig für das Gymnasium vorbereitet. Nach Absolvirung des Progymnasiums in Kojetein besuchte er die Piaristenschule in Prag und trieb dort talmudische Studien unter Anleitung von S. L. Rapoport. In Prag, wo er nur ein Jahr verblieb, trat er, trotz seiner Jugend, in freundschaftlichen Verkehr mit Kämpf und anderen jüdischen Gelehrten, die bestimmend auf seine späteren Studien einwirkten. In Kremsier bestand B. im J. 1861 das Abiturientenexamen, widmete sich in Kojetein ein Jahr lang theologischen Studien und bezog mit der Approbation zum Rabbiner ausgestattet die Universität Wien. In diese Zeit fällt seine erste Arbeit für die von Leopold Löw (Oberrabbiner zu Szegedin) herausgegebene Zeitschrift „Ben Chananja" (V. Jahrg. 1862), betitelt: „Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Kojetein". Er blieb in der ganzen Zeit ihres Bestehens ein eifriger Mitarbeiter dieser Zeitschrift. Während seines Aufenthalts in Wien sammelte er in den dortigen Bibliotheken Material für seine späteren Arbeiten. Anregend war für ihn der Verkehr mit den Wiener Gelehrten: Jellinek, Mannheimer, G. Wolf, J. H. Weiß, M. Friedmann u. A. In dem von ihm mitbegründeten „Verein der Rabbinatscandidaten" hielt er zahlreich besuchte Vorträge über jüdische Geschichte und in dem von Jellinek begründeten Beth ha-Midrasch gehörte er zu denjenigen Predigern, die gern gehört wurden. Noch als Student veröffentlichte er in Geiger's „Jüdischer Zeitschrift für Wissenschaft und Leben" (II. Jahrg.) eine Studie über die „Alabarchen". Auf Grund einer Arbeit „Die Römischen Kaiser in Talmud und Midrasch" promovirte er in Leipzig. Hierauf berief ihn die Gemeinde Bisenz (Mähren) zu ihrem Rabbiner. Von Begeisterung für seinen Beruf durchglüht sind die in seiner Gemeinde gehaltenen Predigten (1. Sammlung, Leipzig 1869). Von seiner homiletischen Begabung zeugen alle seine Kanzelreden (Frankfurt a. M. 1878 und 1898 und zahlreich in den „Populärwissenschaftlichen Monatsblättern", herausgegeben von Adolf Brüll). Philologische und geschichtliche Aufsätze Brüll's enthalten die hebräischen Zeitschriften Hammagid (Lyck), Halebanon (Paris), Hakarmel (Wilna) und in deutscher Sprache Geiger's Jüdische Zeitschrift, Frankel's Monatsschrift, die Neuzeit

und Wertheimer's Jahrbücher. Im J. 1870 berief ihn die israelitische Gemeinde zu Frankfurt a. M. zu ihrem Rabbiner. Hier gründete er 1874 die Zeitschrift „Jahrbücher für jüdische Geschichte und Litteratur", die er in 10 Bänden bis 1890 fast ohne Mitarbeiter herausgab. Die Jahrbücher bergen einen reichen litterarischen Wissensschatz, sie erhielten eine Fortsetzung im „Centralanzeiger für Jüdische Litteratur" (Frankfurt a. M. 1891), von dem B. aber nur 4 Nummern herausgab; die letzte Nummer (September-December 1890) redigirte M. Steinschneider, der nach Mittheilungen von Dr. Adolf Brüll einen kurzen Nekrolog schrieb, dem wir die thatsächlichen Angaben dieses Artikels verdanken. B. war Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Biographie. Seine erstaunliche Belesenheit in der jüdischen Litteratur befähigte ihn zur Herausgabe der zweiten Auflage von Zunz' Gottesdienstlichen Vorträgen (Frankfurt a. M. 1892). Die Ausarbeitung eines Ergänzungsbandes beschäftigte ihn die letzten Jahre seines Lebens, bevor er aber an die Niederschrift desselben ging, ereilte ihn der Tod. In seinem Nachlasse fanden sich nur planlose Notizen, aus denen kein Zusammenhang hergestellt werden konnte. B. huldigte den Reformbestrebungen des Judenthums, ohne selbst führend vorzugehen. Seine Milde und übergroße Bescheidenheit hielten ihn stets zurück, Leiter einer Partei zu werden.

A. Freimann.

Brulliot: Karl Johann B., Sänger und Schauspieler, wurde am 31. Juli 1831 in München als Sohn des langjährigen Conservators am dortigen Kupferstichcabinet geboren. Er besuchte das Wilhelmsgymnasium seiner Vaterstadt und gedachte die Rechte zu studiren. Nachdem er aber durch Gesangsunterricht unter der Leitung Franz Hauser's für die Sängerlaufbahn gewonnen worden war, entschied er sich für die Bühne und nahm im Frühjahr 1853 die Stellung eines ersten Bassisten am Hoftheater zu Karlsruhe an. Im J. 1859 ernannte ihn Eduard Devrient zum Opernregisseur. Er blieb in dieser Eigenschaft in Karlsruhe bis zum April 1873 und leitete für kurze Zeit zwischen der Direction von Wilhelm Kaiser und Georg Köberle das Karlsruher Hoftheater selbständig. Am 1. Mai 1873 trat er ein Engagement als Bassist an dem Münchener Hoftheater an und übernahm auch hier sehr bald die Regie der Oper, seit dem Jahre 1880 mit dem Titel eines Oberregisseurs der kgl. Oper. In dieser Stellung hatte er bedeutende Aufgaben zu lösen, vor allem die Inscenirung der ersten Aufführungen von Richard Wagner's „Nibelungenring". In Anerkennung seiner Leistungen wurde er zum Professor an der von Baron v. Perfall neuerrichteten Münchener Hochschule für Drama und Oper ausersehen. Als seine Stimme ihm nicht mehr in der gewünschten Weise zur Verfügung stand, suchte er vielfach als Schauspieler Beschäftigung und stellte auch hierbei seinen Mann, z. B. als Christel in Erckmann-Chatrian's „Freund Fritz". Am 1. September 1892 trat er wegen Kränklichkeit von der Bühne zurück und starb bald darauf in München am 24. März 1894.

Vgl. Franz Grandaur, Chronik d. kgl. Hof- u. National-Theaters zu München. München 1878. (Register.) — O. J. Bierbaum, Fünfundzwanzig Jahre Münchener Hoftheater-Geschichte. München 1892. S. 88. (Porträt Nr. 60.) — Neuer Theater-Almanach. Berlin 1898. S. 177, 178.

H. A. Lier.

Brunnenmeister: Emil B., geboren zu Kreuzlingen, Kanton Thurgau, am 5. Mai 1854, habilitirte sich als Privatdocent für Strafrecht und Strafproceß im J. 1878 an der Universität zu Basel; wurde 1879 nach Zürich, 1882 nach Halle a. S. als ordentlicher Professor für Strafrecht und Civil-

proceß berufen; 1889 erhielt er einen Ruf nach Wien, wo er Strafrecht und -Proceß, sowie Rechtsphilosophie lehrte. Er folgte der älteren Richtung der Strafrechtswissenschaft und verhielt sich der modernen Richtung gegenüber, die das Zweckmoment in der Strafe gegenüber dem Vergeltungsgedanken betont, ablehnend. Namentlich aber besaß er Sinn für die geschichtliche Entwicklung in einem bei unseren Criminalisten sonst seltenen Maaße und beherrschte besonders die Quellen des mittelalterlichen wie des antiken Strafrechts. Nach dieser Seite liegen seine wissenschaftlichen Verdienste. Er starb in Wien am 22. Januar 1896. Schriften: „Die Quellen der Bambergensis. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Strafrechts" (Leipzig 1879); „Das Tödtungsverbrechen im altrömischen Recht" (Leipzig 1887).

v. Savigny.

Brunner: Luitpold B., Benedictiner, Historiker, geboren am 15. Juni 1823 zu Passau, † am 9. Januar 1881 zu Augsburg. (Sein Taufname war Peter.) Er besuchte das Gymnasium zu Passau, wo sein Vater Studienrector war, bis 1840, absolvirte hierauf am Lyceum daselbst die zwei philosophischen Curse und studirte dann in München von 1842—1846 Jurisprudenz und Geschichte. Im Herbst 1846 trat er im Stift St. Stephan zu Augsburg in den Benedictinerorden, verbrachte das Noviziatsjahr in Ottobeuren und legte am 30. November 1847 Profeß ab; nachdem er hierauf in München Theologie studirt hatte, empfing er am 22. November 1850 die Priesterweihe. Für den Anfang seiner priesterlichen Thätigkeit wurde er jetzt als Pfarrcooperator und Prediger in die neugegründete Abtei St. Bonifaz in München gesandt, wo er von 1850—1852 wirkte. Von da kehrte er im J. 1852 in sein Stift nach Augsburg zurück, wo er seine ganze fernere Lebenszeit hindurch an der mit dem Stift verbundenen Studienanstalt zu St. Stephan im Lehramte thätig war: 1852—1879 als Professor der Religionslehre am Gymnasium, 1867—1878 zugleich als Professor der Geschichte daselbst und 1876 bis 1878 auch der deutschen Sprache in der Oberclasse; 1875 wurde er Professor der Moral-, Rechts- und Religionsphilosophie am Lyceum; dazu übernahm er 1879 auch noch den Vortrag der Logik und Metaphysik, worauf er das Lehramt am Gymnasium niederlegte. Im J. 1866 erhielt er von der Universität Würzburg das Diplom als Doctor der Philosophie, in Anerkennung seiner bis dahin veröffentlichten historischen Arbeiten. Seit 1852 war er auch Präses der lateinischen Congregation, seit 1860 Director der Laienbrüder, seit 1870 Stiftsbibliothekar. Neben allen diesen Aemtern war er ein sehr thätiges Mitglied des historischen Kreisvereins für Schwaben und Neuburg, seit dem 30. April 1857 Bibliothekar desselben; am 26. März 1879 wurde er zum zweiten Vorstand des Vereins gewählt, welches Amt er aber wegen seiner geschwächten Gesundheit am 15. October 1880 wieder niederlegte. „Dr. P. Brunner", bemerkt der Nekrolog im Jahresberichte von St. Stephan, „war von vielfacher geistiger Begabung und mit einer unermüdlichen Arbeitskraft ausgestattet . . . Er war, was von der Vielseitigkeit seiner Anlagen Zeugniß gibt, ein trefflicher Zeichner und Maler, ein gründlich gebildeter Musiker und feiner Kenner dieser Kunst, ein scharf logisch denkender, sprachgewandter, mit blühender Phantasie begabter Redner und Dichter". — Die erste litterarische Arbeit Brunner's war die während seiner Thätigkeit in St. Bonifaz in München verfaßte Schrift: „Das Leben des deutschen Apostels Bonifacius. Zugleich als Erklärung der Bilder aus der Geschichte dieses Heiligen in der Basilika zu München" (Regensburg 1852). Die Früchte seiner historischen Forschungen während seiner folgenden Augsburger Wirksamkeit, eine Reihe von Specialstudien zur vaterländischen Geschichte, erschienen

theils als Programmabhandlungen der katholischen Studienanstalt St. Stephan, theils in den Jahresberichten und in der Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Als Programme erschienen die Arbeiten: „Die Einfälle der Ungarn in Deutschland bis zur Schlacht auf dem Lechfelde am 10. August des Jahres 955" (Augsburg 1855); „Die Grafen von Hals. Ein Beitrag zur Geschichte Baierns" (ebd. 1857); „Die Markgrafen von Ronsberg. Ein Beitrag zur Geschichte des baierischen Schwabens" (ebd. 1860); „Kaiser Maximilian I. und die Reichsstadt Augsburg" (ebd. 1877). In den „Jahresberichten des historischen Kreisvereins im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg": „Beiträge zur Geschichte der Markgrafschaft Burgau" (29. u. 30. combinirter Jahresbericht für die Jahre 1863 u. 64, Augsburg 1865, S. 1 bis 115; 31. Jahresbericht für d. J. 1865, Augsburg 1866, S. 1—150); „Kaiser Karl's V. Todtenfeier, veranstaltet von Kaiser Ferdinand I. im Dome zu Augsburg am 24. und 25. Februar 1559" (34. Jahresbericht für d. J. 1868, Augsburg 1869, S. 67—87; auch als Separatabdruck); „Reise des P. Reginbald Möhner, Benedictiners von St. Ulrich in Augsburg, als Feldcaplans bei den für Spanien geworbenen und unter dem Commando des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden geführten deutschen Regimentern in die Niederlande im J. 1651" (35. Jahresbericht für die Jahre 1869 und 1870, Augsburg 1872, S. 91—208; auch als Separatabdruck). In der „Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg": „Die Flucht der verwittweten Truchsessin Maria v. Waldburg, geborenen Gräfin v. Oettingen, aus der Haft im Schlosse Zeil im Jahre 1539" (I. Jahrg. Augsburg 1874, S. 99—114); „Aus dem Bildungsgange eines Augsburger Kaufmannssohnes vom Schlusse des 16. Jahrhunderts" (I. Jahrg., 1874, S. 137—182); „Die Vöhlin von Frickenhausen, Freiherrn v. Illertissen und Neuburg an der Kammel" (II. Jahrg., 1875, S. 259—376; auch separat); „Schicksale des Klosters Elchingen und seiner Umgebung in der Zeit des dreißigjährigen Krieges (1629—1645). Aus dem Tagebuche des P. Johannes Bozenhart" (III. Jahrg. 1876, S. 157—282; auch separat). Als Bibliothekar stellte B. auch den 1867 gedruckten „Catalog der Bibliothek des historischen Kreisvereins im Regierungsbezirk von Schwaben und Neuburg" zusammen. Kleinere Aufsätze schrieb er für die Zeitschrift „Sion". In seinem in Augsburg vorhandenen handschriftlichen Nachlasse, über welchen Lindner, Nachträge S. 73 nähere Mittheilungen macht, finden sich neben zahlreichen gesammelten historischen Materialien und Excerpten und unvollendeten historischen Aufsätzen und neben Predigtmanuscripten auch Gedichte und ein für die Aufführung durch die Studirenden bei St. Stephan verfaßtes Drama „David und Jonathan".

Aug. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictinerordens in Baiern, Bd. II (Regensburg 1880), S. 250—252; Nachträge (1884), S. 73. — P. Thomas Kramer im Jahresbericht über die königl. kath. Studienanstalt bei St. Stephan in Augsburg 1880/81 (Augsburg 1881), S. 56—58. — [P. Sigisbert Liebert] im Jahresbericht des histor. Vereins von Schwaben und Neuburg für die Jahre 1878—1880 (Augsburg 1881), S. LX bis LXIII; — Derselbe in den Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienserorden, IV. Jahrg. 1883, Bd. I, S. 414—417.

Lauchert.

Brunner: Sebastian B., katholischer Theolog und vielseitiger Schriftsteller, geboren am 10. December 1814 zu Wien, † daselbst am 27. November 1893. Als Sohn eines wohlhabenden Seidenzeugfabrikanten, aus einer ursprünglich aus Franken stammenden, früher adeligen Familie, in der Wiener

Vorstadt Schottenfeld geboren, erhielt er seine Schulbildung in seiner Vaterstadt, wo er 1826—1832 das mit dem Benedictinerstift zu den Schotten verbundene Schottengymnasium besuchte. Die zweijährigen philosophischen Studien absolvirte er am Lyceum zu Krems, von Herbst 1832—1834, wo er im ersten Jahre in dem von den Piaristen, die auch das Lehramt an der Lehranstalt versahen, geleiteten Convicte wohnte. Sodann studirte er in den Jahren 1834 bis 1838 Theologie an der Universität Wien, wo er seit dem 27. September 1834 als Alumnus im Seminar wohnte. Eine höchst anziehende Schilderung seines äußeren und inneren Lebens in diesen Jugend- und Studienjahren, mit interessanten Beiträgen zur Geschichte des damaligen Schulwesens von der Volksschule bis zur Universität, gibt B. selbst in seiner Selbstbiographie „Woher? wohin?" In der Darstellung der Universitätsjahre gedenkt er mit besonderer Dankbarkeit des damaligen Spirituals im Seminar, Leopold Horni. Nach Vollendung der Studien empfing er im Juli 1838 die höheren Weihen, die Priesterweihe am 25. Juli, worauf er am 5. August an dem Wallfahrtsorte Maria-Zell in Steiermark seine Primiz feierte. Seine erste Anstellung in der Seelsorge erhielt er darauf als Cooperator in Neudorf im Viertel unter Mannhartsberg, an der Grenze von Mähren, wohin er am 15. September abreiste. Von diesem entlegenen Dorfe, wo er von allen litterarischen Hülfsmitteln abgeschnitten war, wurde er im August 1839 zu seiner Freude als Cooperator nach Petersdorf (Perchtoldsdorf) bei Wien versetzt. Nachdem er sich im April 1842 der Pfarrconcursprüfung unterzogen hatte, wurde er im Herbst dieses Jahres als Pfarrprovisor nach Wienerherberg, einem Dorf in der Nähe der ungarischen Grenze, gesandt; schon im Januar 1843 wurde aber sein Wunsch erfüllt, eine Anstellung in Wien zu erhalten, nämlich als Kaplan in der Vorstadtpfarre Altlerchenfeld, welche Stelle er zehn Jahre lang, bis 1853, bekleidete. Diese Jahre bezeichnet er selbst als eine der glücklichsten Perioden seines Lebens. Ein nach höheren Aemtern strebender Ehrgeiz war ihm fremd; dagegen bot ihm der Aufenthalt in der Reichshauptstadt, neben der ihn hier nicht sehr in Anspruch nehmenden Berufsthätigkeit, Alles was er sich wünschen mochte: alle Mittel zur Förderung seiner einen immer größeren Umfang annehmenden litterarischen Thätigkeit, und einen angenehmen Verkehr mit den bedeutendsten Persönlichkeiten im damaligen Wien. Unter den Wiener Gelehrten schloß er sich besonders an den berühmten Prediger Joh. Emanuel Veith näher an, mit dem er schon seit seinen Studienjahren in persönliche Beziehungen getreten war. Bei Gelegenheit größerer Reisen, welche seine Verhältnisse ihm zu machen erlaubten, machte er die persönliche Bekanntschaft vieler bedeutender Gelehrten; so trat er in München in nähere Berührung besonders mit Görres und Haneberg (dem ersteren, den er schon als Student auf einer Ferienreise kennen lernte, setzte er nach seinem Tode ein Denkmal in der Broschüre: „Einige Stunden bei Görres", Regensburg 1848; dem letzteren, bei dem er späterhin, als derselbe Abt von St. Bonifaz in München geworden war, öfter Wochen lang als Gast des Stiftes weilte, später in den „Denkpfennigen", S. 235—243), in Freiburg mit Staudenmaier, Stolz u. A. Durch den Hofrath Baron Clemens Hügel, der ihn aus seinen bis dahin erschienenen Schriften schätzte und an sich zog, kam er seit 1843 auch in Berührung mit der diplomatischen Welt, besonders auch in Beziehungen zu dem Staatskanzler Fürsten Metternich, der seinen politischen Scharfsinn schätzen lernte und sich während dieser Jahre vor 1848 von ihm aus den einlaufenden Gesandtschaftsberichten regelmäßig Referate über die Bewegungen in Deutschland zusammenstellen ließ. Die Absicht des Fürsten, ihn als Gesandtschaftsattaché in den diplomatischen Dienst zu ziehen, wurde durch den Ausbruch der

Revolution vereitelt. Als B. im J. 1846 eine längere Reise durch Deutschland und Frankreich machte, gab ihm Metternich Empfehlungsschreiben mit und trug ihm auf, seine Beobachtungen über die politische und sociale Bewegung niederzuschreiben. Das Resultat seiner in Deutschland gemachten Erfahrungen mit den Aussichten für die Zukunft legte er auch der Oeffentlichkeit vor in der 1847 erschienenen satirischen Novelle „Die Prinzenschule zu Möpselglück". Als dann in der Revolutionszeit die Maschinerie des josephinischen Staatskirchenthums vollständig versagte, nahm B., ohne Rücksicht auf die persönliche Gefahr, der er sich aussetzte, unter dem kirchen- und kaisertreuen Clerus in erster Reihe den Kampf gegen den revolutionären Geist auf. Er gründete in dieser Zeit die „Wiener Kirchenzeitung", deren erste Nummer am 15. April 1848 erschien und die er bis 1865 redigirte. Während er in diesem Blatte mit großer Entschiedenheit auch fernerhin für das Recht und die Freiheit der Kirche eintrat, insbesondere gegenüber der kirchen- und christenfeindlichen Presse, die jetzt in Oesterreich ihr Wesen zu treiben begann, kam es ihm nicht darauf an, sich auch bei kirchlichen Bureaukraten josephinischen Systems, deren es immer noch gab, und denen er schon früher die satirische Dichtung: „Schreiberknechte. Eine Serenade für das papierene Kirchenregiment" (1848) gewidmet hatte, mißliebig zu machen. — 1845 wurde B. Doctor der Philosophie, 1847 als solcher in das Doctorencollegium der philosophischen Facultät der Wiener Universität aufgenommen; dieses Collegium wählte ihn für das Jahr 1852/53 und nach Ablauf des Jahres auch wieder für das folgende Jahr zu seinem Decan. Die theologische Doctorwürde ertheilte ihm 1848 die theologische Facultät von Freiburg i./B.; 1863 beschloß die theologische Facultät von Salzburg seine „Nostrification", konnte dieselbe aber, nachdem das Ministerium gegen alles Herkommen anfänglich die Bestätigung hatte verweigern wollen, erst am 12. März 1866 vollziehen (vgl. Denkpfennige, S. 203—225). Am 12. Januar 1853 wurde ihm das Benefícium eines Feiertagspredigers an der Universitätskirche zu Wien verliehen; er versah dieses Amt bis Ende 1856, als die Universitätskirche wieder den Jesuiten, denen sie vor 1773 gehört hatte, zurückgegeben wurde. Von dieser Zeit an lebte er ohne ein Amt zu bekleiden in Wien, in unermüdlicher litterarischer Thätigkeit; er wohnte seit 1857 lange Jahre im Dominicanerkloster daselbst; den Sommer pflegte er theilweise auf Reisen zuzubringen, theils in der Heimath, theils im Auslande, wie er sich besonders wiederholt längere Zeit in Italien aufhielt (vgl. seine unten in der Uebersicht der schriftstellerischen Thätigkeit zu erwähnenden Reisewerke). Im J. 1865 ernannte ihn Papst Pius IX. zum apostolischen Protonotar und infulirten Prälaten. Zuletzt nahm er seine Wohnung im Greisenasyl im Vorort Währing, wo er am 27. November 1893 starb. Er wurde auf dem Friedhofe zu Maria-Enzersdorf bei Wien begraben, an der Seite seiner Mutter.

Die schriftstellerische Thätigkeit Brunner's, die er während mehr als eines halben Jahrhunderts entfaltete, und die im Folgenden in einer nicht erschöpfenden, aber doch nichts Wesentliches übergehenden Uebersicht vorgeführt werden soll, ist eben so umfangreich als vielseitig. Sie beginnt in den Kaplans-Jahren zu Petersdorf, und zwar mit der Abfassung von zwei Gebetbüchern: „Jesus mein Leben" (Wien 1842; 5. Aufl. 1878) und „Das Heil aus Sion" (Wien 1842; 2. Aufl. 1844). Hier verfaßte er auch seine ersten historischen Versuche: „Wiener-Neustadt in Bezug auf Geschichte, Topographie, Kunst und Alterthum dargestellt" (Wien 1842) und „Geschichte des landesfürstlichen Marktes Perchtoldsdorf" (Wien 1842), ferner die durch das Studium der vaterländischen Geschichte und den wiederholten Besuch der historisch denk-

würdigen Orte, in deren Nähe er lebte, angeregte patriotische Dichtung: „Der Babenberger Ehrenpreis“ (Wien 1843; 2. Aufl., Regensburg 1846; 3. Aufl. ebd. 1873), und seinen ersten humoristischen Roman: „Des Genies Malheur und Glück“ (2 Bde., Leipzig 1843; 2. Aufl. Regensburg 1848; 3. Aufl. ebd. 1864). Das zweite erzählende Werk dieser Art schrieb B. zu Wienerherberg: „Fremde und Heimath“ (2 Bde., Leipzig 1845; 3. Aufl. Regensburg 1864), sodann in Wien das dritte: „Diogenes von Azzelbrunn“ (2 Bde., Wien 1846; 2. Aufl. Regensburg 1864). Die drei Erzählungen (die vierte, die „Prinzenschule“, ist unten in anderem Zusammenhang zu erwähnen) dürfen wohl zum Besten gerechnet werden, was wir in deutscher Sprache auf dem Gebiete humoristischer Erzählungslitteratur besitzen. Brunner's reiche Begabung für dieses Feld poetischer Darstellung entfaltet sich hier in glücklichster und liebenswürdigster Weise. Die erste Erzählung behandelt das Leben eines Malers, die zweite das eines Dichters, die dritte das eines Musikers. In der Erfindung der Handlung liegt nicht Brunner's Stärke; die Entwicklung der Haupthandlung jeder Erzählung verläuft ziemlich einfach und ohne spannende Verwicklungen; es ist mehr die Darstellung einzelner Situationen, die Charakteristik der Nebenfiguren in ihren Reden und Handlungen, der Reichthum an Gedanken und Betrachtungen ernster und heiterer Art, die bald im Namen des Verfassers eingestreut, bald den verschiedenen Personen in den Mund gelegt werden, der unerschöpfliche Witz, der gern in der Weise des P. Abraham a S. Clara mit Worten spielt, dabei aber nicht an der Oberfläche haftet, sondern in die Tiefe der Sache dringt, was den Reiz und Werth dieser Werke ausmacht. In dem eigentlich humoristischen Element erinnert B. oft an Jean Paul, obwohl er durchaus originell ist; die Gestalten des Wanzenberger in „Des Genies Malheur und Glück“, des Raspelmayer und Kramer im „Diogenes“ dürfen sich neben den gelungensten humoristischen Charakteren Jean Paul's sehen lassen; zu Grunde liegen übrigens den gelungensten Gestalten speciell im „Diogenes“, wie B. selbst wiederholt hervorhebt (vgl. „Woher? Wohin?“ 2. Bd., 3. Aufl., S. 375 f.), wirkliche Wiener Originale, die er in seiner Jugend gekannt hatte. Prachtstücke in ihrer Art sind die Tagebuchaufzeichnungen, in denen B. diese seine Lieblingsfiguren ihre Gedankenwelt darstellen läßt; ein späterer Zusatz dieser Art ist die der 2. Auflage des „Diogenes“ angehängte Beilage: „Herrn Kramer's Maria-Zeller Wallfahrt“, in Form eines von Kramer geführten Tagebuches; zuerst in dem von B. herausgegebenen Stern-Kalender 1855—1858 erschienen. Uebrigens bricht bei Brunner's humoristischen Lieblingsgestalten auch immer der positiv christliche Grundton des Charakters durch; auf dem innersten Grunde einer kernhaften Religiosität baut sich ein durchaus gesunder Humor auf, ohne alle schwächliche Sentimentalität. — In Brunner's erste Wiener Jahre, von 1843 bis 1848, fallen seine meisten Schriften in poetischer Form. Den Anfang macht, nach dem schon erwähnten, schon vorher entstandenen Werke: „Der Babenberger Ehrenpreis“, die ernste philosophische Dichtung: „Die Welt ein Epos“ (zuerst Wien 1844; 2. Aufl. Regensburg 1846; 3. Aufl. 1847; wieder als 16. Bd. der Gesammelten Schriften 1873), eine poetische Darstellung der Schöpfungsgeschichte, zur Vertheidigung der christlichen Weltanschauung gegen den Pantheismus. Daran schloß sich zunächst die freie Uebersetzung des französischen Gedichtes „Jerusalem“ von Jacques Mislin (Regensburg 1844). Es folgt eine Reihe von satirischen Dichtungen, genial angelegt und mit übersprudelndem Witz ausgeführt, aber mit sehr ernstem Hintergrund. Den revolutionären Geist, wie er, von der Hegel'schen Linken ausgehend, in der Litteratur des „Jungen Deutschland“ sich ausprägte und

von da ins Volk drang, behandeln „Der Nebeljungen Lied“ (Regensburg 1845; 2. Aufl. 1847; 3. Aufl. 1852; 4. Aufl. 1891) und „Der deutsche Hiob“ (1. u. 2. Aufl. Regensburg 1846; 3. Aufl. 1873). Die Erfahrungen, die B. „damals im halboffiziellen Verkehr mit in- und ausländischen Diplomaten einerseits und in seiner ganz offiziellen Stellung mitten unter dem armen arbeitenden Volk gesammelt“ (Vorwort zur 4. Aufl. des Neb.-Liedes), regten ihn zu diesen Arbeiten an. Den veralteten Zuständen im Staat und in dem nach josephinischem System eingerichteten Staatskirchenregiment sind die 1847 entstandenen, 1848 in Regensburg erschienenen poetischen Satiren gewidmet: „Blöde Ritter; poetische Gallerie deutscher Staatspfiffe“ und „Schreiberknechte; eine Serenade für das papierene Kirchenregiment“. Nach dem Revolutionsjahr erschien die politische Satire: „Das deutsche Reichsvieh“ (Wien 1849); einige Jahre später die „Keilschriften“ (Regensburg 1856), die nochmals auf die Gedanken des „Nebeljungenliedes“ zurückgreifen. In diesen Zusammenhang gehört nun auch das vierte Werk Brunner's in Romanform, „Die Prinzenschule zu Möpselglück“ (2 Bde., Regensburg 1848; 2. Aufl. 1865), worin er seine auf der Reise in Deutschland im J. 1846 gemachten Erfahrungen in Bezug auf das Umsichgreifen der communistischen Ideen in dieser poetischen Einkleidung darstellte und am Vorabend der Revolution (das Buch erschien im November 1847) ein derartiges Ereigniß als Resultat aus der seitherigen Verbreitung der entsprechenden Theorien in sichere Aussicht stellte; das letzte Capitel bezeichnete die nächste Zukunft Deutschlands, dessen Zustände im Kleinen in den Hof-, Universitäts- und Preßverhältnissen des nach Jean Paul'schem Muster erfundenen Herzogthums Möpselglück sich abspiegeln, symbolisch durch einen großen schwarzen Fleck. Hierher gehört endlich noch die kleine, aus Aphorismen in Prosa bestehende Schrift: „Mane, thekel, phares! (Gezählt, gewogen, getheilt.) Daniel 5, 25. Ein letztes Wort an die armen Reichen“ (Regensburg 1851; 5. Aufl. 1891), und die „Kirchen- und Staatsgedanken“ (1851; 3. Aufl. 1889). Brunner's im J. 1848 gegründete Kirchenzeitung ist schon oben erwähnt worden.

Mit den confessionellen Verhältnissen beschäftigen sich die Schriften: „Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde. Supplement zu Hurter's Geburt und Wiedergeburt“ (Regensburg 1846), eine Vertheidigung Hurter's gegen die nach seiner Conversion von Schenkel und Gutzkow gegen ihn gerichteten Schmähschriften; „Rom und Babylon. Eine Beleuchtung confessioneller Zustände der Gegenwart“ (Regensburg 1852), zur Conversion der Gräfin Ida Hahn-Hahn, gegen anonyme Beschimpfungen derselben; sodann die interessante Biographie: „Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit. Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820“ (Wien 1858). Als Ergebniß seiner Wirksamkeit auf der Kanzel veröffentlichte B. zunächst zwei Bände Predigten unter dem Titel: „Homilienbuch für die Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres“ (Regensburg 1851). Schon vorher hatte er einen theoretischen Beitrag zur Homiletik geliefert in der Veith gewidmeten Schrift: „Einleitung zur Homiletik der Neuzeit“ (Regensburg 1849), in der er sich besonders über die dem Prediger nothwendige wissenschaftliche Bildung ausspricht. Aus seiner Thätigkeit als Feiertagsprediger an der Universitätskirche ging zunächst das Werk hervor: „Die katholischen Festtage. Feiertagspredigten“ (Regensburg 1854; auch als 3. Band des „Homilienbuches“). Weiter folgten die beiden Werke: „Das Hohenpriestergebet Jesu Christi (Joh. XVII) in sieben Homilien“ (Regensburg 1856), und das schöne, aus einer Reihe ebenfalls in der Universitätskirche gehaltener homiletischer Vorträge bestehende Buch: „Paulus in Athen. Ein Spiegelbild unserer Zeit“ (Regensburg 1856; 2. Aufl. 1867);

eine 3., sehr erweiterte Auflage, in welcher die ursprüngliche Form und Entstehung des Buches aus Kanzelreden nicht mehr hervortritt, erschien 1876 in Wien unter dem Titel: „Paulus in Athen. Grundwahrheiten der Religion mit Rücksicht auf das classische und moderne Heidenthum für Gebildete verständlich dargestellt". 1864 veröffentlichte er in Regensburg die treffliche Schrift: „Der Atheist Renan und sein Evangelium" (3. Aufl. 1868).

1855 erschien in Wien die erste Auflage seiner Selbstbiographie: „Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben", in 2 Bänden, bis zum Jahre 1849 gehend; reizend, mit dem liebenswürdigsten Humor ausgeführt, ist die Schilderung der Kinderjahre, sehr interessant die Mittheilungen über die damaligen Schul- und Universitätsverhältnisse in Oesterreich, über seine ersten Jahre in der Seelsorge auf dem Lande, sodann über die Ereignisse des Revolutionsjahres in Wien. 1865 erschien eine zweite Auflage in fünf Bänden (die beiden Bände der ersten Auflage sind hier auf drei Bände ausgedehnt; daran schließen sich in den zwei folgenden Bänden Mittheilungen über litterarische Streitigkeiten, Reisebilder und andere Einzelheiten; 3. Aufl., 5 Bde., Regensburg 1890 u. 1891). Manche Nachträge bietet das später erschienene Buch: „Denk-Pfennige zur Erinnerung an Personen, Zustände und Erlebnisse vor, in und nach dem Explosionsjahre 1848" (Würzburg u. Wien 1886). Im Anschluß daran sind Brunner's durch feine Beobachtung von Land und Leuten und durch die frische, in ernsten und humoristischen Partien immer anziehende Darstellung ausgezeichnete Reisewerke zu erwähnen: „Kennst Du das Land? Heitere Fahrten durch Italien" (Wien 1857); „Ein eigenes Volk. Aus dem Venediger- und Longobardenland" (Wien 1859); „Aus dem Venediger- und Longobardenland. Für Hinreiser und Heimbleiber" (2. Aufl., Wien 1860); „Heitere Studien und Kritiken in und über Italien" (2 Bde., Wien 1866); „Kreuz- und Querfahrten in Italien. Eine Lectüre für Jene, die nach Italien reisen, als auch für Jene, die zu Hause bleiben wollen" (Würzburg u. Wien 1888); „Unter Lebendigen und Todten. Spaziergänge in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz" (Wien 1862; 2. Aufl. 1863; die einen Bestandtheil dieses Werkes bildende ausführliche Darstellung des Passionsspieles von Oberammergau erschien für sich in 3. Aufl. Wien 1870).

In wissenschaftlicher Hinsicht beschäftigte sich B. seit den sechziger Jahren mit Vorliebe mit historischen Forschungen. Auch eine Frucht seiner italienischen Reisen ist das Werk: „Die Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Clerus in den Gebieten der Malerei, Sculptur und Baukunst". (Wien 1863; französische Uebersetzungen Paris 1882 u. Tours 1889.) Es folgt das Werk: „Der Predigerorden in Wien und Oesterreich. Regesten, Collectaneen, Nekrologien, Epitaphien, Universitätsangelegenheiten, Profeß- und Bruderschaftsbücher, biographische und historische Skizzen. Aus archivalischen bisher unedirten Handschriften mitgetheilt und erläutert" (Wien 1867). Eine Reihe von umfangreichen Werken sind sodann der Geschichte des josephinischen Zeitalters gewidmet: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständniß der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich von 1770—1800, aus bisher unedirten Quellen der k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Ministerialarchive" (Wien 1868). „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich 1770—1800. Aus archivalischen und andern bisher unbeachteten Quellen" (Mainz 1869); „Correspondances intimes de l'empereur Joseph II. avec son ami le comte de Cobenzl et son premier ministre le prince de Kaunitz. Puisées dans les sources des archives impériales jusqu'à présent inédites" (Mayence 1871), „Der

Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. Hof-, Adels- und diplomatische Kreise Deutschlands geschildert aus geheimen Gesandtschaftsberichten und anderen ebenfalls durchweg archivalischen bisher unedirten Quellen" (2 Bde., Wien 1872); endlich die für weitere Kreise bestimmte zusammenfassende biographische Darstellung: „Joseph II., Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform. Mit Benutzung archivalischer Quellen" (Freiburg i. B. 1874; bildet einen Bestandtheil der Herder'schen Sammlung historischer Bildnisse, 2. Serie, Bd. VIII; 2. Aufl. 1885); einzelne Seiten behandeln später nochmals die Broschüren: „Joseph II. als absoluter Beherrscher seiner Länder" und: „Joseph II. als Kirchenreformator" (Frankfurt a. M. 1893). Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter aus den betreffenden Orden gab B. die drei ordensgeschichtlichen Werke heraus: „Ein Benedictinerbuch. Geschichte und Beschreibung der bestehenden und Anführung der aufgehobenen Benedictinerstifte in Oesterreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz" (Würzburg 1880); „Ein Cistercienserbuch. Geschichte und Beschreibung u. s. w." (Würzburg 1881); „Ein Chorherrenbuch. Geschichte und Beschreibung u. s. w." (Augustiner u. Prämonstratenser; Würzburg u. Wien 1883). Dem historischen Gebiet gehören auch noch eine Anzahl von kleineren Schriften an: „Die ‚höchst vergnüglichste Raiß' des Kurfürsten Carl Albrecht von Baiern nach Mölk 1739" (Wien 1871); „Der Prädicant Caspar Tinktor" (Wien 1871); „Das Leben des Noriker-Apostels St. Severin von seinem Schüler Eugippius; aus dem Lateinischen mit Einleitung, Erklärungen" u. s. w. (Wien 1879); „Fra Giovanni Angelico Fiesole" (Frankfurt 1887); „Joseph Ritter von Führich" (Frankfurt 1888); „Jacopone da Todi" (Würzburg 1889); ferner in Zeitschriften: „Das Nekrologium von Wilten (Prämonstratenser-Chorherrenstift bei Innsbruck in Tirol) von 1142—1698" (Archiv für österreich. Geschichte, Bd. 42, 1870, S. 233—250); „Regesten aus der Geschichte des Cistercienserstifts Sittich in Krain" (Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden, II. Jahrg. 1881, Bd. II, S. 66—89); „Correspondenzen und Actenstücke zum Leben und Wirken des Bischofs Friedrich Nausea in Wien, a. 1530—1552" (Studien u. Mittheilungen a. d. Ben.-Orden, IV. Jahrg. 1883, Bd. II, S. 152—168); „Correspondenzen des Königs und Kaisers Ferdinand I. in kirchlichen Angelegenheiten aus der Zeit von 1546—1559" (Studien u. Mittheilungen, V. Jahrg. 1884, Bd. I, S. 199—208, 473—476; Bd. II, S. 457—463; VI. Jahrg. 1885, Bd. II, S. 173—178, 387—393). — Dem letzten Jahrzehnt von Brunner's Leben gehören endlich noch eine Reihe von litterarhistorischen Schriften an, in welchen er wesentlich den Zweck verfolgt, die Werthschätzung der litterarischen Größen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen, ohne das wirklich Große von bleibendem Werthe zu verkennen, und wo er den Ausartungen des modernen Geniecultus, insofern dieser „die positive Religion und die christliche Sittenlehre ersetzen" will, vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung mit scharfer, theilweise humoristisch gefärbter Kritik entgegentritt: „Hau- und Bausteine zu einer Litteraturgeschichte der Deutschen. Wahrheit und keine Dichtung" (6 Hefte, Wien 1885); „Don Quixote und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse" (Anastasius Grün u. Bauernfeld; Würzburg u. Wien 1886): „Friedrich Schiller. Curiose Freunde, trübselige Tage, Mißachtung bis ins Grab hinein, kein Ehrenbuch für Weimars Größen" (Wien 1887); „Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie (Herder, Paulus, Schleiermacher, Strauß)" (Paderborn 1888); „Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde" (Paderborn 1888); „Die

Hofschranzen des Dichterfürsten. Der Goethecult und dessen Tempeldiener" (Würzburg u. Wien 1889; 2. Aufl. 1891). „Kniffologie und Pfiffologie des Weltweisen Schopenhauer" (Paderborn 1889); „Lessingiasis und Nathanologie. Eine Religionsstörung im Lessing- und Nathan-Cultus" (Paderborn 1890); „Zwei Buschmänner (Börne und Heine). Actenmäßig geschildert" (Paderborn 1891). — Die „Gesammelten Erzählungen und poetischen Schriften" (18 Bde., Regensburg 1864 ff.) umfassen neben den vier erzählenden Werken die Selbstbiographie „Woher? Wohin?", die Schrift gegen Renan und die vier größeren Schriften in poetischer Form: „Der Babenberger Ehrenpreis", „Die Welt ein Epos", „Der Nebeljungen Lied", „Der deutsche Hiob".

Selbstbiographie: Woher? Wohin? (s. oben). — Jos. Scheicher, Seb. Brunner, Würzburg u. Wien 1888; 2. Aufl. unter dem Titel: Ein Capitel aus Oesterreichs neuester Zeit- u. Kirchengeschichte, 1890. (Mit Porträt.) — Deutscher Hausschatz, 20. Jahrg. 1893/94, S. 260–262. — Die kath. Bewegung in unseren Tagen. Neue Folge. I. Jahrg. 1888, S. 380—384 (mit Portr.); N. F., VII. Jahrg. 1894, S. 57—61.

Lauchert.

Bruns: Karl Georg B., Jurist, namentlich hervorragender Rechtshistoriker und Civilist, ist geboren am 24. Februar 1816 zu Helmstedt, wo der Großvater Paul Jakob als Orientalist Universitätsprofessor gewesen war, während die Familie ursprünglich aus Holstein stammt. Der Vater, Dr. Johann Georg Theodor B., war praktischer Jurist von anerkannter Tüchtigkeit, die er ebenso wie Begabung und Begeisterung für die Kunst und nachdrückliche häusliche Pflege der Musik auf diesen Sohn vererbt hat. Letzterer, in glücklichstem und erzieherisch wohlthätigem Familienleben aufgewachsen, überwand mit spielender Leichtigkeit die Aufgaben der Schule und des Gymnasiums, wobei er sich bereits gründliche Elemente der römischen wie namentlich der griechischen Bildung aneignete, die er später stets mit Vorliebe gepflegt hat. Er wurde in diesen Fortschritten auch nicht gestört durch den mehrfachen Wechsel des Wohnorts, obschon er mit dem Vater in dessen richterlicher Laufbahn nach Wolfenbüttel und von dort wieder nach Braunschweig verzog. Vielmehr ergab sich aus der Versetzung in letztere Stadt die Gelegenheit, nach absolvirtem Gymnasium noch (Ostern 1834—35) die dortige Akademie zu beziehen, und da mancherlei allgemein förderliche Kenntnisse, namentlich neuere Sprachen, sich anzueignen, bevor B. zum Beginn seiner juristischen Studien die Universität Göttingen aufsuchte. In diesem seinem ersten Studienjahre bereits hatte er (1835) den Verlust des Vaters zu beklagen, während ihm die Mutter, Friedrike geb. Köppen, noch weit früher, schon 1822, durch den Tod geraubt war; doch war an Stelle dieser, voll und in jeder Beziehung, des Vaters zweite Frau Sophie geb. Hencke getreten und namentlich mit deren Bruder, also seinem Stiefoheim, dem bekannten Marburger Kirchenhistoriker E. L. Th. Henke verband dann B. zeitlebens innigste Freundschaft.

In Göttingen fand der junge Student der Rechte, den Hugo's greisenhaftes Wesen stark abgestoßen zu haben scheint, Gefallen nur an den Lehrvorträgen von Mühlenbruch. Ebensowenig scheint es ihm in Heidelberg behagt zu haben, wohin er 1836 sich begab; erst in Tübingen, wo ihm verwandtschaftliche Beziehungen mit H. E. Schrader zu statten kamen, fand er den Boden, auf dem er festen Fuß fassen und der weiteren Entwicklung entgegenreifen sollte. Nachdem er dort drei Semester, Herbst 1836 bis Ostern 1838 studirt, auch schon durch seine gelehrte Studie „Ueber den Nutzen der sog. Vatikanischen Fragmente für die Wissenschaft des Römischen Rechts" (lateinisch in den

Buchhandel gegeben erst 1842) einen akademischen Preis davongetragen hatte, promovirte er ebendort am 10. Mai 1838. — Zwar schien es nun zunächst, als könne er seiner bereits ebenso deutlich empfundenen wie als berechtigt erwiesenen Neigung zur Theorie nicht folgen. Er begab sich nach Braunschweig zurück und bestand dort im Frühjahr 1839 aufs glänzendste die Advocatenprüfung. Dann aber überwog doch der Drang des inneren Berufes, zu dem sich fördernd Henke's wohlerwogener Rath gesellte. B. wandte sich zunächst, noch im Herbst desselben Jahres, nach Berlin, um sich dort tiefer in die Hegel'sche Philosophie zu versenken, in deren Bannkreis er damals vollständig stand. Dann, zu Beginn des Wintersemesters 1839/40, kehrte er nach Tübingen zurück, wo er Ostern 1840 als Privatdocent mit der Vorlesung über Institutionen anfing. Seine Erfolge in der so betretenen Laufbahn sind dann, entsprechend seiner glänzenden Wirksamkeit als Lehrer wie als Schriftsteller, die bedeutendsten und raschesten gewesen. Er wurde in Tübingen selbst 1844 zum außerordentlichen Professor befördert, 1849 als ordentlicher Professor nach Rostock berufen, von dort 1851 nach Halle gezogen, 1859 aber für Tübingen wiedergewonnen. Indessen war dieses Mal seines Bleibens da nur für zwei Jahre. Denn 1861 kam dann der entscheidende Ruf nach Berlin, wo nun B. die dauernde Stätte seiner Wirksamkeit gefunden hat, bis zu dem ihn jäh und unerwartet, in voller, rüstiger Frische hinwegraffenden, von allen Seiten als herber Verlust für die deutsche Rechtswissenschaft beklagten Tode, der am 10. December 1880 eintrat.

Zu einer solchen Berliner Thätigkeit war B. besonders geeignet infolge der central vermittelnden und nach allen Seiten hin anregenden Stellung, welche er als Gelehrter wie als Mensch einnahm. Tiefer Kenner der Rechtsgeschichte und zugleich mit Verständniß für das praktische Rechtsleben ausgerüstet, im Besitze gründlichster civilistischer Schulung und einer humanistischen Bildung, welche ihm die Aneignung streng philologischen Rüstzeuges erleichterte, zugleich Freund der schönen Künste, der Natur und der Menschen, gewandt sich süddeutschem Wesen zu nähern und doch Norddeutscher von Geburt und Natur, gern gesehen in Italien, wohin es ihn alljährlich zu Ferien- und Studienreisen unwiderstehlich zog — so führen die Schilderungen seiner Freunde und Verwandten ihn uns vor als einen Mann von unendlich gewinnendem, harmonisch in sich gereiftem Wesen, der seiner lauteren Gesinnung bei stillen, schlichten Formen gar wohlthuenden Ausdruck zu geben vermochte, sei es nun im Kreise der Familie (begründet bereits 1841 durch Heirath mit Charlotte Gmelin zu Tübingen), sei es in dem der Freunde (namentlich in der Gesellschaft ‚Graeca', der er mit Vorliebe sich anschloß), sei es schließlich auch in den vielfach wechselnden Berührungen mit Schülern und Collegen. So hat er in dem großen Jahre 1870/71 das Rectorat der Berliner Universität bekleidet und ist dieser großen Aufgabe namentlich auch durch mehrere akademische Reden würdig, ohne Ueberschwang gerecht geworden. So war er ferner besonders geeignet, die Redaction einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift zu führen, der „Zeitschrift für Rechtsgeschichte", die er 1861 (mit Rudorff, Roth, Merkel und Böhlau), gewissermaßen als Fortsetzung der 1850 eingegangenen Savigny'schen „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" gründete und eben noch (1880) zur „Zeitschrift der Savigny-Stiftung" umgewandelt, aber dadurch wol auch dauernd, gegenüber der Ungunst der Zeit und den daraus sich ergebenden buchhändlerischen Schwierigkeiten, gesichert sehen durfte. Besonders aber traten diese seine Eigenschaften in helles Licht, seitdem er, seit 1875 nämlich, der Berliner Akademie der Wissenschaften angehörte und dadurch zur Anregung und Förderung größerer Unternehmungen

sich berufen sah. In diesem Zusammenhang entstand nicht allein das Syrisch-römische Rechtsbuch, auf welches zurückzukommen sein wird, sondern auch die mächtige Veröffentlichung der Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, welche freilich erst Berlin 1887, besorgt von dem Deutschen Ernst Friedlaender und dem Italiener Carlo Malagola, mit Unterstützung der Savigny-Stiftung zur Jubelfeier Bolognas erschienen ist, in die Wege aber bereits Ende 1880 geleitet wurde unter wesentlicher Mitwirkung von B.; dessen letzte Bemühungen, noch am Vorabende seines Todes, haben diesem Unternehmen gegolten.

Bruns' Schriften lassen sich, im wesentlichen, in drei Gruppen zerlegen.

Zunächst diejenigen Arbeiten, welche auf dogmenhistorischem Wege, durch die dunklen Wirren der mittelalterlichen und neuzeitlichen Praxis hindurch, schwierigen Materien beizukommen wissen. Hierher gehören wol die nach Methode wie nach Ergebnissen bedeutendsten Werke unseres Autors, vor allem sein erstes größeres Buch, das wol auch sein bestes geblieben ist, „Das Recht des Besitzes im Mittelalter und in der Gegenwart" (Tübingen 1848). Es geht natürlich aus vom Römischen Recht, wobei es die von Savigny recht stiefmütterlich behandelte Lehre von dem Schutze des Besitzes durch Condictionen zu ihrem Rechte bringt. Es liefert sodann das, was wol mit Recht als „zweiter Band zu Savigny's Besitz" bezeichnet worden ist, eine eingehende, alle Unklarheiten entwirrende, alle Mißverständnisse in ihrem Ursprung aufklärende und in ihrer geschichtlichen Bedeutung würdigende Betrachtung über die Geschicke des Besitzes im kanonischen Rechte, in der mittelalterlich-italienischen und in der gemeinrechtlich-deutschen Praxis und Theorie, abschließend mit der Erörterung dessen, was die neueren Gesetzbücher für diese Materie geleistet haben. Diese rechts- und dogmengeschichtlichen Abschnitte bilden entschieden, wie den weitaus umfassendsten, so den verdienstlichsten Theil des Werkes, namentlich durch den Zusammenhang und die Klarheit der Entwicklung. Endlich läuft dann das Ganze aus in eine „Philosophie des Besitzrechts", der man heute freilich nur geringen Geschmack wird abgewinnen können, namentlich in ihrer philosophirenden Einkleidung von Betrachtungen, die sich hier als ganz unabhängig von allen vorhergehenden geschichtlichen Ergebnissen darstellen; erst wenn man erkennt, daß jene thatsächlich denn doch vielfach auf der Verwerthung dieser beruhen, wird man zu einer gewissen Würdigung dieses Capitels gelangen. Weiter hat B. seine Anschauungen über das Recht des Besitzes später noch zwei Male entwickelt, mit weniger Philosophie und mehr Klarheit, im Grunde aber stets auf demselben Standpunkte verharrend, hauptsächlich zur Abwehr, um zwei Versuche zur vollständigen Umdeutung des römischen Begriffes vom Besitze zurückzuweisen: gegen Delbrück und dessen germanistische Betonung des älteren Besitzes in der Abhandlung von 1860 „Der ältere Besitz und das possessorium ordinarium" (Bekker und Muther, Jahrbücher des gem. D. Rechts 4, 1 fg.); gegen Ihering und dessen Herleitung des Besitzschutzes aus dem Eigenthumsschutze in der Schrift über „Die Besitzklagen des römischen und heutigen Rechtes" (Weimar 1874). Zu diesen Entgegnungen war B. besonders dadurch in glücklicher Lage, daß er darauf hinweisen konnte, wie er selbst in seinem ersten Besitz-Werke die berechtigten Keime zu den übertreibenden Entwicklungen seiner Gegner dogmenhistorisch dargethan hatte.

Eine andere Materie, welche B. nach derselben dogmenhistorischen Methode behandelt hat, ist „Die Verschollenheit" (Aufsatz in Bekker und Muther's genanntem Jahrbuche 1, 90 fg., von 1857). Da diese Lehre im gemeinen Rechte gar nicht auf gesetzlicher, sondern wesentlich nur auf gewohnheitsrecht-

licher Grundlage beruht, da hier ferner B. nicht mehr philosophirt, sondern sein geschichtliches Verfahren rein durchführt, so hat sich diese Arbeit als besonders förderliche und erfreuliche Leistung bewährt. Insofern übertrifft sie selbst die besitzrechtlichen Studien, welchen freilich das überwiegende civilistische Interesse und das weit höhere Maaß der zu überwindenden Schwierigkeiten den ersten Rang trotzdem sichert.

Als zweite Gruppe der Schriften von B. betrachten wir die rein dogmatischen. — Zunächst an Monographien den grundlegenden, Bähr'sche Uebertreibungen zurückweisenden Artikel über das constitutum debiti (i. d. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte 1, 28 fg., von 1861); und die eingehende, durch einen praktischen Fall veranlaßte Untersuchung des Begriffes der bona fides („Das Wesen der bona fides bei der Ersitzung", Berlin 1872, vgl. auch die Abhandlung „Zur Lehre von der bona fides bei der Verjährung" im Archiv f. d. civilistische Praxis 57, 275 fg.). Wenn in dieser Untersuchung B. sich hauptsächlich bemüht, gegen Wächter's rein subjective Auffassung ein etwas objectiv-positiveres Element für den Begriff des „guten Glaubens" zu gewinnen, so ist er auf diesem Wege sicherlich, abgesehen von der zweifelhafteren Berechtigung im gegebenen Falle und gegenüber den gemeinrechtlichen Quellen, der neuesten Gesetzgebung in der Erkenntniß der für die Sicherheit des Verkehrs wünschenswerthen Ausgestaltung entgegengekommen. — Sodann aber gehört hierher die umfassende Darstellung, in welcher B. in v. Holtzendorff's Encyklopädie der Rechtswissenschaft (1870, 3. Aufl. 1877) „Das heutige Römische Recht" behandelt. Die Kürze und Klarheit, die elegante Form und der gediegene Inhalt dieses Ueberblicks über das Pandektenrecht sind von vornherein allgemein anerkannt worden und so erfreut sich dieses Werk auch heute noch vielfacher Bewunderung. Des Verfassers besondere Gabe für künstlerisch abgerundete und übersichtliche, gemeinfaßliche Gestaltung eines reichen von ihm meisterhaft beherrschten Stoffes kommt ihm da besonders zu statten. Es gelingt ihm, bei aller Knappheit die theoretischen Grundzüge im Zusammenhange unter sich und mit der praktischen Wirkung vorzuführen. Leider ist ein „Lehrbuch des Pandektenrechts", welches B. nicht lange vor seinem Tode in Angriff genommen hatte, als dieser eintrat so wenig gefördert gewesen, daß aus des Verfassers Nachlaß nur zwei ganz kleine Stücke davon (in der Sammlung seiner „Kleineren Schriften", Weimar 1882, 2, 452 fg.) veröffentlicht werden konnten.

Zur dritten Gruppe endlich schließen sich zusammen die Beiträge von B. zur antiken Rechtsgeschichte; mit einem solchen Beitrage beginnt ja schon die Reihe seiner Schriften in der bereits angeführten Tübinger Preisarbeit; die Neigung dazu tritt aber weit stärker hervor, seitdem B. die Berliner Professur bekleidet; und besonders handelt es sich von da ab bei den Werken dieser Gruppe um immer schärfere Ausprägung der streng philologischen Methode, obschon er sich diese dazu selbst erst neu, in bereits vorgeschrittenem Alter, aneignen mußte. Den Uebergang vermitteln gewissermaßen die stetig einander folgenden Ausgaben seiner „Fontes juris Romani antiqui" (zuerst 1860, 4. Aufl. 1879), indem da nämlich diese zunächst nur geschickt zur Bequemlichkeit für den akademischen Gebrauch zusammengestellte, diesem Umstande wol auch ihre allgemeine akademische Benutzung verdankende Sammlung von Auflage zu Auflage strenger philologische Gestalt annimmt, sodaß nach des Verfassers Tode die 5. Auflage (1887) von Mommsen, wennschon unter abermals und dieses Mal weit energischer eingreifender Umgestaltung nach der angegebenen Seite hin, besorgt werden konnte. — Die Aufsätze von B., welche dieser Richtung angehören, sind im wesentlichen folgende: „Die Römischen Popular-

klagen", in d. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte 3, 341 fg., von 1864; „Zur Geschichte der Cession", in Symbola für Bethmann-Hollweg, 1868; „Die Unterschriften in den Römischen Rechtsurkunden", Festschrift, und „Die Erztafeln von Osuna", in d. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte 12, 82 fg. 172 fg., beide von 1876; „Die sieben Zeugen des Römischen Rechts" (Commentationes in honorem Theodori Mommseni) 1877; und „Die Testamente der griechischen Philosophen", in d. Zeitschr. d. Savigny-Stiftung, Romanistische Abtheilung, 1, 1 fg., von 1880. — Außerdem ist hierher zu stellen der Abschnitt „Geschichte und Quellen des Römischen Rechts" in v. Holtzendorff's genannter Encyklopädie; und des Verfassers letztes großes Werk, seine Mitarbeit an der Ausgabe des „Syrisch-römischen Rechtsbuches aus dem fünften Jahrhundert", Berlin 1880, deren Abschluß zu erleben ihm eben noch gegönnt war.

Dieses Rechtsbuch zu veröffentlichen hatten sich schon früher, unter der Aegide der Berliner Akademie, Gelehrte verschiedener Fächer verbunden, der Jurist Rudorff mit den Orientalisten Rödiger und Petermann; alle drei waren im Laufe der Jahre 1873—1876 durch den Tod abberufen worden. Nun fand das Werk seine Erledigung, indem B. sich dazu den Orientalisten Sachau gesellte und indem es den vereinten Kräften dieser beiden gelang, verhältnißmäßig rasch zu Ende zu kommen. Namentlich haben sie beide, in fortwährendem Zusammenwirken hier untrennbar verbunden, die deutsche Uebersetzung geliefert; außerdem rührt von B. allein her — während natürlich Textfeststellung und philologische Betrachtungen ausschließlich Sachau's Arbeit sind — eine juristische Bearbeitung in zwei Abschnitten „Erklärung der einzelnen Paragraphen des Rechtsbuches" und „Allgemeine juristische Beurtheilung des Rechtsbuches", letztere handelnd über Quellen, Entstehung und wissenschaftliche Bedeutung. Diese in ihrer ganzen Tragweite ergibt sich jedoch bereits aus dem Commentar zu den einzelnen Paragraphen; ist doch in diesem B. mit größter Sicherheit und Klarheit der Aufgabe gerecht geworden, welche er sich selbst dafür gesetzt hatte und die er dahin kennzeichnet, daß es ihm hauptsächlich darauf ankam, „bei jedem Paragraphen genau festzustellen, ob und woher sein Inhalt uns bereits bekannt sei, oder ob und in welchem Umfange neue Aufschlüsse aus ihm gewonnen werden könnten". Thatsächlich hat sich da mancherlei Gewinn von unmittelbarer Verwerthbarkeit ergeben; daß der mittelbare Gewinn für unsere gesammten Vorstellungen von Recht und Rechtsleben in den Römischen Provinzen des Kaiserreichs ein noch weit höherer ist, kann hier nur eben angedeutet werden; ein Werk wie das von Mitteis über Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des Römischen Reichs (Leipzig 1891) wäre ohne diese wissenschaftliche Großthat von B. und Sachau einfach unmöglich gewesen.

Außerhalb dieser drei Gruppen steht nur Eine Schrift von B., sein Gutachten von 1878 über die Frage: „ob und inwieweit die Testirfreiheit mit Rücksicht auf die Pflichttheilsberechtigung eingeschränkt werden soll?" (Verhandlungen des XIV. Deutschen Juristentages 1, 72 fg. und etwas verändert in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 2, 161 fg.). Wenn B. dieses Gutachten nicht nur mit Gründlichkeit, sondern auch mit besonderer Liebe zur Sache und mit besonderem Verständnisse für den Beruf der Gesetzgebung erstattet hat, so erklärt sich dies aus derselben Gesinnung, welche als die seinige er schon zu Beginn seiner Laufbahn oft und laut verkündet hat. In einem besonderen Aufsatze („Ueber Gegenwart und Zukunft unseres Privatrechts", Jahrbücher der Gegenwart, 1843, Nr. 33—36) wie zu Beginn der Vorrede in seinem „Recht des Besitzes" bekennt er sich als ent-

schlossener Anhänger der Codification und hat deshalb den Anfängen des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches freudige Zuneigung entgegengebracht.

Wir gelangen damit zur Kennzeichnung von Bruns' allgemeiner Stellungnahme in den juristischen Zeit- und Streitfragen seiner Tage. Er hat da nie einer bestimmten Richtung oder einer geschlossenen Schule angehört; über die verschiedenen Einflüsse aber, die sich bei ihm geltend gemacht haben, bemerkt er gelegentlich selbst in treffender Weise, Schrader habe ihm die Neigung zu genaueren historischen Forschungen eingeflößt, Wächter habe seinem Streben eine praktische Richtung gegeben, Hegel dagegen ihm die Nothwendigkeit einer philosophischen Begründung des Ganzen zum Bewußtsein gebracht. — Von diesen verschiedenen Factoren ist offenbar die Wirkung Hegel's am raschesten, soweit sie sich in formaler Gebundenheit an die Philosophie dieses Denkers äußerte, überwunden worden. Diese Gebundenheit verunziert das „Recht des Besitzes" in seinem philosophischen Schlußcapitel; sie soll in Bruns' ersten Pandektenvorlesungen so stark geherrscht haben, daß sein eigener Schwager zu Heidelberg die gesprächsweise an ihn gerichtete Frage Vangerow's, ob es wahr sei, daß sie in Tübingen einen Privatdocenten hätten, der die Pandekten nach Hegel lese, nur bejahen konnte; — dann aber hat sie sich allmählich gelöst und geblieben ist nur eine, wol auch in des Mannes ganzer Anlage ohnehin begründete Neigung zu gelegentlichen rechtsphilosophischen Betrachtungen nebst Anklängen an die Hegel'sche Terminologie — Dinge, die sich selbst noch in den posthumen Pandektenfragmenten bemerklich machen. — Weit stärker tritt die praktische Seite der Begabung, die durch Wächter Nahrung erhalten hat, bei B. hervor; sie ist es, die ihn bestimmt hat, sich auf die Seite der „Codifikanten", wie er es heißt, zu schlagen, sie kommt namentlich seinen dogmatisch-civilistischen Schriften zu statten, auch da, wo er gegen Wächter selbst auftritt, sie durchzieht überhaupt als stets wahrnehmbare und stets förderliche Ader seine ganze Lebensthätigkeit. — Und doch: vorherrschend darin ist das historische Element, der Sinn für Rechtsgeschichte und Rechtsentwicklung, mag es sich nun handeln um die dogmenhistorischen Forschungen des früheren Lebensalters oder um die mehr philologische Richtung der Berliner Epoche, für welche persönlich der Einfluß von und der Anschluß an Mommsen wesentlich mitwirksam gewesen sein soll. Dieser historische Sinn ist dann durch die philosophische wie durch die praktische Seite in B. nur näher bestimmt und orientirt worden, er hat dadurch namentlich seine ursprüngliche Richtung gegen die Verkehrtheiten und Einseitigkeiten der „historischen Schule" im engeren Sinne des Wortes erhalten. Während diese die Rechtsentwicklung nur soweit als berechtigt anerkennt, wie sie abgeschlossen ihr vorliegt, erscheint B. auch die Weiterentwicklung über das Recht der Gegenwart hinaus, namentlich auch durch umfassenden Eingriff des Gesetzgebers, als durchaus angezeigt, wo ein Bedürfniß dafür aus der bisherigen Rechtsgeschichte sich ergibt, wie dies namentlich in Deutschland, für das Privatrecht thatsächlich der Fall ist. Daß dann eine solche Gesetzgebung nicht, wie jene Historiker fürchten, zu einem Bruch mit dem Rechte der Vergangenheit führen muß, erkennt B. deutlich gerade aus historischen Gründen, indem er hervorhebt, der Gesetzgeber sei selbständig nur formal und inbezug auf die Sanction, über den Rechtsstoff, den er als den geschichtlich gegebenen vorfinde, könne er ebensowenig hinweg, wie irgend ein Mensch sonst über die materiellen Bedingungen seines Daseins und Denkens. Und um eben dem Gesetzgeber diesen seinen Stoff vorzubereiten, wandte sich B. in den vierziger Jahren zu denjenigen Partien der Rechtsgeschichte, welche seitens der historischen Schule in unglaublicher, ihren eigenen Principien widersprechender Weise vernachlässigt worden waren, der Weiter-

entwicklung nämlich des gemeinen Rechts seit Justinian bis auf die Gegenwart in der Theorie und in der Praxis seiner Anwendung. Aus alledem erklärt es sich, daß B., während er doch durchaus auf den richtig und weit verstandenen wissenschaftlich-geschichtlichen Anschauungen des Meisters der historischen Schule, Savigny's, fußt, in seinen früheren Schriften sich bisweilen zu recht herber Kritik gegen denselben bestimmen läßt. Es erklärt sich aber aus denselben Umständen, daß B. später, als die Richtung der Zeit sich von der historischen Forschung überhaupt mehr abwandte, sich nun mit steigendem Nachdruck auf eben diese Forschung warf und zwar nach genau derselben vorherrschend classisch-antiken Seite hin, welche von der historischen Schule bevorzugt worden war. Und so war er denn nun auch, ohne Widerspruch zu sich selbst, im Stande, Savigny am 21. Februar 1879 die Gedächtnißrede zu halten und darin die grundlegenden methodologischen Verdienste des Gepriesenen mit besonderer Klarheit und Kraft der Ueberzeugung hervorzuheben.

Will man B. durchaus irgend einer Schulrichtung zugesellen, so wird man nach alledem ihn nicht etwa der Reihe wissenschaftlicher Praktiker einordnen dürfen, welche der geschichtlichen Methode entgegengetreten sind. Ebensowenig gehört er, trotz seiner Hegel'schen Anfänge, zur speculativen Jurisprudenz. Man wird ihn vielmehr zu denjenigen zu rechnen haben, die gegen die erste, engere historische Schule den Kampf auf dem geschichtlichen, auch geschichtsphilosophischen Boden selbst geführt haben, um zu vollerer, allseitiger, namentlich auch gesetzgeberisch productiver, die praktische Aufgabe des Rechts und der Rechtswissenschaft würdigender Entfaltung der historischen Methode zu drängen. Will man in diesem Zusammenhang von einer zweiten oder jüngeren historischen Schule reden, so ist B. als ein Hauptvertreter derselben zu kennzeichnen.

Nachrufe und Biographien von: Goldschmidt, in seiner Zeitschrift für Handelsrecht, gelegentlich der Anzeige von Bd. 1 der Zeitschr. d. Savigny-Stiftung, 26, 337 fg. — Stintzing, i. d. Revue internationale de l'enseignement 1, 3, 276 fg. — Degenkolb, sehr eingehend, mit genauem Schriftenverzeichniß, i. d. Archiv f. d. civilist. Praxis 64, 432 fg. — Ivo Bruns (Sohn unseres Karl Georg B.), vor der gesammelten Ausgabe von dessen „Kleineren Schriften", 2 Bände, Weimar 1882; in dieser musterhaften Sammlung aller nicht buchmäßig erschienenen Schriften von K. G. Bruns auch Unveröffentlichtes aus dem Nachlaß, Reden, Recensionen u. dgl. m. mit bequemen Registern. Ernst Landsberg.

Bruns: Victor von B. ist am 9. August 1812 in Helmstedt geboren. Er besuchte und absolvirte das Gymnasium in Braunschweig und begann auch dort seine medicinischen Studien. Nachdem er den Doctor gemacht hatte, ging er zu weiteren Studien nach Halle und Berlin und ließ sich 1837 in Braunschweig als praktischer Arzt nieder. Neben der Praxis hielt B. anatomische Vorlesungen und wurde 1839 in Braunschweig Professor der Anatomie. Aus jener Zeit stammt sein „Lehrbuch der allgemeinen Anatomie des Menschen nach eigenen Untersuchungen" (Braunschweig 1841). Um auch chirurgische Collegien abhalten zu können, machte B. dann eine größere Reise und besuchte viele Universitäten Deutschlands, Wien und Paris.

1843 erging ein Ruf aus Tübingen als Ordinarius der Chirurgie an ihn, dem er Folge leistete. B. fing dort mit sehr kleinen Verhältnissen an, wußte aber mit großer Energie den Stand der Klinik auf ein wesentlich höheres Niveau zu heben. Er war sowol als Arzt wie als Lehrer außerordentlich gewissenhaft, und unablässig bemüht, Material und Besuch der Klinik

zu mehren. Seine Kenntnisse der Anatomie und Pathologie sowol wie seine eingehende Beschäftigung mit der Mikroscopie kamen ihm als Lehrer besonders zu statten. Außerdem zeichnete sich sein Vortrag stets durch scharfe Logik aus. Von der Anregung, die er seinen Schülern für wissenschaftliche Arbeiten zu geben wußte, zeugen die zahlreichen unter seinem Einfluß entstandenen Dissertationen. Seine eigenen Arbeiten zerfallen in drei Gruppen: 1. Das Handbuch der praktischen Chirurgie: a) „Die chirurgischen Krankheiten und Verletzungen des Gehirns und seiner Umhüllungen" (Tübingen 1854), b) „Die chirurgische Pathologie und Therapie der Kau- und Geschmacksorgane" (Tüb. 1859), c) „Die Durchschneidung der Gesichtsnerven bei Gesichtsschmerzen" (Tüb. 1859), „Chirurgischer Atlas" (1853 und 1859). 2. Die laryngologischen Arbeiten: „Die erste Ausrottung eines Polypen in der Kehlkopfhöhle durch Zerschneiden, ohne blutige Eröffnung der Luftwege" (Tübingen 1862; Nachträge 1863), „Die Laryngoscopie und laryngoscopische Chirurgie", mit Atlas (Tübingen 1868 und 1873), „Dreiundzwanzig neue Beobachtungen von Polypen des Kehlkopfes" (Tüb. 1868). 3. Das Handbuch der chirurgischen Praxis: „Die chirurgische Heilmittellehre" (Tübingen 1868 bis 1873), „Die Arzneioperationen oder Darstellungen sämmtlicher Methoden der manuellen Application von Arzneistoffen" (Tüb. 1869), „Die Galvanochirurgie oder Galvanokaustie und Elektrolysie bei chirurgischen Krankheiten" (Tüb. 1870), „Die galvanokaustischen Apparate und Instrumente, ihre Handhabung und Anwendung" (Tüb. 1879). 1844 erschien seine Arbeit „Ueber das Verfahren der Amputation mit Zirkelschnitt und vorderem Hautlappen". — Ursprünglich wollte B. auf Grund aller vorhandenen wissenschaftlichen und praktischen Arbeit aller Länder und gegründet auf seine eigene große Erfahrung die gesammte Chirurgie beschreiben in einem allgemeinen und einem speciellen Band zur unmittelbaren Verwerthung am Krankenbett. Das Werk konnte jedoch nach den ersten zwei Bänden nicht fortgeführt werden, da B. sich dann ganz der Laryngochirurgie zuwandte, die er recht eigentlich geschaffen und ausgebaut hat und in seinem 1865 erschienenen Buch „Laryngoscopie" ꝛc. nach ihrer technischen wie theoretischen Seite als neues Gebiet der operativen Chirurgie mit Vollständigkeit darstellte. Sein „Handbuch der chirurgischen Praxis", in dem Galvanokaustik und Elektrolyse schon Berücksichtigung finden, gehört zu den besten Handbüchern der Chirurgie, die geschrieben worden sind. Später widmete sich B. nochmals der Laryngochirurgie und machte ausgedehnte Versuche, einen brauchbaren Phonationsapparat zu schaffen. Am 26. October 1881 traf B. ein Schlaganfall, von dem er sich zwar erholte, der ihn jedoch zwang, im Februar 1882 um seine Pensionirung einzukommen. Von den Folgen eines weiteren Schlaganfalls mit schweren Lähmungen erlöste ihn eine Lungenentzündung am 18. März 1883. B. gehörte zu den ersten Chirurgen des Jahrhunderts, sein Ruhm und seine Praxis gingen weit über Deutschland hinaus. Als 1854 an ihn ein Ruf nach Kiel erging, blieb er Tübingen treu. Von dort aus machte er auch die Feldzüge 1866 und 1870/71 als consultirender Chirurg mit den württembergischen Truppen mit.

Mögling, Nekrolog auf Bruns, Berliner klin. Wochenschr. 1883.

Hildebrand.

Bruns: Anton B., kais. oberster Feldprediger, geboren am 13. Februar 1518 zu Müglitz in Mähren. Nach Absolvirung der philosophischen Studien in Prag und Krakau, trat B. in den ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Stern in Prag und wurde 1541 zum Priester geweiht. Von leidenschaftlicher Sehnsucht erfüllt, gegen die Türken zu kämpfen oder wenigstens

als Priester an dem Feldzuge gegen sie theilnehmen zu können, bat er den Ordensgeneral Wenzel Hradesinsky von Hradešin um die Erlaubniß, sich den Truppen seines Landsmannes, des mährischen Feldherren Heinrich Mezřicky von Lomnice anschließen zu dürfen, welcher ihn auch bereitwilligst in das mährische Kriegslager mitnahm. Von 1542—1545 fungirte B. als Feldpater mit Wort und Schwert und seinen feurigen, begeisterten Predigten lauschten bald Officiere und Soldaten mit gespannter Aufmerksamkeit. Nach dem Waffenstillstande vom Jahre 1545 kehrte B. in das Prager Kreuzherren-Ordenshaus zurück und wurde als Seelsorger auf den Ordensstationen verwendet, im J. 1552 aber zum Generalgroßmeister des Kreuzherrenordens erwählt. Als der Krieg mit den Türken neuerdings ausbrach, wurde B., auf den Kaiser Ferdinand schon früher aufmerksam geworden war, zum obersten Feldprediger und Generalvicar der kaiserlichen Armee und gleichzeitig zum Geheimen Rathe ernannt. Seiner außerordentlichen Wirksamkeit in dieser Stellung kam es besonders zu gute, daß er fünf lebende Sprachen vollkommen beherrschte. Infolge seiner ersprießlichen Thätigkeit und seines Ansehens wurde B. im J. 1558 zum Bischof von Wien ernannt, und als nach dem Entschlusse Kaiser Ferdinand's der Prager erzbischöfliche Stuhl, nach mehr als 140jähriger Vacanz wieder besetzt werden sollte, fiel die Wahl auf B., und da dieser einerseits zu den befähigtesten Männern seines Landes zählte, andererseits in Ermangelung einer Dotation für das ganz verarmte Erzbisthum von den Einkünften des Kreuzherrenordens leben konnte, so wurde er im J. 1561 zum Erzbischof ernannt, behielt für einige Zeit auch noch das Bisthum Wien und blieb bis zu seinem Tode Generalgroßmeister des ritterlichen Kreuzherrenordens. Im J. 1562 wurde B. zu dem Concil von Trient als erster kaiserlicher Legat und Orator entsendet. Dort entwickelte er die segensreichste Thätigkeit, um insbesondere die religiösen Wirren in Böhmen durch die endliche Bewilligung des Kelches zum Abschlusse zu bringen. Als Erzbischof von Prag sah B. es als seine Hauptaufgabe an, die Reform der Sitten im Clerus und im Volke durchzuführen; ein treuer Sohn der katholischen Kirche bediente er sich keiner Zwangsmittel, keiner Verfolgung, keiner Ruhestörung, Sanftmuth und ein musterhafter Lebenswandel waren die Waffen, mit denen er die Gegner seiner Kirche bekämpfte. B. starb am 28. August 1580 und wurde im Prager St. Veits-Dome, in der Kapelle des heil. Johannes begraben.

Die Acten des Kreuzherrenordens in Prag. — Vaterländisches Ehrenbuch, herausg. von Teuffenbach, I, 377. Oscar Criste.

Büchel: Konrad B., Jurist, geboren zu Fulda am 30. November 1800, studirte zuerst Theologie, später Rechtswissenschaft in Marburg, promovirte dortselbst mit der besten Note 1828, ebenda Privatdocent, außerord. Prof. 1838, ord. Prof. 1843, vom Lehramte zurückgetreten 1870, † am 14. März 1875. — Er war wesentlich Romanist, und zwar ein solider Vertreter der historischen Schule in ihrer dogmatischen Richtung; seine litterarische Hauptleistung bilden seine „Civilrechtlichen Erörterungen", d. s. gesammelte Aufsätze über verschiedenerlei Materien, erschienen in 1. Aufl. Marburg 1832—1839, in 2. Aufl. ebenda 1847.

Ueber ihn Teichmann in v. Holtzendorff's Rechtslexikon I, 425.

Ernst Landsberg.

Bucher: Jordan B., katholischer Theolog, geboren am 5. März 1823 zu Friedingen, Oberamt Tuttlingen, in Württemberg, † am 18. März 1870. Er studirte in Tübingen Theologie und Philologie, wurde 1848 Dr. phil. und empfing am 4. September 1848 die Priesterweihe. Darauf wurde er im December 1848 Präceptoratsverweser in Mengen, am 30. März 1849

in Horb, im Herbst 1852 Präceptoratscaplan in Buchau, am 21. Februar 1854 als solcher nach Scheer versetzt, am 14. August 1860 Stadtpfarrer in Heilbronn. — Als Student löste B. die von der Tübinger katholisch-theologischen Facultät für 1846/47 gestellte Preisaufgabe: „Welche Quellen benutzte der Evangelist Johannes bei seiner Lehre vom Logos in formeller und materieller Beziehung?" Aus dieser Arbeit veröffentlichte er zunächst den Excurs: „Kritische Bemerkungen zu der von Schwegler und Genossen gemachten Verhältnißbestimmung der Apokalypse zum johanneischen Evangelium", in der Freiburger „Zeitschrift für Theologie", Bd. XXI (1849), S. 150—166. Die ganze Arbeit erschien, mehrfach gekürzt, zuerst unter dem Titel: „Beiträge zur Logologie des Evangelisten Johannes", in der von Scheiner und Häusle in Wien herausgegebenen „Zeitschrift für die gesammte katholische Theologie" (Bd. III, 1852, S. 171—194; Bd. IV, 1852, S. 325—357; Bd. VI, 1854, S. 40—77, 371—421); dann ausführlicher und inzwischen an manchen Stellen umgearbeitet als Buch unter dem Titel: „Des Apostels Johannes Lehre vom Logos, ihrem Wesen und Ursprunge nach historisch-kritisch erörtert" (Schaffhausen 1856). Das hauptsächlichste Interesse concentrirt sich auf die Bestimmung des Verhältnisses der johanneischen Logoslehre zu derjenigen des Philo. Als Voraussetzung für die Erörterungen hierüber hatte B. seine Auffassung der philonischen Logoslehre in einer schon früher veröffentlichten speciellen Schrift eingehender dargelegt: „Philonische Studien. Versuch, die Frage nach der persönlichen Hypostase des in den philonischen Schriften auftretenden Logos auf historisch-pragmatischem Wege zu lösen. Zugleich eine gedrängte Darlegung des philonischen Systems" (Tübingen 1848). Der größere Theil der schriftstellerischen Thätigkeit Bucher's gehört auch weiterhin dem Gebiete der neutestamentlichen Exegese an, mit vorwiegend praktischer Richtung. Hierher gehören die Werke: „Die heiligen Schriften des Neuen Testamentes nach den besten katholischen älteren und neueren Schriftauslegern praktisch erklärt"; davon erschienen vier Bände, die Evangelien und die Apostelgeschichte umfassend (Schaffhausen 1856—1866); „Das Leben Jesu Christi und der Apostel. Geschichtlich-pragmatisch dargestellt"; davon erschien nur der erste Band als für sich bestehendes Werk unter dem Titel: „Das Leben Jesu Christi" (zuerst in Lieferungen, Stuttgart 1857 f., dann als abgeschlossener Band 1859); „Die Gleichnisse unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi" (Schaffhausen 1860); „Biblische Geschichten aus dem Leben und Leiden Jesu Christi" (Schaffhausen 1861); „Das Leben Jesu von D. Fr. Strauß nach der neuen ‚für das deutsche Volk' bearbeiteten Ausgabe in seinen Grundgedanken für christliche Leser beurtheilt" (Augsburg 1864); „Die Chronologie des Neuen Testamentes. Mit geschichtlichen, exegetischen und synoptischen Erörterungen" (Augsburg 1865; einzelne Partien dieser Arbeit waren zuvor in der Oesterreichischen Vierteljahresschrift 1863 und 1865 veröffentlicht worden); als letzte Arbeit Bucher's erschien noch nach seinem Tode in der Oesterreichischen Vierteljahresschrift (X. Jahrg. 1871, S. 541—564): „Exegetische Studie über Römer XI, 25—32, mit Inhaltsübersicht des Römerbriefes". Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Die sieben heiligen Sacramente der katholischen Kirche" (Schaffhausen 1859); „Die sieben heiligen Weihen des Priesterthums der katholischen Kirche" (Schaffhausen 1860; 2. Aufl., Regensburg 1897); die Uebersetzung des Werkes von Achilles Dupuy: „Geschichte des heil. Martin, Bischofs von Tours, und seiner Zeit" (Schaffhausen 1855); „Die Weissagungen Hermanns von Lehnin" (2. Aufl., Tuttlingen 1861); und die „Griechische Vorschule oder kurzgefaßte griechische Grammatik" (Tuttlingen 1861). Eine Anzahl von Erbauungsschriften verzeichnet Neher. Im

„Magazin für Pädagogik" veröffentlichte B. 1851 ff. einige pädagogische Aufsätze.

St. J. Neher, Personalcatalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw. Gmünd 1894), S. 111.

Lauchert.

Bucher: Lothar B. wurde im October 1817 zu Neustettin geboren. Sein Vater war der dort unterrichtende Professor August Leopold B., welcher 1822 an das Gymnasium nach Cöslin versetzt ward. Dort empfing auch der Sohn seine Schulbildung. Er absolvirte das Cösliner Gymnasium Ostern 1835 und ging nach Berlin, woselbst er drei Jahre Jura und Cameralia studirte. Auf Bucher's allgemeine Bildung gewann die damals in Berlin alleinherrschende Hegel'sche Philosophie, auf seine juristische v. Savigny bestimmenden Einfluß, zu dessen eifrigsten Hörern der junge B. zählte.

Am 5. October 1838 trat B. als Auscultator bei dem Oberlandesgericht in Cöslin ein und legte in der Folgezeit die vorgeschriebenen Etappen der juristischen Laufbahn zurück, ohne seine sonstige Ausbildung über den Berufspflichten zu vernachlässigen, aber auch ohne directen Anlaß, irgendwie besonders hervorzutreten. So kam das Jahr 1848 heran, welches einen Wendepunkt, wenn auch noch nicht den entscheidenden, in Bucher's Dasein brachte. Er verdiente sich durch einige Artikel im „Stolper Wochenblatt" die journalistischen Sporen, und diese Thätigkeit lenkte das Augenmerk der Bevölkerungskreise, welche der Gährungsproceß jenes Jahres zu politischem Leben erweckt hatte, auf den federgewandten Juristen. B. wurde als der mit großer Mehrheit erwählte Vertreter des Stolper Kreises nach Berlin entsendet. Dort, in der preußischen Nationalversammlung, gesellte B. sich dem unter Rodbertus'scher Führerschaft stehenden linken Centrum zu. Nach Auflösung derselben wurde er in die zweite Kammer gewählt. Schon damals erwies sich B. als ein, unbeirrt durch den Zauber ephemerer Schlagworte, seine eigenen Wege gehender Politiker, der da wußte, was er wollte, und dieser seiner Erkenntniß in meisterhafter Beredsamkeit Ausdruck lieh. So wenig B. ein „Demokrat" in der landläufigen Bedeutung des Wortes war, so scharf befehdete er gleichwohl im gegebenen Fall die ihm auf conservativer Seite entgegentretenden Tendenzen, wenn sie ihm unzweckmäßig oder verderblich deuchten. So in der Behandlung, welche die Opposition der Zweiten Kammer dem Verhalten Preußens bei den schleswig-holsteinischen Wirren angedeihen ließ, und namentlich als Referent für den Antrag Waldeck, betreffend Aufhebung des seit dem 12. November 1848 über Berlin verhängten Belagerungszustandes. In seiner Eigenschaft als Referent verlas B. in der Sitzung vom 25. April 1849 den von ihm verfaßten Commissionsbericht, um Tags darauf nochmals in freier Rede den gleichen Standpunkt zu vertreten und dem Minister des Innern gegenüber unter Anführung eines äußerst reichhaltigen und einwandfreien autoritativen Materials festzuhalten. Die Niederlage des Ministeriums war damit entschieden, und da es dem Kammerbeschluß auf Aufhebung des Belagerungszustandes nicht Folge geben wollte, so wurde schon Tags darauf, den 27. April, die Kammer aufgelöst. An diesem Tage trat B. zum ersten Male seinem zukünftigen Chef Bismarck persönlich gegenüber. Die denkwürdige Scene verlief am Buffet des Abgeordnetenhauses, unmittelbar nach Verlesung des königlichen Kammerauflösungs-Decrets. Bismarck richtete an den neben ihm am Buffet stehenden Abgeordneten B. die Frage: „Was werden Sie nun thun?" „Ich werde wohl über das große Wasser gehen." „Sie meinen, daß Verfolgungen eintreten werden?" versetzte Bismarck. „Ja!"

antwortete B. „Das glaube ich nicht", schloß Bismarck die kurze und doch charakteristische Besprechung.

Bucher's Ahnung, daß Verfolgungen eintreten würden, hatten ihn nicht getäuscht. Ihm ebensowenig, wie seinen Gesinnungsgenossen, blieb ein Platz auf der Anklagebank erspart. Unter den 42 Mitgliedern der aufgelösten Kammer, gegen welche im Januar 1850 ein Proceß anhängig gemacht wurde, weil sie den Steuerverweigerungsbeschluß vom 15. November 1848 verbreitet und sich an der Abfassung und Verbreitung der Proclamation vom 18. desselben Monats betheiligt hatten, befand sich auch Lothar B. Am 12. Februar kam seine Sache im überfüllten Schwurgerichtssaale zur Verhandlung. B. gestand die vom öffentlichen Ankläger angeführten Thatsachen zu mit der Einschränkung, daß seine Aeußerungen in der Anklage entstellt seien, und vertheidigte sich selber in einem glänzenden Plaidoyer. Die Verhandlungen zogen sich durch mehrere Tage hin. Am 22. Februar wurde der Urtheilsspruch gefällt, dahin lautend, daß B. wegen versuchten Aufruhrs zum Verlust der Nationalkokarde und seiner Aemter als Obergerichtsassessor und Stadtverordneter und zu 15 Monaten Festungsstrafe verurtheilt sei. Der Vollstreckung dieses in seinen Augen ungerechten Urtheils entzog sich B. durch die Flucht. Er gelangte unangefochten nach Hamburg und von dort nach England, wo er für die nächsten fünf Jahre als Correspondent für die „National-Zeitung" seinen Aufenthalt in London nahm.

Bucher's Exil wurde von ihm zu eingehenden Studien der öffentlichen Institutionen Großbritanniens benutzt und zweifellos legte er hier den Grund zu seiner späteren, so großen staats- und wirthschaftspolitischen Bedeutung, welche ihn, als der geschichtliche Moment gekommen, befähigte, einem Bismarck als „rechte Hand" zu dienen. Im Mai 1855 ging B. als Specialberichterstatter für die „National-Zeitung" nach Paris zur Weltausstellung, eine Mission, deren Werth für die Erweiterung von Bucher's Gesichtspunkten nicht gering veranschlagt werden darf. Anfang December kehrte er nach London zurück, wo er seine Correspondententhätigkeit wieder aufnahm und in dem Maaße vertiefen und höher qualificiren konnte, als er durch Anstellung eines zweiten Correspondenten für die mehrgenannte Berliner Zeitung wesentlich entlastet wurde. Ende 1859 machte B. eine Reise nach Griechenland, Constantinopel und Italien. Im folgenden Januar trat Lothar B. über Italien die Rückreise nach London an.

Gegen das Ende seines Londoner Aufenthaltes kam B. durch seine gesellschaftlichen Verbindungen mit einigen anderen, ebenfalls in London weilenden, politischen Flüchtlingen von nationalem Rufe in Berührung, unter ihnen der Italiener Mazzini, der Franzose Ledru-Rollin und der Russe Herzen. Dieselben trugen weiter zu seiner Aufklärung in Sachen der Politik bei, d. h. er erkannte, wie alle diese Herren vermittelst des Nationalitätsprincips Riemen aus dem Felle des biedern und principientreuen deutschen Bären schneiden wollten oder, um deutlicher zu sprechen, für ihre Nationalität auf ein Stück Deutschland, z. B. die Rheingrenze, den Höhenzug der Alpen oder das Polen von 1772 speculirten. Vereint mit Rodbertus und v. Berg nahm B. gegen dieses Treiben im J. 1861 mittelst einer Erklärung und zweier Broschüren Stellung. Die Erklärung datirt vom Januar 1861 und wurde von B. noch in London unterzeichnet. Die Broschüren trugen den Titel: „Seid deutsch! Ein Mahnwort von Rodbertus, v. Berg und L. Bucher", bezw. „An Mazzini. Offener Brief von Rodbertus, v. Berg und L. Bucher". Letztere Broschüre erschien auch in englischer Uebersetzung, alle genannten Schriftstücke hatten

übrigens B. zum Verfasser. Den Londoner Aufenthalt Bucher's beschloß eine Reihe von Vorträgen über deutsche Reichsgeschichte, ein Unternehmen, wozu er die Anregung von einigen in London domicilirten deutschen Kaufleuten erhielt.

Der Entschluß, wieder nach Deutschland zurückzukehren, wurde in B. durch die in Folge des preußischen Thronwechsels im Januar 1861 erlassene Amnestie gereift. Ende März reiste B. von London nach Hamburg ab. Er wollte in Deutschland zunächst seinen Vater besuchen und dann nach einer neuen Lebensthätigkeit Rundschau halten. Während seines kurzen Aufenthaltes in Berlin ließ der damalige Minister des Aeußern, Frhr. v. Schleinitz, ihn durch den Abg. v. Berg wissen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Die Unterredung, die am 16. April 1861 stattfand und von den Broschüren ausging, welche B. kurz vorher mit Rodbertus und v. Berg veröffentlicht hatte, gipfelte in der Aeußerung des Ministers, wenn B. in England bliebe, so würde er sich der Regierung in der Presse nützlich machen können; er würde mit dem Botschafter Grafen Bernstorff in Verbindung gesetzt werden, von ihm Informationen und vorkommenden Falles Geldmittel, freilich sehr beschränkte, erhalten. Er möge sich die Sache überlegen und nach seiner Rückkehr aus Cöslin seinen Entschluß anzeigen. B. machte indeß von dem ihm gewordenen Anerbieten keinen Gebrauch, sondern sagte, als er nach einigen Wochen wieder in Berlin eintraf, dem Minister, er glaube nützlicher sein zu können, wenn er, wie bisher, auf eigene Hand arbeite. Seinen bleibenden Aufenthalt in Deutschland nahm B. erst vom Sommer 1861 an, da die Lösung seiner englischen Verhältnisse zuvor noch einmal eine kurzzeitige Rückkehr nach London erforderlich machte. In diese Zeit fällt die persönliche Bekanntschaft Bucher's mit Ferdinand Lassalle. Letzterer suchte im Spätherbst B. für seine aus Italien mitgebrachten Revolutionspläne zu gewinnen. Indeß war B. über die letzten Consequenzen revolutionärer Zettelungen mit Auslandsverschwörern für den deutschen Michel zu sehr aufgeklärt, um auf Lassalle's Anzapfungen so ohne weiteres zu reagiren. Er sprach sich Lassalle gegenüber brieflich des Näheren aus, und wir ersehen aus der zwischen ihm und dem geistvollen Agitator gepflogenen Correspondenz, daß B. von der Principalfrage Lassalle's, ob es möglich sei, in Deutschland die bestehende Ordnung (oder Unordnung) der Dinge niederzuwerfen und niederzuhalten, den ersten Theil bejahte, den zweiten aber nicht.

Vor seiner ständigen Niederlassung in Deutschland ging B., und zwar wieder als Correspondent für die „National-Zeitung", zur zweiten Weltausstellung nach London. Am 1. Januar 1863 erreichten Bucher's Beziehungen zu der „National-Zeitung" ihr Ende. Er trat in das Wolff'sche Telegraphenbureau ein, wo aber seines Bleibens nicht lange war, da er fand, daß es ihm an der erforderlichen kaufmännischen Veranlagung gebrach. Im Begriff, sich um eine Rechtsanwaltsstelle zu bewerben, wurde ihm von einem Universitätsfreunde, auch Achtundvierziger und Exilsgenossen, Rudolf Schramm, das Erbieten gemacht, seinethalben den Minister des Innern, Grafen Eulenburg, zu sondiren. Als Frucht dieses Schrittes ist die Aeußerung des von Eulenburg befragten Ministerpräsidenten v. Bismarck zu bezeichnen, er glaube, B. im Auswärtigen Amte verwenden zu können. Daraufhin trat denn Lothar B. im December 1864, als dem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, zunächst auf ein Probejahr als Hülfsarbeiter im Auswärtigen Amte ein.

Am 2. December 1865 wurde B. Legationsrath, am 12. März 1867 Wirklicher Legationsrath und vortragender Rath, am 6. März 1872 Geheimer Legationsrath, am 29. December 1876 Wirklicher Geheimer Legationsrath,

am 15. Mai 1886 zur Disposition gestellt, nachdem er bereits im October 1882 Bismarck um seinen Abschied gebeten hatte. Den eindringlichen Vorstellungen des Reichskanzlers war es damals gelungen, ihn zum Verbleiben in seiner Stellung zu bewegen; auf die Frage Bucher's, ob er denn im Dienste zur Ruine werden solle, erwiderte Fürst Bismarck, es sei das ihr gemeinsames Schicksal, dem sich keiner von ihnen entziehen könne.

B. hat im Laufe der Jahre in verschiedenen Decernaten der auswärtigen Politik gearbeitet, vorwiegend war er bei den preußisch-römischen Verhandlungen und in der englischen Politik thätig; aber bei dem Zusammenhange, in welchem die europäische Politik der verschiedenen Länder steht, wurde sein Votum in der allgemeinen Politik auch über die Beziehungen zu anderen Ländern gehört und beachtet. Die Vorzüge seines Stils sind bekannt, derselbe zeichnet sich durch elegante Einfachheit und Klarheit aus, das Phrasenhafte und Ueberflüssige in der Stilistik lag ihm fern.

Im J. 1865 erwuchs B. eine bedeutende Arbeitslast durch die Verwaltung Lauenburgs, das nach der Convention von Gastein an Preußen gefallen war. Auch von der eigentlichen diplomatischen Correspondenz des Auswärtigen Amtes ging ein Theil mit der Unterschrift Bucher's hinaus, so z. B. der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 28. Mai 1880 publicirte Erlaß an den Botschafter Prinzen Reuß wegen der Mittheilung eines päpstlichen Schreibens an den früheren Erzbischof Melchers. Im Parlament als Commissar zu sprechen hat B., solange er im Amte war, keine Gelegenheit genommen. Es gibt überhaupt nur zwei Anlässe, wo derselbe während seines Dienstes nach Außen mehr hervortrat: 1870 in Versailles und 1878 auf dem Berliner Congreß. Ausgezogen war bekanntlich Bismarck in den Krieg von 1870 mit Abeken, Keudell, Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen, aber bereits am 4. October 1870 traf Bucher im Hauptquartier ein, um bis zur Beendigung des Feldzuges beim Kanzler zu verbleiben. Auch bei den Friedensverhandlungen zu Frankfurt a. M. war er zugegen.

Es ist behauptet worden, daß B. schließlich seinen Abschied aus Groll darüber genommen habe, daß Graf Herbert Bismarck als Staatssecretär über ihn gesetzt wurde; diese Annahme verräth eine vollständige Unkenntniß der Sachlage. Nicht diese Ernennung, sondern andere interne Dienstverhältnisse waren es, welche ihm die Schaffensfreudigkeit in der Wilhelmstraße beeinträchtigten. Bülow hatte ihm den Dienst sauer gemacht, nicht gerade als unfreundlicher Vorgesetzter, sondern dadurch, daß seit der Ernennung desselben zum Staatssecretär der persönliche Vortrag der Räthe beim Chef in engere Grenzen zurückgedrängt wurde; bis dahin hatte B. jede mit dem bekannten V. bezeichnete, in sein Decernat fallende Sache selbst dem Kanzler vorgetragen, nun riß Bülow alle Vortragssachen an sich — die Räthe Bismarck's wurden zu Secretären Bülow's. Diese Empfindungen Bucher's steigerten sich unter dem Regimente des Grafen Hatzfeldt, mit welchem der gewöhnliche Verkehr der Räthe sich für eine selbstbewußte Natur wie B. noch schwieriger gestaltete als mit Bülow. Dazu kam, daß auch die unmittelbaren Beziehungen Bucher's zum Reichskanzler, welche der Landaufenthalt des letzteren mit sich brachte, dadurch eingeschränkt wurden, daß Bucher's Arzt den Aufenthalt in Varzin wegen angeblicher Feuchtigkeit des Platzes für das bereits vorhandene Gichtleiden seines Patienten für schädlich erklärte. So lange er sich größerer Rüstigkeit erfreute, und durch seinen Krankheitszustand weniger präoccupirt war, hatte B. denselben gerade in Varzin durch meilenweite Fußtouren über die dortigen waldigen Hügel bekämpft und zugleich das Gefühl der Einsamkeit

überwunden, welches in dieser Abgeschlossenheit auf dem Lande den an großstädtischen Verkehr Gewöhnten gelegentlich beschlich und dadurch verstärkt wurde, daß der Fürst und seine Hausgenossen den größeren Theil des Tages zu Pferde im Freien verbrachten.

Man sucht in der Geschichte umsonst nach einem Seitenstück für das Verhältniß zwischen Bismarck und B. Die Beziehungen beider Männer waren und wurden, je länger sie zusammen lebten, mehr gemüthlicher und freundschaftlicher als geschäftlicher Natur, sie unterschieden sich darin von denen, welche der Kanzler zu Wagener, zu Abeken und zu anderen Mitarbeitern gehabt hat. Fürst Bismarck war noch nicht 14 Tage aus dem Dienst, als die Blätter bereits die Meldung brachten, Lothar B. sei zu längerem Aufenthalte in Friedrichsruh eingetroffen. Er stand damals im 72. Lebensjahre; das spärliche Haupthaar war gebleicht, die Haltung des Körpers etwas nach vorn gebeugt, der Gang vorsichtig, fast schleppend; aber aus dem hellen Auge leuchtete noch immer jugendliches Feuer, die Gesichtszüge zeigten die alte Festigkeit und sein Herz schlug noch mit gleicher Wärme für den Mann, der ihn vor 26 Jahren an seine Seite gerufen hatte. Die Neugierigen fragen, was B. denn im Sachsenwalde dem Altreichskanzler für Dienste geleistet hat? Er hat dem Fürsten als Freund zur Seite gestanden, und zwar nicht bloß vorübergehend als Gast, sondern dauernd, als Hausgenosse, unter Aufgebung persönlicher Wünsche und Neigungen.

Die Nachricht von seinem Ableben kam für seine Freunde völlig überraschend, selbst in Varzin, von wo die Augen stets voll Theilnahme auf ihn gerichtet waren, war bis zwei Tage vor seinem Tode eine beunruhigende Nachricht über sein Befinden nicht zu vernehmen; am 10. October 1892 verlautete daselbst, daß B. in Glion sur Territet bei Montreux schwer erkrankt sei. Am 11. October dort aufgegebene Telegramme sagten bereits, daß sein Zustand ohne Hoffnung sei. Mit seinem Hingang hatte Bismarck, wie er selbst sagte: „seinen selbstlosesten Freund verloren".

Die Bedeutung Bucher's im Dienste Bismarck's ist durch die im Jahre 1899 erfolgte Veröffentlichung von Moritz Busch, „Tagebuchblätter" (3 Bde., Leipzig) besonders hell beleuchtet worden. Bucher's Feder zeigt sich in zahlreichen Instructionen, welche er an M. Busch gelangen ließ, in glänzendem Lichte. Auf der anderen Seite hat es aber dem Andenken Bucher's sehr geschadet, daß Busch ihn — gleich Bismarck — gewissermaaßen nackt gezeigt hat, als einen zum Schlusse fast krankhaft gereizten Mann, dem schließlich keiner mehr etwas recht machen konnte, sein großer Lehrmeister Bismarck nicht ausgeschlossen.

Heinrich v. Poschinger, Ein Achtundvierziger. Lothar Bucher's Leben und Werke. Drei Bände. Carl Heymann's Verlag in Berlin.

Heinrich v. Poschinger.

Buchka: Hermann Friedrich Ludwig Rudolf v. B., Jurist, geboren am 19. Juni 1821 zu Schwanbeck bei Friedland in Mecklenburg-Strelitz, † am 15. Juni 1896 zu Schwerin. B. war ein Sohn des am 6. Februar 1863 verstorbenen Präpositus und Kirchenrathes Johannes Gabriel Gottlob B., welcher seit 1808 das Predigtamt in Schwanbeck bekleidete. Er studirte seit 1837 in Göttingen, Berlin und Heidelberg, wo er die von der juristischen Facultät gestellte Preisaufgabe löste (in einer Umarbeitung erschien die Preisschrift unter dem Titel: „Der unvordenkliche Besitz des gemeinen deutschen Civilrechts". Heidelberg 1841) und 1841 die Doctorwürde erlangte. Im

folgenden Jahre bestand er auch die erste juristische Prüfung für den mecklenburgischen Staatsdienst und wurde am 28. Juni dem Domanialamte Toitenwinkel zu Rostock als Auditor ohne Stimmrecht beigegeben, nahm jedoch schon am 4. Februar 1843 seine Entlassung aus dem mecklenburg-schwerinschen Cameraldienste, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Er habilitirte sich darauf, nachdem er von dem gesetzlich vorgeschriebenen Disputationsacte dispensirt worden war, mittels einer besonderen Vorlesung, die „über den Begriff und die Strafbarkeit des Versuches von Verbrechen" handelte, am 6. Mai desselben Jahres an der Rostocker Universität. Seine Habilitationsschrift führt den Titel: „De pignore nominis" (Rostoch. 1843). Später erschien: „Die Lehre vom Einfluß des Processes auf das materielle Rechtsverhältniß, historisch und dogmatisch dargestellt" (2 Bde., Rostock 1846 f.). Die von ihm angekündigten Vorlesungen sind, nach den Semestern geordnet, folgende: gemeiner deutscher Civilproceß, Repetitorien und Examinatorien; gemeines deutsches Criminalrecht, Institutionen des Civilrechts; Civilproceß; gemeines deutsches Criminalrecht; Pandekten (12stündig), gemeiner und mecklenburgischer Civilproceß, römisches Actionenrecht; gemeines deutsches Criminalrecht; gemeiner und mecklenburgischer Civilproceß, Exegeticum über auserwählte Titel der Pandekten; gemeines deutsches Criminalrecht, Erklärung auserwählter Theile der Pandekten. Am 2. October 1847 folgte B., nachdem er die Prüfung vor dem Oberappellationsgerichte zu Rostock abgelegt hatte, einem Rufe als Justiz- und Consistorialrath nach Neustrelitz, wo er von Michaelis 1848 bis ebendahin 1849 auch an den Geschäften der Landesregierung interimistisch theilnahm. Hier schrieb er: „Gedanken über die Reform des mecklenburgischen Civilprocesses nebst einleitenden Bemerkungen über die künftige Organisation der mecklenburgischen Gerichte" (Neustrelitz 1848) und: „Die Lehre von der Stellvertretung bei Eingehung von Verträgen, historisch und dogmatisch dargestellt" (Rostock 1852). Im März 1852 wurde er vom Großherzoge von Mecklenburg-Strelitz an das Rostocker Oberappellationsgericht als Hülfsarbeiter abgeordnet und im Januar 1853 zum Oberappellationsgerichts-Rath ernannt. In dieser Stellung gab er zusammen mit dem späteren Präsidenten Dr. Budde die ersten fünf Bände der „Entscheidungen des mecklenburgischen Oberappellationsgerichtes zu Rostock" (Wismar 1855—63) heraus. Am 2. Januar 1866 übertrug ihm das Vertrauen des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin den verantwortungsvollen Posten des Vorstandes des Justizministeriums (mit dem die geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten verbunden sind) mit dem Charakter eines Staatsrathes. Als solcher wirkte B. zur Zufriedenheit seines Fürsten und zum Segen des Landes in unausgesetzter Arbeit 27 Jahre lang; besonders machte er sich durch die umsichtige Durchführung der neuen Reichsgesetzgebung verdient. Es fehlte ihm auch nicht an Anerkennung mannigfacher Art: sein Landesherr verlieh ihm 1877 das Prädicat „Excellenz", belehnte ihn 1880 mit dem heimgefallenen Rittergute Wietow (im ritterschaftlichen Amte Mecklenburg) und erhob ihn am 2. Januar 1891 in den erblichen Adelstand; an demselben Tage verliehen ihm sowohl die theologische als auch die medicinische Facultät der Landesuniversität die Würde eines Doctors honoris causa. An Ordensdecorationen besaß er das Großkreuz mit der Krone in Gold vom Hausorden der Wendischen Krone, und viele andere. Als B. wegen zunehmender Kränklichkeit aus dem activen Staatsdienste scheiden mußte, erhielt er am 31. März 1893 den Charakter eines Wirklichen Geheimen Rathes.

Benutzt wurden verschiedene Jahrgänge des Mecklenburg-Schwerin'schen

Regierungsblattes, Lectionsverzeichnisse der Rostocker Universität, bibliographische Werke u. s. w.; vgl. auch die Deutsche Encyclopädie s. v.

Heinrich Klenz.

Büchmann: Georg B., Philolog, wurde am 4. Januar 1822 zu Berlin geboren. Er legte auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium den Grund zu gründlichen Sprachkenntnissen, besonders durch die bekannten Pädagogen Aug. Meineke und Ludw. Wiese gefördert, und studirte seit 1841 auf der dortigen Universität anfangs Theologie, bald, durch Aug. Boeckh und Panofka angezogen, Philologie und Archäologie. Auf dem Boden der allmächtigen Hegel'schen Philosophie erwarb er sich früh eine glänzende Dialektik, so daß die Jugendgenossen seine Redegewandtheit nebst schlagfertigem Witz noch später rühmten. 1844 schloß B. die akademischen Studien ab und wurde Hauslehrer bei Warschau, wo er polnisch lernte, promovirte October 1845 in Erlangen („Ueber die charakteristischen Differenzen zwischen den germanischen und slawischen Sprachstämmen") und befestigte dann in Paris, zugleich Institutslehrer, seine französischen Sprachkenntnisse. 1848 machte B. in Berlin die staatliche Lehramtsprüfung, danach das Probejahr am Französischen Gymnasium ab, war drei Jahre Lehrer an der v. Saldern'schen Realschule zu Brandenburg, seit 1854 an der Friedrich-Werder'schen Gewerbeschule in Berlin. $23^1/_2$ Jahre gehörte er deren Lehrkörper als hochgeschätztes Mitglied an. Die Folgen eines schweren Sturzes nöthigten ihn 1877 zur Pensionirung aus dem Amte, wo Schüler und Collegen ihn wegen seiner Anregungen und amtlichen wie persönlichen Hingabe hoch verehrt hatten. Fortan lebte B., von der Gattin gepflegt, in ernstem Litteraturstudium dem weiteren Ausbau seines Werkes, das ihn seit anderthalb Jahrzehnten beschäftigt hatte und seinen Namen auf der ganzen Erde bekannt gemacht hat. Mit Herbst 1882 mußte der Leidende seinem Forschen und Suchen entsagen. Nach allmählichem Hinschwinden der Kräfte traf ihn ein erwünschter Tod am 24. Februar 1884.

Zwei Eigenschaften befähigten B. für die schwierige Aufgabe, an deren Lösung er die ganze Muße des reifen Mannesalters gesetzt hat: die Gabe, fremde Sprachen leicht und sicher zu erlernen, zu verstehen und in ihren Geist einzudringen, andererseits eine umfassende Belesenheit in der Weltlitteratur. Besonders groß waren seine Kenntnisse, außer in den drei antiken Sprachen, in den germanischen und romanischen, daneben im Polnischen. Die Tochtersprachen des Lateinischen, vornehmlich das Provenzalische, studirte er genauer, speciell noch das Französische und Englische, die beide er zum Lehrgegenstande erkor. Er veröffentlichte in Schulprogrammen seine Dissertation (s. o.), „Ueber Wort- und Satzfügung im Neuschwedischen", über Longfellow (1858), in seines Freundes Ludw. Herrig — der von diesem gegründeten „Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen" galt er als Zierde und Leitstern — „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen" vielgelobte „Beiträge zur englischen Lexikographie", mancherlei Aehnliches in Fachzeitschriften. Als die Verlagshandlung George Westermann das überall eingebürgerte „Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache" von M. A. Thibaut (d. i. — nach Ferd. Michel's Aufklärungen, Frankfurter Ztg. Nr. 223 vom 13. August 1899, 4. Morgenbl. — Johann Gottfried Haas, 1737—1815, unter dem eigenen Namen 1786—88, schon in der 2. Ausg. 1806 unter dem heute allein bekannten Pseudonym) für die veränderten Bedürfnisse und nach neueren Gesichtspunkten und Hülfsmitteln umgestalten lassen wollte, betraute sie B. und dessen Collegen Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber damit. Der hauptsächlichste Antheil an der vortrefflichen, innerhalb dreier Jahre durchgeführten allseitigen Neubearbeitung des berühmten geradezu populär ge-

wordenen Lexikons, die 1871 mit der 60. Auflage hervortrat, entfällt bezüglich des sehr wesentlichen Fortschritts auf Büchmann's Conto, dabei nicht in letzter Linie die unbedingte Verläßlichkeit der idiomatischen Auskunft, die lichtvolle, auch typographisch verfeinerte Anordnung, die Rücksicht auf das moderne Leben, diese zwei Vorzüge wie bei seinem Haupt- und Lebenswerke. Diese neue Gestalt reichte im ganzen aus, bis 1883 die 100. (Jubiläums-) Auflage, von Wüllenweber und Dickmann gründlich durchgesehen und erweitert, und 1898 die 141. Auflage „vollständig umgearbeitet" von Wüllenweber erschien (seitdem 5 unveränderte Abdrucke). Büchmann's vielseitiges Sprachwissen bewährte der zündende Vortrag „Ueber den Berliner Adreßkalender", im Berliner königl. Schauspielhause am 22. Januar 1862 gehalten und danach gedruckt, um, etwa nach Hoffmann's v. Fallersleben Vorgang für Hannover und Braunschweig, Familiennamen der Stadt zu erklären.

Alle Seiten seines Wissens und Verständnisses vereinigten sich, als ihn „Handbook of familiar quotations. Chiefly from English authors. By J. R. P. (A new edition. London 1853)" und „L'esprit des autres. Par Edouard Fournier (Paris 1855)" reizten, gleich den Engländern und Franzosen unsere landesüblichen Citate festzustellen und nach Erstgebrauch wie Variation zu verfolgen. 1863 sprach B. in der „Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen" über „gefälschte Citate", 1864 im königl. Schauspielhause über „landläufige Citate", die er bei diesem Anlasse mit dem seitdem geläufigeren Ausdrucke „geflügelte Worte" belegte. Noch in demselben Jahre trat, 220 Seiten stark, das Buch „Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann" vor das Publicum. Allmählich ist nun dies eigenartige erläuternde Lexikon bis auf mehr als den dritthalbfachen Umfang angewachsen. Es setzte sich zum Ziel, möglichst alle in Deutschland „allgemein bekannten und angewandten Worte, deren Ursprung sich urkundlich belegen läßt", zusammenzutragen und eben nach ihrer Herkunft zu inquiriren. Büchmann's Benennung hat sofort allgemeinen Anklang gefunden, ist bereits allgültig geworden und selbst über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen (12. Aufl., 1880, S. 1). So wurde das Buch ins Holländische (1871, „Gevleugelde Woorden", unselbständig), Dänische (1878 u. 1881, O. Arlaud, „Bevingede Ord"), Schwedische (1880, A. Ahnfelt, „Bevingade Ord"), Italienische (1895, G. Fumagalli, „Chi l'ha detto?", 3. Aufl. 1900), Magyarische (1895, B. Tóth, Szájrul szájra"), Russische (2. Aufl. 1896, M. J. Michelson, „Chodjačija i mětkija slova") mehr oder weniger sklavisch übertragen, nicht aber ins Englische (unabhängig erschien 1869: John Bartlett, „Familiar quotations") oder Französische, von manchen Nachahmern als Basis für Pendants gewählt oder für mehr oder weniger selbständigen Abklatsch ausgeschlachtet. Die Hauptbeispiele für diese beiden Arten sind unten am Ende aufgezählt. In den weitesten Kreisen der Gebildeten fand die reichhaltige Sammlung gebräuchlicher nachweisbarer Citate lebhaftesten Anklang, bei Litteraturkennern und den Freunden der ihren Prägern nach bekannten gangbaren Sentenzen-Scheidemünze verdiente Beachtung. Der Appell um Zusätze und Berichtigungen bei jeder Auflage fand lautes Echo bei den Lesern, den Benutzern, und B. bekam reichlich Gelegenheit, über die daraufhin geschickten Beiträge mit herzlich aufrichtigem Danke in einem fesselnden Aufsatze „Sechshundert Correspondenten" in der „Gegenwart" 1879, Nr. 39 (27. Sept.) zu quittiren. Aus den 750 Nummern der ersten Anlage waren 1892 bei der 17. Herausgabe, die Walter Robert-tornow, die sieben letzten Jahre Büchmann's schon dessen „Collaborator", gleich der 14.—18. Auflage (1884—95) auf dessen Wunsch, treulich besorgt hatte, 2260 geworden. Und seitdem ist, nach des kundigen Fortsetzers Robert-

tornow (geboren am 14. Juli 1852 zu Ruhnow i. Pommern) Tode (als Berliner Bibliothekar Kaiser Wilhelm's II., 17. Septbr. 1894 zu Helgoland), das kuriose Nachschlagewerk, trotz ernstlicher Hut der vorsichtigen Principien seines Urhebers, noch etwas angeschwollen von dem Verleger, der alten Haude und Spener'schen Buchhandlung in Berlin, pietätvoll im Sinne Büchmann's weitergepflegt. Nachdem kurz vor Robert-tornow's Tode das 100 000. Exemplar die Presse verlassen hatte (vom 100 000. erschien eine Prachtausgabe auf Schreibpapier mit Porträtradirung auf Japanpapier), trat unter Redaction Konrad Weidling's von der Familie des Verlegers 1898 die 19. vermehrte und verbesserte Auflage, auf 563 Seiten Text angeschwollen, endlich 1900 die 20., auf 592 Seiten Text erweitert, vom Oberbibliothekar Dr. Eduard Ippel zu Berlin sorgsam überwacht, hervor, wo der Begriff „Geflügelte Worte" schärfer gefaßt und deshalb mancherlei nicht streng Hingehöriges gestrichen ist (Verdeutschungen von Fremdwörtern, technische Ausdrücke u. ä.), andererseits Gesangbuch, Oper, Commersbuch mehr ausgebeutet sind, die Geschichte jedes Beispiels von dem uns bekannten ältesten Anwender als „Geflügelte Worte" aufwärts verfolgt wird. So hat sich Büchmann's mehr und mehr in die Breite gegangenes, aber auch an innerer Festigkeit und Geschlossenheit wesentlich gewachsenes Geisteserzeugniß zum Range eines — cum grano salis — deutschen Hausbuchs emporgeschwungen und ist ein Denkstein unserer nationalen Bildung geworden.

Aus den öffentlichen Anerkennungen, die B. zu Theil wurden, stechen hervor die Verleihung des Professortitels (1872) und des Ordens vom Rothen Adler (1877) durch den König von Preußen. Uebrigens ist B. auch mit einem ganz anders gerichteten Werkchen ins breitere Publicum gedrungen, indem von dem anmuthigen „Märchenbronnen", den er 1851 mit seinem Schulfreunde Ludwig Pomtow herausgab, noch einige Stücke über den Beifall der vorigen Generation hinaus bis heute in Sammlungen fortleben. Für Büchmann's lauteren Charakter zeuge eine Aeußerung seines besten Freundes aus jenen und späteren Tagen: „Mit der Freude an seinem Schaffen vereinte er die anspruchsloseste Bescheidenheit. Streng gegen sich selbst, war er liebevoll gegen Andere, anerkennend und voll Wohlwollen. Nur der Lüge und hohlen Phrase oder der Unduldsamkeit gegenüber konnte er schroff werden".

Kurze Notiz Meyer's Conversationslexikon[5] III, 631a; authentischer Artikel mit allen Hauptdaten vom Unterzeichneten im Brockhaus'schen 14. Aufl. s. v. B. (vgl. ebd. s. v. „Geflügelte Worte"). Hauptquelle der „Nachruf" in der ersten posthumen Auflage der „Geflügelten Worte", der 14., von 1884 (S. V—X), den Robert-tornow unter Beihülfe zweier dort genannten Freunde Büchmann's schrieb; er wurde seitdem immer wieder abgedruckt, Büchmann's charakteristisches Bildniß vor dem Titel (von Hans Meyer) bei jeder Auflage seit der 14. wiederholt, desgleichen die wichtige Erklärung Büchmann's zum Titel und dessen Vorgeschichte aus der 12. (1880, S. 1—3, sowie S. 247—249) und 13. Auflage. Wie diese Einleitung Büchmann's ist die Robert-tornow's zur 14. Aufl., S. XI—XV, zum Verständnisse der Entwicklung der „Geflügelte Worte" unentbehrlich. Man muß beachten, daß sämmtliche seit Büchmann's Tode erschienenen Ausgaben der „Geflügelte Worte" die große Fülle von Belegen und Parallelen (die übrigens reiches Material zur vergleichenden Litteraturgeschichte, bes. Stoffgeschichte u. Motivkunde enthalten) gestrichen und so trotz der Einschübe von Citaten das Ganze um ein Sechstel verkürzt haben: man sehe z. B. außer den Nachweisen über den Ausdruck „Geflügelte Worte" selbst den „Anhang" der 13. Ausgabe letzter Hand; natürlich ist der ständige Zuwachs der neueren Ausgaben eigens zu veranschlagen. — Aus der großen

Zahl von Recensionen seien nur die der 1. Ausgabe aus Reinh. Köhler's Feder im „Litter. Centralbl." 1865, Nr. 9, Sp. 241 (s. jetzt ebd. 1900, Nr. 50, Sp. 2115), sowie die H. Blümner's, „Die neueste Auflage der Geflügelten Worte", i. d. „Grenzboten" 1895, 1. Bd., S. 312 ff. erwähnt, die Robert-tornow's Arbeit lobt, sich aber gegen termini technici u. ä. Ausdrücke, die nicht wirkliche Citate sind, ausspricht, was Ippel's obgenannte Reform mit beeinflußte. Verzeichnet sei auch, zumal weil nicht weiter controlirbar, die Notiz R. M. Meyer's i. d. Jahresberichten f. neuere dtsch. Litteraturgesch. IV. Bd., IV, 5, 392 f. über Robert Hein, den Helfer Büchmann's (vgl. z. B. „Gefl. Wrt."[12], S. 3) und Nachsammler Hoffmann's v. Fallersleben, auf Grund des Nekrologs National-Ztg. 1893, Nr. 390 (wozu er des Unterzeichneten Nachruf i. „Am Urquell" IV, 152 stellt): er „erlebte eine schwere Enttäuschung; der fleißige Leser und Aufspürer hatte gehofft, seine Kenntnisse und Talente als Herausgeber der ‚Geflügelten Worte' verwerten zu können, was ihm versagt blieb".

Seitenstücke, Nachahmungen, Auszüge der „Geflügelten Worte": M. Lehmann, Sentenzenschatz; „Weltliche Texte. Aphorismenschatz der Weltlitteratur. Gesammelt von F. Hoddick", 3. Aufl., 1898; W. L. Hertslet, Treppenwitz der Weltgeschichte, 4. Aufl.; Herm. Schrader, „Der Bilderschmuck d. dtsch. Sprch. in tausenden volkstümlichen Redensarten. Nach Ursprung u. Bedtg. erklärt", 1890, 2. Aufl. 1896 (Bericht von „dem trefflichen Buch, das als ein würdiges Seitenstück zu Büchmann's ‚Gefl. Wrt.' gelten kann, aber diese in der Fülle des geschickt verarbeiteten Materials noch übertrifft"!, i. „Schorer's Familienblatt" 1890, Nr. 27); Borchardt-Wustmann, „Die sprichwörtl. Redensarten im dtsch. Volksmund", 1888, 5. Aufl. 1895; hervorragend durch gediegene eigne Sammelkunst und bewußten, auch betonten (S. V) Gegensatz zu B. ist D. Sanders' „Citatenlexikon", 1899; H. Nehry, „Citatenschatz. Geflügelte Worte u. a. denkwürdige Aussprüche aus Geschichte u. Litteratur", 1889, 2. Aufl. 1895, einheitlich und praktisch, über 6000 Nummern, B., Robert-tornow, Schrader, Wustmann verpflichtet; O. Zeuschner, Internationaler Citatenschatz, 18°4, 3. Aufl. 1885; „Ausfliegende Worte, natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen von einem alten Jäger", 1883, 2. Aufl. 1885; G. Winter, „Unbeflügelte Worte", 1888; J. F. Meißner, „Gedankenschatz. Lexikon pädagogischer, classischer und philologischer Citate und Sentenzen", 1895; Alfr. Zeller, Modernes Citatenlexikon, 1898; A. H. Fried, „Der kleine B. Eine Sammlung der landläufigsten Citate u. berühmtesten Aussprüche in dtsch., lat., franz., engl. u. ital. Sprache. In alphabet. Reihenfolge", 1886, 5. Aufl. 1895; ders., Lexikon dtsch. Citate, 1888; ders., Lexikon fremdsprachlicher Citate, 1889; Ad. Kofahl, „Dtschr. Zitatenschatz. Geflügelte Worte, Sentenzen u. Denksprüche" (nicht zu verwechseln mit ebendess. „Schatzkästlein. Eine Sammlung von Sinnsprüchen, Sprichwörtern u. Sinngedichten"). Vorstehender bibliographischer Versuch, der alles ausschließt, was nicht Pendant oder Nachahmung von Büchmann's „Geflügelte Worte" ist, hat keine Vorarbeit.

Ein Beispiel für „geflügelte Worte", die in älteren „B."-Ausgaben reichlich belegt sind, in denjenigen jüngerer Redaction aber weggeblieben, ist „Hans Sachs — Schuh-Macher und Poet dazu", dessen Variationen zuletzt in der 12. Aufl. (1880), S. 461 f. vorliegen, bei Max Herrmann, „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" (1900), S. 76, Anm. 1. Vgl. auch Ed. v. Mayer, „Geflügelte Namen, eine Nachlese zu Büchmann": Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 203, 1901.

Zur Geschichte des Thibaut'schen Wörterbuchs sind zu vergleichen die Vorreden zu der 60., von B. besorgten Auflage, zur 141. Auflage (u. den Stereotypabzügen beider), der seit 1898 versandte Specialprospect des Verlags, Dr. Ferd. Michel's Aufklärungen, Frankfurter Ztg., Nr. 233 v. 13. Aug.

1899, 4. Morgenbl. i. d. Anzeige der Neubearbeitung von 1898, u. der letzteren ausführliche Besprechung durch Th. Engwer i. Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen, 101. Bd., S. 442—454. Rich. M. Meyer hat in seinem, sich mit Büchmann's Feststellungen vielfach berührenden Buche „Vierhundert Schlagworte" (1901; S.-A. aus „Neue Jahrbüch. f. class. Alterth., dtsch. Litt. u. Pädag.") versäumt, diesen Begriff gegen den der „Geflügelten Worte" genau abzugrenzen. Allerjüngst erschien ein — weder auf B. noch die Sache überhaupt irgend Bezug nehmendes — „Dictionary of quotations (French and Italian) by Th. B. Harbottle and Ph. H. Dalbiac" (London 1901), ein Citatenlexikon (mit indexes) ohne jede Glosse, dem ein Band für englische von Dalbiac (3. Aufl.), einer für „classical" von Harbottle vorausging, ein Deutsch und Spanisch vereinigender Band folgen soll. Ludwig Fränkel.

Buchner: Alois B., katholischer Theolog, geboren am 20. April 1783 zu Murnau in Oberbaiern, † am 29. August 1869 zu Passau. Er wurde von Herbst 1792—94 in der Klosterschule der regulirten Chorherren zu Beuerberg unterrichtet und als Singknabe ausgebildet; von Herbst 1794—99 absolvirte er die Gymnasialstudien in dem Benedictinerkloster Benedictbeuren. Am Schluß des Schuljahres 1799 trat er daselbst als Novize in den Orden, verbrachte das Noviziatsjahr in dem Kloster Rott am Inn, wo sich damals das gemeinsame Noviziat der bairischen Benedictinercongregation befand, und wo der bekannte P. Aegidius Jais damals Novizenmeister war, und begann nachher in seinem Kloster Benedictbeuren die philosophischen Studien, die er, als 1803 das Kloster säcularisirt und er dadurch aus dem Orden getrieben wurde, im Sommersemester 1803 am Lyceum zu München zu Ende führte. Dann studirte er von Herbst 1803—1806 Theologie an der Universität zu Landshut, wo besonders Sailer und Zimmer großen Einfluß auf ihn ausübten. Sailer schätzte ihn sehr und zog ihn vom zweiten Studienjahr an als seinen Amanuensis an sich. Im letzten Jahre löste er die von der theologischen Facultät gestellte Preisfrage: „Wie heißen die Gesetze der Popularität, die in dem Wesen einer guten christlichen Volkspredigt liegen?" und errang den Preis. Sailer nahm die Arbeit später in seine „Neue Beiträge zur Bildung des Geistlichen" auf (München 1809; Bd. I, S. 1—148), unter dem Titel: „Von der dreyfachen Popularität im Predigen". Am 23. März 1806 empfing B. die Priesterweihe und wurde am 13. September 1806 Dr. theol. Hierauf wurde er zuerst Kaplan zu Krumbach in Schwaben, von wo er während der zehn Jahre seiner dortigen Wirksamkeit mit Christoph Schmid in dem benachbarten Thannhausen freundschaftlich verkehrte, im Frühjahr 1816 Pfarrer in Rieden (Landgericht Füßen), dann auch Districtsschulinspector daselbst. Am 25. October 1818 wurde er als Professor der Dogmatik an das Lyceum in Dillingen berufen, am 19. Juli 1824 in gleicher Eigenschaft an die Universität Würzburg, von da am 26. November 1827 an die Universität München. Neben seinem Hauptfache las er überall auch über Encyclopädie und Methodologie der Theologie, in München auch über Pädagogik, in welcher er sich an Sailer anschloß. In seinen dogmatischen Vorlesungen schloß er sich an seinen Lehrer Zimmer an, beschränkte sich aber auf die positive Seite, mit Beiseitelassung aller Speculation, so daß er die Irrgänge der Zimmer'schen Theologie vermied. Als Leitfaden für diese Vorlesungen, zu Handen seiner Zuhörer, gab er am Anfange seiner Münchener Lehrthätigkeit sein Hauptwerk heraus: „Summa theologiae dogmaticae, in usum praelectionum publicarum" (3 Theile in 4 Bänden, Monachii 1828—29; Pars I: „Religionis christianae divina origo et veritas"; Pars II: „Veritas religionis catholicae"; Pars III: „Singula religionis catholicae dogmata", 2 Bde.), eine übersichtliche, klare und

einfache Darstellung der Apologetik und Dogmatik, ein anspruchsloses, dem praktischen Bedürfniß der angehenden Theologen dienendes Lehrbuch von streng positiver Haltung. Was, abgesehen von dem Nichteingehen auf die speculative Seite, dem Werk und dem Verfasser selbst an historischem Wissen fehlt (die Scholastik war ihm fast ganz unbekannt), ist B. nicht als persönlicher Mangel anzurechnen, sondern in der Art seiner Bildung begründet. Jedenfalls war er ein musterhafter Priester und gewissenhafter Lehrer. In der letzten Zeit seiner Lehrthätigkeit übergab er auch die aus seinen Vorlesungen hervorgegangenen Lehrbücher für seine anderen Lehrfächer dem Druck: „Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften" (Sulzbach 1837); und: „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichtes" (Sulzbach 1838). Am 31. März 1838 wurde B. zum Domcapitular in Passau ernannt. Neben seiner Thätigkeit als solcher half er hier auch in der Seelsorge und im Religionsunterricht aus und war von 1840—1857 auch Rector des Lyceums. In seinen letzten Lebensjahren, als er wieder Muße dazu fand, beschäftigte er sich nochmals mit einer schriftstellerischen Arbeit, mit der Ausarbeitung einer Schrift über die wichtigsten Fragen der Religionsphilosophie, die ungedruckt blieb (vgl. Jocham, Buchner, S. 176 f.).

M. Jocham, Dr. Alois Buchner, Augsburg 1870. — Derselbe, Memoiren eines Obscuranten (Kempten 1896), S. 64 f., 652—654, 831—834. — Vgl. auch Konr. Martin, Zeitbilder (Mainz 1879), S. 61—64.

Lauchert.

Buchner: August B., Publicist, wurde am 2. August 1848 zu Passau geboren und entstammte einer kernigen Soldatenfamilie, die den kräftigen und urwüchsigen niederbairischen Menschenschlag deutlich zum Ausdruck brachte. In körperlicher und geistiger Hinsicht wurde das sein schönstes Erbtheil, und den im Sturmjahre Geborenen gelüstete es schon früh nach Befriedigung seines Thatendrangs mit dem nervigen Arm. Nachdem er trotz aller Sehnsucht ins Freie das heimathliche Gymnasium, wo er mit dem wenig älteren Schulkameraden und ebenfalls Passauer Frz. J. Knab, seinem nachherigen Chef und Collegen am „Neuen Münchener Tagblatt", treue Freundschaft schloß, absolvirt hatte, trat er, 18 Jahre, als Fähnrich ins bairische Heer ein und focht im 1866er Kriege beim unglücklichen unterfränkischen Feldzuge tapfer mit, was ihm das Patent eines Unterlieutenants eintrug. Danach trat er in die päpstliche Armee und wurde als Theilnehmer der siegreichen Abwehr der Garibaldi'schen Freischaaren (bei Mentana, 3. November 1867), von Pius IX. durch das Mentana-Kreuz ausgezeichnet. Im Sommer 1870 folgte der glühendpatriotische Mann wieder den bairischen Fahnen nach Frankreich, stand mit vor Sedan, Orleans und Paris im Feuer und erhielt das Verdienstkreuz für 1870/71; schließlich besaß er vier kriegerische Ehrenorden. Nach der Heimkehr vom französischen Kriege wandte sich B. der Journalistik zu, wozu ihn Kraft des Denkens, der Erfahrung, des Stils vorzüglich befähigten. Seine gründliche Kenntniß der öffentlichen Dinge und geschickte, scharfe Feder stand von Stund an — er war mit den Eltern nach der bairischen Hauptstadt übergesiedelt — im Dienste der volksthümlich katholischen Tagespresse Münchens. Anfangs war er bei verschiedenen Zeitungen beschäftigt, dann drei Jahre Redacteur des „Bayerischen Landboten", endlich nach dreijähriger loserer Mitwirkung von 1887 an fester Mitredacteur des beliebtesten eigentlichen Localblattes des Kleinbürgerstandes, des „Neuen Münchener Tagblattes". Hier leitete er Jahre hindurch verantwortlich die Rubrik Gemeindeangelegenheiten und hat über die „Aus dem Rathhause" gebrachten Mittheilungen mit rücksichtsloser Offenheit, öfters bajuvarischer Derbheit vom Leder gezogen, auch sonst in lokalen und

mancherlei innerpolitischen Streitfragen entschieden das Wort ergriffen. Als überzeugter eifriger Sohn der römisch-katholischen Kirche mit ihr durch die Ehescheidung von seiner Gattin und die Heirath einer Protestantin bei Lebzeiten jener in einen, erst kurz vor dem Tode vorschriftsmäßig gesühnten Conflict gerathen, bekannte er sich, was die Redacteurstellung an der in Reichsdingen gut deutschen, im übrigen die „Centrumspartei" unabhängig unterstützenden Zeitung nicht verbot, zu ausgesprochen nationalen, beinahe „alldeutschen" Gesinnungen. Diese gipfelten in dem hauptsächlich von ihm ins Leben gerufenen Männergesangverein „Germania" zu München in den achtziger Jahren, dessen eigenartige sinnvolle Verfassung Buchner's Buch „Ewa" umgrenzte. Als „Edeling" Ziu dieser seiner ihm ans Herz gewachsenen „Markgenossenschaft" knüpfte er mit vielen bedeutenden deutschen Männern und Frauen, so auch mit Bismarck, persönlich an. Allen deutschnationalen Unternehmungen und Veranstaltungen, die in München ins Werk gesetzt wurden oder von da ausgingen, lieh er seine publicistische, oft auch unmittelbare Förderung. So hielt er, ziemlich vereinzelt unter der süddeutschen katholischen Parteijournalistik, die Fahne der rastlosesten Hülfsvereinigung, des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins", so lange hoch, bis ihn die in Oesterreich 1898 entfachte „Los von Rom"-Bewegung mit seiner tief religiösen Anhänglichkeit an den angeborenen Glauben in Widerspruch und aus der unmittelbaren Verbindung mit den Schutzbestrebungen für die bedrängten Auslandsdeutschen brachte. Dazu kam ein zweijähriges hartes Herzleiden, das am 28. Juni 1899 den Tod herbeiführte und den idealistischen Mann bös verbitterte und zu gepfefferten Preßausfällen auf seine politischen Hauptgegner, die Liberalen (bairischer Färbung), anstachelte. Letztere nannten ihn zwar in politischem Betracht wetterwendisch; doch blieb er gerade Lehren und Ansichten, die er einmal angenommen hatte, unerschütterlich treu und vertrat sie mit jeder Faser seines männlichen, von Freunden warm gerühmten Herzens. In den aufgeregten politischen und communalen Gegensätzen Münchens, und infolge der für das Land tonangebenden Zuspitzung der dortigen Verhältnisse auch in dem ruhelosen Kampfe zweier Weltanschauungen im heutigen Baiern, hat B. keine führende, wohl aber eine sehr bemerkliche, offene und originelle Rolle gespielt. Ueber die litterarischen Anfängerarbeiten, die B. später gleichsam als Jugendsünden verwarf, läßt sich nichts Näheres ermitteln.

Notizen und Nachrufe in den Münchener Zeitungen vom 28.—30. Juni und 1. Juli 1899 (vgl. z. B. „München. Neuest. Nachr." Nr. 294 v. 29. Juni, S. 3), in erster Linie die im „Neuen München. Tagbl." Nr. 179, S. 9 (mit Bildniß) und Nr. 181/182, S. 4 f.; freundlichst hat dessen Chefredacteur Georg Frhr. v. d. Tann diese Nummern mir zugänglich gemacht und briefliche Zusätze gegeben. Ludwig Fränkel.

Buchner: Ernst B., Arzt und als außerordentlicher Professor der gerichtlichen Medicin zu München am 2. Januar 1872 gestorben, wurde ebendaselbst am 8. November 1812 geboren, hier auch zum Arzt ausgebildet und 1834 zum Dr. med. promovirt. Hiernach unternahm B. eine wissenschaftliche Reise nach Berlin, Wien und Paris und ließ sich 1838 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wo er speciell bei Frauen- und Kinderkrankheiten sehr gesucht war, auch bald nach seiner Niederlassung zum Hofstabsarzt ernannt wurde. 1843 habilitirte er sich an der Universität und las über Geburtshülfe und gerichtliche Medicin. In dem letztgenannten Fach entwickelte B. eine sehr fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, welche ihm 1869 die außerordentliche Professur erwirkte. Unter anderen verfaßte er ein „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin für Aerzte und Juristen" (München 1867; 2. Aufl. nach dem Tode

des Verfassers von C. Hecker herausgegeben ebda. 1872). Seit 1858 war B. auch lebenslängliches Mitglied des Medicinalcomités geworden. Für das Ansehen, das B. in den Kreisen seiner Berufsgenossen besaß, zeugt die Thatsache, daß er in den vor der Errichtung der Aerztekammern bestehenden ständigen Ausschuß zur Berathung über ärztliche Angelegenheiten als Mitglied gewählt wurde. Hier trat er lebhaft für die Gründung eines sogen. ärztlichen Pensionsvereins ein, den er gewissenhaft verwaltete. Als von diesem Ausschuß 1869 das „Aerztliche Intelligenzblatt" gegründet wurde (ein Organ, aus dem die heute erscheinende Münchener med. Wochenschrift hervorgegangen ist) übernahm B. die Redaction desselben, die er bis zu seinem Ableben fortführte.

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt VI, 569. Pagel.

Buchner: Ludwig Andreas B., Arzt, geboren zu München am 23. Juli 1813 und daselbst als Obermedicinalrath und Professor der Pharmacie am 23. October 1897 verstorben, wurde in seiner Vaterstadt, besonders unter Leitung seines Vaters, eines angesehenen Pharmakologen, Johann Andreas B. (1783—1852) ausgebildet und zur besonderen Pflege der medicinischen Chemie angeregt. Zu seiner weiteren Ausbildung besuchte B. noch die Universität in Gießen, sowie Paris. 1839 erlangte B. die philosophische, 1842 die medicinische Doctorwürde, habilitirte sich im letztgenannten Jahre als Privatdocent in München und erlangte 1847 eine außerordentliche Professur für physiologische und pathologische Chemie. 1852 wurde B. die ordentliche Professur für Pharmacie und Toxicologie übertragen. In dieser Stellung war er bis zu seiner Emeritirung thätig, die wenige Jahre vor seinem Tode erfolgte. B. war seit 1846 außerordentliches, seit 1849 ordentliches Mitglied der k. bairischen Akademie der Wissenschaften in München, ferner Mitglied des Obermedicinalausschusses und Decernent für das Apothekenwesen. Das von seinem Vater begründete „Repertorium für die Pharmacie" führte B. durch 25 Jahrgänge von 1852—76 fort, außerdem gab er einen „Commentar zur Pharmacopoea Germanica" (München 1872, 2 Bde. mit verdeutschtem Text) heraus und schrieb noch eine Reihe kleinerer Abhandlungen auf dem Gebiet der Chemie und Pharmacie. Nicht unerwähnt dürfen die von B. für das vorliegende Werk, die A. D. B., gelieferten Artikel bleiben.

Biogr. Jahrb. u. deutscher Nekrol., hsg. v. A. Bettelheim, Bd. II, 49. Pagel.

Büchsel: Karl B., geboren am 2. Mai 1803, † am 14. August 1889, entstammte dem Pfarrhause zu Schönfeld in der Uckermark, bekleidete das Pfarramt in seinem Geburtsort, dann das Amt eines Superintendenten in Brüssow, bis er 1846 als erster Prediger an die neuerbaute Matthäuskirche nach Berlin kam; 1853 wurde er Generalsuperintendent der Neumark und Niederlausitz und legte 1884 wegen Altersschwäche seine Aemter nieder. Er wird als eine lautere, schlichte, derbe Persönlichkeit geschildert, die ohne Furcht vor Menschen und ohne Rücksicht auf die Lebensstellung seiner Gemeindeglieder mit psychologischem Scharfblick seelsorgerlich eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete. In seinen Predigten verkündete er in einfachster Weise unermüdet die Kerngedanken des Evangeliums und wußte aus allen Ständen der Reichshauptstadt eine große Schaar dauernd um seine Kanzel zu sammeln.

Weit verbreitet sind seine an pastoraler Weisheit und Derbheit, Originalität und Fürsorge reichen „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen" 1. Band 1865 (8. Aufl. 1897), 2. Band 1867 (5. Aufl. 1892), 3. Band 1869 (4. Aufl. 1897), 4. Band 1885 (4. Aufl. 1897), 5. Band (aus dem Nachlaß) 1897. — Außer diesem Hauptwerk sind folgende Schriften

von ihm veröffentlicht: „Gedächtnispredigt auf den am 20. September 1832 in den Flammen umgekommenen Pastor zu Löknitz, Julius Theodor Moll". Berlin 1833. — „Weihnachts- und Neujahrsgabe für alle, die den Herrn lieb haben". Prenzlau 1837. — „Von der Gotteskraft des Evangeliums von Christo". Antrittspredigt. Berlin 1846. — „Am ersten das Reich Gottes". Predigt über Matth. 6, 33. Berlin 1850. — „Christus, der gute Hirt". Predigt über Joh. 10, 12—16. Berlin 1850. — „Die Innere Mission". Predigt über Luc. 10, 23—37 und Apostelgesch. 8, 26—40. Berlin 1849. — „Pfingstgabe". Acht Pfingstpredigten. Berlin 1851. 3. Aufl. 1855. — „Die beiden Wege". Predigt über Matth. 7, 13, 14. Berlin 1849. — „Die Wunder des Herrn". Predigt über Matth. 11, 2—5. Berlin 1848. 2. Aufl. 1850. — „Erinnerung an den Markgrafen Johann von Küstrin. Vortrag". Berlin 1856. — „Predigten, gehalten in der Matthäikirche". Berlin 1858. — „Ordnung der Lieder für Betstunden während der Kriegszeit". Berlin 1866. 2. Aufl. 1870. — „Ueber die kirchlichen Zustände in Berlin nach Beendigung der Befreiungskriege". Berlin 1870. — „Predigt am Sonntag Rogate 1871 zur Feier des 25jährigen Kirchweihfestes der St. Matthäikirche über die Epistel des Tages". Berlin 1871. — „Predigt über Psalm 23, gehalten zur Eröffnung der August-Conferenz". Berlin 1873.

Evang. K. Z. 1889, S. 641 f., 677 f., 729 f. — Allgem. evang.-luth. K. Z. 1889, S. 827 f. — Hauck, Art. Karl Büchsel, in der Realencyclopädie für protestant. Theologie und Kirche. 3. Aufl. Bd. 3 (1897), S. 525. E. Chr. Achelis.

Buchser: Franz B., Porträt-, Genre- und Landschaftsmaler, geboren am 15. August 1828 in Feldbrunnen im Kanton Solothurn, † daselbst am 22. November 1890. B., ein wohlhabender Bauernsohn, sollte Theologie studiren, fühlte sich jedoch zur Gottesgelahrtheit nicht hingezogen. Früh verrieth er Liebe zur Kunst, die sein Landsmann Martin Disteli ihm durch seine Werke erschloß. Den Eltern Buchser's war gerade dieser Künstler ein abschreckendes Beispiel, weshalb sie den Neigungen ihres Sohnes entgegentraten und ihn zu einem Orgelbauer in die Lehre gaben. Nach absolvirter Lehrzeit ging er nach Paris, das aber in künstlerischer Beziehung keinen großen Einfluß auf ihn ausübte. In Italien, und zwar in den Gallerien von Florenz trat die Wendung ein: erst 1847 beschloß B., Maler zu werden. Seine Mutter sagte sich nun von ihm los. Ihr Sohn, eine abenteuerliche Natur, ließ sich in Rom von der päpstlichen Garde anwerben, um dann später, beim Ausbruche der Revolution 1849, „mit der Garibaldischen Büchse über der Schulter auf Wachtposten" zu stehen. Allein schon vor der Einnahme Roms sah er sich gezwungen, zu fliehen. Er ging nach Paris zurück, wo er von 1849—50 weilte. Immer mehr trat die Kunst jetzt für B. in den Vordergrund. In Belgien und Holland lernte er die großen Realisten der Vergangenheit kennen. 1852 brach er von Paris nach Spanien auf, wo besonders Velasquez und Ribera seine Aufmerksamkeit erregten. 1853 war sein Atelier in England bereits das „Stelldichein der vornehmen Welt". Die Rückkehr in die Schweiz 1855 brachte dem Künstler wohl Bestellungen, aber auch herbe Enttäuschungen Es wurde ihm vom Solothurner Kunstverein der Auftrag zu theil, im Austausch gegen die altdeutsche „Madonna in den Erdbeeren" von 1420 für die Kirche des St. Josephklosters in Solothurn eine „Heilige Familie" zu malen. Sie fiel zu weltlich aus, weshalb Deschwanden sie später, besonders das Johannesknäblein, übermalen mußte. Mit Humor berührt B. das Schicksal seiner Heiligen Familie, die die einzige blieb und, wie der Meister äußert,

ihm in seiner lieben Vaterstadt von seiten hoher apostolischer Kunstkenner und der frommen Damen von St. Joseph eine harte Kur zuzog.

1857 beginnen die Wanderjahre Buchser's. Er wendet sich neuerdings Spanien zu, wo besonders Andalusien und Granada einen tiefen Eindruck hinterlassen und zieht dann südwärts, um die Meerenge von Gibraltar zu überschreiten. Es zog ihn in das Innere von Marocco. B. hat später diese Episode in den maroccanischen Bildern geschildert. Er erzählte, wie er von Tanger bis nach Fez vorgedrungen sei und wie sein Fuß sogar die den Christen verbotene Moschee von Muley-Dris betreten habe. Es ist möglich, daß seine Schilderungen in ihrer poetischen Ausschmückung mehr Dichtung als Wahrheit enthalten, es ist aber auch sicher, daß in Marocco der Künstler die Anregung zu seinen hervorragendsten Werken empfing. Als Historienmaler im Dienste Spaniens machte B. 1859 den maroccanischen Krieg mit. 1860 kehrte er nach Spanien zurück, 1861 begab er sich nach England, wo er als Commissar der schweizerischen Ausstellung sich praktisch bethätigte. Krankheit veranlaßte ihn, 1863 vorübergehend in die Schweiz zurückzukehren

B. hatte den Ehrgeiz, der Held dreier Welten zu werden, 1866 begab er sich deshalb nach Amerika. Mit Empfehlungen des schweizerischen Bundesrathes versehen, fand er dort bald sein gutes Auskommen. Besonders als Porträtmaler. Aus dieser Zeit stammen die Bildnisse der Generale Lee, Sherman und Joh. August Sutter, des Entdeckers der Goldminen von Californien. Land und Leute lernte er gründlich kennen. Er ging nach dem Westen, sah Virginien, die Goldminen der Rocky Mountains, besuchte die Urwälder und das Shenandoahthal. Waren es hier Negerstudien, die ihn reizten, so widmete er an den Rapids of St. Mary am Lake superior seinen Stift den Indianern. Ein anderes Mal reiste er nach dem östlichen Virginien, über den Alleghany nach Charlotteville. Den Winter brachte er jeweilen in New-York und Washington zu. So trieb er es bis 1871, wo er, mit Studien und Skizzen beladen, nach Europa zurückkehrte. Nun folgten in der Heimath sieben Jahre der Sammlung, in denen er das Gesehene verarbeitete. Auf die Dauer vermochte er allerdings nicht stille zu sitzen. 1878, 1884 und 1885 zog es ihn wieder nach Italien, 1883 und 1886 war es ihm vergönnt, Dalmatien, Corfu und Griechenland zu sehen, woher er Studien von seltener Naturtreue heimbrachte. Jetzt stand B. auf der Höhe seiner Kunst. Es wäre ihm zu gönnen gewesen, die Früchte der strengen Arbeit zu genießen, dem sollte aber nicht so sein. Den Keim des Todes in sich fühlend, wehrte er sich tapfer gegen das Schicksal, allein umsonst. Seine letzten Bestrebungen waren der Besserung der Kunstzustände in seinem Vaterlande gewidmet. Schon 1864 auf 1865 hatte er mit Gesinnungsgenossen die „Vereinigung schweizerischer Künstler" gestiftet, durch die er dem Schweiz. Kunstvereine Schach bieten wollte. Am Ende seines Lebens gründete er die „Kunstliga" und veranlaßte den Bundesrath und die schweizerischen Parlamente, in das Jahresbudget zur Hebung der schweizerischen Kunst einen Credit von 100 000 frc. zu setzen; sterbend erlebte B. 1890 in Bern noch den ersten schweizerischen Salon, dessen Hauptförderer er gewesen war.

In Buchser's Werken spiegeln sich die Irrfahrten seines Lebens wieder. Als im J. 1900 im Museum der Stadt Solothurn der Nachlaß des Meisters öffentlich ausgestellt war, schied sich deutlich vor eines jeden Augen die Studienzeit von der spanischen und maroccanischen Periode, die englische Epoche von der amerikanischen. Auch die Zeit, die der Künstler in Italien, Corfu, Griechenland, Albanien, Montenegro und Dalmatien verlebte, war durch Belege gut vertreten. Die sieben schönsten von den 65 ausgestellten Gemälden („Am

Meeresstrande von Scarborough", „The song of Mary Blaine", „Banditenbraut", „Albanese auf der Lauer", „Erwartung am Strande von Corfu", „Markt von Marocco", „Arabisches Dorf") gingen in den Besitz der Gottfried Keller-Stiftung über und wurden dem neuen Solothurner Museum übergeben. B. war vorwiegend Genremaler. Vor den Genrebildern treten die Porträts zurück, wenn auch unter ihnen sich manch gutes befindet, wie das Selbstbildniß und das mit Pietät gemalte Bildniß seiner alten Mutter. Ungleich in der Composition wie in der Ausführung, erscheint B. da, wo er vor der Kritik stand hält, wie in dem griechischen „Olivenhain", als ein Meister ersten Ranges. Er steht der Natur mit feiner Empfindung gegenüber und weiß sie wie wenige wiederzugeben. Die Schweiz hat im 19. Jahrhundert überdies nicht viele aufzuweisen, die wie er Maler im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen sind. Auch in den Skizzenbüchern im Museum zu Basel tritt das malerische Moment durchaus in den Vordergrund. Als Zeichner hatte der Meister eine leichte Hand, weshalb es uns Wunder nimmt, daß er nicht mehr mit der Radirnadel arbeitete. Das einzige radirte Blatt „Elénore au bain", von dem ein Abdruck in der Kupferstichsammlung des Polytechnikums liegt, entstand 1853 in London. Auf den Studienreisen kam B. die sichere Beobachtungsgabe sehr zu Gute. Treue Wiedergabe des Gesehenen war sein Streben, ihm entsprangen die zwei Haupteigenschaften seiner Werke: die unmittelbare Wahrheit und die ihnen eigene Lebendigkeit. B. ist in den meisten Gemäldesammlungen der Schweiz vertreten. Das Künstlergut in Zürich besitzt zwei Bilder: ein „Italienisches Schäferidyll" und „Die Versuchung des Koranlesers". In der Neuenburger Gallerie hängt „Der spanische Insurgent", im Museum am Brühl in St. Gallen ein „Spanischer Bettelmönch". Ein Hauptwerk enthält das Kunstmuseum in Bern, nämlich die stimmungsreiche Darstellung eines von der Fluth umfangenen irischen Fischermädchens, welches das Eintreten der Ebbe abwartet.

Vgl. Helvetia von 1891, XIV, 182—187. — Illustrirte Ztg. von 1867. — Zeitschr. f. bild. Kunst. Beibl. VII, 313; XIV, 605; XVI, 85, 657; XIX, 231, 233. — Jahresbericht der Eidg. Commission der G. Keller-Stiftung von 1896, S. 7—8. — Schweiz von 1900, Bd. IV, 202, 210. — Maroccanische Bilder. Nach des Malers Franz Buchser's Reiseskizzen ausgeführt von Abraham Roth. Berlin 1861. Carl Brun.

Buchta: Richard B., Maler und Afrikareisender. Er wurde geboren am 19. Januar 1845 zu Radlow in Galizien, bereiste als Photograph Deutschland, Frankreich und Kleinasien, kam Anfangs der 70er Jahre nach Aegypten und drang mit geringen Mitteln, aber mit Unterstützung der ägyptischen Verwaltung in den Sudan und in die Aequatorialprovinz vor, fand 1877 bei Emin Pascha in Ladó Aufnahme und wanderte als Maler und Photograph bis Uganda und Unyoro. Er brachte die gelungensten, auch wissenschaftlich werthvollsten Photographien mit, die bisher in Inner-Afrika gemacht worden waren. Eine Auswahl davon gab er 1861 als „Die oberen Nilländer. Volkstypen und Landschaft, dargestellt in 160 Photographien, mit Einleitung von Dr. R. Hartmann" heraus. Anfang der 80er Jahre ließ er sich in München nieder und malte im Auftrag des Königs Ludwig II. Miniaturen auf Elfenbein, mit Vorliebe Rococodamen. Nur mit seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit war B. im Stande, diese ungemein fein ausgeführten Bildchen herzustellen. Mit dem Erlös seiner Kunst reiste er 1885 noch einmal nach Aegypten und besuchte das Fayum. Nach dem Tode des Königs wandte sich B. nach Wien, wo er als Gehülfe Junker's bei der Ausarbeitung des 1. Bandes der Junker'schen Reisen in Afrika thätig war und das Buch „Der

Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten 60 Jahre", ein Werk von Sachkenntniß und gesundem Urtheil, herausgab. 1884 hatte er eine Anzahl überarbeiteter Zeitschriftenaufsätze u. d. T.: „Der Sudan und der Mahdi. Das Land, die Bewohner und der Aufstand" drucken lassen. B. hatte einen feinen künstlerischen Blick, leistete als Maler und besonders als Photograph Hervorragendes, verstand auch gewandt und anziehend mit der Feder zu schildern. Seine Reiseberichte in den Geographischen Mittheilungen, im Ausland, in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft erregten zu ihrer Zeit Aufsehen. Er starb am 29. Juli 1894 zu Wien. Ratzel.

Buck: Michel Richard B., schwäbischer Dialektdichter und Culturhistoriker. Geboren am 26. September 1832 zu Ertingen am Fuße des Schwabenberges Bussen, war er der Sohn eines Bauern, dessen Familie seit 1290 in demselben Orte dieselbe Scholle baute. Dieselbe treue Anhänglichkeit war für B. der Grundton seines Wesens. Obwol er durch seinen Beruf als Arzt fortgezogen, außerhalb der engsten Heimath in oberschwäbischen Dörfern (vor allem Aulendorf), zuletzt als hochangesehener Oberamtsarzt in Ehingen a. d. Donau thätig war, durchzog als rother Faden sein Denken und Fühlen stets die Heimathliebe. Schon der Gymnasiast bekundete germanistische Neigungen; der übermüthige, witzige Student — von dessen Reden und Thaten noch lange gesprochen wurde — trat mit Uhland in Beziehung, wie er in München mit einem Kreise germanistisch interessirter Freunde (Scheffel, Holland, Binder u. A.) Freundschaft schloß. Seine Interessen waren zunächst besonders stark der germanischen Mythologie und dann der damals noch kaum gepflegten Volkskunde zugewendet. Mitten im Volke stehend, aus ihm selbst hervorgegangen, vielseitig in seinen Interessen, von scharfer Beobachtungsgabe, feinem Gemüthe und wissenschaftlicher Treue war er hervorragend dafür berufen. Er gab mit A. Birlinger zwei Bände: „Volksthümliches aus Schwaben. Sagen, Märchen, Volksaberglauben" (Freiburg 1861 ff.) heraus, wie Birlinger auch sonst von dem mit seinen Kenntnissen stets freigebigen Freunde vieles erhielt. Seiner Eigenart, seiner hervorragenden Sprachenbegabung entsprach aber vor allem ein anderes Feld. Schon früh hatte er in den Orts-, Flur- und Personennamen das Leben und Denken vergangener Zeiten vermuthend, ihren Sinn zu erforschen begonnen. Noch lag die Namenkunde am Boden, zu ihren ersten Vorkämpfern gehörte B. Seine Studien waren zunächst den deutschen Namen gewidmet und das einzige systematische Werk, das B. zu Ende geführt hat, ist dementsprechend das „Oberdeutsche Flurnamenbuch" (Stuttgart 1880). Der Aesthetiker Vischer hatte den ihm befreundeten Forscher den Titel: „Der denkende Flurschütz" vorgeschlagen, welchen B. leider nicht wählte. Auch so ist aber das noch heute durch nichts Besseres ersetzte Buch für viele Freunde der Natur und des Volkes eine Quelle des Genusses und der Belehrung geworden. Besonderen Reiz übten auf ihn die vordeutschen Namen seiner Heimath aus. Er trat da einmal der damals in Blüthe stehenden Keltomanie entgegen, ebenso nach der andern Seite hin aber auch den Anschauungen des streitbaren Ludwig Steub. Die späteren Forschungen haben B. und seiner Ablehnung der etruskischen, rasenischen und keltischen Deutung Recht gegeben. Er hatte den Kreis seiner Studien nach Tirol, der Schweiz, Italien und Frankreich ausgedehnt; namentlich beherrschte er die ladinischen Mundarten. Sein Nachlaß birgt ganze Stöße von lexikalisch geordneten Auszügen aus älteren und jüngeren Quellenwerken dieser Gegenden. Die heute so seltene lexikalische Begabung war ihm natürliche Anlage. Sein reich durchschossener „Schmeller" wurde

nach seinem Tode von bedeutenden Forschern wie H. Fischer, F. Kluge u. A. benützt. Seine hervorragendste Forschung auf dem Gebiete romanischer Philologie waren seine „Rhätischen Ortsnamen" (Alemannia 12, 209—296). Im übrigen sind seine zahlreichen Abhandlungen über germanistische und romanistische Zeitschriften: Alemannia, Germania, Zeitschrift f. rom. Philologie, dann über die historischen Zeitschriften Südwestdeutschlands zerstreut. Ein annähernd vollständiges Verzeichniß steht Alemannia 21, 5—12.

B. war längst als der beste Kenner oberschwäbischen Volksthums anerkannt. Seine Interessen gehörten auch der Culturgeschichte im engeren Sinne. Seine Schrift: „Auf dem Bussen" (Stuttgart 1886) wurde allseitig als das Muster einer culturgeschichtlichen Orientirung über eine Landschaft bezeichnet. Er schrieb weiter über das Handwerk der Keßler, den Schwank von den 7 Schwaben und ähnliche Themata. Am meisten näherte er sich der politischen Geschichte durch seine Herausgabe der Aulendorfer Handschrift der Chronik des Konstanzer Concils von Ulrich von Richental (Biblioth. d. literar. Vereins in Stuttgart, Bd. 158. Tübingen 1882).

Diesem Culturhistoriker der bäuerlichen Welt seiner Heimath entspricht seine Dichtung. Sie wurzelt in seiner Heimath und in den Erinnerungen der Jugend. Wie ein Ruch aus frischgebrochener Ackerscholle kommt uns aus seinen Schriften und Dichtungen der Hauch echter Natur entgegen. Gerade in letzteren ist er das schärfste Gegentheil eines Salonschwaben; nirgendwo wirft die hochdeutsche Bildung einen verrätherischen Schatten in das Sprachgefüge. Nach dem Urtheile Richard Weitbrecht's nimmt er, was Einheit von Form und Inhalt anbelangt, auch vor Sebastian Sailer den ersten Platz unter den schwäbischen Dialektdichtern ein. Seine Gedichte hat erst nach seinem Tode sein alter Herzensgenosse Friedrich Pressel unter dem Titel: „Bagenga' (Schlüsselblumen)" (Stuttgart 1892) veröffentlicht. Schon im Titel verräth sich die Freude in Verwendung urschwäbischer Worte, deren Gebrauch den Kreis der Leser einschränken muß. Die Gedichte versetzen uns zumeist in das Heimathsdorf und in die Jugend des Dichters. Heitere Neckereien verschlingen sich mit ernsten Tönen, mitunter fehlt nicht ein derbes Wort, der Schwabe Buck's ist eben ein durch und durch natürlicher Mensch, mitunter auch in der Form, aber von tiefem poetischen Gehalt. Pressel hat die Sammlung durch Buck's Autobiographie, die leider mit dem Franzosenschrecken vom 25. März 1848 abbricht, eingeleitet. Sie ist künstlerisch durchgereift vielleicht das beste Werk Buck's.

Durch innige Freundschaft war er mit vielen Gelehrten — vor allem auch mit Ludwig Baumann — verbunden, sein Briefwechsel mit dem Auslande war ein ausgedehnter. Ein überaus glückliches Familienleben war ihm beschieden, aber lange Krankheiten hatten ihn früh erschüttert. Er starb am 15. September 1888. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten war er zugleich Dilettant und Pionier, in seinen Dichtungen ein Sänger für sich und die Seinen, im ganzen eine glückliche Einheit und Reinheit, von der nur Gutes ausging.

Werner: Historisch-politische Blätter 103, 527—545. — Birlinger: Alemannia 16, 281—284. — Pressel in den „Bagenga'" S. 66—72. — Ebner: Beilage der Allg. Ztg., München 1893, Nr. 105. — Weitbrecht in Blätter f. lit. Unterhaltung 1892, S. 664 f. — Holder, Geschichte d. schwäb. Dialektdichtg. S. 171—76. — Krauß, Schwäb. Literaturgesch. 2, 342.

Al. Schulte.

Buddenbrock: Gustav Freiherr von B., königlich preußischer General der Infanterie, am 4. März 1810 zu Lamgarben im Kreise Rastenburg in Ostpreußen geboren, am 28. Juli 1827 aus dem Cadettencorps dem 21. In-

fanterieregimente als Secondlieutenant überwiesen, trat, nachdem er seit 1838 in verschiedenen Stellungen als Adjutant verwendet gewesen war und als solcher im J. 1848 bei der 4. Division an der Bekämpfung aufständischer Bewegungen in der Provinz Posen theilgenommen, dann seit 1853 dem Generalstabe angehört hatte, im J. 1856 als Major beim 13. Regimente in die Front zurück und focht als Oberst an der Spitze des 5. westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 1864 im Kriege gegen Dänemark. Beim Sturme auf die Düppeler Höhen führte er die Sturmcolonne Nr. 4, welcher eine besonders schwierige Aufgabe zufiel; ihre gelungene Erfüllung trug ihm den Orden pour le mérite ein; als der Uebergang nach der Insel Alsen bevorstand, war er soeben zum Commandeur der 28. Infanteriebrigade ernannt worden; bevor er diese Stellung antrat wohnte er dem Uebergange der 53er nach der Insel Alsen bei. Sein Brigadecommando in Wesel vertauschte er Anfang 1866 mit dem der 2. Infanteriebrigade in Danzig, mit welcher er in den Krieg jenes Jahres gegen Oesterreich ging und am 27. Juni bei Trautenau kämpfte.

Am 26. Januar 1867 als Generallieutenant zum Commandeur der 6. Division in Brandenburg a. H. ernannt, befehligte er im Kriege gegen Frankreich die im Verbande des III. Armeecorps unter General Constantin v. Alvensleben zur II. Armee des Prinzen Friedrich Karl gehörende 6. Infanteriedivision. Am 16. August kam er zum ersten Male ins Feuer. Seine Division erstieg in der Frühe jenes Tages die Hochfläche, auf welcher die Schlacht von Vionville-Mars la Tour geschlagen wurde, und behauptete ihre dort südwestlich von Flavigny genommene Stellung mit zäher Ausdauer bis zum Ende des Kampfes; sie war es, welcher der Todesritt der Brigade Bredow (s. o.) Luft machte. Die Verluste der Division bezifferten sich auf 159 Officiere und 3412 Mann. Die kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabes (18. Heft, S. 548) nennen bei der Schilderung der Vorgänge des Tages den General einen ebenso ruhigen wie klaren und entschlossenen Mann. So hat er sich im ganzen weiteren Verlaufe des Krieges gezeigt, wo er zunächst an der Einschließung von Metz und dann an den Kämpfen an der Loire sowie an denen theilnahm, welche mit der Besetznng von Le Mans ihren Abschluß fanden. Aus dem Feldzuge brachte er das Eiserne Kreuz 1. Classe und das Eichenlaub zum Orden pour le mérite zurück. Nach dem Friedensschlusse ward er zum Gouverneur von Königsberg ernannt, trat aber schon im Sommer 1872 in den Ruhestand, zog sich nach Düsseldorf zurück und ist dort am 31. März 1895 gestorben.

v. Löbell's Jahresberichte über Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Jahrg. 1895, Berlin. B. v. Poten.

Buddenbrock: Johann Jobst Heinrich Wilhelm Freiherr von B., königlich preußischer Generallieutenant, ein Sohn des Generalfeldmarschalls Wilhelm Dietrich v. B. (s. A. D. B. III, 500), im J. 1707 geboren und im Cadettencorps erzogen, 1724 Reitpage König Friedrich Wilhelm's I., 1729 als Fähnrich beim Infanterieregimente v. d. Goltz (Nr. 15) in das Heer getreten, wurde, als im J. 1732 der Kronprinz, nachmals König Friedrich II., Chef des Regiments ward, ihm als Adjutant überwiesen, gehörte dem vertrauten Kreise von Ruppin und Rheinsberg an und war in seiner letzten Lebenszeit der einzige noch in der Armee dienende Genosse jener Tage. Bei seiner Thronbesteigung ernannte der König ihn zum Major und zu seinem Flügeladjutanten, deren er damals vier hatte. In dieser Stellung blieb B. bis er im August 1744 ein Grenadierbataillon erhielt, an dessen Spitze er in der Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 verwundet

wurde. Nach Friedensschlusse kehrte er, im Juli zum Oberst aufgerückt, in die Umgebung des Königs zurück, wurde Generaladjutant und 1750 Chef des Jägercorps zu Pferde, was er bis 1754 blieb, und 1753 Generalmajor. Als der siebenjährige Krieg ausbrach war B. durch seinen Gesundheitszustand, wahrscheinlich die Schwäche seiner Augen, verhindert in das Feld zu rücken. Daher wurde er zum Commandanten von Brieg ernannt. Im November 1759 übertrug ihm der König „als dem zweifelsohne geeignetsten Mann im ganzen Lande", die Oberaufsicht über das Cadettencorps. Er nennt ihn „officier d'un grand mérite qui place le bonheur de sa vie à former cette jeunesse en présidant son éducation, en lui élévant l'âme, en lui inculquant les principes de vertu et en s'efforçant de les rendre utiles à la patrie" (Oeuvres de Frédéric II. VI, 99). B. dankte am 12. d. M. für die Ernennung mit Worten, welche die Erwartung aussprachen, daß ihm gelingen würde in dieser Baumschule Officiere von Ehre und Ambition heranzuziehen, und hat das Vertrauen, welches der König in ihn setzte, wohl gerechtfertigt (Friedrich der Große und die Kadettenanstalten, Vortrag von v. Ollech: Beihefte zum Militärwochenblatt, Juni 1862, Berlin). — Nach Abschluß des Hubertusburger Friedens wies der König B. auf dem nämlichen Gebiete noch einen weiteren Wirkungskreis an. Im Mai 1764 betraute er ihn mit den Vorarbeiten für die Errichtung einer Ritterakademie, wie solche früher schon bestanden hatte, aber unter seinem Vater zu Grabe getragen war. Es sollten dort vornehme junge Leute, je nach ihrer „vocation" für den Militär- oder den politischen Dienst herangebildet werden. Sie wurde am 1. März 1765 als „Académie des nobles" (mannichfach auch anders bezeichnet) zu Berlin eröffnet und hat, zuletzt freilich nur ein Scheindasein führend, bis zum Jahre 1810 bestanden. Der König selbst entwarf die Dienstanweisung, in deren Geiste B. die Anstalt zu leiten suchte. Aber sie ist nie zu einer rechten Blüthe gelangt. Einen Theil der Schuld trug ihres Directors zu große Weichheit und Nachgiebigkeit; Eigenschaften, welche in Buddenbrock's Wirksamkeit beim Cadettencorps wegen der dort gehandhabten straffen militärischen Zucht weniger zur Geltung kamen. — Wesentliche Verdienste erwarb sich dieser durch eine am 1. Juli 1765 erlassene „Instruction für die sämmtlichen Professors und Lehrers" um das Unterrichtswesen des Cadettencorps und, in anderer Beziehung, um den Haushalt des letzteren. Auch war er thätig bei der Errichtung der Cadettenhäuser zu Stolp in Pommern (1769) und zu Culm in Westpreußen (1776). Er starb, 1767 zum Generallieutenant befördert, am 27. November 1781 zu Berlin.

Bei beiden Königen, denen B. gedient hat, stand er in hoher Gunst und Gnade, die ihm vielfach bewiesen wurden. Schon als Lieutenant erhielt er den Johanniterorden, dessen Senior und Commendator zu Werben er später wurde, und 1736 die Amtshauptmannschaft Balga, 1770 den Großen Orden (vom Schwarzen Adler), 1774 eine Jahreszulage von 1000 Thalern. Nach dem siebenjährigen Kriege schenkte ihm der König Geld, um seine schlesischen Güter in Stand zu setzen. Diese, im Kreise Striegau belegen, hatte B. von seiner Stiefmutter, einer verwittwet gewesenen Frau v. Siegroth, geborenen Freiin v. Nostiz, geerbt. Er stiftete aus ihnen am 21. October 1779 das noch jetzt im Besitze der Familie befindliche Fideicommiß Pläswitz.

(König,) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in Preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 1. Bd., Berlin 1788. — G. Friedländer, Die Königliche Allgemeine Kriegsschule und das höhere Militärbildungswesen, 1765—1813. Berlin 1854. — A. v. Crousaz,

Geschichte des Königlich Preußischen Kadetten-Korps. Berlin 1857. — Neue militärische Blätter, hrsg. von v. Glasenapp, Januar 1877, Berlin.

B. v. Poten.

Budge: Ludwig Julius B., geboren am 11. September 1811 in Wetzlar, jüdischer Abstammung, studirte nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt von 1828—33 in Marburg, Berlin und Würzburg Medicin und beendete seine Studien in Berlin, woselbst er am 31. Juli 1833 mit der historisch-philosophischen Dissertation: „De definitione morbi" promovirte. Ein Jahr später nach beendetem Staatsexamen wird er praktischer Arzt in Wetzlar und Altenkirchen (Regbz. Coblenz) und nimmt diese Stellung bis zum Jahre 1842 ein. Aber schon in dieser Zeit beschäftigte er sich mit rein wissenschaftlichen, experimentellen Fragen, und zwei größere Arbeiten „Die Lehre vom Erbrechen" (Bonn 1840), sowie „Untersuchungen über das Nervensystem" (Frankfurt a. M. 1841 und 1842) bezeugen seinen wissenschaftlichen Trieb und die Gewandtheit im Experimentiren selbst unter ungünstigen äußeren Verhältnissen. Sie enthalten den Keim zu allen seinen späteren Arbeiten, die er so wie diese ganz aus sich selbst heraus geschaffen hat. Denn B. war durchaus ein selfmade man. Diese Thatsache läßt vollkommen seine etwas isolirte Stellung gegenüber einigen zunftmäßigen Vertretern der Wissenschaft, sowie namentlich diejenige der letzteren gegen ihn verstehen (s. unten).

Im Sommer 1842 habilitirte sich B., der inzwischen auch Dr. phil. geworden war, als Docent an der medicinischen Facultät in Bonn, verheirathete sich 1843 mit Helene Butschbach, wurde 1847 daselbst Extraordinarius, 1855 Ordinarius und 1856 als Professor der Anatomie und Physiologie nach Greifswald berufen. Zu gleicher Zeit wurde er zum Director nicht bloß dieser Institute (das „physiologische" war allerdings nur ein kleiner Anhang des anatomischen), sondern auch des zootomischen Instituts ernannt, wie denn auch B. in Bonn neben anatomischen und physiologischen Vorlesungen solche über Zoologie gehalten hat. Bis zum Sommer 1873 vertrat er die beiden ersten, umfangreichen, medicinischen Wissenschaften allein, von da ab aber nur noch die Anatomie, während L. Landois sein Nachfolger in der Physiologie wurde. Am 14. Juli 1888 verschied er in Greifswald, nachdem ihm seine Gattin 1879 und sein Sohn Dr. med. Albrecht B., außerordentl. Professor der Anatomie in Greifswald, 1885 im Tode vorangegangen waren und ihn nur noch eine Tochter mit einer Enkeltochter überlebt.

B., der allein als Lehrer in Greifswald über eine mehr als 30jährige reiche Lehrthätigkeit zurückblicken konnte, hat als Mann der Wissenschaft im wesentlichen folgende Leistungen auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie aufzuweisen. Zunächst ertheilte er technische Rathschläge betreffend den anatomischen Unterricht („Anleitung zu den Präparirübungen" 1865/66; „Ein gutes Mittel zur Conservirung der Leichen", Virchow's Archiv Bd. 5, S. 172, 1858, nämlich Injection von Holzessig und schwefelsaurem Zink je 8—12 Loth auf 7 Pfund Wasser in die Carotiden; „Wann sollen die Medicin Studirenden anfangen zu präpariren?", Deutsche med. Wochenschr. Nr. 11, 1884); weiter veröffentlichte er eine Reihe zoologisch-anatomischer Arbeiten mehr beschreibenden Inhalts, die sich hauptsächlich in den Verhandlungen des naturhistor. Vereins in Bonn Bd. 3—13, sowie in Joh. Müller's Archiv für Anatomie von 1847 an niedergelegt finden. Von Bedeutung auf diesem Gebiete sind seine Untersuchungen über den Bau und das Wachsthum des quergestreiften Muskels und über den Verlauf der Gallengänge. In der ersteren Arbeit (Moleschott's Untersuchungen zur Naturlehre Bd. 6, S. 41,

1859) wird durch Isolirung eines Muskels in seine Fasern vermittelst Salpetersäure und chlorsaurem Kali gezeigt, daß beim Wachsen des Muskels nicht bloß die Dicke, sondern auch die Zahl der einzelnen Fasern (allerdings nicht in dem Maaße, wie B. angab) zunimmt, in der zweiten (Archiv f. Anatomie 1859, S. 642) zum ersten Male der wichtige und unzweifelhafte Nachweis geführt, daß die ganze Leber von einem continuirlichen, injicirbaren Netz feinster Capillaren durchzogen ist, die zwischen den Leberzellen liegen und in die größeren Gallengänge übergehen.

Von seinen physiologischen Arbeiten heben wir als die wichtigsten folgende heraus. Er geht von der bekannten Thatsache aus, daß die sogenannten „animalen", willkürlichen Muskeln unter dem unmittelbaren Einfluß des Centralnervensystems stehen und durch Isolirung von demselben zu unwiederbringlicher Ruhe, ja zum Tode verurtheilt sind, während die „vegetativen" Organe (Magen, Darm, Harnblase und auch das Herz) verhältnißmäßig unabhängig von dem Centralnervensystem sind. Sie bewegen sich weiter, selbst wenn man sie ganz und gar aus dem Körper entfernte. Gehirn und Rückenmark hatten also, wie man meinte, keinen Einfluß auf das vegetative Leben. Dasselbe stand vielmehr unter der Herrschaft des sympathischen, des sog. Gangliennervensystems. Diese Stellung des sympathischen Nervensystems erschüttert zu haben, ist das wesentliche Verdienst Budge's und bezeichnet zugleich einen bedeutsamen Fortschritt in unserer Wissenschaft. Schon in seinen ersten Arbeiten („Beitrag zur Lehre von den Sympathien", Arch. f. Anat. 1839, S. 389 und in seinen „Untersuchungen über das Nervensystem", 1841) zeigte er, daß durch Reizung verschiedener Stellen des Cerebrospinalnervensystems (nämlich der Vierhügel, des gestreiften Körpers, des Kleinhirns und Rückenmarks) Bewegungen in den vegetativen Organen (Darm, Geschlechtstheilen, Herz) ausgelöst werden können. Genauer wird diese Angelegenheit verfolgt in der Arbeit über das Centrum genitospinale, d. h. einer Stelle im Lendenmark, aus welchem sympathische motorische Fasern entspringen, die zu den Geschlechtsorganen gehen (Virchow's Archiv Bd. 15, S. 115, 1858), sowie weiter in der überaus wichtigen Untersuchung über die Innervation der Iris (Archiv f. physiol. Heilkunde, Jahrg. 11, S. 773, 1852 und ausführlicher in: „Bewegung der Iris", 1855), in welcher B. nachweist, daß entgegen früheren Angaben der Oculomotorius die Pupille verengt, während der sie erweiternde Sympathicus am Halse von unten nach oben verläuft und aus dem Rückenmark (Ende des Halsmarkes Anfang des Brustmarkes), im „Centrum ciliospinale", entspringt. Diese Entdeckung wurde von der Pariser und Brüsseler Akademie preisgekrönt. Schließlich erwähnen wir noch seine wichtigste Entdeckung, nämlich diejenige vom Einfluß des Vagus auf das Herz (Archiv f. Anat. 1846, S. 255). Er findet durchaus selbständig, daß Reizung des verlängerten Markes, sowie eines Vagus beim Frosch vermittelst eines magneto-elektrischen Rotationsapparates das Herz zum Stillstand bringt. Die gleiche Thatsache wurde bekanntlich auch von E. H. Weber und E. Weber etwas früher als von B. entdeckt. Wir müssen aber, wenn wir gerecht sein wollen, auch B. als selbständigen Entdecker dieser Thatsache neben den Gebrüdern Weber nennen. (Vgl. E. Weber, Muskelbewegung, in Wagner's Handwörterbuch d. Physiol. Bd. 3, Abth. 2, 1846, S. 42 u. 120, sowie J. Budge, ebenda Bd. 3, Abth. 1, S. 407 u. 412 und dessen „Lehrbuch der Physiologie", 1862, S. 324.)

Von einigen oben nicht erwähnten wichtigeren Arbeiten seien hier noch die Titel mitgetheilt: „Allgemeine Pathologie" (Bonn 1845), „Ueber den Verlauf der Nervenfasern im Rückenmarke des Frosches" (Arch. f. Anat. 1844, S. 160), „Neue Untersuchungen über das Nervensystem" in Gemeinschaft mit A. Waller

(Froriep's Tagesberichte 1851, Nr. 413, S. 305), „Ueber die verschiedene Reizbarkeit eines und desselben Nerven an verschiedenen Stellen desselben" (Virchow's Arch. Bd. 18, S. 457, 1860 und ebenda Bd. 28, 1863, S. 282), „Ueber die Musculi intercostales" (Arch. f. physiol. Heilkunde 1857, S. 63), „Ueber den Einfluß des Nervensystems auf die Bewegung der Blase" (Zeitschr. f. ration. Medic. Bd. 21, 1864, S. 1 u. 174 und Bd. 23, 1865, S. 78; Pflüger's Arch. Bd. 6, 1872, S. 306), „Muthmaßungen über die Function des M. stapedius" (ebenda Bd. 9, S. 460, 1874).

P. Grützner.

Budritzki: Rudolf Otto von B., königlich preußischer Generallieutnant, der Sohn eines Officiers, am 17. October 1812 zu Trier geboren, in den Cadettenhäusern zu Potsdam und zu Berlin erzogen, kam aus letzterem am 13. August 1830 zum Kaiser Alexander Garde-Grenadierregimente, mit welchem er zeitlebens in engster dienstlicher und kameradschaftlicher Verbindung geblieben ist und in dessen Reihen er seine ersten Lorbeeren pflückte. Nachdem er 1848 am Berliner Straßenkampfe und am Feldzuge gegen Dänemark, hier namentlich am Treffen bei Schleswig, theilgenommen hatte, gehörte er, am 14. December 1848 zum Hauptmann aufgerückt, zu dem Theile seines Regiments, welches im Mai 1849 nach Dresden entsandt war, um bei der Niederwerfung des dortigen Aufstandes mitzuwirken. An der Spitze seiner Compagnie hatte er das Hôtel de Rome, einen Schlüsselpunkt zum Besitze des Neumarktes zu erstürmen. Das verrammelte Thor widerstand den Versuchen, es zu zertrümmern. Da ließ B. den Laden eines Fensters einschlagen und seinen Grenadieren voran sprang er durch dieses in das Innere des Hauses, dessen Vertheidiger bald überwältigt waren. Im Sommer 1861 verließ er Berlin und das Regiment, um in Gotha das Commando des herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Contingents zu übernehmen, dessen Kriegsherr mit Preußen schon früher eine Convention abgeschlossen hatte. Drei Jahre später kehrte er als Commandeur des 4. Garde-Grenadierregiments in den heimathlichen Dienst zurück und befehligte es in Schleswig-Holstein, wo aber die Feindseligkeiten des Feldzuges von 1864 gegen Dänemark ihm keine Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit boten; im April 1865 vertauschte er diese Stellung mit dem Commando seines Ursprungsregiments, an dessen Spitze er jedoch im Kriege gegen Oesterreich von 1866 nicht mehr stand. Bei Ausbruch desselben zum Commandeur der 3. Garde-Infanteriebrigade ernannt, hatte er es indessen auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen und insonderheit in der Schlacht von Königgrätz unter seinen Befehlen. Ebenso war es im Kriege gegen Frankreich, welchen General v. B. an der Spitze der 2. Garde-Infanteriedivision mitmachte. Er focht hier namentlich bei Gravelotte-Saint Privat, bei Sedan und am 30. October bei Le Bourget. An die Vorgänge des letzteren Tages knüpft sich die Sage, daß er mit einer Fahne in der Hand eine Sturmcolonne geführt habe, welche zuerst in das Dorf eingedrungen sei. Die Erzählung ist darauf zurückzuführen, daß B. nach der Einnahme dem niedergesunkenen Fahnenträger vom 2. Bataillone des Garde-Grenadierregiments Elisabeth das Feldzeichen aus der Hand genommen und eine Strecke Weges getragen hat. Erschütterte Gesundheit nöthigte ihn um den Abschied zu bitten, welcher am 28. October 1875 bewilligt wurde; bald nachher, schon am 15. Februar 1876, starb B. zu Berlin.

Militär-Wochenblatt Nr. 19, Berlin 1876. B. v. Poten.

Bühler: Johann Georg B., k. k. Hofrath und Professor der indischen Philologie und Alterthumskunde an der Wiener Universität, 1837—1898. Am 8. April 1898 verunglückte bei einer Kahnfahrt im Bodensee Professor

Georg B., und mit ihm verlor die Wissenschaft nicht nur einen hervorragenden Gelehrten im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern geradezu denjenigen, auf welchen als den führenden Geist der heutigen Generation von Sanskritforschern und Indologen die Augen aller seiner Mitforscher gerichtet waren. „Darum bedeutet sein Hingang" (wie mir Professor Knauer in Kiew schrieb) „eine Lücke, wie sie Keiner vor ihm hinterlassen hat und vielleicht auch nach ihm Keiner mehr bilden wird."

B., Sohn des Pastors Johann Georg B., geboren zu Borstel bei Nienburg, Prov. Hannover, am 19. Juli 1837, besuchte von 1852—1855 das Gymnasium zu Hannover, wo die berühmten Philologen H. L. Ahrens und R. Kühner seine Lehrer in den classischen Sprachen waren. Ostern 1855 bezog er die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der classischen und orientalischen Sprachen widmete. Er war ein Schüler des berühmten Sprachforschers und Orientalisten Theodor Benfey. Im Sommersemester 1858 promovirte er in den orientalischen Sprachen und Archäologie. Seine Dissertation handelte über das griechische Suffix -τηϛ. Die ersten Arbeiten Bühler's bewegten sich noch auf dem Gebiete seines von ihm hochgeschätzten Lehrers, der Sprachvergleichung und der vedischen Mythologie. Sie erschienen in der von Benfey herausgegebenen Zeitschrift „Orient und Occident" (1862 und 1864); so ein Aufsatz über den Gott Parjanya, ein Artikel über Θεός u. A. Doch bald regte sich in ihm die Begeisterung für die Sanskritforschung als eine unabhängige Wissenschaft, die nicht mehr die Magd der Sprachvergleichung ist — eine Begeisterung, die in ihm den festen Entschluß wachrief, nach Indien zu gehen. Theils um handschriftliche Studien zu machen, theils um Anknüpfungspunkte für Indien zu finden, begab er sich im J. 1859 nach England. Drei Jahre verbrachte er daselbst mit Studien an den Bibliotheken in London und Oxford; in London verkehrte er viel mit dem geistvollen Sanskritforscher Th. Goldstücker, während er in Oxford durch Max Müller vielfach angeregt wurde. Mit letzterem war er sein Leben lang eng befreundet. Von Mai 1861 an bekleidete er die Stelle eines Assistenten des Bibliothekars der Königin in Windsor Castle. Gegen Ende 1862 wurde B. zum Assistenten an der Universitätsbibliothek zu Göttingen (wo er sich auch zu habilitiren gedachte) ernannt. Während er aber noch mit Vorbereitungen zu seiner Habilitation beschäftigt war, erhielt er durch Vermittlung Max Müller's das Anerbieten, als Professor nach Bombay zu gehen. Bezeichnend für Bühler's Enthusiasmus und Sehnsucht nach Indien ist es, daß er, ohne erst lange zu überlegen, das Anerbieten sofort annahm. In der That hatte er es zu voreilig angenommen, denn als er nach Bombay kam, hörte er, daß die Stelle, die ihm in Aussicht gestellt war, gar nicht zu besetzen sei, und seine momentane Lage war nicht wenig prekär. Glücklicher Weise aber brauchte man damals in Indien fortwährend Europäer für das Unterrichtswesen. Der um das indische Erziehungswesen hochverdiente Sir Alexander Grant war zu jener Zeit Vorsteher des Elphinstone College in Bombay und um die Hebung der Sanskritstudien an dem College eifrig bemüht. Er setzte es bald durch, daß B. als Professor der orientalischen Sprachen an dem College angestellt wurde. Im Februar 1863 trat er sein Lehramt an und machte sich sofort mit Feuereifer daran, den Pflichten desselben gerecht zu werden. Er bemühte sich nicht nur eifrig um den Unterricht im Sanskrit, sondern sorgte auch für die Bereicherung der Bibliothek, lehrte gelegentlich auch alte Geschichte und Latein, und arbeitete in jeder Beziehung unermüdlich daran, die Eingeborenen mit europäischen Methoden und europäischer Wissenschaft vertraut zu machen. Dabei verkannte er aber nie den hohen Werth, welchen das von Jahrhundert

zu Jahrhundert vererbte traditionelle Wissen der eingeborenen Gelehrten (der brahmanischen Schästris) für den Fortschritt des Sanskritstudiums sowohl in Europa als auch in Indien haben könne. Sein Streben war es, das Gute der classischen europäischen Erziehung mit dem Guten der traditionellen indischen Lehrmethode zu vereinigen. Daß Indien Gelehrte wie Bhandarkar, Shankar Pandit, Telang, Apte u. A. hervorgebracht hat, und daß diese Männer, welche sich europäische Kritik und philologische Methode am besten angeeignet haben, gerade aus dem Bombayer Kreise hervorgegangen sind, ist vor allem dem wohlthätigen Einfluß Bühler's (und später auch Kielhorn's) zuzuschreiben.

Im J. 1865 wurde von B. im Verein mit Kielhorn die „Bombay Sanskrit Series" begründet, eine Serie von ausgezeichneten Textausgaben, welche, obwohl zunächst für indische Hochschulen bestimmt, für das Studium des Sanskrit in Europa von der größten Wichtigkeit geworden ist. B. selbst betheiligte sich an der Herausgabe von Texten in dieser Serie durch vorzügliche Ausgaben des Pañcatantra, Daśakumāracarita u. a. wichtiger Texte.

Auch in seiner Eigenschaft als Inspector für das Erziehungswesen (Educational Inspector) in der nördlichen Abtheilung der Präsidentschaft Bombay hat sich B. (seit 1868) um das Erziehungswesen in Indien außerordentlich verdient gemacht. Er hatte in dieser Eigenschaft Hunderte von Schulen zu verwalten, zu examiniren und Berichte über das Schulwesen, über Prüfungsresultate u. s. w. an die Regierung zu senden.

Schon im J. 1866 begannen die großen und wichtigen Reisen Bühler's zur Durchforschung der indischen Bibliotheken. Nachdem er zum Inspector ernannt worden war, verwendete er seine Inspectionsreisen auch dazu, in allen größeren Städten der Provinz mit den Brahmanen und Besitzern von Bibliotheken Bekanntschaften zu machen und Agenten zu werben, welche die Bibliotheken aufspüren und Kataloge derselben anfertigen sollten. Und in dieser Richtung war nun B. Jahre lang thätig. Unermüdlich durchforschte er die Bibliotheken in vielen Theilen Indiens und förderte ungeahnte Schätze zu Tage. Alle Litteraturzweige wurden durch seine mit ebenso viel Begeisterung als Sachkenntniß geleiteten Forschungen bereichert und manche Litteraturzweige überhaupt erst von ihm entdeckt. So hatte man vor B. nur die nothdürftigste Kenntniß von der hochwichtigen Litteratur der Dschainas, trotzdem gerade die Anhänger dieser Sekte Jahrhunderte lang eine ausgebreitete litterarische Thätigkeit entfalteten und die alten und reichhaltigen Bibliotheken der Dschainaklöster die werthvollsten Handschriftensammlungen enthalten. Die Durchforschung dieser „Schatzhäuser der Göttin der Rede" (wie die Dschainas ihre Bibliotheken nennen) ist von B. erst angebahnt worden. Die im J. 1874 von ihm durchforschte Bibliothek von Dschesalmir war die erste Dschainabibliothek, die einem Europäer zur Durchsuchung geöffnet wurde. Es war keine leichte Sache, zu diesen eifersüchtig bewachten Schätzen Zutritt zu erhalten. Aber alle Mühe wurde reichlich belohnt, denn nicht nur fanden sich in dieser Bibliothek zahlreiche Handschriften sowohl der religiösen Dschaina-, als auch der profanen brahmanischen Litteratur, sondern dieselben reichten auch in ein hohes Alter hinauf. Bis zum Jahre 1873 wußte man nicht, daß es in Indien Handschriften gebe, die älter als das 15. Jahrhundert seien. Im J. 1873 hatte B. solche entdeckt, die bis zum Jahre 1258 zurückgingen, und hier in Dschesalmir fanden sich auf einmal Handschriften, die noch 150 Jahre älter waren. (Seitdem sind bekanntlich noch viel ältere Sanskrithandschriften in Nepal, Japan und Kaschgar gefunden worden.) Auch auf allen späteren Reisen zur Erforschung indischer Bibliotheken war B. emsig bemüht, die indischen und europäischen Bibliotheken durch Dschainahandschriften zu bereichern. Diesem

Umstande ist es zu danken, daß wir jetzt über die Geschichte und das religiöse System einer Sekte, über die man bis dahin nur die spärlichsten Nachrichten besaß, ziemlich eingehend unterrichtet sind. Die Resultate dieser unermüdlichen Thätigkeit Bühler's im Durchforschen der indischen Bibliotheken sind in zahlreichen officiellen Berichten an die Regierung und Katalogen von Handschriften niedergelegt, so namentlich in dem von 1871—73 erschienenen „Catalogue ot Sanskrit MSS. contained in the private libraries of Gujarât, Kâthiâvâd, Kachehh, Sind and Khândeś". Ihren Höhepunkt erreichten alle diese Forschungen in dem berühmten Bericht Bühler's über seine Reisen in Kaschmir, Radschputana und Centralindien („Detailed Report of a Tour in Search of Sanskrit Manuscripts in Kaśmir, Rajputāna and Central India", Bombay 1877). Dieser Bericht enthält die Ankündigung von einer Unmasse neugefundener Schriften aus allen Litteraturkreisen, von denen man bisher nur die Namen gekannt, und vieler, von denen man nicht einmal die Namen wußte. So ist z. B. einer der fruchtbarsten Schriftsteller, der Kaschmirer Dichter und Polyhistor Kshemendra, dessen Werke namentlich für die Geschichte des indischen Epos von großer Wichtigkeit sind, von B. erst entdeckt worden. Dieser Bericht enthält ferner auch hochwichtige Excurse Bühler's über die litterarische und historische Bedeutung der von ihm entdeckten Handschriften. Wer heute eine indische Litteraturgeschichte schreiben will, wird auf Schritt und Tritt Bühler's „Detailed Report" citiren müssen. Die Gesammtzahl der von B. für die indische Regierung von 1866—1881 angekauften Handschriften beträgt 2876. Außerdem kaufte er über 300 Handschriften für die königliche Bibliothek in Berlin und gegen 200 für Bibliotheken in London, Oxford und Cambridge und eine Sammlung von 102 Handschriften für die Wiener Universitätsbibliothek. Gleich bei seiner Ankunft in Indien begann er auch, sich eine Privatsammlung von Sanskrithandschriften anzulegen, indem er einen großen Theil seiner Ersparnisse darauf verwendete. Einen glänzenden Beweis seiner Selbstlosigkeit gab er im J. 1888, indem er seine werthvolle Sammlung von 321 Handschriften der India Office Library in London zum Geschenk machte. Schon früher hatte er 177 Handschriften und eine werthvolle Collection indischer Münzen nach Berlin geschenkt.

Aber nicht bloß ein glücklicher Finder und eifriger Sammler von Handschriften war B., sondern auch der Eifrigsten Einer in der Verwerthung seiner Funde. Obwohl er die von ihm gefundenen handschriftlichen Schätze mit der größten Bereitwilligkeit anderen Gelehrten zur Verfügung stellte, betheiligte er sich auch selbst in hervorragendem Maaße an der Herausgabe von Texten, und nie verlor er das eine große Ziel aus den Augen, das Dunkel der altindischen Geschichte zu erhellen und das Chaos der altindischen Litteraturgeschichte zu entwirren. Mit der sogenannten „inneren Chronologie" allein, die auf Vergleichung des Inhalts der verschiedenen Litteraturwerke gegründet ist und auf diese Weise eine Art chronologische Folge der Werke festzustellen sucht, konnte sich B. nie zufrieden geben. Es lag in seiner durchaus praktisch angelegten Natur, daß er ein gesichertes Datum einem Band voll Speculationen vorzog. Woher waren aber diese Daten zu gewinnen? Wenn nicht aus Werken der Litteratur, so doch aus Monumenten von Stein und Metall. Dies hatte B. bald erkannt und mit dem ihm eigenen Enthusiasmus warf er sich auf die Erforschung, Entzifferung, Erklärung und historisch-geographische Verwerthung von Inschriften. Diesen Forschungen, deren Resultate in zahlreichen Abhandlungen des „Indian Antiquary", der „Epigraphia Indica" und anderer orientalischer Zeitschriften niedergelegt sind, verdanken wir wichtige Zeitbestimmungen über hervorragende indische Schriftsteller und Litteratur-

werke, und sie gestatten uns auch einen Einblick in die Geschichte von ganzen Litteraturgattungen und Religionssystemen. In seiner epochemachenden Abhandlung über „die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1890) hat B. an einem Beispiele gezeigt, welch reiche Aufschlüsse sich über die Geschichte der classischen Sanskritlitteratur aus den Inschriften gewinnen lassen.

Auch auf dem Gebiete der indischen Religionsgeschichte haben Bühler's epigraphische Forschungen zu neuen und wichtigen Resultaten geführt. Die Sekte der Dschainas, deren Litteratur gerade durch Bühler's Entdeckungen erst eigentlich bekannt geworden ist, hat auch erst durch die Untersuchungen desselben Forschers ihre gebührende Stellung in der Geschichte der indischen Religionssysteme erhalten. Ihm gelang es, durch unwiderlegliche inschriftliche Zeugnisse den Nachweis zu liefern, daß die Sekte der Dschainas eine vom Buddhismus unabhängige, mit demselben gleichzeitige Sekte war und daß beide Sekten in derselben Gegend von Indien entstanden sind — ein Nachweis, der für die Geschichte des Buddhismus und der religiösen Bewegung im östlichen Indien um die Zeit des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. von außerordentlicher Bedeutung ist. Die Ergebnisse von Bühler's Untersuchungen, welche in einer Reihe von Artikeln „On the authenticity of the Jaina tradition“ (in der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“, 1887 bis 1890) niedergelegt sind, wurden durch weitere Untersuchungen Jacobi's und Leumann's vollauf bestätigt. In seinem in der feierlichen Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien (am 26. Mai 1887) gehaltenen Vortrag „Ueber die indische Sekte der Jaina“ hat B. eine lichtvolle und populäre Darstellung der Dschainareligion und der historischen Bedeutung dieser Sekte gegeben. Die Schriften der Dschainas haben aber auch für die indische Litteratur- und Kunstgeschichte überhaupt eine außerordentliche Bedeutung. Denn gleich den christlichen Mönchen des Mittelalters beschränkten sich diese Dschainamönche keineswegs auf das Studium ihrer heiligen Schriften, sondern warfen sich ebenso eifrig auf die weltlichen Wissenschaften und haben namentlich in der Grammatik und Astronomie, aber auch in der schönen Litteratur, hervorragende Leistungen aufzuweisen. In seiner bedeutenden Abhandlung „Ueber das Leben des Jainamönches Hemachandra“ (Denkschriften der Wiener Akademie, 1889) hat uns B. das Leben eines berühmten Mönches geschildert, der in den weltlichen Wissenschaften, besonders als Grammatiker und Lexikograph, eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete. Seine Beschäftigung mit den Inschriften und mit den im Präkrit abgefaßten Dschainawerken führten ihn zum Studium der Präkritgrammatik. Auch auf diesem Gebiete verdanken wir B. wichtige Arbeiten, so die Ausgabe der Pâiyalachchhi, des ältesten Präkritwörterbuches, nebst Glossar und Uebersetzung (Göttingen 1878).

Alle diese grundlegenden und bahnbrechenden Untersuchungen aber, zu welchen B. die Erforschung der Inschriften führte, fielen doch nur, so zu sagen, nebenbei ab. Sein Hauptaugenmerk war immer auf die politische Geschichte gerichtet. Zahlreiche epigraphische und historische Untersuchungen (im „Indian Antiquary“, in der „Epigraphia Indica“, in der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“, in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft“, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie und in einzelnen Bänden des „Archaeological Survey of India“) legen davon Zeugniß ab. Insbesondere hat er sich um die Erforschung und Erklärung der berühmten Inschriften des Königs Asoka die größten Verdienste erworben. Nicht minder wichtig als die Inschriften waren für B. auch die spärlichen, aber um so wertvolleren historischen Werke der Inder, sowie die Berichte der

chinesischen und arabischen Reisenden über Indien. Schon als er im J. 1874 die Bibliothek von Dschesalmir durchforschte, stieß er auf ein altes Palmblattmanuscript, welches die von dem Dschaina Bilhana verfaßte Chronik Vikramānkadevatscharita enthielt. Sofort machte er sich daran, das Werk zu copiren. Die Zeit war kurz, aber im Verein mit Jacobi (der ihn damals auf seiner Reise begleitete) wurde die Handschrift — ein Werk von 1651 zweizeiligen Versen — in sieben Tagen copirt. Eine Ausgabe dieses Werkes mit einer werthvollen historischen Einleitung besorgte B. bald darauf für die „Bombay Sanskrit Series". Um ein anderes historisches Werk, die Chronik der Könige von Kaschmir (Rādschataranginī), hat sich B. gleichfalls verdient gemacht. In seinem berühmten Kaschmirer Reisebericht widmete er diesem Werke einen langen Excurs, in dem er auf die ältesten Handschriften hinwies, welche später die Grundlage für M. A. Stein's vorzügliche Ausgabe des Werkes bildeten. Lebhaft interessierte er sich auch für Sachau's Ausgabe und Uebersetzung des Werkes des berühmten arabischen Reisenden Alberuni über Indien, und als die Uebersetzung erschien, widmete er derselben eine Besprechung von 30 Seiten im „Indian Antiquary" (1890), in welcher er die große Bedeutung dieses Werkes für die indische Geschichte auseinandersetzte. Er entdeckte auch das von Shankar Pandit herausgegebene historische Gedicht Gaiidavaho und schrieb über die historischen Romanzen Navasāhasānkacarita, Arisiṁha's Sukṛtasamkīrtana und Sarvānanda's Jagaḍūcarita.

Seine genaue Bekanntschaft und langjährige Beschäftigung mit Handschriften und Inschriften machten B. zu einer Autorität ersten Ranges für alle Fragen der Paläographie. Als Max Müller und Bunyiu Nanjio die in Japan gefundenen alten Sanskrithandschriften in den „Anecdota Oxoniensia" (1884) veröffentlichten, besprach B. die paläographische Bedeutung dieser Funde in einem hochwichtigen Appendix. Seine Abhandlung über das indische Alphabet („On the Origin of the Indian Brāhma Alphabet", Indian Studies Nr. III, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1895) erschien kurz vor seinem Tode (bei Trübner in Straßburg 1898) in zweiter Auflage. Grundlegend ist seine „Indische Paläographie von ca. 350 v. Chr. — ca. 1300 n. Chr., mit 17 Tafeln in Mappe" (Straßburg 1896), welche einen Theil von dem noch zu erwähnenden „Grundriß" bildet.

Es gibt aber in der That kaum ein Gebiet der Indologie, auf dem B. nicht neue Wege gewiesen, auf das er nicht neues und unerwartetes Licht geworfen. Mit dem Veda hat er sich wohl weniger beschäftigt; doch verdanken wir ihm wichtige handschriftliche Funde für den Atharvaveda und den Yadschurveda. Sein Interesse an der vedischen Forschung bekundete er auch durch seine Bemerkungen über das Alter des Rigveda (Indian Antiquary 1894). Insbesondere aber interessirte ihn — und hierin zeigt er sich wieder als Historiker — die Geschichte der vedischen Schulen, und er gab nie die Hoffnung auf, daß sich mit Hülfe der Inschriften auch über die Ausbreitung und das Alter der verschiedenen vedischen Schulen Licht gewinnen lassen werde. Diese Fragen erörterte B. öfters im Zusammenhange mit seinen bahnbrechenden Forschungen auf dem Gebiete der indischen Rechtslitteratur. Schon im J. 1867 schrieb er die bedeutende Einleitung „Sources of the Hindu Law", welche einen Ueberblick über die gesammte indische Rechtslitteratur enthält, zu dem von Sir Raymond West herausgegebenen „Digest of the Hindu Law of Inheritance. Partition and Adoption" (im J. 1884 in 3. Auflage erschienen). Bald darauf (1868 und 1871) erschien seine Ausgabe eines der ältesten indischen Gesetzbücher, die „Aphorisms on the Sacred Laws of the Hindu, by Apastamba" (1892—1894 in 2. Auflage), das erste Werk der Art, welches kritisch heraus-

gegeben wurde. Für die von Max Müller herausgegebenen „Sacred Books of the East“ übersetzte er die ältesten und wichtigsten Gesetzbücher, zunächst in den 1879 und 1882 erschienenen Bänden „The Sacred Laws of the Aryas“ (Band II und XIV der Serie; von Band II erschien 1897 die 2. Auflage). Die Uebersetzungen sind zumeist nach von B. selbst entdeckten Handschriften gemacht, die Texte wurden erst später herausgegeben. Die Einleitungen zu diesen beiden Bänden enthalten wichtige Untersuchungen über das Alter der übersetzten Werke und ihr Verhältniß zu einander. Im J. 1886 lieferte B. für dieselbe Serie eine Uebersetzung von Manu's Gesetzbuch („Laws of Manu“, Bd. XXV), dem populärsten aller indischen Gesetzbücher. Diesem Band, der außer der Uebersetzung auch reichliche Auszüge aus den indischen Commentaren enthält, sind mehrere Appendices beigegeben, welche das Verhältniß Manu's zu der ganzen übrigen Rechtslitteratur beleuchten; und voraus geht eine 138 Seiten starke Einleitung, welche nicht nur die Studien über die indische Rechtslitteratur fortsetzt, sondern auch einige der wichtigsten chronologischen und litterarhistorischen Untersuchungen enthält, die alle Gebiete der indischen Litteratur streifen. Unter anderem geht B. in dieser Einleitung näher auf die epische Litteratur der Inder ein und tritt zum ersten Mal an das chronologische und litterarische Räthsel des indischen Riesenepos, des Mahābhārata, heran. Auch hier zeigt sich sein eminent historischer Geist. Auch hier verließ er sich nicht gerne auf die „innere Kritik“, sondern suchte emsig nach inschriftlichen und litterarischen Zeugnissen, aus welchen sich irgendwelche sichere Daten für die Geschichte des Epos gewinnen ließen. In den „Contributions to the History of the Mahābhārata“, die er zusammen mit Kirste (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 1892) veröffentlichte, hat er in einer bahnbrechenden Untersuchung gezeigt, daß auch in dieses dunkelste aller Probleme der indischen Litteratur durch Vergleichung der Inschriften und durch Untersuchungen von verwandten und einigermaßen datirten Litteraturwerken Licht gebracht werden könne.

Daß gerade B. im Stande war, so zahlreiche Funde und Entdeckungen zu machen, die ihn dann weiterhin zu seinen fruchtbaren Arbeiten auf allen Gebieten der Indologie führten, ist nicht bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß zu seiner Zeit noch so viele Schätze in Indien ungehoben waren. Denn B. war auch in jeder Beziehung der richtige Mann dazu, diese Schätze zu heben. Vor allem war er von einer unendlichen Begeisterung für seine Wissenschaft beseelt, und diese Begeisterung war die Triebfeder, die ihn nach immer neuen Schätzen suchen ließ. Ferner hatte er sich eine gründliche Kenntniß der Sprachen angeeignet, in denen er sich mit den eingeborenen Gelehrten, auf deren Hülfe er bei seinen Forschungsreisen angewiesen war, zwanglos unterhalten konnte. Was aber das Wichtigste ist, er verstand es, durch seltenen Takt und herzliche Sympathie, die Freundschaft und das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen, so daß er unter allen Classen der indischen Bevölkerung Freunde zählte. Persönlicher Contact und reger Gedankenaustausch mit den eingeborenen Pandits schienen B. für das Gedeihen der Wissenschaft unerläßlich. Nur aus diesem Grund schrieb er auch noch in Europa seine Werke mit Vorliebe in englischer Sprache — der „lingua franca“ Indiens, wie er zu sagen pflegte. Dieses freundschaftliche Verhältniß, in dem er zu den Eingeborenen Indiens stand, war es, was es ihm ermöglichte, vieles zu finden, was kein anderer Europäer hätte finden können: und es ermöglichte ihm auch, einen Einblick in das Leben und Denken des indischen Volkes zu gewinnen, wie dies nur zu selten, selbst bei Europäern, die lange in Indien gelebt, der Fall ist. Die genaue Kenntniß des indischen Geistes und des indischen Lebens

machte aber den Verkehr mit ihm und vor allem seinen akademischen Unterricht so überaus anregend und belehrend.

Als sich im J. 1880 die Vorboten eines Leberleidens einstellten, sah sich B. genöthigt, um seine Pensionirung einzukommen. Der Abschied mit Pension wurde ihm bewilligt und am 18. September 1880 verließ er Indien. Alsbald wurde er, über Anregung Friedrich Müller's, von der österreichischen Regierung für die damals neuerrichtete Lehrkanzel für indische Philologie und Alterthumskunde an der Wiener Universität gewonnen. Er verbrachte den Winter 1880/81 an der Riviera, um sich in Europa wieder zu acclimatisiren, und trat mit frischen Kräften im Sommersemester 1881 sein neues Lehramt in Wien an, in welchem er während der letzten 17 Jahre seines Lebens so überaus erfolgreich thätig war. Dieselbe Begeisterung, mit welcher er die schwierigsten Inschriften entzifferte und die tiefsten Probleme der indischen Geschichte verfolgte, verließ ihn selbst beim Unterricht in den Anfangsgründen des Sanskrit nicht. Seinen „Elementarcursus des Sanskrit" zu hören, war ein wahrer Genuß. Die Methode, mit welcher er in Indien so glänzende Erfolge erzielt hatte, die man als eine sehr verbesserte „Ollendorff'sche" Methode bezeichnen kann, führte er auch an der Wiener Universität ein. Er benutzte beim Unterricht den zuerst als Manuscript gedruckten und im J. 1883 veröffentlichten „Leitfaden für den Elementarcursus des Sanskrit". Seine Vorlesungen erstreckten sich über alle Gebiete der indischen Philologie, und er bestrebte sich, seine Schüler in die verschiedensten Litteraturzweige einzuführen. Aber auch außerhalb des Hörsaals interessirte er sich für jeden einzelnen seiner Schüler, wobei er kein Opfer an Zeit und Mühe scheute. Stunden über Stunden verbrachte er mit jenen seiner Schüler, die mit einer Erstlingsarbeit beschäftigt waren.

Als Professor an der Universität war er auch eifrig bemüht, Wien zu einem Centrum für orientalische Studien zu machen. In diesem Sinne betheiligte er sich an der Herausgabe einer „litterarisch-kritischen Beilage" zu der vom orientalischen Museum in Wien herausgegebenen „Monatsschrift für den Orient" (1884—86), in welcher er manche wichtige Recensionen erscheinen ließ; desgleichen an der Begründung des „Orientalischen Instituts" der Wiener Universität (1886) und der von den Leitern dieses Instituts herausgegebenen „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", in deren Bänden (seit 1887) zahlreiche seiner Abhandlungen erschienen. Im Verein mit Professor Meringer begründete er auch eine „Indogermanische Gesellschaft" in Wien, welche sich in den Räumen des orientalischen Instituts zu versammeln pflegte, und bei deren Zusammenkünften er selten fehlte. Als wirkliches Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien hat B. nicht nur die Sitzungsberichte und Denkschriften der Akademie um zahlreiche wichtige Beiträge zur Indologie bereichert, sondern auch die Akademie zur Förderung und Unterstützung der Sanskritstudien bei mehr als einer Gelegenheit bewogen, so erst in den letzten Jahren zur Herausgabe der „Quellenwerke der altindischen Lexikographie".

Bei all dem hat er seine Beziehungen zu England und zu Indien nie aufgegeben. In den Bänden des „Journal of the Royal Asiatic Society" begegnen wir seinem Namen immer wieder. Häufig sandte er Berichte über neue Entdeckungen an die alte „Academy" und an das „Athenaeum". In dem in Bombay erscheinenden „Indian Antiquary" fehlen in keinem Bande seine Beiträge zur Geschichte und Geographie Indiens. Als Vertreter der Wiener Universität fehlte er auf keinem der internationalen Orientalistencongresse, und nicht zum wenigsten seinem Einfluß ist es zu danken, daß die verschiedenen an die indische Regierung gerichteten Resolutionen, welche von

der „Indischen Section" der Orientalistencongresse ausgingen und so viel zur Förderung der archäologischen und epigraphischen Forschungen in Indien beigetragen haben, auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Daß er sich aber für das Zustandekommen der Orientalistencongresse so lebhaft interessirte und auf denselben so viel Gutes stiftete, daß er in der „Indischen Section" stets eine Art Führerrolle übernahm, erklärt sich ebenso aus seinem Charakter, wie seine großen Erfolge in Indien. Es ist nämlich charakteristisch für B., daß er, der die Liebe und Achtung der Eingeborenen in so hohem Maaße gewonnen hatte, sich nicht minder der Freundschaft und Hochschätzung der Engländer in Indien, der Gelehrten sowohl wie der hohen Beamten, erfreute. So verstand er es auch durch seinen Tact und sein weltmännisches Auftreten nicht nur in Gelehrtenkreisen, sondern ebenso in hohen und höchsten Gesellschaftskreisen in Europa sich Freunde zu machen und Einfluß zu gewinnen. Im Dienste und zum Heile der Wissenschaft war B. Weltmann, und indem er seine bedeutende Persönlichkeit einsetzte, hat er viel Gutes und Nützliches gestiftet. Und bei diesen Eigenschaften, die ihn so vorzüglich geeignet machten, Einfluß auszuüben, war er immer und jeder Zeit bereit, zu rathen und zu helfen. Nicht nur seinen ihm näher stehenden Freunden und Schülern war er ein stets uneigennütziger Berather und Helfer — kein Sanskritist wandte sich vergebens an ihn, und ich kenne Viele, die sich Bühler's Schüler nennen, die nie ein Collegium bei ihm gehört. „Viele wichtige Publicationen", sagt Professor Jolly, „wären ohne ihn nie geschrieben oder gedruckt, viele alte Inschriften ohne ihn nicht ausgegraben worden, mancher Fachgenosse hat ihm seine Laufbahn ganz oder theilweise zu danken".

Diese Führerrolle, die sich B. nicht angeeignet hatte, sondern die ihm gleichsam als selbstverständlich zugestanden wurde, sollte ganz besonders in dem Werke zur Geltung kommen, welches ihn in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte und seinem langjährigen Schaffen die Krone aufsetzen sollte, in dem von ihm herausgegebenen „Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde". Gegen 30 Gelehrte aus Deutschland, Oesterreich, England, Holland, Indien und Amerika hatten sich um ihn geschaart, um nach dem von ihm entworfenen Plan die verschiedenen Zweige der Indologie in systematischen Darstellungen zu behandeln und so zum ersten Mal einen Gesammtüberblick über unser Wissen von Indien zu geben. Die schwierigsten Gegenstände hatte B. sich selbst zur Bearbeitung vorbehalten. Nur einen aber der von ihm selbst versprochenen Beiträge zu diesem großen Werk sollte ihm vergönnt sein, vollendet zu sehen, die schon erwähnte „Indische Paläographie". Er wollte auch zusammen mit J. Jolly und Sir R. West die Staats- und Privatalterthümer behandeln und hätte gewiß hier seine umfassende Kenntniß des modernindischen Lebens zur Geltung gebracht. Zusammen mit M. A. Stein wollte er die Geographie Indiens darstellen, mit der er durch seine sich über fast alle Theile Indiens erstreckenden Reisen so vertraut war. Vor allem aber sollte hier endlich der Plan, der Jahre lang in seinem Kopfe gereift war, die Geschichte Indiens zu schreiben, zur Erfüllung kommen. Er wollte die Abschnitte über die Geschichtsquellen, die litterarischen und die inschriftlichen, und die „politische Geschichte bis zur mohammedanischen Eroberung" schreiben. Unermeßlich und unersetzlich ist der Verlust, den die Wissenschaft dadurch erlitten hat, daß diese Arbeiten unvollendet geblieben. Was B. in so hervorragender Weise befähigte, ein Unternehmen, wie den „Grundriß" zu leiten, war der Umstand, daß er einer der wenigen „universellen Indologen" (als solchen bezeichnete B. den Nestor der Indologen, Albrecht Weber) war, die wir noch besitzen. So sehr B. die Specialisirung als nothwendig erkannte,

so übersah er doch nie die Gefahr, die in allzu großer Specialisirung liegt. Er vergaß nie und liebte es, darauf hinzuweisen, wie die einzelnen Zweige der Indologie und die einzelnen Perioden der indischen Culturentwicklung aufs innigste zusammenhängen. Aber auch den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Völkern des Orients und den verschiedenen Zweigen der orientalischen Wissenschaften verlor B. nie aus den Augen. Und wenn er sich auch in seinen Schriften möglichst auf das Gebiet beschränkte, in dem er wie kein Anderer zu Hause war, so reichte sein Blick doch weit über die Grenzen Indiens hinaus, und die Geschichte von Indiens Cultur und Litteratur war ihm immer nur ein Act in dem großen Drama der Menschheitsgeschichte.

An äußeren Anerkennungen fehlte es B. nicht. Schon 1871 wurde er correspondirendes Mitglied der deutschen morgenländischen Gesellschaft und des Institut des langues Orientales vivantes; 1872 erhielt er das Ritterkreuz III. Classe des preußischen Kronenordens. In Anerkennung seiner Verdienste um das Erziehungswesen in Indien erhielt er 1878 den Titel ‚Companion of the Order of the Indian Empire' (C. I. E.). Er war ferner correspondirendes Mitglied der Berliner Akademie (1878), der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen (1883), des Institut de France (1887) und der Petersburger Akademie (1893); Ehrenmitglied der Royal Asiatic Society in London (1885), der American Oriental Society (1887), der Asiatic Society of Bengal (1895), der kais. russ. archäologischen Gesellschaft und der Anjuman-i-Punjab; wirkliches Mitglied der Wiener Akademie (1885); Ehrendoctor der Rechte an der Universität Edinburgh (1885); k. k. Hofrath (1889); Vorstandsmitglied der deutschen morgenländischen Gesellschaft (1890); und endlich Comthur des Franz Josef-Ordens seit 1897.

Vgl. meinen Aufsatz „Georg Bühler und die Indologie" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 113 und 114 vom 21. und 23. Mai 1898 (der dem Vorstehenden zu Grunde liegt); die Nekrologe von F. Max Müller im Journal of the Royal Asiatic Society, 1898; von C. H. Tawney in Luzac's Oriental List, April 1898; von Ad. Kaegi in der Neuen Zürcher Zeitung (Separatabdruck, Zürich 1898); von C. Bendall im Athenaeum, Nr. 3678, 23. April 1898; von Th. Bloch in den Proceedings of the Asiatic Society of Bengal, 1898, S. 174—177; von S. d'Oldenburg in den Zapiski Vostočnago otdělenija Imp. Russkago archeologičeskago Obščstva XI, 313—19. — Die December-Nummer des Indian Antiquary (vol. XXVII, 1898) ist ganz dem Andenken Bühler's gewidmet; sie enthält Nekrologe, Notizen über und Erinnerungen an B. von 16 verschiedenen Gelehrten, nebst einem Bildniß Bühler's. — Eine ausführliche Biographie hat Julius Jolly in dem nach Bühler's Tode von F. Kielhorn fortgesetzten „Grundriß" (I. Bd., 1. Heft, A) gegeben (Straßburg, Trübner, 1899); dieselbe enthält ein Bildniß Bühler's in Heliogravüre und ein Schriftenverzeichniß.

M. Winternitz.

Bulmerincq: August von B., Rechtsgelehrter, geboren am 12. August 1822 in Riga, studirte in Dorpat 1841—45 Rechtswissenschaft und machte dann Reisen in Westeuropa. Im J. 1845 trat er in den Justizdienst seiner Vaterstadt, den er aber 1853 aufgab, um sich in Dorpat der akademischen Laufbahn zu widmen. Er wurde 1854 Docent, 1856 außerordentlicher, 1858 ordentlicher Professor des Staats- und Völkerrechts; 1867—70 war er auch Prorector. Aus dieser Dorpater Zeit sind zu erwähnen folgende Schriften Bulmerincq's: 1) „Das Asylrecht in seiner geschichtlichen Entwicklung" (Dorpat 1853); „De natura principiorum juris inter gentes positivi" (Dorpat 1856);

3) „Die Systematik des Völkerrechts. I: Von Grotius bis auf die Gegenwart" (Dorpat 1858, mehr nicht erschienen); 4) 15 Artikel über völkerrechtliche Gegenstände in v. Holtzendorff's Rechtslexicon; 5) „Praxis, Theorie und Codification des Völkerrechts" (Leipzig 1874). Auch begründete er 1862 die noch jetzt erscheinende „Baltische Wochenschrift". Im J. 1875 verließ B. mit Pension und dem Range eines Wirklichen Staatsrathes den russischen Staatsdienst und seine Heimath und siedelte nach Wiesbaden über, wo er über sechs Jahre verlebte. Aus dieser Wiesbadener Lebensperiode stammen: 6) seine Arbeiten über das Prisenrecht für das Institut (s. unten) und 7) die ersten seiner Aufsätze über Kriegsrecht, insbesondere Seekriegsrecht und Prisengerichtsbarkeit, sowie über Studium und Litteratur des Völkerrechts, die allmählich in Schmoller's Jahrbuch f. Gesetzgebung u. s. w. N. F. I—VIII erschienen sind. Nach Bluntschli's Tode wurde B. unter Ernennung zum badischen Geheimen Rath als Professor des Staats- und Völkerrechts und Director des Staatswissenschaftlichen Seminars nach Heidelberg berufen; er hat diese Professur von Ostern 1882 bis zu seinem am 18. August 1890 in Stuttgart erfolgten Tode bekleidet. In dieser letzten Heidelberger Zeit sind an größeren Arbeiten entstanden: 8) „Das Völkerrecht oder internationale Recht" (Freiburg 1884) S. 177—384 in Marquardsen's Handbuch d. öff. Rechts Bd. I, 2; 9) der Abschnitt „Consularrecht" in v. Holtzendorff's Handbuch d. Völkerrechts Bd. III, Hamburg 1887, S. 685—797; 10) der Abschnitt „Die Staatsstreitigkeiten und ihre Entscheidung ohne Krieg", daselbst Bd. IV, 1889, S. 3—127 und 11) einige Aufsätze und Kritiken in der Revue de dr. internat. XIV (1882) u. ff. — Dem 1873 gegründeten Institut de droit international, einer internationalen Gelehrtengesellschaft zur Pflege des Völkerrechts, gehörte B. von Anfang an als eifriges Mitglied an; in der Session zu Heidelberg 1887 führte er das Präsidium. Als Mitglied einer Commission der Gesellschaft übernahm er die Berichterstattung über einen Theil des Seekriegsrechts. Hieraus ist die als Materialiensammlung überaus werthvolle Darstellung der nationalen Prisenreglements entstanden, die von 1878 bis 1882 abschnittweise in der Revue de dr. internat. abgedruckt und schließlich als Buch „Rapport prés. à l'Institut de droit internat. sur les prises maritimes" 1882 erschienen ist. Im Zusammenhang damit steht der von B. ausgearbeitete Entwurf eines internationalen Prisenreglements, worüber sich die Verhandlungen im Institut von 1879 bis 1887 (vgl. Annuaire de l'Institut etc. III—IX) hingezogen haben. — Mit der völkerrechtlichen Litteratur aller Nationen gründlich vertraut und seiner Zeit wol der beste Kenner des in den europäischen Staatsverträgen enthaltenen massenhaften Materials, war B. immerfort bemüht, die Völkerrechtswissenschaft von den Ueberresten der naturrechtlich-subjectivistischen Constructionsweisen zu befreien und sie auf „positive" Grundlagen zu stellen. Wenn ihm das dort, wo die Verträge zu versagen scheinen, nicht gelang, so liegt der Grund bei ihm, wie bei den allermeisten zeitgenössischen Autoren seines Faches, in dem schwankenden Zustande der allgemeinen Theorie des Völkerrechts und in der Unklarheit der Theorie der Völkerrechtsquellen. Diese Widerstände völlig zu überwinden fehlte B. (wie insbesondere seine systematische Darstellung des Völkerrechts in Marquardsen's Handbuch zeigt) die Schärfe der Begriffsbestimmung und die Energie zur unerbittlichen Abwehr subjectiver Ideen von dem System einer objective Wahrheiten verheißenden Wissenschaft.

Badische Biographien, hrsg. von F. v. Weech, IV, 1891, S. 59—64 [nach einer Grabrede Prof. O. Karlowa's (Worte am Grabe des H. Geheimr. Dr. A. v. Bulmerincq, Heidelberg 1890)]. — Nekrolog von Rolin-Jaeque-

myns in der Revue de dr. internat. XXII (1890), S. 385 ff.; auch abgedr. im Annuaire de l'Institut de dr. internat. XII, S. 335 ff. — Einige biographische Daten auch im Album academicum der Universität Dorpat, bearb. v. Hasselblatt u. Otto, Dorpat 1889, Nr. 4254.

Bergbohm.

Bülow: Bernhard Ernst von B., deutscher Staatsmann, wurde, wie so viele Mitarbeiter Bismarck's, so Hermann Wagener und Graf Fritz Eulenburg, und wie Bismarck selbst, im J. 1815 und zwar am 2. August zu Cismar im östlichen Holstein nahe an der Lübecker Bucht geboren. Dort war sein Vater Adolf v. B. (geboren 1787 zu Schwerin) seit zwei Jahren dänischer Amtmann. Seine Mutter war eine geborene Gräfin Susanne Baudissin, Tochter eines dänischen Generallieutenants und Gouverneurs von Kopenhagen. Der preußische Minister des Auswärtigen und Schwiegersohn Wilhelm's v. Humboldt, Heinrich v. Bülow († 1846), bekannt durch seine englandfreundliche Politik, war der Bruder seines Vaters. Diesen verlor er bereits in frühester Jugend, im December 1816. Seine erste Schulbildung genoß er auf dem Gymnasium zu Plön. Hierauf besuchte er die Universitäten Berlin, Göttingen und Kiel, um dann gleich seinem Vater in den dänischen Staatsdienst zu treten, in dem er 1839 zum Assessor ernannt wurde. Anfänglich in Kopenhagen in der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei beschäftigt, kam er später ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wurde 1842 Legationsrath, 1847 Geschäftsträger Dänemarks in den Hansestädten. Daß er den berüchtigten offenen Brief vom 8. Juli 1846 verfaßt habe, wie der ihm nicht besonders wohlwollende Moritz Busch angibt, ist doch sehr fraglich. Es scheint vielmehr, daß er zwar an den staatsrechtlichen Vorarbeiten wesentlichen Antheil hatte, dabei aber zu anderen Schlußfolgerungen gelangte. Der von Christian VIII. zur Erörterung der schleswig-holsteinschen Erbfrage eingesetzten Commission, auf deren Gutachten hin der Brief entstand, gehörte er jedenfalls nicht an (vgl. Treitschke V, 575). Auch spricht die Thatsache, daß er bei Beginn der schleswig-holsteinschen Erhebung seinen Abschied aus dem dänischen Dienste nahm und sich am 9. April 1848 der provisorischen Regierung der Elbherzogthümer zu Kiel zur Verfügung stellte, dagegen. Auffälliger Weise wurden seine Dienste von der provisorischen Regierung nicht angenommen, was einen Stachel bei ihm hinterlassen hat. Durch seine diplomatische Thätigkeit bei den Hansestädten war er in nähere Berührung mit der Hamburger Kaufmannswelt getreten und hatte sich aus diesen Kreisen die Lebensgefährtin geholt. Louise Victorine Rücker, die älteste Tochter des Consuls Johann Wilhelm Rücker auf Perdöl bei Plön, mit der er sich im J. 1848 verheirathete, brachte ihn in den Besitz außerordentlicher Geldmittel. Er trat nun (1849) wieder in den dänischen Staatsdienst und wurde jetzt mit der Vertretung Dänemarks beim Reiche betraut, die so außerordentlich wichtig werden sollte. Bereits auf die Circularnote Oesterreichs vom 26. April 1850 hin, die die deutschen Regierungen zur Wiederbeschickung des Bundestages einlud, wurde er am 10. Mai als dänischer Kammerherr und Herzoglich Holsteinischer und Lauenburgischer Gesandter nach Frankfurt a. M. entsandt. Von dort zu den Dresdener Conferenzen gehend, in denen Preußen schweren Herzens den Rückzug zum Bundestag antreten mußte, hat er als Vertreter seiner Regierung wesentlich dazu beigetragen, um angesichts der Uebergriffsbestrebungen Oesterreichs die Wiederherstellung des alten Bundestages zu beschleunigen, indem er Einspruch gegen die Schaffung der Vollziehungsgewalt und gegen die Beseitigung der unseligen Einstimmigkeit der Beschlüsse erhob. Auch erklärte er sich mit der Minderheit gegen die Schaffung einer Volks-

vertretung. Beim Wiederzusammentritt des Bundesplenums bezog er in Frankfurt eine der schönsten Wohnungen, die er später mit dem Anselm Rothschild'schen Hause vertauschte. Sehr bald gewann der preußische Bundestagsgesandte v. Bismarck-Schönhausen nähere Fühlung mit ihm, der in ihm sofort einen gewandten und geschäftskundigen Kopf erkannte. Gelegenheit dazu gaben die Verhandlungen Bismarck's mit ihm wegen des Verzichts des Augustenburgers. Zwar machte B. sich zum Theil die rechtswidrigen Anschauungen seines Hofes zu eigen, doch theilte er nicht dessen Auffassung über die Tragweite des augustenburgischen Verzichts. Zudem bewies er eine außerordentliche Geschicklichkeit bei den schwierigen Verhandlungen, die er am meisten durch einen gewissen Grad von Zurückhaltung im Gegensatz zu hastiger Betreibung zu fördern meinte. Abweichend von der großen Mehrzahl der Vertreter am Bundestage ließ er sich, wie Bismarck bald mit Vergnügen herausmerkte, in keiner Weise von der öffentlichen Meinung bestimmen, sondern handelte lediglich nach staatsmännischen Erwägungen, mit scharfer und kalter Consequenz den Nutzen seines Staates verfolgend. Diese Consequenz dehnte er auch auf das gesellschaftliche Verhältniß aus, indem er den in Frankfurt seine Angelegenheiten betreibenden Augustenburger mit einer gewissen Virtuosität ignorirte. Herzog Christian wollte lieber mit einem Mittelsmann wie Bismarck als mit B. verhandeln. B. war ganz damit einverstanden, sagte aber schon gleich zu Anfang (October 1851) voraus, daß nach seiner Kenntniß des Charakters Christian's wenig Nachgiebigkeit und Neigung zum Abschlusse bei jenem zu finden sein würde. Schließlich kam es doch dazu, daß B. unmittelbar mit dem Augustenburger zu verhandeln hatte, und der Herzog änderte jetzt rasch seine Ansicht, indem er (November 1852) gegen Bismarck erklärte, er sei überzeugt, daß er mit B. schon längst zum Abschluß gekommen wäre. B. räumte ihm alle möglichen Billigkeitsgründe ein, verwandte sich in diesem Sinne bei der dänischen Regierung und zeigte dem unglücklichen Herzoge auf jede Weise, daß sein Mißtrauen gegen ihn unbegründet gewesen war. Bismarck's Eingenommenheit für B. wuchs mit den Jahren. Ging B. in der schleswig-holsteinschen Frage mehr mit Oesterreich als mit Preußen, so beobachtete er in allen nicht dänischen Angelegenheiten eine parteilose Zurückhaltung. Am nächsten stand ihm der luxemburgische Gesandte v. Scherff, den er gewöhnlich mit seiner Vertretung beauftragte, einer der treuesten Freunde Preußens. In der Behandlung der Pensionsfrage der holsteinschen Officiere gelangte er anscheinend zu einer andern Ansicht als seine Regierung, sah sich jedoch nicht im Stande mit Erfolg dagegenzuwirken. In der orientalischen Frage hielt er mit Beharrlichkeit zu Preußen und dessen Neutralitätspolitik. Nicht geringe Verlegenheiten bereitete ihm der Radicalismus der dänischen Politik und die Unzuträglichkeiten, die durch das Regiment der Maitresse König Frederik's, der Gräfin Danner, herbeigeführt wurden. In seiner Noth hat er sich wol an den ihm befreundeten Fürsten Gortschakoff mit der Bitte um Rath gewandt. Die Gesammtverfassungspolitik der Eiderdänen schien ihm je länger je mehr unhaltbar, doch meinte er, daß man Dänemark Zeit gewähren müsse, um sich zum Verlassen dieses Weges zu entschließen. Versuche man durch Druck etwas zu erreichen, so würde man dadurch die Gefahr einer englisch-französischen Einmischung heraufbeschwören. Den Gedanken Gortschakoff's, die Dinge dadurch in Fluß zu bringen, daß man die Gräfin Danner durch Sicherung ihrer Zukunft gewinne, wies er nicht ab. Sehr selten ließ er sich aus der Ruhe bringen. Er besaß in hohem Grade die Fähigkeit fließend zu sprechen, „ohne", wie Bismarck sich mit leiser Ironie ausdrückt, „dem Zuhörer einen Eindruck von dem Sinne des Gesagten zu

hinterlassen". Neben der holstein-lauenburgischen Sache bearbeitete er am Bunde besonders die Angelegenheiten der Standesherren und das handelspolitische Gebiet. Bei der Zuspitzung der holsteinschen Frage wurde seine Stellung unhaltbar. Infolge dessen wurde er am 20. October 1862 von Frankfurt abberufen. Gleich darauf trat er in den Dienst von Mecklenburg-Strelitz. Er knüpfte damit nur alte Bande wieder an; war doch seine Familie mecklenburgisch und auch sein Vater noch dort geboren und nur durch seine Heirath an Dänemark gefesselt worden. Bis zum Herbst 1867 hat er in Mecklenburg-Strelitz das Ministerium geleitet. In dieser Stellung war er jahrelang als Landtagscommissarius thätig und lernte dabei die dortigen Verhältnisse gründlich kennen. Sodann versah er die Geschäfte eines Bevollmächtigten für beide Mecklenburg am Norddeutschen Bunde und später beim Reiche. Als solcher ist er sowol der geschickteste Anwalt der mecklenburgischen Verfassung als auch ein thatkräftiger Förderer des Reichsbaues gewesen. Drei Mal hat er vor dem Reichstage den Ansturm des Liberalismus gegen die gänzlich veraltete Verfassung zu bestehen gehabt, im Frühjahr 1869, im Herbst 1871 und im Frühjahr 1873. Immer aufs neue brachte der Mecklenburger Büsing seinen Antrag auf Einführung einer regelrechten parlamentarischen Vertretung in seiner Heimath ein, hierin von der Mehrheit des Reichstages unterstützt. B. war sich klar über die Verbesserungsbedürftigkeit der mecklenburgischen Verhältnisse, konnte aber mit Erfolg den Rechtsstandpunkt gegen Eingriffe des Norddeutschen Bundes und des Reiches geltend machen. Fast wäre es indeß bei dem letzten Vorstoß dem Reichstage gelungen, sein Ziel, das Einschreiten der Reichsregierung, zu erreichen. B., selbst keine Kämpfernatur, hatte gegenüber der stürmischen Beredsamkeit Treitschke's und der gewandten Dialektik Miquel's einen schweren Stand. Seine Ruhe, seine Klarheit und seine allseitig anerkannte Liebenswürdigkeit waren dem gegenüber nicht ausreichende Waffen. Er machte geltend, daß „je größer die Gewalten sind, welche hier in einem Körper, im großen Centrum des Reiches, vereinigt sind, desto mehr der Gedanke naheliegen kann und muß, nicht alles nach einem Schema zu concentriren und einzuzwingen .... Ich berufe mich auf das ius omnium, auf das Recht, das alle bindet, das für den einen nicht gebrochen werden kann, wenn es für alle gehalten werden und segensreiche Früchte tragen soll" (2. November 1871). „Es ist nicht die Form, welche entscheiden kann, und alles deckt, sondern es ist der Sinn und die Tüchtigkeit, mit der es geleistet wird" (14. Mai 1873). Als man ihm tactlos und unberechtigter Weise zum Vorwurf machte, daß er früher eine andere Sache vertreten habe, konnte er gelassen (19. Mai 1870) erklären: „Ich erlaube mir zu bemerken, daß ich die mecklenburgischen Verhältnisse vollständig genug kenne, um jedes Wort, welches ich in der vorigen Sitzung (13. Mai) wohlbedacht gesprochen habe, hier aufrecht zu erhalten. Zu widerrufen habe ich nichts. Wenn ich früher in andern Verhältnissen gestanden habe, so habe ich darin jedenfalls gelernt, objectiv und ruhig die Rechtsverhältnisse aufzufassen, über die ich zu sprechen und ein Urtheil abzugeben die Ehre habe. Ich habe einen guten und richtigen Weg eingehalten und hoffe ihn auch ferner einzuhalten". Am wirksamsten mußte natürlich sein Hinweis auf die ernstlichen Reformgedanken der mecklenburgischen Regierungen sein. Im Bundesrath trat man ihm anfangs ohne Schwierigkeiten bei; namentlich hatte er Bismarck auf seiner Seite. Doch nach der letzten Berathung im Reichstage ließ ihn auch die Reichsregierung, geführt von Delbrück, fast im Stich. Da bot B. seine ganze Beredsamkeit auf: Octroyiren könnten und wollten die Großherzöge nicht, sie rechneten auf den Schutz des Reiches für die ungestörte Reform. Die einfache

Ablehnung des Reichstagsbeschlusses würde die Durchführung der landesherrlichen Entschließungen erleichtern. Es gelang ihm endlich auch dies Mal durchzudringen, und voller Genugthuung konnte er am 27. Juni 1873 dem Großherzog Friedrich Franz II. berichten, daß dies Ergebniß das wichtigste und erfreulichste wäre, welches in dem langwierigen Kampfe gegen die gesammte liberale Partei bisher erreicht sei. An diesen Bericht knüpfte er indeß auch dringliche Mahnungen zur Ausführung der Reformpläne: „Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Bundesrath sich mit diesem Beschlusse nicht unbedingt und für immer zu unserer Schutzwehr gegen den Reichstag gemacht hat. Die einberichteten Erklärungen der einzelnen Bevollmächtigten und des Ausschusses sind officielle Aeußerungen der Regierungen und lassen und bezwecken die Freiheit, sich je nach Umständen wieder zu degagiren und das letzte Wort vorzubehalten. Mit einem Wort, es ist . . . nur Schutz für ruhige Verhandlung und Gestaltung der als unerläßlich allerseits anerkannten Reformen. Je rascher und vollständiger diese ins Leben gesetzt werden können, je leichter wird die definitive Anerkennung des Bundesraths zu erreichen sein". Im weiteren ging er auf die erforderlichen Reformen näher ein und empfahl vor allem Regelung der Finanzfrage. Während er dies schrieb, rechnete er bereits mit seiner Uebernahme in den Reichsdienst.

Als im November 1870 die Verträge mit den süddeutschen Staaten geschlossen wurden, nahm er lebhaft Anstoß an den Baiern in der Reichsverfassung eingeräumten Reservatrechten. Er befürchtete davon eine Störung der Geschäfte im Bundesrath, ja er fand, daß die Stellung Baierns für die andern Regierungen verletzend wäre. Unliebsame Erinnerungen an das Dreikönigsbündniß von 1849 stiegen bei ihm auf angesichts der Bildung des diplomatischen Ausschusses, bestehend aus Baiern, Sachsen und Württemberg. Doch sagte er sich, daß „Graf Bismarck diesen Vertrag als ein Ganzes, als einen großen politischen Act betrachtet habe, den er so nicht abgeschlossen hätte, wenn Baierns Eintritt wohlfeiler und mehr im System und Schema der Verfassung zu haben gewesen wäre. Eine andere Frage ist es, ob Baiern nicht klüger gehandelt hätte, einfach als primus inter pares einzutreten, auf sein Recht und eigenes Gewicht vertrauend". Er empfahl dem im Felde weilenden Großherzog Friedrich Franz den Beitritt und stimmte schon ehe er Instruction erhielt auf eigene Verantwortung dafür (Bericht vom 10. December 1870).

Die ungewöhnliche Gewandtheit, die B. in der Führung der mecklenburgischen Angelegenheiten beim Bundesrathe bewies, brachte im Fürsten Bismarck den Gedanken zur Reife, den alten Mitarbeiter in den Reichsdienst zu ziehen. Indem er im Juni B. deswegen sondirte und im Herbst 1873 seine Ernennung zum Staatssecretär des Auswärtigen an Stelle des ein Jahr vorher zurückgetretenen Hermann v. Thile, des Freundes der Kaiserin, bewirkte, gewann er sich eine außerordentlich starke Stütze in den jetzt entstehenden beispiellosen Reibungen. Das zeigte sich sofort in seinem Kampfe mit Graf Harry Arnim. B. hat die meisten und viele der wichtigsten Erlasse gegen den verblendeten Botschafter geschrieben. Er bediente sich dabei vielfach einer zu seinem sonstigen gewinnenden Wesen in Widerspruch stehenden schroffen Ausdrucksweise, die zeigt, daß er ganz mit der Anschauung des Reichskanzlers übereinstimmte und ihm sozusagen bedingungslos ergeben war. Ja, er verstieg sich zuweilen zu Maßregeln, die ganz fraglos das Ansehen der Chicane haben, wie jene Möbelrechnung vom 8. Februar 1875, die an die einst gegen Hassenpflug geübte Chicane erinnert. Trotzdem gelang es ihm auch beim Kaiser ein Vertrauen zu finden, wie es der leitende Staatsmann gerade in jenen Jahren weniger bei

Wilhelm I. besaß, sodaß er in der Lage war, Bismarck über mancherlei innere höfische Vorkommnisse Nachricht zukommen zu lassen und von dem Fürsten öfter benutzt wurde, um Verstimmungen des Hofes zu beseitigen. Er ahnte das Kissinger Attentat auf seinen großen Freund (vgl. Anhang zu Ged. u. Erinn. II, 453 ff.). Der König ernannte den ausgesprochen evangelisch empfindenden Mann zum Mitglied der Generalsynode. Dort stimmte er jedoch anfangs gegen die Generalsynodalordnung (14. December 1875). Bismarck bediente sich seiner auch mit Erfolg, um eine Verständigung mit dem Finanzminister Otto Camphausen zu erzielen, wie die berühmten Briefe des Fürsten an B. vom 15. und 21. December 1877 beweisen. Daß B. es dem Fürsten hierin nach Wunsch machte, verräth die Stelle des Briefes vom 21: „Sie werden den Fluch der guten That daran erkennen, daß sie fortdauernd Bitten und Zumuthungen gebiert". Ferner bearbeitete B. in seinem Fache die ersten colonialpolitischen Geschäfte des Reiches, so in Sachen der Fidjiinseln und betreffend den Freundschaftsvertrag mit Samoa (1879). Ebenso führte er mit dem französischen Vertreter Gontaut-Biron Verhandlungen wegen der französischen Heeresvermehrungen und veranlaßte schließlich die Abberufung dieses der Bismarck'schen Politik höchst unbequemen Gesandten. Seit dem 26. December 1875 versah er das Amt eines preußischen Bevollmächtigten im Bundesrath. Nach Beendigung der Kanzlerkrisis im Frühjahr 1877 bestellte ihn Fürst Bismarck (April 1877) zu seinem Vertreter in den auswärtigen Angelegenheiten des Reiches. In dieser Stellung fand er namentlich im russisch-türkischen Kriege Gelegenheit, seine russenfreundliche Gesinnung zu bethätigen. Auf dem Berliner Congresse im Juni und Juli 1878 war er neben Bismarck und Hohenlohe Bevollmächtigter des deutschen Reiches, trat indeß vollständig hinter der Riesengestalt des Reichskanzlers zurück. Nach den Protocollen scheint er kaum je das Wort ergriffen zu haben. Nebenbei war er lange Vorsitzender der Prüfungscommission für das diplomatische Examen. Nicht in gutem Einvernehmen scheint er mit Lothar Bucher gestanden zu haben, der stets allerhand kleine Bosheiten gegen ihn in seinen Gesprächen mit Busch aufzutischen hatte. Eine seiner letzten Handlungen war der Vortrag, den er am 30. August 1879 Kaiser Wilhelm I. über die furchtbar gespannte politische Lage unmittelbar vor dessen Abreise nach Alexandrowo zur Zusammenkunft mit Zar Alexander II. hielt, in dem es ihm gelang, den Herrscher zur Billigung der Unterhandlungen Bismarck's mit Andrássy zu bewegen. Bald darauf ereilte den 64jährigen Mann infolge Ueberanstrengung bei seinen Arbeiten ein heftiger Krankheitsanfall, der ihn nöthigte, einen längeren Urlaub anzutreten. Es stellte sich heraus, daß sein Leben nicht mehr von langer Dauer sein konnte. Am 6. October nahmen Fürst und Fürstin v. Bismarck von ihm in Potsdam für immer Abschied. Dann trat er eine Reise nach Italien an. Auf ihr überraschte ihn an der langjährigen Stätte seines Wirkens, in Frankfurt a. M., an dem Tage, an dem er vor 17 Jahren von dort abberufen worden war, ein Nervenschlag, der seinem arbeitsreichen Leben ein Ende machte. Am 24. October wurde er auf dem Zwölfapostelkirchhof zu Berlin begraben, nachdem vorher in der Matthäikirche Büchsel im Beisein des greisen Kaisers eine Gedächtnißfeier abgehalten hatte. Er hinterließ sechs Söhne, von denen der älteste, der am 3. Mai 1849 zu Flottbeck geborene Bernhard, am 17. October 1900 zum Kanzler des Deutschen Reichs ernannt wurde. Eine Tochter war ihm im Tode vorangegangen.

Sein Aeußeres athmete Behaglichkeit und Vornehmheit. Er war ein Aristokrat von der alten Holstenart, conservativ vom Scheitel bis zur Sohle und zugleich von hoher Bildung. Dies vereint mit seinen Gaben verschaffte ihm die Freundschaft seines größten Zeitgenossen, dem er außerdem wegen

seiner außerordentlichen Arbeitskraft unschätzbar war. Ist er auch im wesentlichen das bloße Werkzeug desselben gewesen, so sichern ihm doch seine erstaunliche Geschicklichkeit, seine ungewöhnliche Einsicht und seine aufopfernde Treue, die er in hervorragenden Stellen bewiesen hat, einen Platz in der Geschichte.

Preußen im Bundestag, I—IV (besonders I, 19, 90, 95, 178, 259; III, 412; IV, 281). — Horst Kohl, Bismarck's Briefe an General Leopold v. Gerlach, bes. S. 6. — Protokolle des Bundestags. — Jansen-Sammer, Schleswig-Holsteins Befreiung, Wiesbaden 1897, besonders S. 49. — Sybel, Begründung des deutschen Reiches II. — Horst Kohl, Bismarckjahrbuch V (Briefe Wentzel's). — Sigmund Münz, Bernhard v. Bülow (in Nord und Süd, Breslau 1898, April, S. 212 ff.). — Kölnische Zeitung, Octbr. 1879. — Grenzboten, 1879, 4. Viertelj. (Moritz Busch) 90, 208—210. — H. v. Poschinger, Bismarck u. der Bundesrath I—IV, besonders I, 73 ff. — Stenogr. Berichte des Reichstages. — H. Kohl, Bismarckregesten. — H. Kohl, Reden des Fürsten v. Bismarck, VII. — Fürst Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen I, 125 f., II, 167 f., 183 f., 203. Anhang z. G. u. E., bes. Bd. II. — M. Busch, Tagebuchblätter. — Bismarck. Some secret pages of his history. Diary by Moritz Busch III, 257 ff. — L. v. Hirschfeld, Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, II. Leipzig 1891. — Duc de Broglie, La Mission de Gontaut-Biron à Berlin. Paris 1896. — Darstellung der in der Untersuchungssache wider den W. G. R. Grafen v. Arnim vor dem Kgl. Stadtgericht zu Berlin im Dec. 1874 stattgefundenen öffentl. Verhandlungen. — Martens (Samwer), Recueil général de traités etc., II. Serie, III. Bd. (Protokolle des Berliner Kongresses). H. v. Petersdorff.

Bülow: Burghart Heinrich Friedrich Adolf Otto von B. war der Sohn eines mecklenburgischen Officiers, der als Major seinen Abschied nahm, um die Bewirthschaftung des ererbten Stammgutes Kaarz bei Brüel selbst zu leiten, und wurde hier am 18. Mai 1855 geboren. Fünf Jahre später verkaufte der Vater diese Besitzung und erwarb die Güter Bülow und Tessenow in der sogenannten mecklenburgischen Schweiz am Malchiner See. Die Mutter Alexandrine, geb. Freiin v. Maltzan, war die Tochter eines Landraths auf Rothenmoor und früher Hofdame der Großherzogin gewesen. Als einziges Kind, umgeben von der Liebe und Sorgfalt der Eltern, verlebte Burghart v. B. eine harmlos glückliche Kindheit, die er sich auch durch mancherlei Rücksicht, welche man auf seine Gesundheit nehmen zu müssen glaubte, nicht trüben ließ. Alljährlicher längerer Aufenthalt an der Ostsee trug wesentlich zu kräftiger Entwicklung bei; jede Verzärtelung würde sein lebhaftes Temperament abgeschüttelt haben. Von früh auf zeigte er ein scharf ausgeprägtes Ehrgefühl, ein sehr reiches Gemüth und schnelle Fassungsgabe. Nachdem er bis zum 14. Lebensjahre durch Hauslehrer unterrichtet worden, kam er Ostern 1869 auf das Gymnasium zu Wittenburg und blieb hier fünf Jahre. Inzwischen hatte der Vater infolge mancherlei Nothstände in der Landwirthschaft einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt, seine beiden Güter verkauft und war nach Schwerin übergesiedelt (1873). Dem Wunsche des Sohnes, sofort in den Militärdienst eintreten zu dürfen, widersetzte sich der Vater, der unbedingt die Absolvirung der Gymnasialstudien forderte, und so besuchte der Sohn, nachdem er im väterlichen Hause $2^1/_2$ Jahre privatim unterrichtet worden, noch ein halbes Jahr das Gymnasium in Güstrow, erledigte hier Ostern 1877 seine Abiturientenprüfung und trat dann sogleich als Avantageur in das königl. sächsische 1. (Leib-)Grenadierregiment ein. Nach Besuch der Kriegsschule in Anklam wurde B. 1878 Officier, kam 1886 als Premierlieutenant in das 8. Infanterieregiment Nr. 107 in Leipzig und wurde in

demselben im Januar 1892 zum Hauptmann befördert. Seit dem Jahre 1883 war B. unter den verschiedensten Verhüllungen, meist unter dem Pseudonym Alexander von Degen, als Schriftsteller thätig, und die große Zahl seiner Schriften (im Buchhandel sind deren 37 erschienen) lassen auf einen erstaunlichen Fleiß und eine lebendige Regsamkeit seines Geistes schließen, zumal er als leidenschaftlicher Soldat seine Pflichten nach dieser Richtung hin in allertreuester Weise erfüllte. Seine Arbeiten sind vorwiegend humoristischer Art und behandeln dann meist Episoden aus dem Officiers- und Soldatenleben, das ja seiner Beobachtungsgabe hinlänglich Stoff zu schriftstellerischer Verwerthung bot; aber sein Humor hat sich niemals in das Unzarte und Unästhetische verirrt; davor bewahrte ihn die ethische und religiöse Grundstimmung seines Gemüths. Leider fand seine übermäßige Anstrengung als Soldat und Schriftsteller schließlich doch einen Ausdruck in einer krankhaften Ueberreizung des Nervensystems, und als dann der Zusammenbruch einer Verlagsbuchhandlung, mit deren Leiter er seit seiner Jugend befreundet war, ihn in die peinlichste Verlegenheit, in Sorgen und Aufregungen stürzte, brach die Kraft des sonst so widerstandsfähigen Mannes zusammen, und in einem Moment hochgradigen Fiebers schied er am 4. Juni 1892 freiwillig aus dem Leben.

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Bülow: Hans Guido von B., einer unser bedeutendsten Musiker als Claviervirtuose und Dirigent, geboren am 8. Januar 1830 zu Dresden, † am 12. Februar 1894 zu Kairo. Sein Großvater diente als sächsischer Major unter Napoleon, sein Vater Eduard v. B. zeichnete sich als Novellendichter und Schriftsteller aus (s. A. D. B. III, 517). Hans begann seine ersten Clavierstudien im Alter von 9 Jahren bei Friedr. Wieck und Theorie bei Eberwein in Dresden. Im J. 1848 bezog er die Leipziger Universität um Jura zu studiren, nahm aber nebenbei bei Hauptmann Unterricht im Contrapunkt. Unter dem Einflusse der Revolution ging er 1849 nach Berlin, wo er mit den Heißspornen jener Periode, den Bauer, Lothar Bucher, Ferd. Lassalle u. A. einen regen geistigen Verkehr unterhielt und eine Reihe politischer Artikel für die damalige „Abendpost" schrieb. Zur selben Zeit erschien Richard Wagner's „Die Kunst und die Revolution", aus dem der junge Brausekopf seine künstlerische und politische Nahrung sog. Bei einem Besuche in Weimar hörte er eine Aufführung des „Lohengrin" und sein Entschluß war gefaßt, die Juristerei aufzugeben und sich ganz der Musik zu widmen, trotz dem Widerspruche seiner Eltern. Er reiste nach Zürich, wo Wagner sein Heim aufgeschlagen hatte, nachdem er glücklich dem Dresdener Gefängnisse entkommen war, bildete sich unter dessen Leitung zum Dirigenten aus und erhielt 1851 die Direction am Züricher Theater und später an dem zu St. Gallen. Von hier muß er schon im J. 1852 zu Liszt in Weimar gegangen sein, um sich als Claviervirtuose auszubilden, denn 1853 unternahm er schon seine erste Concertreise durch Deutschland und Oesterreich und ließ sich darauf in Berlin nieder, wo er am Stern'schen Conservatorium für Musik eine Lehrerstelle annahm, sich 1857 mit Cosima Liszt, einer Tochter Franz Liszt's und der Gräfin d'Agoult verheirathete, die ihm vier Töchter schenkte. Trotz dem Widerwillen, den er stets dem an bestimmte Stunden gebundenen Leben eines Lehrers entgegen- und in zahlreichen Briefen zum Ausdrucke brachte, — als Hundearbeit bezeichnete er es am liebsten, — fühlte er doch das Bedürfniß, sein Wissen und Können Anderen mitzutheilen, es durfte nur kein höherer Zwang ihn drängen. Jeder, der ihn aufsuchte und um Belehrung bat, fand die liebenswürdigste Aufnahme; nie kargte er mit seinem

Wissen und Können und legte den Keim zu höherem Streben, gern bereit ihn zur Blüthe zu entwickeln. Als Virtuose gab er im Winter regelmäßig Concerte, die er ganz allein mit seinen Vorträgen ausfüllte. Er stand schon damals an der Spitze der Virtuosen: unfehlbar war seine Technik, sein Gedächtniß staunenswerth, nie bemerkte man eine Ermüdung und seine Vortragsart übertraf alles bis dahin Erreichte. Nicht nur in der geistigen Vertiefung in die Composition, sondern auch in der klaren und verständlichen Durchführung der Themen und der Form. In einer Bach'schen Fuge, oder der großen Fuge in Beethoven's Sonate opus 106 legte er die thematische Arbeit mit einer Klarheit und Verständlichkeit zu Tage, verbunden mit einer geistvollen Auffassung, die jeden Zuhörer mit Bewunderung und Entzücken erfüllte. Berlin befand sich damals inbetreff seiner Orchesterconcerte noch in den Kinderschuhen. Die kgl. Operncapelle orgelte in ihren Sinfonieconcerten unter Wilh. Taubert's schwächlicher Direction die classischen Werke mit einer grenzenlosen Gedankenlosigkeit herunter und die Liebich'sche Militärcapelle, die wöchentlich drei Mal in öffentlichen Bierlocalen Sinfonien aufführte, war zwar gut eingespielt, doch im übrigen ein treues Abbild der Operncapelle. Auch hier griff B. mit fester Hand ein. Er engagirte die Liebich'sche Capelle und übte mit ihr so lange, bis sie seiner Auffassung der classischen Werke nach allen Seiten hin gerecht wurde und dann trat er öffentlich mit ihr auf. Ich entsinne mich noch der Aufführung der Eroica von Beethoven und der überraschenden und großartigen Wirkung; besonders das Scherzo rief einen allgemeinen Jubel hervor, denn eine so charakteristische Auffassung ließ uns das Kunstwerk wie von neuem erstehen. Auch hier zeigte wieder B. sein vortreffliches Gedächtniß, denn er dirigirte sämmtliche Werke auswendig. Doch nicht nur den classischen Werken widmete er eine sorgfältige Einstudierung, sondern auch den neueren Componisten wollte er gerecht werden und brachte Wagner, Liszt und andere neue Meister zu Gehör, die allerdings bei dem damaligen Berliner Publicum wenig Gnade fanden, was wol geeignet war, Bülow's Eifer zu erkälten. Durch mehrere unvorsichtige Aeußerungen vor versammeltem Concertpublicum verleidete er sich immer mehr den Berliner Aufenthalt, daher nahm er 1865 mit Freuden den Ruf nach München an, wo sein väterlicher Freund Wagner weilte. B. war als Hofpianist berufen, erhielt aber bald darauf die Hofcapellmeisterstelle an der Oper, wurde Director der kgl. Musikschule, deren Neueinrichtung ihm zugleich aufgetragen wurde. Wagner'sche Musik genoß in damaliger Zeit noch nicht den ungetheilten Beifall wie heute und gerade in den maßgebenden Kreisen trat man ihr abwehrend entgegen. Es bedurfte daher in München der ganzen Autorität des Königs, um eine Aufführung Wagner'scher Opern zu erzielen. Auf Sänger und Orchestermitglieder wirkte Bülow's Begeisterung für Wagner elektrisirend und „Tristan und Isolde" konnte in musterhafter Weise aufgeführt werden, denen dann die älteren Opern folgten. Ueber die nun folgenden Jahre und die verschiedenen umwälzenden Ereignisse ist ein dichter Schleier gehüllt und nur soviel bekannt, daß Wagner plötzlich entlassen wurde und seinem aufopfernden Freunde die Frau entführte. Erst im J. 1869 fand die Scheidung statt; B. zog sich zurück und lebte mehrere Jahre in Florenz, doch auch hier für deutsche Musik wirkend und förderlich eingreifend. Im J. 1872 findet man ihn wieder auf Concertreisen und 1875/76 sogar in Amerika, wo er in Nord und Süd, Ost und West an 139 Concerte gab. Zurückgekehrt nach Europa nahm er am 1. Januar 1878 die Capellmeisterstelle am Hoftheater in Hannover als Nachfolger K. L. Fischer's an, doch schon nach zwei Jahren löste er das Verhältniß, da man ihm nicht freie Hand ließ. Er ging nach Mei-

ningen, wurde am 1. October 1880 Hofmusikintendant und sah hier endlich das ersehnte Ziel vor Augen. Völlig freier Hand schuf er hier ein Orchester, welches seinen Intentionen so ganz entsprach und einen Ruf über ganz Europa erlangte, an dem es noch heutigen Tages zehrt; immer noch steht es mit seinen Musterleistungen einzig da, trotzdem schon im J. 1885 B. die Direction niederlegte und das Wanderleben wieder begann. In Petersburg leitete er eine Zeitlang die philharmonischen Concerte, dann in Berlin, unterrichtete am Raff'schen Conservatorium für Musik in Frankfurt a. M., dann am Klindworth'schen in Berlin. Im August 1882 verheirathete er sich in zweiter Ehe mit der Meininger Hofschauspielerin Marie Schanzer (nicht Schlanzer, wie Riemann schreibt, siehe das Testament Bülow's in Leßmann's Musikzeitung 1894, S. 171). Seit dem Jahre 1888 nahm er seinen ständigen Aufenthalt in Hamburg, leitete zum Theil die Orchesterconcerte, trat auch hin und wieder als Virtuose auf, bis ihn ein Kopfleiden aufs Krankenlager warf. Die Aerzte empfahlen ihm Kairo, leider zu spät, denn schon in Wien verlor er die Sprache, erreichte aber dennoch Kairo, um dort zu sterben. Seine Leiche wurde auf seinen Wunsch nach Hamburg gebracht und verbrannt.

Das Virtuosenthum erfuhr durch Bülow's Einfluß eine völlige Umwälzung, nicht mehr die Technik spielte die erste Rolle, sondern der Vortrag classischer und werthvoller Compositionen. Dr. Riemann schreibt hierüber: In der Geschichte des musikalischen Vortrages gebührt B. eine hervorragende Stelle, da er es war, welcher eine eingehendere Analysirung der vorzutragenden Werke dem Spieler zur Pflicht machte und den ein halbes Jahrhundert lang eingeschlafenen Begriff der Sinngliederung (Phrasirung) wieder in den Vordergrund stellte. Als Componist fehlte ihm die Erfindungskraft; er ahmte daher seine Vorbilder nach, vorzugsweise in der Formlosigkeit und krassen Accordfolgen. Weit segensreicher wurde sein Wirken als Lehrer und Bearbeiter von Lehrmaterial, wie die Etuden von Cramer, von Chopin und Beethoven's Sonaten von opus 53 ab. Auch seine Schriften, wie die Erläuterung zu Wagner's Faust-Ouverture trugen viel zur Verbreitung derselben bei.

An Biographien sind bis jetzt über ihn bekannt die von B. Vogel (1887), von Zabel (1894), G. Pfeiffer, Studien über Hans von Bülow, 1894, Vianna da Motta, Nachtrag zu Pfeiffer's Studien, 1895. — Seine Wittwe veröffentlichte 3 Bände Briefe, 1895—98, englisch von Constanze Bache, 1. Bd.; ferner gab sie 1896 eine Auswahl seiner Aufsätze heraus. — Die La Mara gab den Briefwechsel zwischen Liszt und Bülow heraus. — Fr. Rösch, Musikästhetische Streitfragen, Streiflichter und Schlagschatten zu den ausgew. Schriften von Hans v. Bülow, 1897. — Adelh. v. Schorn, Zwei Menschenalter, 1901, s. d. Namensverzeichniß. Rob. Eitner.

Bülow: Hans Adolf Julius von B., königlich preußischer General der Artillerie, am 27. Februar 1816 zu Ossecken im Kreise Lauenburg in Hinterpommern geboren, kam am 5. August 1833 aus dem Cadettencorps als Secondlieutenant zur Garde-Artilleriebrigade, in deren Officiercorps damals ein sehr reges, nicht auf die Berufswissenschaften beschränktes geistiges Streben herrschte. B. legte hier den Grund zum Erwerbe einer vielseitigen und gründlichen Bildung, namentlich auf den Gebieten der Litteratur, der Philosophie und der Geschichte, besonders der Kriegsgeschichte. Die Erfordernisse des Dienstes und die Verwerthung des Erlernten für den Gebrauch im Kriege standen aber obenan bei seinen Studien. Was B. erreichte, hat später seine Früchte getragen. Zunächst gab in langen Friedensjahren seine Berufsentwicklung ihm Gelegenheit, mit allen Theilen des artilleristischen Dienstes

vertraut zu werden; Verwendung vor dem Feinde fand er erst im Kriege des Jahres 1866 gegen Oesterreich. Als dieser ausbrach war er Oberst und Commandeur des 7. Feldartillerieregiments zu Münster; an der Spitze der Reserveartillerie des VII. (westfälischen) Armeecorps nahm er mit der Elbarmee auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen am Feldzuge theil; der Tag von Königgrätz gab ihm Gelegenheit vortheilhaft hervorzutreten.

Ungleich bedeutender war seine Thätigkeit im Kriege von 1870/71 gegen Frankreich. Sie hat ihm unvergänglichen Ruhm und allgemeine hohe Anerkennung eingetragen. B. war damals Generalmajor und Commandeur der Artillerie des vom General Constantin v. Alvensleben befehligten III. (brandenburgischen) Armeecorps. Der Tag von Spicheren, der 6. August, eröffnete seine Heldenlaufbahn. Im Gefolge des Corpscommandeurs am Nachmittage mittelst der Eisenbahn in St. Johann eingetroffen erhielt er gegen 6 Uhr Abends den Befehl, seine beiden zur Stelle befindlichen Batterien auf den Rothen Berg zu bringen, um der Infanterie Luft zu machen und den Entscheidungskampf vorzubereiten. Es wurden ihm zu letzterem Ende acht weitere Batterien vom VII. und VIII. Armeecorps unterstellt, welche er auf den Folster Höhen verwendete. Unter unsäglichen Schwierigkeiten gelangten jene Batterien auf den Berg, ihr vom Feinde für unmöglich gehaltenes Erscheinen machte bei diesem tiefen Eindruck, und das Feuer der von B. geführten Geschütze trug wesentlich dazu bei, der eigenen Infanterie das Vorwärtsschreiten zu erleichtern, die gegnerischen Angriffe zu entkräften (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, 18. Heft, Berlin 1895). — Noch werthvoller und erfolgreicher waren seine und seiner Artilleristen Leistungen am 16. August in der Schlacht von Vionville-Mars la Tour. Hier bildeten die Batterien des III. Armeecorps thatsächlich den Felsen in der Mitte des brandenden Meeres, an welchem die verderbendrohenden Wogen der feindlichen Angriffe sich brachen. Die von B. gewählte Aufstellung war so zweckentsprechend ausgesucht und alle von ihm getroffenen Anordnungen waren so mustergültig, die gesammte Haltung der Waffe erwies sich als so praktisch, daß ihr und ihrem Führer von Freund und Feind uneingeschränktes Lob gezollt wurde und für alle Zeiten gebührt. Als Alvensleben sich mit dem Gedanken eines vorläufigen Rückzugs auf Verdun trug, bat B. davon abzustehen, und als jener ihn auf einen seinen Geschützen drohenden Angriff mit dem Hinzufügen aufmerksam machen ließ, daß zur Abwehr Infanterie nicht zur Verfügung stehe, erwiderte B. in berechtigtem Selbstbewußtsein, er erwarte den Angriff mit Ruhe und hoffe ihn abzuweisen wie die vorausgegangenen. Am Abend waren freilich ein Drittel der Officiere, ein Viertel der Mannschaften und die Hälfte der Pferde der von ihm befehligten Batterien todt oder verwundet, General v. B. aber hatte die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst (H. Klaeber, Die Thätigkeit des Generals von Bülow in der Schlacht bei Vionville am 16. August 1870, Dresden 1899). — In gleichem Maaße bewährte er sich in den Kämpfen, an denen er fernerhin theilzunehmen berufen war, zunächst schon zwei Tage später in der Schlacht bei Gravelotte-Saint-Privat, dann zu Anfang December 1870 an der Loire, wo er am 7. December im Gefechte bei Chilleurs-aux-bois die Waffe meisterhaft verwandte, und zuletzt bei dem Vorgehen gegen Le Mans im Januar 1871. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Classe und des Ordens pour le mérite waren die vornehmsten unter den Auszeichnungen, durch welche seine Thätigkeit gewürdigt wurde.

Nach Friedensschlusse kehrte er im Herbst 1871 als Brigadecommandeur zur Gardeartillerie zurück, aus welcher er hervorgegangen war. Bald darauf

aber wurde ihm ein anderer Wirkungskreis angewiesen. An die Spitze der gesammten Artillerie trat ein Cavallerieofficier, der General v. Podbielski, welchem oblag die Waffe in zwei Theile, die Feldartillerie und die Fußartillerie zu scheiden, von denen die letztere für die Verwendung in und vor festen Plätzen bestimmt war, und einen jeden der beiden Theile in seine Rolle einzuführen. Dem neuen Generalinspecteur wurde als Fachmann und als technischer Beirath General v. B. an die Seite gegeben. Die Erfüllung des dem letzteren gewordenen Auftrages erforderte ebensoviel Tact wie Sachkenntniß. Er hat dem in ihn gesetzten Vertrauen durchaus entsprochen. Als nach Jahresfrist General v. Podbielski sich eingearbeitet hatte ward B. Inspecteur der 2. Artillerieinspection und nach jenes am 31. October 1879 erfolgtem Tode wurde er sein Nachfolger. Aber nicht lange hat er den Posten innegehabt. Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Kriegsministerium, an dessen Spitze damals General v. Kameke stand, veranlaßten ihn seinen Abschied zu erbitten, welcher am 12. December 1882 bewilligt wurde. B., dessen bisher „General der Infanterie" gelautet habenden Diensttitel Kaiser Wilhelm II. am 16. August 1895 in den als „General der Artillerie" umwandelte, behielt seinen Wohnsitz in Berlin und ist dort am 9. December 1897 gestorben.

Fr. Hoenig urtheilt über ihn: „General v. Bülow war einfach und anspruchslos. Er hatte das Herz auf der rechten Stelle, das treffende Wort auf der Zunge und in der Feder. Als Vorgesetzter gebrauchte er niemals seine geistige Ueberlegenheit und war jeder Vorliebe für Menschen und Dinge unzugänglich; er gehörte zu den Männern, die durch die Schlichtheit, Geradheit und Natürlichkeit ihres Wesens Vertrauen erwecken und durch ihr bloßes Vorbild erzieherisch wirken" (Der Volkskrieg a. d. Loire VI, 296. Berlin 1897).

B. v. Poten.

Bülow: Johann Albrecht von B., preußischer General der Infanterie, geboren am 27. December 1708 in Glubenstein als ältester Sohn des preußischen Officiers Daniel Levin v. B. († 1758) und der Dorothea Margarethe v. Schlubhut († 1742), der letzten ihres Geschlechts. Gleich seinem jüngeren Bruder Karl Christoph (s. A. D. B. III, 514) kam er sehr früh in das neu gestiftete Cadettencorps nach Berlin, wurde Page des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und trat später in dessen Regiment als Officier ein. Als solcher war er einer der Boten, die dem Könige die Siegesbotschaft nach der Schlacht bei Molwitz überbrachten, doch stimmt die in der Familie fortgeerbte Tradition nicht ganz mit den Resultaten der historischen Forschung überein. Auch nach der Schlacht bei Chotusitz diente B. dem Erbprinzen von Dessau als Bote zum Könige unter bedrängten Umständen, indem er hin und zurück durch die feindlichen Husaren sich durchschlagen mußte. Der alte Dessauer bevorzugte B. vielfach, und dieser verehrte als dankbarer Schüler seinen Lehrmeister bis an sein Ende. Später stand er beim Regiment Markgraf Karl, wurde 1745 Oberst und am 21. März 1757 Generalmajor und Chef des Füsilierregiments Alt-Würtemberg. In den Schlachten des siebenjährigen Kriegs kämpfte er mit Auszeichnung, wurde auch mehrmals verwundet, sein Ehrentag aber war die Schlacht bei Liegnitz, am 15. August 1760, wo er als Befehlshaber des linken Flügels Laudon's Cavallerie solange aufhielt, bis preußische Reiterei herbeikam. Noch auf dem Schlachtfelde hing der König ihm den Schwarzen Adlerorden um, er wurde Generallieutenant und erhielt eine Präbende des Domstifts U. L. Fr. in Halberstadt, wegen der er einen höchst charakteristischen Federkrieg mit dem Domcapitel führte. In der Schlacht bei Torgau, am 3. November 1760, die seinem obengenannten Bruder die

Ernennung zum Generalmajor und Regimentschef der Bayreuth-Dragoner einbrachte, zeichnete er sich ebenfalls aus, gerieth aber bei einem Angriff der feindlichen Reiterei in Gefangenschaft und wurde erst nach Ende des Krieges ausgewechselt. Später wurde er General der Infanterie und Gouverneur von Spandau, kaufte die Güter Lichterfelde und Giesensdorf und erwarb ein Haus in Berlin, wo er am 19. September 1776 starb. Er wurde in dem von ihm gestifteten Erbbegräbniß in Lichterfelde beigesetzt, wo auch seine ihm 1747 angetraute und am 9. October 1780 verstorbene Gemahlin Magdalene Jacobine v. Forestier ruht, die Tochter des französischen Refugié und nachherigen preußischen Obersten Johann v. Forestier. Der Ehe entstammte ein Sohn, Karl Leopold Daniel, der anfänglich bei den Seydlitz-Kürassieren diente und später Dombechant des Stifts U. L. Fr. in Halberstadt wurde, von dem Vater auch eine Dompräbende von Minden, und von dem obengenannten Oheim eine gleiche von Havelberg erbte. Letzterer war zwar abgesagter Gegner des Rauchens, aber durchaus nicht der Weiberfeind, als welcher er a. a. O. geschildert wird, denn daß er unverheirathet blieb, lag in den Verhältnissen, denen Rechnung getragen werden mußte.

Militär.-genealog. Calender von 1791. — Nachrichten aus d. Familie.

v. Bülow.

Bülow: Margarete von B., Erzählerin, wurde am 23. Februar 1860 zu Berlin geboren. Sie verbrachte ihre Kindheit in Smyrna, wo ihr Vater preußischer Generalconsul war. Schon 1865 nahm die Familie in Thüringen Aufenthalt, und als der Vater 1867 nachfolgte und Landdrost in Hildesheim wurde, daselbst; 1868 aber wieder nach Smyrna zurückgekehrt, ließ er, da er erkrankte, Margarete zu sich kommen, die dort die Schule der deutschen Diakonissinnen besuchte, auch Neugriechisch lernte, was sie später genauer trieb. Er starb jedoch bald jung, und nun lebte Margarete mit Mutter und Geschwistern auf dem Gute Ingersleben bei Neudietendorf in Thüringen. Das junge Mädchen hatte vollkommene Möglichkeit, ihre angeborene Selbständigkeit und Thatkraft frei zu entwickeln und mannichfach zu gebrauchen. Anderthalb Jahre, 1876—78, brachte man in England zu, wo Margarete ihre Ausbildung fortsetzte; seit 1881 wohnte die Familie zu Berlin. Hier ertrank Margarete am 2. Januar 1884 beim Versuche, einen im Eis eingebrochenen Knaben zu retten, im Rummelsburger See, in der Blüthe ihres Alters und mitten in den schönsten Hoffnungen für ihre geistige Entwicklung und litterarischen Fähigkeiten.

Sämmtliche erzählenden Früchte ihrer Feder, die gedruckt sind, traten erst nach dem Tode der B. ans Licht. Es sind: „Novellen" (1885; Der Oberlieutenant Percy, Der Herr im Hause, Gabriel, Tagesgespenster), „Jonas Briccius. Roman" (1886), „Herr im Hause" (1886), „Aus der Chronik derer von Riffelshausen" (1887), „Neue Novellen" (1890). Vielseitig gebildet und dabei tiefer Gefühle wohl kundig, hat sie damit Zeugnisse einer äußerst verheißungsreichen dichterischen Anlage hinterlassen, die einen ausgeprägten, fast männlich festen Charakter voll Geist und Gemüth verrathen. Sie findet ihre Probleme im modern-nervösen Berlin wie im Herbst und Winter der Thüringer Landschaft. Die scharfe Charakteristik und kräftige Lebensanschauung darin lassen den frühen Hintritt bedauern.

Den erstgenannten Band versah Julian Schmidt mit einem Vorwort, den letzten Fritz Mauthner mit einer Biographie. Außer diesen beiden vollberufenen Kritikern, die, trotz ihres persönlichen Antheils an der Angelegenheit, M. v. Bülow's Nachlaß und Namen der Nachwelt zu erhalten, nicht ein Quentchen Lob zu viel singen, wohl aber, Schmidt durch einleuchtende Be-

gründung des Rechtes zur Veröffentlichung, Mauthner durch fesselnde lebensgeschichtliche Angaben innerlicher und äußerlicher Art, höchst verdienstvoll und glücklich den guten Anspruch der vorzeitig entrissenen Dichterin vertheidigen, hat neuerdings als einziger Litterarhistoriker wol nur R. M. Meyer, „Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts" ([2] S. 764) warm und beweglich ihres Geschickes rasche Erfüllung im Hinblick auf die vielversprechenden Anfänge beklagt. Sie mag in der Herkunft ihrer ernsten, aufgeklärten, bürgerlichen Lebensanschauung, in der Einfachheit von Aufbau und Ausdruck mit ihrer Standesgenossin Luise v. François verglichen werden, vor der sie, die viel herumgekommene, das nie gestillte Sehnen nach Kenntniß, nach Erkenntniß der Menschen und ihrer Daseinsfragen voraus hat, wogegen selbstverständlich der Bülow „schöne achtzehnjährige Kraft", die, Mauthner gemäß, „Aus der Chronik derer von Riffelshausen" einen Episodenkranz flocht, die lebensreife Charakteristik nicht besitzen kann, durch die der François „Letzte Reckenburgerin" fast classisches Gepräge bekam. Die tiefe Liebe zum Menschen in des Erdenwallens innern wie äußern Anfechtungen, von einem vollen Tropfen socialen Oels getränkt und von praktischem Herrnhuterthum religiös geweiht (beide Bewegungen waren ihr unmittelbar vertraut), hat in dem großen psychologischen Roman „Jonas Briccius", sagt Meyer, dem Helden, der sich vom härtesten Fatalismus zum freien Menschenthum durcharbeitet, viel vom Eigenen gegeben. Und neben die überzeugenden rühmenden Urtheile dreier bei aller Verschiedenheit der Gesichtspunkte doch verläßlicher Richter wie J. Schmidt, Mauthner, R. M. Meyer stelle man die begeisterten Worte Hans v. Basedow's im Anschlusse an die „Neuen Novellen", ‚dies prächtige Buch': „M. v. B. war ein Genie, ihre Novellen gehören zu dem Besten, was die deutsche Novellenlitteratur hervorgebracht — ihr Tod war ein schwerer Verlust. Sie war ein realistisches Genie, ein Genie der Stimmung — sie hätte viel Hervorragendes geleistet. Die ‚N. N.' gehören zu dem Besten, was unsere moderne Litteratur heimgebracht — es liegt nur im Interesse des Publicums sie zu lesen". So soll Meyer's Schlußfrage „Wer denkt noch an dies muthige Talent?" keine rhetorische bleiben!

Vgl. außer obengenannten Würdigungen die Artikel in Meyer's Konversationslexikon [5]III, 680a und in der 14. Aufl. des Brockhaus'schen, welch letzterer vom Unterzeichneten nach authentischem Material geliefert (und hier benutzt) wurde. Solches lag auch sichtlich Brümmer, Lex. d. dtsch. Dchtr. u. Prof. d. 19. Jahrh.[4] I, 198b zu Grunde. Basedow's Referat i. Mag. f. d. Lit. des In- u. Auslds., 59. Jhrg., Nr. 39, S. 615; s. auch Basedow's und Anderer Anzeigen der Bülow'schen Bücher i. d. Blätt. f. liter. Unterh. 1885—90. — In H. Mielke's Buch: Der deutsche Roman des 19. Jahrh.", 3. Aufl. (1898) fehlen bei M. v. Bülow's Besprechung ihre ersten Afrika-Novellen: vgl. Th. Matthias im Pädagog. Jahresbericht LII (1900), S. 183. Ludwig Fränkel.

Bunge: Alexander von B., namhafter Botaniker, wurde am 6. October (24. September) 1803 zu Kiew geboren; er entstammt einer deutschen Familie. Sein Vater Andreas Theodor war der Sohn eines im vorigen Jahrhundert aus Deutschland nach Rußland eingewanderten Apothekers, Georg Friedrich B., der später geadelt wurde, und der die Stelle eines Directors des botanischen Gartens zu Kiew bekleidete. Die Apotheke wie die Directorstelle gingen auf den Sohn über. Alexander v. B. kam, nachdem sein Vater 1814 gestorben war, mit seiner Mutter Elisabeth Antoinette geb. v. Fuhrmann, und seinen beiden Geschwistern, Rosalie und Georg Friedrich (dem später berühmten Rechtshistoriker), 1815 nach Dorpat. Hier besuchte Alexander das Gymnasium

von 1818 ab und wurde am 17. December 1821 mit dem Reifezeugniß entlassen. Er bezog die Universität zu Dorpat, um Medicin zu studiren, beschäftigte sich bereits als junger Student eifrig mit Botanik, erhielt 1823 für die Lösung einer Preisaufgabe die goldene Medaille, und wurde nach Beendigung seiner medicinischen Studien im J. 1825 zum Dr. med. promovirt. Auch die Dissertation gab Kunde von der Hinneigung des Verfassers zur Botanik („Diss. inaug. botanico-medica de relatione methodi plantarum naturalis in vires vegetabilium medicales", 72 S.). Da ihm die Mittel fehlten, um, wie es damals gebräuchlich war, ins Ausland zu weiterer Ausbildung zu gehen, so wandte er sich als Begleiter seines Lehrers, des Professors der Botanik Ledebour, nach Sibirien. Hier fand er sofort eine Stelle als Kreisarzt in Barnaul, wurde aber noch in demselben Jahre nach Kolyma als Arzt des Bergwerks übergeführt. Hier wirkte er zwei Jahre (1824—1826), bis er wieder nach Barnaul zurückversetzt wurde, um die Stelle eines Arztes am dortigen Krankenhause einzunehmen, die er bis 1830 innehatte. Von hier aus hatte B. Gelegenheit, sich sehr genau mit den Pflanzen des Altaigebirges bekannt zu machen. Hier in Barnaul machte er 1829 die Bekanntschaft Alexander's v. Humboldt, der damals jene Gegenden bereiste. Auf eine Empfehlung Humboldt's erhielt B. die Weisung, sich als Arzt einer nach Peking abgesandten geistlichen Mission anzuschließen. Mit der Mission reiste B. 1830 nach Peking, und verweilte daselbst acht Monate; er benutzte den Aufenthalt, um möglichst viel Pflanzen zu sammeln und zu beschreiben. Die Frucht dieser Reise war eine „Enumeratio plantarum quas B. in China Boreali collegit 1831" (St. Petersburg 1833). Nachdem B. Peking verlassen, bereiste er 1832 noch einmal das Altaigebiet mit der besonderen Absicht, daselbst botanische Studien zu machen. Durch seine Arbeiten und Reisen hatte sich B. bereits so weit vortheilhaft bekannt gemacht, daß man ihn (25. Juli 1833) als außerordentlichen Professor der Botanik an der Universität Kasan anstellte. Hier bearbeitete er die in China und im Altai gesammelten Schätze und veröffentlichte „Plantarum Mongolico-Chinensium decas I" (Kasan 1835) und ein Verzeichniß der im östlichen Altai gesammelten Pflanzen (St. Petersburg 1836), die Ergebnisse seiner im J. 1832 ausgeführten Reisen.

Als Ledebour seine Professur in Dorpat aufgab, um sich nach München zurückzuziehen, wurde B. als ordentlicher Professor der Botanik und als Director des botanischen Gartens nach Dorpat berufen (August 1836). In dieser Stellung wirkte er mehr als 30 Jahre lang bis zum Schluß des Jahres 1867 als Lehrer und Forscher. Vor allem durchforschte er nun die Ostseeprovinzen in botanischer Hinsicht, doch unternahm er auch einmal eine größere Reise. In den Jahren 1858—59 betheiligte er sich in Gesellschaft von Göbel und Bienert an einer Expedition, die unter der Leitung Chanikow's nach Persien abgeschickt wurde und die insbesondere Chorassan untersuchen sollte. Später machte er noch einige kleinere Reisen nach Westen, um seine gesammelten botanischen Materialien mit Hülfe der Museen von London und Paris zu bearbeiten. Ein kurzer Bericht über die Ergebnisse seiner persischen Reise ist in Petermann's Mittheilungen (1860) abgedruckt. — Im December 1867 gab er sein Lehramt auf, blieb aber zunächst in Dorpat, um seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen zu können. Hier feierte er 1875 sein 50jähriges Doctorjubiläum, wobei die physico-mathematische Facultät (eine Abtheilung der philosophischen) ihn zum Ehrendoctor der Botanik ernannte. 1881 siedelte er nach Sewastopol zu einer daselbst lebenden Tochter über, kehrte aber bald wieder in die alte Heimath Dorpat zurück, um hier seine Lebenstage zu be-

schließen. Er starb am 18./30. Juli 1890 in Esthland auf einem Landgut, wohin er sich zur Erholung begeben hatte.

B. war ein liebenswürdiger Charakter, ein außerordentlich fleißiger und sorgfältiger Arbeiter, der durch eine große Anzahl von Abhandlungen die systematische botanische Litteratur bereichert hat. Außer den schon oben genannten seien hier angeführt: „Beiträge zur Kenntniß der Flora Rußlands und der Steppen Central-Asiens" (St. Petersburg 1857); „Tamaricum species" (Dorpat 1852). In der späteren Zeit beschäftigten ihn die Astragalusarten: „Generis Astragali opera gerontogea I et II" (St. Petersburg 1868–69). Ein vollständiges Verzeichniß der älteren Arbeiten bietet Recke-Napiersky und Beise's Nachträge S. 101—109. Doch nicht allein durch seine litterarischen Arbeiten hat B. für seine Wissenschaft gewirkt, sondern auch dadurch, daß er die jüngeren Kräfte herbeizog. Unter seinen Schülern seien genannt: Dr. Lehmann, Arzt in Rossiten, Friedr. Schmidt, Akademiker in St. Petersburg, Dr. Russow, der Bunge's Nachfolger wurde und Mag. Bienert, der ihn nach Chorassan begleitete. Er hatte ein hohes Interesse für die Wissenschaft und strebte danach, ihr Jünger zuzuführen — er war einer der Mitbegründer des Dorpater Naturforscher-Vereins und der Rigaer Gesellschaft der Naturforscher. L. Stieda.

Bunge: Friedrich Georg von B., namhafter baltischer Rechtsgelehrter, wurde am 1./13. März 1802 als dritter Sohn des Collegienassessors Andreas Theodor v. B. in Kiew geboren — er war der ältere Bruder des Botanikers Alexander v. B. Im September 1810 trat Friedrich in die (eben begründete) Pension von Friedrich Graf aus Halle. Nachdem der Vater 1814 gestorben war, übersiedelte die Mutter, eine geborene v. Fuhrmann, im Mai 1815 nach Dorpat, um daselbst ihre Kinder erziehen zu lassen. Friedr. Georg kam zuerst in die Privatschule des Lehrers M. Haußmann, dann ins Gymnasium, das er im December 1818 mit dem Zeugniß der Reife verließ, um sich dem Studium der Cameralia zu widmen. Durch den 1819 nach Dorpat berufenen Professor Dabelow (s. A. D. B. IV, 684) wurde B. veranlaßt, sich der Jurisprudenz zuzuwenden; dessen Vorträge fesselten ihn, die der übrigen Mitglieder der juristischen Facultät sehr wenig. Nur Prof. Wilhelm Snell, der 1819 nach Dorpat kam (s. A. D. B. XXXIV, 512—514) und über Natur- und Criminalrecht las, zog durch seinen hinreißenden Vortrag alle Studirenden an; aber die preußische Regierung verlangte die Auslieferung Snell's. Er mußte nach einem kurzen Aufenthalt von drei Wochen Dorpat verlassen. Als dem schnell beliebt gewordenen akademischen Lehrer am Abend vor seinem Scheiden aus Dorpat von den Studirenden ein Ständchen gebracht wurde und B. auch daran theilnahm, wurde er mit achttägiger Carcerhaft bestraft. B. war sehr fleißig, und er erhielt im December 1821 für Bearbeitung der Preisfrage „De veterum Romanorum agnitione" die silberne Medaille. Zu Anfang des Jahres 1822 bestand B. das akademische Schlußexamen und erwarb sich dadurch den Grad eines Candidaten der Jurisprudenz; die eingereichte Candidatenschrift: „Wie und nach welchen Regeln müssen die in Livland geltenden Gesetze interpretirt werden?", die (Dorpat 1822, 32 S.) sehr bald gedruckt wurde, ist die erste in die Oeffentlichkeit gelangte Arbeit Bunge's.

Auf Wunsch Dabelow's hielt B. bereits im zweiten Halbjahr 1822 einer Anzahl neu immatriculirter Juristen eine Privatvorlesung über die Institutionen des Römischen Rechts — damit begann der erst 20jährige Gelehrte seine akademische Laufbahn. Am 15. September desselben Jahres wurde B. zum Lector der russischen Sprache an der Universität ernannt und

hatte dadurch die Möglichkeit gewonnen, noch längere Zeit in Dorpat zu bleiben. Durch Dabelow angeregt wandte B. sich dem Studium des (baltischen) Provinzialrechts zu. Im J. 1823 habilitirte sich B. bei der juristischen Facultät und begann im Juli Vorträge über das livländische Privatrecht zu halten. Als B. im Mai 1825 zum Rathsherrn der Stadt Dorpat gewählt wurde, gab er die Stelle eines Lectors der russischen Sprache auf, blieb aber Privatdocent, weil er auf eine Professur rechnete. Allein trotz seines Fleißes und seiner eifrigen litterarischen Thätigkeit mußte er noch eine Weile warten. Er erlangte an der Universität zu Heidelberg auf Grund einer Schrift „Ueber den Sachsenspiegel als Quelle des livländischen Ritterrechts" (Riga 1827) den Grad eines Doctor juris (21. December 1826), und hoffte dadurch das Haupthinderniß beseitigt zu haben. Allein der damalige sehr einflußreiche Rector der Universität G. Ewers war dem jungen Gelehrten aus unbekannten Gründen nicht gewogen; überdies starb 1824 Bunge's Gönner Prof. Dabelow. Trotzdem sich W. F. v. Closius (s. A. D. B. IV, 343), Dabelow's Nachfolger, lebhaft für B. interessirte, wurde B. nicht befördert. Er hatte schon den Entschluß gefaßt, ganz der akademischen Laufbahn zu entsagen, er wollte Buchhändler werden, — nur auf dringendes Zureden des Professors Parrot (s. A. D. B. XXV, 186—189), der damals für den erkrankten Ewers die Geschäfte des Rectors besorgte, stand B. von seinem Vorhaben ab. Ewers starb, und B. wurde im Mai 1831 zum außerordentlichen Professor der Jurisprudenz ernannt. Gleichzeitig wählte ihn der Rath der Stadt Dorpat zum Justiz-Bürgermeister; da aber eine Vereinigung beider Aemter unstatthaft war, gab B. seine Stellung beim Rathe auf. Im Januar 1832 endlich wurde B. zum ordentlichen Professor ernannt, mit besonderer Berücksichtigung seiner litterarischen Thätigkeit. Er hatte kurz vorher einige juristische Abhandlungen unter dem Titel: „Beiträge zur Kunde der Liv-, Est- und Kurländischen Rechtsquellen" (Dorpat 1832) drucken lassen. Jetzt hatte B. sein langersehntes Ziel erreicht; er ergab sich mit Eifer seinen vielfachen juristischen und geschichtlichen Studien. Im J. 1833 gründete er in Gemeinschaft mit einigen Collegen eine Zeitschrift „Dorpater Jahrbücher für Litteratur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands". 5 Bände erschienen, der letzte 1836, dann mußte die Zeitschrift eingehen. In demselben Jahre gründete B. die Wochenschrift „Inland" und redigirte dieselbe bis zu seinem Abgange von der Universität. 1840 veröffentlichte er mit Madai, dem Nachfolger Closius', die „Theoretisch-praktischen Erörterungen aus dem in Liv-, Est- und Kurland geltenden Recht", 5 Bände (Reval 1839—45). Seit 1842 gab er das „Archiv für Geschichte Liv-, Est- und Kurlands" heraus. Allein auch über die engen Grenzen der kleinen Universitätsstadt erstreckte sich die Thätigkeit Bunge's. Wiederholte Reisen, insbesondere während der Winterferien, hatten B. nach St. Petersburg geführt, wo er mit dem bekannten russischen Staatsmann Graf Speransky in nähere Verbindung trat. Schon damals war von der Redaction eines baltischen Privatrechts viel die Rede. In den drei sog. russischen Ostseeprovinzen, Liv-, Est- und Kurland, galt nämlich nicht das russische Privatrecht, sondern jede der drei Provinzen hatte ihr eigenes und sehr eigenthümliches Privatrecht. Der livländische Landrath R. v. Samson hatte dem Grafen einen Entwurf des Privatrechts der Ostseeprovinzen nebst einer Gerichtsordnung vorgelegt. Speransky übergab diesen Entwurf an B. mit dem Ersuchen, eine eingehende Beurtheilung vorzunehmen. Das Gutachten, durch welches eine Anzahl von Mängeln aufgedeckt wurde, erschien im Druck unter dem Titel: „Wie kann der Rechtszustand der Ostseeprovinzen am zweckmäßigsten gestaltet werden?" (Reval 1833). Im Auftrage Speransky's

übersetzte B. eine von eben diesem verfaßte Einleitung zum neuen russischen Gesetzbuch (Swod sakonow) ins Deutsche; die Arbeit erschien ohne Angabe von Bunge's Namen. Auch mit dem Geheimrath Boguljanski, mit dem Grafen Em. Sievers, dem Baron Rahden, den Mitgliedern der damaligen baltischen Codificationscommission, knüpfte B. Bekanntschaft an, sie lieferten ihm auch ihre Arbeiten zur Durchsicht ein. — In Dorpat gründete B. mit einigen Collegen (darunter auch Madai) einen juristischen Unterhaltungscirkel, der sich alle 14 Tage versammelte.

Als B. 1839 zum Director der Universitätsbibliothek ernannt worden war, reiste er 1840 nach Deutschland, um mit seinen juristischen Fachgenossen sich bekannt zu machen und gleichzeitig die Verwaltungen größerer Bibliotheken kennen zu lernen.

So befand sich B. in Dorpat in einer nach allen Seiten hin ihn völlig befriedigenden Stellung — da trat ganz unerwartet ein Ereigniß ein, durch das seine akademische Thätigkeit auf immer aufgehoben wurde. Ueber diesen höchst sonderbaren Fall kann hier nur kurz berichtet werden. Der Professor der Theologie Ulmann war Rector gewesen — die Studenten wollten ihm aus Dankbarkeit einen silbernen Becher schenken, — der Nachfolger Ulmann's im Rectorate, Professor der Physiologie Volkmann, später in Halle a. S. (s. A. D. B. XL, 236), erkundigte sich Anfang November 1842 bei B., ob ihm ein Gesetz bekannt sei, das die Ueberreichung eines Geschenkes verbiete. B. meinte, ihm sei nichts bekannt. Es existire ein Gesetz, wodurch es den Untergebenen verboten sei, ihren Vorgesetzten Geschenke und Ovationen — ohne allerhöchste Genehmigung — darzubringen. Aber die Studirenden seien „Schüler" und keine Untergebenen. Die Studenten überreichten dem geliebten Rector Ulmann einen silbernen Becher, wobei verschiedene Reden gehalten wurden; der Curator der Universität berichtete darüber nach St. Petersburg, und nun geschah Folgendes: In einer feierlichen Sitzung des Concils (General-Concil) in Gegenwart aller Professoren wurde ein Kaiserlicher Befehl verlesen, dadurch wurde Volkmann vom Rectorat entfernt, Ulmann seiner Professur verlustig erklärt; er mußte Dorpat noch an demselben Tage verlassen, und B. wurde, „weil er sich wiederholt unrichtiger Auslegung der Gesetze schuldig gemacht hätte", zur Strafe von Dorpat nach der Universität Kasan versetzt. Auf diese „Strafversetzung" nach Kasan verzichtete aber B.; durch seine verwandtschaftlichen Verbindungen in St. Petersburg gelang es ihm, beim Kaiser die Genehmigung zur Entlassung aus dem Staatsdienste mit der gebührenden Pension zu erwirken. B. hatte 20 Jahre im Staatsdienst verbracht, nun war er vollkommen frei. Bald danach gaben auch die Professoren Madai und Volkmann ihre Stellungen in Dorpat auf und kehrten nach Deutschland zurück: es war ihnen doch etwas unbehaglich in Dorpat geworden.

Mit dem Fortgang von Dorpat beginnt ein neuer wichtiger Abschnitt im Leben Bunge's. Er zog nach Reval, und hier wurde er sehr bald, im März 1843, zum Syndikus, und noch im Mai desselben Jahres zum Bürgermeister der Stadt Reval gewählt. Gleichzeitig wählte man ihn zum Präsidenten des Stadtconsistoriums; er wurde in letzter Stellung, wie gehörig, vom Kaiser Allerhöchst bestätigt, und damit war er als Staatsdiener vollständig rehabilitirt. — Sieben Jahre hintereinander, von 1847 bis 1854, leitete B. als „wortführender" Bürgermeister die Geschäfte der Stadt Reval. Seine Aemter ließen ihm zu wissenschaftlichen Arbeiten genug Zeit übrig. In erster Linie ordnete er das reiche Archiv des Stadtraths; die Schätze desselben bildeten die Grundlage zu seinem Urkundenbuch. Er verfaßte eine „Einleitung in die liv-, est- und kurländische Rechtsgeschichte" (Reval 1849), lieferte eine Dar-

stellung des Kurländischen Privatrechts (Reval 1851), schrieb im Auftrage der II. Abtheilung der Kaiserlichen Kanzlei einen „Abriß der Geschichte des Privatrechts und Processes der Ostseeprovinzen" (1848), und gab mit Baron R. von Toll die „Estländische Brieflade" heraus (Reval 1856).

Während eines gelegentlichen Aufenthalts in St. Petersburg erhielt B. vom Chef der Kaiserlichen Kanzlei, Graf Bludow, die Aufforderung, als Beamter in die Kanzlei einzutreten, um das Privatrecht der Ostseeprovinzen zu codificiren. An dieser Aufgabe war seit Jahren — aber ohne genügenden Erfolg — gearbeitet worden. B. nahm das Anerbieten an. Am 21. September 1856 unterzeichnete er zum letzten Mal das Protocoll einer Rathssitzung in Reval, dann siedelte er nach St. Petersburg über. Hier erhielt B. den Auftrag, zunächst einen Plan zur Bearbeitung des Privatrechts zu entwerfen. Nachdem der Plan gebilligt war, arbeitete er angestrengt mehrere Jahre an dem Werke und beendigte dasselbe 1864. Auf Bunge's Vorschlag wurde das Werk an die höchsten Provinzial-Gerichtshöfe, an die Ritterschaften der Provinzen, an die juristische Facultät zu Dorpat und einige namhafte Rechtsgelehrte der Provinzen zur Durchsicht gesandt. Es liefen von vielen Seiten Bemerkungen und Zusätze ein — sie mußten verarbeitet werden. Dann wurde das Ganze ins Russische übersetzt, und nun wurde sowol der deutsche wie der russische Entwurf zum Druck befördert. Im November 1864 war alles fertig gestellt, der Kaiser ertheilte dem Entwurf die Allerhöchste Sanction, und mit dem 1. Januar 1865 erhielt das Werk Bunge's Gesetzeskraft. Als Ausdruck des Dankes der baltischen Provinzen ist anzusehen, daß B. im März 1865 als Ehrenmitglied in die Estländische Ritterschaft aufgenommen wurde; gleichzeitig verlieh die Stadt Reval ihm das Ehrenbürgerrecht. Die anstrengende litterarische Thätigkeit und das ungünstige Klima der Stadt St. Petersburg hatten die Gesundheit Bunge's angegriffen. Er kam im Mai 1865 um seine Entlassung aus dem Staatsdienste ein. Die Entlassung wurde ihm in den allergnädigsten Ausdrücken bewilligt. Der Kaiser sprach die Erwartung aus, daß B. nach Wiederherstellung seiner Gesundheit nochmals in den Staatsdienst treten werde; für diesen Fall war ihm die Stelle eines Mitgliedes der höchsten Gerichtsinstanz im Senate vorbehalten.

B. siedelte im August 1865 mit seiner Familie nach Gotha über; er vertauschte später diesen Aufenthalt im März 1878 mit Wiesbaden. Hier hat er noch eine Zeitlang mit großem Eifer seinen wissenschaftlichen Arbeiten obgelegen; aber allmählich versagte die Körperkraft ihm den Dienst; seit 1881 war er des Lesens und Schreibens kaum noch mächtig, kränkelte vielfach, lebte — wie er selbst sagte — in unfreiwilliger Muße. Zuletzt erblindete er vollständig. Am 1./13. März 1897 feierte der Nestor der baltischen Gelehrten seinen 95. Geburtstag, wobei er durch Huldigungen von Seiten der baltischen Ritterschaft, der Städte und gelehrten Körperschaften geehrt wurde. Am 29. März/10. April desselben Jahres ist der greise Gelehrte dann in aller Stille dahingeschieden.

Man wird hier keine eingehende Würdigung der wissenschaftlichen Arbeiten Bunge's erwarten. Verschiedene Arbeiten sind schon genannt worden; alle hier zu nennen ist unmöglich. B. war außerordentlich fleißig und arbeitete leicht, aber sorgfältig und gründlich. Er war nicht nur als Jurist, sondern auch als Historiker thätig. B. hat das große Verdienst, das wissenschaftliche Studium des eigenartigen Provinzialrechts Liv-, Esth- und Kurlands begründet zu haben. Er hat als Geschichtsforscher gewirkt, indem er sich angelegen sein ließ, die Quellen des Rechts der baltischen Provinzen Rußlands aufzudecken, indem er den Fäden nachging, durch die die baltischen Sonder-

rechte mit dem römischen und deutschen Recht verknüpft sind. Auf Grund dieser rechtsgeschichtlichen Studien hat B. das moderne Gesetz aufgebaut; er hat eine außerordentliche codificatorische Thätigkeit entwickelt. B. war aber auch Historiker, er beschränkte sich nicht auf die Rechtsgeschichte, sondern zog auch die Culturgeschichte, die Wirthschaftsgeschichte, die politische Geschichte in den Kreis seiner Arbeiten ein. Um die baltischen Provinzen hat B. außerdem sich noch besonders verdient gemacht durch seine Pflege der Landesgeschichte. Außer den bereits angeführten wissenschaftlichen Arbeiten seien noch genannt: „Geschichtliche Entwickelung der Standesverhältnisse Liv-, Est- und Kurlands bis zum Jahr 1561" (Reval 1838), „Die Quellen des Revaler Stadtrechts" (2 Bände, 1842—1846, Reval), „Das liv- und estländische Privatrecht" (2. Auflage, Reval 1847), „Das kurländische Privatrecht" (Reval 1851), „Das Liv-, Est- und Kurländische Urkundenbuch nebst Regesten" (I. Band 1853) u. s. w.

W. Greiffenhagen, Dr. Fr. G. v. Bunge. Reval 1891 (Selbstbiogr.) — Recke-Napiersky, Schriftsteller-Lexikon I, 1827, S. 306—7; — Beise's Nachträge I, 1859, S. 110—115. L. Stieda.

Buno: Konrad B., Kupferstecher, † am 22. Mai 1671. Wenn die Angabe richtig ist, daß er ein Bruder des Rectors Joh. Buno in Lüneburg war, so stammte er aus Frankenberg in Hessen und war der Sohn des dortigen Rathsverwandten Ludwig B. und seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Pfarrers Helffreich zu Münden an der Werra. Da der Großvater von Vatersseite, fürstlich hessischer Rath, ebenfalls den Vornamen Konrad führte, so dürfen wir wol annehmen, daß unser Konrad B. älter als sein Bruder Johann (geboren am 14. Februar 1617), also spätestens 1616 geboren war (Bertram, Evang. Lüneburg S. 683). Gegen das Jahr 1640 erscheint er in der Stadt Braunschweig. Hier wird er für den am 24. April 1639 verstorbenen Pastor Joachim Jordan in der Katharinenkirche ein Denkmal, die mit „Conradt Baun" unterzeichnete Messingplatte angefertigt haben. Schon früher trat er in Beziehung zu dem gelehrten Herzoge August; denn im April 1649 rühmt er sich, diesem „nunmehr an die elf Jahr" gedient zu haben. Schon 1641 widmete er ihm einen in Gosky's Arboretum S. 229 veröffentlichten Kupferstich auf den Einzug des Fürsten in seine Stadt Wolfenbüttel, der in Wirklichkeit erst 1643 geschah. In diesem Jahre wurde B., der des Herzogs chalcographus genannt wird, ein Zimmer im fürstlichen Schlosse angewiesen. Er scheint damals auch Oelbilder gefertigt zu haben. Bekannt sind von B. nur Kupferstiche, die er großentheils im Auftrage des Herzogs, den er selbst wiederholt abbildete, angefertigt hat. Ist B. auf seinem Gebiete auch kein großer Künstler gewesen, so entbehren doch viele seiner Blätter keineswegs einer höheren Auffassung, und hat er sich stets als ein gewissenhafter und fleißiger Arbeiter erwiesen. Im J. 1649 begründete er mit Herzog August's Bewilligung ein selbständiges Geschäft, indem er, wie viele andere Kupferstecher, mit dieser Thätigkeit eine Verlagsbuchhandlung und einen offenen Buchladen, den ersten in Wolfenbüttel, verband. Am 25. September desselben Jahres verheirathete er sich mit Agnes Anna Wichmann, der Tochter des fürstlichen Commissärs und Bürgermeisters Henning W. in Wolfenbüttel. Doch kam das neue Geschäft zunächst kaum in Gang, da B. die nächsten Jahre (1650—53) fast ganz durch die Herstellung der Zeichnungen für die von Merian verlegte Braunschweig-Lüneburgische Topographie in Anspruch genommen wurde. Für diese hat er von Ort zu Ort reisend mit großem Fleiße die sämmtlichen Ortschaften gezeichnet, die dann von Merian in Frankfurt a. M. in Kupfer gestochen wurden. Dann nahm er den alten Plan wieder auf.

Im J. 1655 eröffnete er wirklich einen Buchladen und bezog er zum ersten Male mit seinen Verlagswerken die Frankfurter Messe. Da ihm durch die Reisenden der fremden Buchhändler empfindlicher Eintrag geschah, so erwirkte er sich 1665 ein Privilegium, das jenen den Verkauf von Büchern nur zur Zeit der Jahrmärkte oder auf besondere Erlaubniß gestattete. Auch im städtischen Gemeinwesen nahm B. anscheinend eine geachtete Stellung ein. Er wird 1665 Mitglied des Raths geworden sein, und als er am 22. Mai 1671 starb, wird er auch Rathskämmerer genannt. Seine Wittwe überlebte ihn bis zum 26. November 1691.

Woltereck, Begräbniß-Buch der Kirchen B. M. V. zu Wolfenbuettel (Helmst. 1747). — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Bunsen: Johann Ernst Friedrich Gustaf B., Dr. med., geboren am 25. August 1804 als Sohn des Münzraths B. in Frankfurt a. M., war einer der Führer des Frankfurter Attentats am 3. April 1833. In der väterlichen Wohnung Bunsen's, dem Münzhofe, hatten Gustaf und sein Bruder Karl ein Waffendepot errichtet, hier sammelten sich die Verschworenen und setzten sich von da aus um 9½ Uhr gegen die Hauptwache in Bewegung. Nach dem Mißlingen des Attentats hielt sich der leicht verwundete B. in einem Privathaus in Frankfurt versteckt. Er entkam nach Nordamerika und ist 1836 in Texas verschollen; 1870 wurde er gerichtlich für todt erklärt. — Bunsen's Bruder, Dr. med. Karl B., geboren 1796, † 1839, wurde im J. 1834 wegen Theilnahme am sogenannten Männerbund und wegen Beihülfe zur Entweichung der politischen Gefangenen vom 3. April 1833 aus der Constablerwache in Frankfurt verhaftet; nach beinahe vierjähriger Untersuchungshaft wurde er vom Oberappellationsgericht in Lübeck von der Theilnahme an der Verschwörung freigesprochen, aber der Beihülfe zur Entweichung schuldig erkannt, jedoch in Rücksicht auf die lange Haft mit weiterer Strafe verschont.

Acten Criminalia 1833 Nr. 38, 1834 Nr. 77 des Frankfurter Stadtarchivs. — Ilse, Geschichte der Politischen Untersuchungen (Frankfurt 1860).

R. Jung.

Bunsen: Robert Wilhelm B., einer der edelsten, liebenswürdigsten Menschen, einer der größten Naturforscher aller Zeiten, wurde am 31. März 1811 in Göttingen geboren und starb, als Professor der Chemie, in Heidelberg am 16. August 1899. — Ueber seine Jugendjahre und wissenschaftliche Ausbildung ist nur wenig bekannt. Der Familie begegnet man in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Fürstenthum Waldeck, in dessen Hauptstadt der Urgroßvater, Jeremias B., Bürgermeister, Münzmeister und Hofmaler war. Der Großvater, Philipp Christian, gleichfalls Münzmeister, zog 1768 von Arolsen nach Frankfurt a. M., wo ihm am 1. April 1770 Christian, der Vater von unserem Robert Wilhelm, geboren wurde. Christian wich von der Gewohnheit seiner Väter ab, er studirte, wurde Bibliothekar und Professor der abendländischen Sprachen in Göttingen, wo er am 24. März 1837 starb.

Robert Wilhelm B. besuchte bis Ostern 1828 das Gymnasium in Holzminden, und studirte dann in seiner Vaterstadt Naturwissenschaften. Er hörte Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik und Anatomie. Bemerkenswerth ist, daß er bei Nerich auch sphärische Trigonometrie hörte, ein Colleg, das von Studirenden der Naturwissenschaften in der Regel vernachlässigt wird. Schon nach zwei Jahren, am 4. Juni 1830, erhielt er auf seine Abhandlung: „Enumeratio ac descriptio hygrometrorum, quae iude a Saussurii temporibus proposita sunt“ (Göttingen 1830) den von der philo-

sophischen Facultät ausgeschriebenen Preis*). Auch hat er auf diese Abhandlung am 28. September 1831 in den Fächern Physik und Chemie promovirt.

Von Mai 1832 bis September 1833 finden wir B. auf Reisen. Er besuchte Berlin, Gießen, wo damals Liebig lehrte, Paris, Wien und Freiberg in Sachsen, um seine praktischen Kenntnisse zu vermehren, namentlich die großen industriellen Anstalten des Auslandes kennen zu lernen. Zu diesem Zweck hatte ihm die kgl. hannoversche Regierung ein Stipendium verliehen.

Bald nach seiner Zurückkunft, am 25. Januar 1834, habilitirte sich B. an der Universität seiner Vaterstadt als Privatdocent der Chemie, eine Stellung, die er etwas länger als zwei Jahre, bis April 1836, innehatte.

Am 18. August 1835 war der ordentliche Professor der Chemie in Göttingen, Stromeyer, gestorben und zu seinem Nachfolger hatte man Dr. Friedrich Wöhler, Lehrer der Chemie an der polytechnischen Schule in Cassel, berufen. Die Direction dieser Anstalt war so glücklich, für die von Wöhler verlassene Stelle den jungen B. zu gewinnen. In meiner Jugend habe ich oft ältere Männer von Bunsen's Wirken an dieser Anstalt reden hören. Alle, ohne Ausnahme, sprachen mit Bewunderung von ihm, man rühmte seinen Vortrag, seine Lehrmethode, namentlich aber seine liebenswürdige Gefälligkeit, mit der er Handwerkern und Fabrikanten Rath ertheilte. Für einen solchen Mann war Cassel auf längere Dauer kein Ort. Eher als man erwarten konnte, fand sich die Gelegenheit. Eine zwischen dem ordentlichen Professor der Chemie an der Universität Marburg, Dr. Wurzer, einem schon alten Herrn, und dem Extraordinarius Dr. Winkelblech eingetretene Spannung veranlaßte die kurfürstliche Regierung, B. und Winkelblech die Stellen wechseln zu lassen. B. wurde im Sommer 1839 zum außerordentlichen Professor in Marburg, und Winkelblech, mit Beibehaltung seines Titels, zum Lehrer der Chemie an der polytechnischen Schule in Cassel ernannt. Drei Jahre später, 1842, trat B. als ordentlicher Professor der Chemie und Director des chemischen Instituts an Wurzer's Stelle. In dieser Eigenschaft las er im Wintersemester über Allgemeine Chemie 6 Stunden und über Stöchiometrie 1 Stunde, im Sommersemester Allgemeine Chemie 6 Stunden, Organische Chemie 4 Stunden und Elektrochemie 1 Stunde wöchentlich. Neben den Vorlesungen leitete er noch ein Praktikum im Laboratorium an 4 Tagen der Woche, jeden Tag 2 Stunden.

B. sprach vortrefflich, in fließender Rede wußte er auch sehr verwickelte Erscheinungen klar zu machen und seine große Geschicklichkeit befähigte ihn, die Experimente in den Vorlesungen mit Leichtigkeit und Sicherheit so auszuführen, daß kein Experiment den Vortrag unterbrach, sondern beide, Vortrag und Experiment, als Ganzes, wie aus einem Guß, sich vor den Zuhörern entwickelten. Um aber Bunsen's Werth als Lehrer würdigen zu können, muß man sich seiner sonstigen Eigenschaften erinnern, seiner Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, seines Wohlwollens gegen jedermann. Eine Andeutung genügte ihm, um einem armen Studenten das Honorar zu erlassen. In Ausübung seiner Pflichten war er unermüdlich; keine Unpäßlichkeit konnte ihn bestimmen eine Vorlesung oder ein Praktikum zu versäumen. Der Unterricht der Studenten im Laboratorium war ihm eine angenehme Beschäftigung. Der berühmte englische Physiker John Tyndall, ein Schüler von Bunsen und

*) Hier ist zu erwähnen, daß Bunsen die Anfangsbuchstaben seiner Vornamen oft sehr undeutlich schrieb; die Folge war, daß mehrere Male später nicht berichtigte Druckfehler entstanden sind. So steht auf dem Titelblatt der obigen Abhandlung: Auct. A. G. Bunsen während es doch, wie ich durch die Güte des Decans der philosophischen Facultät in Göttingen erfahre, R. W. Bunsen heißen sollte.

selbst ein hochbegabter Lehrer und Redner, schrieb nach langer und reifer Erfahrung im J. 1884: „Bunsen kommt meinem Ideal eines Universitätsprofessors am nächsten".

Leider sollte B. der Universität Marburg nicht erhalten bleiben. Die im J. 1850 in Kurhessen zur Herrschaft gekommene Reaction brachte den Minister Hassenpflug wieder an die Spitze der Regierung. B. und seine Freunde, als Mitglieder der liberalen Partei, standen diesem Wechsel unzufrieden gegenüber, so daß, als im nächsten Frühjahr ein Ruf von Breslau kam, B. ohne Bedenken annahm. In Breslau blieb er jedoch nur ein Jahr. Dann zog er nach Heidelberg an die Stelle von Leopold Gmelin und hier hat er bis zum Jahre 1888, so lange seine körperlichen Kräfte reichten, in gewohnter Weise, pflichtgetreu und segensreich, gewirkt.

Ich habe B., den Professor der Chemie, einen der größten Naturforscher genannt, und diese Bezeichnung verdient er im vollen Sinne des Wortes. Als ich ihn in Heidelberg vor einigen Jahren besuchte und mit ihm über vergangene Zeiten sprach, meinte er: „zu meiner Zeit studirte man Naturwissenschaften und nicht, wie jetzt so häufig geschieht, nur eine derselben" und den Naturwissenschaften in ihrer Gesammtheit hat er bis zum Ende seine Aufmerksamkeit geschenkt. Demgemäß verdanken wir ihm große Arbeiten in der anorganischen und organischen Chemie, der Mineralogie und Geologie und in der physikalischen Chemie. Er hat sein Leben, als unverheiratheter Mann, ganz der Wissenschaft gewidmet. In jüngeren Jahren machte ihm das Reisen Vergnügen, so daß er in den Ferien nach und nach fast alle Länder Europas besucht hat. In späteren Jahren hielten ihn die Unbequemlichkeiten des Reisens zu Hause. Und hier, in seinem Laboratorium, hat er jede Minute, die ihm seine amtlichen Pflichten übrig ließen, der Wissenschaft gewidmet. Seine Schüler konnten in wissenschaftlichen Dingen Alles von ihm haben, Rath und That! Bunsen's Forschungen sind in zahlreichen Abhandlungen beschrieben. Es ist nicht möglich über alle seine Resultate hier zu berichten, ich muß mich auf eine kurze Uebersicht seiner wichtigeren Arbeiten beschränken.

Die erste größere Untersuchung hat er in Cassel im J. 1836 begonnen und im J. 1843 in Marburg vollendet. Sie betrifft eine Verbindung des Arsens, Kakodyl genannt. Die Körper des Pflanzen- und Thierreichs bestehen im allgemeinen aus drei oder vier Elementen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. In verhältnißmäßig wenigen Fällen kommen noch Schwefel und Phosphor hinzu. Nun war die Frage im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts: können außer den genannten Elementen noch andere, auf künstlichem Wege, zu Bestandtheilen organischer Körper werden? Diese Frage sucht B. zu beantworten.

Das Arsenik gleicht in vieler Beziehung dem Stickstoff. Mischt man weißes Arsenik mit essigsaurem Kali und destillirt, so erhält man eine arsenikhaltige Flüssigkeit. Der chemischen Untersuchung dieser Flüssigkeit hat B. die Antwort auf die angeführte Frage entnommen. Der größte Chemiker der damaligen Zeit, Berzelius, nennt diese Untersuchung ein Meisterstück chemischer Forschung, für welche die Wissenschaft B. den größten Dank schuldig sei. Die Resultate bejahten die aufgeworfene Frage und erlaubten zudem die wichtigsten Folgerungen für die chemische Theorie der organischen Körper zu ziehen. Bunsen's Arbeit wurde ein Grundpfeiler „der Theorie der zusammengesetzten Radicale" (Annalen der Chemie und Pharmacie XXIV, 271; XXXI, 175; XXXVII, 1; XLII, 14; XLVI, 1).

Die zweite große Arbeit Bunsen's ist wichtig für die Geologie.

Zahlreiche Analysen der interessantesten Gesteine Islands, die er selbst an Ort und Stelle gesammelt hatte, führten B. zu dem Schluß, daß auf Island zwei Gruppen unveränderter Eruptivgesteine existiren, die man als normaltrachytische und normalpyroxenische unterscheiden kann. Die Glieder jeder Gruppe haben unter sich, bei verschiedener physikalischer Beschaffenheit, gleiche Zusammensetzung. Die Substanz der einen Gruppe kann man als normaltrachytische Grundmasse, die der andern als normalpyroxenische Grundmasse bezeichnen. Aus den Analysen folgt nun das wichtige Gesetz, daß alle andern nicht metamorphischen Eruptivgesteine Islands und Armeniens Mischlingsgesteine sind, d. h. sie sind durch Verschmelzung von normaltrachytischer mit normalpyroxenischer Grundmasse in verschiedenen Gewichtsverhältnissen entstanden. Ist dieses Gewichtsverhältniß für ein Mischlingsgestein bekannt, dann läßt sich die quantitative Zusammensetzung des Gesteins a priori berechnen, weil die quantitative Zusammensetzung der beiden Grundmassen bekannt ist. Das genannte Gewichtsverhältniß ergibt sich aber sogleich, wenn man den Procentgehalt eines Bestandtheils im Mischlingsgestein mit dem Procentgehalt desselben Bestandtheils in den beiden Grundmassen vergleicht. Unter mehr als hundert Analysen findet sich keine die diesem Gesetz widerspricht. Aber man darf auch keine quantitativ genaue Uebereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung erwarten, weil man es in den Gesteinen mit mechanischen Gemengen zu thun hat.

Die normalpyroxenische Masse kann sich unter Umständen mit Wasser verbinden und so eine andere Substanz, mit anderen Eigenschaften, den Palagonit, hervorbringen. Durch die Einwirkung der vulkanischen Gase und Wasser auf den Palagonit entstehen die interessantesten geologischen Veränderungen und die großartigsten Naturerscheinungen auf Island. Sie sind unter anderem auch die Ursache der heißen periodischen Springquellen, Geisir genannt. Und Bunsen's Untersuchungen verdanken wir die Erklärung der Bildung und der Eruptionen dieser äußerst merkwürdigen Quellen. Professor Joh. Müller in Freiburg hat Bunsen's Erklärung der Geisireruption durch Versuche mit einem sinnreichen Apparat bestätigt.

Die Reactionen, welche zwischen Gestein, Wasser, Dampf und vulkanischen Gasen stattfinden, hat B. in jeder Richtung bis ins Einzelne verfolgt und durch die gewonnenen wichtigen Resultate der Anwendung der Chemie auf geologische Erscheinungen einen mächtigen Impuls gegeben. Die Untersuchungen wurden in Marburg in den Jahren 1847 bis 1851 ausgeführt (Annalen der Physik und Chemie von Poggendorff LXXXIII, 197, Annalen der Chemie und Pharmacie von Justus Liebig und F. Wöhler LXI, 265; LXII, 1; LXV, 70).

Eine dritte große Arbeit Bunsen's bilden die photochemischen Untersuchungen, die er in Gemeinschaft mit seinem Schüler H. E. Roscoe, in den Jahren 1855 bis 1862 in Heidelberg ausgeführt hat. Die Verfasser beantworten zuerst die Frage: „Kann das in einem Gemenge gleicher Volumina Chlor und Wasserstoff durch Einwirkung des Lichtes erzeugte Volumen Salzsäure als Maß der Intensität des Lichtes gelten?" Nach vielen vergeblichen Versuchen, welche die Geduld der Verfasser sehr auf die Probe stellten, gelang es ihnen, eine Methode, mittelst der sich die Intensität der wirkenden Strahlen, durch das Volumen der gebildeten Salzsäure, messen läßt, auszuarbeiten. Mit ihrem neuen Apparat, den man chemisches Photometer nennen kann, machten sie die theoretisch und praktisch wichtige Entdeckung der photochemischen Induction, bestimmten die Umstände, von denen diese abhängt, und stellten

fest, daß Licht, wenn es die Verbindung von Chlor und Wasserstoff veranlaßt, eine Arbeit leistet.

Dann richteten sie ihr Augenmerk auf die großen Lichterscheinungen des Himmels. Sie bestimmten die chemische Intensität: 1. des directen Sonnenlichts und 2. des gesammten Himmelsgewölbes bei wolkenlosem Himmel; und erfanden eine neue Methode, um durch die Schwärzung eines photographischen Papiers die chemische Lichtwirkung des gesammten Himmelsgewölbes bei bedecktem Himmel messen zu können. Diese Methode gründet sich auf den Satz, daß gleichen Producten von Lichtintensität und Insolationsdauer gleiche Schwärzungen entsprechen. Aus den Resultaten ließ sich der Einfluß der Atmosphäre an verschiedenen Orten der Erdoberfläche, der des Drucks, der geographischen Breite, der Höhe über der Meeresfläche und der Zenithdistanz der Sonne auf die Lichtwirkung ableiten, und die Intensität des directen Sonnenlichtes, des diffusen Tageslichtes bei wolkenlosem und bedecktem Himmel zu verschiedenen Zeiten und Orten bestimmen. Endlich haben die Verfasser die gesammte auf Chlorknallgas wirkende chemische Energie, welche die Sonne in jeder Minute in das Weltall sendet, auf Grund empirischer Zahlen berechnet. Man kann die betreffenden Abhandlungen nicht lesen, ohne das Genie Bunsen's, das die fortwährend auftauchenden Schwierigkeiten zu beseitigen und immer neue Methoden zu schaffen wußte, im höchsten Grade zu bewundern (Poggendorff's Annalen XCVI, 373; C, 43, 481; CI, 235; CVIII, 193; CXVII, 529).

Die nächste wichtige Arbeit Bunsen's führt auf das Gebiet der analytischen Chemie. Die Quantität der Bestandtheile fester und flüssiger Körper wurde bis Mitte des vergangenen Jahrhunderts in der Regel durch Wägung ermittelt. Da zeigte Bunsen in einer im Juni 1853 publicirten Abhandlung: „Ueber eine volumetrische Methode von allgemeiner Anwendbarkeit", daß in allen Fällen, wo ein gegebener Körper oxydirt oder reducirt werden kann, seine Menge sich durch volumetrische Methoden bestimmen läßt. Da nun diese viel weniger Zeit zu ihrer Ausführung verlangen als wie die gravimetrischen und bequemer sind, so war damit ein großer Fortschritt der analytischen Chemie angebahnt, ein Fortschritt, der sich bald zu einem wichtigen Zweig der Wissenschaft entwickelte (Annalen der Chemie u. Pharmacie LXXXVI, 265).

Wenden wir uns nun zu den wichtigsten Schöpfungen Bunsen's, zu seinen gasometrischen Methoden, zu denen man auch die von ihm in Gemeinschaft mit Kirchhoff gegründete Spectralanalyse rechnen darf. Im Laufe seines langen Lebens hat er sich wiederholt mit den Gasen beschäftigt, und schon gegen Ende der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Ausbildung einer systematischen Gasanalyse, an der es damals ganz fehlte, versucht. Die Versuche waren erfolgreich, schon Mitte der vierziger Jahre galt B. als Vater der Gasanalyse und akademische Lehrer kamen nach Marburg, um von ihm den Gebrauch seiner neuen Apparate und Methoden zu lernen. Erst mehr als zehn Jahre später, 1857, hat er die Resultate seiner auf die Gasanalyse bezüglichen Arbeiten unter dem Titel „Gasometrische Methoden" bei Vieweg in Braunschweig publicirt. Dies classische Werk ist 1877 in zweiter, vermehrter Auflage erschienen. Es war eine Eigenthümlichkeit von B., die Früchte seiner Arbeiten oft Jahre zurückzuhalten, und sie erst nach voller Reife, in vollendeter Form, der wissenschaftlichen Welt darzubieten.

Im J. 1855 wurde die Gasbeleuchtung in Heidelberg eingeführt. Die damals für Heizzwecke üblichen Gasbrenner befriedigten B. nicht, die Flammen waren in der Regel zu sehr mit Luft verdünnt. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, den allgemein bekannten und angewendeten „Bunsen-

schen Gasbrenner" zu construiren. Dieser kleine Apparat hat in seiner Hand zur Entdeckung der Spectralanalyse geführt! Die Flamme dieses Brenners hat die Eigenschaften einer Löthrohrflamme, hohe Temperatur bei geringer Leuchtkraft, und wie eine Löthrohrflamme wollte sie B. benutzen, um das Löthrohr entbehrlich zu machen (Liebig's Annalen CXI, 257). Die Versuche lehrten, daß die Farben, welche gewisse Salze den Flammen mittheilen, wie z. B. Kochsalz gelb, Strontiumchlorid roth, in der Flamme eines Bunsen'schen Brenners in viel größerer Intensität und Reinheit hervortreten, als wie in der gewöhnlich benutzten Weingeistflamme, oder einer leuchtenden Gas- oder Oelflamme. Es war bekannt, daß die Spectra gefärbter Flammen durch helle Linien ausgezeichnet sind. Professor W. Swan in Edinburg hatte gegen Ende 1856 beobachtet, daß die Spectren, welche sich mit den Bunsen'schen, wenig leuchtenden Flammen erzeugen lassen, diese Linien mit größerer Deutlichkeit und Schärfe geben. Er sagt: „In keinem Spectrum sind die hellen Linien leichter zu beobachten als wie in dem der Bunsen'schen Gasflamme". Jeder Stoff gab Linien von bestimmter Farbe und Lage im Spectrum. B. kam also auf den Gedanken, von den Linien im Spectrum einer Flamme einen Rückschluß auf die in der Flamme glühenden Stoffe zu machen. Hierzu war aber der Nachweis nöthig, daß das Spectrum eines glühenden Gases in seinen wesentlichen Theilen, nämlich der Lage der Linien, nur von der stofflichen Natur des glühenden Gases abhängt. Diesen Nachweis hat B. in Verbindung mit seinem Freund Kirchhoff geliefert und damit die Spectralanalyse begründet.

Schon vor B. und Kirchhoff hatte man Spectra gefärbter Flammen beobachtet, aber man wußte nicht, und glaubte nicht, daß die hellen Linien nur von der Natur der glühenden Stoffe abhängen. So z. B. glaubte man, die gelbe Natriumlinie könne auch bei Abwesenheit von Natrium auftreten. Körper, die aus dem Docht aufgenommen, oder aus Unreinigkeiten der verbrannten Flüssigkeiten stammen, oder der unvollkommenen Verbrennung der letzteren ihr Dasein verdanken, müssen die Reinheit und Einfachheit des Spectrums einer Flamme stören. B. hatte die Flamme seines Brenners in solcher Vollkommenheit hergestellt, daß sie selbst bei schwachem Tageslicht unsichtbar war und dabei in ihrem heißesten Theil doch eine Temperatur von 2300° C hatte! und es war eben die Vereinigung dieser Eigenschaften, welche es möglich machte, mit der Bunsen'schen Flamme Spectra zu erzeugen, die die aller anderen Flammen an Einfachheit, Deutlichkeit und Reinheit übertrafen, und damit die Spectralbeobachtungen als empfindlichste Mittel zur Erkennung der in den glühenden Gasen enthaltenen Stoffe empfahlen!

Dann entdeckte Kirchhoff, daß der schon früher für die Wärmestrahlen angenommene Satz: „daß in dem Maße, als die Wärmestrahlen von einer Substanz reichlich oder minder reichlich absorbirt werden, diese Substanz auch im gleichen Verhältniß mehr oder weniger Wärmestrahlen aussende", auch für die Lichtstrahlen gelte. Und hierdurch wurde es möglich, die Spectralanalyse auch auf die nähere Erforschung der stofflichen Beschaffenheit der leuchtenden Himmelskörper anzuwenden, eine früher für unmöglich gehaltene Forschung. Nun folgte die Entdeckung zweier neuer Elemente, Caesium und Rubidium, und ihre ausführliche Untersuchung durch B. Die herrlichen Früchte, welche die Spectralanalyse in Kirchhoff's und Anderer Hand gefördert hat, müssen hier übergangen werden (Annalen der Physik und Chemie von Poggendorff CX, 161; CXIII, 337).

Endlich ist noch eine sechste große Arbeit „Flammenreactionen" (Liebig's Annalen CXXXVIII, 257) von B. zu erwähnen. Durch diese Arbeit ist ein ganz neuer und wichtiger Zweig der Analyse auf trocknem Weg geschaffen.

Sie lehrt, wie mit einer Bunsen'schen Flamme und wenigen Reagentien die meisten Grundstoffe, von manchen selbst die kleinsten Mengen, leicht und sicher erkannt, und in gewissen Fällen auch quantitativ bestimmt werden können. Außer diesen hat B. noch zahlreiche kleinere Arbeiten von weniger Bedeutung ausgeführt. Er hat viele Minerale, Mineralwasser, Meteorite und Pflanzenaschen analysirt, neue Methoden der Bestimmung der Dichte der Gase, der spec. Wärme fester und flüssiger Körper, der Stromerzeugung und der Messung der Lichtintensität angegeben. Namentlich verdankt ihm die analytische Chemie zahlreiche neue Wege zur Lösung ihrer Aufgaben.

Für die Ausführung physikalischer und chemischer Arbeiten hat er eine ganze Reihe von Apparaten erfunden, die wol in keinem gut eingerichteten Laboratorium fehlen. Hierher sind zu rechnen der schon mehrfach erwähnte Brenner, die Wasserluftpumpe, die Kohlenzinkbatterie, die Chromsäurebatterie, das Photometer, das Eiscalorimeter, das Dampfcalorimeter und der Thermostat. Die weniger wichtigen Arbeiten von B. findet man in Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie: XXXVIII, 208; XLI, 207; XLVI, 97, 193; XLVII, 186; L, 81, 637; LX, 403; LXXXI, 562; XCI, 619, 621; XCII, 648; CII, 321; CXIX, 6; CXXIII, 505; CXXVIII, 100; CXXXI, 161; CXLI, 1; CLV, 232, 249; (2) XX, 545; (2) XXIV, 321; (2) XXIX, 161: (2) XXXI, 9; und Annalen der Chemie von Justus Liebig und Friedrich Wöhler: XII, 360; XIV, 85; XVI, 156; LIII, 147; LXV, 375; LXXII, 38; LXXXII, 137; LXXXIV, 1; LXXXV, 137; LXXXVIII, 2, 14; LXXXIX, 96; XCIII, 1, 33; XCIV, 107; CV, 40, 45; CVI, 1; CXVII, 230; CXIX, 107; CXX, 253; CXXI, 123; CXXII, 347; CXXV, 367; CXXXI, 255; CXXXIII, 108; CXLI, 273; CXLVI, 265; CXLVIII, 269; CLXVI, 159; CXCII, 317; Suppl. VI, 188 und Gasometrische Methoden, 2. Aufl., S. 353. Ein vollständiges Verzeichniß von Bunsen's Arbeiten in: „Erinnerungen an R. W. Bunsen u. seine wiss. Leistungen; v. H. Debus" (Kassel 1901).

Ueberblickt man die angeführten wichtigeren wissenschaftlichen Arbeiten von B., dann bemerkt man, daß dieselben hauptsächlich in der Erfindung nützlicher Werkzeuge, wie der Gasbrenner, Wasserluftpumpe, Eiscalorimeter u. s. w., der Schaffung neuer oder der Verbesserung alter analytischer Methoden — Titrirmethoden, Gas- und Spectralanalyse —, und der Erklärung großartiger Naturerscheinungen — Island, photochemische Wirkungen des Sonnenlichts — bestehen, und daß sie die Theorien nur in indirecter Weise beeinflußt haben. Seine Untersuchung des Kakodyls wurde nicht in der Absicht unternommen, um die chemische Constitution der Cadet'schen Flüssigkeit aufzuklären, sondern um die näher liegende Frage: „kann Arsen ein Bestandtheil organischer Körper werden?" zu beantworten. Die nicht vorhergesehenen Eigenschaften des Kakodyls machten dasselbe zu einem Grundpfeiler der Theorie „der zusammengesetzten Radicale", und damit gewann Bunsen's Arbeit auch große theoretische Bedeutung. Begabt mit großer Handgeschicklichkeit, hervorragendem mechanischen Talent, feiner Beobachtungsgabe und stetem Blick auf die großen Naturerscheinungen, konnten ihm die chemischen Theorien der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, die sich damals wie jetzt mehr im Speciellen und Hypothetischen bewegten, nur wenig Interesse abgewinnen. Er schätzte Thatsachen höher als wie Hypothese und Theorie, indem er meinte: „Das sind ja nur Vorstellungen". Und so hat er immer nur Gegenstände bearbeitet, die dem Experiment direct zugänglich waren, Versuche angestellt, auf die er von der Natur eine entscheidende Antwort erwarten durfte. Auf nahe liegende Erfordernisse war hauptsächlich Bunsen's Augenmerk gerichtet. Und das ist nach Milton's Wort: die größte Weisheit!

„But to know
That which before us lies in daily life
Is the prime wisdom“

So hat B. bis in sein 77. Jahr den Menschen als Lehrer und der Wissenschaft als Forscher gedient. Als Lehrer höchst gewissenhaft und pflichtgetreu, als Forscher unermüdlich in der Erweiterung menschlicher Erkenntniß zum Segen seines Geschlechts.

Bis zum Jahre 1887 scheint er nie ernstlich krank gewesen zu sein. Da stellte sich Gelenk- und Muskelrheumatismus ein, der ihn am Schreiben und Experimentiren auf das peinlichste hinderte und bis ans Ende nicht verlassen hat. Schon im nächsten Jahr, Herbst 1888, gab er seine akademische Wirksamkeit auf. Zwei Jahre später erkrankte er an Influenza, einer Krankheit, die seine kräftig angelegte Constitution überwand. Dann lebte er noch geistig frisch und heiter bis zum Morgen des 16. August 1899. Die Nachwelt wird seinen Namen feiern, so lange es eine Wissenschaft gibt. Möge sein Beispiel den kommenden Generationen nie verloren gehen!

Heinrich Debus.

Burchard, Bischof von Lausanne, gewählt 1073, † am 24. December 1088. B. zählte, gleich seinem gleichnamigen Zeitgenossen auf dem bischöflichen Stuhl von Basel (s. A. D. B. III, 554 u. 555), zu den eifrigsten und hingebendsten Anhängern König Heinrich's IV. Sehr wahrscheinlich ein naher Verwandter des Basler Bischofs Burchard, stammte B. als Sohn des Grafen Bucco aus dem nach der Burg Oltingen — zunächst der Einmündung der Saane, des linken Nebenflusses der Aare, in diesen die Grenze Schwabens gegen Burgund bildenden Fluß — sich benennenden Geschlechte, und die Vermuthung liegt nahe, Heinrich IV. habe, wie 1072 Basel an Burchard aus dem gräflichen Hause von Vinelz, so jetzt 1073 Lausanne an B. aus dem Grunde zugewiesen, um sich auf diese Bischöfe gegen den beargwöhnten Schwager Rudolf, den späteren Gegenkönig, stützen zu können. B. hatte vielleicht schon 1073 zu den von Papst Alexander II. gebannten königlichen Räthen gezählt; 1076 war er der einzige aus Burgund auf der Wormser Reichsversammlung anwesende und bei Gregor's VII. Verurtheilung betheiligte Bischof, so daß ihn Gregor's VII. die Erwiderung bildende Strafverkündigung auf der alsbald folgenden römischen Fastensynode ebenfalls traf. Hernach gehörte B. zu den Getreuen, die im Herbste des Jahres am längsten zu Oppenheim an des Königs Seite verharrten, und ebenso folgte er 1077 Heinrich IV. nach Canossa; er war unter denjenigen, die der Papst, nach Heinrich IV., vom Banne löste. Es verstand sich von selbst, daß nach der Wahl Rudolf's in Forchheim B., mit den Bischöfen Burchard von Basel und Wernher von Straßburg, sich an die Spitze der Vertheidigung der Rechte Heinrich's IV. stellte; die thatkräftige Gemahlin Rudolf's, Adelheid, mußte gleich 1077 vor ihnen aus Burgund zurückweichen. 1079 wurde dann B., weil „er vor den Uebrigen durch engeren Anschluß sich gefällig erwiesen, aufmerksamer gedient, vertraulicher seine Anhänglichkeit gezeigt habe“, für seine „sehr mächtige hülfreiche Kirche“ mit höchst ansehnlichem Landbesitze zwischen Alpen und Jura, von der Saane bis zur Brücke von Genf, aus Rudolf's confiscirten Gütern, durch Heinrich IV. ausgestattet und im gleichen Jahre, bei der Neuordnung der Kanzlei für Italien, unter dem Erzkanzler Erzbischof Sigewin von Cöln, als Kanzler bestellt. So nahm er 1080 zu Brixen an der Wahl des Gegenpapstes Wibert Theil; er zählte da zu den Bischöfen, an welche der heftige Vorkämpfer des Königs in Italien, der von Alba verjagte Bischof Benzo, seine in so eigenthümliche Form gekleideten Ermahnungen richtete, insbesondere

daß B. sich anstrenge, die Mutter der Königin Bertha, Gräfin Adelheid, für die Sache Heinrich's IV. zu gewinnen. 1081 bis 1084 begleitete dann B. Heinrich IV. auf dessen Romfahrt, und ohne Zweifel war er auch Zeuge der Kaiserkrönung durch Wibert-Clemens III. am 31. März 1084. Ebenso diente er nach der Rückkehr dem Kaiser wieder als Kanzler; so war er an der großen Synode zu Mainz 1085, die durch Absetzung aller Bischöfe der gregorianischen Partei die kirchliche Einheit im Reiche herstellen sollte, betheiligt. 1088 begleitete B. Heinrich IV. auf dem Feldzuge gegen den stets unzuverlässigen, abermals verrätherisch gewordenen geächteten Markgrafen Ekbert nach Thüringen und wirkte an der Belagerung von dessen Burg Gleichen mit. Doch am Vorabend des Weihnachtsfestes überfiel Ekbert die geschwächte vor der Burg liegende Heeresabtheilung, und in dem für die Kaiserlichen ungünstig verlaufenden Kampfe, in dem B. die Königslanze getragen hatte, fiel dieser selbst, neben vielen Geistlichen. B. war bei der gegnerischen Partei höchst verhaßt gewesen — nach der Lausanner Bisthumschronik hatte der Bischof über die Cölibatgebote sich völlig hinweggesetzt und in rechtmäßiger Ehe gelebt —; aber auch ein so heftiger Feind, wie der Chronist Bernold war, für den B. „nicht ein Bischof, sondern der Antichrist" war, räumte nach Burchard's Tode ein, er habe sich in diesem letzten Kampfe tapfer zur Wehr gesetzt. Burchard's zweiter Nachfolger in Lausanne war der Bruder des Basler Bischofs Burchard, Cono, der gleichfalls für Heinrich eintrat.

Vgl. Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Band II ff. Meyer von Knonau.

Burchard: Johannes B., päpstlicher Ceremonienmeister, dann Bischof von Orta, geboren um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Haslach im Elsaß (so Thuasne; gewöhnlich wird Straßburg als sein Geburtsort bezeichnet), † am 16. Mai 1506. Er studirte Theologie und Jurisprudenz, wurde Doctor Decretorum, kaufte am 4. Juni 1477 das Straßburger Bürgerrecht und wurde am 31. October 1479 Kanonikus des Capitels zu St. Thomas in Straßburg. Ferner war er (nachweisbar wenigstens seit 1485) Propst der Collegiatkirche St. Florentius zu Haslach. Im Herbst 1481 begab er sich nach Rom, um ein Amt bei der Curie zu suchen. Er wurde zunächst päpstlicher Protonotar und übte auch die Thätigkeit eines Advocaten bei der Curie aus. Am 21. December 1483 wurde er als Clericus ceremoniarum der päpstlichen Capelle aufgenommen und trat am 26. Januar 1484 zuerst in Function, an Stelle des seitherigen Ceremonienmeisters Agostino Patrizzi (Patricius), des nachherigen Bischofs von Pienza. 1489 wurde er auch Dechant von St. Thomas in Straßburg. Am 29. November 1503 ernannte ihn Papst Julius II. zum Bischof von Orta und Cività Castellana, unter Beibehaltung des Amtes eines Ceremonienmeisters; er wurde am 9. April 1504 consecrirt. — Unter den von B. verfaßten Schriften ist das „Diarium" am bekanntesten geworden, sein Tagebuch, in welchem er zu seinem Privatgebrauch insbesondere über die zu seinem Amte gehörenden Verrichtungen genaue Aufzeichnungen machte, über die kirchlichen Festlichkeiten an der päpstlichen Capelle, wie über das Ceremoniell beim Empfange von Gesandten und fürstlichen Persönlichkeiten u. dgl. Mehr gelegentlich, anfangs weniger, späterhin häufiger, sind auch Notizen über anderweitige Vorkommnisse, von denen B. Zeuge war, oder die sonst in seinen Gesichtskreis fielen, eingestreut. Dadurch wird das Werk, während es seinem Hauptinhalte nach besonders liturgisches und archäologisches Interesse hat, auch zu einer wichtigen historischen Quelle für manches Detail aus der Geschichte der Pontificate Innocenz' VIII., Alexander's VI., Pius' III. und Julius' II. Die Aufzeichnungen gehen von

Ende des Jahres 1483 bis zum Tode Burchard's; die einzelnen Thatsachen sind nüchtern und trocken aneinander gereiht, ohne schriftstellerische Ausschmückung, da B. auch nicht an Veröffentlichung dachte. Die Glaubwürdigkeit in dem, was B. als Augenzeuge berichtet, wird mit Grund nicht zu bezweifeln sein; den gehässigen Bemerkungen, die Burchard's Amtsnachfolger als Ceremonienmeister, Paris de Grassis, in seinem Diarium dem Andenken seines Vorgängers widmet, wird nicht allzuviel Werth beizumessen, und daraus jedenfalls keine Folgerungen in dieser Hinsicht zu ziehen sein. Mit derselben subjectiven bona fides wird er auch das aufgezeichnet haben, was er nur aus Erzählungen Anderer weiß; in diesem Falle ist damit allerdings noch keine Garantie für die Wahrheit der Dinge gegeben, und mit einer gewissen Kritiklosigkeit und Leichtgläubigkeit Burchard's in der Aufnahme fremder Berichte wird immer zu rechnen sein. Ein Theil des Originalmanuscripts befindet sich im Vaticanischen Archiv (vgl. darüber Pieper in der Röm. Quartalschrift 1893, S. 392 ff.). Abschriften, die sich in verschiedenen Bibliotheken vorfinden, wurden im 16. und 17. Jahrhundert hauptsächlich mit Rücksicht auf den ceremoniellen Inhalt gemacht; sie gehen auf eine von Paris de Grassis, in dessen Hände nach Burchard's Tode das Original gekommen war, veranstaltete Abschrift zurück (vgl. Pieper a. a. O., S. 399 ff.). Die erste gedruckte Ausgabe, nach einem in seine Hände gekommenen kurzen Auszug, theils in lateinischer, theils in französischer Sprache, veranstaltete Leibniz unter dem Titel: „Specimen historiae arcanae sive anecdota de vita Alexandri VI. Papae seu Excerpta ex Diario Johannis Burchardi Argentinensis, Capellae Alexandri Sexti Papae Clerici Ceremoniarum Magistri“ (Hanoverae 1696). Seine spätere Absicht, nach einer ihm inzwischen nachgewiesenen Berliner Handschrift einen vollständigeren Text herauszugeben, konnte Leibniz nicht mehr ausführen. Die letztere Handschrift liegt sodann der immer noch sehr mangelhaften Ausgabe von Johann Georg Eccard (in dessen Corpus historicum medii aevi, T. II, Lipsiae 1723, p. 2017—2160) zu Grunde. Im 19. Jahrhundert folgte die Ausgabe von Achille Gennarelli: „Johannis Burchardi Argentinensis Protonotarii apostolici et Episcopi Hortani Cappellae Pontificiae sacrorum Rituum Magistri Diarium Innocentii VIII, Alexandri VI, Pii III, et Julii II tempora complectens nunc primum publici juris factum commentariis et monumentis quamplurimis et arcanis adjectis“ (Florentiae 1854); die Ausgabe blieb unvollendet, sie geht nur von Anfang bis 1494; was derselben an Zuverlässigkeit des Textes abgeht, wird durch Gehässigkeit der Tendenz in den Anmerkungen ersetzt. Die Ausgabe kam auf den Index, ebenso wie früher die Publication von Leibniz. Die Beschaffenheit aller dieser ältern Veröffentlichungen ließ das Werk Burchard's in dem falschen Lichte einer Chronique scandaleuse erscheinen; eine richtigere Würdigung des Charakters der Aufzeichnungen ermöglichte erst die in jüngster Zeit erfolgte Veröffentlichung des ganzen Werkes durch L. Thuasne: „Johannis Burchardi Argentinensis Capellae pontificiae sacrorum Rituum Magistri Diarium sive Rerum urbanarum Commentarii (1483—1506). Texte latin publié intégralement pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, de Rome et de Florence avec Introduction, Notes, Appendices, Tables et Index“ (3 Bde., Paris 1883—1885). Die Ausgabe gibt den Text, wie ihn die Handschrift der Bibliothek des Fürsten Chigi in Rom übereinstimmend mit den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek bietet. Eine Lücke, die diese Ausgabe mit fast allen Handschriften zwischen dem 25. Mai 1493 und 11. Januar 1494 hat, konnte A. Pieper aus der werthvollen, von Onufrio Panvinio veranstalteten Abschrift, die sich jetzt in der Münchener

Staatsbibliothek befindet (Cod. lat. Mon. 135—138) theilweise ausfüllen: „Ein unedirtes Stück aus dem Tagebuche Burchard's"; Röm. Quartalschrift, VIII. Jahrg. 1894, S. 187—216. — Außerdem war B. auf liturgischem Gebiete schriftstellerisch thätig. Zu dauerndem Ansehen gelangte seine Zusammenstellung der Rubriken zum Meßbuch, d. h. der beim Meßritus von dem celebrirenden Priester zu beobachtenden rituellen Vorschriften. Diese Schrift erschien zuerst zu Rom 1502 unter dem Titel: „Ordo servandus per sacerdotem in celebratione Missae". Dieselbe wurde späterhin öfter wieder gedruckt, theils für sich, theils in Sammelwerken. Eine Ausgabe von Toledo 1527 (in der Münchener Staatsbibliothek) hat den Titel: „Ordinarium misse: ex diversis sanctorum patrum decretis pro quorumcunque divina mysteria celebrare volentium instructione diligenti indagine collectum: de cerimoniis convenientibus in missarum celebratione usitandis copiosissime tractans". Ueber Ausgaben von Venedig 1523, Löwen 1554, Rom 1559 vgl. K. Schrod, Die Rubricae generales des Römischen Meßbuches; Katholik 1884, Bd. I, S. 314—316. Mir liegt noch ein Druck von Venedig 1572 vor (unter dem Titel: „Ordo Missae pro informatione sacerdotum"), angedruckt an das „Speculum Missae . . . a Jo. Cochleo primum laboriose collectum, nunc vero a F. Nicolao Aurifico Senensi Carmelita recognitum, auctum et locupletatum" (Blatt 193—224; in der Münchener Universitätsbibliothek). Seit 1534 wurde der Ordo Burchard's auch dem Missale selbst beigedruckt. — In Verbindung mit Augustin Patrizzi besorgte B. auch die erste Ausgabe eines Pontificale, die unter dem Titel „Liber Pontificalis" 1485 zu Rom erschien; eine neue Ausgabe, von B. in Verbindung mit Jacob de Lutiis bearbeitet, erschien zu Rom 1497 und noch wiederholt, 1503; Lyon 1511. B. war auch Patrizzi's Mitarbeiter an der von diesem vorbereiteten Ausgabe des Ceremoniale, die aber erst nach dem Tode Beider, von dem Erzbischof Christoph Marcellus von Ancyra veröffentlicht, unter dem Titel erschien: „Rituum ecclesiasticorum sive sacrarum caeremoniarum S. Romanae Ecclesiae libri tres" (Rom 1516 u. ö.; eine neue Ausgabe veranstaltete Jos. Catalani, Rom 1750).

L. Thuasne, Notice biographique im 3. Bd. seiner Ausgabe des Diarium Burchardi, p. I—LVIII. — Hurter, Nomenclator literarius, T. IV (1899), p. 906; 1007 s. — Ueber das Diarium vgl. noch: Mémoires de littérature tirés des registres de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, T. XVII (Paris 1751), p. 597—606: Foncemagne, Notice du Journal de Burchard. — Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi, 1787, I, p. 68—130: Bréquigny, Notice du Journal de B. — Th. Hagen, Zum Diarium Burchard's aus dem Pontificat Innocenz' VIII. und Alexander's VI.; Zeitschrift f. kath. Theologie, 1886, S. 196—204. — A. Pieper, Das Original des Diarium Burchardi; Römische Quartalschrift, VII. Jahrg. 1893, S. 387—403.

Lauchert.

Burchardi: Georg Christian B., Oberappellationsgerichtsrath, geboren als Sohn des Propstes August B. am 23. October 1795 zu Ketting auf Alsen, † am 16. Juli 1882 zu Kiel. Er stammt aus einer Familie, die zurück bis 1584 viele Prediger in Lübeck, Kiel, Segeberg, Heiligenhafen usw. aufweist, die zuvor mehrfach Gesandtschaftsprediger in Paris, Rom, Wien oder auch Docenten und Professoren gewesen waren. Er widmete sich nach Studien in Kiel, Berlin und Göttingen auf den Rath von Savigny der akademischen Laufbahn, wurde Ostern 1819 Privatdocent, im Herbste gleichen Jahres außerordentlicher und 1821 ordentlicher Professor der Rechte in Bonn.

Auf Wunsch von Ernst Moritz Arndt übernahm er 1822 dessen Vertheidigung in der gegen diesen 1820 eröffneten Untersuchung durch Ausarbeitung einer ausführlichen Vertheidigungsschrift, die Erfolg hatte. Im Sommer folgte er einem Rufe nach Kiel. Hier führte er mit Falck (s. A. D. B. VI, 539) die Untersuchung wegen des Frankfurter Attentats vom 3. April 1833 (zufolge der gegen die Presse am 28. Juni 1832 gefaßten Bundestagsbeschlüsse), wurde mit Falck 1836 außerordentliches Mitglied des Kieler Oberappellationsgerichts, 1838 und 1841 Abgeordneter der Universität für die holsteinische Ständeversammlung bis 1844, wo er zum Rathe des genannten Gerichtshofes ernannt wurde. 1848 wählte ihn die Stadt Kiel zum schleswig-holsteinischen Ständeabgeordneten nach Rendsburg. 1850/51 war er Mitglied des Oberkriegsgerichts, 1853 war er wieder Ständeabgeordneter für Kiel und Präsident der Versammlung. Nach Einführung des Reichsrathes wurde er am 26. Juli 1854 unmittelbar ernanntes Mitglied und in der Diät 1856 Vicepräsident, nahm aber 1861 seine Entlassung. Bei dem Oberappellationsgericht trat er 1867 in den wohlverdienten Ruhestand. In politischer Beziehung war er 1864 ein entschiedener Gegner Oesterreichs und der Augustenburger. Als wissenschaftliche Leistungen sind zu nennen: „Grundzüge des Rechtssystems der Römer" (Bonn 1822); „Die Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand" (Göttingen 1831); „Geschichte und Institutionen des Römischen Rechts" (Kiel 1834); „De lege Rubria" (ebd. 1840); „Lehrbuch des Römischen Rechts" (Stuttg. 1841—47, 2 Bände in 5 Theilen, 2. Aufl. 1854); „Die Wissenschaft und Kunst der Rechtsfindung oder die juristische Hermeneutik" (Kiel 1869); sodann Abhandlungen im Archiv f. d. civilistische Praxis IX, 197 bis 229; XVIII, 197—224, 419—431; XIX, 49—71; XX, 14—53, 161 bis 177, 475.

Privatmittheilungen. — Kieler Zeitung Nr. 8894 v. 18. Juli 1882. — Lexikon d. jetztleb. schlesw.-holstein. u. eutinischen Schriftsteller v. Kordes, fortgef. v. Lübker u. Schröder Bd. I (1829), Nachtrag 1831, S. 779; von Alberti Bd. I, 97—99 (1867). — Augsb. Allg. Zeitung 1882, S. 2992. — Deutsche Encyklopädie III, 269. Berlin 1889. — Krit. Zeitschrift f. Rwiss. III (1827), 241—248; VIII, 161. — Gött. Gel. Anz. 1831, S. 1769 bis 1780. A. Teichmann.

Burchhardt: Max B., Militärarzt, als Generalarzt a. D. in Berlin am 25. September 1897 verstorben, stammte aus Naugard in Pommern, wo er am 15. Januar 1837 geboren wurde. In Berlin von 1852—55 auf der jetzigen Kaiser Wilhelms-Akademie, dem damaligen Friedrich Wilhelm-Institut für militärärztliche Zöglinge, ausgebildet, 1855 Dr. med., habilitirte sich B. 1864 gleichzeitig an der Berliner medicinischen Facultät, wurde jedoch 1867 nach Königsberg i. Pr. als Garnisonarzt versetzt und war dann auch hier als Universitätsdocent thätig, bis er 1874 nach Berlin zurückkehrte, wo er in verschiedenen Stellungen als Oberstabsarzt bei der Militärturnanstalt, als Chefarzt des 1. Berliner Garnisonlazareths und als dirigirender Arzt einer Abtheilung für Augenkranke an der kgl. Charité thätig war. 1891 erhielt B. den Professortitel, 1896 schied er aus dem Militärdienst. B. war als ingeniöser Augenarzt besonders geschätzt. Der Augenheilkunde ist ein Theil seiner Arbeiten zu gute gekommen, besonders ein neues Verfahren zur Bestimmung der Refraction im aufrechten Bilde, ein neuer Refractions-Augenspiegel, Sehproben u. dgl. Auch das sinnreiche von B. angegebene Verfahren zur Diagnostik der Simulationen bezieht sich hauptsächlich auf die Vortäuschung von Augenleiden. Uebrigens hat B. auch auf anderen Gebieten der Medicin werthvolle Leistungen aufzuweisen. Er interessirte sich lebhaft für die so-

genannten Exantheme, Scharlach, Masern, Pocken, erstattete eine Zeitlang alljährlich in den großen Virchow-Hirsch'schen Berichten die Referate, veröffentlichte Arbeiten über Schutzpockenimpfung, Keuchhusten, venerische Krankheiten beim Manne, über Krätze, construirte einen Sprayapparat zur Behandlung der Athmungsorgane, ein sog. Doppelplessimeter u. A. m.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt I, 621.

Pagel.

Burckhardt: Christian Heinrich B., Glasmaler, geboren am 16. April 1824 zu Eisfeld in Thüringen, wurde durch seinen Vater, den dortigen Stadtkämmerer, frühzeitig zum Zeichnen angehalten, so daß der Junge schon mit 14 Jahren selbst Unterricht ertheilen konnte. Nach Absolvirung der Bürger- und Lateinschule wurde B. zufällig mit der Porzellanmalerei bekannt, welche er mit gutem Erfolg übte, wendete sich aber doch zur weiteren Ausbildung in derselben nach München. Hier besuchte er mit seinem älteren Bruder Heinrich B. die Akademie unter der Leitung von Schlotthauer, Zimmermann und Heinrich v. Heß und besuchte die Vorträge an der Polytechnischen Schule, insbesondere über Chemie. Krank in die Heimath zurückgekehrt experimentirte B. im Malen auf Glas, und da die Versuche glückten, wagte er sich bald an größere Bilder, welche ihm auf der großen Exposition zu London 1851 Anerkennung verschafften. In München trat B. mit seinem Bruder in die durch Ainmüller's Direction so rasch aufblühende kgl. Glasmalereianstalt, übernahm bald selbständige Aufträge und etablirte ein eigenes Atelier, aus welchem in der Folge eine außerordentliche Anzahl von großen Kirchenfenstern, größtentheils nach eigenen Compositionen, in die Schweiz, nach Frankreich, England und Amerika hervorgingen. Darunter 24 Fensterbilder für die Hauptkirche zu Mülhausen, für Maßmünster, Jung St. Peter in Salzburg, fünf Chorfenster für Logelbach bei Colmar. Auch die Kirchen zu Zillisheim, Hagenau, Altkirch und Dammerbach im Elsaß erhielten durch B. ihre artistische Ausschmückung; ebenso die Stadtkirchen zu Meiningen und Saalfeld und die Seitenschiffe von St. Martin zu Landshut. Zu seinen erheblichsten Leistungen zählen neun colossale Fenster im neurestaurirten Ulmer Münster. Unterstützt wurde B. durch seinen Sohn Christian, welcher (geboren am 20. Januar 1856 zu München) streng akademisch gebildet, meist die stilgerechten Cartons, die jeweiligen Compositionen nebst den betreffenden Ornamenten zeichnete. B. war ein Autodidact, ohne die gewöhnlichen Schattenseiten eines solchen, ein echter Künstler, ein höchst ehrenwerther Geschäftsmann und Techniker; seinem gediegenen Streben folgten außerordentliche Anerkennungen und Auszeichnungen. Schon 1851 wurde B. prämiirt zu London, 1852 in Paris, 1854 in München; in demselben Jahre erfolgte auch eine glänzende Einladung zur Uebernahme einer ähnlichen Anstalt in Frankreich; 1884 erhielt B. den Titel eines herzoglich bairischen Hofmalers und das Ehrenbürgerrecht in seiner Heimath. Der unermüdlich thätige Meister starb am 14. September 1893.

Vgl. Kunstvereins-Ber. f. 1894, S. 71. — Müller-Singer, 1895. I, 199.

Hyac. Holland.

Burckhardt: Jakob B., geboren in Basel am 25. Mai 1818, † ebenda am 8. August 1897, nimmt unter den großen Geistern des 19. Jahrhunderts in Deutschland insofern einen abgesonderten Platz ein, als er fast unberührt von dem jähen Wechsel des Zeitgeistes, den man als Abfall von Goethe und die Hinwendung zu politischer und wirthschaftlicher Bethätigung bezeichnen kann, die Tradition des deutschen Humanismus fortsetzte und solchergestalt wie eine Brücke zwischen dem achtzehnten Jahrhundert und möglichen Umformungen der Zukunft erscheint. Zog ihn in der Zeit der Herrschaft Hegel's

und Schelling's seine Abneigung gegen systematisches Philosophiren und die angeborene Kraft intuitiver Anschauung zu dem „großen Dilettanten" Goethe, so trieb ihn ein starkes sittliches Gefühl zu Schiller. Als Berliner Student schrieb er am 21. März 1842: „morgen sind es zehn Jahre, seit Goethe gestorben ist, da geh' ich zu Bettina". Als Professor hat er in Basel 1859 die Festrede zu Schiller's hundertster Geburtstagsfeier gehalten, und mag also zu den im neunzehnten Jahrhundert immer seltener gewordenen Naturen gezählt werden, für die die Freundschaft Schiller's und Goethe's eines der größten Erlebnisse deutscher Geschichte geblieben und ein Stück eigenen inneren Lebens geworden ist. Wie B. vor unserer Erinnerung steht, ist er indessen selbst erst ungefähr mit seinem dreißigsten Lebensjahr geworden, und seine Jugend zeigt Züge, die bis zur Unkenntlichkeit in dem später angelebten Charakter verwischt und fast durch Gegensätzliches ersetzt worden sind.

Auf den Wunsch seines Vaters, der Geistlicher war, begann er mit dem Studium der Theologie, wandte sich aber bald historischen und philologischen Vorlesungen zu, da er denn schon früh in der Geschichtschreibung seine eigentliche Begabung zu erkennen meinte. Nach fünf Baseler Semestern ging er für drei Jahre nach Berlin, um schließlich mit fertig mitgebrachten Arbeiten in Basel den Doctorhut zu erwerben (25jährig, Mai 1843). Die wissenschaftliche Grundlage gab ihm die Berliner Universität, wo er in Ranke's Seminar arbeitete und die Lehre von Boeckh und Jac. Grimm genoß. Seinem Ingenium mochte indessen am meisten die Persönlichkeit Franz Kugler's verwandt sein, bei dem die Pflege künstlerischer Gaben, der Poesie und Musik, die ernste Wissenschaft der Geschichte und Kunstgeschichte verklärte. Fand er in Kugler's Haus Freunde wie Geibel und Heyse, so entdeckte er sein eigentliches Temperament erst in einem Sommersemester in Bonn, das die Berliner Studien unterbrach. In Bonn gewann er die Freundschaft Gottfried Kinkel's, der damals Privatdocent der Theologie war, sich aber bald zu kunstgeschichtlichen Vorlesungen wandte. Um ihn und seine Braut Johanna schaarte sich ein Kreis dichterisch gestimmter Gemüther, die auch B. in den Bann rheinischer Sangeslust und jugendfrischen Humors zogen. Unvergessen und von B. selbst als „einer der besten Bissen in seinem Leben" bezeichnet blieb ein Ausflug in die Eifel, wo in der Felseneinsamkeit unter nächtlichem Sternenhimmel bei Fackelschein: Was ist des Deutschen Vaterland? gesungen wurde. Ein Ausflug nach Belgien, der das Büchlein: „Die Kunstwerke der belgischen Städte" (1842) hervorbrachte, beschloß den Bonner Sommer; aber auch nach Berlin zurückgekehrt, hielt B. leidenschaftlich an seinem Bonner Glück fest und betheiligte sich weiter an den poetischen Wettkämpfen der dortigen Freunde. Seine leichte Production von Gedichten, Dramen, Novellen, Operntexten überschätzte B. nicht; er wußte früh, daß diese Belletristik nicht sein Beruf sei; auch als er später in der Basler Zeit zwei Gedichtsammlungen veröffentlichte, die eine „Ferien" (1849) hochdeutsch, die andere: „E Hämpfeli Lieder" (1854) im alemannischen Dialekt, worunter sich sehr schöne und tiefempfundene Stücke finden, hat er die Bändchen nachher selbst aus dem Buchhandel zurückgekauft. Uebrigens lebte er in Berlin ohne Theilnahme für das Großstädtische; er ging gern ins Theater, vermied aber die salonmäßige Geselligkeit; er beklagte den „kalten Berliner Wind", genau wie ihm später in Paris die Herzlosigkeit und der Lärm mißfiel oder in London die Hetze und der „grenzenlose Trubel". „Man muß das", sagte er später in seiner contemplativen Art, „allegorisch nehmen, wenn das Ewige in einem solchen Lärm von Zeitlichkeit und Augenblick zu stecken pflegt." In einem aber stärkte ihn Berlin und Bonn; er überwand Mißtrauen und Empfindlichkeit, die jedem Schweizer von den engen

Kantonen her angeboren sind, und fühlte sich als guter Deutscher. Trotz der großen Enttäuschungen der Regierungsanfänge Friedrich Wilhelm's IV. und dem Nahen der Revolution, Momente, die B. sehr richtig beurtheilte, hielt er es für „ein Majestätsverbrechen, an Deutschland zu verzweifeln". Germania war ihm in Bonn leibhaft erschienen: „ich erkenne die Mutterarme unseres großen gemeinsamen deutschen Vaterlandes, das ich anfangs verspottete und zurückstieß; auf mich hat Deutschland seine Güter ausgeschüttet und mich an sein warmes Mutterherz gezogen. Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind . . Was mich an Deutschland fesselt, ist die frohlockende Gewißheit, daß auch ich zu dem Stamm gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste reichste Zukunft, das Geschick und die Cultur einer Welt gelegt hat." In Bonn trug B. das altdeutsche Barett, er sprach nur hochdeutsch und er konnte sich nichts anderes denken, als daß Deutschland Mittelpunkt seiner Sehnsucht und „ein Kapitol aller schönen Erinnerungen" bleiben werde. Die Schriftstellerei seiner Anfänge zeigt die nämlichen Züge. Sie beginnt mit Aufsätzen des Basler Studenten über schweizerische Kirchenbauten; dann folgt ähnliches über Kirchen am Rhein; die großen Eindrücke der Kölner Malerschule und der altvlämischen Kunst haben den „Cicerone für Belgien" ins Leben gerufen. Das Büchlein über Konrad von Hochstaden (1843) ist die Biographie des Gründers des Kölner Doms. Alle diese Stoffe sind nicht Burckhardtisch im späteren Sinn, sie entsprechen jener deutschpatriotischen Durchgangsphase, in deren Dienst B. seine Gaben stellen zu sollen meinte, „um dem Volk (!) einen Zugang zu seiner Vorzeit zu eröffnen". Der Form nach zeigen sie die strenge Methode der deutschen Schule, die exacten quellenmäßigen Belege, die Gewissenhaftigkeit des chronologischen Gerüstes; im „Hochstaden" fehlt nicht die Discussion über die Entstehung der Kölner Stadtverfassung. Ein Specimen der deutschen Seminarreife war auch die Dissertation: „Quaestiones aliquot Caroli Martelli historiam illustrantes". Ueberall stößt man auf den Preis germanischen Geistes, germanischer Kunst, deutscher Treue und Freundschaft. Als tapferen Rankeschüler finden wir B. nach seinem Doctorexamen in den Sommermonaten 1843 in Paris, wo er zwar 1—2 Stunden täglich im Louvre, und die Abende in den Theatern zubringt, die Hauptzeit aber in der Bibliothèque Royale sitzt, um aus diplomatischen Relationen Excerpte für die Schweizer Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und dann insbesondere für den Armagnakenkrieg zu sammeln; denn das vierhundertjährige Jubiläum der für Basel glorreichen Schlacht bei St. Jakob an der Birs stand vor der Thüre. Dieses Arbeiten aus handschriftlichem Material hatte B. schon in Berlin begonnen, und die letzten Spuren solcher Thätigkeit begegnen in dem 1850 erschienenen „Andreas von Krain", der zum Theil aus dem Basler Archiv geschöpften Lebensgeschichte eines Abenteurers aus dem 15. Jahrh., der im Dienst der römischen Curie Bankerott machte und dann aus Rache das Baseler Concil zu erneuern strebte, schließlich aber im Gefängniß des Baseler Spalenthors sich mit einem Strick erhängte. Der Art der Arbeit nach wie in der geschichtlichen Auffassung ist dieses kleine Buch der Abschluß von Burckhardt's erster Periode. Wie in Paris vom grenzenlosen Hochmuth der Franzosen, so erklingt hier ein Ton von welscher Tücke und Falschheit, wozu der fromme ehrliche Deutsche den Contrast bildet. Die großen Pläne, mit denen sich B. trug, das Mittelalter neu darzustellen oder seiner Heimath eine Geschichte des alten Alemanniens zu widmen, sind nicht über Ansätze hinausgediehen. Es kam ganz anders. Seine Zukunft lag weder auf der Bahn der deutschen Geschichte noch in der Richtung von Schnaase's Kunstgeschichte.

Noch in Berlin war B. ganz kurze Zeit Hauslehrer beim Grafen Perponcher gewesen: es erwies sich aber als eine für ihn unmögliche Sache. 1844 habilitirte er sich in Basel und las sogleich vierstündig Geschichte und zweistündig Kunstgeschichte. Auch begannen alsbald Vorlesungen für die Oeffentlichkeit, theils einzelne Stunden, theils Cyklen, was sich dann fast ein halbes Jahrhundert lang so fortsetzte, und schon von Anfang an die Aufmerksamkeit und den Beifall der Basler Regierung soweit erweckte, daß B. bereits 1845 den Titel eines außerordentlichen Professors erhielt. Aber leben konnte er davon nicht, und so sehen wir ihn im nächsten Jahr die Stellung aufgeben und einer Aufforderung Franz Kugler's nach Berlin folgen, der ihn, vielbeschäftigt wie er seit der Berufung ins Ministerium war, mit der Neuherausgabe seines „Handbuchs der Kunstgeschichte" und der „Geschichte der Malerei" betraute. Auf dem Titelblatt der neuen Auflagen steht denn auch der Name des Dr. Jakob Burckhardt mitgenannt; der Zwang, das Gesammtgebiet der Kunstgeschichte durchzuarbeiten war ein sehr wohlthätiger. Vielleicht, ja sicher hätte Kugler's Freundschaft eine aussichtsreiche Berliner Anstellung ausgewirkt; aber es scheint, daß so wenig jetzt wie später (als man 1872 nach Ranke's Abgang B. mit Waitz das Erbe dieser Professur anbot) Burckhardt's Ehrgeiz nach dieser Richtung strebte; man brauchte ihm nur in Basel 1848 einen sehr bescheidenen Lehrauftrag, und nicht einmal an der Universität, sondern an den Oberclassen des Gymnasiums anzubieten, um ihn sofort zugreifen zu sehen; das unbesoldete Extraordinariat der Universität und öffentliche Vorträge nahm er dazu auf seine willigen Schultern. In Basel war er Italien näher. Schon den Sommer 1846 hatte er im Süden und in Rom zugebracht; von Berlin aus ging er für den Winter 1847/48 abermals nach Rom; er näherte sich seinem dreißigsten Lebensjahr; von den großen Stoffen, die er bezwungen hat, trat der erste, das absterbende Heidenthum und Constantin der Große in seinen Gesichtskreis. Wer will sagen, wie weit die gewaltige Predigt Roms von Menschengröße und menschlicher Vergänglichkeit, wie sie einst Gibbon und Byron vernommen, hier mitgewirkt hat? Es begannen die drei Lustren der Veröffentlichung von Burckhardt's Meisterwerken, seine zweite Periode (1853—67). Was diesen großen Aufschwung in Burckhardt's Dasein erzeugte, kann nur andeutungsweise mitgetheilt werden. Seine Freunde trauten ihm nicht zu, daß er die Sorgen einer Ehe auf sich nehmen wolle; aber doch faßte ihn in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre eine große Leidenschaft, von der die Gedichte ein schmerzensreiches Zeugniß ablegen. Er rang sich über die unerwiderte Neigung hinaus, und es kam so, wie eines der Dialektgedichte vorhersagt:

„Und solls nit sy und trag i's ohne Ghül (Geheul)
So zwing i in der Welt no viel."

Er hat noch viel gezwungen, und der verhaltene Affect gab seinen Kräften einen neuen Schwung. Seine Seele fand ihren Inhalt und ihre Tröstung in allem Großen der Geschichte, in allem Schönen der Kunst, und dieses ganz persönlich leidenschaftliche, sympathetische Verhältniß zu den Dingen brachte jene tieferregte und glühende Farbe hervor, die B. von da ab eigen wird. Er hat nicht mehr einen Beruf und daneben viele anderen Interessen: Reichthum der Geschichte und Schönheit der Kunst werden ihm ein inneres, ihn völlig ausfüllendes Erlebnis. Schreibt er selbst dem frühen Verlust der Mutter das erste Erwachen von Unsicherheit über das Glück des Lebens zu, so verstärkte sich jetzt diese Richtung bedenklicher Betrachtung und hielt der Jugendlust und Heiterkeit des Gemüths, die ihn von den Zeiten, da er „ein böser Bube" war, nicht im Stiche gelassen, seinem kühnen Arbeitsmuth und

dem genialen Muthwillen ein fühlbares Gegengewicht. Mit seinem alten Freund Picchioni, dem er später die „Kultur der Renaissance" gewidmet hat, hielt er eng zusammen: es war ein ehemaliger italienischer Carbonaro und Ingenieur, jetzt Extraordinarius an der Universität in Basel, „der von der Eitelkeit menschlicher Dinge ein langes Lied zu singen weiß, aber jung und muthwillig bei 60 Jahren". Mit einem Gemisch von genialer Forscherkühnheit und herbem Ernst der Auffassung ging jetzt B. an seine großen Probleme. Er stand auf dem Boden des alten Goethe, der zu Eckermann gesagt hatte: nur Cultur und Barbarei seien ihm Gegenstände von Bedeutung. Das Zwischenstadium eines national befangenen Interesses hatte keinen Reiz mehr für ihn; die Höhenpunkte menschheitlicher Cultur hielten seinen Blick fest. Warum mußte die antike Welt vergehen? Diese Schiller'sche Frage und die andere, welcher Anstrengungen es bedurft hat, eine moderne Cultur zu erzeugen, sie wiesen seinem Studium die Wege und fanden ihre Lösung in zwei großen Büchern: „Die Zeit Constantins des Großen" (1853); „Die Kultur der Renaissance" (1860). Mit ihnen hat B. den Deutschen die größten Meisterwerke des culturgeschichtlichen Stils geschenkt. Merkwürdig, wie früh er seine Begabung für diesen Stil erkannt hat; schon 1842 äußert er brieflich: „Episches gelingt mir schwer; meine Figuren sind Staffage. Mit meiner geschichtlichen Forschung steht es ebenso: der Hintergrund ist mir die Hauptsache, und ihn bietet die Culturgeschichte, der ich auch hauptsächlich meine Kräfte widmen will".

Schon im „Konrad von Hochstaden" versteht er, aus den Wundergeschichten des Cäsarius von Heisterbach charakteristische Züge für das Leben der Zeit zu sammeln; die Art, wie Albertus Magnus eingeführt wird, deutet auf das, was kommen sollte. Im „Andreas von Krain" finden sich diese Ansätze gesteigert wieder; schon zeigt sich im Stil der unbefangene Goethe'sche, leicht ironische Ton. Aber Niemand wußte damals, wie Burckhardt's vielseitige Begabung ihren Schwerpunkt finden würde, und noch 1850 charakterisirte ihn Kinkel als einen Virtuosen des Genusses, der die ganze moderne Culturwelt zu seiner Bereicherung ausbeute. „Er weiß alles; er weiß, wo am Comersee die süßesten Trauben reifen und sagt Ihnen zugleich aus dem Kopf, welches die Hauptquellen für das Leben des Nostradamus sind. Er schreibt eine lateinische Abhandlung über Kriegszüge des Karl Martell in der Eifel, von denen bisher keine sterbliche Seele etwas wußte; dann setzt er sich aufs Sopha, raucht ein Dutzend feine Manillacigarren und schreibt, gleich ins Reine, eine poetisch-phantastische Erzählung der Liebschaft eines Kölner Kurfürsten mit der Tochter eines Alchymisten." Jetzt dagegen, da die Reihe seiner großen culturgeschichtlichen Arbeiten begann, eine ungeheure Concentration, eine künstlerische Gliederung voll straffer Logik, eine geregelte Fülle des Wissens, eine gleichmäßig empfundene Darstellungsart, die jede schulmäßige Gewohnheit und Schaustellung abgestoßen hat. Alle Bücher Burckhardt's sind von da ab Essais, obwohl er nur die Cultur der Renaissance ausdrücklich einen „Versuch" genannt hat; d. h., sie erstreben nach keiner Seite irgendwelche Vollständigkeit; sie isoliren nach bestimmten Gesichtspunkten ihr Thema und rücken es in die Auffassung der vom Autor gewollten Beleuchtung. Ueber allen waltet die dem schaffenden Künstler eigene Subjectivität. Der „Constantin" ist keine Geschichte des Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum, und die „Kultur der Renaissance" keine Geschichte Italiens vom 13. bis zum 16. Jahrhundert. Das erste Buch schildert lediglich die Zersetzung des Heidenthums, und das von Constantin anerkannte Christenthum erscheint am Schluß als deus ex machina, um die wirren Conflicte zu lösen; das Werden des

Christenthums parallel zu schildern, lag für B. außerhalb seiner Aufgabe. Ebensowenig ist im zweiten Buch auf die Fortwirkung mittelalterlicher Kräfte Bedacht genommen; nur die neue Cultur ist in helles Licht gerückt. Immer sind es die B. am Herzen liegenden Probleme, die herausgearbeitet werden; gegenüber der historischen Wirklichkeit zeigen sie nur eine Hauptseite der Dinge, wie auch ein plastisches Kunstwerk nur auf eine Ansicht berechnet zu sein pflegt. Die Fülle der historischen Anschauung hat an sich etwas Befriedigendes und Fesselndes; aber auch die Theorie, der Grundgedanke macht sich geltend, obwol ihn der Verfasser eher verschleiert als enthüllt. Im „Constantin" ist es die Ansicht, daß nicht Barbarenthum und nicht Christenthum die alte Welt getödtet hätten: aus sich selbst sei sie an Verkümmerung und Umbildung der alten Lebensinstincte gestorben. Constantin ist nicht der Mann der Vorsehung mit dem Heiligenschein, sondern der kühle Rechner und politische Arzt, der Leben erhielt und rettete, wo noch Lebendiges vorhanden war. In der „Renaissance" werden die Italiener als das erste moderne Volk proclamirt, die das Mittelalter und seine mannichfache Bindung abgestreift und dem Individualismus der Neuzeit Raum gegeben haben. Diesem Individualismus verdankt die moderne Cultur das kostbare Gut der Freiheit, und die Begleiterscheinung sittlicher Anarchie constatirt B., indem er ihr furchtlos ins Auge sieht. An diesem Punkt trennte er trotz aller Mahnungen der Zeitgeschichte seine Wege von denen Schnaase's, den die Renaissance abstieß. Ueber diesen Punkt und verwandte Probleme wird die Zukunft entscheiden. Rein stilistisch betrachtet, ist die „Kultur der Renaissance" weitaus reifer als der „Constantin". Wo der Hintergrund, das culturgeschichtlich Zuständliche, die Hauptsache ist, verträgt der Vordergrund nur Staffagefiguren; im „Constantin" aber ist erstens der Maßstab dieser Figuren zu groß, und er wächst zweitens durch den Umstand, daß sie in Handlung gesetzt werden, sodaß der erzählende Stil mit dem reflectirend beschreibenden sich kreuzt, ohne ein harmonisches Gleichgewicht hervorzubringen. In der „Kultur der Renaissance" sind diese Schwierigkeiten mit vollkommener Künstlerschaft bemeistert; alles ist in wohlbedachter Proportion, und das Zusammenspiel des Allgemeingesetzlichen mit dem Persönlichen ist unübertrefflich. Die stilistische Sicherheit und Höhe, die B. erreicht hat, mag auf starken Anlagen und unabläßiger Selbsterziehung beruhen; indessen zog sie fortdauernden Gewinn aus seiner Beschäftigung mit Kunstwerken, in deren Seele er viel tiefer eindrang, als die meisten „Kunsthistoriker", die sich berufsmäßig mit Kunst abgeben, aber, wenn sie die Feder in die Hand nehmen, schreiben wie Banausen. In immer steigendem Maaße wandte B. seine Zeit und sein Interesse der Welt des Schönen zu. Hatte er diese Studien anfänglich „principlos und bequem" getrieben, auch sich vorwiegend mit der Architektur beschäftigt (wie die meisten, die von der Historie herkommen, da die Architektur die repräsentativere und wenigst willkürliche unter den bildenden Künsten ist), so zog sein Kunstbedürfniß nun immer weitere Kreise. Denn die Kunst nahm nicht in seinem Wissen, sondern in seinem Herzen und im Athem seines Lebens eine entscheidende Stelle ein. Seine Reisen wurden Wallfahrten, und als sein „Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens" 1855 erschien, nannte er ihn selbst das „Stationenbuch", gleichsam das Buch der Etappen auf dem Weg zum Heil der schönheitsdurstigen Seele. Ein wahres Glücksgefühl und die reinste Stimmung spricht aus jeder Seite dieses Buches: es war noch das altmodische Italien, das B. sah, das päpstliche Rom und das bourbonische Neapel mit der Musik von Rossini und Donizetti; noch war das Kloster von S. Maria degli Angeli in Lugano nicht in ein Hotel du Parc verwandelt, und der Vetturin

pflegte noch an einer Biegung der Via Cassia den Peitschenstil umzudrehen und mit dem Griff auf die am Horizont aufsteigende Peterskuppel zu deuten. Die stimmungslose Eisenbahn hat B. zeitlebens kräftig gehaßt. Was seinen Kunststudien das unterscheidende Merkmal gab, war, daß er sie weniger als Mann der kühlen Wissenschaft, denn als Kunstfreund und leidenschaftlicher Liebhaber betrieb. Wissenschaftliche Gerechtigkeit lag seiner lebhaften Empfindung fern; es war zu viel echtes Gefühl in ihm, als daß er alles und jedes gleich „reizvoll und interessant" hätte finden mögen. Da aber seine Natur dabei ehrlich und selbstlos war, so hat er mehr als einmal früher ausgesprochene Urtheile nach wiederholtem Sehen widerrufen. Sein Haupterfolg war, daß er der Kunst der italienischen Renaissance Bahn brach, auch in diesem Punkt den Spuren Goethe's folgend; er liebte in Goethe'schem Sinn das Harmonische und Reife, nicht wie wir heute das Problematische, Halbreife oder gar Archaische. Und so waren die antike Plastik des vierten Jahrhunderts, unter den Neueren Giotto, Raphael seine Lieblinge; dagegen entsprachen Donatello, Michel Angelo, Bernini weniger seiner Neigung, obwol er die Gabe hatte, überall Schönheitswerthe herauszufühlen. Wie er in kurzer Zeit ganz Italien (mit wenigen Auslassungen) in sich aufgenommen hat, wie eine Biene den süßen Honig der Kunst schlürfend, die großen Städte und die abgelegenen besuchend, von den großen Kirchen und Palästen bis zum unscheinbaren Geräth alles mit seinem Blick umfassend, wird immer Bewunderung und Staunen erregen. Mit der Fähigkeit, jedes einzelne im Augenblick und so ausschließlich zu genießen, als gäbe es sonst nichts auf der Welt, verbindet sich in B. eine Kraft des Abstrahirens und Generalisirens, das Gesetzliche und Typische in den Dingen zu sehen, die seine Gesammtcharakteristiken zu den größten Leistungen der Stilanalyse erhebt. Weniger die Künstlergeschichte als die Kunst- d. h. Stilgeschichte zog ihn an, und so gedachte er auf die lose geographisch-statistisch-chronologische Anordnung seines „Cicerone" eine systematische Darstellung der Einzelkünste der Renaissance folgen zu lassen. Davon ist nur der erste Theil, die Architektur („Geschichte der Renaissance in Italien", 1867) erschienen. In diesem Buche tritt die ungeheuere Belesenheit und die Fülle dessen, was er gesehen und wahrhaft in sich aufgenommen hat, schlagend an den Tag; man sieht hier in die gewaltigen Substructionen hinein, aus denen sein Urtheil anscheinend leicht und mühelos emporwächst, um dann für Laien und Künstler seiner Zeit maßgebend zu werden. Vielleicht ist diese Architekturgeschichte das größte Beispiel seiner durch die Sym- und Antipathien einer starken Natur ungetrübten Unbefangenheit, da er aus Deutschland doch noch einen Rest gothischer Stilgerechtigkeit mitgebracht hatte und sich nun vor der Aufgabe sah, einen „unorganischen" Stil freier Schönheit zu würdigen. Mit diesem Werk schloß zunächst die litterarische Thätigkeit Burckhardt's ab. In dieser mittleren Periode seines Lebens hatte er die Stellung gefunden, die ihm zusagte, und die Umrisse seines geistigen Wesens hatten ihre bleibende Ausprägung erlangt.

Was ihn 1848 nach Basel zurückgezogen hatte, die schwachdotirte Lehrstelle am Gymnasium, wurde ihm nach einigen Jahren durch eine Schulreform entzogen. Diese Kränkung hat B. wol, als er später völlig rehabilitirt wurde, verziehen; vergessen aber hat er sie nie. Er begnügte sich zunächst mit einem Provisorium, indem die Erkrankung eines Professors seine Verwendung an Schule und Universität möglich machte; als aber zum „Constantin" auch der „Cicerone" erschienen war, und eine Berufung an das Polytechnikum nach Zürich kam, nahm er im Herbst 1855 an und blieb durch fünf Semester Professor der Kunstgeschichte in Zürich. Im April 1858 kam er als Ordi-

narius für Geschichte in seine Vaterstadt zurück, der er von da ab, allen Versuchungen und weiteren Berufungen trotzend, treu geblieben ist. Die Kunstgeschichte verwaltete er im Nebenfach, behielt sie aber, als er 1886 die Geschichtsprofessur niederlegte und auf die Hälfte seines Gehaltes verzichtete, weiter, bis ihn zunehmende Altersbeschwerden 1893 veranlaßten, sich gänzlich zurückzuziehen. In den letzten dreißig Jahren seines Lebens (1867—97) hat B. nichts mehr veröffentlicht. Wol begann er 1880, seine „Griechische Kulturgeschichte" zu schreiben, wol sind dann in den letzten Lebensjahren unvergleichliche Manuscripte entstanden; aber, mochten sie nach seinem Tod gedruckt werden: ihm lag nichts mehr an litterarischem Erfolg, wie er allmählich auch von seinen älteren Büchern, wenn neue Auflagen nöthig wurden, eins nach dem andern aus der Hand gab und fremder „Verbesserung" überließ. Dafür widmete er sich den Vorlesungen und hat, bei dem immerhin begrenzten Besuch der Baseler Universität, auf die Studenten und auf die Hörer seiner jährlich wiederkehrenden öffentlichen Vorträge eine starke Wirkung ausgeübt. Er sprach, neben dem Katheder stehend, völlig frei und ohne Pathos; seine geradezu ungeheure Präsenz des Wissens und die künstlerische Anschauung, die den Stoff gliederte und gruppirte, versetzten den Hörer in eine fast illusionäre Gegenwart der geschilderten Dinge; alles war so unmittelbar und aus erster Hand geschöpft, als wäre B. selbst dabei gewesen; sprach er von Kunst, so theilte sich die tieferregende und ergreifende Macht des Schönen, die den Meister durchdrang, wie ein geheimnißreiches Fluidum dem Hörer mit. Hier genoß man den ganzen B., d. h. soweit es ihm gut schien, sich mitzutheilen, mit den „seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift" (mit Nietzsche zu reden). Denn eine stärkere Distanz, als sie naturgemäß den Docenten von den Hörern trennt, hielt ihn von den Menschen fern. Von der Freundschaftsseligkeit seiner Jugend war er, zweifellos durch mancherlei Erfahrung über Biegen und Brechen von Freundschaften belehrt, längst zurückgekommen; er ließ Niemanden mehr dichter an sich herankommen, und hauste als einsamer Junggesell in seinen höchst bescheidenen Räumen. Eine steile Holztreppe führte in dem Bäckerhaus der Albansvorstadt, wo er wohnte, zu seinen Zimmern, die jeglicher Art von Atelierputz entbehrten und mit dem weißbestreuten Dielenboden einfach genug aussahen. Ihr Bewohner glich den bedürfnißlosen Mönchen der christlichen Frühzeit, die die große Einsicht gewonnen haben, daß allein die vollste äußere Unabhängigkeit wahre Freiheit und den steten Genuß der höchsten Dinge des Geistes sichern. In diesem Seelenzustand verschlingt sich der Egoismus absoluter Ungestörtheit und Selbstbestimmung mit einer vollendeten Uneigennützigkeit gegenüber äußern, in die Welt verstrickenden Gütern. Einen Verkehr mit Ebenbürtigen hat B. wenig gepflegt, und es schien, als handle er nach der Vorschrift des Balthasar Grazian: „Man soll mit hervorragenden Personen verkehren, um wie sie zu werden. Ist man aber selbst hervorragend, so muß man sich zu mittelmäßigen halten". Gleichwol hat er in dem Grad, der ihm wünschbar schien, mit einigen Personen in Basel Beziehungen unterhalten, worunter Niemand merkwürdiger war als Friedrich Nietzsche, der 1869 für das Fach der classischen Philologie nach Basel berufen wurde und zehn Jahre blieb. Hier schienen mannichfache Berührungsflächen gegeben: ein sich isolirender Aristokratismus, das hohe Maß geistiger Unbefangenheit und Unabhängigkeit, das gern dem Consensus populorum Trotz bot, die seit den äußeren Erfolgen Deutschlands im französischen Krieg bei B. und Nietzsche zunehmende Ernüchterung gegenüber deutschem Wesen, wofür man sich wohl auf verstimmte Aeußerungen Schopenhauer's, ja Goethe's berufen konnte, und eine wachsende Neigung zur roma-

nischen Cultur, der B. lange schon aufs tiefste verpflichtet zu sein bekannte. Nietzsche überschätzte indessen diese Gemeinschaft. „Ich kenne Niemanden", schrieb er noch 1886 an B., „der mit mir eine solche Menge Voraussetzungen gemein hätte, wie Sie: es scheint mir, daß Sie dieselben Probleme in Sicht bekommen haben, — daß Sie an den gleichen Problemen in ähnlicher Weise laborieren, vielleicht sogar stärker und tiefer noch als ich, da Sie schweigsamer sind". Der starke Eindruck Burckhardt's auf Nietzsche ist unverkennbar; was Nietzsche übersah, war der positive Bestand christlichen Empfindens, der B. „diesseits von Gut und Bös" festhielt; es war kein bloßer Temperaments- oder Altersunterschied, und Nietzsche war im Irrthum, zu glauben, B. stehe wesentlich mit ihm auf gleichem Boden; nur sei er eben vorsichtiger. B. empfand bei aller Bewunderung vor Nietzsche's Geist ein inneres Grauen vor dem Mann, und es erregte ihm Schwindel, ihn „auf den höchsten Graten" sich bewegen zu sehen. Im ganzen ist es schwer und vielleicht unlösbar, die verschiedenen Dosen von wahrer Bescheidenheit, Wille zu materieller und geistiger Ungestörtheit, einiger Unsicherheit und Muthlosigkeit lebenden Menschen gegenüber, wie sie in B. zusammentrafen, zu sondern. Es blieb in Basel, wie es in Zürich gewesen war, wo B. sich zwar zu Gottfried Keller hingezogen fühlte, sich aber mit Semper und Richard Wagner nicht berührte.

Unter diesen Umständen war die Spannung begreiflicherweise groß, mit der man der Veröffentlichung der nachgelassenen Schriften entgegensah. Gelesen hatte B. in seinen historischen Vorträgen griechische, mittelalterliche Cultur und Neuzeit bis zur französischen Revolution einschließlich; in den kunstgeschichtlichen Stunden das ganze Gebiet vom Alterthum bis zum 18. Jahrhundert. Nach seinem Tod sind zwei kunstgeschichtliche Bücher: „Erinnerungen aus Rubens" und „Beiträge zur Kunstgeschichte Italiens" an den Tag gekommen; dazu das vierbändige Werk: „Griechische Kulturgeschichte". Der „Rubens" in seiner Kürze und geschlossenen Form wird immer eines der anziehendsten Bücher der kunstgeschichtlichen Litteratur bleiben; für B. ist es das einzige Beispiel, wie er die Künstlermonographie behandelt zu sehen wünschte. Daß Rubens, der Zeitgenosse des Bernini, von dem Verehrer Raphael's durch ein ganzes langes Leben hindurch glühende Bewunderung gewann, zeigt, wie naiv ehrlich und wie frei von ästhetischer und doctrinärer Voreingenommenheit B. in seiner Kunstempfindung war. In Rubens liebte er die Kraft, die doch auch ein geistiges Agens ist; daß der mächtige Nordländer, der Vlame sich so ganz der Renaissance zu eigen gegeben, schien ihm wie die Faust- und Helena-Ehe ein Bund tiefbewegender Urgewalt mit Form- und Schönheitsdrang; es war ein Stück seines eigenen Glaubens und Wünschens. Das Feuer der Empfindung, das B. als ein hoher Siebziger über dieses Buch zu breiten vermochte, grenzt an ein Wunder. Nur die tiefsten Lebensinstincte vermögen so der Zeit Stand zu halten. Das umfangreichere zweite Werk, die „Beiträge", enthält drei Arbeiten zur Malerei der italienischen Renaissance: das Altarbild, das Porträt, die Sammler. Als gemeinsames Thema dieser reichen Abhandlungen wäre zu bezeichnen: der Einfluß des Publicums auf die Gestaltung der Kunst, einmal an der durch Jahrhunderte festgehaltenen, gleichwol sich abwandelnden Aufgabe des Gnadenbildes für den Kirchenaltar, sodann an dem vom werdenden Individualismus geforderten Genre der Porträtdarstellung, schließlich an dem Verlangen nach Schmuck des eigenen Hauses durch Andachtsbilder und durch profane Malerei. Das merkwürdigste an dem Buch ist der Fortschritt der Auffassung. Während meist Lieblingsansichten sich bei zunehmendem Alter schärfer dogmatisiren, hat sich B. eine wahrhaft jugendliche und elastische Bildsamkeit bewahrt. Die Beeinflussung durch Vasari's Eingeschworensein auf

die florentinisch-römische Kunst, welche den „Cicerone" beherrscht, weicht hier einem immer freieren Verständniß der norditalienischen Kunst, und insbesondere der venezianischen Malerei und ihrer kühnen Selbständigkeit ist B. jetzt erst in vollem Umfang gerecht geworden. Nicht mit so kurzen Worten läßt sich das hinterlassene Hauptwerk, die „Griechische Kulturgeschichte", charakterisiren. Verschiedenes, was in Burckhardt's gesammter Lebensarbeit bald stärker, bald verdeckter zu spüren ist, traf hier zusammen, um diesen Bänden eine eigenartige Färbung zu geben und jene Debatten zu veranlassen, von denen das Erscheinen des Werkes begleitet war. Stark polemische Züge trug schon der „Constantin" zur Schau. Ein angeborener Realismus, der in B. lebte, eine geniale Nüchternheit, die corrigirend neben seiner Fähigkeit zum Enthusiasmus herging, machte ihn zum Feind jeder Phrase. Künstlerische Eindrücke hat selten Jemand so frei von Phrase und doch so herrlich und treffend in Worte zu kleiden vermocht wie B. Aber auf dem ganzen geistigen Gebiet fand er im Aufstöbern und Zerstören übereinkömmlicher Phrasen eine Art von Lust, und sein unbestechlich unbefangener Sinn neigte dahin, die Dinge auch einmal von der anderen als der gewöhnlichen Seite zu betrachten. So ist es zu verstehen, wenn er in der Behandlung der Reformationsgeschichte auch katholischen Historikern gern Gehör gab. Dazu kommt ein zweites. Wer vorwiegend in künstlerischen Dingen lebt, läßt gern jeden anderen Maßstab als den ästhetischen bei Seite. Burckhardt's Darstellung der Renaissance wäre ohne diese Fähigkeit, Erscheinungen der Kunst und Geschichte lediglich als Phänomene zu sehen, kaum möglich und erträglich. Im „Cicerone" ist eine Stelle, wo sich B. über Dante's moralischen Hochmuth und sein selbstgerechtes Aburtheilen beklagt. Seltsam indessen, wie bei B. selbst ein moralisirender Zug ununterdrückbar geblieben ist, ein ethisches Grundgefühl, wie es manchen Schweizer Schriftstellern von Jeremias Gotthelf an gern eignet, und das man bei B. wol als ein Stück hochgehaltenen Schiller'schen Vermächtnisses betrachten mag. Diese Betrachtungen auf die Antike angewendet, wird alsbald klar, daß die tiefe Begeisterung für griechische Kunst und Poesie B. nicht verführen konnte, der verklärenden Auffassung unseres Classicismus beizutreten. Er war zu sehr ruhiger und kühler Historiker, um nicht von den Hymnen auf das perikleische Griechenland zum Widerspruch gereizt zu werden, und auch soweit ehrlich christlich empfindend, um die dunkeln Seiten des Heidenthums, seine Wildheit und Lieblosigkeit schmerzlich zu gewahren. Daher wol noch nie von einem Meister des Fachs der Culturgeschichte ein Bild der Griechenwelt entworfen worden ist, in dem neben der Fülle des Lichts die Schatten einen derart lebhaften Gegensatz bilden, wo die politischen, religiösen und ethischen Zustände so ohne Schönfärberei, so drastisch und kraß realistisch geschildert worden sind. Wie dennoch die verschiedenen Erscheinungsweisen und Theile dieser Culturwelt zu einem Ganzen zusammengedacht sind, ist ein Meisterstück tiefdringender psychologischer Analyse, welche in allen Hauptwerken Burckhardt's einen so sprechenden Zug seiner Begabung bildet. Es läßt sich zur Zeit noch nicht absehen, wie tief der Eindruck dieses bedeutenden Werkes reichen wird, dem der volle Zauber stilistischer Kunst mit auf den Weg gegeben worden ist. Dankbar haben wir es zu verehren, daß es B. vergönnt war, sein Credo in vollem Umfang der Nachwelt zu übermachen. Und ihn selbst muß eine ähnliche Empfindung überkommen haben, da er nach einer in Basel häufig geübten und guten Sitte sich selbst den Nekrolog schrieb, der als Grabrede bei der Bestattung verlesen wurde. Gegenüber dem erbitterten Pessimismus, wie er ihn als Hefe im Becher des Genusses der leidenschaftlich begehrenden Griechen entdeckte, wie er ihn in der Stimmung seiner Zeitgenossen verschärft wiederfand, ist diesen letzten Aufzeichnungen Burckhardt's ein temperirter Optimismus eigen.

Zur Erinnerung an Herrn Professor Dr. Jakob Burckhardt (ohne Ort und Jahreszahl), S. 4—13 der selbstverfaßte Nekrolog; dieser Nekrolog wiederabgedruckt in der 2. Auflage des Rubensbuches. — Briefe aus Berlin und Paris an Gottfried Kinkel und Johanna Kinkel, veröff. von Meyer-Krämer, Deutsche Revue 1899, Bd. 24, 1, S. 70 ff., 286 ff. — Briefwechsel mit Fr. Nietzsche, Neue Deutsche Rundschau, Febr. 1899; dazu der 2. Band der Nietzschebiographie von Elisabeth Förster-Nietzsche an mehreren Stellen. — Briefe J. B.'s an Albert Brenner, veröff. von Hans Brenner, Basler Jahrbuch 1901, S. 1—24. — Hans Trog, J. B., eine biographische Skizze, Basel 1898 (= Basler Jahrbuch 1898, S. 1—172); in dieser Schrift besonders wichtig die Besprechung auch aller kleinen Schriften und der Katalog der von B. in Basel außerhalb der Universität gehaltenen Vorträge. Ein ähnlicher Nekrolog von H. Trog in Bettelheim's Biographischem Jahrbuch II (1898), 54—75. — Feuille centrale der Zofinger Gesellschaft, Dec. 1897, S. 112—124 (von Felix Stähelin). — Otto Markwart, J. B., Feuilleton d. Frankf. Zeitung 1897, Nr. 238, 244, 245, jeweils im 1. Morgenbl. — Eb. Gothein, Preuß. Jahrbücher, Bd. 90 (1897), 1—33. — H. Gelzer, J. B. als Mensch u. Lehrer, Zeitschr. f. Kulturgesch., 1900, VII, 1—51. — Carl Neumann, Deutsche Rundschau, Bd. 94 (1898), 374—400; Derselbe über das Rubensbuch, Preuß. Jahrbücher, Bd. 91 (1898), 323—330; Derselbe, Griechische Kulturgeschichte in der Auffassung J. B.'s, (Sybels) Histor. Zeitschr., N. F. Bd. 49 (1900), S. 385—452. Carl Neumann.

Burckhardt: Albert B.-Merian, Ohrenarzt, geboren am 25. Januar 1843 zu Basel und daselbst als außerordentlicher Professor der Ohrenheilkunde am 22. November 1886 gestorben, studirte in seiner Vaterstadt, sowie an mehreren anderen deutschen und österreichischen Universitäten, zuletzt noch in Paris und London. Die Doctorwürde erlangte er 1866, die Habilitation als Docent in Basel 1869, wo er 1879 in die außerordentliche Professur aufrückte. 1884 bekleidete B. die Würde des Präsidenten auf dem internationalen Otologencongreß in Basel. Von seinen, übrigens der Zahl nach nicht bedeutenden schriftstellerischen Arbeiten bezieht sich ein größerer Theil auf das von B. vertretene Specialgebiet der Ohrenheilkunde und ist in dem „Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte" veröffentlicht, das er seit 1872 redigirte.

Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, hrsg. von A. Hirsch I, 622.

Pagel.

Bürde: Jenny B.-Ney, Sängerin, wurde am 21. December 1824 in Graz als Tochter der ehemaligen Wiener Hofopernsängerin Ney-Segatta geboren. Von ihrer Mutter in der Musik unterrichtet, betrat sie bereits in ihrem vierzehnten Jahre als Chorsängerin die Bühne und wirkte dann als Opern- und Possensoubrette. Im J. 1845 sang sie zum ersten Mal in Olmütz die Norma, eine Rolle, die später zu ihren gefeiertsten gehörte. In den Jahren 1847—1848 war sie in Prag engagirt und 1848—1850 in Lemberg. Von dort wurde sie an die Hofoper nach Wien berufen, wo sie bis zum Jahre 1853 blieb. Durch den Intendanten v. Lüttichau für das Dresdener Theater gewonnen, siedelte sie im J. 1853 nach Dresden über und entwickelte sich hier zu einer Künstlerin von europäischem Ruf, da ihre schöne und staunenswerth volle Sopranstimme sie gleichmäßig für Coloratur-, wie für dramatische Rollen befähigte. Ihre berühmtesten Rollen waren außer der Norma Frau Fluth, Rezia, Jessonda, Julia, Prinzessin und Alice in „Robert der Teufel", Valentine, Lucrezia Borgia, Donna Anna und Dinorah. Seit dem Jahre 1856 mit dem Schauspieler Emil Bürde vermählt, nahm sie schon im J. 1866

ihren Abschied und wirkte seitdem bis zu ihrem am 17. Mai 1886 in Dresden erfolgenden Tode als Gesangslehrerin und Sängerin an der katholischen Hofkirche.

Illustrirte Zeitung 1860, Nr. 876, S. 275; 1867, Nr. 1231, S. 76. — Allgemeine Illustrirte Zeitung. Leipzig, Dresden, Berlin und Wien, 1869. V, 115—117. — Pracht-Album f. Theater u. Musik. Leipzig u. Dresden o. J. II, 61—62. — Deutscher Bühnen-Almanach. 51. Jahrg. Hsg. von Th. Entsch. Berlin 1887. S. 224—225. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hsg. von Ernst Gettke. 15. Jahrg. 1887. Leipzig o. J. S. 108—109. H. A. Lier.

Bürkner: Hugo Leopold Friedrich Heinrich B., Holzschneider und Kupferstecher, geboren am 24. August 1818 in Dessau, † zu Dresden am 17. Januar 1897. Ueber ihn hat sein Sohn K. Bürkner im Biographischen Jahrbuch ... herausgegeben von Anton Bettelheim, Berlin 1897, I, 22—42 so eingehend und erschöpfend gehandelt, daß es genügt, auf diesen vorzüglichen Nekrolog zu verweisen. H. A. L.

Bürmann: Hans Heinrich B., † am 21. Juni 1817 in Mannheim, Mathematiker. Wann und wo B. geboren ist, weiß man nicht. Die älteste über ihn bekannte Thatsache ist die, daß er 1795 in Mannheim die Erlaubniß erhielt, öffentliche Vorlesungen über die Handelswissenschaften zu halten. Schon 1779 hatte ein gewisser Borowski eine Handelsschule in Mannheim eröffnet, aber sie konnte nicht bestehen. Günstiger gestaltete sich anfangs Bürmann's Unternehmen, so günstig, daß der Leiter eines Instituts für Knaben Einsprache erhob, weil ihm seine Zöglinge abspenstig wurden. Der Streit wurde unter dem 16. Juli 1796 dahin geschlichtet, daß für Bürmann's Vorlesungen eine Altersgrenze von 15 Jahren bestimmt wurde, unterhalb deren er keine Schüler annehmen durfte. Vielleicht war es diese Bestimmung, welche die Aussicht auf verhältnißmäßig reifere Schüler eröffnete, vielleicht war es der sich steigernde Zulauf, welcher B. auf den Gedanken brachte, nunmehr eine vollständig gegliederte Anstalt zu eröffnen, eine Handelsakademie, wie er sie nannte, in welcher Rechenkunst, Buchhaltung, handelsmännische Correspondenz, Wechselrecht, Waarenkunde, deutsche, französische, italienische und englische Sprache gelehrt werden sollten. Seine Bemühungen um Erlangung der entsprechenden regierungsseitigen Erlaubniß waren zunächst vergebens, und erst am 20. Juni 1803 wurde ihm dieselbe zu Theil. Aber die Zwischenzeit war für die Mannheimer Verhältnisse eine inhaltsreiche gewesen, voll schwerer Sorgen. War doch Mannheim bis zum Sommer 1799 eine wichtige Festung und machte als solche alle Drangsale durch, welche einer bald in diesen, bald in jenen Händen befindlichen Festung in Kriegszeiten drohen. Die Stadt mußte unerschwingliche Opfer bringen. Die Bürger verarmten. Ein solcher Augenblick ist der denkbar ungünstigste zur Eröffnung einer Unterrichtsanstalt etwas höherer, mithin auch kostspieligerer Natur. Dazu kam noch, daß ein gewisser Herz Löw Sinzheimer und später auch ein Simon Löw Neugaß mit B. in Wettbewerb traten und gleichfalls Vorlesungen über die Handelswissenschaften ankündigten. B. suchte Schutz bei der Regierung, der ihm auch eine Zeit lang gewährt wurde, aber bald ließ man seinen Mitbewerbern gleich ihm freies Spiel, und nun gab der Brotneid Anlaß zu gehässigen Ausstreuungen, von denen nicht mehr zu ermitteln ist, wie weit sie begründet sein mochten, in denen aber B. den Kürzeren gezogen zu haben scheint. Jedenfalls bewarb er sich 1807 um eine Professur an dem in der Organisation begriffenen Lyceum in Mannheim. Er klagte „daß die Regierung den Juden [welche in ihrem jetzigen Zustande wohl keine Christen bilden

sollten] die öffentliche Handelslehre erlaubte"; er berief sich auf Dienste, zu welchen der Staat ihn schon lange unentgeltlich gebraucht habe und als welche er das Amt eines Censors erwähnte; er hob hervor, daß er sich in Mannheim durch Ankauf eines Hauses eingebürgert habe, daß er die schweren Kriegszeiten, in denen er mehrmals ganze Monate ohne Zöglinge gewesen sei, ausgehalten und eine Berufung nach Köln abgelehnt habe. Welches Bewandtniß es mit letzterer Ablehnung hatte, wissen wir nicht. Thatsache ist, daß in einem Briefe des Straßburger Astronomen Kramp von 1799 die Worte vorkommen „Unser Freund Bürmann ist seit einem Monate Professor der Mathematik in Cölln an meiner Stelle". Jedenfalls waren also die Verhandlungen in ein sehr weites Stadium gerückt, als sie abgebrochen wurden. Alle diese Bewerbungsgründe, denen B. auch noch hinzufügte, daß er zwei Mal bereits bei der Pariser Akademie der Wissenschaften als Candidat zur Wahl eines correspondirenden Mitgliedes aufgestellt gewesen sei, was seine Tüchtigkeit als Gelehrter außer Zweifel setze, waren fruchtlos. B. wurde nicht zum Lycealprofessor ernannt, und ebensowenig wurde auf einen anderen von ihm gemachten Vorschlag eingegangen, seine Handelsakademie mit dem Lyceum zu verschmelzen. Nur eine Besoldung von 1000 Gulden wurde ihm im September 1808 verliehen, und von da an unterzeichnete B. als Großherzoglicher Director der Badischen Handlungsakademie, Professor der Mathematik und Censor. Von Fortschritten, welche die Anstalt Bürmann's gemacht hätte, ist nichts bekannt. Im J. 1811 versuchte man Abänderungen des Lehrplans. Der Lehrgang dauerte zwei Jahre und der Preis betrug 3 Laubthaler im Vierteljahr oder 33 Gulden im Jahre. In den Unterricht waren als neue Gegenstände aufgenommen: Rechtschreibung und Rechtsprechung, Schnellschrift, Geheimschrift, Fernschrift, Allschrift, Poesie! Trotzdem sank die Schülerzahl 1812 auf 17. Infolge einer Visitation der Anstalt erklärte das Ministerium, dieselbe entspreche den gehegten Erwartungen nicht, sie müsse gemeinnütziger werden. Umsonst, der Besuch wurde schwächer und schwächer; bei Bürmann's Tode (vielleicht schon einige Monate früher) ging die Anstalt ganz ein. Daß Bürmann's Name sich trotz der im ganzen mangelnden Lehrerfolge erhalten hat, verdankt er seinen schriftstellerischen Leistungen und insbesondere der ersten derselben, einer der Pariser Akademie vorgelegten Reihenentwicklung, über welche Legendre 1796 in günstiger Weise berichtete. (Vgl. Mémoires de l'Institut II, 13—17. Ferner: Legendre, Exercises du calcul intégral 1817, II, 230 und Lacroix, Traité du calcul différentiel et intégral 1819, III, 623.) In den Lehrbüchern führt diese Reihe den Namen der Bürmann'schen. Anderes hat B. in dem von Hindenburg herausgegebenen Archiv der reinen und angewandten Mathematik, Heft 8, und in Hindenburg's zweiter Sammlung combinatorisch analytischer Abhandlungen veröffentlicht, wobei schon der Ort des Abdruckes verbürgt, daß B. mit Begeisterung der damaligen combinatorischen Schule anhing, deren reichhaltige und ziemlich ungenießbare Sprache er noch um neue Zeichen vermehrte. Ein in dieser Form abgefaßtes Werk „Essai de calcul fonctionnaire" wurde 1797 der Pariser Akademie eingereicht, aber der Bericht blieb aus, weil der Berichterstatter (Legendre?) sich in den vielen neuen Ausdrücken nicht zurechtfinden konnte. B. beabsichtigte in der Benutzung neuer Zeichen noch weiter zu gehen. „Ich gedenke einst [so heißt es in Hindenburg's Archiv] Anfangsgründe der Mathematik zu ideographiren. Um der allgemeinen Verständlichkeit willen werde ich gar keine Buchstaben [im eigentlichen Sinne] gebrauchen." Das ist der gleiche Gedanke, den Leibniz in seiner Universalsprache zu verwirklichen gedachte, und an dessen Ausführung italienische Gelehrte etwa seit 1890 emsig beschäftigt sind.

Vgl. M. Cantor i. d. Zeitschr. Math. Phys. 1872, XVII, 428—430; F. Caspari ebd. 1873, XVIII, 120—122. — Hnr. v. Feder, Geschichte d. Stadt Mannheim. Mannheim u. Straßburg 1875—1876. I, 387; II, 60—65.

Cantor.

Burmeister: Hermann B., Naturforscher und Reisender, geboren am 15. Januar 1807 zu Stralsund, studirte Medicin und Naturwissenschaften in Greifswald und Halle. 1829 promovirte er in beiden Facultäten. 1830 diente er als Militärarzt sein Freiwilligenjahr ab, gab aber die praktische Medicin auf, als sie ihm nicht zur Erfüllung seines Wunsches verhalf, in holländische Dienste nach Indien zu gehen. Von 1831 an wirkte er als Gymnasiallehrer in Berlin und las seit 1834 zoologische Collegien an der Universität. 1837 wurde er als Professor der Zoologie nach Halle berufen, wo er als Lehrer eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltete und als Gelehrter vielseitig thätig war. Es war in diesen hallischen Jahren, daß B. von den vorwiegend entomologischen Arbeiten zu osteologischen und paläontologischen überging und daneben allgemeinere Werke von Bedeutung schuf. 1848 wurde er durch Wahl in Liegnitz Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, wo er auf der äußersten Linken seinen Sitz nahm. 1850 legte er sein Mandat nieder. Nicht bloß die politischen Verhältnisse hatten ihn enttäuscht, auch im Privatleben und in seinem Beruf fand er nicht die volle Zufriedenheit. Auf Empfehlung von A. v. Humboldt erhielt er Urlaub und Staatsunterstützung zu der lang ersehnten Tropenreise. Er reiste 1850 nach den brasilianischen Provinzen Rio de Janeiro und Minas Geraes; leider beeinträchtigte ein Beinbruch, den er im Juni 1851 erlitt, den Erfolg dieser Reise, von der er indessen doch reiche Sammlungen und Aufzeichnungen mitbrachte. Zurückgekehrt fand er sich schwer in seine alte Thätigkeit zu Halle, die er durch zwei Reisen nach Italien unterbrach. 1856 schiffte er sich nach Argentinien ein, auch dieses Mal vom Staate unterstützt und mit einem vierjährigen Urlaub ausgestattet. Er durchwanderte besonders die Pampas von Uruguay und die tropischen Theile des nördlichen Argentinien und beschloß diese Reise mit der damals nicht unschwierigen Ueberschreitung der Anden von Tucuman nach Copiapò. Ueber Panama und Cuba kehrte er 1860 heim. In Halle fand er seine Lehrthätigkeit durch die Befreiung der Mediciner von zoologischen Studien eingeschränkt. Er forderte 1861 seinen Abschied und ging neuerdings nach Argentinien, wo ihm auf sein Gesuch, das der damalige preußische Gesandte v. Gülich unterstützte, die Leitung des jungen naturhistorischen Museums übertragen wurde, das er mit gewaltiger Energie zu einem Museum ersten Ranges umgestaltete und erhob. 1870 wurde er mit der Begründung der aus sieben Professuren zu bildenden naturwissenschaftlichen Facultät der neugegründeten Universität Cordoba beauftragt; es gelang ihm, tüchtige Kräfte dafür, besonders aus Deutschland, zu gewinnen; aber sein Despotismus hat dem jungen Werk unheilbaren Schaden zugefügt; als er zum Director der „Academia de ciencias“ ernannt worden war, schieden bald die besten Kräfte wieder aus. 1892 that der körperlich und geistig Jugendkräftige einen Fall in seinem Museum, an dessen Folgen er am 2. Mai 1892 starb. Sein Begräbniß fand auf Staatskosten statt und der Präsident der Republik folgte dem Sarg.

Aus dem Verzeichniß der Schriften Burmeister's, das Taschenberg seinem Nekrolog einverleibt hat, ersieht man den außerordentlichen Fleiß, mit dem B. von seiner Doctorschrift „De insectorum systemate naturali“ (Halle 1829) an sich durch eine lange Reihe von Specialarbeiten aus dem Gebiet der Entomologie in die wissenschaftliche Zoologie hineingearbeitet hat. Von den Rhynchoten, Lepidopteren und Orthopteren schritt er weiter zu den Cirripedien

u. a. Crustaceen. Dazwischen gab er Nitzsch's „Pterylographie" heraus (1840), schrieb über Trilobiten, Pediculiden; seit 1847 begegnen wir Arbeiten über fossile Reptilien und Amphibien und seit seiner brasilianischen Reise zunehmend zahlreicheren Arbeiten über Säugethiere und Vögel. Nur diese behandelt das große Verzeichniß der auf dieser Reise von ihm gesammelten Thiere (1854—56). 1858 begegnen wir seiner ersten geologischen Arbeit „Ueber die Tertiärformation von Paranà", in demselben Jahr veröffentlichte er Barometerbeobachtungen aus Mendoza, 1859 eine „Physikalische Beschreibung der Gegend von Paranà", 1861 eine Monographie des Klimas von Argentinien, 1863 „Nachrichten über das Erdbeben von Mendoza", 1864 beschrieb er Reste von Macrauchenia und Glyptodon, dann folgten mehrere Arbeiten über südatlantische Wale und Robben (1868), die physikalisch-geographische Skizze von Tucuman, 1872 eine Arbeit über alte Indianerschädel, 1875—89 die große „Monographie der fossilen Pferde der argentinischen Pampa", 1876—86 die vier Bände „Description physique de la République Argentine", die B. aus seiner Handschrift ins Französische übersetzen ließ. Seine letzte größere Arbeit waren 1891 die „Adiciones al examen critico de los mamiferos fosiles" in den Annalen seines Museums. Wir haben aus hunderten von Veröffentlichungen nur die hervorgehoben, die den Höhepunkt oder Ausgangspunkt eines der Wege bezeichnen, von denen B. soviele in seiner langen Wirksamkeit beschritten hat. Doch möchten wir noch besonders betonen, mit welcher rührenden Treue B. seine entomologischen Untersuchungen fortsetzte. Noch 1886 brachte die Stettiner Entomologische Zeitschrift seine Revision der Gattung Eurysoma. B. war Zeit seines Lebens bedacht, die Ergebnisse seiner und fremder Arbeiten zusammenzufassen. Schon 1830 schrieb er ein „Handbuch der Naturgeschichte. 1832 begann er sein großes „Handbuch der Entomologie", das erst 1855 beendet wurde. 1843 seine „Geschichte der Schöpfung", die bis 1867 sieben Auflagen erlebte. 1848 gab er mit d'Alton eine Zeitung für Zoologie heraus, die bald wieder einging. 1851 und 1853 erschienen „Geologische Bilder". In diesen Werken hat B. ein großes Talent zu gemeinverständlicher Darstellung gezeigt. Die Beschreibung seiner Reise in Brasilien durch die Provinzen Rio de Janeiro und Minas Geraes erschien 1853, in demselben Jahr als Atlas die Landschaftlichen Bilder Brasiliens und Porträts einiger Urvölker, 1861 die Reise durch die La Platastaaten, mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit und den Culturzustand der Argentinischen Republik. Von seiner Uebersiedlung nach Argentinien an widmete sich B. viel zu sehr der Ordnung und Beschreibung der Schätze seines Museums, als daß er für solche allgemeine Arbeiten noch Muße hätte finden können. Doch werden seine gemeinverständlichen Schriften und Aufsätze immer eine ehrenvolle Stelle in einer Litteratur einnehmen, die B. mit A. v. Humboldt und Liebig hat heraufführen helfen. Seine dauernde Stellung in der Wissenschaft hat sich B. zuerst durch seine entomologischen Arbeiten erworben. Seine artbeschreibenden, classificatorischen und faunistischen Leistungen gehören weder der mikroscopischen noch der entwicklungsgeschichtlichen Richtung an und haben doch der Wissenschaft genutzt. Burmeister's „Handbuch der Entomologie" ist noch heute geschätzt. Noch größere Anerkennung haben aber wol seine früh begonnenen und in dem herrlichen Material des Museums von Buenos Aires erst recht aufgeblühten paläontologischen Arbeiten gefunden; hier hat B. große Entdeckungen gemacht, gründlich beschrieben und scharfsinnig eingereiht. B. ist in manchen Beziehungen alten Methoden und auch alten Anschauungen treu geblieben; doch hat er jene auf passende Gegenstände angewendet und damit bis zum Ende schöne Ergebnisse gewonnen, wobei es durchaus nicht schadete,

daß er nicht in den allgemeinen deſcendenztheoretiſchen Chorus einſtimmte, oder daß er in ſeinen allgemeinen Einleitungen in die geographiſchen Beſchreibungen Argentiniens veraltete Anſichten über Gebirgsbildung vortrug. Inmitten der die wiſſenſchaftlichen Perſönlichkeiten vernichtenden Einſeitigkeit der übertriebenen Arbeitstheilung bleibt B. auch als Vertreter der univerſellen Tendenzen A. v. Humboldt's eine erfreuliche Erſcheinung. Er war der Letzte aus der wiſſenſchaftlichen Familie, der Pöppig und Martius angehörten, blieb aber nicht ſtiller Gelehrter wie ſie, ſondern wurde durch einen energiſchen Bethätigungstrieb zu raſtloſer, wechſelnder Arbeit getrieben. Er ſcheute nicht die Oeffentlichkeit. Von ſeinen Leiſtungen dachte er ſelbſt nicht gering, wie die eigenhändige Beſchreibung der ihm zu ſeinem 50jähr. Doctorjubiläum erwieſenen Ehren (1880) zeigt. Ein ſchöner Stahlſtich vor der 7. Auflage der „Geſchichte der Schöpfung" zeigt ſeine ſcharfen Züge im Mannesalter.

Nekrolog von Taſchenberg in der Leopoldina 1893.

F. Ratzel.

Burmeſter: Heinrich B., plattdeutſcher Dichter und Erzähler, wurde am 10. November 1839 zu Niendorf an der Stecknitz, Kreis Herzogthum Lauenburg, als Sohn einfacher Bauern geboren, beſuchte die Dorfſchule, nach der Confirmation zwei Jahre das Präparandeum (Seminar) zu Ratzeburg und erhielt darauf an der Vorſchule des dortigen Gymnaſiums eine ſo kärglich beſoldete Stelle, daß er es vorzog, an Privatinſtituten in Hamburg zu unterrichten, wo er gleichzeitig das Real- und akademiſche Gymnaſium, Abtheilung für Lehrer, frequentirte. Beſonders intereſſirte ihn die Sprachwiſſenſchaft, der er an den Univerſitäten Kopenhagen, Jena und Kiel oblag. Mangelnde Exiſtenzmittel ließen ihn leider ſein Studium nicht vollenden; er wurde Hauslehrer auf mecklenburgiſchen und lauenburgiſchen Gütern, bis er als Corrector beim „Altonaer Merkur" eintrat und Ausſicht hatte, Redactionsmitglied zu werden, als dieſe altangeſehene Zeitung zu erſcheinen aufhörte. Trotz vorzüglicher Zeugniſſe fand ſich keine neue, einigermaßen auskömmliche Stellung. So ſiedelte B. nach dem Städtchen Lauenburg über, nährte ſich dürftig durch die Filzpantoffelmacherei und plattdeutſche Poeſie, ein moderner Hans Sachs. Durch mehrere, im Selbſtverlag erſchienene Schriften auf den begabten Mann aufmerkſam geworden und ſein widriges Schickſal bedauernd, verſchaffte der Unterzeichnete ihm Beſchäftigung in Berlin, ja ſchließlich einen beſcheidenen Poſten. B. lebte jetzt förmlich wieder auf, mit friſcher Kraft ſeine Freiſtunden der Feder widmend. Bis dahin hatte er in Lyrik und Epos ſich verſucht, zuerſt 1872 mit „Arm un Riek. Ein Bild aus dem Leben, in niederſächſiſch-lauenburgiſcher Mundart", worin die gedrückte Lage des vierten Standes rührend beſungen wird, ein Seitenſtück zu Reuter's „Kein Hüſung". Seine eigene Schulmeiſterzeit hatte er 1873 in „Schaulmeiſter Klein" auf nicht minder ergreifende Weiſe geſchildert. Beide Epen bekunden großes dichteriſches Talent und laſſen uns Einblicke thun in die ländlichen ſocialen Verhältniſſe. Eine Sammlung plattdeutſcher Poeſien „Landſtimmen" war 1881 herausgekommen. Dem Rathe, ſich einmal an eine Proſaerzählung zu wagen, folgend, verfaßte B. den zweibändigen Roman „Harten Leina", ein treues Spiegelbild der kleinſtädtiſchen und bäuerlichen Zuſtände in ſeiner Heimath, darauf die künſtleriſch noch mehr abgerundete Geſchichte „Hans Höltig". Hier wie dort hat er in dem Helden ſich ſelbſt porträtirt. Sein Beſtes bot er in dem Roman aus der Gegenwart „De Nawerslüd". Dieſe Lauenburgenſie iſt mit einer ſo großen Anſchaulichkeit, Kühnheit und humoriſtiſchen Ader geſchrieben, daß kein Geringerer als Fürſt Bismarck warme Anerkennung zollte. Einflußreiche Landsleute verhießen alsbald dem viel-

gewandten Schriftsteller und gründlichen Kenner seiner Provinz die Leitung der Lauenburger Landeszeitung und beriefen B. von Berlin zurück, der, das sichere Brot dort aufgebend, blindlings, ohne bindenden Contract, kam, sah und — nicht siegte. Seine Gönner hatten es wol gut mit ihm im Sinn, aber nicht bedacht, daß der Autor einer so schonungslos die Schäden aufdeckenden litterarischen Arbeit, wie „Nawerslüd", sich erbitterte Feinde machen mußte, die natürlich alle Hebel in Bewegung setzten zu seiner Beseitigung. Kurz, die Versprechungen konnten nicht gehalten werden, durch alle Instanzen, bis zum Reichsgericht, suchte B. sein vermeintliches Recht auf Entschädigung (ich, damals auf Forschungsreisen im Ausland, erfuhr dies erst später); in Verzweiflung, völlig existenzlos, stürzte der Arme sich in die Elbe: am 24. April 1889 ist seine Leiche auf dem Kirchhof zu Boitzenburg in aller Stille bestattet.

Ein guter, biederer, treuer Mensch, der wol ein besseres Loos verdient hätte, ging mit ihm unter. Starres Rechtsbewußtsein und kindliche Vertrauensseligkeit brachten ihn mehr als einmal in Conflicte. Nur Wenigen erschloß B. sein ganzes Herz, sie haben ihn aufrichtig und tief betrauert. Als trefflicher Sittenschilderer und talentvoller Schriftsteller, genau bekannt mit Eigenart und Sprache des niedersächsischen Volkes, wird B. von der Nachwelt gewiß noch gewürdigt werden. Ich stiftete ihm ein Denkmal, betitelt: „Heinrich Burmester, ein plattdeutscher Schriftsteller. In memoriam", geschmückt mit Bildniß und Facsimile, bereichert durch eine Nachlaßskizze: „Bismarck un de Lauenborger Buern", S. 137—170 meines Werkes: „Was ich am Wege fand. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben". Leipzig 1902.

Karl Theodor Gaedertz.

Burnitz: Karl Peter B., Landschaftsmaler, geboren in Frankfurt a. M. am 14. Januar 1824, † ebenda am 18. August 1886. Als Maler zählt B. mit Recht zu den interessantesten Vertretern der neueren specifisch frankfurtischen Kunst und er bildet in ihr insofern einen besonders eigenartigen Typus, als er, soweit er nicht Autodidact war, nicht sowol der ursprünglich von Düsseldorf beeinflußten künstlerischen Tradition des Ortes, als vielmehr der französischen Coloristenschule — gleich seinen Landsleuten Victor Müller und Schreyer — seine Ausbildung verdankt. Von Haus aus für die Juristenlaufbahn bestimmt, die in dem Verfassungsleben der ehemaligen freien Stadt Frankfurt die gewisseste Aussicht auf künftigen Genuß von Amt und Würden zu eröffnen schien, bezog er 1844 die Universität, widmete sich in Berlin, Göttingen und Heidelberg dem Studium der Rechte, promovirte 1847 in Heidelberg und ließ sich 1849 in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. Jedoch brachten ihn eine Reise, die er 1848 durch Italien bis nach Sicilien ausführte, und eine zweite, 1850 nach Algier und Spanien unternommene Fahrt auf andere Gedanken. Den Entschluß, die juristische Praxis gegen die Künstlerlaufbahn zu vertauschen, ließ der Rath befreundeter Künstler in ihm zur Reife gelangen; insbesondere trug dazu der ihm schon von Frankfurt her bekannte Landschaftsmaler Fritz Bamberger bei, mit dem er in Madrid aufs neue zusammentraf. Er wählte, um sich für den neuen Beruf auszubilden, Paris zu seinem Aufenthaltsorte und dort fand er, wiederum durch Vermittlung von befreundeter Seite, Eingang in dem Kreise der Maler von Barbizon, deren Schüler er wurde und in deren Gemeinschaft er von 1850 an zehn Jahre lang in Paris und Umgebung gearbeitet hat. Im J. 1855 stellte er in Paris sein erstes Bild aus, das Anerkennung fand; weitere Erfolge bildeten der Ankauf eines seiner Bilder durch den Kaiser und

die Verleihung der goldenen Medaille an B. auf der Münchener internationalen Ausstellung.

Nach Frankfurt zurückgekehrt schloß sich B. der in der Nähe angesiedelten, sogenannten Cronberger Malercolonie an, ohne jedoch ganz in dieser und der ihr eigenen Richtung aufzugehen. Vielmehr behauptete er sich auch später unter den veränderten Existenzbedingungen in seiner, durch Daubigny's und, mehr noch durch Corot's Vorbild bedingten Eigenart, die ihn, so wie sie einmal in ihm sich befestigt hatte, auch in der Farben- und Formenwelt der heimathlichen Landschaft brauchbare Anregungen finden ließ. Die zarte, grau getönte Stimmung seiner Bilder, die er gerne in gedämpfter Beleuchtung erscheinen ließ, zog ihm daheim von solchen, denen diese Art noch fremd war, wol vereinzelte ironische Nachreden zu, feinere Kenner aber wurden auch hier mit der Zeit der hohen malerischen Qualitäten seiner Arbeitsweise inne. Vieles, wol das meiste von seinen Schöpfungen befindet sich in Frankfurter Privatbesitz; von öffentlichen Sammlungen hat die Hamburger Kunsthalle zwei seiner Bilder (von 1855 und 56) und das Städel'sche Institut zwei Landschaften, eine Waldpartie an der Nidda (1865) und eine Ansicht des Schlosses Cronberg im Taunus aufzuweisen. Neben seinen in Oel und in Aquarell ausgeführten Bildern werden auch seine gezeichneten, meist in zwei Kreiden ausgeführten Naturstudien in hohem Maße geschätzt; die Ufer des Mains und der Regnitz, die Kastanienwälder des Taunus und die Frankfurter nächste Umgebung, so u. a. die durch Goethe's Besuche bekannte Gerbermühle, hat er sich mit besonderer Vorliebe für solche Studien ausersehen.

Persönl. Mittheilungen von der Wittwe des Künstlers, Frau A. Burnitz in Frankfurt a. M. — Autobiographische Notizen von Burnitz selbst im Allgemeinen Künstler-Lexikon, 2. Aufl., bearbeitet von A. Seubert, Bd. I, Frankfurt a. M. 1882. — Frankfurter Reform 1864, Nr. 104, S. 411. (Bericht von F. Rittweger.) — W. Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler. Frankfurt a. M. 1878, S. 286 ff. — Weitere Mittheilungen von F. Rittweger in Frankf. Hausbl., N. F., 2. Thl., Nr. 6, S. 47 f. (1882). — H. Weizsäcker, Frankfurter Kunst, i. d. Zeitschr. Pan, III. Jahrg. 1897, 4. Heft, S. 242 f. H. Weizsäcker.

Burnitz: Rudolf Heinrich B., Architekt, geboren am 18. Februar 1827 zu Frankfurt a. M. Sein Vater (geboren am 6. December 1788 zu Ludwigsburg, † am 28 Januar 1849 zu Frankfurt a. M.), fürstlich hohenzollern-sigmaringscher Titulatur-Baurath, ein Schüler Weinbrenner's in Karlsruhe, hatte sich durch Reisen nach Italien mit den classischen Werken vertraut gemacht und war in Frankfurt mit Erfolg als Privatarchitekt thätig, außerdem leitete er als geschickter Darsteller eine eigene Bauschule. So konnte es nicht ausbleiben, daß der junge B., welcher die Musterschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte und schon frühzeitig ein Verständniß für Baukunst und großes Talent zum Zeichnen zeigte, im Elternhause in seiner Ausbildung auf das glücklichste geleitet wurde. Unterricht in den allgemeinen Wissenschaften erhielt er durch bewährte Privatlehrer, den ersten Fachunterricht im Bureau seines Vaters.

Nach dem Tode des letzteren ging B. nach Berlin und trat als Privatschüler in das Atelier Stüler's ein, wo er den Entwurf zu einem Theater bearbeitete; zugleich besuchte er die Bauakademie, die Akademie der bildenden Künste und hörte an der Universität die Vorträge des Geschichtsforschers Raumer. Vielfache baukünstlerische Anregung bot ihm auch der Aufenthalt im Knoblauch'schen Hause, wo er Wohnung genommen hatte. Veranlaßt durch das damalige unruhige politische Leben in Berlin und durch das Darnieder-

liegen der Bauthätigkeit, wodurch es B. nicht gelang, eine ausreichende praktische Beschäftigung zu finden, siedelte er im J. 1851 nach Karlsruhe über. Hier wurde er von Hübsch beim Wiederaufbau des 1847 abgebrannten Stadttheaters als Volontär beschäftigt, ebenso am Wiederherstellungsbaue des Domes zu Speyer. Nach dreijähriger Thätigkeit, während welcher er auch mehrere Entwürfe im Atelier von Hübsch angefertigt hatte, darunter einen solchen für das Städel'sche Kunst-Institut zu Frankfurt a. M., folgte eine längere Studienreise nach Italien zum Besuche der wichtigsten Städte des Landes. In Rom, wo ihm durch Cornelius rege Förderung zu Theil wurde, verweilte er zehn Monate. Mit einem reichen Schatze von Skizzen und Studien kehrte er 1855 nach Frankfurt zurück, um sich daselbst dauernd niederzulassen.

Hier wurde ihm mit dem Umbaue des Schauspielhauses (31. Juli bis 15. November 1855) sofort von städtischer Seite eine ehrenvolle Aufgabe gestellt, die er zur größten Zufriedenheit löste. Sein Verdienst war es auch, daß zur decorativen Ausstattung des Inneren bewährte einheimische Künstler, wie Steinle, v. d. Launitz und v. Nordheim herangezogen wurden. Ebenfalls in städtischem Auftrage übernahm B. im J. 1858 die Neubauten an dem damals geschaffenen Durchbruche von der Zeil nach der Liebfrauenstraße. Es galt, zwei unschöne Brandmauerfluchten, an welchen sich auf beiden Seiten ein schmaler Streifen städtischen Eigenthums hinzog, durch Bauten von geringer Tiefe, welche Läden enthalten sollten, zu verdecken. Hier wirkte B. für die Entwicklung der neuen Baukunst Frankfurts bahnbrechend, indem er, statt der seit dem Anfange des Jahrhunderts üblichen Stuckfaçade, eine massive Ausführung in rothem Mainsandstein wählte. Der Bau erhielt wegen dieser Neuerung und wegen seiner etwas schweren formalen Durchbildung im Volksmunde den Beinamen „Malakoff"; in reicher italienischer Hochrenaissance, mit Eckthürmchen, Giebeln und Erkern, in kräftig bewegten Umrissen bezeugt das Ganze eine originelle Erfindungsgabe und bietet einen ungemein monumentalen Anblick trotz der verhältnißmäßig geringen Abmessungen. In Gemeinschaft mit Stadtbaumeister Henrich führte er 1858 die Wiederherstellung der spätgothischen Weißfrauenkirche aus, ferner den Neubau der Petersschule in gothischen Formen. Aus der Concurrenz, welche die Saalbau-Actiengesellschaft im J. 1861 zur Errichtung eines großen Concertsaales auf dem Gelände des ehemaligen Junghofes ausgeschrieben hatte, ging B. siegreich hervor. Schon 1840 hatte sein Vater zur Errichtung eines solchen Saales Vorschläge gemacht. B. gelang es in meisterhafter Weise, den Saal in das schwierige, schiefwinklig spitz zulaufende Terrain einzupassen, und bei sehr knappen Geldmitteln außen wie innen durch maßvolle Anwendung der italienischen Frührenaissance und vortreffliche Einzelheiten eine durchaus vornehme Erscheinung zu erzielen. In der neuangelegten Junghofstraße errichtete er gleichzeitig im Anschlusse an den Saalbau für die polytechnische Gesellschaft das Schulgebäude der höheren Gewerbeschule, ein dreigeschossiger massiver Bau mit großem Mittelportale in Anlehnung an Florentiner Vorbilder, ferner auf derselben Seite der Straße das Gebäude des Kunstvereins, zweigeschossig mit Attika und durchlaufenden jonischen Pilastern in Palladianischer Auffassung. Außerdem sind aus derselben Zeit noch zu nennen die Hochbauten der Frankfurter Gasgesellschaft, 1861—1862; die Armenklinik in der Meisengasse, 1862—1864, und das Geschäftshaus de Neufville auf dem Kleinen Hirschgraben mit massiver Renaissancefaçade aus rothem und weißem Sandstein, 1863—1864. Nach Plänen des 1865 verstorbenen, verdienstvollen Architekten Oscar Pichler leitete B. 1871—1875 den Bau des Bürgerhospitals. Für den Baron M. C. von

Rothschild entstand das Oekonomiegut Louisenhof bei Bornheim in kräftigen und charakteristischen Formen.

Eine besondere Thätigkeit entfaltete B. auf dem Gebiete des Wohnhausbaues. Hier gelangte sein feiner Sinn für schöne phantasievolle Raumgestaltung und für maßvolle Decoration, sowie seine gründliche Beherrschung der italienischen Renaissance zu bester Geltung. Vortreffliche Leistungen dieser Art bietet er in der Villa Grunelius, Untermainquai 18, und in der Villa Metzler am Schaumainquai 61, beide in grünem Sandsteine mit gediegenster Ausstattung des Inneren, ferner in dem Hause Metzler, Kaiserstraße 26, und im Geschäftshause Besthorn, Kaiserstraße 6. Von Bauten außerhalb Frankfurts sei hier die schloßähnliche Villa Reiß in Cronberg erwähnt.

Im Jahre 1870 erhielt B. von der städtischen Verwaltung unter allen Frankfurter Architekten die alleinige Einladung, sich an dem Wettbewerbe zum Neubaue eines Opernhauses zu betheiligen. Diese besondere Ehrung hatte ihren Grund in seinen Verdiensten beim Umbaue des alten Schauspielhauses und den dadurch und schon früher gesammelten Erfahrungen auf dem Gebiete des Theaterbaues. B. mußte zwar gegen Lucae aus Berlin unterliegen, jedoch wurde sein Project damals allseitig lobend erwähnt. Das Hauptwerk seines Lebens ist der gemeinschaftlich mit Professor Oskar Sommer geplante und ebenso ausgeführte Bau der Neuen Börse, 1874—1879. Unter 39 Bewerbern war den beiden Meistern, welche die gleiche glühende Begeisterung für den Stil Palladio's verband, im Februar 1873 der erste Preis zugefallen. Der gewaltige 32 m hohe Börsensaal ist im Aeußeren durch ein mächtiges achteckiges Kuppeldach zum Ausdruck gebracht. Die Façade, mit einer offenen, edlen toskanischen Säulenhalle im Untergeschosse, mit einem reichen Schmucke an plastischen Bildwerken, findet einen wirkungsvollen Abschluß in den Pavillons der einstöckigen Flügelbauten.

B. bekleidete 1868—1872 das Amt eines Stadtrathes. Als solcher wirkte er günstig auf die Alignementverhältnisse der Stadt ein. Für alle Bestrebungen, welche sein Fach betrafen, hatte er stets ein reges Interesse. Die Gründung des Frankfurter Architekten- und Ingenieur-Vereins, dessen Vorsitzender er mehrere Jahre hindurch war, ist hauptsächlich seinen Bemühungen zu verdanken. Durch seinen fröhlichen Humor und schlagfertigen Witz war er hier wie im Künstlervereine ein unentbehrlicher Gesellschafter, und durch sein decoratives Talent trug er zur Verherrlichung von mancher Festlichkeit bei. Letzteres hatte er schon als junger Anfänger im J. 1859 bei Gelegenheit der Schillerfeier, wo er am Roßmarkte einen prächtigen Triumphbogen schuf, gezeigt.

Auf der Höhe seines Schaffens wurde der rastlos Thätige von einem inneren Leiden befallen. Eine zur Erholung 1879 unternommene Reise nach Italien mit längerem Aufenthalte in Venedig brachte nur vorübergehende Besserung. Zurückgekehrt, faßte B. trotzdem den Entschluß sich an der Concurrenz für den Frankfurter Hauptbahnhof zu betheiligen; jedoch die Kräfte verließen ihn. Nach schwerem Krankenlager verschied er am 13. November 1880. Seine sterbliche Hülle wurde am 17. November auf dem Frankfurter Friedhofe unter einer zahlreichen Betheiligung von Vereinen und Leidtragenden beigesetzt.

Deutsche Bauzeitung, XIV. Jhrg., Nr. 96, 27. Nov. 1880, S. 515. — Frankfurt a. M. und seine Bauten, herausgeg. vom Architekten- und Ingenieur-Verein, Frankfurt a. M. 1886, Seitenangaben im Register. — Wilhelm Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler, Frank-

furt a. M. 1878, S. 286 u. f., m. Porträt. — Robert Schrotzenberger, Frankofurtensia, Frankfurt a. M. 1884, S. 3[illegible]. — Müller u. Singer, Allg. Künstler-Lexikon, 3. Aufl., Frankfurt a. M. 1895, I. Bd., S. 203.

Julius Hülsen.

Bursian: Konrad B., Philolog und Alterthumsforscher. Er wurde geboren am 14. November 1830 in Mutzschen bei Leipzig, wo sein Vater ein Rittergut in Pacht hatte. Der Vater, der selbst immer vom Streben nach weitergehender Bildung erfüllt war, ließ den einzigen Sohn vom Pastor unterrichten und siedelte 1843, da seine Vermögensumstände es ihm erlaubten, nach Leipzig über, wo B. in der Tertia der Thomasschule Aufnahme fand. Hier machte er bei leichter Auffassung unter des gründlichen Stallbaum Rectorat so rasche Fortschritte, daß er Michaelis 1847, kaum 17 Jahre alt, die Universität beziehen konnte. Der Vater war schon früher gestorben; auch die Mutter starb 1851; diesem traurigen Umstande verdankte B. die frühe Gewöhnung an Selbständigkeit und Sicherheit seiner Entschließungen, die einen Grundzug seines Charakters bildete. Das Studium der Philologie hatte er zeitig und fast instinctiv erwählt. Den Meister des Faches Gottfried Hermann konnte er noch ein Jahr lang hören, ohne ihm jedoch näher zu treten; nach dessen Tode wurden Moriz Haupt und Otto Jahn seine vornehmsten Lehrer, denen er auch persönlich nahe treten durfte (er war Jahre lang Haupt's Famulus) und bis an ihr Ende eng verbunden geblieben ist. Daß der treue Schüler in den Jahren des Sturmes und Dranges (1848—49) auch dieser Männer Gesinnungsgenosse in der Betrachtung der vaterländischen Verhältnisse wurde und an der Verkennung und Verurtheilung ihrer Bestrebungen mit innerstem Herzen Antheil nahm, lag in der Lebhaftigkeit seines Gefühls und in der Unmittelbarkeit seines ganzen Wesens. Uebrigens konnte man, als B. später sich an der Universität Leipzig als Docent habilitiren wollte, inbetreff seiner Führung aus den Acten nur hervorholen, daß er zu jener Zeit eine Studentenversammlung berufen und eine Beifallsadresse an die 21 renitenten Professoren beantragt hatte — ein Anstand, den er jedoch durch persönliche Vorstellung bei dem Minister hinwegräumte. Nach 4jährigem Studium in Leipzig und halbjährigem in Berlin (Winter 1851/52), wo er hauptsächlich Boeckh zu hören sich aufhielt, und nach erfolgter Doctorpromotion in Leipzig begab er sich auf eine größere Reise, um Handschriften zu vergleichen und Kunststudien zu treiben, daneben um die Welt zu sehen; wozu ihn günstige Vermögensverhältnisse, bei genauer Haushaltführung, befähigten. Er besuchte vom Sommer 1852 ab zunächst Belgien, dann Paris und Montpellier, im Frühjahr 1853 Italien und im Hochsommer durchzog er Sicilien, von wo er im October 1853 nach Athen hinüberfuhr. Griechenland war sein Hauptziel; mehrfache Bekanntschaften mit studirenden Griechen hatten ihm den Anstoß zu dem Entschlusse gegeben, den classischen Boden selbst aufzusuchen. Ohne besondere Verabredung hatte der Verfasser dieser Zeilen, der mit B. schon als Student bekannt geworden war, denselben Plan verfolgt, und beide trafen zusammen bei einem gemeinsamen griechischen Freunde, Georgios Papasliotis (geboren im Dorfe Papasli bei Magnesia am Sipylos), der eben in Athen Gymnasiallehrer geworden war; seine alte Mutter führte nun ihm und den beiden Deutschen anderthalb Jahr lang den gemeinsam und echt griechisch eingerichteten Haushalt, wozu noch ein 12jähriger Bruder, der bis vor kurzem die Gänse in Kleinasien gehütet hatte, und eine zur Bedienung angenommene 14jährige Magd von der Insel Andros zu rechnen waren. Hierdurch, ebenso auch durch den ungezwungenen Verkehr mit Neuhellenen aller Stände, wurden nun die beiden Germanen rasch in die Sitte des Landes eingebürgert und

mit dem schon früher studirten Idiom so vertraut, daß sie, ungerechnet kleinere Ausflüge, im folgenden Frühjahre ohne weitere Begleitung eine größere Reise durch die Hauptorte des Peloponnes und einen Theil Nordgriechenlands unternehmen konnten, bei welcher es nicht an ergötzlichen Abenteuern fehlte. Pausanias. Leake und Curtius wurden als Reisebegleiter gewissenhaft ausgenutzt; daneben fühlten wir uns aber auch im Stande, wenigstens die Wein- und Speisekarte von Morea aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Im Sommer 1854 machte B. epigraphische Studien auf der Akropolis und grub mit Rangabé (damals noch Professor der Archäologie) den Heratempel bei Argos aus, bei welcher Gelegenheit er sich ein Wechselfieber zuzog, das ihn erst Jahr und Tag nachher in Deutschland wieder verließ. Der folgende Winter brachte neben der Aufregung über den Krimkrieg noch die Cholera nach Athen; im Frühjahr 1855 aber durchzog B. die Insel Euboia und darauf mit dem deutschen Bildhauer Siegel, der längst ganz Grieche geworden war, die wenig bekannte Maina mit ihrer eigenthümlichen Bevölkerung bis zum Vorgebirge Tainaron. Dann aber übernahm er die Begleitung eines jungen Griechen aus angesehener Familie, der sich in Deutschland weiterbilden sollte; er sah sein Leipzig wieder, und die Tochter seines Oheims, eines Landpastors, fesselte ihn mit zarten Banden, so daß er kurz entschlossen sich in Leipzig an der Universität als Privatdocent niederließ. Als Habilitationsschrift publicirte er „Quaestionum Euboicarum capita selecta“ (1856), denen er später in den Berichten der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften: „Mittheilungen zur Topographie von Boiotien und Euboia“ (1859) und „Archäologisch-epigraphische Nachlese aus Griechenland“ (1860) anschloß. In Gerhard's Denkmälern und Forschungen (1855) schrieb er einen Aufsatz über die dryopische Bauweise in Euboia, und in den Abhandlungen der Münchener Akademie über das Vorgebirge Tainaron — lauter wissenschaftliche Ergebnisse der Reise, denen später andere in Zeitschriften folgten. Eine kritische Ausgabe der Schrift des Julius Firmicus Maternus de errore profanarum religionum erschien 1856 und eine grundlegende Recension der Declamationen des Rhetors Annaeus Seneca 1857 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. Die Arbeit war Fr. Haase und Otto Jahn gewidmet, die ihn durch Rath und Ueberlassung von Handschriften unterstützt hatten. Neben dieser wissenschaftlichen Leistung begann nun B. als Docent eine Wirksamkeit, zu der ihn seine Lebhaftigkeit und körperliche Rüstigkeit ganz besonders befähigten; war er doch von Haus aus eine lehrhafte Natur, und das Dociren sein Lebenselement. Ohne gerade durch äußere Verhältnisse darauf hingewiesen zu sein, ertheilte er schon als Student Unterricht, besonders an junge Griechen, die sich der Philologie widmeten. Auch während des Aufenthalts in Athen unterrichtete er zeitweilig junge Leute im Deutschen und Lateinischen. In Leipzig übernahm er als unbesoldeter und bald verheiratheter Privatdocent an dem Hauschild'schen sogen. „Modernen Gesammtgymnasium“ das Griechische in den obersten Classen mit wöchentlich mehr als zwölf Stunden, daneben Culturgeschichte in einem Töchterinstitut, und las wiederum mit jungen Griechen lateinische Dichter. In seinen Universitätsvorlesungen war der Vortrag äußerst lebhaft, in den Anfangsjahren oft überhastend und durch anakoluthische Redeweise zuweilen formlos, aber durch die Frische und Ursprünglichkeit höchst anregend; die Sicherheit und Präcision seiner Ausdrucksweise nahm rasch zu und zeugte, wie auch sonst immer, von der ihm eigenen klaren und festen Anschauung und Auffassung der Gegenstände. Er sprach eine ganze Stunde hindurch fließendes und gewähltes Latein mit Leichtigkeit, wie der Schreiber dieses aus einer in Zürich 1869 gehörten Vorlesung über Catull bezeugen kann. Schon nach zwei Jahren wurde er zum

außerordentlichen Professor ernannt, auch zum Mitgliede der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Und vorher schon hatten den Privatdocenten seine Mitbürger zum Stadtverordneten erwählt, ein ehrendes Zeugniß für seine nicht einseitig fachgelehrte Bildung. Dennoch nahm er zu Ostern 1861 eine außerordentliche besoldete Professur in Tübingen an. Hier, wie überall, fand er sich bald in Wesen und Sitte des Ortes, paßte seine Vorlesungen den veränderten Verhältnissen an und gewann durch heiteren Freimuth Alle außer dem Minister, der ihm die Zugehörigkeit zu dem damals in Württemberg verpönten National-Verein übel nahm. Da er hiernach auf Beförderung nicht rechnen konnte, so siedelte er Ostern 1864 gern nach Zürich als Ordinarius über, wo er ebenfalls bald so heimisch wurde, daß seine Abberufung nach Jena zum Herbst 1869 lebhaftes Bedauern erregte. Aber auch der freie ungezwungene Ton von Jena war seinem Empfinden sehr sympathisch, da er wissenschaftliche Arbeit und heiteren Lebensgenuß in glücklicher Harmonie zu vereinigen verstand. Und nicht minder durften beide contrahirende Theile befriedigt sein, als er zu Ostern 1874 dem an ihn ergangenen Rufe nach München Folge leistete. Denn weit entfernt von diplomatischer Schlauheit, gewann B. vielmehr durch unbefangene Heiterkeit und offene Hingebung die Herzen seiner Umgebung; er war nie Streber; er ließ gern alle Anderen neben sich gelten. Und so fand er sich auch in München bald völlig zu Hause und wurde von den Einheimischen in seiner Eigenart geschätzt.

Der häufige Ortswechsel, der übrigens jedes Mal in den äußeren Verhältnissen begründet war und ihm zuletzt eine ausgedehntere Wirksamkeit an einer der besuchtesten Universitäten gewährte, brachte ganz natürlich eine nach Lage der Umstände gerichtete Abwechslung in den Kreis seiner Vorträge, die sich allmählich so ziemlich über alle Zweige der Alterthumswissenschaft ausdehnten: Litteraturgeschichte und Mythologie der Griechen, dazu alte Geographie, Epigraphik, Geschichte der Philologie und bis zu seiner Berufung nach München auch Kunstgeschichte nebst dem ganzen Felde der Archäologie wurden dabei bevorzugt. Von Schriftstellern erklärte er mit Vorliebe die griechischen Tragiker, Aristophanes, Demosthenes, Theokrit, unter den Lateinern Lucrez, Juvenal und die Elegiker. In den philologischen Seminarien stellte er zeitweise stilistische Uebungen an und ging bei Prüfung der Specialstudien seiner Zuhörer auf die gewählten Themata stets mit ungeheucheltem Interesse ein. Freilich, eine Schule im engeren Sinne des Wortes hat er nicht herangezogen; er hat nicht wie andere große Philologen, Dutzende seiner Zuhörer auf die besonderen von ihm betretenen Pfade gewiesen und so an seine Spuren zu fesseln gesucht; seine Absicht war eher, die Jünger auf die Höhepunkte des classischen Alterthums zu führen, ihnen von dort aus einen Ueberblick über das reiche Gebiet zu erschließen und Begeisterung anzufachen, übrigens aber Jeden nach seiner Eigenart wählen zu lassen. Die so häufige Verkümmerung in der Beschränkung auf mikrologische Studien hielt er mit Recht bei der Mehrzahl künftiger Gymnasiallehrer für eine Gefahr. Und dazu stimmte auch seine eigene geistige Beweglichkeit in der schriftstellerischen Production. Er wählte sich nicht, gleich manchen Anderen, ein Specialfach, dem er sich Jahrzehnte lang ausschließlich hingegeben hätte; er ist nicht Bahnbrecher in einer Einzelforschung geworden; seine Lebhaftigkeit und die Mannichfaltigkeit seiner Interessen ließ es zu dieser bei Andern so fruchtbaren Selbstbeschränkung nicht kommen. Dagegen hat er gezeigt, daß er in vielen Sätteln gerecht war und mit seltener Arbeitskraft, unterstützt von einem starken Gedächtnisse, gewaltige Stoffmassen in kurzer Zeit bewältigte und sie schließlich zu formen im Stande war. Eine Reihe von Jahren hindurch bildete die Geographie Griechenlands,

mit der er sich schon während der Reise trug, den Mittelpunkt seiner Forschung, deren zusammenfassendes Ergebniß er in zwei Bänden (1862 und 1868—1872) niedergelegt hat; ein Werk, das zum mindesten für die größere Hälfte, Nordgriechenland, Hellas und die Inseln, eine grundlegende Bedeutung beanspruchen darf, während bei der Bearbeitung des Peloponnes das vorzügliche Buch von E. Curtius schon vorlag. Gleichzeitig aber schrieb er nebenher einen Abriß der griechischen Kunstgeschichte für die Encyklopädie von Ersch u. Gruber (Sect. I, Bd. 82, Lpz. 1864), einen „Artikel", aber dem Umfange nach ein Buch, das den damaligen Stand der Forschung gewissenhaft wiedergibt. Dazu kamen fortwährend zahlreiche kleinere Abhandlungen aller Art in Universitätsschriften, Zeitschriften und oft an Orten, wo man sie nicht leicht sucht, z. B. über griechische Schauspieler in Raumer's (später Riehl's) Histor. Taschenbuche, V. Folge, Bd. 5. An der neuen Auflage des ersten Bandes von Pauly's Realencyklopädie betheiligte er sich mit vielen topographischen Artikeln, namentlich einem über Athen. Das Einzelne aufzuzählen ist hier nicht der Ort; doch sei erwähnt die Herausgabe einer Tragödie „Erophile" in vulgärgriechischem Dialekte, die Untersuchung der Ruinen des alten Aventicum im Schweizerjura; die Abhandlung über den Rhetor Menandros. Zu alledem kommt endlich seine ständige Mitarbeit an Zarncke's Literarischem Centralblatt, wofür er von 1856 an fast 30 Jahre lang mehrere Tausende von Beurtheilungen geliefert hat, hauptsächlich im Fache der Archäologie. Auch dies Geschäft trieb er mit Ernst und Fleiß, wie die Fachgenossen wissen.

Aber auch damit war es noch nicht genug für den unermüdlichen Arbeiter, der mit eigener umfassender Uebersicht über die meisten Theile seiner Wissenschaft eine ausgebreitete Bekanntschaft unter den Berufsgenossen verband und mit anspruchsloser Hingabe seiner Person den Ueberblick über das Ganze zu vermitteln und zu erleichtern bestrebt war. In Jena ergriff er den kühnen Plan zu der Herausgabe der „Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft", jenes kritisch referirenden Sammelwerkes, von welchem bis zu seinem Tode in zehn Jahrgängen fast 33 Bände erschienen. Neben der eigentlichen Redaction und der Leitung von mehreren Dutzend Mitarbeitern mit allen zeitraubenden Kleinigkeiten lieferte er selbst darin die Berichte über griechische Geographie und über Geschichte der Philologie. Gemeinschaftlich mit K. Halm übernahm er auch die Abfassung der Lebensläufe vieler Philologen für die „Allgemeine Deutsche Biographie". Und letztere Arbeiten galten hinwiederum als Vorstudien für die von ihm schon vor seiner Uebersiedlung nach München übernommene Aufgabe in der Reihe der von König Max II. angeregten und unterstützten Darstellungen der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Die „Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland bis auf unsere Tage" bildete während eines Decenniums den Mittelpunkt seiner mit innigster Liebe gehegten Studien und Forschungen; aber leider! sollte der schönen Frucht nicht die nöthige Zeit verbleiben, um völlig auszureifen. Im Frühjahr 1882 wurde ein schon längere Zeit heimlich schleichendes Leiden (Darmkrebs) ärztlich festgestellt, und bald war auch dem Betroffenen kein Geheimniß mehr, daß seine irdischen Tage gezählt seien. Der so rüstige Körper des lebensfreudigen Mannes mußte zwar langsam aber sicher dem tückischen Wurme erliegen. Seine Freunde konnten nur noch mit innerster Wehmuth sehen, wie er allmählich dahinsiechte, wie er im folgenden Winter noch in rührender Pflichterfüllung täglich sich zum Hörsaale schleppte und den übrigen Tag, soweit die schwindenden Körperkräfte und die quälenden Schmerzen es gestatten wollten, in gewohnter Arbeitsamkeit hinbrachte, während er aller Geselligkeit zu entsagen gezwungen war. Ablenkende Trostreden

wies er mit der Andeutung der ἀνάγκη von sich; er ging gefaßt dem Schicksal entgegen. Zwar schien im beginnenden Frühjahr 1883 der durch den Einfluß der milden südtiroler Luft in Bozen eingetretene Stillstand des Uebels seine Hoffnung neu zu beleben; mit der Sonnenwende jedoch, als er wieder diesseits der Berge war (in Tölz), schwand er sichtlich dahin, bis er Mitte September nach München zurückgebracht, allmählich in Bewußtlosigkeit fiel und sein festgebauter Körper im 53. Lebensjahre, am 21. September 1883 erlag.

Auf dem Todtenbette hat er in den letzten Wochen noch die letzten Druckbogen der „Geschichte der Philologie" eigenhändig revidirt; das Werk erschien gleich darauf im Verlage von R. Oldenbourg in zwei starken Bänden. Wer die angeführten Umstände betrachtet, wird es nicht wunderbar finden, daß eine gewisse Ueberhastung und Ungleichmäßigkeit, ja auch Stilmängel sich darin fühlbar machen; aber dem gewaltigen Fleiße wird Niemand seine Anerkennung versagen, und die meist kurze und energische Charakteristik ist mit sicherem Blick für das Wesentliche ausgestattet und fordert selten den Widerspruch heraus.

B. war schon 1872 zum auswärtigen Mitgliede der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt worden; mit Antritt seines Lehramtes wurde er ordentliches Mitglied. Er war auch schon lange Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, sowie mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften. In seinen letzten Lebenstagen erfreute ihn die Wahl zum Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft. — Wer aber B. nur aus seinen Schriften gekannt hat, möchte glauben, daß der ganze Mann im Büchergelehrten aufging; alle Näherstehenden wissen jedoch, daß er sich keineswegs von seinem Fache absorbiren ließ, sondern stets ein gutes Theil Zeit und Kraft für andere menschliche Interessen zu erübrigen verstand. Ich lasse die innige Anhänglichkeit, die zärtliche Sorge für die Seinen (er besaß von seiner Frau einen Sohn und eine Tochter) und die tägliche Erquickung, die er in seinem Familienglück empfand, hier unberührt und gedenke nur des regen und ausgebreiteten freundschaftlichen Verkehrs, den zu pflegen ihm überall, wohin er kam, Lebensbedürfniß war. Er war eine durchaus sociale Natur; so hoch er auch seine Wissenschaft schätzte, so sehr er lernend und forschend in ihr lebte, war er doch kein „Stockphilologe", der sich mit Nachtarbeit abplagte. Und wie ihm in der Wissenschaft der Aufbau des Ganzen mehr am Herzen lag, als die kritische Zersetzung und Bemängelung des Einzelnen, so verhielt er sich auch in der Gesellschaft und im Freundeskreise nicht als ein kritisch beobachtendes Element, sondern warm und thätig theilnehmend, fördernd und auf alle guten Interessen willig eingehend. Im Vollgefühle leiblicher und geistiger Gesundheit war er dem Frohsinn und allem erlaubten Lebensgenuß zugethan; Nichts lag ihm ferner als krankhafte Sentimentalität. Daß er den bildenden und zeichnenden Künsten aller Zeiten und namentlich auch der Gegenwart hohes Interesse zuwandte, bedarf nicht erst der Versicherung; aber auch das feinere Verständniß für Musik fehlte ihm nicht und in seinem häuslichen Kreise fand die edle Kunst tägliche Pflege. Uebrigens gehörte er auch nicht zu den sogenannten „vornehmen" Naturen, die in künstlicher Kühle den Schein höherer Sphären zu wahren wissen; er gab sich Jedem, wie er war, und erwarb Hochachtung durch völlige Offenheit. Ohne durch künstlich aufgespeicherte Witzworte zu glänzen, war er in der Unterhaltung vielseitig und anregend, er liebte auch Karten- und Kegelspiel, letzteres besonders als Mittel kräftiger Leibesbewegung. Nach einem Ortswechsel pflegte er anfänglich wol zu klagen, daß es ihm schwer werde rechten Anschluß zu finden, aber ebenso regelmäßig sah er sich bald von einem Freundeskreise umgeben, an dem er mit treuer

Liebe hing und der ihm später die Trennung ebenso sehr erschwerte, wie er selbst von den Freunden vermißt wurde. Es ist leicht ersichtlich, daß bei seinem so gearteten geselligen Wesen ihm die süddeutsche Lebensweise mehr behagte, als der steifere Ton und die Zurückhaltung mancher norddeutschen Städte; darum kann man auch darin eine Huld des Geschickes sehen, daß er sein Leben in einer Reihe ihm zusagender Orte verbringen durfte, welche von jeher den Ruf der Ungebundenheit und Leichtigkeit des geselligen Verkehrs genießen. Selbst in der Schweiz, wo der deutsche Gelehrte hin und wieder nur als nothwendiges Uebel gilt, sah man B. höchst ungern scheiden und widmete ihm seltene Zeichen der Anerkennung. Am tiefsten jedoch hatte er in München Wurzel gefaßt und nicht bloß, weil er dort die längste Zeit lebte; er gewann auch noch Herzensfreunde außerhalb des Universitätskreises und wuchs fortwährend in allgemeiner Hochachtung. Auch die ungeheuchelte Vaterlandsliebe, die ihn erfüllte, trug nicht wenig dazu bei. Er blieb ganz deutsch in der Schweiz und kehrte froh in die verjüngte Heimath zurück. In den Jahren der Erfüllung jubelte er hell auf, und in München hat er seinen patriotischen Sinn häufig auch in der Bürgerschaft bethätigt, indem er, ohne sich als Politiker von Fach zu geriren, durch schöne, hoch begeisternde Ansprachen in allgemein verständlicher Form, durch eine von jedem Extrem und jeder Doctrin sich fernhaltende reichsfreundliche Gesinnung im schönsten Sinne populär wurde. „Obgleich kein Baier von Geburt, ward er doch zuletzt als ein Münchener Kind geachtet", sagte sein Freund und College Wilh. Christ in der Grabrede vor dem zahlreichen Trauergeleite.

Hauptsächlich nach meinem Nekrolog i. d. Beilage zur (Augsb.) Münch. Allg. Zeitung v. 3. Oct. 1883, Nr. 275. — Vgl. Iwan Müller's Jahresberichte im Biogr. Jahrb. VI, 1883, S. 1—11, v. Rich. Richter (Bursian's Schwager). — Nekrolog von Prantl in Sitz.-Berichte d. Bayer. Akademie 1884, S. 248—255, wo auch die kleineren Schriften aufgezählt sind.

A. Baumeister.

Busch: Wilhelm B. wurde am 5. Januar 1826 in Marburg geboren. Er war der Sohn des Marburger Professors der Chirurgie Heinrich B., dessen Vater und Großvater ebenfalls bedeutende Aerzte waren. Wilhelm B. besuchte und absolvirte das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin und studirte dann ebenfalls in Berlin unter Schlemm, Joh. Müller, Mitscherlich, Romberg, Franke, Schoenlein, Traube, Dieffenbach und Jüngken Medicin. Unter Joh. Müller's besonderem, auch persönlichem Einfluß entstand Busch's erste Arbeit „Ueber die Tomopteris onisciformis und die Mesotrocha sexoculata", ebenso Busch's Inauguraldissertation vom März 1848 „Ueber das Gehirn der Haifische, Rochen und Störe", die von Fachleuten als Dissertation von bleibendem Werth charakterisirt wird. Nachdem er als Lazarethchirurgus an den schleswig-holsteinschen Kämpfen theilgenommen, wurde B. 1849 in Berlin approbirt und machte dann längere Reisen in den verschiedensten Ländern, deren wissenschaftliche Ergebnisse in kleineren Berichten und Arbeiten niedergelegt wurden, wie z. B. auf der mit Joh. Müller unternommenen Triester Reise die Beobachtungen über Anatomie und Entwicklung einiger wirbelloser Seethiere. 1851 wurde B. chirurgischer Assistent v. Langenbeck's und widmete sich von da ab vollständig der Chirurgie, für die er sich 1852 habilitirte. 1853 legte er die Assistentenstelle nieder und ging zur chirurgischen Praxis über. In dieser Zeit veröffentlichte er, nachdem noch mehrere kleinere anatomische Arbeiten vorhergegangen waren, sein erstes chirurgisches Buch: „Chirurgische Beobachtungen in der v. Langenbeck'schen Klinik". 1855 nahm B. einen Ruf als Ordinarius der Chirurgie an Wutzer's Stelle in Bonn an.

Er begann dort unter großen Schwierigkeiten, verstand es aber bald mit seiner Energie und nie ermüdendem Fleiß, das Material und den Besuch der Klinik zu heben. Aus dieser Zeit stammt neben kleineren Arbeiten sein „Lehrbuch der Chirurgie", dessen erster Theil 1857, der zweite 1860 erschien. Zwei weitere erschienen später. Es ist nur in der ersten Auflage erschienen, obgleich es eins der besten und klarsten Lehrbücher der Chirurgie ist. Als B. 1860 die chirurgische Hospitalarztstelle am Bonner Johannishospital übertragen wurde, machte er wegen schlechter Erfahrungen in den alten völlig ungenügenden Räumen der Universitätsklinik dort die Operationen und hielt von da ab auch Klinik in den Räumen des Spitals. 1866 unterbrach er seine klinische Thätigkeit, um seine Erfahrungen den Verwundeten des preußisch-österreichischen Feldzuges zu gute kommen zu lassen. 1870 ging er abermals nach dem Kriegsschauplatze ab und widmete seine Kräfte während sieben anstrengender Monate den Verwundeten der I. Armee. Zurückgekehrt beschäftigten B. neben der Klinik, dem klinischen Unterrichte und der stets wachsenden enormen Privatpraxis hauptsächlich Beobachtungen über die Mechanik der Schußverletzungen, über die Heilbarkeit des Krebses und der massiven Neubildungen überhaupt. In einer Anzahl von kleineren Arbeiten und Vorträgen auf dem Chirurgencongreß und in der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, legte er seine reichen Erfahrungen auf vielen Gebieten der Chirurgie nieder.

Wilhelm B. starb am 24. November 1881 an einem Rückfall einer schon einmal im Frühjahr 1880 aufgetretenen Perityphlitis.

B. verband mit einem ungewöhnlich scharfen Verstand und großer auf seinen anatomischen Kenntnissen fußender Geschicklichkeit als Operateur eine große persönliche Liebenswürdigkeit, besonders seinen Patienten gegenüber. Er war durchaus ein conservativer Chirurg und scheute sich vor jeder unnöthigen Operation. Der Schwerpunkt seiner Bedeutung aber liegt vor allem in seiner Thätigkeit als akademischer Lehrer. Wie Wenige beherrschte er in vollendetster Weise die Kunst zu reden, verstand er sein Auditorium zu fesseln und zu interessiren.

Arbeiten: „Ueber die Tomopteris onisciformis" (J. Müller's Archiv f. Anat. u. Physiol. 1847, S. 180); „Ueber die Mesotrocha sexoculata" (ebd. 1847, S. 187); „Chirurgische Beobachtungen gesammelt in der königl. chir. Universitätsklinik zu Berlin" (1854); „Lehrbuch der Chirurgie" in zwei Bänden, Bd. I 1857, Bd. II, Abth. 1 1860, Abth. 2 1869, Abth. 3 1864 (Berlin); „Ueber die Schußfracturen, welche das Chassepotgewehr bei Schüssen aus großer Nähe hervorbringt" (Arch. f. klin. Chir. Bd. 16, 1874); Fortsetzung d. Mittheil. über Schußversuche (ebd. Bd. 17, 1874); Zweite Fortsetzung d. Mittheil. über Schußversuche (ebd. Bd. 18, 1875).

Nekrolog: Madelung, Archiv f. klin. Chir. 1882, Bd. 27.

Hildebrand.

Buß: Franz Josef Ritter von B., Jurist, geboren am 23. März 1803 zu Zell am Hammersbach (Baden), † zu Freiburg i. B. infolge eines Schlaganfalls am 31. Januar 1878. Er habilitirte sich im J. 1829 als Privatdocent zu Freiburg i. B., verbrachte an der dortigen Universität sein Leben, seit 1833 als außerordentlicher, seit 1836 als ordentlicher Professor, jedoch in den letzten Jahren im Ruhestande; in den sechziger Jahren war er mehrere Jahre in einer Heilanstalt für Geisteskranke untergebracht. Dies erklärt das Unstete, Ungestüme und geradezu Unbegreifliche, das sich in seinem Gebahren bei verschiedenen Anlässen kundgab. In der Jugend radical namentlich nach der kirchlichen Seite trat er zur ultramontanen Partei über und war auf dem badischen Landtage von 1837 und 1846 der maßloseste

Redner für Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche. Als solcher bediente er sich des cynischesten Tones, der burschikosesten Wendungen und Kraftphrasen, hielt jedes Mittel für erlaubt. Das stärkste Beispiel lieferte er am 3. Mai 1846, wie aus der Erzählung Gustav Freytag's (Karl Mathy, Geschichte seines Lebens, Leipzig 1870, S. 232) hervorgeht, die lautet: „Unter allen Ultramontanen war der Abgeordnete Buß, Professor in Freiburg, der Opposition am widerwärtigsten. Mathy kannte ihn von alter Zeit, der Mann hatte sich einst als Radicaler in der Schweiz umhergetrieben, war dann plötzlich zur Pfaffenpartei übergegangen und trug einen fanatischen Eifer zur Schau, an dessen Ehrlichkeit in dem frechen und hohlen Gesellen Niemand glauben wollte. Die Opposition beschloß, ihn zu zerknirschen. Zuerst erstaunte sich Brentano über den Eifer des Abgeordneten, der vor elf Jahren nicht einmal an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt habe. Das erklärte Buß für eine Verleumdung. Darauf las Brentano die Strophe eines schwülstigen Gedichtes von Buß, worin allerdings die Fortdauer nach dem Tode spöttisch abgefertigt wurde. Buß erklärte heftig, das Gedicht sei für einen Arzt bestimmt gewesen und fügte den unparlamentarischen Wunsch hinzu, daß die Spürnase des Vorlesers doch auch nach den ersten Incunabeln des Buß suchen möge . . . Darauf erhob sich dräuend die Gestalt Mathy's und er sprach: ‚Um ihre bessere Gesinnung an den Tag zu legen, erließen im Jahr 1834 eine Anzahl kath. Bürger in Constanz, darunter siebenzigjährige Greise, eine Einladung zu Beiträgen für ein Denkmal der beiden Märtyrer Huß und Hieronymus. In jener Einladung war folgende Stelle zu lesen: Die Frommen des Ketzergerichts haben zwar den Leib dieser Märtyrer zerstört, nicht aber ihren Geist. Die Geschichte nennt Huß und Hieronymus als die ersten Vertheidiger der religiösen Freiheit, als Vorkämpfer der großen kirchlichen Reformation'. — Mathy verlas die Worte aus dem Jahrgang 1843 der Seeblätter. — ‚Meine Herren, diese Worte schrieb kein Protestant, es hat sie ein Katholik, es hat sie — der Abgeordnete Buß geschrieben'. Welcker (einschaltend): ‚Nachdem er schon Professor war'. Allgemeines Erstaunen, Unterbrechung. Buß macht eine verneinende Bewegung. Mathy: ‚Es ist doch richtig? Sie haben diese Worte geschrieben?' Buß: ‚Ich werde dem Abgeordneten Mathy antworten. Es war eine große Versammlung —' Mathy: ‚Sie haben diese Worte geschrieben.' Buß: ‚Nein.' Mathy: ‚Sie haben diese Worte nicht geschrieben?' Buß: ‚Nein.' Mathy: ‚Wohlan denn — hier ist Ihre Handschrift'. Er zieht das Papier, worauf Buß die fraglichen Worte als Zusatz zu dem Entwurf der Constanzer geschrieben, aus der Tasche, hält es dem Abgeordneten Buß entgegen und zeigt es sodann den Mitgliedern, welche sich hervordrängen. Buß: ‚Ich sage dem Abg. Mathy: Ja ich habe es geschrieben.' Präsident Mittermaier wieder strafend: ‚Es geschieht Ihnen Recht, Herr Abg. Buß, Sie haben sich das selbst zuzuschreiben, Sie sind genug gebeten worden, die Begründung der Motion zu unterlassen.'" Ein solcher Held war zu gebrauchen. Ins Frankfurter Parlament wurde er vom münsterländischen Wahlkreise Ahaus-Steinfurt auf geistliche Empfehlung gewählt, wo er in ähnlicher Weise durch Cynismus, Antipreußenthum und Ultramontanismus glänzte und die in seinem Freundeskreise circulirende Aeußerung that: „Ich bleibe in der Paulskirche, um dem letzten Abgeordneten einen Tritt in den — zu geben", welche mir von mehreren Fractionsgenossen desselben mitgetheilt worden ist. Zu Mainz erwählte man ihn im October 1848 zum Präsidenten der Generalversammlung des Pius-vereins. Hier und auf einigen folgenden leistete er viel durch Kraftreden. In den Deutschen Reichstag wurde er 1874 gewählt. Nachdem er einmal gesprochen, leerte sich, wenn er als Redner aufgerufen

wurde, das Haus, auch auf den Bänken des Centrums traten große Lücken ein. Im J. 1859 war er thätig gewesen für die Bildung eines Vereins zur Sorge für die österreichischen gefangenen Soldaten, welche aus Frankreich zurückkehrten. Dafür verlieh ihm der Kaiser von Oesterreich einen Orden und den Ritterstand, der von Baden anerkannt wurde. Schriften, außer selbst gemachten bezw. herausgegebenen Uebersetzungen: „Die Methodologie des Kirchenrechts" u. s. w. (Freib. 1842); „Capistran, Zeitschr. f. die Rechte und Interessen der Katholiken Teutschlands" (Schaffh. 1847, nur 1 Heft); „Urkundliche Geschichte des National- und Territorial-Kirchenthums in der kath. Kirche Teutschlands. Zugleich Corp. jur. eccl. germ." (Schaffh. 1851); „Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck, ihre Satzungen, Geschichte, Aufhebung und Stellung in der Gegenwart" (2 Bde., Mainz 1852, 2. Ausg.); „Die Wiederherstellung des canonischen Rechts in der oberrheinischen Kirchenprovinz. Von einem Staatsmanne a. D." (Stuttg. 1853). Mir sagte er 1854, er habe diese Angabe gemacht, weil er schon zwei Mal verwarnt sei und, falls man seine Autorschaft erfahre, die dritte Warnung und den Amtsverlust befürchten müsse. „Die kirchliche Immunität. Eine positiv-rechtliche Abhandlung von einem badischen Juristen" (Freib. 1853, nach seiner Mittheilung von ihm).

v. Schulte.

Bussion: Arnold B., geboren am 24. Mai 1844 zu Münster, † am 7. Juli 1892 in Graz, Universitätsprofessor und Geschichtsforscher. B. stammte aus einer französischen Familie, die ans rechte Rheinufer herübergewandert und kerndeutsch geworden war. Mit 17 Jahren (1861) verließ er das Gymnasium seiner westfälischen Heimathstadt und bezog die Innsbrucker Universität, wohin ihm die wissenschaftliche Bedeutung und in weiten Kreisen gerühmte akademische Lehrthätigkeit seines älteren Landsmannes und Glaubensgenossen, Julius Ficker, den Weg gewiesen. Bussion's Entschluß, Historiker zu werden, fand an Ficker den besten Förderer. Im Herbste 1863 übersiedelte B. an die Göttinger Hochschule und war durch fünf Semester ein eifriger Jünger von Georg Waitz. Außerdem betrieb er hier nationalökonomische Studien als Hörer Helferich's. Zur Geschichtsforschung gründlich ausgerüstet, 1866 Doctor der Philosophie geworden, begab sich B. nach Berlin, wo er in die von Droysen geleitete „Historische Gesellschaft" eintrat. Für kurze Zeit besuchte B. seine Geburtsstadt, woselbst ihn die Herausgabe seiner ersten Monographie: „Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königthum Alfons X. von Castilien" (München 1866), andrerseits Vorarbeiten für die neue Ausgabe der Böhmer'schen Regesten, — wie sie im Plane Julius Ficker's lag, — beschäftigten. Der Aufenthalt an der Berliner Universität währte bis in den Spätherbst 1867, und bot ihm reichlich Gelegenheit, sich unter Jaffé's Leitung im mittelalterlichen Urkundenwesen ausgiebig zu schulen. Diese vielseitige akademische Ausbildung zum Historiker und die günstige Aufnahme jener Monographie lassen begreiflich erscheinen, daß B. von der Göttinger Commission für die Wedekind'sche Preisstiftung den Auftrag überkam, die Bearbeitung des 5. Buches der Kopp'schen Geschichte des deutschen Reiches bezw. der eidgenössischen Bünde zu liefern und so eine empfindliche Lücke in diesem weitschichtigen Werke auszufüllen. Bei dieser Aufgabe wurde Lütolf sein Arbeitsgenosse.

Der Eintritt des 23jährigen Mannes in die akademische Lehrthätigkeit knüpft sich an das Studienjahr 1867/68 und an die Hauptstadt Tirols, welche B. sechs Jahre vorher zum ersten Male betreten hatte und schon damals liebgewann. An Ficker's Seite wirkte B. sieben Semester hindurch als Privatdocent der allgemeinen Geschichte und las vorwiegend über alte Geschichte.

In diese Zeit (1867—1871) fallen seine Abhandlungen über „Konrad von Neuffen, Pfalzgraf bei Rhein 1156—1195" (Ann. f. Gesch. d. Niederrheins); „Ueber einen Plan an Stelle Wilhelm's von Holland Ottokar von Böhmen zum römischen Könige zu wählen" (Arch. f. österr. Gesch. 1868) und seine Monographie „Die florentinische Geschichte der Malaspini und deren Benutzung durch Dante" (Innsbr. 1869); schließlich die erwähnte Ergänzung des Kopp'schen Werkes als dessen II. Bd., 2. Hälfte f. d. Jahre 1273—1291 (1871). Schon diese Arbeiten lassen erkennen, daß der Schwerpunkt der Forschungen Busson's vorzugsweise der deutschen Reichsgeschichte der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und der Folgezeit zufiel und auch weiterhin zufallen sollte. Am 6. Juli 1871 zum außerordentlichen Professor der allgemeinen Geschichte ernannt, mit der Verpflichtung, jedes zweite Semester neben den historischen Collegien auch geographische zu lesen, fünfviertel Jahre später (11. November 1872) Ordinarius geworden, hatte sich B. in die Innsbrucker Verhältnisse ganz eingelebt. Eine glückliche, mit Kindern gesegnete Ehe mit einer Landsmännin vom Niederrhein, sein collegiales und joviales Wesen als Professor, Studentenfreund und „alter Herr" des Corps Athesia, und Kreuz- und Querfahrten durch Tirol, die seinen angeborenen Natur- und Kunstsinn förderten und ihm als geübtem Kunstsammler so manche werthvolle Erwerbung bescheerten, — all dies hielt der vielseitigen akademischen Lehrthätigkeit Busson's auf dem Katheder und im historischen Seminar, und seiner wissenschaftlichen Publication ein wohlthätiges Gegengewicht. — 1886/1887 bekleidete B. das oberste akademische Ehrenamt, das Rectorat, unter schwierigen Verhältnissen, mit Energie und Geschick. Seine Rectoratsrede behandelte „Lykurgos und die große Rhetra" (gedr. 1887).

Die 20 Jahre seiner Innsbrucker Professur (1871—1891) bilden die Mittagshöhe im Leben und Wirken Busson's, den die Wiener kais. Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden, die Allg. geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz zum Ehrenmitgliede erkor. In diesen zwei Decennien entstanden (1871—1874) die Abhandlungen zur Geschichte Konradin's (4 Abth. in den Forsch. z. deutschen Geschichte); die Monographie „Zur Geschichte des großen Landfriedens deutscher Städte 1254" (Innsbruck 1874), die Abhandlungen im Arch. f. österr. Geschichte: über „die Idee des deutschen Erbreiches und die ersten Habsburger" (1878), den „Krieg von 1278 und die Schlacht bei Dürnkrut" (1880), „Salzburg und Böhmen vor dem Kriege von 1276" (1884), anderseits in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie: „Zur Kritik der steirischen Reimchronik" (3 Abth. 1886—1890) und über „die Sage von Max auf der Martinswand und ihre Entstehung" (1890), desgleichen in den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung: „Polemik mit Generalmajor Köhler in Hinsicht der Schlacht bei Dürnkrut" (1881—82); „Papst Nikolaus' III. Plan einer Theilung des Kaiserreiches" (1887), „Versprechen des Mkgrf. Otto III. von Brandenburg an Ottokar von Böhmen betreffs der römischen Königswahl" (1887); über die Vita Henrici IV. und über „Fulda und die goldene Bulle" (Mitth. 1881—1888). Auch als Numismatiker und Heraldiker machte sich B. um Tirol verdient.

Als B. von der Grazer philosophischen Facultät für das Ordinariat der allgemeinen Geschichte ausersehen wurde, am 31. Juli 1891 seine Ernennung vollzogen sah, 1891/92 seine akademische Lehrthätigkeit begann und an der Neugestaltung des historischen Seminars eifrig mitwirkte, ahnte wol niemand, daß Graz, die neue Stätte seines wissenschaftlichen Lebens und Strebens, kaum ein Jahr lang den gemeinnützigen Lehrer und Forscher beherbergen würde. Busson's Lebhaftigkeit und Humor verdeckten gewissermaßen das Um-

sichgreifen eines tückischen Körperleidens, das ihn im Alter von 48 Jahren dahinraffte. Der kurzen Spanne seines Grazer Wirkens fällt der 4. seiner „Beiträge zur Kritik der steirischen Reimchronik" (Sitzungsber. 1892) zu. B. war eine vielseitig gebildete, harmonische Natur, ein ehrenwerther und liebenswürdiger Lehrer und Mensch und ein Forscher, dem Schärfe des Blickes und Gabe der Gestaltung bescheert blieben.

Rich. von Steell, A. Busson. Ein Nachruf. Salzburg 1893. — Krones in der Festschrift z. Feier der Schlußsteinlegung des neuen Hauptgebäudes der Grazer Universität, 1895. v. Krones.

Anemüller*): Bernhard A., fürstlich schwarzburg-rudolstädtischer Archivrath und Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Rudolstadt, wurde am 26. August 1820 in dem rudolstädtischen Dorfe Heberndorf bei Lehesten auf dem Thüringer Walde geboren. Sein Vater war dort Lehrer und Cantor, ein Mann von großer geistiger Regsamkeit, beständig auf die Ausbreitung seines Wissens bedacht, der in der Weltabgeschiedenheit seines Dorfes sich besonders viel mit Naturwissenschaften abgab und namentlich optische Studien trieb, sogar selbst Linsen schliff und Fernrohre baute. Er vererbte auf den Sohn wol in erster Linie den wissenschaftlichen Sinn und das Streben nach einer möglichst vielseitigen und umfassenden Ausbildung. Nachdem A. mehrere Jahre das Gymnasium zu Rudolstadt besucht hatte, studirte er 1840—43 Theologie und Geschichte zu Jena, wo besonders Karl Hase auf ihn großen Einfluß ausübte. Von 1843—48 war er Hauslehrer in der v. Ketelhodt'schen Familie zu Rudolstadt. 1848 wurde er Erzieher des Prinzen (späteren Fürsten) Georg von Schwarzburg-Rudolstadt, Sohnes des Prinzen Albert. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1856, wo Prinz Georg die Universität bezog. 1857 bis 1868 wirkte er als Professor an dem Gymnasium und der neuerrichteten Realschule zu Rudolstadt. In dieser Zeit beschäftigte er sich sehr viel mit thüringischer und besonders schwarzburgischer Geschichte und trat dem damaligen Archivar Ludwig Friedrich Hesse (s. dessen von A. verfaßte Biographie A. D. B. XII, 304—306) nahe, sodaß, als dieser seines hohen Alters wegen sein Amt niederlegte, A. sein Nachfolger wurde. Als Archivar und Bibliothekar entwickelte er eine sehr ausgedehnte Thätigkeit. Vor allem galt es allerdings, Archiv und Bibliothek, die unter der Leitung des zwar sehr gelehrten, aber äußerst unpraktischen und unordentlichen Hesse stark in Verfall gerathen waren, wieder in Ordnung zu bringen. Dabei kamen umfangreiche Diebstähle ans Licht, welche ein Amanuensis Hesse's, dem dieser zu viel Vertrauen geschenkt, verübt hatte und durch die viele Münzen, Siegel und auch Urkunden verloren gegangen waren: es gelang nur einen Theil noch wiederzuerhalten. Die Actenmassen und Urkunden bildeten wüste Haufen fast ohne jede Ordnung, Repertorien fehlten so gut wie ganz. Ebenso schlimm sah es auf der öffentlichen (Landes-)Bibliothek aus, deren Hauptmasse sich in jenem Saale befand, der zu Schiller's Zeiten (vgl. dessen Briefwechsel mit Lotte) die Ketelhodt'sche Bibliothek enthielt. Hier war der Fußboden mit meterhohen Bücherhaufen bedeckt, oben auf den Repositorien lagen ähnliche Haufen, vielbändige Werke standen an oft zehn bis zwanzig verschiedenen Stellen zerstreut, die Kataloge

*) Zu Bd. XLVI, S. 16.

gaben vielfach gar keine oder falsche Standorte an und tausende von Zetteln mit Büchertiteln fanden sich vor, deren Bestimmung überhaupt räthselhaft war. In dieses Chaos auch nur einige Ordnung zu bringen, erforderte jahrzehntelange entsagungsvolle Arbeit, die bei den viel zu beschränkten Mitteln, die der kleine Staat für beide Institute zur Verfügung stellte, für Anemüller's Ungeduld oft gar zu langsam vorrückte. Doch hatte er die Freude, im Laufe der Jahre im Archiv wie in der Bibliothek wenigstens der Hauptsache nach wieder Ordnung einziehen zu sehen und besonders aus den reichen Schätzen des Archives, für das er sich in erster Linie interessirte, vielen Gelehrten Material für ihre Studien schaffen zu können. Neben dieser Verwaltungsthätigkeit fand er noch Zeit zu zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, die sich fast alle mit der Geschichte seiner engeren Heimath befaßten. Auch der A. D. B. war er von Anfang an ein treuer stets bereiter Mitarbeiter. Die Ordnung der Bibliothek und des handschriftlichen Nachlasses der Fürstin Karoline Luise, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg (1771—1854), die er im Auftrage des Fürsten Georg besorgte, gab die Veranlassung zu einer ausführlichen Biographie der geistvollen Frau. Im J. 1893 trat A., von den Beschwerden des Alters mehr und mehr geschwächt, in den Ruhestand. Er starb am 6. April 1896.

Schriften: „Barthol. Gernhard und der Rudolstädter Wucherstreit im 16. Jahrh., zugleich ein Beitrag z. Geschichte der Gräfin Katharina der Heldenmüthigen" (1861); „Johann Friedrich Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt 1721 bis 1767" (1864); „Der schwarzburgische Hauskrieg" (1864); „Caroline Luise Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt" (1869); „Dramatische Aufführungen in den Schwarzburg-Rudolstädtischen Schulen im 17. und 18. Jahrh." (1882); „Geschichtsbilder aus der Vergangenheit Rudolstadts" (1889); „Ruine Greifenstein. Klosterruine Paulinzelle" (1882), außerdem zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen und 59 Artikel von Abicht bis Wezel für die A. D. B.

Ernst Anemüller.

Auerbach *): Berthold A., Dichter, geboren am 28. Februar 1812 in Nordstetten, † am 8. Februar 1882 in Cannes, begraben nach seiner letztwilligen Anordnung in Nordstetten (15. Februar 1882). — Das neunte Kind der Eheleute Jakob und Edel Auerbacher, verbrachte der Schöpfer der Schwarzwälder Dorfgeschichten die ersten Jahre seines Lebens in Nordstetten, einem seit 1805 neuwürttembergischen, bis dahin vorderösterreichischen Dorf im ehedem reichsritterschaftlichen Kanton Neckar-Schwarzwald. Die tiefhaftenden Eindrücke dieser Kinderzeit, Land und Leute seiner engsten Heimath hat der reife Mann späterhin bewußt in den Mittelpunkt seines Hauptwerkes gerückt, „ohne Scheu ein bestimmtes Dorf, seinen Geburtsort", als Schauplatz seiner ersten folgenreichen Erzählungen „genannt", Nordstetten „gewissermaßen vom ersten bis zum letzten Hause geschildert". Die begabte Mutter hatte als Tochter des jüdischen Wirthes, der Vater als Handelsmann, während der napoleonischen Kriege auch vielfach als Lieferant, unablässigen Verkehr mit der Bauernschaft, und der kleine Moses Baruch Auerbacher hielt gleich gute Kameradschaft mit christlichen und jüdischen Altersgenossen. 1822 wurde in Nordstetten eine jüdische Volksschule gegründet, die A. bis nach erreichtem 13. Lebensjahre besuchte. Die Anfangsgründe des Lateinischen brachte ihm der katholische Pfarrer des Ortes bei. Nach dem Willen der Eltern und durch eigene Neigung zu dem in der Familie des Vaters herkömmlichen Beruf des Rabbiners bestimmt, kommt er 1825 nach Hechingen in die Talmudschule. 1827 setzt er die hebräischen Studien

*) Zu Bd. XLVI, S. 84.

in Karlsruhe fort, bereitet sich aber zugleich im dortigen Lyceum und durch Privatunterricht zum Eintritt in das Stuttgarter Obergymnasium vor. Seine vordem nicht unbemittelten Eltern verarmten mittlerweile. Mühselig schlägt er sich mit Unterrichtgeben, Freitischen und einem kleinen Stipendium durch. Trotz leidlichem Examen nicht gleich in das Stuttgarter Gymnasium aufgenommen, treibt er privatim emsig Latein und Griechisch. Endlich, im December 1830, darf der Achtzehnjährige in die achte Classe eintreten. Gustav Schwab, Pauly, der Philosoph Schmidt, Reinbeck, sind unter seinen Lehrern. Starke Bedenken über seinen Beruf zum jüdischen Seelsorger regen sich. Jahrelang schwankt er zwischen der theologischen, juristischen und philosophischen Facultät, bis er durch einen Machtspruch der Behörden jede Aussicht auf eine Predigerstelle verliert.

1832 hatte er die Landesuniversität Tübingen bezogen. Er hört bei Walz, Mayer, Haug, Herbst und besucht Uhland's Publicum. Seinen besonderen Antheil gewinnt David Strauß mit den Vorträgen über Geschichte der Philosophie und Plato's Symposion; schon damals trat A. dem geliebten Lehrer näher und „ein ununterbrochenes, lebenslanges Freundschaftsverhältniß schloß sich daran". Unter den Studenten waren ihm Hermann Kurz, Kausler, Ludwig Seeger, Eduard Zeller liebe Gefährten. Im Sommersemester 1833 bezieht er die Universität München. Am 23. Juni wird er jedoch infolge einer Requisition des Tübinger Oberamtsgerichtes, des Antheils an der Burschenschaft bezichtigt, „wegen Mitwissenschaft einer hochverrätherischen Verbindung" verhaftet. Schon am nächsten Tage gibt ihm die bairische Behörde seine Freiheit und seine — Polizeikarte wieder. Beendigt war damit der Handel noch lange nicht, der A. bis Ende des Jahres 1836 in Ungewißheit halten und seinen Lebensplan gründlich umstürzen sollte. In Tübingen kommt A., August 1833, neuerdings in Untersuchungsarrest. Am 20. November wird er strafweise von der Universität verwiesen und „bis zur Erledigung der Untersuchungssache unter Polizei-Aufsicht gestellt". 1834 gelingt es ihm trotzdem an die Heidelberger Universität zu kommen und Collegien bei Schlosser und Daub zu hören. Allein jeder Versuch, sich in Württemberg zum Rabbinatsexamen zu melden, wird von der israelitischen Oberkirchenbehörde mit dem Hinweis auf die schwebende Criminaluntersuchung abgethan. Des täglichen Brots halber muß A. für den Verleger Scheible eine in Lieferungen erscheinende Geschichte Friedrich's des Großen schreiben, der späterhin noch eine „Auswahl des Geistvollsten" aus den Schriften des Philosophen von Sanssouci folgte, eingeleitet, theilweise übersetzt und erläutert von „Theobald Chauber" (1834—35). Er wird Mitarbeiter an dem Sammelwerk: „Gallerie der ausgezeichnetsten Israeliten" und an Lewald's „Europa". Solche Gelegenheits- und Nebenarbeiten konnten ihm auf die Dauer nicht genügen. 1836 veröffentlichte er den kritischen Versuch: „Das Judenthum und die neueste Litteratur". Und als ihm am 3. Januar 1837 endlich das Urtheil in seiner Strafsache verkündigt und er wegen Uebertretung des Verbotes geheimer Studentenverbindungen zu zwei Monaten Festungsarrest verurtheilt wurde, nahm er auf den Hohenasperg den Verlagsvertrag und die Vorarbeiten für seinen ersten Roman „Spinoza" mit. Das Buch war als das erste einer unter dem Obertitel „Das Ghetto" zusammengefaßten Reihe historischer Zeit- und Sittenbilder aus dem Leben der Juden gedacht. 1837 veröffentlicht, fand es berufene, nicht übermäßig milde Leser in Gabriel Riesser und Heine, einen wohlwollenden Richter in David Strauß, der Auerbach's Spinoza einer Bildsäule verglich, auf deren wohlgelungenem Rumpf statt des Kopfes die gesammelten Werke des Philosophen erscheinen. 1839 vollendete der mittlerweile nach Frankfurt übersiedelte Dichter

ein Lebensgemälde: „Dichter und Kaufmann", „nicht sowol ein Seiten- und Gegenstück zum Spinoza, sondern eine ganz andere Region des jüdischen Lebens: die polnisch-deutsche Orthodoxie von der einen, die staatliche und sociale Beschränkung von der anderen Seite, die gewaltige allgemeine Bewegung von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an, und inmitten diesem allen ein halb schwächlicher Charakter": der Epigrammendichter Moses Ephraim Kuh und als dessen Gegenfiguren Moses Mendelssohn mit seinem Kreise. Keines dieser Bücher konnte den strengeren Freunden Auerbach's als volle Probe echter Dichterkraft gelten. Seine publicistische Thätigkeit in der „Europa", für den Biographen bemerkenswerthe Kritiken von Claudius, Clemens Brentano, Immermann's Münchhausen, rückte ihn ebensowenig in die erste Reihe der Autoren seiner Tage. Seine dramatischen Versuche „Ultimo", ein Lustspiel, in dem unter dem durchsichtigen Namen Ebbarg der leibhaftige Grabbe auftrat, und das 1840 entstandene, einmal und nicht wieder in Stuttgart aufgeführte Trauerspiel „Ostar oder der Schwur" mißlangen gründlich. Die Hauptarbeit dieser Zeit war die 1841 veröffentlichte Verdeutschung sämmtlicher Schriften mit dem Leben Spinoza's. In Bonn, Mainz, Heidelberg und Mannheim, am Rhein und Neckar hatte ihn die Bewältigung dieser großen Aufgabe beschäftigt. Inmitten aller Mühen und Nöthe wurde ihm der Verkehr mit kernhaften rheinländischen Familien, den Streckers und Dupré, zur Wohlthat. Er trat auch in flüchtige Beziehungen zum Kreis der Rheinischen Zeitung, zu Moses Heß und Karl Marx; warme dauernde Kameradschaft verband ihn mit Freiligrath. Unklar und unstet erschienen ihm selbst trotz alledem späterhin jene Jahre.

Die entscheidende Wendung im Leben und Schaffen Auerbach's sollte eine Trauerbotschaft bewirken: „unendlich tief", so schrieb er im September 1840, „hat der Schmerz gewühlt in meinem Innern über den Tod meines Vaters. Ich habe keine Heimath und keine Familie mehr". Einsam wandert er durch das Siebengebirge. In tiefster Sehnsucht nach Nordstetten schreibt er unter der großen Buche bei Plittersdorf die Entwürfe zu den ersten acht Dorfgeschichten nieder. Freiligrath ist der erste, dem er von diesem neuen Vorhaben erzählt: „sehr unklar; waren mir die Pläne, die mir im Kopf schwirrten, doch selbst noch nicht klar". Es währte auch wirklich noch zwei volle Jahre, bis diese Keime aufgingen.

Weitschichtige Vorarbeiten zu einer Tragödie Kepler; eine (von Channing angeregte) Populärphilosophie für den denkenden Mittelstand: „Der gebildete Bürger" (1842); quälende Geldsorgen nahmen ihn in Anspruch. Er denkt eine Weile daran, nach London zu gehen und dort ein deutsches Blatt herauszugeben. Er behandelt (1841) moralistische Fragen „Was ist Glück?" 2c. in novellistischer Einkleidung.

Proben der Dorfgeschichten, „Der Tolpatsch", „Die Kriegspfeife", „Des Schloßbauern Vefele" erscheinen indessen in der „Europa" und in Mundt's „Freihafen". 1842 schreibt er in Weilberg „Ivo der Hajrle". Als die erste Reihe der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" abgeschlossen vorliegt, lehnt ein Dutzend Verleger das Manuscript ab. Der treffliche Mathy, der den Werth der Erzählungen sofort erkennt, übernimmt mit Bassermann endlich den Verlag, hat aber Bedenken gegen den damals neugeprägten Titel Dorfgeschichten, auf dem A. beharrt. Als das Buch 1843 erscheint, erregt es unablässig wachsenden Jubel. Freiligrath heißt die Gabe willkommen in prachtvollen Versen, die A. in eine Reihe stellen mit Jung-Stilling, Pestalozzi, Brentano und Immermann. Schelling meint, die Schwaben müßten A. krönen für dieses Buch. Der Dichter selbst bekennt in späteren Jahren, „daß diese Erstlingsfrucht seiner Kraft so

nicht mehr wiederkommt. Es ist etwas so geradezu in Motiv und Ausdruck, das ich nicht mehr habe und nicht mehr haben kann". In Nord und Süd mit gleicher Empfänglichkeit begrüßt, waren die Schwarzwälder Dorfgeschichten, wie Gustav Freytag 1886 in seinen „Lebenserinnerungen" bezeugt, „für Deutschland ein litterarisches Ereigniß. Sie erschienen als eine Erlösung von der öden Salonlitteratur, welche französischen Vorbildern ungeschickt nacharbeitete, sie brachten Schilderungen aus dem deutschen Volksthum zu Ehren, Charaktere und Sitten, welche auf unserem Boden gewachsen waren. Das wurde überall dankbar empfunden, und der frische treuherzige Gesell, welcher den Norddeutschen selbst wie eine Gestalt aus seinen Dorfgeschichten entgegentrat, ward, wohin er kam, mit Begeisterung empfangen und als Verkünder einer neuen Gattung von Poesie gefeiert".

A. redigirt 1843/44 in Karlsruhe die ersten Bände vom Deutschen Familienbuch, besucht und schildert Hebel's Geburtsort sowie das Baseler Schützenfest und kommt zum ersten Mal nach Straßburg. In Stuttgart trifft er bei Reinbeck, später in Baden-Baden wieder mit Lenau zusammen, dessen Vertrauter zur Zeit von dessen Verlobung mit Marie Behrends er wird. 1845 reist er nach Norddeutschland. In Berlin, Leipzig, Dresden, Halle, Weimar nahmen ihn die Besten, allen voran Jacob Grimm und Bettina von Arnim, mit Auszeichnung auf. In Brockhaus' Taschenbuch „Urania" läßt er 1846 „Sträflinge", in demselben Jahre Grundzüge der volksthümlichen Litteratur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's „Schrift und Volk" drucken. Die religiöse Bewegung Ronge's, der Traum Einer Deutschen Nationalkirche erregt und erfüllt ihn. Nicht minder die mächtige, alle Schichten durchdringende politische Bewegung, die in den vier Jahrgängen des „Gevattersmannes" (1845—1848) ihren Wiederhall findet. „Die Frau Professorin", 1846 niedergeschrieben, erscheint 1847 zunächst in der „Urania".

In Breslau verlobt er sich (November 1846) mit Auguste Schreiber, einem zarten, liebenswerthen Wesen. Am 30. Mai 1847 traut ihn Abraham Geiger. Die Hochzeitsreise führt über Nordstetten nach Heidelberg, wo das Paar sich dauernd anzusiedeln gedenkt. Schlosser, Gervinus, Moleschott ꝛc. nehmen die Neuvermählten auf das freundlichste bei sich auf. A. arbeitet eifrig an seinem „Lucifer", der 1848 in der Neuen Folge seiner Dorfgeschichten erscheint: gleich dem „Ivo" nachmals von bedeutender vorbildlicher Wirkung auf Anzengruber und Rosegger. Die Februarrevolution mit ihrem Rückschlag auf die deutschen Zustände, die Zurüstungen zum Vorparlament veranlassen ihn, in seiner ersten schwäbischen Heimath zu candidiren. Am 4. März schenkt ihm seine Frau einen Knaben. Wenige Wochen nachher stirbt sie, vom Dichter zeitlebens betrauert. „Wie in einem Nervenfieber geht er in jenem ganzen Sommer durch die Welt. Er sieht und hört wie durch sieben Schleier". Der kaum gegründete Hausstand ist für immer zerstört, „sein ganzes Sein wieder in Frage gestellt, ärger als in den Tagen jugendlichen Sturmes und elendester Verlassenheit".

Planlos kommt er nach Wien, wird hier „aufgeregter Zuschauer" der revolutionären Wirren, die er 1849 in dem „Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz. September bis November 1848" zu schildern versucht. In Wien lernt er in jenen Tagen auch Nina Landesmann, die Schwester von Hieronymus Lorm, kennen, mit der er sich im April 1849 in Eisgrub verlobt, nachdem er im März eine heftige Erkrankung überwunden hat. Am 1. Juli 1849 findet die Vermählung statt. Sein neuer Wohnsitz wird Dresden (1849 bis 1859). Seine nächsten Werke tragen nach seiner zutreffenden Selbstkritik Spuren auffälliger Gewaltsamkeit in der Diction, Symptome einer künst-

lerischen Krisis, die das Trauerspiel „Andree Hofer“ und mehr noch den Zeitroman „Neues Leben“ zu Auerbach's fragwürdigsten Schöpfungen stempeln. Gemüthliche, treue Genossen fand er an Rietschel, Robert Reinick, Otto Roquette, Pecht und vielen Anderen. Sein liebster Kamerad wurde jedoch Otto Ludwig, mit dem er über die schwierigsten Fragen strenger Kunstübung theoretisch und durch eindringende Kritik des Neugeschaffenen sich auseinandersetzte: Zeuge dessen insbesondere die Krone seiner Dorfgeschichten, der im Mai 1852 vollendete „Diethelm von Buchenberg“. Auf Sommerreisen in die Heimath verfolgte er die Wandlungen der bäuerlichen Zustände. Neue Dorfgeschichten (Brosi und Moni, Der Lehnhold, Barfüßele, Joseph im Schnee, Edelweiß 2c.); neue dramatische Versuche („Der Wahrspruch“), eine Sammlung seiner kleinen Schnurren: „Das Schatzkästlein des Gevattersmanns“; eingehende (erst 1893 aus Auerbach's Nachlaß veröffentlichte) dramaturgische Studien „Dramatische Eindrücke“ sind das Ergebniß der reichen Gedanken- und Künstlerarbeit der Dresdner Zeit. 1858 ist es ihm beschieden, die erste Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ im Cotta'schen Verlag zu besorgen. So viel Eifer und Ernst er dazumal auch an die Umarbeitung der Ghettoromane und des Zeitromans „Neues Leben“ setzt: er sieht doch ein und sagt mit seltener Aufrichtigkeit dem vertrauten Lebensfreunde „was er als Resultat der Selbsterkenntniß in seinem litterarischen und persönlichen Leben faßte. Mir fehlt es in meinem Schaffen wie in meinem Leben an strenger Methode. Ein begünstigtes Naturell hat mich noch immer über Alles hinweggehoben, aber das Naturell darf doch nimmer und namentlich im vorgerückten Leben so allein vorherrschend walten“. Er nimmt sich redlich vor, „durch strenge Maßnahme in jeder Weise das zum Abschluß zu bringen, was ich, wie ich glaube, noch im Leben und Schaffen zu gestalten berufen bin“.

Der neue Lebensplan fällt mit der Wahl eines neuen Wohnsitzes zusammen. Mißverständnisse und mancherlei Verdrießlichkeiten bestimmten A., „Dresden für immer zu verlassen und den Kindern anderwärts eine feste Gemüthsheimath zu geben“. Eine Weile dachte er an Süddeutschland. 1860 entschied er sich für Berlin, das er „als Hauptstadt Deutschlands vordatirte“. Hof und Minister, Gelehrte und Künstler wetteiferten, dem Ankömmling hohe Ehren zu erweisen. Die Gemahlin des Prinzregenten, nachmals Königin und Kaiserin Augusta, lud ihn wiederholt zu ihren Theeabenden und forderte ihn bei solchem Anlaß mehr als einmal auf, ihrer Gesellschaft aus seinen Dichtungen vorzutragen. Auerswald spricht davon, ihm ein staatliches Ehrenamt zu bieten. Aber A. wird sowenig Bibliothekar des Prinzregenten, als Galeriedirector. Er sieht bald, daß er trotz aller Bevorzugung durch die Fürstlichkeiten in Gotha, Weimar, Karlsruhe, nur der eigenen Kraft vertrauen dürfe. Jahrelang trägt er sich nun mit dem Entwurf eines historischen Romans „Zu Straßburg auf der Schanz'“. Er macht Fußwanderungen im Elsaß, treibt ausgiebige geschichtliche Vorstudien, schreibt Planskizzen. Aber so zuversichtlich er, zumal während einer wundervoll beschriebenen Schweizer Reise, hofft, daß es ihm bevorstehe, noch ein Neues, Großes zu schaffen, mit dem Straßburg-Roman will es nicht recht vorwärts gehen. Ein Anerbieten von Ernst Keil, neben der Gartenlaube eine Beilage „Deutsche Blätter“ herauszugeben, muß er denn auch, im August 1862, annehmen. Anfangs hofft er, wie zuvor in seinem Volkskalender, nun auch in diesem Wochenblatt, gefördert durch Mitarbeiter wie Strauß und Kausler, Außerordentliches leisten zu können. Auf die Dauer versteht er sich aber nicht mit Keil's Massengeschmack und „Gastwirths-Politik“. Nach schwerem Aerger entschließt er sich, im März 1864, Keil kurzweg zu kündigen. Den Muth zu diesem Entschluß gab ihm das Vollgefühl der Schaffenskraft, mit

dem er in denselben Tagen an seinem neuen, am 15. Mai 1864 in Potsdam abgeschlossenen Roman „Auf der Höhe" arbeitete. Zuerst im Romanfeuilleton der neugegründeten Wiener Neuen Freien Presse gedruckt, gewann „Auf der Höhe" nicht nur beim großen Publicum in und außerhalb Deutschland gewaltigen Anklang: Kenner, wie Karl Werder, rühmten den Roman aus freiem Antrieb als künstlerische That, und Friedrich Theodor Vischer schloß eine unübertroffene Würdigung des Buches mit dem Wort: „Dem deutschen Gaumen und Magen ist lange kein Tisch gedeckt worden, wo so nachhaltige und gediegene Lebensnahrung zu holen ist." Ein Roman von dieser Bedeutung ist A. nicht mehr gelungen. „Das Landhaus am Rhein" (1867—69) will die dämonische Gewalt des Goldes an der Welt der Bildung messen, an echter Humanität und Gesittung zu Schanden werden lassen. Trotz mancher bedeutender Gedanken ist das Werk aber in der Goethe's Romantechnik mißverstehenden Form verfehlt, im Inhalt und in der Charakteristik der Hauptgestalten unausgeglichen. Ein voller künstlerischer Treffer ist A. auch in der langen Reihe der folgenden Werke nicht mehr in den Schoß gefallen.

Das Jahr 1870 brachte ihm namenlose Freude. Mit voller Seele hielt er, seit jeher ein Parteigänger der preußischen Vorherrschaft, zur deutschen Sache. Beim Ausbruch des Krieges just in Nordstetten, warf er ein wirkungsvolles Flugblatt im echten Volkston unter die Massen: „Was will der Deutsche und was will der Franzos?" In Cannstatt richtete er an die Landsleute, die ihm einen Fackelzug brachten, markige Worte. Vor Straßburg, wohin er in das Hauptquartier des Großherzogs von Baden berufen wurde, vermochte sein weiches Dichtergemüth aber die Härten einer regelrechten Belagerung nicht lange mit anzusehn. Aus der Ferne begleitete er die Waffenthaten der deutschen Heere mit hellem Jubel, und in Gedenkblättern zur Geschichte dieser Tage „Wieder unser" (1871) gab er diesen Gesinnungen bezeichnenden Ausdruck.

Im neuen Reich, dessen Begründung ihn mit Stolz und Dank erfüllte, sagte er sich in ehrlicher Selbsterforschung einmal: es sei nichts mehr zu erfinden, „was einer Gemüthserregung mit dem Tag von Sedan nur ein Aehnliches bieten könnte". Schwere Krankheit, die ihn 1872 auf Schloß Ebnet bei Freiburg i. B. heimsuchte, ging nicht spurlos an ihm vorüber. Zu wiederholten Malen nahm er trotzdem seine Kraft zusammen. 1874 versuchte er im „Waldfried" die Geschichte seiner Zeit in einem vaterländischen Roman auf seine Art festzuhalten. 1876 kehrte er „Nach dreißig Jahren" in Neuen Dorfgeschichten zu altvertrauten Gestalten seiner kraftvolleren „ersten Epoche", zum Geschlecht des Tolpatsch, zu den Kindern der Sträflinge, zu Lorle's Reinhard zurück. 1877 schuf er im „Landolin von Reutershöfen" ein Gegenstück zum Diethelm, das Wilhelm Scherer wohlwollend würdigte, 1879 im „Forstmeister" im „Bergschinder" Schaller einen „Wolf in Menschengestalt", endlich in einer seiner allerletzten zum Abschluß gediehenen Erzählungen „Brigitta" eine Heldin des Duldens, die das Gebot der Feindesliebe nur in bedingter und darum doppelt menschlicher Art erfüllt. Er sammelte und mehrte in drei Bänden „Deutscher Illustrirter Volksbücher" Kalendergeschichten, Neue Stücklein vom Gevattersmann, Historisches, Anekdotisches, Moralistisches. Er übte mit alter Neidlosigkeit seine kritische Kunst in Charakteristiken von Keller's, Freytag's, Turgenjew's, Vischer's und vieler Anderer bedeutenden neuen Arbeiten. Er rüstete zu seiner Selbstbiographie, deren leider nicht über die Anfänge hinausgediehene Capitel er 1881 im Niedernauer Waldhaus seiner trefflichen Freunde Kilian und Clotilde Steiner niederschrieb. Er stand im Berliner Leben überall seinen Mann, wo es galt, Großes zu fördern: auf seine Anregung ging der „Wilhelms-Pfennig", die Sammlung für den „Großen

Kurfürsten" u. A. mehr zurück. Und am Ende seiner Tage war es ihm beschieden, die in seinem Erstlingsroman aus freier Eingebung geschilderten Stätten von Spinoza's Leben zu besuchen und in herrlichen Briefen an seinen Herzensbruder Jacob Auerbach zu beschreiben und 1880 bei der Enthüllung des Denkmals im Haag in einem kernhaften Trinkspruch seiner alten Verehrung für den Weisen neuen Ausdruck zu geben.

Im Sommer 1879 stellte sich, nach Lasker's Zeugniß, plötzlich Erschlaffung des Alters ein. Seitdem hat er sich nie mehr ganz erholt. Schwer herabgestimmt durch solche körperliche Heimsuchungen, erfuhr er zugleich tiefen Seelenschmerz durch die Judenhetze. „Nagender Kummer", so berichtet Lasker, „beschlich ihn, und in heftigen, nicht immer gemessenen Anklagen brach der Sturm hervor, welcher sein Gemüth erschütterte. Viel Leid ist ihm hieraus erwachsen, gewiß auch Nachtheil für seine Gesundheit, doch ist es billig zur Ehre der Wahrheit und zur Ehre des Dichters festzustellen, daß der Niedergang der Kräfte und die plötzliche Alterung eingetreten war, ehe die öffentlichen Wirren ihn ergriffen". „Seine Stimmungen wechselten. Den tiefsten Stand bezeichnet die Klage, in welche er gegen den Freund ausbrach: ob denn sein ganzes Leben verfehlt sei?" Die Antwort hätte ihm die in ganz Deutschland und Deutschösterreich, von Volk und Fürsten mit Antheil vorbereitete Feier seines 70. Geburtstages gebracht, den er nicht mehr erleben sollte. 1881 erkrankte er schwer in Cannstatt. Die Aerzte wendeten damals noch das Aeußerste ab. Sie schickten ihn nach Cannes, wo der Todkranke sich an der südlichen Flora erfreute, mit Entzücken im Homer las, allerlei für neue Romane und seine Denkwürdigkeiten notirte, und noch am 20. Januar 1882 dem getreuen Jacob schrieb: „Denke mich immer frischauf strebend, wenn auch momentan gebrochen". Am 8. Februar 1882 dictirte er seinem Sohn Eugen einen Brief an Spielhagen, indem er Diesen zum wesentlichen Herausgeber seiner opera omnia bestellt, als eine Hauptsache die Herausgabe seiner Briefe an seinen alten vertrauenswerthen Freund Jacob Auerbach bezeichnet und im übrigen mit der Ordnung und Veröffentlichung des Nachlasses seinen Sohn Rechtsanwalt Eugen Auerbach in Berlin und den Schreiber dieser Zeilen betraut. Um 6 Uhr Abends des 8. Februar verschied er sanft.

Die Leiche wurde nach Nordstetten gebracht und am 15. Februar unter außerordentlicher Betheiligung im jüdischen Friedhof bestattet. Unzählige Kränze waren zur Stelle. Der König von Württemberg und der Großherzog von Baden waren durch Minister vertreten. Die Landbevölkerung war in hellen Scharen gekommen. Den Nachruf am Grab hielt Friedrich Theodor Vischer:

„Hier wolltest Du begraben sein, hier in der Heimath bei dem stillen Dorfe, wo Deine Wiege stand, wo Du als Kind geträumt, als Knabe gespielt hast. Du hast Dein Ende an Deinen Anfang geknüpft. Du hast wohlgethan, denn hier in der traulichen Enge, fern von der lauten bunten Welt, war ja die Heimath Deines besten Schaffens, in diesem Elemente floß die vollste Quelle Deines wohlverdienten Ruhmes, hier, wo sich ‚nah der Natur menschlich der Mensch noch erzieht', wo unzerstreut von Lärm, Stoß und Hetze der Städte noch Mensch mit sich, Mensch mit Mensch, Mensch mit der Natur beisammen ist in wohnlich bescheidenen Wänden, im kräftigen Dampf der Ackerscholle, im Hauche der Wälder und Wiesen. Als Du längst weit hinausgewachsen über diese Stille und Enge, hast Du aus der Höhe der reifen Bildung, mit der ganzen Helle des Bewußtseins Dich zurück- und hineinversetzt, hast Dich liebend und lächelnd da wieder eingelebt, eingesponnen, innig und warm Dich hineingeschmiegt und diese Lebensform in erhöhtem Bilde wiedergegeben. Nicht falsch erhöht, nicht mit gleißnerischen, unwahr schönen, sondern mit satten und

saftigen Farben und kräftigen Schatten. Die Schatten durften nicht fehlen, denn wo der Mensch hinkommt, da bringt er auch seine Qual mit, auch im Leben der Einfalt fehlt nicht Sorge, Uebel, das Böse, das Verbrechen. Wo die Schatten leichter aufgetragen, hast Du sie mit dem freundlichen Lächeln des Humors gelöst, wo schwer und finster mit dem Blitzschlag der Nemesis. Hier ist Dein Eigenstes, hierin thut es Keiner Dir gleich. So bist Du der Schöpfer der lebenswahren Idylle geworden. Du hattest Vorläufer, vereinzelt ist diese Form vor Dir dagewesen, aber Schöpfer heißt, wer eine Form richtig entwickelt und als bleibende Gattung aufstellt im Saale der Dichtkunst. Bleibend — so werden auch Deine Charaktergestalten bleiben, ‚sie sind ewig, denn sie *sind*'. Rein, hoch, weit, ungehemmt von Schranken des Raumes und der Zeit, geht nun Dein Geist durch die Welt. In fernen Tagen wird er noch bei manchem still in Deine Blätter vertieften Leser anklopfen, hier im Vaterland und weit hinaus über seine Marken, wird ihm leise die Schultern berühren und ihn grüßen und er wird innig dankend den Gruß erwidern; in fernen Tagen wird Dein Name über manche Lippen gehen, die in warmem Gespräche Dich nennen und ehren und rühmen. Du bist sterbend nicht gestorben. Leb wohl, Todter, sei gegrüßt, Lebendiger!"

Zur Bibliographie der Gesammtausgabe und der verschiedenen Sonder- und Sammelausgaben der Romane und Schwarzwälder Dorfgeschichten mit ihrer Absatzstatistik von über 100000 Exemplaren vgl. die Verlagskataloge der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Zur Kritik: Julian Schmidt, Charakterbilder aus d. zeitgenössischen Litteratur. 1875, S. 37—150. — Friedrich Spielhagen, Beiträge z. Technik und Theorie d. Romans. Leipzig 1883, S. 315—346. — Erich Schmidt, Charakteristiken. Erste Reihe. Zweite Auflage 1902. — Georg Brandes, Deutsche Persönlichkeiten. Ges. Schriften I. 1902. S. 99—111. — Heyd, Bibliographie der württembergischen Geschichte. — Rudolf Krauß, Schwäbische Litteraturgeschichte, 1899. II, 288—289 u. 449. — Otto Ludwig, Studien II. 1891. — Treitschke, Deutsche Geschichte V. 1894, S. 385—387. — Zur Biographie: Berthold Auerbach. Ein Gedenkblatt zum 28. Februar 1882. Berlin 1882. — Rede auf Berthold Auerbach. An seinem Sarge zu Cannes gesprochen von Prof. Dr. M. Lazarus. — Berthold Auerbach. Eine Gedenkrede von Eduard Lasker. Berlin 1882. — Friedrich Theodor Vischer, Altes und Neues. Neue Folge 1889. Nachruf an Berthold Auerbach's Grab S. 166—171. — Die Hauptquelle: Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen u. dem Herausgeber. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1884. — Reiches gedrucktes Material in den Briefen und Denkwürdigkeiten von Freiligrath, Keller, Pecht, Anton Springer, Freytag, Heyse, Rosegger („Gute Kameraden"), David Strauß ꝛc. und in Rodenberg's Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Deutschen Rundschau. — Ungedrucktes Material in den Papieren von und Briefen an Berthold Auerbach, die Dr. Kilian von Steiner für das Schiller-Archiv in Marbach erworben hat. — Anton Bettelheim, Berthold Auerbach in Nordstetten. Der Nachlaß von Berthold Auerbach. Zwei Vorträge. (Wiederholt in dem Sammelband: Deutsche und Franzosen. Wien 1895. S. 162—211.) — Anton Bettelheim, Berthold Auerbach auf der Universität und auf dem Hohenasperg (Beil. z. Allg. Ztg. 1889. Nr. 241, 247, 249). — Jahresberichte f. neuere deutsche Litteraturgeschichte.

Anton Bettelheim.

C.

Cabisius: Julius C., geboren am 15. October 1841, † am 3. April 1898. Ein um das Musikleben seiner zweiten Heimathsstadt Stuttgart hochverdienter Künstler und zu den hervorragenden Meistern des Violoncellspiels zu zählen. Sein Leben verlief den äußeren Umständen nach durchaus einfach. Geboren in Halle a. S. empfing er dort den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater, der ebenfalls ein tüchtiger Cellospieler war. Mit 14 Jahren kam er an das Prager Conservatorium als Schüler von Julius Goltermann, der ihn nebst David Popper zu seinen begabtesten Schülern zählte. Zu den hoffnungsvollsten Zöglingen des berühmten Prager Conservatoriums gehörte ferner noch damals der hernach als Mitglied des Joachim'schen Quartetts berühmt gewordene Geiger Emanuel Wirth. Gleich Popper fand C. seine erste Anstellung in der vortrefflichen Capelle des Fürsten Friedrich Wilhelm Konstantin von Hohenzollern-Hechingen zu Löwenberg in Schlesien, wohin ihn der fürstliche Capellmeister Max Seifriz, sein späterer College in Stuttgart, berief. Im J. 1864 gehörte er für kurze Zeit der Hofcapelle in Meiningen an, aber schon am 1. September 1865 folgte er einem Ruf an die Hofcapelle in Stuttgart. Dieselbe wies damals vortreffliche Violoncellisten auf. Cabisius' früherer Lehrer Goltermann war dort seit drei Jahren als Concertmeister thätig; neben ihm wirkte Kammervirtuos Th. Krumbholz. Nach Goltermann's Rücktritt im J. 1870 rückte Krumbholz an die erste Stelle vor und nach dessen Tod im J. 1878 C., dem 1876 der Titel eines Kammermusikers verliehen worden war. Von dieser Zeit an taucht der Name C. in ungezählten Concerten auf. Leider stellte sich schon in den ersten Jahren seiner Stuttgarter Wirksamkeit bei dem sonst durch und durch gesunden Künstler ein Augenleiden ein, das mit den Jahren die Sehkraft in bedenklicher Weise beeinträchtigte. Trefflich kam ihm bei diesem Uebel sein vorzügliches musikalisches Gedächtniß zu statten, das ihm ermöglichte, fast die ganze Concert-Sololitteratur seines Instruments auswendig zu beherrschen. Abgesehen von einzelnen Concerten auswärts, u. a. in Leipzig, Breslau, Bremen gehörte Cabisius' Wirken ganz der schwäbischen Musikpflege an. Als Solist und in Begleitung eines von ihm gebildeten Streichquartetts war er in verschiedenen württembergischen Städten regelmäßiger Concertgast. Auch bei den Hofconcerten in Stuttgart und in der Sommerresidenz Friedrichshafen fehlte er selten. Bis zu seinem Rücktritt aus der Oeffentlichkeit war er Mitglied der bekannten Solistenvereinigung, die unter Singer's und Pruckner's Führung den ganzen Schatz der Kammermusiklitteratur in regelmäßigen Concerten zu Gehör brachte. Singer's Quartett- und Pruckner's Trio-Abende sind für das ausgehende 19. Jahrhundert neben den Abonnementsconcerten der Hofcapelle, in denen auch C.

häufig als Solist auftrat, die markanteste und vornehmste Erscheinung des Stuttgarter Concertlebens und haben bei der Gediegenheit ihres Programms und bei ihrer die Einheitlichkeit und Durchgeistigung des Zusammenspiels begünstigenden Stabilität eine classisch zu nennende Vollendung in ihren Leistungen erreicht.

Als Lehrer des Violoncellspiels am Stuttgarter Conservatorium genoß C. eine überaus große Beliebtheit. Sein ausgesprochenes Lehrgeschick führte ihm eine große Anzahl von Schülern zu, unter denen sich manche später namhaft gewordene Künstler befanden. Die Art seines Verkehrs mit den von ihm Unterrichteten weckte bei diesen Eifer und tüchtiges Streben in hervorragendem Maaße und machte sie zu anhänglichen und begeisterten jüngeren Freunden ihres Meisters. Im J. 1889 wurden Cabisius' Leistungen am Conservatorium durch die Verleihung des Professortitels anerkannt. Um diese Zeit nahm das Augenübel eine verhängnißvolle Wendung. Trotz des erwähnten vortrefflichen musikalischen Gedächtnisses wurde dem Künstler bei der immer zunehmenden Sehschwäche die Ausübung seiner Thätigkeit allmählich zur Unmöglichkeit. Ein Jahr nach der 1890 von den Collegen und Verehrern festlich begangenen Feier seiner 25jährigen Thätigkeit an der Stuttgarter Hofcapelle zog sich C. von seinem gesammten Wirken in der Oeffentlichkeit zurück. Im Alter rüstigster Schaffenskraft zur Unthätigkeit verurtheilt lebte er nun zwei Jahre in der Stille der Pflege seiner grausam verkümmerten Künstlerbegabung. Im J. 1893 brachte er einen länger gehegten Wunsch zur Ausführung und zog mit seiner Familie nach Bremen, wo neben anderen Verwandten noch sein hochbetagter Vater lebte. Vor der Abreise zeigte sich der fast erblindete Künstler im Verein mit zwei kunstbegabten Töchtern in einem glänzenden Abschiedsconcert zum letzten Mal vor dem Stuttgarter Publicum und veranlaßte bei seinen zahlreichen Verehrern eine denkwürdige Kundgebung wohlverdienter Achtung und Sympathie. Die letzten Lebensjahre waren für C. eine Kette schwerster körperlicher Leiden, die er mit heroischer Geduld trug. Kaum nach Bremen übergesiedelt machten sich bei ihm die ersten Anzeichen einer bedenklichen Erkrankung des linken Beins geltend. Dies und das alte Augenübel ließen es unabweislich erscheinen, sich in dauernde ärztliche Behandlung zu begeben. In Tübingen hatte der Künstler von früheren Concertreisen her warme Sympathien in den Kreisen der Universitätslehrer zurückgelassen. Dorthin begab er sich nach kaum einjährigem Aufenthalt in Bremen und verbrachte daselbst, umgeben von der treuen Sorge seiner Familie und unter der Pflege befreundeter ärztlicher Autoritäten trotz allen Siechthums eine erträgliche Zeit. Selbst die Vorlesungen einzelner Docenten konnte er noch eine Zeit lang mit Genuß besuchen. Indessen war infolge des Knieleidens eine Amputation des linken Beins zur unabweislichen Nothwendigkeit geworden. C. überstand die Operation verhältnißmäßig gut und selbst das Gehen wurde ihm mit Hülfe eines künstlichen Beins wieder möglich. Im Herbst 1895 siedelte die Familie wieder nach Stuttgart über. Dort verlebte C. noch zwei Jahre in leidlichem Wohlsein und im Genuß eines schönen harmonischen Familienlebens, das durch seine Geduld, seine Zufriedenheit und seinen unvergleichlichen Humor verschönt wurde. Ende 1897 aber verschlimmerte sich sein Zustand so, daß er dauernd ans Bett gefesselt blieb, bis ihn im Frühling 1898 der Tod endlich von seinem langen Leiden erlöste. An seine Gattin und treue Pflegerin schrieb damals David Popper: „Er war vom Schicksal hart angefaßt worden, der liebe, gute Mensch, und als ein Schwergeprüfter ging er durchs Leben. Dürfen wir fragen, warum Alles so kam und nicht, wie ers eigentlich verdient hätte? Nein; nur weinen dürfen

wir, seinen Hingang beklagen, trauern darüber, daß einem der Edelsten, dessen Kunst so Vielen glückliche Stunden schuf, das Glück so kärglich zugemessen war. Ein Tröstliches bleibt immerhin für uns, die wir ihn geliebt: der Gedanke, daß er im schweren körperlichen Leiden umgeben war von hingebender Liebe und Treue bis zur letzten Stunde."

Neue Musikzeitung, 19. Jahrg., 1898, S. 108 f. — Schwäb. Merkur, 4. April 1898, Abendblatt. — (Stuttg.) Neues Tagblatt, 4. April 1898.

v. Stockmayer.

Calinich: Hermann Julius Robert C., lutherischer Geistlicher und theologischer Schriftsteller, wurde am 28. Januar 1834 zu Niederfriedersdorf bei Neusalza im Königreich Sachsen geboren, wo sein Vater herrschaftlicher Oekonomieverwalter war. Von Ostern 1847 an besuchte er das Gymnasium in Zittau, woselbst er Ostern 1855 das Maturitätsexamen „sehr gut" bestand. Er studirte nun zu Leipzig Theologie und Philologie, machte im Juli und August 1858 das erste theologische Examen und nahm eine Hauslehrerstelle beim Baron v. Haugk an. Mit diesem verlebte er im Winter 1858 auf 1859 einige Monate in Algier, wo er gelegentlich auch den Pastor Dürr auf der Kanzel vertrat. Nach Leipzig zurückgekehrt ward er im Juli 1859 Lehrer an der Selectenclasse an der Bürgerschule zu Zschopau und im J. 1860 dreizehnter Gymnasiallehrer an der Kreuzschule zu Dresden. Am 8. October 1860 beendete er das zweite theologische Examen. An der Kreuzschule war er bis in die 11. Stelle gerückt, als er im April 1863 zum Diakonus zu St. Jacobi in Chemnitz berufen ward. Am 5. Juli 1863, noch ehe er dieses Amt angetreten hatte, verheirathete er sich mit Johanna Sachsse. Am 19. Juli 1869 ward er vom Rath in Chemnitz zum Pastor zu St. Johannis daselbst berufen. Nur kurze Zeit verblieb er in dieser Stellung; schon am 6. Februar 1872 ward er zum Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg gewählt. Er trat dieses neue Amt im Mai an und ist in ihm bis zu seinem Tode verblieben. Als C. nach Hamburg kam, hatte er sich auch schon durch wissenschaftliche Arbeiten bekannt gemacht. Schon als Gymnasiallehrer hatte er das Werk „Luther und die Augsburger Confession" (Leipzig 1861, gekrönte Preisschrift) erscheinen lassen; er wies in dieser Schrift nach, daß die Augsburger Confession nicht, wie Rückert und Heppe meinten, ein Werk Melanchthon's sei, in welchem dieser sich in einem Gegensatz zu Luther's Ansichten befinde, sondern daß die Marburger und die Schwabacher Artikel, die von Luther stammten, die Grundlage der Augsburger Confession seien. Mit dem Kampfe des Melanchthonismus gegen das echte Lutherthum und den hiermit zusammenhängenden Streitigkeiten haben es dann seine weiteren Schriften zu thun. Er ließ erscheinen: „Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen in den Jahre 1570 bis 1574 und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter" (1866), „Wie Sachsen orthodox lutherisch wurde" (1866), „Zwei sächsische Kanzler" (1868), „Der Papst und das ökumenische Concil. Ein Fürstenprotest aus der Zeit der Reformation" (1868) und „Der Naumburger Fürstentag 1561. Ein Beitrag zur Geschichte des Lutherthums und des Melanchthonismus" (1870). In Chemnitz gehörte C. zum Protestantenverein; als dieser aber sich immer entschiedener mit der äußersten kirchlichen Linken identificirte, fühlte C., der immer an dem positiven lutherischen Bekenntniß festhielt, sich von ihm abgestoßen, und so trat er denn nach seiner Versetzung nach Hamburg aus ihm aus. Ein Theil der Mitglieder des Kirchenvorstandes, der ihn gewählt hatte, nahm ihm das sehr übel; sie hatten gehofft, einen entschieden liberalen Geistlichen in ihm gewonnen zu haben. Mit Unrecht aber warfen sie ihm vor, daß er seine Stellung zu den kirchlichen Parteien

geändert habe. Durch seine einfache, ernste evangelische Predigt gelang es ihm, die Gemeinde Gustav Baur's (s. A. D. B. XLVII, 266), dessen Nachfolger er in Hamburg war, auch um seine Kanzel zu sammeln, wie er denn auch in den kirchlichen Kreisen Hamburgs bald allgemein Vertrauen fand. Die Art seiner Predigt ist am besten zu erkennen aus dem Jahrgang Predigten, den er unter dem Titel „Der alte Glaube" (Hamburg 1877) herausgab. Aus dem Gebiete seiner früheren Studien veröffentlichte er in Hamburg noch eine Festschrift, die er aus Anlaß des Amtsjubiläums eines Collegen im Namen des Ministeriums (der lutherischen Stadtgeistlichkeit) herausgab „De conventu anno 1574 Torgae habito deque articulis ibi propositis" (1873) und sodann außer einigen kleineren Artikeln im Hamb. illustrirten Almanach von 1874 und 1876 die Schrift „Aus dem sechzehnten Jahrhundert. Culturhistorische Studien" (1876). In diesem letzteren Werke werden die Schattenseiten des kirchlichen Lebens jener Zeit wol etwas zu sehr hervorgehoben. Als C. nach Hamburg kam, waren hier die kirchlichen Verhältnisse kürzlich neu geordnet; an den zur Einführung und Durchführung der neuen Kirchenverfassung nothwendigen Arbeiten nahm er lebhaften Antheil; sie veranlaßten ihn auch zu einigen Veröffentlichungen. Von der Redaction der „Leuchte", einer kirchlichen Zeitschrift, die er zuletzt mit Sulze zusammen geführt hatte, trat er nach einigen Jahren zurück. Als Mitglied des Kirchenraths in Hamburg ward er mit der Vertretung Hamburgs auf der Eisenacher Conferenz betraut. Als die Conferenz am 2. Juni 1880 den Beschluß faßte, eine Commission mit der Vorlage eines einheitlichen, correcten und den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Textes des kleinen Katechismus Luther's zu beauftragen, ward C. Mitglied dieser Commission, welcher außer ihm Oberconsistorialrath v. d. Goltz aus Berlin und nach dem Tode des Abtes Ernesti aus Wolfenbüttel der Geheime Kirchenrath Hesse aus Weimar angehörten. Die Commission hielt ihre Sitzungen in Hamburg bei C.; letzterer erhielt den Auftrag, das Resultat ihrer Berathungen mit den Motiven für die Conferenz zusammenzustellen. Er ließ in Folge dessen drucken: „D. Martin Luthers kleiner Katechismus. Revidirter Text. Im Auftrage der Katechismus-Kommission der Deutschen evangelischen Kirchen-Konferenz herausgegeben. Als Manuscript gedruckt. 1882". Die Conferenz unterzog sodann im Juni 1882 die Vorlage ihrer Commission wieder einer eingehenden Berathung und beschloß, die aus dieser Berathung hervorgegangene Textgestalt durch den Druck veröffentlichen zu lassen, die Urtheile der Kirchenregierungen über sie zu erbitten und auch von anderweitiger Kritik Kenntniß zu nehmen, um sodann auf der nächstfolgenden Conferenz (d. h. im J. 1884) über die von ihr den Kirchenregierungen zu empfehlende Textgestalt Beschluß zu fassen. C. aber, der in Eisenach als Referent fungirt hatte, erhielt den Auftrag, das von ihm gelieferte bisher nur als Manuscript gedruckte Referat als Commentar zu dem von der Commission vorgelegten, von der Conferenz hie und da modificirten Texte durch den Buchhandel weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Infolge hiervon gab er heraus: „D. Martin Luthers kleiner Katechismus. Beitrag zur Textrevision desselben. In Veranlassung der Deutschen evangelischen Kirchen-Konferenz zu Eisenach herausgegeben" (Leipzig 1882). Als der Druck dieses Werkes eben begonnen hatte, mußte er von einem schlimmen Leiden auswärts Heilung suchen. Er hatte seine erste Frau am 25. September 1875 verloren und war seit dem 11. Juni 1878 in zweiter Ehe verheirathet mit Emmy Fedderſen. Mit dieser seiner treuen Pflegerin war er mehrere Monate in Davos und leitete von hier aus den Druck des genannten Werkes. Als sein Leiden immer schlimmer wurde, trat seine Frau mit ihm den Rückweg

nach Hamburg an; aber sie kamen nur bis Wiesbaden. Hier starb er am 13. Januar 1883, noch nicht voll 49 Jahre alt. — Die Kirchenconferenz hat dann am 13. Juni 1884 in dem von ihr im J. 1882 angenommenen Textentwurf der fünf Hauptstücke des kleinen Katechismus nur noch zehn ganz geringe Aenderungen vorgenommen und ihn dann in dieser Gestalt den deutschen Kirchenregierungen zu allgemeiner Einführung in Kirche und Schule empfohlen. Es bleibt Calinich's Verdienst, die Aufstellung dieser einheitlichen Textgestalt wie kein anderer durch seine Arbeit vorbereitet und gefördert zu haben. — C. war Doctor der Philosophie und der Theologie; auch die letztere Würde erwarb er in Leipzig rite auf seinen Antrag. Aus erster Ehe überleben ihn drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Robert Johannes, geboren am 11. November 1866, ist Realschullehrer in Oschatz.

Bertheau.

Campe: Johann Julius Wilhelm C., bekannter Buchhändler und Verleger in Hamburg, der in der A. D. B. XII, 574 im Anschluß an den Artikel Benjamin Gottlob Hoffmann schon erwähnt ist, war am 18. Februar 1792 in Deensen am Sollingerwald bei Holzminden geboren, wo sein Vater, ein Bruder des Pädagogen (s. A. D. B. III, 733), Justitiar war. Er erlernte den Buchhandel bei seinem Bruder Friedrich C. in Nürnberg. Bei Ausbruch des Freiheitskrieges schloß er sich dem Lützow'schen Corps an, aber unter dem Namen August Kämpfer. Ein Pseudonym hatte C. gewählt, weil er, im Königreich Westfalen beheimathet, gewärtig sein mußte, im Falle seiner Gefangennahme erschossen zu werden. In dem Gefechte an der Göhrde wurde er verwundet. Wiederhergestellt trat er in Braunschweig, wohin er durch Geburt gehörte, bei den schwarzen Husaren ein. Später wurde er in preußische Dienste, in das 10. Husarenregiment, übernommen, wo er es bis zum Premierlieutenant brachte. Nach dem Frieden gefiel ihm das Soldatenleben nicht mehr. Ehe er einen anderen Beruf ergriff, machte er eine zweijährige Fußreise nach Italien. Durch einen anderen Bruder, den Finanzrath Heinrich C. in Leipzig, der ein großer Kunstfreund und selbst Sammler alter Kunstwerke war, ist nämlich C. wol in künstlerische Bestrebungen eingeweiht worden, die ihn in der Sehnsucht nach Italien bestärkten. Hier befreundete er sich mit deutschen Künstlern, unter denen besonders der Kupferstecher Ferdinand Anton Krüger (s. A. D. B. XVII, 223), nachmals Professor an der Kunstakademie zu Dresden als Campe's Freund genannt wird. In den Künstlerkreisen lernte er auch Thorwaldsen kennen, dem C. eine Eule lieferte, als sie dem berühmten Bildhauer für sein bekanntes Relief, die Nacht, fehlte. Italien hatte C. so angezogen, daß er, schon auf der Rückreise begriffen, in den Alpen wieder umkehrte und noch längere Zeit dort verweilte. Nach Hamburg zurückgekehrt trat er bei seinem Bruder August C. (s. A. D. B. III, 732) in die Buchhandlung Hoffmann & Campe ein. 1823 kaufte Julius C. das Sortimentsgeschäft mit der Firma seines Bruders, der sich nur einige Verlagsartikel (s. A. D. B. XII, 573) vorbehielt. Julius C. wandte sich nun dem Verlage der jugendlichen Elemente zu, der Schriftsteller, die unter der Bezeichnung des jungen Deutschlands zusammengefaßt werden und in Heine (s. A. D. B. XI, 338 ff.) ihren Führer hatten. Heine und sein nachmaliger Gegner Börne, Gutzkow, Wienbarg, Leop. Schefer, Hebbel und Vehse nebst Anderen waren es, deren Schriften C. verlegte. Die Nähe der damaligen „dänischen" Grenze, wo ohne Censur gedruckt werden durfte, erleichterte den politischen Verlag. So konnte C. diese Unternehmungen fortsetzen, trotz des Verbotes, das der Bundestag im J. 1835 für ganz Deutschland gegen Campe's Verlag erlassen hatte und das, wenigstens für Preußen, erst im J. 1842 aufgehoben

wurde. Wenn in Heine's Biographie (s. A. D. B. XI, 344) sich die Bemerkung befindet, daß C. „nicht glänzend honorirte", so mag hier auch constatirt werden, daß C., was den geschäftlichen Theil seiner Thätigkeit betrifft, nur auf eigen erworbene Mittel angewiesen war, indem sein väterliches Erbtheil in einem alten Mansfelder Thaler bestanden hatte und daß er Erbanfälle von einigen unverheiratheten der sechzehn Geschwister stets ausgeschlagen hat zu Gunsten minder bemittelter Geschwister. Trotz des Bannes, der über Campe's Verlag ruhte, wenn nicht auch infolge desselben, bildete die Buchhandlung in der Bohnenstraße in Hamburg einen Mittelpunkt für die dortigen litterarischen Kreise. Eine Schilderung des mannichfaltigen Verkehrs daselbst gibt E. Beurmann, Verfasser der „Skizzen aus den Hansestädten" (Hanau 1836, S. 204 ff.): Riesser (s. A. D. B. XXVIII, 586), Wienbarg (XLII, 419), Wurm (XLIV, 326) neben Anderen lernte er bei C. kennen. Dieser vermittelte auch den Buchhandel mit England und Amerika. Für die verwittwete Gemahlin Dom Pedro's in Brasilien, so schreibt Beurmann (a. a. O. S. 211) müsse C. deutsche Litteratur verschaffen, weniger die großen Dichter als die bei G. Basse in Quedlinburg verlegten Artikel. Der politische Theil seines Verlags erweiterte sich namentlich nach dem Jahre 1848, als die Unterdrückung der Revolution in Deutschland und besonders in Oesterreich und Ungarn unter den Flüchtlingen Männer, die eine Rolle gespielt hatten, nach Hamburg verschlagen hatte. So hatte C. verstanden, seinen Verlag zu hoher Blüthe zu bringen. Nach seinem am 14. November 1867 in Hamburg erfolgten Tode übernahm denselben sein gleichnamiger Sohn Julius C., welcher 1885 Verlag und Sortiment von einander trennte, dies verkaufte und jenen unter der Firma „Hoffmann & Campe Verlag" fortsetzte.

Außer den bereits angeführten Quellen standen dem Verfasser dieser Zeilen Familienmittheilungen zur Verfügung. W. Sillem.

Camphausen: Gottfried Ludolf C., preußischer Staatsmann, wurde am 10. Januar 1803 geboren im Flecken Hünshoven, Kreis Geilenkirchen im preußischen Regierungsbezirke Aachen. Der Vater war Kaufmann Gerhard Gottfried C. aus einer in Handel und Industrie hervorragenden Familie des Rheinlands. Die Mutter war Maria Wilhelmine geb. Peuchen. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Weilburg sowie auf den Handelsschulen zu Rheydt und Burg a. d. Wupper, widmete er sich dem Handelsstande, brachte seine geschäftliche Lehrzeit in Düsseldorf zu und begründete 1826 mit seinem älteren Bruder August in Köln das Bankgeschäft A. & L. Camphausen. Hier zeichnete er sich durch großen Eifer in Förderung gemeinnütziger Angelegenheiten bald so sehr aus, daß er zu den ersten und angesehensten Bürgern zählte. Größere Aufmerksamkeit lenkte er auf sich, nachdem er dem damaligen Oberbürgermeister eine Denkschrift wegen Aufnahme einer städtischen Anleihe mit progressivem Tilgungsplan und genauer Ausarbeitung der Tilgungsraten überreicht hatte. Er wurde Mitglied des Stadtraths und bald auch der Handelskammer, deren Präsident er von 1838 bis 1848 gewesen ist. Ganz besonders ließ C. sich angelegen sein, auf Verbesserung der Verkehrsmittel hinzuwirken. Die Frage über die Möglichkeit der Erbauung von Eisenbahnen beherrschte damals die Gemüther in Preußen und sie war zugleich eine politische, weil in jedem Falle, auch für Leistung von Zinsbürgschaft an baubereite Gesellschaften, die Berufung der Reichsstände gesetzlich vorgeschrieben, vom König Friedrich Wilhelm III. und von seinem Nachfolger jedoch nicht gewünscht war. C. war einer der ersten in Preußen, die aus dem Studium der englischen Eisenbahngesetzgebung Nutzen für die heimischen Verhältnisse zu ziehen suchten. Ueber eine Eisenbahn von Köln nach Antwerpen verfaßte er zwei Schriften (1832 u. 35). Im J. 1833

hatte er über denselben Gegenstand eine längere Unterredung mit dem damaligen Kronprinzen. Seine hauptsächlichste Schrift war der „Versuch eines Beitrags zur Eisenbahngesetzgebung" (1838). Behufs Herstellung einer Eisenbahnverbindung vom Rhein zur Schelde bildete sich eine Gesellschaft, als deren Vorsitzender C. die Vorarbeiten leitete bis ihm die Anstrengungen für Durchsetzung der von ihm als richtig erkannten Grundsätze so groß wurden, daß er 1837 austrat. Bei der Ausführung der Köln-Mindener und der Köln-Bonner Eisenbahn war er lebhaft betheiligt, ebenso bei der Gründung der rheinischen Dampfschleppschifffahrts-Gesellschaft „Colonia" wie auch der älteren „Rheinischen Zeitung" in Köln. Jene Gesellschaft sollte die Befreiung der rheinischen Schifffahrt von den Niederlanden vollenden, und seinen Bemühungen gelang es, daß seit 1845 das Schiff „Die Hoffnung" direct zwischen Köln und Stettin wie auch mit London verkehrte. 1843 Vertreter Kölns im rheinischen Provinziallandtage, bewog er diesen, für Preßfreiheit und für Berufung einer Volksvertretung gemäß den Bestimmungen des Wiener Congresses und der Verordnung vom 2. Mai 1815 aufzutreten. So in die Reihe der deutschen Vorkämpfer für politische Reformen eingerückt, war seine Wahl in den Vereinigten Landtag von 1847 selbstverständlich, in welchem er sodann, neben v. Beckerath, Hansemann, v. d. Heydt, Mevissen, Graf Schwerin und v. Vincke, als Führer der Opposition für Erweiterung der Volksrechte auftrat. Gleich bei Berathung der auf die Thronrede zu erlassenden Adresse machte er dem königlichen Commissar gegenüber geltend, daß das Recht zur Berathung allgemeiner Gesetze nur einer Körperschaft, nicht den Provinzialständen neben dem Vereinigten Landtage zustehen könne, und daß überhaupt die ständische Vertretung nicht mehr eine fünffache sein dürfe, sondern eine einheitliche sein müsse. Er tadelte an der Verordnung vom 3. Februar, durch welche der Vereinigte Landtag ins Leben gerufen war, den Mangel der Bestimmung seiner periodischen Berufung, die mehrfache Beschränkung seines Bittschriftenrechts und Anderes. Nachdem aber der Versuch mißglückt war, eine besondere Wahrung der ständischen Rechte in der Adresse niederzulegen, war C. mit v. Beckerath und v. d. Heydt der Ansicht, daß in der Verfassungsfrage nunmehr bloß noch der Weg der Petition betreten werden könne. Die Genannten schlossen sich daher von der Unterzeichnung der „Declaration" aus, welche von 139 Mitgliedern dem Marschall der Dreiständecurie überreicht wurde. Weiter trat C. auf für v. Beckerath's Antrag auf Vorlegung eines Gesetzentwurfs wegen Aufhebung des die Wählbarkeit an das religiöse Bekenntniß knüpfenden Gesetzes. Ferner ging von ihm die Anregung aus, den Hauptfinanzetat und die Uebersicht der Finanzhauptverwaltung an eine Abtheilung zur Prüfung und Berichterstattung zu weisen. Bei Berathung der Verordnung wegen Ausschließung bescholtener Personen von den ständischen Verhandlungen verwandte er sich mit theilweisem Erfolge für eine mildere Norm. Mit Entschiedenheit forderte er, namentlich dem Minister des Innern gegenüber, die periodische Berufung des Landtags. Nicht überall stand er jedoch in Opposition, vielmehr hielt er eine längere Rede für den Gesetzentwurf wegen Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer sowie für Einführung einer Einkommensteuer, die, wie v. Vincke sich ausdrückte, wegen ihrer überzeugenden Klarheit dem Besten zuzuzählen sei, was im Landtage gesprochen worden. In einer Denkschrift zur Steuerreform empfahl er die reine Selbsteinschätzung. Als es sich dann schließlich darum handelte, ob die Liberalen den die Verfassung betreffenden Anträgen in der Gestalt, wie sie aus der Herrencurie zurückgekommen waren, zustimmen sollten, stimmte C. am 25. Juni für Nachgiebigkeit, damit nur überhaupt ein gemeinsamer Beschluß der Curien

und damit ein Boden erreicht werde, auf dem sich weiter bauen ließe; nachher aber erklärte er es in einer längeren Rede als seine Pflicht, die Regierung nicht in Zweifel darüber zu lassen, daß der Zwiespalt nicht geschlichtet sei und daß der von ihr eingeschlagene Weg ihn mit tiefer Betrübniß und Sorge für die Zukunft erfülle. Bald darauf fand der Umschwung vom März 1848 statt. Als dem Ministerium v. Bodelschwingh das Ministerium des Grafen v. Arnim-Boytzenburg folgte, war vom Könige dem ihm von früher her bekannten C. ein Ressort zugedacht, er verweigerte jedoch den Eintritt, weil die Hauptpersönlichkeit dieses Ministeriums zu wenig seinen politischen Anschauungen entsprach; als aber Graf Arnim sich der Lage nicht gewachsen zeigte, wurde am 29. März C. zur Bildung eines Ministeriums berufen. Dieses war, wie er selbst später öffentlich gesagt hat, „ein Ministerium, nach seiner persönlichen Zusammensetzung geeignet, den Staat ohne lebensgefährliche Zuckungen über die Kluft, welche das alte System von dem neuen trennt, hinüber zu führen", er nannte es auch wol „ein Ministerium des Uebergangs, der Vermittlung". Seine Regierung knüpfte nicht an die Revolution an, sondern an die Zeit vor ihr; in dem Bestreben aber, das überrumpelte Königthum wieder auf die Beine zu stellen, fand er nur eine schwache Stütze gegen das von allen Seiten gegen ihn anstürmende Demokratenthum; in stärkerem Maaße als den übrigen deutschen Märzministerien war ihm die Schwierigkeit der Lage beschieden, einerseits sich von den weitergehenden Liberalen bedrängt zu sehen, andererseits sich dem stilleren Wirken der nach der vormärzlichen Zeit zurück strebenden Elemente gegenüber stark genug zu fühlen. Erstere verübelten C., daß er, statt ein Wahlgesetz zu einer constituirenden Versammlung zu erlassen, am „Rechtsboden" festhielt und den zweiten Vereinigten Landtag berief, ja an diesem Boden auch gegenüber den unvermuthet weitergehenden Forderungen dieser Versammlung festhielt. Diese nöthigte ihn jedoch zur Vorlegung eines Wahlgesetzes für eine Constituante, mit deren demokratischer Mehrheit er sodann vielfach in Streit gerieth. Sehr ungehalten war sie über die Rückberufung des Prinzen von Preußen aus England und über die plötzlich, ohne Camphausen's Wissen erfolgte Abbestellung der Musterung der Berliner Bürgerwehr durch den König. Als er sodann „infolge der Verheißungen des Patents vom 18. März" der preußischen Nationalversammlung einen Verfassungsentwurf „zur Erklärung" vorlegte, sah deren demokratische Mehrheit darin eine völlige Nichtanerkennung der Revolution. Trotzdem scheute sie sich längere Zeit, das Ministerium ins Wanken zu bringen und sie wies deshalb den Verfassungsentwurf, den sie lieber gleich verworfen hätte, an eine Commission. Nachdem aber C. am 31. Mai in längerer Rede für Vereinbarung der Verfassung aufgetreten, die Versammlung dagegen am 15. Juni, unter Beseitigung jenes Entwurfs, eine Commission zur Bearbeitung einer demokratischen Verfassung eingesetzt hatte, trat C. am 26. Juni vom Amte zurück mit der Erklärung, die Zwecke seines Ministeriums seien erreicht, das Ministerium der Vermittlung müsse sich in eins der Ausführung umwandeln. Zuletzt warnte er die Versammlung: sie könne das erwünschte Ziel erreichen, in ihrer Hand liege es, wie bald die Verfassung zur Feststellung gelange. Auch jetzt noch hätte die Versammlung gern an C. festgehalten, sie hatte nur ein kräftigeres und sichereres Auftreten von ihm gewünscht, C. und Genossen wollten sich jedoch nicht zum Werkzeug der näherrückenden „Reaction" machen. Die geschichtlichen Urtheile über das Ministerium Camphausen gingen einerseits dahin, daß es mit Aufopferung so lange als möglich den Schild vor das Königthum gehalten, andererseits dahin, daß es durch große Schwäche die „Reaction" wieder habe erstarken lassen. Ende Juli 1848 wurde C. zum preußischen Bevoll-

mächtigten bei der provisorischen deutschen Centralgewalt ernannt. Kurz zuvor hatte H. v. Gagern versucht, ihn zum Eintritt in das Reichsministerium zu bewegen; die Unterredung, welche Beide hierüber hatten, blieb jedoch erfolglos, weil C. zu sehr den preußischen Standpunkt vertrat und in mehreren Maßregeln der Centralgewalt eine Mediatisirung Preußens erblickte. Als dessen Vertreter in Frankfurt a. M. entwarf er die preußische Circularnote vom 23. Januar 1849, in der die deutschen Regierungen aufgefordert wurden, zum Zweck einer Verständigung ihre Erklärungen über die Reichsverfassung vor deren zweiter Lesung in der Nationalversammlung abzugeben, um so dem Principienkampfe über die Frage der Vereinbarung auszuweichen. Als aber der König von Preußen die Reichsverfassung abgelehnt hatte, legte C. seine Stelle nieder, verließ Frankfurt am 1. Mai 1849 und trat aus dem Staatsdienste. 1849—50 wirkte er als Mitglied der preußischen Ersten Kammer mit Erfolg vermittelnd, im Volkshause des Reichstags zu Erfurt vertheidigte er als Referent des Verfassungsausschusses die En bloc-Annahme der Verfassung, und in der Ersten Kammer von 1850—51 gehörte er zur Opposition. Später ward er Mitglied des Herrenhauses. Sodann betheiligte er sich aufs neue an der Leitung des Kölner Bankhauses A. & L. Camphausen, zog sich aber 1868 ins Privatleben zurück und pflegte sich während des Sommers auf seiner Sternwarte Rüngsdorf bei Bonn mit astronomischen Studien zu beschäftigen. Die Auffindung einer neuen Methode für Ortsbestimmungen trug ihm von der Universität Bonn die Doctorwürde ein. Es war ihm beschieden, mit seiner Gemahlin Elise geb. Lenssen die diamantne Hochzeit zu feiern. Seine Tochter vermählte sich mit Justizrath Nacken in Köln. Hier ist er am 3. December 1890 gestorben.

K. Biedermann, Gesch. d. 1. pr. Reichstags. Lpz. 1847. — Reden u. Redner d. 1. Ver. Landtags 1847, S. 303. — Gutzkow, Deutschl. am Vorabend u. s. w., Werke Bd. 10, S. 260. — Edg. Bauer, Die Parteien. Pol. Revue Heft 1. Hamb. 1849. — Die d. Volks-Erheb. i. J. 1848, v. Lasker u. Gerhard, m. Bild Camphausen's. Danzig 1848. — Grenzboten 1849, 2. Sem. Bd. 3 („C. u. d. d. Pol.") u. 1850, 4. Quart. („Deutsche Staatsm. L. C."). — v. Unruh, Skizzen a. Preuß. neuest. Gesch. Magdeb. 1849. — Gneist, Berlin. Zustände. Berlin 1849. — Gegenwart, Bd. 2, Lpz. 1849, S. 155. — Hansemann, Das pr. u. dtsch. Verf.-Werk. Berlin 1850, S. 91. — Stahr, Die pr. Revol. Oldenb. 1850. — Parl. Größen. Berl. 1850, Bd. 1. — Wolff, Berlin. Revol.-Chron., Bd. 3, Berlin 1854, S. 575. — Bunsen, Briefe, Bd. 3, S. 165. — v. Stockmar, Denkwürdigk. Brnschw. 1872, S. 602. — Nat.-Zeitg. v. 3. März 1878. — Temme, Erinnerungen. Lpz. 1883. — v. Sybel, Die Gründg. d. D. Reichs; Köln. Ztg. Nr. 346 v. 1890. — v. Unruh, Erfahrungen a. d. letzten 3 Jahren. Magdeb. 1851. — Nach Abschluß vorst. Art. erschien: Lud. Camphausens Leben. Nach s. handschr. Nachl. dargest. v. Anna Caspary. Stuttg. 1902. Das Werk enthält u. a. Briefe Fr. Wilhelm's IV. u. d. Prinzen v. Preußen an C. aus 1848, namentlich über die Rückberufung des Prinzen Wilhelm u. über den Wunsch des Königs, diesen seinen Bruder neben Erzh. Johann u. Prinz Johann v. Sachsen zu einem der Directoren der deutschen Centralregierung bestellt zu sehen, die 1849 kurze Zeit an Stelle des Reichsverwesers geplant war.

Wippermann.

Camphausen: Otto von C., preußischer Staatsmann, wurde am 21. October 1812 geboren in Hünshoven als jüngster der drei Söhne des Kaufmanns Gerhard Gottfried C. und der Maria Wilhelmine geb. Peuchen. Nach dem Studium der Rechte und der Cameralwissenschaften in Bonn, Heidelberg, München und Berlin wurde er im Herbst 1834 zum Referendar bei der

Bezirksregierung in Köln bestellt, 1837—40 war er als Assessor bei der Regierung in Magdeburg thätig, sodann kurze Zeit als Hülfsarbeiter bei der Abtheilung für Etats- und Cassenwesen im Finanzministerium zu Berlin beschäftigt. Im December 1840 war er Assessor bei der Regierung in Koblenz, seit Februar 1842 bei der in Trier, wo 1844 seine Ernennung zum Regierungsrath erfolgte. Hiernach abermals in das Finanzministerium berufen, bearbeitete er die Grundsteuerangelegenheiten. 1845 zum Geh. Finanzrath ernannt, entwarf er das 1847 dem Vereinigten Landtage vorgelegte, hier von seinem Bruder Ludolf warm empfohlene Gesetz wegen Einführung einer Einkommensteuer sammt Denkschrift. In finanziellen Fragen war er ferner thätig als gemäßigt liberaler Abgeordneter sowol der zweiten Kammer von 1849 als auch der von 1850 sowie des Volkshauses des Reichstags zu Erfurt. 1854 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten der Preußischen Seehandlung in Berlin, 1860 wurde er auf Lebenszeit ins Herrenhaus berufen und am 26. October 1869 ward ihm, an Stelle des ausscheidenden v. d. Heydt, das Finanzministerium übertragen. Schon sein erstes Auftreten im Abgeordnetenhause am 29. October erweckte allgemeines Vertrauen. Er hege, sagte er, die Zuversicht, daß das Haus ihm in der Ordnung der Finanzen, unter möglichster Schonung der Steuerkraft des Landes, die Unterstützung nicht versagen werde. Grade dies, Ordnung und Schonung, war es, was man an v. d. Heydt zuletzt vermißt hatte. Dabei fand C. die finanzielle Lage Preußens gar nicht übel. Ein Staat von der Größe Preußens, der nur 424 Millionen Schulden im Budget habe und neben einem Deficit von $5^1/_2$ Millionen eine Summe von $8^1/_2$ Millionen zum Zweck der Schuldentilgung aufweise, sei in einer Lage, „um die uns die meisten Staaten Europas beneiden könnten". Jedoch glaubte er, daß zur Herstellung einer richtigen Finanzpolitik grade mit der Staatsschuldentilgung eine Aenderung vorgenommen und der Finanzminister in den Stand gesetzt werden müsse, in günstigen Jahren größere Tilgungssummen zu verwenden. Am 16. November legte C. seinen Consolidationsplan vor, wonach durch Verwandlung eines Theils der Staatsschuld in eine consolidirte Schuld die übermäßige Tilgung gemindert und die Staatsausgaben um etwa $3^1/_2$ Millionen erleichtert werden sollten. Bereits im December wurde diese Vorlage von beiden Häusern des Landtags genehmigt. Am 16. November, als es sich im Abgeordnetenhause um die Bewilligung von 60 000 Thalern für die Lehrer-Wittwen- und Waisencasse handelte, trat er für die Würde des Staats ein. Während der Cultusminister v. Mühler für eine solche Ausgabe kein Geld hatte, erklärte C., daß es, wenn das Haus die Ausgabe genehmige, an seinen wärmsten Sympathien für die Sache nicht fehlen werde. Eine ungünstige Lage der Finanzen werde ihn nicht abhalten, vielmehr werde er sich nur von der Erwägung leiten lassen, was die Würde des Staats in solcher Lage erfordere. Am 29. November 1871 legte C. dem Abgeordnetenhause das Gesetz über Aufhebung des preußischen Staatsschatzes vor, er sprach über die Verwendung der dadurch flüssigen Gelder und gab eine Uebersicht über die gesammte Finanzlage, aus welcher hervorging, daß Preußen im Kriegsjahr 1870 einen Ueberschuß von mehr als 6 Mill. Thalern hatte. Seine gleichzeitige Finanzdarstellung ergab, daß für 1872 mehr als 8 Mill. Thaler für Mehrausgaben verfügbar blieben, die größtentheils für Gehaltsaufbesserung, Erhöhung des Fonds für Universitäten und für die Akademie der Künste verwendet werden sollten. Auch nach Camphausen's Rede vom 22. Oct. erwies sich der Etat für 1872 so günstig, daß der reichliche Ueberschuß größtentheils für Volksschulwesen, Kunstzwecke, Dotirung der Provinzialfonds und Einrichtung der Kreisverwaltung dienen konnte. Mit noch größerer Genugthuung nahm die Volksvertretung

das am 20. Februar 1873 von C. vorgelegte, einen Ueberschuß von 20 Mill. aufweisende Budget auf. Von Bedeutung war ferner die Rede, welche er am 6. Mai 1873 im Reichstage über das Reichsmünzgesetz hielt. Als sodann Fürst Bismarck am 9. November 1873, nach dem Ausscheiden des Grafen Roon, aufs neue das Präsidium des Ministeriums übernahm, wurde C. zu dessen Vicepräsidenten ernannt, eine Stellung, vermöge deren er mehrmals in den folgenden Jahren den Landtag zu eröffnen hatte. Am 22. November 1873 beantwortete er im Abgeordnetenhause Windthorst's Anfrage über die Bedeutung der Wiederschaffung jener Stelle durch beruhigende Erklärungen und trat einem Antrage wegen Aufhebung der Stempelsteuer auf Zeitungen entgegen. Im Reichstage vertheidigte C. am 16. November 1874 mit Eifer den Entwurf des Bankgesetzes. Hinsichtlich des Budgets, das er am 19. Januar 1875 dem Landtage vorlegte, hob er wiederum rühmend hervor, daß wol kein Staat sich ähnlicher finanzieller Verhältnisse zu erfreuen vermöge. Um eine günstige Gestaltung der Reichsfinanzen nicht minder besorgt, machte er am 20. November 1875 bei Berathung der Gesetze über Brau- und Börsensteuer im Reichstage darauf aufmerksam, daß es eine schlechte Finanzpolitik sei, die Vorräthe der früheren Jahre völlig aufzuzehren. Am 26. April 1876 sprach sich C. im Reichstage für das von Bismarck vorgelegte Reichseisenbahngesetz aus, dagegen gerieth er allmählich in einen gewissen Gegensatz zu dem von dem Freihandel sich abwendenden Reichskanzler. In den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom 27. October 1877 über den langen Urlaub des Ministers Grafen F. zu Eulenburg trat C. den Aeußerungen Windthorst's über die Stellung der Minister als Commis des Fürsten Bismarck entgegen und am 21. November 1877 gab er nähere Auskunft über die Verwendung des sog. Welfenfonds. Bei der Berathung des Reichstags über die Vorlagen wegen Tabaksteuer, Stempelabgaben und Spielkartensteuer am 22. Februar 1878 kam es zum Bruch zwischen C. und dem Reichskanzler, indem dieser die alleinige Verantwortung für jene von C. herrührenden Vorlagen nicht übernehmen zu können erklärte. Als ferner in der Sitzung vom 23. Februar Lasker jeden reformatorischen Gedanken in diesen Vorlagen vermißte, auch dem Reichskanzler vorwarf, Vorlagen, von deren Mißerfolg er vorher überzeugt sein müsse, nicht zurückgehalten zu haben, und zugleich die Schaffung eines selbständigen Reichsministers verlangte, fühlte sich C. tief verletzt. Es war eine peinliche Scene, als er unter Weinen der nationalliberalen Partei vorwarf, ihn von seiner Stelle zu verdrängen, um sie durch einen der ihrigen einnehmen zu lassen. Durch seine fernere Erklärung, daß er dem Plane des Reichskanzlers wegen Einführung des Tabakmonopols im Reiche zwar zuneige, jedoch ein Uebergangsstadium für nöthig halte, erklärte sich Fürst Bismarck zwar befriedigt, auch sprach dieser die Hoffnung aus, daß er C., der schon oft den Wunsch nach Rücktritt geäußert, noch länger zum Collegen haben werde; C. sah sich jedoch durch diese Vorgänge bewogen, am 27. Februar 1878 um Entlassung zu bitten, die ihm am 23. März zu Theil wurde. Als Mitglied des Herrenhauses trat er sodann am 17. December 1879 dem Gesetzentwurf wegen Verstaatlichung einer Reihe von Eisenbahnen und am 16. Februar 1881 der Vorlage über den Steuererlaß entgegen, worauf Fürst Bismarck sich überrascht zeigte, „von einem langjährigen Kampfgenossen eine Störung in seinem Reformwerk zu erfahren". C. ließ sich hierdurch nicht beirren, sondern übte nun am 17. Februar eine scharfe Kritik an den Etats der letzten Jahre. Entrüstet erwiderte Fürst Bismarck, die ungünstige Finanzlage rühre gerade von Camphausen's Wirthschaft her, der Jahre lang im Golde gewühlt, aber nicht bedacht habe, daß magere Jahre folgen könnten, dessen Ressort zwar stets in

musterhafter Ordnung gewesen sei, der aber ein Finanzsystem für die Zukunft nicht gehabt habe. Daß die Mehrheit des Hauses sich auf die Seite des Fürsten stellte, veranlaßte C., sich vom politischen Leben zurückzuziehen. Er verbrachte den Rest des Lebens in Berlin. Am 18. Januar 1896 wurde ihm der Schwarze Adlerorden und damit der Adel verliehen, den er jedoch, da er unvermählt geblieben, nicht vererben konnte. Sein Tod erfolgte in Berlin am 18. Mai 1896. Im Auftrage des Kaisers legte der Minister Graf B. zu Eulenburg einen Kranz auf den Sarg. Die Nekrologe in der Presse kamen darauf hinaus, daß C. zwar kein schöpferischer Staatsmann ersten Ranges gewesen sei, wol aber ein politisch und wirthschaftlich freigesinnter, hochbegabter Mann aus der Beamtenschule, die nach den Freiheitskriegen den preußischen Staat reorganisirt und sodann den Uebergang in die constitutionellen Formen verständnißvoll geleitet hat.

Vgl. auch Nat.-Ztg. v. 18. u. Berl. Tagebl. v. 19. Mai 1896, A. Bettelheim, Biogr. Jahrb. Bd. 2, Berl. 1898, S. 435. Wippermann.

Camphausen: Wilhelm C., bedeutender Schlachtenmaler, wurde am 8. Februar 1818 zu Düsseldorf geboren. Durch die anregende Umgebung der Kunststadt gefördert, kam sein Talent schon früh zur Entwicklung. Bei dem hervorragendsten Künstler jener Zeit, dem genialen Alfred Rethel, erhielt er den ersten Zeichenunterricht und bei dem lebhaften Erfassen des Knaben blieb dieser günstige Umstand nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf den Werdegang des Schülers. Nach einem seit 1834 begonnenen vierjährigen Studium auf der königlichen Kunstakademie erhielt er eine neue fesselnde Anregung, als er seiner Militärpflicht bei den Husaren genügte, indem er hier sich seiner besonderen Liebhaberei für Roß und Reiter immer klarer bewußt wurde. Er war nicht nur Soldat, sondern er erkannte nun auch seinen Beruf, den Soldaten malerisch zu verwerthen.

Mit frischem Jugendmuth betrat er den Weg zu dem vorgesteckten Ziel, wie dies sich in seinen ersten Bildern, der „Retirade österreichischer Kürassiere" (1839), „Tilly auf der Flucht bei Breitenfeld" (1841), „Prinz Eugen bei Belgrad" (1842) und den Compositionen zu dem Volksliede „Morgenroth" bekundete. Der Richtung der damaligen Düsseldorfer Schule entsprechend versuchte er sich 1845 auch in einem figurenreichen Historienbilde „Gottfried von Bouillon in der Schlacht bei Askalon", ohne damit eine ausreichende Begabung zur Lösung einer solchen Aufgabe romantischen Stils zu erkennen zu geben. Er ließ es deshalb auch bei diesem ersten Versuch bewenden und warf sich nun auf ein Stoffgebiet, das seinem Talent entschieden besser entsprach. Mit regem Eifer das Kostümbild pflegend, fand er hierfür das ergiebigste Feld in den Episoden des dreißigjährigen Krieges und in den Kämpfen der Puritaner mit den Soldaten Karl's I. Man steckte eben noch tief in dem Glauben, das Geschichtsbild müsse einer möglichst entfernten Zeitepoche entnommen sein. Kostüm und Historie schienen unzertrennliche Begriffe zu sein; an modernes Kostüm wurde dabei nicht gedacht. Der Romantik war dies ein malerisch werthloses Unding.

So entstanden in den nächsten Jahren die Bilder „Cromwellsche Reiter, den herannahenden Feind beobachtend" (1846, Berliner Nationalgalerie), „Graf Heinrich zu Solms in der Schlacht bei Neerwinden", „Puritaner, Gefangene transportirend" (1847), „Scene auf einem von Cromwellschen Soldaten erstürmten Schloßhofe" (1848), „Karl II. auf der Flucht aus der Schlacht bei Worcester" (1849), „Karl I. in der Schlacht bei Naseby" (1851), „Gustav Adolfs Dankgebet nach dem Siege bei Breitenfeld" (1851), „Puritaner auf der Morgenandacht" (Kunsthalle in Hamburg, 1852). Glücklicher Weise blieb

der strebsame Künstler in diesen dem lebhaften Empfinden schon ziemlich fernliegenden Darstellungen nicht stecken. Die ernsten Zeitereignisse waren nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben; das mächtige Verlangen einer nationalen Einigung Deutschlands drängte auch die glühende Künstlerseele, auf die Strömung in fördernder Richtung einzuwirken. Nur erst wenigen starken Geistern war die Erkenntniß aufgegangen, daß aus der Erziehung zum Pflichtbewußtsein und zur Tüchtigkeit, aus der straffen Disciplin und dem schroffen Militarismus des preußischen Staates das Heil für Deutschland erwachsen würde. Diese erwachende Erkenntniß gab auch wol C. die ersten Impulse, als er, für seine Kunst einen nationalen Inhalt suchend, die Helden und Ereignisse aus der Zeit Friedrich's des Großen und der Befreiungskriege zur Darstellung brachte.

Mit dieser zunehmenden Klarheit seiner Anschauung hob sich auch die Reife seiner Vortragsweise; seine Technik wurde markiger und männlicher. So entstanden die Bilder „Friedrich II. und das Dragonerregiment Baireuth bei Hohenfriedberg", „Parade vor Friedrich II. bei Potsdam" (1863), „Friedrich II. am Sarge Schwerins", „Choral preußischer Grenadiere nach der Schlacht bei Leuthen", „Blüchers Rheinübergang bei Caub" (1860), „Blüchers Begegnung mit Wellington bei Belle-Alliance" (Museum in Königsberg 1862) und ferner die Reiterbildnisse von Seydlitz, Zieten, Schwerin, Prinz Heinrich, Fürst Leopold von Dessau, Blücher und Gneisenau (1859), die zumeist aus dem Hintergrunde einer noch tobenden oder eben zur Entscheidung gebrachten Schlacht hervortreten.

Noch näher rückte er seinem Ziele zur Verwirklichung einer nationalen Kunst, als ihm nun selbst die Gegenwart den Stoff zu wirklichen Historienbildern bot, als der Schlachtenmaler dazu nicht mehr nach der Vergangenheit auszuschauen brauchte. Der langgehegte Traum der Deutschen von einem einigen Vaterland sollte unter schweren Kämpfen endlich zur Wirklichkeit werden; der dänische Krieg 1864 bildete gewissermaßen den ersten Act oder das Vorspiel zu diesem welthistorischen Drama; C. machte ihn als malerischer Berichterstatter im Gefolge des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern mit. Seine folgenden Bilder, die nun der eigenen Anschauung entsprangen, zeigten diesen Vortheil in günstigster Weise und errangen durch ihre lebhafte Auffassung der erregten Vorgänge eine große Popularität; es waren vor allem die figurenreichen Gemälde „Erstürmung der Düppeler Schanze Nr. 2", „Düppel nach dem Sturm" (Begegnung des Kronprinzen mit dem Prinzen Friedrich Karl; Berliner Nationalgalerie, 1867) und „Uebergang nach Alsen" (1866, Kunsthalle in Bremen). Eine gleich freundliche Aufnahme fand eine Probe seiner schriftstellerischen Begabung, das von ihm verfaßte und illustrirte Buch „Der Maler auf dem Kriegsfeld", worin er seine Erinnerungen und Erfahrungen vom Feldzuge niederlegte.

Noch war er so mit der Ausbeutung der gesammelten Studien beschäftigt, als schon der folgende Act begann, der deutsch-österreichische Krieg ausbrach, der den eifrigen Künstler wiederum ins Feld führte. Diesmal machte er den Feldzug im Hauptquartier des Kronprinzen mit und fand somit Gelegenheit, den bedeutsamsten Momenten des großartigen Dramas als Augenzeuge beizuwohnen. So sind die danach entstandenen Bilder, besonders die bekanntesten wie „Die Eroberung einer österreichischen Standarte durch das schlesische Dragonerregiment Nr. 8 bei Nachod" (1869), „Die Begegnung des Kronprinzen mit dem Prinzen Friedrich Karl auf der Höhe von Chlum" und „König Wilhelm bei Königgrätz dem Kronprinzen den Orden pour le mérite verleihend" getreue Documente der Zeitereignisse geworden. Dem letzten Acte,

der die höchste Spannung der Krisis und auch die Lösung des Knotens brachte, dem deutsch-französischen Kriege 1870/71, konnte er nicht persönlich als Begleiter folgen und so haben die Bilder, die er diesem hochwichtigen Zeitraum entnahm, wie „Die Begegnung des Grafen Bismarck mit Napoleon III." und „Die Fahrt Napoleons zu König Wilhelm nach der Schlacht bei Sedan" nicht dieselbe überzeugende Wirkungskraft wie die vorhergegangenen. Den Abschluß dieses Stoffkreises bildete das 1875 entstandene Bild „Einzug der siegreichen Truppen in die Reichshauptstadt". Außerdem setzte er jetzt auch die mit so vielem Erfolg begonnene Reihe der Reiterbildnisse der hervorragenden Kriegshelden fort und malte in colossalen Dimensionen den Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I., Friedrich den Großen und Kaiser Wilhelm I. Diese in monumentalem Stile ausgeführten Gemälde bilden einen bedeutenden Wandschmuck im königlichen Schlosse zu Berlin. Als Seitenstück zu den Feldherren des Siebenjährigen Krieges können die ähnlich componirten Reiterporträts des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Friedrich Karl, Bismarck's und Moltke's und der Generale v. Goeben und v. Werder gelten, die durch Lithographien von Süßnapp, Engelbach u. A. weite Verbreitung fanden. Ferner gehört in diese Reihe „Kaiser Wilhelm mit Roon, Bismarck und Moltke" im Kölner Museum.

Seine letzten größeren Arbeiten waren das in der Herrscherhalle des Berliner Zeughauses in Wachsfarben ausgeführte Wandgemälde „Die Huldigung der schlesischen Stände vor Friedrich II. in Breslau" (1882) und die aus dem Dombaufest in Köln hervorgegangene, für den Gürzenich bestimmte Composition „Der Kölner Festzug mit der Huldigung vor dem Denkmal Friedrich Wilhelms IV." Eine weitere Bedeutung seiner künstlerischen Individualität liegt in den zahlreichen Illustrationen, die er zu verschiedenen Werken geschaffen; so zu Immermann's „Tristan und Isolde" und zu Uhland's Gedichten, sowie humoristischen Genres für die „Düsseldorfer Monatshefte" und für die Chronik des Künstlervereins Malkasten, die von ihm in altem Chronistenstil verfaßt unter dem Titel „Chronica de rebus Malcastaniensibus" herauskam. Als langjähriger Vorsitzender dieses Vereins erwarb er sich auch hohe Verdienste namentlich als Anordner und Leiter der glänzenden Künstlerfeste, wobei seine vielseitige Begabung sich im besten Lichte zeigte. Er starb in Düsseldorf am 18. Juni 1885. Eduard Daelen.

Canon: Hans C. (eigentlich Hans Purschka-Straschiripka), geboren am 15. März 1830 zu Wien, † ebendort am 12. September 1885. C. ist eine, noch sehr unterschätzte bedeutende Erscheinung unter den Malern des 19. Jahrhunderts, so sehr unterschätzt, daß eine vielgelesene Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts den Künstler nicht einmal im Text und nur im Inhaltsverzeichniß erwähnt. In einigen ähnlichen Werken ist C. entweder gänzlich übergangen oder an unpassender Stelle mit einigen Worten abgethan. Ohne Zweifel waren Canon's unstätes Wesen, seine Wanderlust, sein Jahre lang ungeminderter Leichtsinn, sein vieles Schuldenmachen Hemmschuhe persönlicher Art für das Erreichen jener Anerkennung, die geringen Talenten oft wie von selbst in den Schooß fällt, wenn sie nur darauf bedacht sind, ja nichts ungewöhnliches zu leisten. C. hatte lange gegen mächtige Feinde anzukämpfen, die er nicht zu versöhnen trachtete, sondern wohl durch Aeußerungen des Jähzorns und stark hervorgekehrten Künstlerstolzes erbitterte. Nur eine Natur von der außerordentlichen Kraft wie die Canon's konnte schließlich einen Sieg erringen, der aber theuer genug erkauft war. Erst nach einem mächtigen Jahre langen Ringen, das übrigens nicht so sehr einem zu gewinnenden Ansehen, als der künstlerischen Vollendung galt, hat C. die ver-

diente Anerkennung gefunden, verhältnißmäßig spät. Denn ein jäher Tod raffte den ursprünglich überkräftigen, späterhin allerdings herzkranken Mann in den besten Jahren hinweg, als man eben die größten Hoffnungen auf das Schaffen des ausgereiften Künstlers und schließlich noch abgeklärten Menschen setzte.

Mütterlicherseits stammte C. aus der altösterreichischen Malerfamilie der Altomonte (Hohenberg). So sagt eine bestimmte Ueberlieferung. Das Datum der Geburt wird bei C. in verschiedenen Quellen verschieden angegeben. Ich hielt mich an die Daten, die in den Urkunden des Kremser Gymnasiums vorkommen, weil diesen höchst wahrscheinlich die Angaben des Taufscheines zu Grunde liegen. Anderwärts liest man auch 1829, sogar 1828 als Jahr der Geburt. Als Tag wird auch der 3. und der 13. März (statt des 15.) genannt. Der kleine Hans, bei dem sich sehr früh künstlerische Begabung zeigte, besuchte in Wien die Normalschule. Dann schickte ihn sein Vater, der fürstlich Starhemberg'sche Wirthschaftsrath Johann Straschiripka, nach Krems ans Piaristengymnasium, in dessen Convict er als zahlender Schüler im October 1840 aufgenommen wurde. Durch mehrere sichere Mittheilungen erscheint es im allgemeinen beglaubigt, daß C. in seiner Jugend eine Art Nichtsnutz war und daß er wenig lernte. Nur Mathematik interessirte ihn, und aus diesem Unterrichtsgegenstande erhielt er die Noten Ademinens und Eminens, was unserem „lobenswerth" und „vorzüglich" entspricht. Im übrigen scheint auf die Dauer sogar alle Fürsprache versagt zu haben, denn schon mit Ende Juli 1843 war bei C. das Gymnasialstudium zu Ende. Eine Nachricht aus der Familie von Kerner, die damals in Krems lebte und in deren Hause der junge Straschiripka verkehrte, schildert ihn als schlank von Gestalt, blond, und als einen Jungen von angenehmem, geradezu einnehmendem Aeußeren. Er sei ein „fideles Haus" gewesen. Von den Wissenschaften hat er in Krems nur genascht, und so war es auch in Wien am Polytechnikum, das er 1843 bis 1845 besuchte. Er wird in zwei Jahrgängen der Schülerlisten, beziehungsweise der Prüfungskataloge genannt. Dort steht vermerkt, daß er im J. 1843 auf 44 den Gegenstand „Technologie" fleißig besucht und darauf 1. Classe erhalten hat. Aus den „Elementen der Mathematik" hatte er zwar keine Classe, doch besuchte er dieses Collegium „sehr fleißig". Aus dem „technischen Zeichnen" trat er schon innerhalb des 1. Jahres aus. Die „Sitten" werden als „vollkommen gemäß" bezeichnet. Nach dem Jahrgang 1844 auf 45 erscheint er nicht mehr im polytechnischen Institut eingetragen.

Den Anlaß zu dem Versuch, technische Studien zu treiben, scheinen einige Spielereien technischer Art abgegeben zu haben, die er noch als halbes Kind anzufertigen verstand, so eine kleine eiserne Locomotive, die er zur Freude seiner Geschwister im Garten laufen machte und ein Fallschirm, mit dem er sich von einem thurmartigen Anbau herabließ, ohne Schaden zu nehmen. Die früher angedeutete Neigung zur Malerei scheint indeß nach und nach die Oberhand gewonnen zu haben und der junge Brausekopf bezog die Wiener Akademie der bildenden Künste. Der 8. October 1845 ist als Eintrittstag in die Akademieakten vermerkt. 1846 wurde er in Gsellhofer's Vorbereitungsclasse gesehen. Noch immer war aber die richtige Schule für den Jüngling nicht gefunden. Augenscheinlich behagte ihm auch die Akademie nicht, vielleicht deshalb, weil er, wie in Wiener Künstlerkreisen erzählt wird, seinen damaligen Mitschülern an Können weit überlegen war. Einige Anregung mag er immerhin gewonnen haben. Dann dürfte er aber bald seiner Wege gegangen sein, denn irgend welche weitere Spuren seiner Anwesenheit an der Akademie sind in den Protokollen nicht mehr aufzufinden. Doch verblieb der junge Mann vorläufig bei der Künstlerlaufbahn. Im J. 1847

finden wir ihn Monate lang mit Ferdinand Waldmüller in Verbindung. Aber auch unter dieser Leitung hielt er nicht lange aus. Die unruhigen Zeiten und tollkühnes Wesen zogen ihn zum Militär, doch scheint der Eintritt ins Heer nicht freiwillig geschehen zu sein. Einer der Jugendfreunde Canon's, der nachmalige Polizeirath Pittner, erzählte mir, daß C. 1848 während der Unruhen in Wien mit anderen jungen Leuten verhaftet wurde, da er Waffen trug. Nur die Berufung auf den General Hauslab, seinen Verwandten und Gönner, konnte ihn vor der standrechtlichen Behandlung retten. Er wurde aber „abgestellt", d. h. fürs Militär behalten. In dieser neuen Laufbahn brachte er es bald zum Cadetten. Er diente bei den Kürassieren und verließ 1853 als Lieutenant die Armee. In den 50er Jahren verkehrte Straschiripka, der sich in periodischen Anläufen durch eigenes emsiges Studium in der Malerei vervollkommnet hatte, viel bei den Brüdern Gaul, den Malern, die ohne Zweifel einigen Einfluß auf die Entwicklung des jungen Künstlers genommen und ihn in der Porträtmalerei und manchen technischen Dingen gefördert haben. Im J. 1856 malte er das treffliche Bildniß der Schauspielerin Katharina Schiller, das sich in der Familie Brezina vererbt hat und 1892 in der Ausstellung für Musik- und Theaterwesen zu Wien viel bewundert wurde (Abtheilung der Stadt Wien, Kat. S. 144, Nr. 461). Als 1857 in Wien Tannhäuser zum ersten Mal aufgeführt wurde und Egghart in der Titelrolle aufgetreten war, porträtirte Straschiripka den genannten Sänger. Die Brüder Gaul waren es vermuthlich, die ihn mit Carl Rahl dem jüngeren in persönliche Verbindung brachten. Ohne eigentlich der Rahl'schen Schule anzugehören, verkehrte Straschiripka doch im Atelier des älteren Malers, wo er ohne Zweifel manche künstlerische Förderung erfuhr. Ein Bild, das Rahl's Einfluß ziemlich klar erkennen läßt, ist die Orientalin beim Diamantenhändler, die 1886 in Wien als „Diamantenhändler" ausgestellt war. Jugendwerken Canon's aus dieser Periode begegnete ich in der Sammlung des Componisten Ed. Kremser.

Gegen Ende der 50er Jahre des Jahrhunderts nannte sich der Künstler schon „Canon", und unter diesem nom de guerre trat er auch an die Oeffentlichkeit. Sein wahrer Name hatte damals gesellschaftlich keinen guten Klang mehr.

Ein Knabenbildniß aus dem Jahre 1857, es war nach Canon's Tode im Wiener Künstlerhause zu sehen, erinnerte noch an die Art der vormärzlichen Wiener Schule. Etwas freier behandelt ist das Bildniß des Grafen O. Sullivan de Graß, das zuerst 1858 beim Kunsthändler G. Plach und bald darauf im österreichischen Kunstverein ausgestellt war. Es fand Beifall trotz manchen Schwächen, die dem heutigen Kunsturtheil übrigens viel klarer sein müssen, als der damaligen Wiener Beurtheilung.

In jenen Jahren ging C. nach Italien, obwol er dieses Land der schönen Künste anfänglich nicht liebte und gegen Neapel geradewegs einen Widerwillen hegte. Auf Italien weist ein italienisches Blumenmädchen mit der Signatur „Canon 1859", das in die Sammlung des Grafen Flemming nach Karlsruhe gelangt ist. Die Mache an dieser etwa viertel lebensgroßen Figur ist noch unvollkommen, z. B. ist der Fuß böse verzeichnet. Aus dem J. 1859 stammt auch ein Bildniß des Grafen Edmund Zichy und das Mädchen mit Fischen, das Aufsehen erregte und in der Folge nachgebildet wurde. (Es kam in die Sammlung A. v. Zinner.) Eine datirte monogrammirte Zeichnung aus 1859 mit einem Mädchen das Fische trägt, befindet sich in der Albertina. In demselben Jahre entstand auch ein großes Altarbild für die Deutschordenskirche in Laibach (Böttticher Nr. 3). Dem J. 1860 gehört u. A. ein gutes Bildniß

des jungen Baron Todesco in Wien an (Knabe in hellem Matrosenanzuge; in kühlem Tone gehalten). 1861 findet sich als Datum auf einem genreartigen Bilde mit überlebensgroßen Figuren. Blasse kalte Färbung, aber eine geradezu interessante dämmrige Beleuchtung zeichnen dieses Werk aus, das sich in der Sammlung Wiener v. Welten in Wien befindet (Liebeserklärung). Mit 1861 datirt ist die „Theilung der Beute", die in der Wiener Versteigerung Meyer Also Rußbach an Charles Meyer verkauft wurde. Demselben Jahre gehört an die „Geflügelhändlerin" (eine überlebensgroße Figur, bis 1882 bei Baron Schey von Koromla). 1862 ist entstanden „Tag und Nacht" (ein Neger trägt ein weißes Mädchen. Bis 1882 bei Baron Schey von Koromla). Ein überlebensgroßer Frauenkopf von blasser Färbung in der Dr. Spitzer'schen Sammlung auf Schloß Mannsberg in Kärnthen dürfte hier einzureihen sein. Nebenbei sei bemerkt, daß C. um jene Zeit auch zahlreiche politische Caricaturen zeichnete. In Blindenmarkt in Niederösterreich malte C. 1861 ein Fresco mit einem Crucifixus (nach Angabe des Wiener Tageblatt vom 21. Januar 1886). Dieses Werk soll künstlerisch bedeutend sein, und überhaupt scheint es, daß der Schritt vom tastenden Schüler zum sicher angreifenden Meister von C. in jener Zeit um 1860 gethan worden. In Karlsruhe, wohin er sich nun wendete, konnte er schon als fertiger Maler auftreten. Die Bilder aus der Karlsruher Periode des Künstlers, die sich bis 1869 erstreckt, gehören meines Erachtens zu den frischesten Erzeugnissen Canon'scher Kunst, sogleich die „Schwarzwälderin", die 1868 im österreichischen Kunstverein ausgestellt war, später in den Besitz der Schauspielerin Wolter übergegangen ist und seit einigen Jahren eine Zierde der Wiener Sammlung W. Freyberg bildet. (Es stellt ein Mädchen mit einer dunklen Katze vor und ist signirt und datirt. Eine Abbildung findet sich im Verzeichniß der Auction Wolter, Wien 1898.) Der Karlsruher Zeit dürfte angehören ein unvollendetes Bild der Sammlung L. Lobmeyr (C. an der Staffelei. In der Auffassung an Jac. Jordaens erinnernd). Zu Schirmer in Karlsruhe scheint C. in ein näheres Verhältniß getreten zu sein, da er das Bildniß des älteren Kunstgenossen malte (Böttticher Nr. 4), wogegen er mit C. F. Lessing nicht verkehrte, den er eher anfeindete. Doch malte er Lessing's Tochter, die Gemahlin Koberstein's. Canon's Kunst übte damals schon auf jüngere Talente eine gewisse Anziehungskraft aus, und er hatte mehrere talentvolle Schüler. Auch ein großer Auftrag wurde ihm zu Theil, und zwar in der Ausführung der decorativen Malereien im großherzoglichen Wartesaal des Karlsruher Bahnhofes. Diese Arbeiten sind wenig genannt, dürfen aber als treffliche Leistungen bezeichnet werden. Es sind zwei große Breitbilder mit Puttengestalten (Eisenbahnwesen, Telegraphie und Post) und sechs Füllungen mit Kinderköpfen und Eroten. Das blühende Colorit ist von seltener Frische, aber die übertriebenen Formen bedeuten wol einen Mangel. Als bekanntere Schöpfungen der Karlsruher Periode seien noch erwähnt: „Der Rübenmeister" aus dem J. 1866 (überlebensgroße, aufrecht stehende Figur von kräftigem Colorit, bezeichnet und datirt. Im Besitz des Grafen Hans Wilczek und im Treppenhause des Schlosses Seebarn aufgestellt), ferner „Die Schatzgräber" von 1866 (Böttticher Nr. 6), „Cromwell an der Leiche Königs Karl I." (mit 1867 datirtes und signirtes Bild. Ueberlebensgroße Figur auf Schloß Friedenstein in Gotha. Eine zweite, wol veränderte Ausführung, oder handelte es sich um eine Copie?, war aus Baseler Privatbesitz 1895 im österreichischen Kunstverein ausgestellt), weiter ein Hauptwerk des Künstlers „Familienglück" (signirt und datirt mit 1869; im Besitz des Fürsten Kinsky; ausgestellt 1886 in der Wiener Canon-Ausstellung). Endlich die „moderne Judith" (ein Küchenmädchen, im Begriff einen Hahn zu tödten.

Signirtes Stück aus 1869). Als Werk der Karlsruher Periode wurde auch die sitzende Figur eines Lautenspielers abgebildet (in der Zeitschrift „Gartenlaube" 1886 Nr. 2). Sie scheint durch Frans Hals den Aelteren angeregt worden zu sein. Eine Zeichnung (sitzender Alchymist; im Besitz des Herrn Baudirectors v. Herz in Wien) verräth eine Nachempfindung Rembrandt's. Andere Werke lassen sein liebevolles Versenken in die Werke der venezianischen Maler mehr oder weniger vermuthen. Die Malereien im großherzogl. Wartesaal lassen den Einfluß des Rubens und Jordaens verspüren, und damit wäre denn eine schwache Seite des Canon'schen Talentes aufgezeigt, das vielfach einer Nachempfindung älterer großer Vorbilder zum Opfer fiel. Canon's Werthschätzung der alten Meister ist seinem freien Schaffen gewiß hinderlich gewesen, wie denn auch sein fortwährendes Grübeln und Rechnen manche Arbeit eher verdorben als gefördert hat. Er konnte sich niemals selbst genügen und fand nur schwer einen bleibenden malerischen Ausdruck für seine Gedanken. Ein gewisser Mangel an Naivität ist dem Künstler oft vorgeworfen worden. Sogar in seiner reifen Zeit, in der er verhältnißmäßig eigenartig malte, drängt sich noch häufig die Erinnerung an Rubens'sche Gestalten merklich, oft störend hervor, z. B. im Sieg der Wahrheit (im Besitz H. O. Miethke's) und im Kreislauf des Lebens (im Hofmuseum zu Wien). Ganz Canon ist er gewöhnlich nur in seinen Bildnissen, deren er eine große Anzahl schuf.

Von allerlei Reisen abgesehen, die C. in jenen Jahren unternommen hat (so war er z. B. mit dem Grafen Hans Wilczek in England und in Tunis), kann man sagen, daß C. von Karlsruhe 1869 nach Stuttgart übersiedelt ist. Canon's Reisen sind noch keineswegs mit Klarheit zu überblicken. Polizeirath Pittner erinnerte sich, daß der Maler oft in Italien gewesen, daß er Frankreich und Spanien kennen gelernt und mit dem Fürsten Liechtenstein Schottland, Schweden und Norwegen bereist hat. Auf Reise-Eindrücke weist ganz deutlich die „Flamingojagd", die 1871 in Stuttgart gemalt ist. In der genannten Stadt sind auch 1870 „Mutterliebe" (1886 in Besitz des Herrn Niethammer in Stuttgart), das Bild „Waffenhändler" (1870), das interessante Bildniß des Prinzen zu Sachsen-Weimar (bezeichnet und mit 1870 datirt, Asphaltuntermalung mit dünnem Farbenauftrag) und das etwas flüchtig behandelte Bild des Dr. Monde (1870) entstanden. Es folgten nun 1872 der „Fischmarkt", ein Bild von etwas roher Mache, das in die Budapester Nationalgalerie gelangt ist, und die seither berühmt gewordene „Loge des Johannes", von der es zwei Ausführungen gibt. Die vollendete Ausführung bildete ein Hauptstück im großen Mittelsaale des Kunstpalastes auf der Wiener Weltausstellung von 1873, und ist seither in die kaiserliche Galerie gelangt; das frühere nicht ganz zu Ende geführte Bild desselben Gegenstandes kam erst nach dem Tode des Künstlers an die Oeffentlichkeit, wurde vom Kunsthändler H. O. Miethke übernommen und an Seeger nach Berlin verkauft. Zahlreiche Studien zu beiden Bildern sind in den Wiener Privatsammlungen zu finden. Die Loge des Johannes sollte den oft wiederholten Ausspruch des Evangelisten malerisch verherrlichen: Liebet Euch untereinander. Sie ist eine gemalte Aufforderung zu gegenseitiger Duldung der Confessionen. Canon's eigene Erläuterungen zu diesem Werke sind in der „Neuen freien Presse" vom 23. Jan. 1886 (S. 4) mitgetheilt. Daß die „Loge Johannis" eine gewisse Verwandtschaft in der Anordnung mit dem Altarbilde des Moretto da Breseia im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. bekundet, ist oftmals bemerkt worden. In dieselbe Schaffensperiode, welcher die „Loge Johannis" angehört, kann man wohl auch die undatirte „Danaë" einreihen, ein kleines treffliches Bild, das 1876 auf einer Posonyi'schen Auction vorkam und 1886 in der Wiener

Canonausstellung wiederkehrte. Diese „Danaë", die den Goldregen aufnimmt, zeigt den fertigen Meister in der Modellirung des Nackten. Noch höher dürfte in dieser Beziehung stehen: „Venus und Amor", ein verhältnißmäßig kleines undatirtes Bild, das unter dem verwechselten Namen „Nach dem Bade" in Wien ausgestellt war. „Nach dem Bade" ist ein anderes Werk Canon's (Böttticher Nr. 85). 1872 ist der vielbesprochene „moderne Diogenes" entstanden, der einen Flickschneider bei der Arbeit zeigt (Böttticher Nr. 15). C. schrieb auf das Bild: „Wo immer durch die Hüllen der Civilisation ein Stück Natur blickt, setzt der moderne Culturmensch einen Fleck auf". Ein „badendes Mädchen im Walde", eine lebensgroße Figur, die 1876 in einer Posonyi'schen Auction feilgeboten wurde, ist gleichfalls 1872 entstanden. Und demselben Jahre gehört eine beachtenswerthe Sepiazeichnung mit der „Auferweckung der Tochter des Jairus" an. Das ein wenig durch die Rembrandtisten beeinflußte Blatt gehört der Fürstin Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst. In den 70er Jahren war C., wie schon früher wiederholt, für den Grafen Hans Wilczek thätig.

Die letzten zwölf Jahre von Canon's Schaffen gehören wieder der österreichischen Hauptstadt an. Durch den unbestrittenen Erfolg mit der „Loge Johannis" war C. ein in Wien angesehener und geschätzter Maler geworden. Er wurde mit Aufträgen überhäuft, und lange Reihen von Bildnissen wären zu nennen, die damals entstanden sind. Einige seien hervorgehoben, wie die ganze Figur der Frau Regina Friedländer (1874), wie das Brustbild der Frau Henriette Wiener von Welten, das Bildniß der Baronin Bourgoing-Kinsky und des Generals Hauslab (1875), wie das Porträt des Dr. Moritz Benedikt (1876), wie die Bildnisse für die gräfliche Familie Schönborn-Buchheim, wie die Figur des Wiener Bürgermeisters Dr. Felder, Werke, denen sich noch viele andere anschlossen, z. B. die „Mittagsruhe" (eine datirte Skizze dazu von 1877 beim Fürsten Liechtenstein).

Bedeutungsvoll für C. war eine Reihe von Arbeiten, die mit dem Wiener Hofe zusammenhängen, dem er durch den Ankauf der „Loge Johannis" näher gerückt worden war. 1879 malte C. ein Votivbild zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares. Im folgenden Jahre wurde beim Künstler durch den Stadtrath von Prag ein Bildniß des Kaisers Franz Joseph bestellt (darstellend den Monarchen im Toison-Ornate. Vollendet 1882). Im Hinblick auf die damals bevorstehende Vollendung des Hofmuseums für die naturwissenschaftlichen Sammlungen erhielt C. ferner den Auftrag, Skizzen für die malerische Ausschmückung des Treppenhauses zu entwerfen, ein Auftrag, der auf die Thätigkeit des Künstlers bis zum Ende bestimmend einwirkte. Gegen Ende 1880 und 1881 malte C. ein Blatt für eines der Albums, die dem Kronprinzen aus Anlaß seiner Vermählung überreicht wurden. Dann folgte das lebensgroße Bildniß der Kronprinzessin Stephanie. (Seither im Besitz des Kaisers von Oesterreich.) Kronprinz Rudolf nahm lebhaften Antheil an Canon's Schaffen, auch an den ungewöhnlich ausgebreiteten Kenntnissen des Künstlers auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie. Die veröffentlichten Briefe des Kronprinzen an C. zeigen großes Wohlwollen und viele Bewunderung (vgl. „Neue freie Presse" 2. Dec. 1885). 1881 wurde auch ein Brustbild des Kaisers Franz Joseph begonnen. Demselben Jahre gehört an das Brustbild des Grafen Westphal, das an den regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein gelangte und späterhin im Schloß Feldsberg zu finden war. In den frühen 80er Jahren stellte C. nicht selten im Wiener Künstlerhause aus und zwar mehrere Bildnisse, u. A. das des Prinzen Napoleon „Lulu" (nach Photographie gemalt), ferner die beiden Lannabildnisse

und das Smolkaporträt (ausgestellt in der Jahresausstellung von 1884) und einige Allegorien oder allegorisch gefärbte Sittenbilder. „Die vier Elemente", ein Bild von frischester Färbung, wurde in der Jahresausstellung von 1883 sehr bewundert (Blondine von üppigen Formen und signirt und mit 1882 datirt. Mit versteckter Andeutung des feurigen Temperaments, das in der Dargestellten zum Ausdruck kommt, schrieb C. dazu: „Dasz seint (de)r Elemente vier. Wer deut' denn da dasz Feuer hier"). Der Maler liebte derlei Beischriften, mit denen er sich gelegentlich auch böse verkletterte, wie in der Legende des Fischmädchens von 1883 (eines Bildes, das nach Prag verkauft wurde und die Inschrift zeigt: „Wer heftig im Verlangen, fällt in Netz und Angeln"). Gelungener und durch einen netten Seitenhieb ausgezeichnet waren Canon's Reime zur Zeichnung eines Wiener Dienstmannes für das Festblatt „Vindobona", das 1880 vom Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" herausgegeben wurde. C. schrieb: „Schwerer Verdienst | Kleiner Gewinnst | Leichte Gewinnste | Große Verdienste".

Canon's Arbeiten wurden in jenen Jahren allerwärts begehrt und gesucht. 1884 malte er den Cardinal Fürsten Schwarzenberg. Ein Votivaltar (das Mittelbild von C., die beiden Flügel von Stauffer vollendet), 1884 für den Grafen Hans Wilczek gemalt, war kurz nach seiner Vollendung im Wiener Künstlerhause ausgestellt, wie denn überhaupt jene Zeit für C. eine Zeit der Erfolge und lauter Anerkennung war. Hätte den noch immer an Bedeutung zunehmenden Künstler nicht das blendende Licht des Makart'schen Farbenzaubers etwas verdunkelt, so wäre C. damals ruhig und zufrieden gewesen, zumal seine äußeren Verhältnisse und sein Familienleben (er hatte sich endlich verheirathet) sich zu ordnen begannen. Aber der Wurm eines gewissen Neides nagte ihm am Herzen, und ich habe aus Canon's eignem Munde eine förmliche Angriffsrede auf Makart mit angehört, die freilich bei verschlossenen Thüren gehalten wurde. Beide Künstler waren so ganz verschieden geartet, daß sie sich unmöglich verstehen konnten. C., der oft seinen Bekannten durch sein Integriren und Differenziren und durch das etwas gezwungene Philosophiren geradewegs unbequem wurde, ein Künstler bei dem jeder Strich überlegt, berechnet, ausgeklügelt war, und der Träumer Makart, bei dem das wortmäßige oder gar zahlengerechte Denken neben den Farbenvorstellungen nicht aufkommen konnte. Als Makart 1879 den bestrickend farbenreichen herrlichen Festzug künstlerisch geschaffen hatte, schrieb C., der immer gerne ein wenig die Feder führte, folgendes Epigramm: „Der Festzug sonder Rüge | Entkräftet nicht den Einwand | Daß Kunst nur feste Züge | Im Hirn und auf der Leinwand."

Gegen die Mitte der 80er Jahre zu drängten sich die Arbeiten für das Hofmuseum immer mehr in den Vordergrund. Das riesige Deckenbild „Der Kreislauf des Lebens" war entworfen, die Lunettenbilder, die rings herum angebracht werden sollten, waren zum Theil schon ausgeführt. Bei einem kurzen Besuche in Canon's Atelier frug ich nach dem inneren Zusammenhang der angedeuteten Bilderreihe und C. sagte mir zu, darüber einige Zeilen zu senden. Ich gebe sie hier getreu und nur in gewöhnlicher Orthographie, die dem Maler fremd war, wieder: „Die bisher fertigen Lunetten stellen deductive, inductive und physisch-mathematische Wissenschaft dar. Die deductive ist durch eine Frauengestalt, im Begriffe Fundamentallehrsätze niederzuschreiben, dargestellt; ein Kind hält die Tafel; auf einer Rolle sind die Lehrsätze moderner Naturanschauung angedeutet: „Die Kraft ist constant" und „Das Wesen der erkennbaren Natur ist Bewegungsdifferenz". „Die inductive ist durch eine, einen Crystall beobachtende weibliche Gestalt versinnlicht, die von Gegenständen der Naturreiche umgeben ist mit einem Kinde. Physik und Mathematik ge-

hören dem Mittelbogen an und sind zwei weibliche Figuren mit den üblichen Emblemen. Im gleichen Geist sind sämmtliche Lunetten gehalten. Das Deckengemälde versinnlicht den Kreislauf des Lebens. Unter einer, sich aufthürmenden Felsbrücke ruht im Dunkel die Sphinx auf einem den Grund deckenden Stein. Rechts vom Beschauer entquillt das junge Leben. Kinder, Jungfrau, Jüngling, Mann und Frau aufwärts drängend, im Verein mit anderen Gestalten im Streben nach Ernährung, Gut, Ruhm und Macht. In der Mitte des Bogens zwei Reiter im Kampf siegend und fallend. Absturz, Verlust der Güter, Versinken in den Tod schließ(en) den Bogen links. Blumen, Blüthen, grünender Baum, der Adler in den Lüften mit dem Lorbeer rechts; vom Blitz getroffene Tanne, auf der Leiche stehender Aasgeier zur Linken. Im Vordergrunde eine Gestalt sinnend, der Gedanke, das Räthsel zu lösen." Der abgedruckte Brief ist etwa im April 1883 geschrieben und bezieht sich auf die durchgebildete Farbenskizze zum „Kreislauf des Lebens". Die Ausführung im Großen, die nur unwesentlich von der Skizze abwich, wurde am 21. October 1884 begonnen und ungefähr in der Mitte März 1885 vollendet. Für die Aufstellung der riesigen Leinwand (von 35 × 33 Fuß) war in dem verhältnißmäßig bescheidenen Atelier des Künstlers in der Rasumowskygasse kein Raum, weshalb dem Maler ein Saal im Hofmuseum eingeräumt wurde, und sogar dort blieb immer ein Theil des Bildes aufgerollt, so lange noch daran gearbeitet wurde. Nach der Vollendung war das Werk im Künstlerhause ausgestellt. Dann nach Vollendung des Baues kam es an die große Spiegeldecke, für die es bestimmt war. Das fertige Bild wurde zumeist als große Leistung anerkannt, ja bewundert, vielfach kritisirt und einigermaßen bekrittelt. Seit der Weltausstellung von 1873, die den Wienern die Riesenleinwand eines Wiertz mit dem Sturz der Verdammten und ein Cabanel'sches Colossalbild in demselben Saale zur Schau geboten hatte, in dem auch Canon's „Loge Johannis" ausgestellt war, hatte man an der Donau kein monumentales Bild von ähnlichem Umfange gesehen. Viele wußten nicht recht, wie ein so ausgedehntes Stück zu betrachten sei. Auf den sehr deutlichen Zusammenhang mit dem großen jüngsten Gericht des Rubens sind nur die kunstgeschichtlich Geschulten gekommen, und daß Wiertz mit seinem Colossalbilde doch auch ein wenig als Anreger gelten konnte, war nur in einem einzigen Nachrufe angedeutet. Alles zusammengenommen, war der Erfolg, den C. mit dem „Kreislauf des Lebens" errungen hatte, ein unbezweifelter.

Der Rivale Makart schwankte damals schon dem Grabe zu. Sein müder Pinsel vermochte es nicht mehr, den großen Auftrag auszuführen, der ihm für das zweite Hofmuseum, für das Museum der Kaiserlichen Kunstsammlungen, zu theil geworden war. Dort sollte er für das Treppenhaus, entsprechend dem Canon'schen „Kreislaufe des Lebens" die große vierseitige Decke mit einem Riesenbilde zieren (darstellend den Sieg des Lichtes) und eine Reihe von Lunettenbildern ausführen. Als er im Herbst 1884 verschied, hinterließ er nur die Lunetten und eine Farbenskizze zum großen Mittelbilde. C. erhielt nun den Auftrag, das große Bild für das zweite Hofmuseum zu malen. Aber auch Canon's Arbeit gedieh nur bis zum Entwurf. Neben diesem und neben den oben erwähnten Lunetten, die noch nicht alle vollendet waren, malte C. 1885 noch eine Obsthändlerin und ein Bildniß des Schriftstellers Emerich Ranzoni. Das Bild mit der Obsthändlerin wanderte kurz nach seiner Vollendung auch Deutschland, das Porträt Ranzoni's wurde nicht mehr fertig gemalt. Die Parze schnitt unvorhergesehen Canon's Lebensfaden entzwei. Kurz nachdem der Künstler vom Sommeraufenthalte in die Hauptstadt zurückgekehrt war, verschied er nach schmerzvollem aber kurzem Leiden an einer Zerreißung des Herzens.

Der Künstler war in seinen letzten Jahren eine der bekanntesten Persönlichkeiten Wiens geworden. Dazu trug nicht wenig seine eigenartige Tracht bei, die im wesentlichen sich der polnischen näherte. Jedermann kannte die mächtige Gestalt mit dem wohlgeformten Haupte, das gewöhnlich in strengen Falten liegende Antlitz mit dem lang hinabwallenden bräunlichen Barte. Das Leichenbegängniß gestaltete sich zu einer großen Feierlichkeit. Zahlreiche Nachrufe erschienen in Zeitungen und Zeitschriften. Allerwärts fühlte man empfindlich die Lücke, die durch Canon's Tod entstanden war. Bei alledem ist es zu einer ausreichenden Würdigung des Künstlers bis heute nicht gekommen, und wer sich einen Ueberblick über Canon's Lebensgang und künstlerische Thätigkeit verschaffen will, ist auf recht dürftige litterarische Quellen angewiesen.

Mittheilungen aus dem Kreise Canon's und eigene Erinnerungen an den Künstler. — Freundliche Mittheilungen aus Urkunden werden verdankt: den Herren Gerichtsadjuncten Heinrich Kutler in Krems, Archivsadjuncten H. Thomke in Wien und Secretär Ludwig Edl. v. Drabek in Wien. — Gütige mündliche Auskünfte erhielt ich von den Herren Polizeirath V. Pittner, Prof. Eisenmenger, Secretär Dr. K. Mandl und Oberstabsarzt Chimani. — Gedruckte Nachrichten: C. v. Wurzbach's Biograph. Lexikon (Artikel Straschiripka). — Die Künstlerlexika von H. A. Müller und Seubert. — Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst und dessen Kunstchronik 1873 bis in die neueste Zeit. — Zahlreiche Kataloge von Museen, Ausstellungen, Versteigerungen. — E. Ranzoni „Die Malerei in Wien" (1873) — Die Zeitschrift „Heimath" 1880 (V. Nr. 3). — Die Zeitschrift „L'art" in den 80er Jahren. — W. Lauser's „Kunstchronik" 1883, S. 68 (offener Brief Canon's an Professor Thausing, jedenfalls von der Redaction der Schreibfehler entledigt. Enthält einige zutreffende Bemerkungen, singt im übrigen das langweilige Lied, daß nur der kunstverständig sei, der selbst berufsmäßig Kunst ausübe). — 1885 beim „Gschnasfest" der Künstlergenossenschaft erschien eine „zwanglose Schönheitsgalerie". Unter dem, von Trentin gezeichneten halb carikirten Bildniß Canon's liest man: „Und Canon hier erklärt Dir, mein Sohn | Wenn Du brav bist den Rubensfleischfarbenton". — Zahlreiche Nachrufe in den Wiener Tagesblättern, in Thode's „Kunstfreund" (1885, S. 293 ff.), in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" (16. Sept. 1885), in Lauser's „Kunstchronik" (1885), in der „Leipziger illustrirten Zeitung" vom 10. October 1885, in der Wiener „Neuen illustrirten Zeitung" 1885, I. Nr. 13, II. Nr. 52. — Böttticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts (1895). Zu den politischen Caricaturen Canon's vgl. „Die Wage" 1898 Nr. 49. Noch andere Litteratur wurde im Text erwähnt.

Th. v. Frimmel.

Canstein: Philipp Freiherr von C., königlich preußischer General der Infanterie, am 4. Februar 1804 zu Eschwege (Hessen) geboren, trat am 1. August 1819 beim 2. Infanterieregimente zu Stettin in den Dienst, wurde am 26. November 1821 Officier und gehörte dann von 1826 bis 1848 dem Cadettencorps an. Während dieser Zeit schrieb er eine „Anleitung, die physischen Erdräume mittelst einfacher Constructionen aus freier Hand zu entwerfen" (Berlin 1835) und „Blicke in die östlichen Alpen" 2c. (Berlin 1837), auch gab er eine, von einem Texte begleitete „Charte von der Verbreitung der nutzbarsten Pflanzen über den Erdkörper" heraus (Berlin 1837). Am 16. Januar 1849 kam er als Major im 23. Infanterieregimente nach Oberschlesien, am 29. October 1857 wurde er Commandeur des 11. Infanterieregiments in Breslau, am 22. Juni 1863 erhielt er das Commando der 11. Infanteriebrigade zu Brandenburg a. Havel. Diese befehligte er im

nächstfolgenden Jahre während des Feldzuges gegen Dänemark; bei der Eroberung der Düppeler Schanzen am 18. April gehörte seine Brigade zunächst zur allgemeinen Reserve. Als die erste Schanzenreihe genommen war, erhielt er den Auftrag die zweite zu nehmen, welchen er erfüllte; sodann begegnete er wirksam einem Gegenstoße des Feindes; seine Dienste wurden durch Verleihung des Ordens pour le mérite anerkannt. Sein „Bericht über die Betheiligung der 11. Infanteriebrigade an der Erstürmung der Düppeler Schanzen" ist durch den Druck veröffentlicht worden (Berlin 1864). Auch am Uebergange nach Alsen hatte General v. C. Antheil. Dann übernahm er das Commando der 15. Division zu Köln, welche er 1866 im Feldzuge gegen Oesterreich auf dem böhmischen Kriegsschauplatze im Verbande der Elbarmee befehligte. Er focht hier in der Schlacht bei Königgrätz auf dem äußersten rechten Flügel, welcher den Sachsen gegenüberstand. Nach Friedensschlusse wurde er Gouverneur von Magdeburg. Während des Krieges von 1870/71 vertrat er den Gouverneur von Berlin. 1872 schied er aus dem Dienste, am 5. November 1877 starb er zu Kassel.

Jahresberichte über Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, herausgegeben von v. Löbell IV, 391. Berlin 1878. B. v. Poten.

Canton: Gustav Jacob C., Landschaftsmaler, geboren am 10. Juni 1813, Sohn eines Kaufmanns zu Mainz, kam 1832 nach München und machte von da viele Studienreisen in das altbairische Gebirge, nach Tirol und in die Schweiz, seine artistische Ausbeute zu Gebirgslandschaften und Almscenen verwerthend. Ende der 30er Jahre begab er sich nach Düsseldorf, wo Achenbach, Schirmer, Lessing fördernden Einfluß übten; hier betheiligte er sich mit Randzeichnungen und Radirungen zu den „Deutschen Dichtungen". Später finden wir C. in England; zu Edinburgh, wo er einen „Reynard the Fox" illustrirte. Von 1853—57 machte C. eine große Tour durch Italien, Südfrankreich und die Pyrenäen. Seine vielen Studien verarbeitete er dann in Mainz zu sehr anziehenden Bildern, in welchen Landschaft, Menschen und Thierwelt in trefflicher Weise verbunden waren. Von Mainz machte er viele Ausflüge in die bairischen und österreichischen Berge, weilte öfters auch in München, wohin er 1864 bleibend übersiedelte. Hier erschienen seine Arbeiten regelmäßig im Kunstverein, z. B. eine Landschaft bei Palästrina im Kirchenstaate (1866), „Nettuno an der Küste der pontinischen Sümpfe", eine „Osteria an der Via Flaminia bei Rom" (1869) — wohldurchdachte Gemälde von fleißiger Ausführung und schöner Farbe. Dann wieder eine „Römische Osteria" (1872), in Vortrag und Ton ganz an Peter Heß erinnernd; ein „Terracina" (1873), „Römische Campagnolen mit einer Büffelherde" (1874) und 1875 eine Thieridylle vom Starnberger See (Bernried), später wieder „Neapolitanische Fischer" (1878), eine Scene „Aus Latium" (1880) und „Bei Borghezza" (1882). Ein recht warm empfundenes, glücklich componirtes und delicat gemaltes Bildchen „Im Süden", führt vor die Freitreppe eines Klosters, dessen Mönche einen vorüberziehenden Eseltreiber mit einem Glase Rothwein bewirthen (1883). Das letzte Bild war „Aus Cerbara" betitelt. C. starb an einer Lungenentzündung am 20. März 1885.

Vgl. Beilage 275 d. Allgem. Zeitg. 4. October 1885. — Kunstvereinsbericht f. 1885, S. 68. — Sein Nachlaß wurde am 19. April 1888 durch den Auctionator F. Steuber versteigert. Hyac. Holland.

Capliers: Caspar Zdenko C., Graf, Freiherr von Sulewitz, k. k. Feldmarschall und Vicepräsident des Hofkriegsrathes, geboren im Jahre 1611 als Sohn des Appellationsrathes Albrecht Ritter v. Capliers und der Magdalena v. Udritsch. Nach dem Tode seines Vaters, der bereits im Jahre 1614 starb,

kam er in das Haus seines Großvaters Caspar Ritter v. C., der sich mit Eifer und Erfolg der Erziehung des Knaben widmete. Aber bald kamen trübe Tage über die Familie. Caspar C., der sich 1618 den böhmischen Aufständischen anschloß, wurde am 21. Juni 1621 enthauptet und sein Vermögen, aber auch das seiner Enkel eingezogen, so daß die Mutter Zdenko's die Mildthätigkeit von Verwandten und Standesgenossen anflehen mußte, um sich und ihre Kinder fort zu bringen. Dann entschloß sie sich, das klügste zu thun, was sie in ihrer Lage thun konnte: sie ließ Zdenko, der schon frühzeitig Neigung zum Kriegshandwerk gezeigt, in das Heer des rechtmäßigen Landesherrn treten, in welchem er einen Theil des dreißigjährigen Krieges mitmachte, 1642 Oberstwachtmeister, 1646 Oberstlieutenant und ein Jahr später Commandant von acht Compagnien Cürassieren wurde. Im Jahre 1649 erhielt C. das Patent auf ein Regiment Cavallerie, mit welchem er in das Mailändische rückte, um auf Seite der Spanier an dem Kriege gegen Frankreich theilzunehmen. Im J. 1654 wurde C. vom Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrenstand erhoben, im Juni 1656 zum General-Feldwachtmeister, im J. 1661 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. Die folgenden zwei Jahre brachte C., der im J. 1636 die Anna Katharina v. Hoyos und nach ihrem neun Jahre später erfolgten Tod, im J. 1646 die Anna v. Bukovan geheirathet hatte, auf seinen Gütern in Böhmen zu und wurde 1663 nach Wien berufen, woselbst er sich an den Arbeiten des Hofkriegsrathes betheiligte. Im J. 1671 fungirte C. als Gerichtsbeisitzer in dem Processe gegen die ungarischen Verschwörer Nádasdy, Zriny und Frangepan, und wurde, da man ihm große Kenntnisse im Geschützwesen nachrühmte, am 7. Juli 1673 Generalfeldzeugmeister. Von 1674 bis 1678 bekleidete C. das wichtige Amt eines General-Kriegscommissärs. In diesen Zeitraum fällt seine Erhebung in den erblichen böhmischen Grafenstand, welcher Rang am 5. Februar 1676 auch auf das Römische Reich deutscher Nation ausgedehnt wurde. Als mit dem Falle von Freiburg Tirol von den Franzosen bedroht erschien, betraute ihn der Kaiser mit dem wichtigen Truppencommando in Innsbruck. Nachdem die Besorgnisse für Tirol durch den Frieden von Nymwegen geschwunden waren, wurde C. nach Prag berufen, wo der Hof damals wegen der in Niederösterreich wüthenden Pest weilte. Bei den Berathungen über die Mittel zur Unterdrückung der damals ausgebrochenen Bauernunruhen in Böhmen, war es C., der, entgegen den Anschauungen der meisten Rathgeber, die Anwendung milderer Maßregeln und Erleichterung des Looses der hart bedrückten Bauern empfahl. Im Gefolge des Hofes erschien C., der am 7. März 1681 zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes ernannt wurde, in Oedenburg bei der Krönung von Kaiser Leopold's dritten Gemahlin Eleonora und wurde dann, nebst dem Fürsten Schwarzenberg, dem Hofkanzler Hocher und dem Grafen Nostitz zu den wichtigen Verhandlungen über die Gravamina der ungarischen Stände beordert, auch fungirte er am 12. December jenes Jahres mit dem Grafen Pálffy als kaiserlicher Commissarius bei der feierlichen Hinterlegung, Versperrung und Versiegelung der ungarischen Kroninsignien. Die größten Verdienste erwarb sich C. während des Türkenkrieges 1683. Kurz vor seiner Abreise von Wien bestimmte Kaiser Leopold I. den damals bereits 72jährigen Grafen zum Vorsitzenden des geheimen Deputirtencollegiums, welches während der Abwesenheit des Monarchen in dem belagerten Wien die Regierungsgeschäfte zu besorgen hatte. Ein überaus gnädiges Handschreiben vom 9. Juli 1683, welches C. hiervon in Kenntniß setzte, zeugt von dem Vertrauen des Kaisers, der ihm darin uneingeschränkte Vollmacht einräumte. C. glaubte jedoch, dieser schwierigen Aufgabe nicht gewachsen zu sein und bat unter dem 12. Juli den Hof-

kriegsrathspräsidenten, Markgrafen Hermann von Baden „ihm bey Hoff seiner Sfera nach oder bei der Armee zu emploijiren, er seye zu diesen Carico in der Stadt zun alt und abgemath, wisse nit zu subsistiren". Kaiser Leopold wies jedoch diese Bitte mit der Begründung ab, es geschehe diese Berufung „nicht ex instinctu aemulorum, sondern aus Mir selbsten weg guetes Vertrauen, was ich zu Ewrer Capacität habe". C. fügte sich dem kaiserlichen Willen und entwickelte eine unermüdliche und äußerst ersprießliche Thätigkeit. Seine Stellung als Vorsitzender des geheimen Deputirtencollegiums brachte es allerdings mit sich, daß er sich mehr mit der Administration befaßte, daß die Beschaffung und Vertheilung des Proviantes und der Geldmittel, die Handhabung der Gesundheitspolizei, die Beistellung von Arbeitskräften, das Heranziehen tauglicher Männer zum Waffendienste u. dergl. seine Hauptsorge bildeten. Aber auch in streng militärischen Angelegenheiten griff der energische Greis mit Erfolg ein, als Starhemberg verwundet, der Nächstcommandirende, Graf Daun, am Fieber darniederlag. Er übernahm das Commando der Vertheidigung und führte es mit Kraft und Geschick; er ordnete einen Ausfall an, schlug einen Angriff der Türken ab und verfügte die Errichtung von zwei neuen Batterien auf der Mölker- und Löwelbastei, welche schon Tags darauf in Action traten. Auch während der Bettlägerigkeit Starhemberg's, 9. bis 19. August, scheint C. die Oberleitung geführt zu haben. Kaiser Leopold I. würdigte diese Leistungen, indem er C. im December 1683 zum Generalfeldmarschall ernannte und die Bürgerschaft von Wien verehrte ihm ein Geschenk von 1500 Gulden in Gold. C. hatte die Anstrengungen der Belagerung mit bewunderungswürdiger Rüstigkeit ertragen, als aber das Ziel erreicht war, brach auch er erschöpft zusammen und bedurfte der Herstellung und Erholung. Deshalb blieb er auch dem feierlichen Einzuge Sobieski's in die befreite Stadt, und den Huldigungen fern, die dem Sieger bei dieser Gelegenheit dargebracht wurden und fehlte auch bei dem Festmahle, welches Starhemberg am 13. December dem Könige von Polen gab. Aber unmittelbar darauf erhielt C. den Besuch des Königs selbst, der ihm, wie alle anderen berufenen Zeitgenossen, neben Starhemberg, das größte Verdienst an der ruhmvollen Vertheidigung Wien's zuerkannte — eine Anerkennung, die ihm auch die Nachwelt nicht versagen darf. C. war nicht nur ein hervorragender und militärisch sehr gebildeter Soldat, er verfügte auch über ein nicht gewöhnliches allgemeines Wissen. Er wußte sich fließend und gewandt in der deutschen, böhmischen, lateinischen, französischen und italienischen Sprache auszudrücken. Das Schloß auf seiner Lieblingsbesitzung Mileschau bei Lobositz barg eine werthvolle Bibliothek, eine große Sammlung mathematischer Instrumente, eine geschmackvoll ausgestattete Rüstkammer und eine Bildergalerie, in der sich Perugino, Rubens, Tizian, Guido Reni und Carlo Dolce vertreten fanden. C., der nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, am 20. Januar 1665 eine dritte Ehe eingegangen war (mit Anna Cukrovna v. Tannfeld) starb kinderlos am 6. October 1686 in Wien und wurde in der von ihm erbauten Sanct Antonius-Capelle zu Mileschau begraben. Mit ihm starb der letzte Graf seines Geschlechtes, das wenige Jahre später ganz erlosch. In seinem Testamente ordnete er an, daß am 12. September eines jeden Jahres, als am Tage der Ersatzschlacht von Wien ein Hochamt in Mileschau abgehalten und zum Andenken an die 62tägige Belagerung Wiens eine Summe von 62 Gulden an die Ortsarmen vertheilt werde, eine Bestimmung, welcher noch heute durch den derzeitigen Herrschaftsbesitzer nachgekommen wird.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Das Kriegsjahr 1683, herausgegeben von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Kriegs-Archivs. Wien

1883. — Helfert, Der Chef der Wiener Stadtvertheidigung 1683 gegen die Türken. Prag und Leipzig 1883. Oscar Criste.

Caprivi: Georg Leo von C. de Caprera de Montecuculi, königlich preußischer General der Infanterie, des Deutschen Reiches zweiter Kanzler, einem aus Krain stammenden, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts nach Schlesien gekommenen Geschlechte angehörend, ein Sohn des Obertribunalrathes v. C., am 24. Februar 1831 zu Charlottenburg geboren, trat, nachdem er unter des Director Bonnell Leitung, der auch des ersten Reichskanzlers Lehrer gewesen war, auf dem Friedrichs-Werder'schen Gymnasium in Berlin den Grund zu einer guten allgemein-wissenschaftlichen Bildung gelegt und das Zeugniß der Reife für den Universitätsbesuch erworben hatte, am 1. April 1849 beim Kaiser Franz Garde-Grenadierregimente Nr. 2 zu Berlin in das Heer und wurde am 19. September 1850, nachdem er die Prüfung zum Officier mit Allerhöchster Belobigung bestanden hatte, zum Secondlieutenant befördert. Dann besuchte er von 1854—1857 die Allgemeine Kriegsschule (jetzige Kriegsakademie) und wurde nach Beendigung dieses Commandos Regimentsadjutant, im Mai 1860 aber, inzwischen zum Premierlieutenant aufgerückt, dem Topographischen Bureau des Großen Generalstabes zugetheilt und im December 1860 als Hauptmann in den letzteren eingereiht. Er gehörte nun zunächst dem Generalcommando des I. Armeecorps zu Königsberg i. P., dann dem Stabe der 5. Division zu Frankfurt a. O. an. Mit diesem rückte er im März 1864 unter General v. Tümpling (s. A. D. B. XXXVIII, 785) auf den Kriegsschauplatz in den Elbherzogthümern, kam aber, da der Stab in Kiel belassen wurde, nicht vor den Feind. Nach Abschluß des Wiener Friedens trat Hauptmann v. C. zum Stabe des mit dem Oberbefehle der dort verbleibenden preußischen Truppen betrauten Generals Herwarth von Bittenfeld über, ward im Sommer 1865 zum Compagniechef im 8. Brandenburgischen Infanterieregimente Nr. 64 zu Angermünde ernannt und bei Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich als Major in den Generalstab zurückversetzt. Den Feldzug machte er im Stabe der I. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen in Böhmen mit. Nach Friedensschluß gehörte er dem Generalstabe des Gardecorps an bis er im April 1870 zur Vertretung des Chefs des Generalstabes des X. Armeecorps nach Hannover entsandt wurde.

Als ein Vierteljahr später der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wurde dem, gleichzeitig zum Oberstlieutenant beförderten C. diese Stellung endgültig übertragen. Sie konnte besseren Händen nicht anvertraut werden. An den Erfolgen, welche das Corps gehabt hat und an der Anerkennung, welche seinen Leistungen gezollt wird, gebührt C. ein wesentlicher Antheil. Mit dem commandirenden General v. Voigts-Rhetz (s. A. D. B. XL, 216) in voller Uebereinstimmung denkend und handelnd war er die Seele und das treibende Element bei Ausführung der vielen und schwierigen Aufträge, welche dem Corps in der Schlacht von Vionville-Mars la Tour, bei der Einschließung von Metz, in den Tagen von Orléans und während der Januartage von 1871 auf dem Zuge nach Le Mans zugewiesen waren. Sein General besprach mit ihm eingehend die jedesmalige Sachlage und die daraufhin zu ergreifenden Maßregeln. Die Anordnungen im einzelnen zu treffen und ihre Ausführung zu überwachen, blieb dem Stabschef anheimgestellt, welcher seinen Vorgesetzten der Sorge um das Minderwichtige überhob und, wo es angängig war, selbständig verfuhr. Kaltblütig in Gefahr, klar im Kopfe und ruhig abwägend, standhaft und tapfer, stets gemessen und formvoll, höflich und freundlich, war er gleich mustergültig bei Erledigung der schriftlichen Arbeiten wie im Gewühle des Kampfes und im geselligen Verkehr. Zwei Mal ist er im Laufe des Feld-

zuges auf dem Schlachtfelde ganz besonders hervorgetreten. Zum ersten Male am 16. August. Am Frühmorgen des Tages begleitete er die Cavalleriedivision des Generals v. Rheinbaben (s. A. D. B. XXVIII, 379), welche entsandt war um den Verbleib des französischen Heeres mit endgültiger Sicherheit festzustellen, auf ihrem Marsche gegen den Feind, und traf, als dieser Zweck erreicht war, auf seine eigene Verantwortung Anordnungen, welche dem gesammten X. Armeecorps die Theilnahme am Kampf ermöglichten, und als am Abend die geschlagene 38. Infanteriebrigade des Generals v. Wedell (siehe A. D. B. XLI, 405) zurückfluthete, stellte er sich der Bewegung entgegen, verhinderte deren Fortsetzung auf Thiaucourt und sorgte dafür, daß die Truppe bei Tronville gesammelt wurde. Durch die am Morgen getroffenen Anordnungen befreite er das III. Armeecorps aus einer sehr gefährdeten Lage; durch sein Einschreiten am Abend sicherte er die Erfolge der Tagesarbeit und wandte unberechenbaren Schaden ab. Und am 28. November erwarb er sich in der Schlacht von Beaune la Rolande das Verdienst, daß der durch eine — später als irrig erkannte — Meldung veranlaßte Gedanke eines Rückzuges nicht zur Ausführung kam. Die Verhältnisse ruhig abwägend wandte er übereilte Entschließungen ab, blickte furchtlos der Gefahr ins Auge und sah die stets wiederholten, heftigen Angriffe des Feindes an der Gegenwehr der Truppen, denen er vertraut hatte, und an dem Beistande zerschellen, welchen als Entgelt für die am 16. August gebrachte Hülfe das III. Corps jetzt dem X. leistete. Mit dem Eisernen Kreuze beider Classen und daneben mit dem Orden pour le mérite geschmückt kehrte er aus dem Feldzuge zunächst nach Hannover zurück, wurde aber im December 1871 nach Berlin in das Kriegsministerium versetzt, in welchem er anfangs an der Spitze der Abtheilung B, dann der Abtheilung A des Allgemeinen Kriegsdepartements stand; jenes hatte das Bildungs-, das Gerichts-, das Kirchenwesen ꝛc., dieses den Ersatz, die Uebungen, die Mobilmachung ꝛc. zu bearbeiten. C., seit dem 18. Januar 1872 Oberst, war daneben vielfach als Mitglied von Commissionen zur Herstellung neuer Dienstvorschriften thätig; während der Uebungszeit war er bemüht durch Commandos zur Truppe sich mit dieser in Fühlung zu erhalten. Als Generalmajor kehrte er zu ihr infolge seiner am 12. Januar 1878 geschehenen Ernennung zum Commandeur der 5. Infanteriebrigade in Stettin zurück, eine Stellung, welche er am 6. April 1880 mit der gleichen an der Spitze der 2. Garde-Infanteriebrigade zu Berlin und am 23. November 1882, nachdem er im Herbst zu den großen Uebungen des französischen Heeres in der Gegend von Nantes entsandt gewesen war, mit dem Commando der 30. Division zu Metz vertauschte; gleich darauf wurde er Generallieutenant.

In Metz blieb er nur kurze Zeit. Schon am 20. März des nächsten Jahres ward er an Stelle des Generals v. Stosch zum Chef der Admiralität ernannt, zugleich wurde er Viceadmiral mit dem Dienstalter vom 20. Februar 1880. Durch diesen Wechsel trat General v. C. in einen ihm ganz fremden Wirkungskreis, welchen er sich nicht gewünscht hatte. Als er ihn übernahm, gehorchte er dem Befehle seines Kriegsherrn und als pflichttreuer Soldat widmete er sich mit voller Hingabe den Pflichten, welche das Amt ihm auferlegte. Mit großem Fleiße und mit zäher Ausdauer arbeitete er sich bald in die technischen Einzelheiten der Marine ein, erkannte ihre Mängel und wußte Mittel zur Abhülfe zu finden. Als Zweck und Aufgabe der Flotte betrachtete er den Schutz des eigenen und die Störung des feindlichen Handels und die Mitwirkung bei der Vertheidigung unserer Küsten. Altpreußischer Ueberlieferung getreu wollte er jedoch des Deutschen Reiches Zukunft auf ein möglichst starkes Landheer gründen; der Marine gestand er dabei nur eine

bescheidene Rolle zu. Daher legte er das Hauptgewicht auf Hebung der Vertheidigungskraft der Flotte und auf ihre Befähigung zum Schutze des Verkehrs. Im Vorhandensein von schnellen Kreuzern und von Avisos erblickte er die zur Erreichung dieser Ziele geeigneten Werkzeuge; eine überlegene Ausbildung und Bewaffnung sollten Ersatz bieten für das Fehlen großer Schlachtschiffe, gegen deren Bau er sich durchaus ablehnend verhielt. Im parlamentarischen Leben bis zu seinem Amtsantritte ganz unerfahren, verstand er es durch ruhige, sachliche Darstellung der Verhältnisse und durch ein ebenso würdevolles wie entgegenkommendes Auftreten im Reichstage die Geldmittel zu erlangen, deren er bedurfte um seine Pläne durchführen zu können. Daß er aber auch im Stande war eine scharfe Tonart anzuschlagen, bewies die Art und Weise, in welcher er am 20. Jan. 1885 die Angriffe der Socialdemokratie zurückwies. Drei Gebiete sind es, auf welchen er sich besonderes Verdienst um die Marine erwarb: das Torpedowesen, die Vermehrung und die Ausbildung des Personals. Für das Torpedowesen bewilligte der Reichstag im J. 1885 einen besonderen Credit von 17 000 000 Mark; das Personal wurde derart vermehrt, daß bei einer allgemeinen Mobilmachung ausgebildete Mannschaften in ausreichender Menge auch für den Fall zur Verfügung standen, daß ein Theil der Schiffe für den politischen Dienst im Auslande gebraucht werden würde; die Ausbildung von Officieren und Mannschaften wurde namentlich durch die Aufstellung von Schulgeschwadern gefördert, welche alljährlich etwa sechs Monate hindurch in einheimischen und fremden Gewässern kreuzten. Die Erfolge seiner Thätigkeit traten merklich zu Tage als um die Mitte der achtziger Jahre die Colonialpolitik des Deutschen Reiches große Anforderungen an die Flotte stellte, denen sie vollständig Genüge zu leisten im Stande war. Die Allerhöchste Cabinetsordre, durch welche General v. C. am 5. Juli 1888 seiner Stellung enthoben wurde, hebt als sein besonderes Verdienst hervor: seine organisatorische Thätigkeit und deren Vervollständigung durch den Erlaß von Dienstanweisungen und Bestimmungen; seine Sorge für das Torpedowesen und seine Einwirkung auf den Sinn des Officiercorps. Daneben sind zur Kenntniß von Caprivi's Thätigkeit als Chef der Admiralität noch zwei in die Zeit seiner Amtsführung für die Marine hochwichtige Ereignisse zu erwähnen: die Eröffnung einer zweiten Einfahrt in Wilhelmshaven und der Bau des Nordostseecanals.

Aber die im wesentlichen auf Vertheidigungsziele sich beschränkende Aufgabe, welche C. sich gestellt hatte, entsprach nicht den Absichten, die Kaiser Wilhelm II. hegte. Sie konnte nicht genügen für die Ziele, welche dieser seiner äußeren Politik gesteckt hatte. Schon elf Tage nach dem Regierungsantritte des Kaisers, am 26. Juni 1888, bat C. um Enthebung von dem Posten als Chef der Admiralität; am 5. Juli wurde dem Gesuche durch die obenerwähnte Cabinetsordre entsprochen. Sie verfügte die Pensionirung, ordnete aber gleichzeitig an, daß er der Armee in dem Verhältniß à la suite auch ferner angehören solle und verhieß, daß er in ihr in nächster Zeit von neuem Verwendung finden werde. Es geschah bereits am 12. des nämlichen Monats durch die Ernennung zum commandirenden General des X. Armeecorps, dessen Generalstabschef er im Kriege gegen Frankreich gewesen war. Im Herbst 1889 führte er es bei dem Kaisermanöver dem Allerhöchsten Kriegsherrn vor. Dieser ernannte ihn damals zum Chef des Infanterieregiments Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (Ostfriesisches) Nr. 78, welches C. als Oberst während der großen Herbstübungen vom Jahre 1874 geführt hatte. Aber auch in Hannover war seines Bleibens nicht lange.

Zum zweiten Male in seinem Dienstleben mußte er aus einer Stellung scheiden, welche ihm lieb und für die er vorzüglich geeignet war, um in einen ihm ganz fernliegenden Wirkungskreis überzugehen. Am 20. März 1890, dem nämlichen Tage, an welchem er sieben Jahre früher aus Metz an die Spitze der Admiralität berufen worden war, wies ihm seines Monarchen Wille die Stelle des höchsten Reichsbeamten und seines nächsten Rathgebers an, indem er ihn zum Reichskanzler und zum Präsidenten des Preußischen Staatsministeriums und am 26. als Ersatz für den ausgeschiedenen Grafen Herbert Bismarck auch zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Die Aufgabe, welche ihm damit übertragen wurde, war um so schwieriger in einer die Anforderungen der Welt befriedigenden Weise zu lösen, als er der Nachfolger des Fürsten Bismarck wurde. Manchem erschien es als ein Frevel, daß C. es unternahm an Stelle seines großen Vorgängers zu treten. Im allgemeinen aber wurde die Wahl als eine glückliche angesehen. Seine Amtsführung an der Spitze der Marine hatte in mancher Hinsicht befriedigt, wenn auch Viele, namentlich die Flotte selbst, mit der Beschränkung, welche er ihrer Bestimmung auferlegen wollte, nicht einverstanden waren, und wenn man sich auch nicht verhehlen konnte, daß er der mächtig sich regenden Colonialbewegung keineswegs freundliche Gesinnungen entgegenbrachte. Man wußte, daß er conservativ und Aristokrat in des Wortes bester Bedeutung war, aber er vertrat keinen Parteistandpunkt und in allen Kreisen erfreute er sich der höchsten Achtung.

In seiner ersten im Abgeordnetenhause am 16. April gehaltenen Rede versprach er die Geschäfte im Geiste seines großen Vorgängers zu führen, dem er nicht fremd war und mit welchem er sofort nach seinem Amtsantritte von neuem persönliche Beziehungen angeknüpft hatte. Auch sein zweites, am 12. Mai 1890, im Reichstage erfolgendes parlamentarisches Auftreten, bei welchem er, den von ihm vielfach gehegten Erwartungen entgegen, erklärte, daß er auf dem von der Regierung in der Colonialfrage eingeschlagenen Wege zu verbleiben gedenke, fand den Beifall der Mehrzahl der Versammlung wie der Nation und die im Juni 1891 vollzogene Erneuerung des Dreibundes lieferte den Beweis, daß der alte Curs beibehalten werden würde. Das Alles machte einen guten Eindruck. Sehr getheilt waren dagegen die Ansichten schon gewesen als das am 1. Juli 1890 mit Großbritannien geschlossene Abkommen bekannt wurde, durch welches die beiderseitigen Interessensphären in Ostafrika abgegrenzt wurden, das Deutsche Reich Wituland und Sansibar aufgab und im Austausche die Insel Helgoland erhielt. C. legte auf ihren Besitz besonderen Werth, weil er in der Insel ein wichtiges Glied der Küstenvertheidigung erblickte; die Colonialfreunde aber erachteten des Reiches Interessen als durch den Tausch in hohem Grade benachtheiligt; der Dank des Kaisers hatte damals in der Verleihung des Schwarzen Adlerordens bestanden. Noch größerem Widerspruche begegnete eine zweite wichtige Regierungshandlung, für welche C., wie sie ihm seitens Kaiser Wilhelm's II. als Allerhöchste Anerkennung den Grafentitel brachte, die Verantwortung zu übernehmen hatte. Es war der Abschluß von Handelsverträgen mit Oesterreich-Ungarn, Italien und Belgien. Die Landwirthschaft, welche sich ohnehin schon in einer schwierigen Lage befand, sah sich durch die zu Gunsten von Gewerbe und Handel getroffenen Abmachungen in ihren Interessen schwer geschädigt; die conservative Partei erblickte fortan in dem Reichskanzler ihren Widersacher. Nicht lange nachher war sein Verbleiben im Amte in Frage gestellt. Als die Regierung sich durch die Haltung des preußischen Abgeordnetenhauses veranlaßt sah einen nach dem Minister für die geistlichen und Medicinalangelegenheiten, Graf

Zedlitz-Trützschler, benannten, von den Mittelparteien bekämpften Schulgesetzentwurf fallen zu lassen, welchem C. zugestimmt hatte, weil er durch seine Annahme die Religiosität im Volke gefördert zu sehen hoffte, bat am 18. März 1892 um seine Entlassung; sein Scheiden aus dem Amte als Reichskanzler ward jedoch dadurch verhindert, daß er als Präsident des preußischen Staatsministeriums durch den Grafen Botho Eulenburg ersetzt wurde; er blieb außerdem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Das Mißfallen aller deutschgesinnten Kreise erregte er bald nachher in hohem Grade, als er den deutschen Botschafter am österreichisch-ungarischen Hofe, Prinz Reuß, anwies dem Fürsten Bismarck gegenüber, welcher im Sommer 1892 auf der Reise zur Hochzeit seines ältesten Sohnes begriffen war, bei des Fürsten Anwesenheit in Wien sich auf die Erwiderung der conventionellen Formen zu beschränken. In den Verhandlungen des Reichstages, welche die schon bei Caprivi's Amtsantritte schwebende Frage der Verstärkung des Heeres zum Gegenstande hatten, konnte er sich dagegen eines Erfolges rühmen. Da die Volksvertreter sich gegen die Forderungen der Regierung ablehnend verhielten, wurde ihre Versammlung am 6. Mai 1893 aufgelöst. Die Neuwahlen ergaben eine Mehrheit der für die sogenannte Militärvorlage stimmenden Mitglieder, am 15. Juli d. J. wurde der Gesetzentwurf angenommen und am 3. August erfolgte die Veröffentlichung der daraufhin angeordneten Neuerungen, welche hauptsächlich in der versuchsweisen Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei den Fußtruppen und in der durch die Vermehrung der Präsenzstärke ermöglichten Aufstellung von vierten (Halb-) Bataillonen bei den Infanterieregimentern bestand. Die erstgenannte Maßregel, zu welcher C. persönlich sich sehr ungern verstanden hatte, weil er ihr grundsätzlicher Gegner war, begegnete in der Armee vielfachem Widerspruche; die andere erwies sich als ganz verfehlt und wurde schon im J. 1897 rückgängig gemacht; beide zusammen aber entzogen C. das Vertrauen des Heeres auf seine organisatorische Wirksamkeit und verminderten die ihm bis dahin von diesem entgegengebrachte Werthschätzung.

Immer mehr schwand sein Ansehen und verringerten sich die Hoffnungen, welche zu Anfang seiner Amtsführung, trotz mancher gegen seine Befähigung geltend gemachter Bedenken, in weiten Kreisen an seine Wahl geknüpft waren; im Reichstage gab es keine Partei, auf welche er mit Sicherheit rechnen und sich stützen konnte und mochte; nur Freisinn und Socialdemokratie, so fern er ihren Bestrebungen und Zielen stand, wünschten sein Verbleiben im Amte, weil er dem Erlasse von Ausnahmegesetzen abgeneigt war, und die Ultramontanen, welchen namentlich der bei Behandlung der Schulfrage von ihm eingenommene Standpunkt zusagte, hofften von ihm eine gewisse Förderung ihrer Ziele. Auch bei den hohen Beamten, welche berufen waren mit ihm Hand in Hand zu gehen, fand er keineswegs allgemeine Zustimmung und freudige Unterstützung.

Unter solchen Verhältnissen wurde am 26. October 1894 das von ihm eingereichte Abschiedsgesuch vom Kaiser genehmigt. Der Grund seines Ausscheidens ist nicht aufgeklärt. Zunächst beruhte er auf einem Gegensatze, welcher zwischen C. und dem Ministerpräsidenten Graf Botho Eulenburg inbetreff der sogenannten Umsturzvorlage bestand. Es handelte sich dabei um die Entscheidung der Frage, ob es gerathen sei den Bestrebungen der Socialdemokratie durch den Erlaß von Ausnahmebestimmungen entgegenzutreten oder ob die geltenden Gesetze der Regierung die Möglichkeit böten, ohne solche die von ihr als richtig erkannte Aufgabe zu lösen. C. war der letzteren Ansicht,

der Ministerpräsident glaubte weiterer Mittel zu bedürfen. Ihr Zusammenbleiben im Amte war ausgeschlossen, beide hatten Entlassungsgesuche eingereicht. Es lag mithin keine Nothwendigkeit für ihren gleichzeitigen Rücktritt vor. Einer von ihnen hätte auf seinem Posten verbleiben können. Zu größter Ueberraschung der Oeffentlichkeit wurden jedoch beide Gesuche genehmigt. Es hieß, daß für nöthig erachtet sei die Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten wiederum in einer und derselben Person zu vereinigen, daß aber C. abgelehnt habe die Stellung zu übernehmen. Auch war die Rede von einer zwischen dem Monarchen und seinem vornehmsten Berather eingetretenen Mißstimmung.

C., welcher unvermählt war, zog sich nach Skyren zurück, einem Dorfe bei Crossen a. d. Oder, wo ein mit einer seiner Schwestertöchter verheiratheter Herr v. Schierstaedt ein Gut besaß. Dort hat er die letzten Jahre seines Lebens, ganz abgeschieden von der großen Welt, in würdevoller Zurückgezogenheit verbracht. Keinerlei Anfeindung in der Presse, keine abfällige Beurtheilung seines Wollens und Wirkens, kein schiefes Urtheil, selbst kein Entstellen der Thatsachen hat ihn veranlaßt aus der Reserve hervorzutreten, welche seiner Ansicht nach ein abgetretener Staatsmann sich auferlegen muß. Auch Aufzeichnungen wird er nicht hinterlassen haben; er war kein Freund des Schreibens.

Sein Geschick war ein tragisches. Zwei Mal wurde er aus einer Laufbahn jäh herausgerissen, an welcher er mit Leib und Seele hing und für welche er vorzüglich geeignet war, und beide Male endete er mit einem Mißerfolge. Daß er in jedem der beiden Fälle dem Rufe folgte, durch welchen er in Stellungen gebracht wurde, für die er sich selbst die Befähigung nicht zutraute, beruhte auf einer seiner hervorstechendsten Charaktereigenschaften, auf seiner Pflichttreue. Er gehorchte dem Befehle seines Kriegsherrn und strebte mit allen Kräften danach, den Anforderungen der ihm übertragenen Aemter voll zu genügen. Dabei halfen ihm zwei andere Vorzüge, welche er in hohem Grade besaß, Fleiß und Arbeitskraft; die Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift gab ihm die Möglichkeit diese Eigenschaften nutzbringend zu verwerthen; ein zurückhaltendes und formvolles, aber zugleich freundliches und verbindliches Auftreten, großes Wohlwollen für den Einzelnen, Gradheit und Unparteilichkeit, volles Aufgehen im Berufe und gänzliche Rücksichtslosigkeit in Ansehung der eigenen Person erweckten Vertrauen und Achtung für ihn in allen Kreisen, mit denen er in Berührung kam. Seine vorzüglichen soldatischen Eigenschaften sind schon oben gekennzeichnet.

C. war eine stattliche, militärische Erscheinung, hochgewachsen und kraftvoll, mit energischem, aber gütigem Gesichtsausdrucke, kurzgeschorenem, zuletzt weißem Haar und Schnurrbart, kernig und gesund, bis nicht lange vor seinem am 6. Februar 1899 zu Skyren erfolgten Tode die Anzeichen eines Gehirnleidens sich bemerkbar machten, welches auf das Bewegungsvermögen und die Beherrschung der Sprache seinen Einfluß äußerte und dem er nach kurzer Zeit erlag. B. v. Poten.

Caraffa: Hieronymus C., Marquis von Montenegro, k. k. und k. spanischer Generallieutenant, geboren im J. 1564 zu Abruzzo im Königreich Neapel als Sohn des Rainaldus C. und der Portia Carracciola, Tochter des Herzogs von Sigignano, kam mit 14 Jahren nach Rom zu seinem Großoheim, dem Cardinal Antonio C., der den Knaben zu strengen Studien anhielt. Obwol für den Staatsdienst bestimmt, trat C. gegen den Willen seiner Angehörigen und nachdem er sich noch in sehr jungen Jahren mit Hippolyta v. Launay, der Enkelin des berühmten Helden und Vicekönigs von Neapel, Karl v. Launay, vermählt hatte, im J. 1587 in spanische Kriegsdienste und zog

anfangs unter Alexander Farneſe in die Niederlande, diente dann unter den gegen Heinrich IV. von Frankreich geſandten ſpaniſchen Truppen und focht 1590 vor Ligne, 1592 bei Rouen. Bald darauf erhielt er ein Commando in Friesland und führte dann ſeine Truppen durch Brabant nach Flandern. Hierauf an die franzöſiſche Grenze berufen, zeichnete er ſich in vielen kleinen Gefechten aus und wohnte 1597 auch dem Ueberfalle von Amiens unter Porto-Carero bei. Nachdem dieſer gefallen war, wählten die Spanier C. zum Commandanten, welcher die Vertheidigung von Amiens heldenmüthig fortführte und den Platz erſt auf ausdrücklichen Befehl des Erzherzog-Statthalters übergab, 25. September 1597. König Heinrich IV., der militäriſche Tapferkeit zu ſchätzen wußte, räumte der Beſatzung bereitwillig alle Ehren beim Abzuge ein und ſpäter noch gab er C. Beweiſe ſeiner Hochachtung. Nach dem Friedensſchluſſe lud er C., als dieſer incognito in Paris weilte, ein, trotzdem dieſer ſich verleugnen ließ, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Nach dem Abzuge aus Amiens kämpfte C. unter dem Statthalter Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, ging, nachdem er die Belagerung von Oſtende mitgemacht hatte, an den ſpaniſchen Hof, von wo er jedoch bald wieder nach Italien geſandt wurde. Nach dem Frieden mit Savoyen weilte C. wieder eine Zeitlang in Madrid und erhielt dann den Oberbefehl über die geſammte in Sicilien befindliche ſpaniſche Cavallerie. Auf dem Wege dahin kam C. der Befehl zu, nach Deutſchland zu reiſen, da ſich Kaiſer Ferdinand II. ſeine Dienſte vom ſpaniſchen Hofe erbeten hatte. In kaiſerlichen Dienſten focht C. anfangs unter Bucquoi gegen die böhmiſchen Aufſtändiſchen und führte dann ein kleines Heer gegen Bethlen Gabor nach Ungarn, behauptete ſich ſpäter in der Gegend von Skalitz gegen die feindliche Uebermacht und verhinderte die Vereinigung Bethlen's mit den Böhmen. Nach dem Frieden mit Bethlen wurde C. für ſeine Dienſtleiſtung von Ferdinand II. zum Reichsfürſten und geheimen Rath ernannt, auch beſchenkte er ihn bei ſeiner Abreiſe mit einem werthvollen Ring. C. reiſte zuerſt nach Mailand, dann kehrte er wieder nach Spanien zurück und wurde bald darauf von König Philipp IV. zum Vicekönig und General-Capitän von Arragonien ernannt, dann aber in die Niederlande geſandt. Auf der Reiſe dahin erkrankte C. in Genua und ſtarb dort im April 1633. C. zeichnete ſich nicht nur durch militäriſche Tüchtigkeit und hervorragende Tapferkeit aus, ſondern auch durch Uneigennützigkeit, Biederſinn, Großmuth und hohe Bildung. Er kannte ebenſo gut griechiſch, lateiniſch, ſpaniſch und franzöſiſch wie italieniſch, „auf die Aſtrologie oder Sternkunſt aber wendete er den allergrößten Fleiß an, dergeſtalt, daß er auch zu jener Zeit vor einen der beſten Stern-Gucker paſſirte".

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Khevenhiller, Annales Ferdinandeorum. Leipzig 1721. — Gauhe, Hiſtoriſches Helden- u. Heldinnen-Lexikon. Leipzig 1716. — Schweigerd, Oeſterreichs Helden und Heerführer. Leipzig und Grimma 1852.

Oskar Criſte.

Carl: Philipp Franz Heinrich C., Aſtronom und Phyſiker, geboren am 19. Juni 1837 zu Neuſtadt a. A. (Mittelfranken), † am 24. Januar 1891 zu München. Auf der Lateinſchule ſeiner Vaterſtadt vorgebildet, ſiedelte C. ſpäter nach München über, wo er unter J. v. Lamont und P. v. Jolly das Studium der exacten Naturwiſſenſchaften eifrig betrieb. Seine 1860 erſchienene Doctordiſſertation behandelte die thermoelektriſchen Ströme. Vor allem aber zog ihn die Perſönlichkeit v. Lamont's an, unter dem er ſieben Jahre lang, den Lehrer eifrig bei den aſtronomiſchen und geophyſikaliſchen Beobachtungen unterſtützend, auf der Sternwarte Bogenhauſen

arbeitete. Die Frucht dieser Thätigkeit waren die einen höchst gewandten Praktiker bekundenden „Prinzipien der astronomischen Instrumentenkunde“ (Leipzig 1863), die noch jetzt kaum durch ein anderes Werk ersetzt sind. Auch zwei andere astronomische Schriften aus den sechziger Jahren („Die Sonne“, München 1864 u. 1868, und „Repertorium der Kometen-Astronomie“, ebenda 1865) haben sich als sehr nützlich erwiesen. Im Berliner „Astronomischem Jahrbuch“ veröffentlichte er Ephemeriden kleiner Planeten, und im übrigen beschäftigten ihn namentlich die Beziehungen der elfjährigen Sonnenflecken-periode zu den meteorologischen und erdmagnetischen Erscheinungen, über welches Thema er sich mehrfach in kleineren Aufsätzen verbreitete.

Im J. 1861 hatte sich C. als Privatdocent an der Münchener Universität habilitirt, aber 1869 übernahm er die Professur der Physik an den bairischen Militärbildungsanstalten, die er bis zu seinem Tode mit der Einschränkung beibehielt, daß er später nur noch an der Kriegsakademie Vorlesungen hielt. Durch diese seine Berufsstellung mehr auf die Physik hingewiesen, hat er sich dieser von da an auch litterarisch hauptsächlich gewidmet. Für das Sammelwerk „Die Naturkräfte“ lieferte er nicht nur eine deutsche Bearbeitung von Cazin's „Wärmelehre“ (München 1870 u. 1877), sondern es hat auch das treffliche populäre Werkchen „Die elektrischen Naturkräfte“ zwei Auflagen erlebt (München 1872 u. 1878). In Poggendorff's „Annalen“ schrieb C. über die Münchener Gewitter und über die galvanische Polarisation der die telegraphische Erdrückleitung vermittelnden Metallplatten. Die meisten seiner Abhandlungen nahm jedoch seine eigene Zeitschrift auf, durch deren Begründung und Redaction er den Physikern, da ein einziges periodisches Organ für Gesammtdeutschland eben doch nicht ausreichte, einen großen Dienst erwies. Carl's „Repertorium der Experimentalphysik, der physikalischen Technik und der astronomischen Instrumentenkunde“ ist siebzehn Jahre lang, 1865 bis 1882, von ihm selbst herausgegeben worden und dann, unter Wegfall der von Anfang an mehr nur den persönlichen Neigungen des Leiters entsprechenden astronomischen Abteilung, in die Hände des Wiener Physikers Exner übergegangen. Die eigenen Beiträge Carl's sind größtentheils darauf berechnet, bei der Construction der Apparate den Anforderungen der Präcisionsmechanik Geltung zu verschaffen, wie er diese als beobachtender Astronom gründlich kennen gelernt hatte. In diesem Sinne behandelte er die Waage, das Thermometer, die galvanometrischen Einrichtungen, die Influenzmaschine, die Kommutatoren, das Aneroidbarometer, die Evaporimeter und das Mikrophon. Sein Gedanke, die vulkanischen Eruptionen auf das sogenannte Leidenfrost'sche Phänomen des auf erhitzter Metallfläche frei umlaufenden und dann jäh verpuffenden Wassertropfens zurückzuführen, hat erst neuerdings in der Fachwelt die Beachtung gefunden, welche er gewiß verdient. Endlich ist noch zu bemerken, daß C. auch zwei Bände der „Zeitschrift für angewandte Elektricitätslehre“ redigirt und mit Artikeln aus seiner Feder bereichert hat, welche sich rasch in den betheiligten Kreisen der Elektrotechniker einbürgerte und nachmals von Uppenborn geleitet wurde.

Poggendorff's Biographisch-litter. Handwörterbuch der exacten Wissenschaften. 3. Theil, 1. Abtheilung, S. 236. — Privatmittheilungen.

Günther.

Carriere: Moriz C. war geboren am 5. März 1817 zu Griedel, einem Dorfe des Großherzogthums Hessen, als Sohn eines Rentamtmanns des Fürsten von Solms-Braunfels. Er entstammte, wie schon der Name erkennen läßt, einer französischen Familie, welche um ihres Glaubens willen aus Frankreich vertrieben, in Deutschland an der Dill und Lahn eine neue

Heimath gefunden hatte. Seine Gymnasialstudien machte er an dem preußischen Gymnasium in Wetzlar, dessen feingebildeten Rector Arxt er in seiner Doctordissertation als „praeceptorem doctissimum, amicum carissimum“ anredet. Nach Absolvirung des Gymnasiums im J. 1835 bezog er zunächst die Universität Gießen, um ohne Wahl eines bestimmten Faches philosophische Studien zu betreiben. Ein Jahr später siedelte er nach Göttingen über, wohin ihn der Ruf des berühmten Litterarhistorikers Gervinus und des großen Archäologen Otfr. Müller zog, wo er aber auch bei den Philosophen Herbart und Krische hörte. Den Abschluß seiner Universitätsstudien fand er in Berlin, wo er sich schon specieller den philosophischen Studien im engeren Sinne zuwandte und von Trendelenburg zu den berühmten philosophischen Uebungen herangezogen wurde. Zum Doctor philosophiae promovirte er am 28. Juli 1838 in Göttingen mit der Abhandlung „Theologiae Aristotelicae lineamenta“, nachdem er schon ein Jahr zuvor mit der Abhandlung „De Aristotele Platonis amico eiusque doctrinae iusto censore“ (Gott. 1837) die Billigung der Facultät erhalten hatte, aber wegen zu jugendlichen Alters nicht zur Promotion zugelassen worden war. Die beiden Dissertationen behandeln einen Autor des Alterthums und sind in lateinischer Sprache, in überfließendem ciceronischen Stil geschrieben, aber aus ihnen spricht weniger der kritische Philologe, als der werdende Philosoph: die Sätze des Aristoteles sind mit der Lehre Hegel's combinirt; Humboldt, Dahlmann, Schlosser sind in Betracht gezogen; in den lateinischen Text sind Verse Goethe's eingelegt; kurzum der junge Doctor fühlte sich nicht wohl in dem abgeschlossenen Kreise des Alterthums, er suchte das Alterthum mit dem frischen Leben der Neuzeit in Verbindung zu bringen, der Erfassung des großen Ganzen zuzustreben.

Nachdem er nach seiner Promotion noch kunsthistorische Reisen in Italien gemacht und in mehreren kleinen Schriften, wie „Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung“ (Weilburg 1841), „Schwert und Handschlag für Franz Baader“ (Weilburg 1841), „Achim von Arnim und die Romantik“ (Grünberg 1841), seine lebhafte Theilnahme an religiösen und litterarischen Fragen der Gegenwart bekundet hatte, habilitirte er sich 1842 als Docent der Philosophie in Gießen, wo er auch 1849 zum außerordentlichen Professor vorrückte. Seine Gießener Zeit war reich an Erfolg und mannichfacher Anregung. Seine Vorlesungen, wiewol sie aus dem herkömmlichen Geleise der philosophischen Vorlesungen heraustraten, waren gut besucht; Männer, die später eine hervorragende Rolle in der Litteratur und dem öffentlichen Leben spielten, wie W. Riehl, K. Hofmann, Bamberger, Büchner, zählte er zu seinen Zuhörern. In der Gesellschaft „Sonderbund“, in der sich die jüngeren Geister der Gießener Gelehrtenwelt zusammenfanden, verkehrte C. mit geistreichen Männern verschiedener Richtung, unter denen ihm keiner so lieb in der Einnerung blieb als Gust. Baur, der hochgebildete Theologe, der „auch in der Kunst und in der Natur eine Offenbarung des göttlichen Geistes suchte und fand“. In der Familie des großen Chemikers und Naturforschers Liebig erhielt er neue, die Werkstätte der Natur ihm tiefer erschließende Anregungen, und gewann er als liebgesehener Gast das Herz der ältesten Tochter Agnes, die er später (1853) zum glücklichen, leider früh durch den Tod gelösten Ehebund heimführte.

Seit dem Jahre 1853 finden wir C. in München, nachdem kurz zuvor Liebig von König Maximilian II. zur Neubelebung der wissenschaftlichen Studien dorthin berufen worden war. Anfangs hielt er in freier Stellung an der Universität Vorträge über Aesthetik und allgemeine Litteraturgeschichte; bald bekam er auch eine feste Anstellung als Schriftführer und Professor der

Kunstgeschichte an der Akademie der Künste. In dem reichen Leben der großen Stadt, im Verkehr mit Künstlern, Dichtern, Gelehrten erhielt sein dem Schöngeistigen von je besonders zugewandter Geist mannichfache Nahrung, und reiften die großen Werke, die seinen Namen allhin verbreiteten und seiner litterarischen Stellung ein festeres Gepräge gaben. Von der Gnade seines königlichen Herrn wurde er zu den berühmten Symposien in der Residenz zugezogen; in den verschiedenen litterarischen Gesellschaften der Stadt war er ein thätiges, selten fehlendes Mitglied; auch an dem politischen Leben nahm er namentlich zur Zeit der nationalen Erheburg, als die Träume seiner Jugend in den Gestalten des Heldenkaisers Wilhelm I. und seines großen Kanzlers Bismarck sich verkörperten, begeisterten Antheil. Im J. 1887 erreichte er auch nach seiner Enthebung von dem Sekretariat an der Kunstakademie, „was er vor 50 Jahren zu werden gewünscht und lange vergeblich angestrebt hatte, die einfache Stellung eines ordentlichen Universitätsprofessors". Der bayerischen Akademie der Wissenschaften gehörte er seit 1889 als ordentliches Mitglied an.

In frohem Schaffen und in heiterer Geselligkeit gelangte er so zur Schwelle des Alters. Freilich auch von herben Verlusten und schweren Schicksalsschlägen blieb sein Leben nicht verschont. Nach zehn Jahren glücklichster Ehe ward ihm seine treue Lebensgefährtin entrissen; seine zwei Kinder sah er vor sich in das Grab sinken, das Mädchen Elisabeth in zarter Kindheit, den hoffnungsvollen Sohn Justus in der Blüthe des Mannesalters; seiner eigenen Augen Licht drohte durch den grauen Staar zu erlöschen. Aber von dem Augenleiden brachte ihm die kundige Hand seines Collegen und Freundes Rothmund Heilung, und die Schmerzen, welche ihm der Tod seiner Liebsten bereitete, überwand er mit dem Troste der Weisheit. So setzte er mit ungebrochener geistiger Kraft seine Thätigkeit an der Universität, in der Litteratur und im geselligen Leben ohne Unterbrechung fort, bis am 18. Januar 1895 ein Herzschlag unerwartet und plötzlich seinem Leben ein Ende machte.

Das sind die äußeren Umrisse des Lebens Carriere's. Der Inhalt desselben war ein ungemein reicher, nicht durch einflußreiche Lebensstellung und ausgedehnte praktische Thätigkeit, sondern durch die Vielseitigkeit seines geistigen Interesses und die Fruchtbarkeit seiner litterarischen Feder. Er hat selbst in seinen letzten Lebensjahren eine Gesammtausgabe seiner Werke in 14 Bänden veranstaltet, aber dieselbe umfaßt lange nicht alles, was er geschrieben; die kleinen Aufsätze und Artikel fehlen ganz, und auch von seinen Jugendschriften vermißt man ungern eine Auswahl.

Von seinen größeren Werken hat er selbst die „Sittliche Weltordnung" (1877; 1891 = XIII. Bd. d. Ges. W.) als dasjenige Buch bezeichnet, welches die wissenschaftliche Entwicklung seiner Ideen über Kunst, Religion und Geschichte und die langsam gereifte Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete enthält, eine in Freude und Leid gewonnene Lebensanschauung. Wenn nun auch nicht allgemein diesem Buche und den damit in Verbindung stehenden zwei akademischen Abhandlungen „Das Wachsthum der Energie in der geistigen und organischen Welt" (1892), und „Erkennen, Erleben, Erschließen" (1893) jene centrale Bedeutung zuerkannt wird, so ist es doch die Idee der sittlichen Weltordnung, die alle Schriften und Reden Carriere's wie ein rother Faden durchzieht. Er fühlte sich eben in erster Linie als Philosoph und Lehrer des Volkes und wollte seine Reden und seine Schriften über Kunst und Litteratur nur als Ausflüsse seiner philosophischen Weltanschauung angesehen wissen. Ausgegangen war er in seiner Philosophie von Hegel, den er schon in einer seiner frühesten Schriften als den Aristoteles unserer Zeit, als das Genie des

architektonischen Gedankenbaus preist. Den großen Dialektiker hatte er nicht mehr selbst gehört; denn derselbe war schon vor seinen Universitätsjahren im J. 1833 von der Cholera weggerafft worden. Aber in Berlin hörte er die Schüler des Meisters und schon in Göttingen lag er mit Feuereifer dem Studium seiner Schriften ob. Der Einfluß des bahnbrechenden Denkers zeigt sich auch noch in den späteren Arbeiten Carriere's, in der Vorliebe für systematische Construction, in der Geringschätzung der vom Ganzen losgelösten Einzelforschung, in dem optimistischen Glauben an eine allmählich sich steigernde Entwicklung auf allen Gebieten des Geistes und der Natur. Thatsächlich aber entfernte er sich mit der Zeit immer mehr von der Grundlage des Hegel'schen Idealismus. Angelpunkt seiner ganzen Betrachtung wurde die sittliche Weltordnung, in der zugleich die schöpferische Freiheit des Willens und die Unabänderlichkeit der Naturgesetze, die Kraft des denkenden Subjectes und die Wahrheit der objectiven Erscheinung zur Geltung kommen sollten. Er bezeichnete diese seine Weltanschauung als Real-Idealismus, indem er dabei von der Forderung der Vernunft ausging, welche ein gemeinsames Princip als Grund und Ziel alles Lebens für unseren erkennenden Geist und die Außenwelt der Erscheinungen verlangt und wonach die Denkformen unseres Verstandes sich mit den Gesetzen und Normen decken, nach denen die Welt unterschieden und geordnet ist. Gestützt sodann auf die auch dem Laien sich aufdrängende Beobachtung eines Bildungstriebes in den Geschöpfen des organischen Lebens findet er auch in der Natur ein Analogon des menschlichen Sittengesetzes, so daß das Streben aufsteigender Lebensentwicklung Natur und Geschichte, das Reich des Bewußten und Unbewußten mit einander verkettet. Und indem er dann schließlich zur Gottesidee aufsteigt, erfaßt er Gott als den das Universum zusammenhaltenden Weltgeist, der als Urgrund der sittlichen Weltordnung in allem stets und überall gegenwärtig sei. Dabei verwahrte er sich aber gegen den Vorwurf einer pantheistischen Gottesanschauung, indem er seinem Gott zugleich bewußten Willen und den Charakter der Persönlichkeit beilegte. Es soll nicht hier an diesen Sätzen Kritik geübt und untersucht werden, ob es wirklich C. gelungen ist, die Begriffe der Persönlichkeit und der Universalität zusammenzuführen, und ob er berechtigt war, aus der Wahrnehmung des Entwicklungstriebes in der organischen Schöpfung auf ein teleologisches Princip in der Weltbewegung zu schließen. Sicherlich hat er selbst unverbrüchlich an jenem Grundsatz der sittlichen Weltordnung festgehalten und in seinen letzten Lebensjahren gegen die Vertreter des Materialismus und der Truglehre blindwirkender Naturgesetze mehr noch als gegen den religiösen Fanatismus und die Beschränktheit eines starren Dogmatismus angekämpft. An das deutsche Volk gewandt rief er aus: „in dem Glauben an die sittliche Weltordnung bist du groß geworden; an ihm halte fest und du wirst menschenwürdig und glücklich leben".

Unter den verschiedenen Zweigen der Philosophie hat C. zu seiner speciellen Domäne die Aesthetik oder die Idee des Schönen erkoren; sie zog ihn vor allem an, denn im Schönen, so sprach er in schwärmerischer Begeisterung, wird unser ganzes Wesen, Sein und Seele, Herz und Geist zugleich befriedigt und erhoben, in ihm ist das Reale und Ideale in Eins gebildet, es ist das mangellose Sein, ein wiedergeborenes Paradies und ein Himmel auf Erden. Ueber die Kunst hat er zwei große Werke geschrieben, ein philosophisches und ein historisches, eine Aesthetik und eine Kunstgeschichte.

Die „Aesthetik", die in wiederholten Auflagen erschienen ist (1859 [1], 1885 [3], Bd. I u. II d. Ges.-W.), umfaßt 2 Theile. In dem ersten handelt der Verfasser im allgemeinen von der Idee des Schönen und ihrer Gestaltung

im Kosmos und in der Natur, unter den Aufschriften Schönheit, Welt und Phantasie; in dem zweiten legt er dann die Principien und Grenzen des Schönen in den drei Reichen der bildenden Kunst, der Musik und der Poesie dar. Dem letzten Theile, in dem er selbst nicht bloß betrachtend, sondern auch schöpferisch thätig war, widmete er noch ein besonderes Buch „Das Wesen und die Formen der Poesie, ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst" (1854[1], 1886[2] = Bd. III d. Ges. W.). Auf seine „Aesthetik" legte C. selbst ein großes Gewicht: es war dasjenige Gebiet, das er speciell als Professor an der Universität vertrat, und zu den er durch seine Stellung an der Kunstakademie und im Verkehr mit Künstlern und Dichtern reichste Anregung erhielt. Auch hat er mit seinen Vorlesungen über Aesthetik und besonders über das Wesen und die Formen der Poesie großen Anklang gefunden; aber es fehlte auch nicht an Ausstellungen und abfälligen Urtheilen. Abgesehen von denjenigen, welche überhaupt auf theoretische Erörterungen im Gebiete der schaffenden Kunst keinen Werth legen, wurde auch von Fachmännern die präcise Formulirung der Gedanken und die psychologische Entwicklung vom Empfinden des Schönen vermißt, und Lotze glaubte so weit gehen zu dürfen, in seiner Geschichte der Aesthetik die Leistungen Carriere's einfach zu ignoriren. Es übte eben hier am meisten bei unserem Freunde die Hegel'sche Begriffssystematik ihren Einfluß zu Ungunsten der Sache: dem beliebten Dreiklang zulieb wird nicht bloß in der bildenden Kunst Architektur, Plastik, Malerei, in der Poesie Epos, Lyrik, Drama unterschieden, sondern auch in der Musik zur Instrumental- und Vocalmusik als Drittes die Verbindung von Instrumental- und Vocalmusik gestellt, und in der Lyrik eine Scheidung in Lyrik des Gefühls, der Anschauung und des Gedankens durchgeführt. Das schmeckt stark nach Hegel'scher Architektonik und entspricht wenig dem historischen Werden und dem inneren Wesen der Sache, noch weniger, wenn der Unterschied von Ode und Elegie statt historisch entwickelt und aus dem Versmaß erklärt zu werden, dahin bestimmt wird, daß die Ode den großen Gehalt des Lebens ergreift, die Elegie hingegen einen sanften, schmelzenden Ton hat.

Das historische Werk über das Schöne trägt den Titel „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit" (Bd. IV bis IX d. Ges. W.) und behandelt in 5 Bänden die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst, Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst, das christliche Alterthum und den Islam, das europäische Mittelalter in Dichtung, Kunst und Wissenschaft, Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Litteratur, endlich das Weltalter des Geistes im Aufgang, in Litteratur und Kunst im 18. und 19. Jahrhundert. Das Ganze ist eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkt der Aesthetik, die man treffend auch eine Geschichte des Idealismus genannt hat. Es ist ein großartig angelegtes, mit staunenswerthem Fleiße durchgeführtes, von tiefen Gedanken erfülltes und in gehobener Sprache geschriebenes Werk. Dem Verfasser kamen hier die Vorzüge seines Geistes und seiner Studienweise ganz besonders zu statten, die warme Begeisterung für das Schöne, die ausgebreitete Lectüre, das treue Gedächtniß, die Leichtigkeit, sich in das Denken und Fühlen verschiedener Zeiten hineinzufinden. Was man an seinen theoretischen Schriften getadelt hat, die Masse der wörtlichen Anführungen, das war in diesem Werk ganz an seinem Platz; man folgt hier gern der Art des Autors, „die einzelnen Männer selbst sich schildern zu lassen und so viel als möglich vom Hauch und Duft des Originals in seine Bearbeitung zu verpflanzen". Dadurch erhielt das Werk die

große Mannichfaltigkeit, die den Leser stets frisch erhält und nach den verschiedensten Seiten anregt. Dazu fügt der Autor jene Unabhängigkeit der geistigen Erfassung und jenen sittlichen Adel der Beurtheilung, die den gebildeten Leser stets in sympathischer Stimmung erhält. So erklärt sich leicht der große Erfolg, den C. mit diesem Werke in den verschiedenen Schichten des deutschen Volkes, bei Männern und bei Frauen, gefunden hat. Der Specialforscher wird ja auf seinem Gebiet lieber zu Büchern greifen, welche ihn direct zu den Originalen und mitten in die Fragen der Forschung hineinführen, aber auch er wird Carriere's Buch mit Gewinn lesen, um seinen Horizont zu erweitern und vergleichende Gesichtspunkte für die Cultur- und Kunstentwicklung verschiedener Zeiten zu gewinnen. Einem solchen universellen Buch, wie es C. geschrieben hat, die Berechtigung abzusprechen, weil man über das Einzelne in Specialwerken Genaueres und Originelleres finden könne, hieße auch die Weltgeschichte Schlosser's und den Kosmos Humboldt's aus der Liste der wissenschaftlichen Werke und lesenswerthen Bücher streichen.

Mit diesem historischen Hauptwerk Carriere's stehen mehrere andere, welche dasselbe theils vorbereiteten, theils begleiteten, in engem Zusammenhang; insbesondere „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit (1847), „Vier Gedenkreden auf deutsche Dichter, Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul" (1862), „Fichte's Geistesentwicklung in den Reden über die Bestimmung des Gelehrten" (1894), die Herausgabe von Goethe's Faust und Schiller's Tell mit Einleitung und Erläuterung in der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die drei Hauptwerke Carriere's habe ich hiermit aufgeführt und zu charakterisiren versucht; aber damit habe ich noch lange nicht die Schriftstellerei, geschweige denn die Geistesthätigkeit desselben erschöpft. Carriere war kein Buchgelehrter, der sich in seine Studirstube oder sein Laboratorium einschloß, er nahm an dem geistigen, politischen, religiösen Leben um sich regsten Antheil und nicht bloß als empfänglicher Leser und Zuhörer, sondern auch in activer Theilnahme als Redner und Schriftsteller. Zwar von der politischen Arena unserer Volksvertretungen zog er sich nach kurzer Thätigkeit in dem Vorparlament zu Frankfurt im J. 1848 bald wieder zurück, nachdem er selbst zur Erkenntniß gekommen war, daß sein Optimismus und sein Streben nach Aussöhnung der Gegensätze zum Streite der Parteien und zur Hitze des Kampfes wenig passe. Aber auch nach den Jahren der Enttäuschung verfolgte er mit patriotischem Eifer den Aufschwung der Nation, bot selbst in den Kämpfen der Jahre 1870/71 als Samaritaner dem Vaterlande seine Dienste an und stand stets in erster Linie, wenn es galt, die Güter der Freiheit und Vaterlandsliebe zu vertheidigen, das Andenken an die großen Männer und Geistesheroen der Nation zu feiern, das Interesse der Mitbürger für die Culturaufgaben der Zeit durch Wort und Schrift wachzurufen. Den Freunden aber — und er hatte viele in allen Lebensstellungen — wahrte er nicht bloß Treue und Liebe, er setzte vielen auch ein litterarisches Denkmal, theils während ihres Lebens, theils nach ihrem Hinscheiden. So kam es, daß er nicht bloß große Bücher schrieb, sondern auch viele Reden hielt und zahllose Artikel in Zeitungen und Zeitschriften erscheinen ließ. Es entging ihm nicht, daß diese seine Zwitterstellung als Gelehrter und Litterat in zünftigen Kreisen Anstoß erregte, aber weit entfernt dieselbe zu verleugnen, rühmte er sich derselben: „nicht nach deutscher Gelehrtenart", sagte er in einem offenen Briefe an Renan, „will ich bloß für Gelehrte und Bibliotheken die Ergebnisse der Forschung darstellen, sondern für das Leben und das Volk will ich schreiben". Und nicht leicht erfreute ihn eine Anerkennung mehr als die aus dem Munde

seines ehemaligen Collegen Bursian, als derselbe von ihm bei Gelegenheit der Feier seiner 25jährigen Thätigkeit an der Kunstakademie rühmte: „Der Jubilar hat nicht bloß in großen Büchern seine Ideen niedergelegt, sondern steht auch wie ein lebendiges Gewissen der Nation auf der Warte, um ihr in der Geschichte des Tages mahnende und erhebende Worte über die geistigen Lebensfragen der Menschheit zuzurufen".

Das Meiste von diesen Reden und Aufsätzen ist zerstreut in den Beilagen der Allgemeinen Zeitung, in Westermann's Monatsheften, der Deutschen Biographie, dem Deutschen Plutarch, dem Deutschen Museum, der Deutschen Rundschau, den Zeitschriften Gegenwart, Nord und Süd, Aula u. a. Das Beste hat der Verfasser selbst in zwei Sammelbänden vereinigt, in den „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk" (1850 [1], 1894 [3] = XIV. Bd. d. Ges. W.) und in den „Lebensskizzen" (1890 = XII. Bd. d. Ges. W.). Die erste Sammlung enthält etwa ein Dutzend Reden, dazu kritische Beigaben, zu denen noch die Sonderschrift „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart" zu stellen ist. Passend wurde das Buch von der Kritik als Erbauungsbuch für Gebildete bezeichnet. C. war für diese Art von Litteratur besonders geschaffen: entsprossen einer Familie, die viele Geistliche zählte und um des Glaubens willen Schweres erduldet hatte, verband er religiöse Weihe mit Einsicht in die Ergebnisse der wissenschaftlichen Kritik. Er bekämpfte wol das zähe Festhalten an erstarrten und überlebten Formen vergangener Jahrhunderte, aber die ewigen Grundwahrheiten des Christenthums hielt er unverbrüchlich fest und scheute selbst nicht den Kampf gegen die zersetzende Kritik von Strauß und die romanhaften Phantasien von Renan. Von dem Gebildeten verlangte er wenigstens den Grad von Religion, daß er nicht alles aus blinden Naturkräften hervorgehen lasse, sondern einen Willen der Liebe, der einsichtsvoll alles schafft und lenkt, anerkenne. Eine gottinnige Humanität, eine in Natur und Geschichte das Walten des Ewigen und die Verwirklichung seiner Ideen anschauende Weisheit hielt er für das höchste Ziel unseres Erkennens und Lebens in der Gegenwart.

Von noch allgemeinerem Interesse dürften die gesammelten „Lebensbilder" sein. Es findet sich in diesem Buche außer einem längeren Essay über Oliver Cromwell, den Zuchtmeister zur Freiheit, eine Anzahl fein gezeichneter und lebensfrisch entworfener Gedenkblätter auf Bettina v. Arnim, Peter Cornelius, Geibel, Liebig, Johannes Huber, Melchior Meyr u. A. Besonders anziehend und voll sprühenden Künstlerhumors sind die „Dreißig Jahre an der Akademie der Künste in München". Von dem politischen Optimismus des Verfassers zeugt das ebenda wieder abgedruckte Sendschreiben an Ernst Renan aus dem Jahre 1888 „Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Kulturaufgaben". Daß die dargebotene Hand angenommen und auf den offenen Friedensbrief eine offene Antwort erfolgt sei, davon verlautet freilich nichts.

Endlich darf bei einem Ueberblick über Carriere's geistiges Schaffen auch seine poetische Muse nicht übersehen werden. Unser Gelehrter hat nicht bloß über die Poesie und ihre Formen tiefe und geistreiche Gedanken aufgestellt, er hat auch selbst gedichtet und in gehaltvollen, leichtfließenden Versen seine Gefühle und Eindrücke ausgesprochen. Die Gesellschaften, in denen er verkehrte, erfreute er mit poetischen Trinksprüchen und weitere Kreise ließ er in anmuthsvollen Blüthensträußen an den Schöpfungen seiner Muse theilnehmen. Schon als Student dichtete er 1837 zusammen mit seinem Freunde Theodor Creizenach für die Säcularfeier der Universität Göttingen einen Kranz von Sonetten. Später ließ er, gewissermaßen als Ergänzung zu seinen religiösen Reden ein „Gesangbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten"

folgen (1838[1], 1862[2]), das in zweiter Auflage unter dem Titel „Gott, Gemüth und Welt" auch das früher gesondert erschienene Gedankenmelodrama „Die letzte Nacht der Girondisten" umfaßt. Aber die eigentlichen Perlen seiner dichterischen Muse enthält das dem Andenken seiner früh verstorbenen Frau gewidmete Büchlein „Agnes, eine Sammlung von Liebesliedern und Gedankendichtungen" (1883). W. Christ.

Carstens: Carsten Erich C., Kirchenpropst a. D., Geschichtsforscher und Schriftsteller, wurde am 29. December 1810 in Tondern geboren. Seit 1832 studirte er in Kiel Theologie und wurde, nachdem er 1837 das theologische Amtsexamen bestanden hatte, im J. 1840 als Diakonus in seiner Vaterstadt angestellt. 1864 erfolgte seine Ernennung zum Hauptpastor und Propst daselbst. Zwanzig Jahre lang hat er in dieser Stellung seiner Gemeinde und der schleswig-holsteinischen Landeskirche gedient. Am 1. Juli 1884 trat er in den Ruhestand. Von seinen Amtspflichten entbunden widmete er sich dann um so eifriger seinen litterarischen Studien, die er mit seltener geistiger Frische bis in seine letzten Lebensjahre fortsetzte. Er erreichte ein Alter von 89 Jahren. Der 25. November 1899 war sein Todestag. „Mit C. geht ein Stück persönlicher Erinnerung an die erste Hälfte unseres Jahrhunderts zu Grabe, insbesondere an die Zeit, wo Dahlmann und Nicolaus Falck, sowie in anderer Weise Klaus Harms das geistige Leben unseres Landes neu gestaltet und die Liebe zu unserer Geschichte wieder erweckt hatten. Auch von seinem älteren Zeitgenossen G. Waitz hatte er dieses Interesse überkommen und es in seinen Verhältnissen treu gepflegt. Es war weniger das Pragmatische, die innere Seite der Geschichte, als das Litterarische und Persönliche, das seiner Geistesart entsprach." Mit nie ermattendem Fleiß behandelte C. das Gebiet der schleswig-holsteinischen Landes- und Kirchengeschichte, weniger in größeren Werken, als vielmehr in zahlreichen kleineren Aufsätzen und Skizzen, die jedoch als Bausteine für jede umfassende Darstellung von hervorragendem Werth sind. Sie alle sind aus dem reichen Schatz eines gründlichen Wissens heraus geschaffen und offenbaren den feinen historischen Sinn ihres Verfassers. Einen grundlegenden Beitrag zur schleswig-holsteinischen Städtegeschichte lieferte C. in seinem Buche „Die Stadt Tondern. Eine historisch-statistische Monographie" (Tondern 1860), für welches er über 20 Jahre lang gesammelt hatte. Die Idee einer Neubearbeitung dieses selten gewordenen Werkes, mit der er sich lange trug, vermochte er leider nicht mehr zur Ausführung zu bringen. In besonderem Maaße ließ er es sich angelegen sein, das Andenken bedeutender und verdienter Männer unserer Vergangenheit zu erneuern und die Spuren ihres Seins und Wirkens in den Lebenszuständen der Gegenwart aufzudecken. Ein Verzeichniß dieser biographischen Arbeiten gibt Alberti. Hier sei nur hingewiesen auf seine „Geschichte der theologischen Facultät der Christian-Albrechts-Universität" (Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichte der Herzogthümer Schlesw.-Holst. und Lauenburg, Bd. 5, 1875, S. 1—132, auch separat Kiel 1875). Auch der „Allgemeinen deutschen Biographie" ist C. ein getreuer Mitarbeiter gewesen. Nach ihrem Muster plante er eine große „Schleswig-Holsteinische Biographie". Das von ihm im Laufe der Zeit für eine solche gesammelte handschriftliche Material, welches drei starke Quartbände umfaßt, hat er durch letztwillige Verfügung der Kieler Universitätsbibliothek überwiesen.

Vgl. Alberti, Schriftsteller-Lexikon, 1829—1866, Abth. 1, S. 113 bis 115; 1866—1882, Bd. 1, S. 99—100. — Schriften des Vereins für schlesw.-holst. Kirchengeschichte, 2. Reihe, (Beiträge u. Mittheilungen) Heft 4,

1900, S. 149—151 (Nekrolog von E. Michelsen). — Biographisches Jahrbuch, herausgegeben von A. Bettelheim, Bd. 4, 1899. Joh. Saß.

Cäsar: Carl Julius C., Marburger Universitätsprofessor, geboren am 4. Februar 1816, † am 21. Juni 1886. Das Bild seines Lebens steht eingeschlossen in den engen Rahmen seiner hessischen Heimath und in den noch engeren der Universitätsstadt, die zu seiner Zeit zu den kleinsten im deutschen Vaterlande zählte. Er stammte aus Kassel; sein Vater Johann Dietrich war Regierungssecretär dortselbst, seine Mutter Philippine, geb. Pfister. Er hatte schon auf der Bürgerschule Latein gelernt, verließ 1833 siebzehnjährig das dortige Lyceum, gab theologische Interessen bald auf und studirte vornehmlich unter K. F. Hermann's Leitung classische Sprachen. Ein Studienjahr in Göttingen 1835—36 zog ihn in die Gedankenkreise Otfried Müller's; wichtiger wurde für ihn noch der Einfluß von Leutsch. Seine Promotion 1837 brachte ihm nach damaligem Herkommen zugleich die venia legendi, und so hat er thatsächlich in Marburg unausgesetzt von 1838—1886 durch fast fünfzig Jahre ohne Unterbrechung und ohne Urlaubsreisen docirt. Er hatte lange mit den engen Verhältnissen, die ihn umgaben, und einer gedrückten Position zu kämpfen. 1842 kam Th. Bergk als Ordinarius für das classische Fach nach Marburg; im selben Jahre gelangte C. zur außerordentlichen Professur, aber erst nach zehn Jahren, als Bergk Marburg verließ, zum Ordinariate. Bald danach heirathete er, fast vierzigjährig, eine Marburgerin aus wohlangesehenem Hause, Caroline Bücking. C. F. Weber wirkte bis 1861 im gleichen Fach neben ihm, in späteren Jahren Leopold Schmidt. Die Zahl der Zuhörer war minimal, die Einnahmen sehr dürftig, und C. sah sich genöthigt seine beste Jugendkraft zu theilen und für verschiedene Aufgaben herzugeben; er war mit Bergk der Herausgeber der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft in den zehn Jahren ihres Zusammenwirkens und trug hernach bis 1858 die Last der Redaction allein. Er begab sich aber auch 1848 in den Dienst der Universitätsbibliothek und wirkte hier ordnend und fördernd unter und neben Rehm, Gildemeister und Henke, bis 1874 die Leitung der Bibliotheksgeschäfte ganz allein auf seine Schultern fiel. Seine schriftstellerische Thätigkeit war infolge dessen eine begrenzte. Er disserirte eximia cum laude über Ursprung und Begriff der griechischen Elegie, erörterte in kleineren wohldurchdachten Schriften und Aufsätzen Fragen wie nach der Idee der Promethie; wie weit sein Interessenkreis reichte, zeigt sein Vortrag über das finnische Volksepos Kalewala. Nach einer Reihe von Vorarbeiten lieferte er aber erst 1851, als er die Redactionslasten abgeworfen, sein Hauptbuch „Grundzüge der griechischen Rythmik", Erläuterungen zum Text des Aristides, ein damals überaus nützliches Correctiv zu den gleichzeitigen Arbeiten R. Westphal's über das Capitel: antike Rhythmik und Aristoxenos. Auch später hat er die Auseinandersetzung mit Westphal fortgesetzt. Man bemerkt an diesen Schriften Sorgsamkeit bis ins kleinste, sowie ein gerechtes Zurgeltungbringen der Ansichten, die frühere Männer vertreten hatten. Dazu kam ein allumfassendes Fachwissen, das er als Pflicht von seinem Lehrer Hermann ererbt hatte und das in der Fülle der Gegenstände sich darstellt, die er in seinen Vorlesungen mit Ausführlichkeit behandelte. Aber die genannten Eigenschaften sind schriftstellerischer Productivität nicht allzu günstig. Mit Rührigkeit warf er sich dagegen in die Amtsgeschäfte, als Bibliothekar, als Facultätsmitglied, Professor der Eloquenz, Decan, Rector und in anderen Eigenschaften mehr, erwarb besonders seit 1866, als die Universität preußisch geworden und ein neues, größeres Leben am Orte begann, mehr und mehr die Führung der Angelegenheiten und stand schließlich als geschäftskundiger Träger der Tradition ehrwürdig und maßgebend

unter dem Geschlecht der jung hinzu gekommenen Docenten: eine Charakterfigur, hager, bleich und hochgewachsen, rasch in Wort und Bewegung, gern scheltend und knurrend im Ausdruck, aber von einer Gutherzigkeit, die oft plötzlich aus dem hellen Auge hervorbrach und keinen Wunsch abzuweisen vermochte. Eine ausführliche Schilderung seines Typ würde in jede Localgeschichte seiner Heimath gehören. Sein Amtszimmer auf der Bibliothek war ein zweites Universitätssprechzimmer geworden. Eine Fülle von Hassiaca, die er sprudelnd erzählte, sind leider unaufgeschrieben mit ihm zu Grabe gegangen. Nützlich für die Geschichte des Unterrichtswesens wurden immerhin seine Veröffentlichungen der Marburger Studentenverzeichnisse seit Philipp's des Großmüthigen Zeit und sonstige im Druck niedergelegte Beiträge zur Universitätsgeschichte, die allmählich Nachahmung fanden.

Vgl. L. Schmidt, Caroli Julii Caesaris vitae memoria, Marburger Index lect. Winter 1886/87. — C. Boysen, im Centralblatt für Bibliothekswesen Bd. III, S. 514 ff. (mit Schriftenverzeichniß). — G. Zedler, Gesch. der Universitätsbibliothek zu Marburg (1896), S. 138—146.

Th. Birt.

Caspari: Karl Paul C., lutherischer Theologe. Als Sohn eines jüdischen Kaufmanns, Joseph C. und seiner Frau Rebekka, geb. Schwabe, wurde C. am 8. Februar 1814 in Dessau geboren. Unter dem Einfluß eines rationalistischen Reformjudenthums wuchs er daselbst auf und besuchte 1820 bis 1829 die jüdische Franzschule, 1830—34 das Gymnasium dieser Stadt. In Leipzig, dessen Universität er 1834 bezog, wandte er sich zunächst dem Studium der orientalischen Sprachen zu, wurde 1836 von der Wahrheit des Christenthums überzeugt und 1838 getauft. Nun entschied er sich für das Studium der Theologie, studirte 1839 und 40 in Berlin, besonders von Hengstenberg angezogen, und kehrte dann nach Leipzig zurück. Durch Abhandlungen über alttestamentliche Stoffe und einen Commentar zu Obadja (1842) machte er sich rasch bekannt, und wurde 1845 für alttestamentliche Exegese nach Königsberg berufen. Als überzeugter Lutheraner lehnte er aus confessionellen Bedenken ab und ging 1847 als Lector für biblische Exegese nach Christiania, wo man ihn 1857 zum ordentl. Professor ernannte. Trotz verschiedener Berufungen nach Deutschland blieb er Norwegen treu und wirkte an der Universität durch alttestamentliche Vorlesungen. Demselben Gebiet gehörten an seine Schriften „Beiträge zur Einleitung in das Buch Jesaja" (1848), „Ueber den syrisch-ephraemitischen Krieg" (1849), „Ueber Micha den Morvasthiten und seine prophetische Schrift" (1851—52), und ein norwegisch geschriebener Commentar zu Jesaja, Cap. 1—6 (1853 u. 1867). Von 1848 bis 1891 nahm er hervorragenden Antheil an der Revision der norwegischen Bibel. Durch den Grundtvigianischen Streit wurde er von 1858 ab zu symbolgeschichtlichen Studien veranlaßt, schrieb „Ungedruckte, unbeachtete und wenig beachtete Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel" (1866, 69, 75), „Alte und neue Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel (1879), wodurch er sich als bahnbrechender und bedeutender Forscher auf einem bis dahin wenig beachteten Gebiete erwies und zugleich den Grundtvigianismus bis in die Grundfesten erschütterte. Dem kirchenhistorischen Gebiet gehören noch an seine Schriften „Anecdota" (1883), „Martin von Bracara" (1883), eine Ausgabe der Homilie de sacrilegiis (1886), „Pelagianische Actenstücke" (1890), und eine große Anzahl von Aufsätzen in der von ihm und G. Johnson 1857 gegründeten Theologisk Tidskrift for den ev. lutherske Kirke i Norge. — Eine Frucht seiner orientalischen Studien war seine „Arabische Grammatik" welche 1844—48 zuerst lateinisch

erschien, von ihm aber in späteren Auflagen anderen Händen übergeben wurde. Von 1865 ab stand er an der Spitze des norwegischen Centralvereins für Judenmission. Er lebte in glücklicher Ehe mit Marie Karoline Constanze v. Zezschwitz, der Schwester des Erlanger Prof. Gerh. v. Zezschwitz. Von zehn Kindern überlebten ihn drei Söhne und zwei Töchter. Bei seinem am 11. April 1892 erfolgten Tode feierte ihn die Kirche Norwegens als einen ihrer bedeutendsten Männer. G. H. Dalman

Caspary: Johann Xaver Robert C., Botaniker, geboren zu Königsberg i. Pr. am 29. Januar 1818, † auf dem Rittergute Illowo im Kreise Flatow in Westpreußen am 18. September 1887. Vorgebildet auf dem Kneiphöfischen Gymnasium, bezog C. zu Michaelis 1837 die Universität seiner Vaterstadt, um Theologie und Philosophie zu studiren. Nach kaum fünf Semestern schloß er bereits seine Studien ab, um sich zum Examen vorzubereiten, bestand auch beide theologischen Staatsprüfungen, ohne sie jedoch sich nutzbar zu machen. Die Praxis des geistlichen Berufes sagte seinem wortkargen, jedes öffentliche Hervortreten hassenden Wesen wenig zu, dagegen hatte er bei seiner durchaus philosophisch angelegten Natur gewünscht, als akademischer Lehrer seine Wissenschaft lehren zu können. Seine Mittellosigkeit ließ aber eine Habilitation nicht zu und so mußte sich C. bescheiden, zunächst als Lehrer an verschiedenen Schulen Königsbergs zu wirken. Nur wenige Predigten hat er in dieser Zeit gehalten. Dagegen war er auf naturwissenschaftlichem Gebiete thätig. Schon während seines Studiums trieb er eifrig Entomologie. Nun nahm er seine Sammlungen in größerem Umfange wieder auf und entschloß sich alsbald, sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Er ging deshalb Ostern 1883 nach Bonn, wo er sich namentlich an Goldfuß, Argelander und Treviranus anschloß, bekleidete auch einige Jahre die Stelle eines Assistenten am zoologischen Institut. Mehr und mehr aber wandte er sich der Botanik zu. Um seine Subsistenzmittel zu erhöhen, nahm C. 1885 die Stelle eines Lehrers für Naturwissenschaften und Mathematik an der Kortegarn'schen Erziehungsanstalt in Bonn an und bestand im J. 1846 sein Oberlehrerexamen. Als Erzieher im Hause eines vermögenden Elberfelder Kaufmannes machte C. mit seinem Zögling eine neunmonatliche Reise nach Italien, von welcher er im August 1847 zurückkehrte und in deren Verlauf er Gelegenheit fand, Pflanzen und Thiere in größerer Menge zu sammeln. Bis Mai des folgenden Jahres verblieb C. in Elberfeld in seiner Stellung als Erzieher und beschäftigte sich gleichzeitig mit zoologischen und botanischen Untersuchungen. Eine Frucht der letzteren waren zwei Aufsätze: „Notice sur les Anacharidées" (Bulletin de la société bot. de France 1847) und „Ueber Elatine Alsinastrum und Trapa natans" (Verhandl. der naturwiss. Vereins für Rheinland u. Westfalen). Durch eine Abhandlung „De nectariis" gewann er einen von der Bonner philosophischen Facultät ausgesetzten Preis und nachdem er sie, weiter ausgeführt, derselben Facultät als Promotionsschrift eingereicht hatte, im März 1848 die Doctorwürde. Gleich darauf habilitirte er sich in Bonn als Privatdocent. Aber der Mangel an Mitteln hinderte ihn zunächst, die Universitätslaufbahn weiter zu verfolgen und zwang ihn, eine Erzieherstelle in England anzunehmen. Er verblieb dort 2½ Jahr, benützte daneben die Zeit zur Erforschung der Meeres- und Süßwasseralgen und zur gründlichen Erlernung der Landessprache. Es stammen aus jener Zeit die Aufsätze „On the hairs of marine Algae" (Taylor's Annals and Magazine of nat. hist. 1850); „Observations on Furcellaria fastigiata und Polyides rotundus" (ebenda) und eine Beschreibung der neuen Algenart Schizosiphon Warreniae (ebenda). Außerdem gab er eine eingehende Schilderung des

botanischen Gartens in Kew (Bot. Zeitung 1849) und ließ später eine Untersuchung über die Verbreitung von Laurus nobilis in Großbritannien folgen (Verhandl. d. Gartenbauvereins f. d. Preuß. Staat 1852). Im J. 1850 bereiste C. mit einer englischen Familie West- und Süddeutschland und kehrte über Holland nach England zurück, verließ das Land aber noch in demselben Jahre und nahm in Pau im südlichen Frankreich eine Stelle als Hauslehrer an. Den halbjährigen Aufenthalt hierselbst benutzte er zum Botanisiren und zur Vervollkommnung in der französischen Sprache. Dann kehrte er, durch den Tod seiner Eltern veranlaßt, nach Deutschland zurück. Er siedelte 1851 nach Berlin über und begann hier, 33 Jahre alt, seine Thätigkeit als Privatdocent. In seiner botanischen Richtung schloß er sich eng an den um die gleiche Zeit von Gießen nach Berlin berufenen Alexander Braun an, dessen Schwiegersohn er später wurde. Caspary's Arbeitsgebiet war recht mannigfaltig. Neben floristischen Beobachtungen trieb er mit Eifer histologische und biologische Studien. Seine Vorliebe für die später von ihm monographisch bearbeiteten Nymphaeaceen datirt ebenfalls aus der Berliner Zeit. Im J. 1856 fand C. endlich seine erste staatliche Anstellung als Director des Bonner Herbars und Vertreter des greisen Treviranus, seines früheren Lehrers, bis er 1858 an die Königsberger Hochschule berufen wurde. Hier hat er als ordentlicher Professor und Director des botanischen Gartens 28 Jahre lang mit reichem Erfolge gewirkt, bis ein unglücklicher Zufall seinem Leben ein Ziel setzte.

Gelegentlich eines zu botanischen Zwecken unternommenen Besuches der Provinz Westpreußen, war C. bei dem ihm befreundeten Besitzer des Rittergutes Illowo abgestiegen und verunglückte in dessen Hause durch einen Sturz von der Treppe. So starb C., der trotz seiner 69 Jahre noch körperlich und geistig sehr rege war, mitten im Dienste seiner Wissenschaft. Der Schwerpunkt von Caspary's litterarischer Thätigkeit liegt auf dem Gebiete der Floristik und Systematik, wiewohl er auch in den übrigen Zweigen seiner Wissenschaft viel gearbeitet und manche werthvolle Leistung, namentlich auf morphologischem Gebiete aufzuweisen hat. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften findet sich in dem unten angeführten Nachruf von Abromeit. Eins der größten Verdienste Caspary's um die botanische Wissenschaft liegt in der von ihm im J. 1862 zu Elbing veranlaßten Gründung des preußischen botanischen Vereins, der sich die floristische Erforschung der Provinz Preußen zum Ziele gesetzt und dieses Ziel auch unter Caspary's thatkräftiger Leitung und Mitarbeit in ausgezeichneter Weise erreicht hat. Die Ursache des günstigen Erfolges lag vor allem in der strengen Planmäßigkeit, mit welcher C. dem Verein seine Aufgabe zuwies. Jahr für Jahr ließ er ein bestimmtes Areal der Provinz genau untersuchen und darüber in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg berichten. Jede Theiluntersuchung aber ließ sich, weil nach denselben Grundsätzen gemacht, leicht in das Ganze einfügen. C. selbst hat auf seinen, fast jährlich unternommenen Ausflügen werthvolles Material geliefert und namentlich durch Erforschung der vielen Landseeen der Provinz unsere Kenntnisse von der Verbreitung der Süßwasserpflanzen wesentlich gefördert. Dabei scheute er keine Anstrengungen und Unbequemlichkeiten. In zerlegbarem Boote, mit Harke und Rechen, zog er von See zu See und untersuchte jeden einzelnen so gründlich auf seinen Pflanzenwuchs, wie wohl in keinem anderen Theile Deutschlands die Seeen untersucht worden sind. Es ist im wesentlichen Caspary's Verdienst, daß die Provinz Ostpreußen floristisch zu den am besten erforschten Theilen Deutschlands gehört. Mit den Wasserpflanzen hat sich C. von jeher mit Vorliebe beschäftigt. Vor

allem waren es die Nymphaeaceen, deren Formenkreis er eingehend untersuchte, zu welchem Zwecke er 1867 die Vogesen und den Schwarzwald, 1868 das nördliche Schweden und Lappland bereiste. Die ersten hierher gehörigen Arbeiten reichen in das Jahr 1855 zurück: „Ueber Wärmeentwicklung in den Blüthen von Victoria regia" (Monatsberichte d. Berliner Akademie) und „Beobachtungen über das Wachsthum des Blattes von Victoria regia" (ebenda 1856 und Verhandl. d. naturf. Freunde in Berlin 1855, und Flora 1856). Daran reihen sich systematische Arbeiten: „De Nymphaeae albae varietatibus" (Appendix generum et spec. nov. in horto reg. Berol. 1855) und: „Die Nuphar Lapplands" (Bulletin du congrès internat. de botan. de St. Pétersbourg 1869); „Die Nuphar der Vogesen und des Schwarzwaldes" (Abhandl. d. naturf. Gesellschaft zu Halle 1870) u. a. m. Außerdem bearbeitete er monographisch die Nymphaeaceen Brasiliens (Flora bras. Fasc. 77, 1878), Angolas (Jornal de sciencias mathematicas etc., Lissab. 1873), Ostindiens, Madagaskars (Reliquiae Rutenbergianae. Verhandl. d. naturwissenschaftl. Vereins zu Bremen 1880 u. 81) und der Gazellenexpedition, behandelte auch die fossilen Nymphaeaceen (Ann. des sc. nat. 1856) und faßte die wesentlichsten Ergebnisse seiner Studien über die genannte Pflanzenfamilie in seiner Bearbeitung der Seerosen für die „Natürlichen Pflanzenfamilien von Engler und Prantl" (Theil III, Abth. 2, 1888) zusammen. An der Vollendung einer großen, von ihm beabsichtigten Monographie der Nymphaeaceen hat ihn leider der Tod gehindert. Fast ebenso ausgedehnt sind Caspary's Arbeiten über die Hydrilleen. Sie beginnen mit einem in der Bot. Zeitung 1856 veröffentlichten Aufsatze: „Ein neuer Standort der Udora occidentalis Koch (Hydrilla verticillata Casp.)", dem 1857 der „Conspectus systematicus Hydrillearum" (Monatsberichte d. Berl. Akad.) folgte, der für die Unterscheidung der Arten dieser schwierigen Gruppe die systematische Grundlage schuf. Eine ausführliche Monographie der Hydrilleen veröffentlichte er 1858 in Pringsheim's Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik, worin er auch die anatomischen, morphologischen und biologischen Verhältnisse berücksichtigte. 1869 erschien die Bearbeitung der Hydrocharitaceen in Schweinfurth's Flora Aethiopica und 1881 die Bestimmung der Hydrilleen in den „Reliquiae Rutenbergianae" (Abh. d. Bremer naturwiss. Vereins). Eine werthvolle Abhandlung über Samen, Keimung, Species und Nährpflanzen der Orobanchen veröffentlichte C. 1854 in der Flora (Bd. 37) und eine ebenso eingehende Arbeit über Aldrovandia vesiculosa in der Bot. Zeitung von 1859 und 1862. Auf dem Gebiete der niederen Pflanzen hat C. über Pilze und Meeresalgen, sowie über Seealgen seiner Heimathprovinz mehrere Abhandlungen geschrieben (Schriften d. Königsberger physik.-ökon. Gesellschaft 1871, 74, 75, 86). Eine besondere Vorliebe besaß C. für das Studium der Bäume und etwaiger Bildungsabweichungen an denselben. Auf seiner bereits erwähnten lappländischen Reise untersuchte er die Nordgrenze der Kiefer und Fichte und behandelte später in mehreren Schriften die besonderen Formen dieser einheimischen Nadelbäume (Schriften der physikal.-ökon. Gesellsch. zu Königsberg, 1873, 74, 79, 82 und Bot. Zeitung 1882), beschrieb die berühmte alte Linde zu Neustadt a. Kocher (Würtemb. Naturw. Jahreshefte 1868), die große Eiche in Kadienen (Phys.-ökon. Gesellschaft 1868), vom Blitz getroffene Bäume und Telegraphenstangen (ebenda 1871), durch Erdrutsch zerrissene Weiden (ebenda 1873) u. a. m. Die von ihm beobachteten Monstrositäten suchte er nicht bloß morphologisch zu deuten, sondern beobachtete auch durch Culturversuche deren Constanz und weitere Entwicklung. So legte er seine zahlreichen Untersuchungen über den knolligen Wurzelausschlag von Brassica Napus (Wruke) in mehreren Abhand-

lungen der Phyſ.-ökon. Geſellſch. 1873, 75, 78 und 79 und in Pringsheim's Jahrbüchern, Bd. XII, nieder. Vielfach knüpfte C. an ſeine monographiſchen Unterſuchungen anatomiſche und phyſiologiſche Fragen an. In ſeiner Monographie der Hydrilleen beſpricht er die Bildung der das Gefäßbündelſyſtem umgebenden Grenzſchicht des Rindenparenchyms, welcher er zuerſt den heute allgemein üblichen Namen „Schutzſcheide" verlieh und ſeine Nymphaeaceen-Studien veranlaßten ihn zu Unterſuchungen über Wachsthum der Blätter und über Wärmebildung in der Blüthe von Victoria regia. Zuletzt beſchäftigte ſich C. auch noch eingehend mit der Paläontologie der Pflanzenwelt. Eine ausführliche Arbeit über foſſile Hölzer erſchien in ſeinem Todesjahr 1887 in den Berichten der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft und andere über die Flora des Bernſteins kamen ebendort in den Jahren 1872, 80, 81 und 86 heraus und fanden ſich noch in ſeinem handſchriftlichen Nachlaß. Den modernen Anſchauungen in der Phyſiologie, ſowie der Lehre Darwin's ſtand C. abweiſend gegenüber. Reformatoriſch hat er in der Botanik nicht gewirkt, aber in der Kleinarbeit für ſein Fach war er unermüdlich fleißig und die zähe Ausdauer und Gründlichkeit, womit er bei ſeinen Unterſuchungen verfuhr, ſichern ihm einen ehrenvollen Platz unter ſeinen Fachgenoſſen, wie ſeine gerade und offene Natur und ſein warmes Herz ihn auch als Menſchen zu einer ſympathiſchen Perſönlichkeit machten.

Abromeit, Gedächtnißrede in Schriften d. phyſ.-ökon. Geſ. z. Königsberg. Jahrg. 28 (1887). — Magnus, Nachruf, Abhandl. d. bot. Ver. d. Prov. Brandenburg, XXIX. — Pfitzer, Berichte d. deutſchen bot. Geſ., Bd VI, 1888.

E. Wunſchmann.

Caſſel: Paulus Stephanus (urſprünglich Selig) C. C. wurde am 27. Februar 1821 in Großglogau (Schleſien) von jüdiſchen Eltern geboren, beſuchte das katholiſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, dann das evangeliſche in Schweidnitz und widmete ſich hierauf in Berlin, beſonders unter Ranke's Einfluß, dem Studium der Geſchichte. Die erſten Früchte deſſelben waren ſeine „Hiſtoriſche Studien" (1847), „Magyariſche Alterthümer" und ſeine „Geſchichte der Juden" (abgedruckt in der „Allgemeinen Encyklopädie von Erſch und Gruber" 1851). Nachdem C. die Befähigung zum Rabbiner erhalten und kurze Zeit ſeit 1849 an der „Konſtitutionellen Zeitung" thätig geweſen, ward er 1850 während des Erfurter Parlamentes zur Redaction der „Erfurter Zeitung" berufen, die er erſt 1856 niederlegte. Ein Jahr vorher war er in Bußleben bei Erfurt zur evangeliſchen Kirche übergetreten. Nach Aufgabe ſeiner redactionellen Thätigkeit erhielt er die Stelle eines Bibliothekars an der königl. Bibliothek in Erfurt und bald darauf auch die eines Secretärs an der Erfurter Akademie mit dem Titel eines Profeſſors. Aus der Erfurter Zeit ſtammen folgende ſeiner Schriften: „Von Warſchau bis Olmütz" (1851), „Ueber thüringiſche Ortsnamen" (1856—58), „Eddiſche Studien" (1856), „Erfurt und die Zäunemannin" (1857, 2. Ausg. 1886). Im Jahre 1859 ſiedelte C. nach Berlin über, wo er erſt als Gymnaſiallehrer wirkte und ſeit 1860 alljährlich viele äußerſt zahlreich beſuchte wiſſenſchaftliche Vorträge hielt, die er dann ſpäter auch in Broſchürenform veröffentlichte, z. B. „Roſe und Nachtigall" (1860), „Hierozoikon" (1. Theil, auch u. d. T. „Der Schwan", 1861), „Weihnachten. Urſprung, Bräuche und Aberglauben" (1862), „Deutſche Reden" (II, 2. Aufl. 1871), „Drachenkämpfe" (1869), „Die Schwalbe" (1869), „Kaiſer- und Königsthrone in Geſchichte, Symbol und Sage" (1874), „Löwenkämpfe von Nemea bis Golgatha" (1875), „Der Phönix und ſeine Aera" (1879), „Vom Nil zum Ganges. Wanderungen" (1879), „Die Symbolik des Blutes"

(1882), „Aus Litteratur und Symbolik“ (1884), „Aus Litteratur und Geschichte“ (1885), „Ahasverus, die Sage vom ewigen Juden“ (1885), „Friedrich Wilhelm II.“ (1886), „Japanische Sagen“ (1885), „Zoroaster, sein Name und seine Zeit“ (1886), „Mischle Sindbad. Ueber die sieben weisen Meister“ (1888) u. a. In den Jahren 1866—67 vertrat C. im preußischen Abgeordnetenhause den Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow, zog sich aber schon im folgenden Jahre vom politischen Leben zurück, als er das Amt eines Predigers an der Christuskirche in Berlin übernahm, an einer von der Landeskirche unabhängigen Gemeinde, in der er eine segensreiche Thätigkeit entfaltete. Gesucht als Kanzelredner, geehrt und geliebt als Seelsorger, gründete er in seiner Gemeinde ein Kinderheim und eine sehr besuchte Sonntagsschule nach englischem Muster. Auch wandte er seine schriftstellerische Thätigkeit mehr theologischen Fragen zu, wie nicht nur die Herausgabe der theologischen Wochenschrift „Sunem“ (seit 1875), sondern auch folgende Werke bezeugen: „Die Bücher der Richter und Ruth“ (2. Aufl. 1887), „Altkirchlicher Festkalender“ (1869), „Das Evangelium der Söhne Zebedäi“ (1870), „Apologetische Briefe“ (1875), „Das Buch Esther“ (1878), „Christi Sittenlehre. Eine Auslegung des Briefes Pauli an Titus“ (1880), „Die Hochzeit zu Kana“ (1882), „Kritische Sendschreiben über die Probebibel“ (1885), „988. Eine Erinnerung an das 900jährige Jubiläum der russischen Kirche“ (1888), „Philippus, der Kaiser. Eine Apologie“ (1888) u. a. Auf schönwissenschaftlichem Gebiet veröffentlichte C. „Symbola Renati. Eine Lebenserinnerung“ (1872), „29 Lieder aus Natur und Leben“ (1873), „Hallelujah! Geistliche Lieder“ (1878, 2. Aufl. 1886), „Aus guten Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen“ (1881), „Fredegunde. Eine Novelle in Briefen“ (1883), „Von Advent bis Trinitatis. Lieder“ (1892) und mehrere als Manuscript gedruckte Dramen, wie „Vom König“ (1888), „Das neue Schauspiel“ (1888), „Der Wiener Congreß“ (1890) und „Aus Damaskus“ (1892). Im J. 1890 legte C. sein Pfarramt nieder und zog sich nach Friedenau bei Berlin zurück, wo er hinfort seinen litterarischen Neigungen lebte. Er starb daselbst am 23. December 1892.

Adolf Hinrichsen, Das litterarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891, S. 221 ff. — Leipziger Illustrirte Zeitung 1893, Bd. 100, S. 14. — Ueber Land und Meer, Bd. 44, S. 1003. Franz Brümmer.

Cauer: Karl Ludwig C., Bildhauer, geboren 1828 zu Bonn, Sohn und Schüler von Emil C. († am 4. August 1867 zu Kreuznach, siehe A. D. B. IV, 76), setzte seine Studien unter Alb. Wolff in Berlin fort, ging 1850 auf ein Jahr nach Rom und 1851 und 1854 abermals nach London, wo er insbesondere die Parthenon-Sculpturen studirte und nach diesen Vorbildern seine Stoffe componirte, einen „Theseus“, der das Schwert seines Vaters findet, einen verwundeten „Achill“ (1854 beide in Amsterdam), einen den Göttern dankenden „Olympischen Sieger“ (Bronce, in Besitz des Kaiser Wilhelm I.), „Hektor's Abschied“ ꝛc. Auch modellirte er herrliche Porträtbüsten, z. B. der Fürsten Metternich und Windischgrätz, die Statue eines jugendlichen „Schiller“ (1862 zu Mannheim), eine Marmorstatue des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich (1857), des Dr. Prieger in Kreuznach (1867), eine Büste des Königs Friedrich Wilhelm IV., dann mit theilweise polychromer Behandlung die idealen Gestalten: „Amor und die Nymphe“, eine „Pudicitia“, „Kassandra“ (vgl. Nr. 1838 „Illustr. Ztg.“ Leipzig, 21. September 1878), „Trauernde Muse“ (ebendas. 4. October 1879), „Psyche“, „Merkur“ und die, in Berlin (1874), Paris (1878) und München (1879) allgemein bewunderte „Hexe“: Ein von einer Schlange umringeltes, sitzendes junges Weib mit Vampyrflügeln. „Sie ist von einer ganz magischen

Schönheit, von deren Zauber die Phantasie gar nicht wieder frei wird; ein üppiges, sinnliches, dämonisches Weib, deren Kuß den Tod geben muß, auf deren verlangend geschwellten Lippen der Schmerz der Wollust liegt, dabei der Ausdruck einer gesättigten Rache und wie ein stolzes Machtbewußtsein der Sünde, unter dem aber dennoch ein tiefes Gefühl der Trauer und der Unseligkeit neben allem Herausfordernden fluthet. Die Ausführung der Gestalt zeugt von gewissenhaftester Arbeit; so „romantisch" der Gegenstand ist, so sehr bekundet seine Darstellung den an der Antike gebildeten Meister; alle Formen haben, neben der Weiche, welche der Stoff verlangte, der Runde und Ueppigkeit die ihm zu geben waren, doch das Maaß classischer Schönheit. Das ganze phantasievolle Gebilde ist wie ein marmornes Gedicht Heinrich Heine's" (vgl. Beil. 37 „Allgem. Ztg." 1875 und Elise Polko in Nr. 47 „Ueber Land und Meer" 1878, 40. Bd., S. 970). Die meisten seiner Arbeiten modellirte C. in Rom; ein mit seinem Bruder Robert gemeinsames Atelier hatte C. zu Kreuznach. Auf der Kölner Ausstellung 1861 erhielt der Künstler die einzige für Plastik bestimmte Medaille. C. starb am 18. Juni 1885 zu Kreuznach; seine letzten großen Arbeiten waren das Denkmal für den amerikanischen Präsidenten Garfield und das Hutten-Sickingen-Denkmal für die Ebernburg (Nr. 2241 der „Illustr. Ztg.", 12. Juni 1886).

Vgl. Lützow's Zeitschrift, 1885. XX, 492. — Müller-Singer 1895. I, 238. Hyac Holland.

Cauer: Robert C., Bildhauer, geboren am 13. Februar 1831 zu Dresden, erhielt beinahe gleichzeitig mit seinem älteren Bruder Karl in der Werkstätte des Vaters Emil C. den ersten Unterricht, wählte dann aber doch die Malerei, in welcher er dem romantischen Zuge seiner Phantasie besser zu genügen hoffte. Fünf Jahre, 1851—56, weilte er zu Düsseldorf unter Sohn und Schadow, kehrte aber dann in Berlin zur väterlichen Kunst zurück. Während sein Bruder Karl mehr an den idealen Götter- und Heldengestalten der althellenischen Mythe und Sage sich begeisterte und diese in Thon und Marmor verkörperte, fühlte sich Robert, nach des Vaters Vorgang, durch die Schöpfungen der neueren classischen und romantischen Poesie angezogen. Diese brachte er nun, entweder in Gruppen oder in Einzelfiguren zur entzückenden Darstellung: „Paul und Virginie" (Nr. 1022 „Illustr. Ztg." vom 31. Januar 1863), „Hermann und Dorothea" (König Wilhelm von Preußen), „Undine", „Dornröschen", „Hänsel und Gretel", „Haideröslein" wurden, alle fast in mehrfacher Ausführung wiederholt und in Abgüssen und verkleinerten Copien verbreitet und äußerst populär. Hervorragendes leistete Robert im Wetteifer mit seinem Bruder Karl in der virtuosen Behandlung des Marmor. Beide Brüder hatten ein Atelier zu Kreuznach eingerichtet, aber auch zu Rom, wo C. im Auftrage der preußischen Regierung die jungen Stipendiaten beaufsichtigte und führte. Ebenso wie sein Bruder bekundete er jederzeit ein scharfes, fein und sicher erfassendes Auge für Bildnisse und Büsten, darunter das geistvolle Medaillon mit den Gebrüder Grimm (Nr. 1103 „Illustr. Ztg." vom 20. August 1864). Einen besonderen Ruhm erwarb C. als Schöpfer von Grabdenkmälern, darunter ein Blumen streuender Grabengel, die trauernde Muse am Grab (Mainz). Eine neue Verkörperung der alten rührenden, auch als Kirchenlied durch Paul Gerhardt weit verbreiteten Hymne „O caput cruentatum" (O Haupt voll Blut und Wunden) errang R. durch sein äußerst populär gewordenes Rundrelief. Von der feinsten Empfindung zeugten sein „Mädchen mit der Muschel", „Amor, der Psyche das Pfeilschießen lehrend" („Kunst für Alle" 1886, S. 295) und die immerhin etwas zu selbstgefällige „Lorelei" (Nr. 2122 „Illustr. Ztg." vom 1. März 1884). In den

letzten Jahren porträtirte C. auch viel in Pastell. Der Künstler verschied am 2. April 1893 zu Kassel (vgl. Nr. 51 „Ueber Land und Meer" 1894. 72. Bd., S. 1034).

Vgl. Porträt und Biographie in Nr. 2598 der „Illustr. Ztg." vom 15. April 1893. — Fr. Pecht in „Kunst für Alle" vom 1. Mai 1893. — Müller-Singer 1895. I, 239. Hyac. Holland.

Cerdonis: Matthäus C., ein Buchdrucker der Incunabelzeit, der in Padua thätig war. Da man betreffs seiner persönlichen Verhältnisse zur Zeit lediglich auf seine Drucke angewiesen ist, so weiß man nur so viel, daß er von Windischgräz stammte. Wie aber sein nicht-latinisirter Name gelautet hat, ob er ein Deutscher gewesen, was das Wahrscheinlichere ist, oder ein Slowene, wann er geboren und gestorben ist, wo er vor und nach der Zeit seiner Paduaner Thätigkeit gewesen —, diese und so manche andere Fragen müssen vorerst unbeantwortet bleiben. Die Drucke des C., soweit man sie kennt, fallen sämmlich in die Jahre 1482—1487, woraus sich ergibt, daß dieser Meister keineswegs der erste Drucker in Padua war; denn diese Universitätsstadt hat seit 1472 schon eine Reihe von Jüngern Gutenberg's in ihren Mauern gesehen. Da aber gerade zu seiner Zeit kaum noch eine zweite Presse da war, so war die seinige von der Universität sehr in Anspruch genommen. Burger führt 44 Drucke auf (etwa 30 mit seinem Namen), worunter freilich auch ein paar apokryphe (so gleich der erste von 1481) und unsichere sich befinden. Entsprechend den an der Universität vertretenen Facultäten sind Cerdonis' Drucke meist juristischen, mathematischen, medicinischen und zu kleinerem Theil humanistischen Inhalts.

Vgl. Burger, The printers and publishers of the XV. Century. 1902, p. 60. K. Steiff.

Cerri: Cajetan C., Schriftsteller und Dichter, wurde am 26. März 1826 in Bagnolo bei Brescia geboren und war der Sohn des k. k. Districtscommissärs in Cremona. Mit 13 Jahren kam er nach Wien und fand hier Aufnahme im damaligen Stadtconvict. Die deutsche Sprache war ihm damals vollständig fremd; aber kaum hatte er einen Einblick in die deutsche Litteratur gewonnen, so trieb ihn der Ehrgeiz, Goethe's „Werthers Leiden" im Original selbst zu lesen und dieses Werk mit Foscolo's stoff- und formverwandtem Buche „Le ultime lettere di Jacopo Ortis" vergleichen zu können, zu einem energischen Studium des deutschen Idioms und zu einer Anwendung desselben in eigenen Gedichten an. Sein erstes deutsches Gedicht erschien im Winter 1845 in Bäuerle's „Theaterzeitung". Das Jahr 1847 verlebte C. in verschiedenen Städten Oberitaliens, in Venedig, Padua, Mailand und Cremona, und überall kam er mit vielen gelehrten Männern in persönliche Berührung. Zu Anfang des J. 1848 kehrte er nach Wien zurück, doch erfuhren seine juridischen Studien durch die Zeitereignisse eine unliebsame Unterbrechung. Nach größeren Reisen trat er als überzähliger Praktikant bei der Amtsverwaltung Schotten, später als Candidat beim Ministerium für Landescultur und Bergwesen ein und übernahm zugleich die Stelle eines Professors der italienischen Sprache und Litteratur am Wiener Conservatorium. Um diese Zeit entfaltete C. auch eine umfassende litterarische und journalistische Thätigkeit. Er redigirte 1850—51 und 1855—56 die in Graz erscheinende Damenzeitung „Iris" und 1854 das Feuilleton des „Corriere italiano", gab „Politische Liebeslieder" (1848), „An Hermine" (ein Lied von der Unsterblichkeit nach A. Aleardi, 1849), „Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Italieners" (1850), „An Fanny Elßler. Eine Apotheose nach G. Prati" (1851), „Ispirazioni del cuore. Sonetti e poesie diverse" (1854) und verschiedene Ueber-

setzungen aus dem Italienischen heraus und schrieb 1852—56 in der „Leipziger Theaterchronik" unter den Verhüllungen Dr. Veritas oder Bayard auf Laube's Anregung die „Wiener Briefe über das Burgtheater". Um die Mitte der 50er Jahre wurde C. Official beim Ministerium des Innern, später Hofsecretär im Ministerium des Aeußern und schließlich Sectionsrath in demselben. Aus der nun folgenden zweiten Periode der poetischen Thätigkeit Cerri's stammen seine Sammlungen „Inneres Leben" (1860), „Aus einsamer Stube" (1864), „Gottlieb. Ein Stillleben" (1871) und „Sturm und Rosenblatt. Dramatische Dichtung" (1872), die einen großen Fortschritt gegen die früheren Dichtungen bekunden. „Das Wesen des der Fremde entsprossenen Poeten hatte sich abgeklärt; Ruhe und Stetigkeit, Objectivität und Sammlung waren in seine Ergüsse getreten. Während die Liebeslieder der ersten Periode von sinnlicher Glut erfüllt sind, für welche ihm die feurigsten Ausdrücke und die glänzendsten Bilder in reicher Fülle zuströmen, bewegen sich die späteren Sammlungen vorzugsweise im Gebiete der Lebensbetrachtung. Die Liebeslieder sind beinahe durchgängig Variationen eines und desselben Themas, dem jedoch der Dichter keine Mannichfaltigkeit abzugewinnen weiß; in den späteren Dichtungen begegnen wir dagegen einem erfreulichen Reichthum an Gedanken, die, wenn auch nicht neu, doch immer schön und tief sind." In seinem letzten Werke, „Ein Glaubensbekenntniß. Zeitstrophen" (1872) hält er mit rückhaltsloser Offenheit im dichterischen Zorne und in schwungvollen Versen der entarteten Zeit ein trauriges Spiegelbild vor. Im J. 1888 trat C. als Beamter in den Ruhestand und lebte seitdem in Ober-Döbling bei Wien seinen litterarischen Neigungen. Zunehmende Kränklichkeit veranlaßte ihn, nach Karlsbad überzusiedeln, und hier ist er am 27. Mai 1899 gestorben.

Wurzbach's Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich II, 322. — Ludwig Eisenberg, Das geistige Wien I, 68. — Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur IV, 262.

Franz Brümmer.

Chauvin: Franz von C., königlich preußischer Generallieutenant, der Begründer der deutschen Militärtelegraphie, am 16. Mai 1812 zu Lüttich geboren, trat am 30. October 1830 bei der 8. Pionierabtheilung zu Coblenz in den Dienst, wurde am 10. September 1832 Secondlieutenant und, nach verschiedenartiger Verwendung in den Stellungen der Ingenieurofficiere, im Herbst 1846 Lehrer an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin. Nachdem er, inzwischen zum Hauptmann aufgerückt, seit 1854 Ingenieur vom Platz in Colberg gewesen war, kehrte er im December 1856 als Major und Director des Telegraphenwesens, welches unter seiner Leitung sich mächtig entfaltet hat, nach Berlin zurück. (Major A. May, Geschichte der Kriegstelegraphie in Preußen, 1854—1871. Sonderabdruck aus dem Archiv für Artillerie- und Ingenieurofficiere, 78. Bd. 2. u. 3. Heft, Berlin 1875.) Das Militär-Telegraphenwesen, auf Anregung des Ministeriums für Handel und Gewerbe 1854 begründet, war damals kein gesonderter Theil des Gesammtbetriebes; C. hatte vielmehr den gesammten Fernschreibverkehr unter sich und wurde demnächst General-Telegraphendirector des Norddeutschen Bundes, somit nach dem Kriege von 1870/71 des Deutschen Reiches. Die Leistungen der Feldtelegraphie während des Krieges gegen Dänemark und Chauvin's Verdienste um diese wurden auch dadurch anerkannt, daß ihm nach Beendigung des Krieges der Adel verliehen ward. Am 10. October 1872 schied General v. C. aus dem Dienste und starb am 17. Mai 1898 zu Settignano bei Florenz. Er schrieb: „Die Organisation der elektrischen Telegraphie in Deutschland für die Zwecke des Krieges" (Berlin 1884).

B. v. Poten.

Childibert I., merovingischer Frankenkönig, Sohn Chlodovech's und der burgundischen Königstochter Hrotehild (vgl. beide Artikel), a. 511 bis 558, erhielt nach dem Tode des Vaters bei der Reichstheilung (von a. 511) mit seinen drei Brüdern Theuderich I., Chlothachar I. und Chlodomer das Land zwischen Seine, Loire und Meer, die Bretagne, ein Stück der Normandie (das andere Chlothachar), Aremorica und aus dem ehemaligen Gebiet des Syagrius (vgl. den Artikel Chlodovech) die Brie: seine Hauptstadt war Paris. Mit seinen beiden Vollbrüdern (Theuderich), der Aelteste, war der Sohn einer Beischläferin) machte er a. 516 einen Angriff auf das tief gespaltene Burgundenreich seiner mütterlichen Oheime, der aber nach anfänglichen Erfolgen mit einer Niederlage bei Véséronce scheiterte, wo Chlodomer fiel: die beiden Vollbrüder theilten sich in sein Reich, wobei Ch. die Lande an beiden Loire-Ufern mit Orléans erhielt: von den drei noch unwehrhaften Söhnen Chlodomer's wurden zwei von Chlothachar eigenhändig ermordet, der Dritte verschwand in einem Kloster: merovingische Oheime liebten diese Art Auseinandersetzung mit ihren jungen Neffen. Später, a. 531, wollte Ch. eidbrüchig die Theuderich gehörige Auvergne in dessen Abwesenheit in thüringischen Kämpfen an sich reißen, eine Empörung der dortigen Romanen benützend. Er bemächtigte sich auch der Hauptstadt, Clermont-Ferrand, floh aber schleunig bei Theuderich's Rückkehr. Erfolgreich dagegen war ein Zug gegen seinen Schwager, den Westgotenkönig Amalarich, zur Befreiung seiner Schwester Hrotehildis, die jener um ihres katholischen Bekenntnisses Willen mißhandelte (vgl. den Artikel Amalarich). Der Westgote ward bei Narbonne geschlagen: er fand bald darauf den Tod: Ch. führte mit reicher Beute die Schwester zurück, die aber unterwegs starb. Bei Theuderich's Tod, a. 533, wollten die Oheime dessen Sohn Theudibert I. wie vor kurzem die Söhne Chlodomer's vom Vatererbe ausschließen: als aber das an Theudibert's Raschheit und seiner „leudes" Anhänglichkeit scheiterte, trat Ch., in einem bei den merovingischen Familienkämpfen so häufigen plötzlichen Umschlag, ganz auf des Neffen Seite und nahm — er hatte keine Söhne — ihn zum Wahlsohn an unter vielen Geschenken. Schon vorher (a. 532) war ein neuer Angriff der Vollbrüder auf Burgund gelungen und hatte zur Theilung dieses Reiches geführt; vielleicht war es Streit um diese Beute, was Ch. und Chlothachar entzweite: jener zog nun (a. 537) mit Theudibert gegen seinen Bruder, der aus schwerer Gefahr nur durch ein Gewitterwunder Sanct Martin's gerettet wurde, das die Angreifer zum Friedensschluß bewog. Neuer Zwist entstand bald darauf, als Ch. Theudibert bestimmte, sich mit ihm allein in die von den Ostgoten an alle drei Merovingen bezahlten Hilfsgelder zu theilen (a. 536—538), unter Ausschluß Chlothachar's: dieser hielt sich schadlos, indem er Chlodomer's hinterlassene Schätze für sich allein wegnahm. Aber a. 542 verband sich Ch. wieder mit Chlothachar zu einem Feldzug gegen den Westgotenkönig Theudis in Spanien, der nach einigen Erfolgen (Einnahme Pampelona's) doch mit Niederlage und Rückzug endete. Jedoch mit einer sogar bei diesem Geschlecht überraschenden Treulosigkeit unterstützte Ch. in der Folge die Empörung von Chlothachar's Sohn Chramn gegen den Vater, wider den er, der eifrige Katholik, um ihn über den Rhein hinüber zu entfernen, die heidnischen Sachsen zu den Waffen rief (a. 557). Es war sein letzter Anschlag gegen den Bruder; er starb a. 558; da er von seiner Gattin Vultrogotho nur zwei Töchter, Chrotberga und Chrotsinda, hinterließ, fiel auch sein Reich an Chlothachar, der die Wittwe und die Töchter ins Exil schickte, d. h. wol in ein Kloster einbannte und nun bis an seinen Tod (a. 561) alle Theilstaaten des Frankenreiches unter sich vereinte.

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883, S. 70—121; — Deutsche Geschichte, I b, 1888, S. 111—122; — Die Könige der Germanen VII 3, 1895, S. 449.

Dahn.

Childibert II., merovingischer Frankenkönig, a. 575—596, Sohn Sigibert I. und Brunichildens, der Tochter des westgotischen Königs Athanagild (vgl. die drei Artikel) war bei Ermordung seines Vaters durch Fredigundis (vgl. den Artikel) erst fünf Jahre alt: ein Herzog Gundovalt flüchtete den Knaben (in einem Ranzen aus einem Fenster des Palatiums) aus Paris nach Metz (December a. 575) und rettete so sein Leben oder doch seine Freiheit und die Nachfolge auf des Vaters Thron vor Chilperich, seinem bösartigen Oheim, der alsbald (Anfang a. 576) in Paris erschien, die Wittwe Brunichildis der Schätze Sigibert's beraubte und in ein Kloster nach Rouen, wie ihre Tochter in eines nach Meaux bringen ließ. Ch. aber ward in Metz, der Hauptstadt Austrasiens, von den leudes dieses Theilreiches als König anerkannt (am 8. December a. 575). Diese rettende That war von dem Dienstadel und dessen Häuptern keineswegs nur um des Knaben willen gethan, sondern ganz besonders auch um während der nun zu erwartenden Namensherrschaft eines Minderjährigen in Wirklichkeit selbst die höchste Macht in dem Theilstaat auszuüben, ein Plan, der zum schweren Schaden nicht nur des Ansehens des Königthums, auch zum Nachtheil des ganzen Volkes für viele Jahre nur allzu gut glückte: denn geraume Zeit herrschten nun in Austrasien lediglich die wechselnden geistlichen und weltlichen Häupter des Dienstadels in Zurückweisung der Versuche der hochbegabten und kraftvollen Mutter Brunichildis († a. 613) oder des gutmüthigen Oheims, König Guntchramn's von Burgund, (a. 561—593, vgl. den Artikel) in Austrasien die Rechte der Krone zu üben und jene zweifache Aristokratie — zum Heile der Gesammtheit — zu bändigen. Schon im J. 576 hielt Guntchramn mit dem Knaben und dessen Vornehmen eine Zusammenkunft ab bei Pompierre, der „Stein-Brücke" (pons petreus) über den Mouzon bei Neufchateau, nahe der Maas. Der Söhnelose nahm den Neffen als Wahlsohn an, setzte ihn auf seinen eigenen Thron und übergab ihm für den Fall seines Todes sein ganzes Reich: die Großen von Austrasien erwiderten im Namen des Knaben diese Zusagen, räumten also wol auch Guntchramn ein Folgerecht ein bei söhnelosem Versterben Childibert's mit Ausschluß Chilperich's, gegen den das enge Bündniß sich richtete. Allein wenige Jahre später (a. 581) erfolgte ein plötzlicher Umschlag der Parteistellung, wie er in jener Zeit nicht nur bei den Herrschern, auch bei den Adelsgruppen gar häufig war. Ch. schloß ein Waffenbündniß gegen seinen Wahlvater mit Chilperich, sein Herzog Gisulf entriß jenen Marseille; der Beweggrund der austrasischen Großen war wol Abneigung gegen die allerdings ungermanische Regentschaft eines Weibes, welche die kraftvolle Brunichildis wenigstens thatsächlich sich anmaßte und insbesondere zur Wahrung der Rechte der Krone gegen jenen Adel anwandte: auch Guntchramn's Eingriffe waren den Vornehmen Childibert's höchst unerwünscht, sie besonders unterstützten die Erhebung eines Anmaßers Gundovald (a. 584/585) gegen diesen. Nach kurzem Frieden (a. 582) begannen die Kämpfe aufs neue (a. 583), endeten aber noch im selben Jahre nach einer Niederlage Chilperich's bei Melun mit dessen Bitten um Frieden, worauf sich Ch. wieder an den Sieger Guntchramn schloß. Damals begegnet zum ersten Mal im Frankenreich eine Erhebung der kleinen Freien gegen die Mißwirthschaft und verderbliche Staatsleitung des geistlichen und weltlichen Adels: in dem Lager Childibert's bricht in der Nacht die Erbitterung des geringeren Volkes gegen den Führer jener Adelsherrschaft,

Bischof Egidius von Rheims, und die vornehmsten Herzoge in bewaffnetem Aufstand aus: der Bischof muß sich durch eilige Flucht retten: er besonders hatte den Uebertritt zu Chilperich bewirkt: jetzt nach seinem Sturz erfolgte Childibert's Rückkehr zu Guntchramn, der, nachdem Chilperich (a. 584) ermordet war, auch für dessen eben geborenen Knaben Chlothachar II. (a. 584 bis 628) die Muntschaft übernahm. Bald darauf entdeckte Guntchramn dem Neffen einen gefährlichen Mordanschlag von austrasischen Großen gegen diesen und Brunichildis: nachdem Ch. die Empörer vernichtet hatte, schlossen er und seine Mutter mit Guntchramn den gegenseitigen Erbverbrüderungsvertrag zu Andelot (27. November a. 587, nordöstlich von Chaumont, Haute-Marne, an der Grenze beider Reiche), in welchem die bisher bestrittenen Grenz- und andere Fragen entschieden wurden. Ch. übernahm den Schutz von Guntchramn's Tochter nach dessen Tod, umgekehrt bei Childibert's Vorversterben Guntchramn den Schutz Brunichildens, der Gemahlin Childibert's Faileuba, und deren Kinder. Gleichzeitig versprach Ch. dem Kaiser Mauritius (seit a. 582) gegen reiche Hilfsgelder (50,000 solidi) die Langobarden aus Italien zu vertreiben, auch dem Papst Pelagius II. (a. 578—590) und dem Bischof Laurentius von Mailand machte er solche Zusagen und führte a. 584 — gerade vierzehn Jahre alt — selbst das Heer nach Italien, schloß aber bald Friede mit König Authari (vgl. den Artikel) und zog nach Hause, ohne dem Kaiser die nun zurück geforderten Gelder heraus zu geben: von „Unterwerfung" der Langobarden, wie sie fränkische Quellen berichten, war keine Rede: vielmehr begannen die Kämpfe bald aufs neue und währten bis a. 590/91. Ein Heer Childibert's ward (a. 588) von den Langobarden in Italien geschlagen, ein zweites gewann zwar nach kurzer Waffenruhe (a. 589) einige Burgen im Tridentinischen, ward aber durch Seuchen und Hunger zur Rückkehr gezwungen (a. 590), worauf mit Authari's Nachfolger Agilulf (vgl. den Artikel) Friede zu Stande kam. Bei Guntchramn's Tod (a. 593) übernahm Ch. gemäß dem Vertrag von Andelot dessen Reich. Alsbald sandte er unter Herzog Wintrio von der Champagne ein Heer gegen seinen Vetter Chlothachar II. von Neustrien, das aber in blutiger Schlacht (bei Droisy?, südwestlich von Soissons) schwer geschlagen ward (a. 594). Dagegen wahrte er erfolgreich die Rechte und Machtstellung des austrasischen Königthums bei den Stämmen rechts vom Rhein, indem er einen Aufstand der Warnen, sogenannten Nordschwaben, in Thüringen niederwarf und in Baiern einen Herzog (Tassilo I.) einsetzte (a. 595). Im folgenden Jahre (a. 596) starb er (nach unverbürgtem Bericht von seiner Gattin vergiftet), erst 26 Jahre alt: mit ihm beginnt das Frühversterben in dem merovingischen Mannstamm. Für seine Knäblein, Theudibert II. von Austrasien (a. 596—612) und Theuderich II. von Burgund (a. 596—613), übernahm Brunichildis die Muntschaft und Regentschaft.

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883, S. 164—542; IV, 1888, S. 120; — Deutsche Geschichte, I b, 1888, S. 139—162; — Die Könige der Germanen VII, 3, 1895, S. 418—478. Dahn.

Childibert III., merovingischer Frankenkönig, a. 695—711, Sohn Theuderich's III. und der Hrotehildis, folgte in zartester Jugend seinem Bruder, dem Knaben Chlodovech III. (a. 691—695, s. diese Artikel): diese letzten Sprößlinge des auch durch frühe Ausschweifungen und Ehen im tiefsten Mark geschwächten, einst so lebensstarken Geschlechts erreichen fast alle nicht mehr Mannesreife. Ihre „Thaten" bestehen in den zeitüblichen Schenkungen und Befreiungen zu frommen Zwecken, in der Unterzeichnung der in ihrem Namen von dem Pfalzgericht gefällten Urtheile.

Eigenartiges, d. h. für die einzelnen Könige Bezeichnendes läßt sich jenen Urkunden nicht entnehmen, die sich schablonenhaft, formelhaft, wörtlich wiederholen. Spiegeln uns aber die Urkunden nicht das Antlitz der sie ausstellenden Könige, — sie legen doch unschätzbares Zeugniß ab von den Triebfedern der Handlungen der Menschen jener Zeit — freilich auch hier in schablonenhafter Regelmäßigkeit, — zumal von der unaufhaltsamen wirthschaftlichen Bewegung, die, unablässig rieselnden wühlenden Quellen vergleichbar, den Staatsschatz aushöhlte, Kirchen und Klöster zu den reichsten Grundherren und vermöge der Immunität zu Staaten im Staate machte, welche die kleinen Grundeigner auffogen, dadurch das spätere Feudalwesen vorbereiteten und den Sturz des altfränkischen Königthums so nothwendig herbeiführten, daß auch die Weisheit und Kraft der großen Herrscher des VIII. Jahrhunderts ihn nur aufhalten, nicht abwenden konnte. So sind uns auch von Ch. zahlreiche Schenkungen erhalten, an Saint Marcelle in Tussanval (Chambliais), Kloster Argenteuil, Saint-Maur-des-Fossés, Limours, Saint Germain, Saint Vincent, Saint Médarde und Saint Serge zu Angers, ganz besonders aber an Saint Denis bei Paris.

Die Staatsgeschäfte leitete unterdessen für ihn Pippin der Mittlere, nach seinem Sieg bei Tertri alleiniger Hausmeier des ganzen Frankenreiches; als Ch. a. 711 starb, folgte ihm sein „ganz junger" (juveuculus) Knabe Dagobert III. (a. 711—715, s. den Artikel).

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883, S. 734—744; — Deutsche Geschichte Ib, 1888, S. 217; — Die Könige der Germanen VII, 3, 1895, S. 537—570. VIIIb, 1899, S. 162—207. Dahn.

Chilperich I., merovingischer Frankenkönig, a. 561—584, einer der geistreichsten und bösartigsten Männer dieses so begabten und so ruchlosen Geschlechts, Sohn Chlothachar's I. (a. 511—561, s. den Artikel) und Aregundens [die sich Chlothachar neben der Schwester Ingundis als Gemahlin beilegte] folgte a. 561 seinem Vater in dessen ursprünglichen Theilstaat, Neustrien, Aremorica (die Bretagne), das alt-salische Land südlich vom Kohlenwald, mit dem Herrschersitz Soissons, später Tournay, während seine Brüder Charibert das Theilreich Childibert's I. (s. oben S. 470), Aquitanien mit der Hauptstadt Paris, Guntchramn das Theilreich Chlodomer's (s. beide Artikel) Burgund mit der Hauptstadt Orléans, Sigibert I. das Theilreich Theuderich's I. (s. beide Artikel) Austrasien und Ripuarien mit dem Hauptsitz Rheims erhielten. Gleich nach der Bestattung des Vaters zeigte Ch. seine treulose, hab- und herrschgierige Eigenart, indem er sich allein dessen Schatzes zu Braine bemächtigte und Paris wegnahm (a. 561), die drei andern Brüder zwangen ihn aber, die Stadt herauszugeben. Doch schon im folgenden Jahr (a. 562) überfiel er Sigibert's Reich, während dieser fern in Thüringen die Avaren abzuwehren hatte, und besetzte Rheims und andere Städte: bei seiner siegreichen Rückkehr aber schlug ihn Sigibert im offenen Feld, nahm ihm all' seinen Raub ab, eroberte Soissons, nahm hier Chilperich's Sohn Theudibert gefangen, ließ ihn aber nach Jahresfrist, reich beschenkt, frei gegen das eidliche Versprechen, nicht mehr gegen den Sieger feindlich aufzutreten. Als im J. 567 Charibert (ohne Söhne) starb, theilten sich die drei Brüder in sein Reich: Ch. erhielt ein Drittheil des ehemaligen Reiches des Syagrius (s. den Artikel Chlodovech), sodann Bordeaux, Limoges, Cahors, Bearn und Bigorre. Diese Gebiete schenkte er später als Morgengabe seiner Gattin Gailesvintha, der Tochter des Westgothenkönigs Athanagild, (älteren) Schwester der Brunichildis, die Sigibert soeben heimgeführt hatte, dadurch sein Ansehen mächtig erhöhend,

während Ch. durch die Buhlschaft mit unfreien und niedrig geborenen Weibern sich selbst erniedrigt hatte. Deshalb und um ihrer reichen Schätze willen suchte Ch. diese Ehe: aber bald umging er sein eidliches Versprechen, sie nie so lang sie lebe zu verstoßen — man hatte ihm mit großem Mißtrauen und ungern die sich heftig sträubende Braut zugeführt —, indem er sie im Bett durch einen Knecht erdrosseln ließ: sie hatte gefleht, unter Zurücklassung ihrer mitgebrachten Schätze zu den Eltern zurückkehren zu dürfen. Ch. wollte vor allem Fredigundis (s. den Artikel), die schon früher zu seinen Buhlen (oder vielleicht auch Frauen?) gezählt hatte, sich nun (wieder?) feierlich vermählen: dies dämonische Weib hat dann ihn und sein Reich bis an seinen Tod beherrscht, indem sie seine bösen Leidenschaften theilte, — sie ist ihm höchst ähnlich — steigerte und leitete. Den drohenden Rachekrieg Sigibert's wandte Guntchramn vermittelnd ab, indem er Chilperich bewog, jene fünf Städte (s. S. 473 u.) Brunichildis als eine Art Wergeld abzutreten. Aber wenige Jahre später (a. 573—578) kam es wieder zu Kämpfen zwischen Ch. mit Sigibert und Guntchramn, weil jener Tours und Poitiers an sich gerissen: nun vertrieben seinen Sohn Chlodovech — Ch., durchaus kein Kriegsheld, läßt gern seine Söhne seine Schlachten schlagen — die Verbündeten von dort und auch von Bordeaux. In folgenden Jahr (a. 574) führte Chilperich's Sohn Theudibert — gegen seinen Eid — ein Heer abermals gegen Tours und Poitiers und drang siegreich gegen Limoges, Cahors und weiter gen Süden vor. Aber nun bot Sigibert seine gefürchteten, rauhen „Ueberrheiner" auf, bewog den schwankenden Guntchramn, von Ch. sich zu trennen und zwang Ch., um Frieden zu bitten und seinen Raub herauszugeben. Als es diesem aber gelungen war, Guntchramn abermals auf seine Seite zu ziehen, erneuerte er (a. 575) den Angriff. Abermals rief Sigibert seine Ueberrheiner herbei, schlug Theudibert, der fiel, gewann Guntchramn wieder für sich und zog auf Rouen und Paris, während Ch., arg bedrängt, nach Tournay floh. Er und seine noch bösartigere Fredigundis hatten sich bei den Ihrigen so verhaßt gemacht, daß jetzt in seiner Noth — er ward in Tournay hart belagert — Viele, die früher Childibert II. Unterthanen gewesen, von ihm abfielen und Sigibert aufforderten, ihr König zu werden. Alsbald ward er zu Vitry (zwischen Douay und Arras) von einem großen Heere auf den Schild erhoben, was nur bei außerordentlichen Durchbrechungen der regelmäßigen Herrscherfolge Sitte war. Da erstachen ihn mit vergifteten Scramasachsen zwei Mörder: Fredigundis hatte sie entsendet; damit war Ch. der Weg aus Tournay geöffnet; erfreut bestattete er den Bruder bei Lambres (zwischen Cambrai und Arras).

Alsbald erschien Ch. in Paris, raubte Brunichilden die Schätze Sigibert's daselbst und verwies sie und ihre Töchter in Klöster zu Rouen und Meaux, während ihr fünfjähriger Knabe Childibert II. nach Metz geflüchtet und dort als Nachfolger Sigibert's anerkannt wurde. Eine starke Durchkreuzung seiner Pläne war, daß Brunichildis sich mit seinem Sohn Merovech (von Audovera) vermählte (Bischof Praetextatus von Rouen zog sich durch diese Trauung noch mehr als Chilperich's Fredigundens tödtlichen Haß zu: sie ruhte nicht ihn zu verfolgen und ließ ihn zuletzt ermorden): das Paar suchte Zuflucht in der Capelle des heiligen Martinus zu Rouen; Ch. eilte herbei, lockte sie durch einen arglistigen Schwur heraus, trennte sie alsbald gegen diesen Eid, entwaffnete Merovech und nahm ihn in Haft, später ließ er ihn zum Priester scheeren; auf dem Weg in das Kloster St. Calais entsprang er seinen Wächtern und gewann Asyl im Tempel St. Martin's zu Tours: als ihn Ch. von dort mit Gewalt greifen lassen wollte, floh er zu

Brunichildis nach Auſtraſien, ward aber von den dortigen Großen nicht aufgenommen (als König), vielmehr zu Therouenne argliſtig in eine Falle gelockt und dort fand er durch Fredigundis oder durch Selbſtmord den Tod. Einſtweilen gelang es Ch. unerachtet einer Niederlage Tours und Poitiers zu gewinnen (a. 577), aber die empörten Kelten in der Bretagne bekämpfte er ohne dauernden Erfolg (a. 578): auch in den nächſten Jahren (a. 578) war er bei häufigem Parteiwechſel bald auf Childibert's II. (ſ. den Artikel), bald auf Guntchramn's Seite kämpfend, ſelten ſiegreich; ſo erlitt er a. 583 eine ſchwere Niederlage bei Melun; im folgenden Jahr (a. 584) ward er auf der Jagd zu Chelles bei Paris ermordet; bei der übergroßen Zahl von Männern, die ſich dieſer „Nero und Herodes unſrer Zeit" (Gregor von Tours VI, 46) zu Todfeinden gemacht hatte, iſt nicht zu errathen, von wem der Plan ausgegangen: vielleicht von jenen Großen, die gleichzeitig unter dem Anmaßer Gundovald (ſ. den Artikel) ſich gegen ihn wie gegen Guntchramn verſchworen und empörten. Man wird übrigens dem geiſtreichen und naiv ruchloſen Enkel Chlodovech's, der ſtarke Aehnlichkeit mit dem Großvater zeigt, nicht gerecht durch Betrachtung ſeiner meiſt erfolgarmen Thaten als Feldherr und ſtets angriffsluſtiger König: man muß bei Gregor von Tours dieſe merkwürdige Geſtalt in den Beziehungen zu Fredigundis, zu ſeinen Biſchöfen, zu den Juden, die er bekehren will und brandſchatzt, als theologiſcher Schriftſteller, als Verſemacher und Erfinder neuer Buchſtaben betrachten: er würde eines Shakeſpeare als Seelenzergliederers würdig ſein.

Hauptquelle: Gregorius Turonensis historia ecclesiastica Francorum IV, 22—VI, 46 ed. Krusch, Monum. Germaniae histor. 1884.

Litteratur: Dahn, Urgeſchichte der germaniſchen und romaniſchen Völker III, Berlin 1883, S. 124—291; — Deutſche Geſchichte I b, 1888, S. 123 f.

Dahn.

Chilperich II., merovingiſcher Frankenkönig a. 715—720, Sohn des a. 673 ermordeten Childerich II. a. 660—673 (ſ. den Artikel) und der mit ihrem Gatten ermordeten Bilichildis; er war im Kloſter erzogen und ſpäter unter dem Namen Daniel zum Prieſter geweiht worden. Als Dagobert III. (ſ. den Artikel) a. 715 ſtarb, erhoben die Neuſtrier unter Umgehung des kleinen Knaben Dagobert's Theuderich (IV., a. 720—737, ſ. den Artikel), den ſie in das Kloſter Chelles verbrachten, Ch. zu ihrem König, vermuthlich weil ſie einen reifen Mann — er war der erſte Merovinger ſeit 25 Jahren, der nicht als Kind den Thron beſtieg — an der Spitze ihres Theilreiches ſehen wollten, in dem Kampfe gegen das auſtraſiſche, in welchem damals Plektrudis, die Wittwe, und Karl Martell, der Sohn Pippin's des Mittleren (ſ. die Artikel) in unheilvollem Zwiſt ſich bekämpften, während die Neuſtrier im Bunde mit den Frieſen beide zu vernichten und den neuſtriſchen König und deſſen Hausmeier Raginfred zu Herrſchern auch über Auſtraſien zu erheben trachteten. Ein neuſtriſches Heer zog a. 716 gegen die Maas, dann unter Ch. nach einer Niederlage Karl's durch die Frieſen unter Ratbod bei Köln (ſ. den Artikel) vor dieſe Stadt und zwang die dort belagerte Plektrudis, Ch. II. als König von Auſtraſien anzuerkennen. Aber auf dem Rückweg ward Ch. und ſein Heer von Karl bei Amblève öſtlich von Malmedy überfallen und gründlich geſchlagen; nach neuen Rüſtungen auf beiden Seiten zog Karl im Frühjahr a. 717 angreifend an Rheims vorüber nach Neuſtrien, ſchlug am 21. März Ch. bei Vincy ſüdlich von Cambrai und verfolgte die Fliehenden bis gegen Paris hin. Umkehrend zwang er Plektrudis zur Uebergabe von Köln und erhob, da er noch nicht wie ſpäter (a. 737—741) wagte, als major domus ohne König zu herrſchen, noch weniger, ſchon ſelbſt den Thron zu beſteigen, einen

Merovinger Chlothachar IV. (s. den Artikel, unbekannten Verwandtschaftsverhältnisses zu Ch. II. und unbekannten Alters) zum König, zunächst wol von Austrasien, vorbehaltlich der angestrebten Eroberung Neustriens. Hiegegen suchten Ch. und sein Hausmeier Raginfred ein Waffenbündniß mit dem mächtigen Herzog Eudo von Aquitanien (s. den Artikel), den sie als unabhängigen Herrscher, der er thatsächlich schon war, auch rechtlich nun anerkannten: er kam auch mit seinen Aquitaniern und zog mit Ch. und Raginfred Karl bis Soissons entgegen (a. 719): hier aber floh Eudo vor dem Kampf nach Hause, Ch. und dessen Schätze mit sich führend bis über die Loire, es ist zweifelhaft, ob als Gefangenen oder als Gast. Nach dem glänzenden Siege Karl's über Raginfred bei Soissons und dem wenig späteren Tod (a. 719) seines Schattenkönigs Chlothachar IV. verständigte sich der Sieger mit Eudo, ließ sich Ch. ausliefern, aber nicht, um ihm ein Leides zu thun, sondern um ihn als alleinigen König des ganzen Frankenreiches anzuerkennen, als welcher er aber schon a. 720 starb.

Quelle: Die Annalen (a. 715—720) und die Gesta (cont. Fredig.) c. 52. 53.

Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883 f., S. 660—777; — Deutsche Geschichte Ib, 1888, S. 222 f.

Dahn.

Chlodomer, merovingischer Frankenkönig, a. 511—524, Sohn Chlodovech's und Chrotechildens (s. diese Artikel), erhielt bei der Reichstheilung bei Chlodovech's Tod das den Gothen a. 507 abgenommene Gebiet südlich der Loire, Aquitanien großentheils, soweit es nicht sein älterer Halbbruder Theuderich empfangen, mit Tours und Poitiers und als Hauptstadt Orléans. Ch. und seine beiden Vollbrüder Chlothachar I. und Childibert I. (s. diese Artikel) unternahmen a. 523/524 den (nach Chlodovech) ersten Angriff auf das Burgundenreich: die echt merovingische Eroberungs- und Landgier der Söhne Chlodovech's reicht zur Erklärung völlig aus — die von ihrer Mutter Chrotechildis, der burgundischen Königstochter, den drei Brüdern befohlene Blutrache wegen Ermordung ihres Vaters Hilperik II. durch seine Gesippen ist sagenhaft —; die Angreifer schlugen König Sigismund, der, auf der Flucht von den Burgunden selbst ausgeliefert, von Ch. mit Gattin und zwei Söhnen in einen Ziehbrunnen bei Orléans (zu Belsa oder zu Columna, Coulmiers oder Colomelle?) geworfen ward. Nun zog Ch. mit seinem Halbbruder gegen Sigismund's Bruder und Nachfolger Godomar, ward aber in der Schlacht bei Véséronce im Gebiet von Vienne geschlagen (a. 524) und getödtet. Seine drei Brüder theilten sich, mit Ausschluß seiner drei Söhne, derart in sein Reich, daß Chlothachar I. die Touraine und das Poitou, Childibert I. die Gebiete an beiden Ufern der Loire mit Orléans erhielt; die drei Knaben Theodovald, Gunthari und Chlodovald nahm die Großmutter Chrotechildis zu sich nach Paris; da aber die Oheime ihnen nach erlangter Wehrfähigkeit doch wol Theile ihres Vatererbes hätten herausgeben müssen, zog es Chlothachar I. vor, zwei von ihnen eigenhändig zu ermorden; der dritte, Chlodovald, von treuen Mannen entführt, rettete sein Leben doch wol nur durch Eintritt in den geistlichen Stand: das Kloster St. Cloud wird auf ihn als Stifter zurückgeführt.

Quellen: Gregor. Turon. ed. Krusch III, 1—18.

Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883, S. 70—74.

Dahn.

Chlumecky: Peter Ritter von Ch., mährischer Historiker, Director des mährischen Landesarchivs, k. k. Statthaltereirath, Mitglied des mährischen Landesausschusses. Geboren am 30. März 1825 in Triest als Sohn des damaligen Gubernialraths und späteren k. k. Hofraths Anton Ritter v. Ch. (eines gebürtigen Böhmen) und der einer angesehenen Triester Familie entstammenden Anna geb. Cozzi, † am 29. März 1863. Seine Jugendjahre verbrachte er in Triest, Zara, Görz und vom Jahre 1837 an in Brünn, wohin sein Vater versetzt worden war. Nach absolvirten Gymnasial- und juridisch-politischen Studien an der Olmützer und Wiener Universität trat er sofort (1846) in den politischen Staatsdienst und zwar zuerst bei dem k. k. Kreisamte, später bei dem k. k. Gubernium in Brünn. Neben dem Staatsdienste, in welchem er es bis zum k. k. Statthaltereirath brachte und vor allem das so wichtige und schwierige, fast ein Viertheil der ganzen Statthaltereigestion umfassende Departement für Cultus und Unterricht versah, widmete er seine Kräfte vorzüglich auch der Landesverwaltung. Als Sohn des Besitzers eines Lehengutes wurde Ch., obwol noch nicht einmal großjährig, in die ständische Versammlung schon im J. 1848 eingeführt und aufgenommen und alsbald auch zufolge seiner Begabung und seiner großen Kenntnisse zum Landesausschuß-Beisitzer gewählt und in dieser Eigenschaft vom Kaiser im J. 1849 bestätigt. Auch hier führte er eine Reihe der wichtigsten Referate, besonders angelegen sein ließ er sich jedoch die Organisation des mährischen Landesarchivs und die landesgeschichtliche Forschung überhaupt, wozu ihm seine Ernennung zum Archivdirector im J. 1854 gute Gelegenheit bot. Seiner Initiative ist es mit zu danken, daß für das Landesarchiv die sogenannte „Boczek'sche Sammlung", eine sehr bedeutende Sammlung von Originalurkunden und Abschriften, die der einstmalige mährische Historiograph und ständische Archivar Anton Boczek zusammengebracht hatte, aus seinem Nachlasse erworben wurde, daß die Fortsetzung des „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae", den derselbe Boczek anfangs durch die Munificenz des Grafen Mittrowsky herauszugeben begonnen hatte, vom Landesarchive übernommen wurde. Unter Chlumecký's Leitung sind, von dem Archivar Josef Chytil redigirt, die Bände 6 und 7, die Jahre 1307—1349 umfassend, erschienen, die zweifellos zu den zuverlässigst und bestgearbeiteten der ganzen Reihe gehören. Eine andere monumentale Arbeit, an der Ch. neben Josef Chytil, Karl Demuth und R. v. Wolfskron lebhaftesten Antheil nahm, ist die Herausgabe der mährischen Landtafel, die auf Kosten des mährischen Adels in einer der Bedeutung des Werkes entsprechenden Weise in den Jahren 1854 bis 1861 erschien.

Eine ganz selbständige wissenschaftliche archivalische Arbeit Chlumecký's bildete der im J. 1856 erschienene erste Band der „Regesten der Archive im Markgrafthume Mähren", enthaltend die Urkundenverzeichnisse der Archive zu Iglau, Trebitsch, Triesch, Groß-Bitesch, Groß-Meseritsch und Pirnitz sammt einer beträchtlichen Anzahl ungedruckter Briefe K. Ferdinand's II., Albrecht's v. Waldstein und Romboald's Grafen v. Collalto. Erst durch diese Publication ist man auf die außerordentliche Bedeutung des Collalto'schen Schloßarchives in Pirnitz aufmerksam geworden. Fügen wir hier die Titel der übrigen wichtigsten Arbeiten Chlumecký's an, so sind besonders zu nennen: „Ueber die Theilung der Gemeindehutweiden mit Rücksicht auf das Markgrafthum Mähren" (1848), „Die Genesis der Corporationsgüter der Bauernschaft und der Gemeindegüter in den mährischen Landgemeinden mit Rücksicht auf deren ältere Verfassung" (1859), „Des Rathsherrn und Apothekers Georg Ludwig Chronik von Brünn (1555—1604)" (1859), „Einige

Dorfweisthümer aus Mähren" (1855), „Darstellung der altständischen Verfassung des Markgrafthums Mähren" (1861), „Die öffentliche und Privat-Correspondenz, die Tagebücher und Urkundensammlungen Carls des älteren Herren von Zierotin (1564—1636)" (1854). Chlumecký's größtes und bedeutendstes Werk bildet aber sein: „Carl von Zierotin und seine Zeit 1564—1615", dessen 1. Band 1862 erschien, während der 2. erst lange nach seinem Tode im J. 1879, und nicht in jener Vollständigkeit, die der Verfasser plante, herausgegeben wurde. — In der Biographie des bedeutendsten mährischen Staatsmannes aus der Zeit der Könige Rudolf und Matthias suchte er die Geschichte des Landes in jener Periode zu concentriren und mindestens die eine wichtige Seite des Geschichtslebens jener Epoche, das Aufkommen, den Höhepunkt und den Zusammenbruch des altständischen Staates, wie er sich auch in der mährischen Markgrafschaft ausgebildet hatte, schildert das Buch in vorzüglicher Weise. Zierotin steht als Landeshauptmann an der Spitze der Bewegung, so lange er hoffen konnte die drohende Krise zu bannen und seinen Reformideen zum Durchbruche zu verhelfen. Mit dem Augenblicke, da Zierotin, die Aussichtslosigkeit seines politischen Kampfes einsehend, sich von der öffentlichen Laufbahn für immer zurückzog, bricht auch Chlumecký's Buch ab; das weitere Leben Zierotin's, der erst im J. 1636 gestorben ist, hat er nicht mehr dargestellt, da sein Held nicht mehr der leitende Geist seiner Zeit war, nur noch „eine untergeordnete und wehmüthige Rolle spielte". Chlumecký's Buch gehört mit zu den hervorragendsten Leistungen der österreichischen Geschichtslitteratur seiner Zeit; schön und anziehend geschrieben, auf umfassenden archivalischen Studien beruhend, zeigt es so recht die drei hervorragenden Eigenschaften, die Chlumecký's Wesen auszeichneten: den ernsten Politiker, den objectiven Geschichtsforscher und den kunstsinnigen Menschen.

Ch. hat in seinem kurzen Leben unendlich viel gearbeitet und viel für das Wohl seines Landes geleistet. Diese seine Arbeit ist um so höher anzuschlagen, als sie durch ein langwieriges Leiden sehr erschwert wurde. Seit dem Jahre 1854, d. h. seit seinem 29. Lebensjahre kränkelte er und doch gehören seine bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten dem letzten Jahrzehnt seines Lebens an.

Eine biographische Skizze „Peter Ritter von Chlumecký", als Manuscript gedruckt, aus der Hand seines jüngeren Bruders, des ehemaligen österreichischen Ministers Johann R. v. Chlumecký, erschien im J. 1879.

B. Bretholz.

Cholevius: Karl Leo Ch., Schulmann und Litterarhistoriker, wurde am 11. März 1814 in dem kleinen ostpreußischen Städtchen Barten, wo sein Vater Kaufmann war, geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Rastenburg und bezog Ostern 1833 die Universität Königsberg, um Philologie und Geschichte zu studiren. 1837 bestand er die Prüfung pro facultate docendi, absolvirte dann sein Probejahr in Rastenburg und siedelte, nachdem er dort noch einige Zeit weiter beschäftigt worden war, Michaelis 1839 als Hülfslehrer an das Kneiphöfische Gymnasium in Königsberg über. Dieser Anstalt, an der er 1842 als ordentlicher Lehrer fest angestellt wurde, ist er treu geblieben, bis ihn im Herbst 1878 körperliche Hinfälligkeit zwang, aus dem Schuldienst auszuscheiden. 1857 war ihm der Titel Professor verliehen worden, 1862 (am 21. Juli) hatte ihn die philosophische Facultät der Albertina durch Verleihung der Doctorwürde honoris causa ausgezeichnet. Seine Pensionirung bot dankbaren Schülern aus seiner langjährigen Lehrthätigkeit den Anlaß, ihm in großer Zahl vereint ihre anhängliche Verehrung zu beweisen.

Um wenige Wochen nur hat Ch. den festlichen Tag überlebt; am 13. December 1878 ist er gestorben.

Ch. war ein Lehrer von tiefem wissenschaftlichen und sittlichen Ernst, dem seine Schüler zugleich ein feinfühlendes Verständniß für ihre Individualitäten nachrühmen. Wie hoch ihm sein Beruf stand, davon legt seine nicht unbeträchtliche litterarische Thätigkeit Zeugniß ab: denn direct und indirect sind wol alle seine Bücher aus den Anregungen und Aufgaben erwachsen, die ihm seine Wirksamkeit als Lehrer der Geschichte und insbesondere des Deutschen in den obersten Gymnasialclassen brachte. Nicht nur die „Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata der beiden ersten Classen" (2 Theile, 1860 u. 1862), von denen er noch die 8. Auflage erlebt hat, oder die „Aesthetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung von Goethe's Hermann und Dorothea" (1863), sondern auch sein großes zweibändiges Hauptwerk „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" (1854, 1856). Es ist wenig bekannt, daß der Verfasser dieses Buches, das bisher noch durch kein ähnliches überholt ist, gar nicht classischer Philologe war: Ch. hat kaum je griechischen Unterricht gegeben und vom Lateinischen bald nur noch die Vergilstunden, wie es scheint aus besonderer Neigung, beibehalten. Der Wunsch, sich und anderen über das Verhältniß unserer litterarischen Cultur zur Antike und zum Humanismus historische Klarheit zu verschaffen, wurde ihm gleichmäßig durch die Aufgaben des litterargeschichtlichen Vortrags und durch die anscheinende Zerfahrenheit in den Litteraturzuständen der Gegenwart nahegelegt. Statt sich mit einer Studienreihe zu begnügen, hat Ch. eine vollständige deutsche Litteraturgeschichte unter dem einen Gesichtswinkel des antiken Einflusses und der künstlerischen Maaßstäbe der Alten geschrieben, ein sehr ernsthaftes, aber ein wenig fesselndes Werk, das doch nicht tief genug greifen konnte, um durchgehends die historische Erkenntniß zu fördern, und das in der Beurtheilung der zeitgenössischen Litteratur gänzlich fehlgriff, wenn es im Drama Hebbel's nur „den vollendeten Abfall von der Tragödie der Alten und der Classiker" erblickte oder, den Unterschied zwischen Auerbach und J. Gotthelf kaum beachtend, in beider Dorfgeschichten, „die Unschuld des Idylles verletzt" fand. Hätte sich Ch., wozu er wohl im Stande war, entschlossen, an den wichtigsten Punkten tiefer zu graben, und dafür auf die Gesammtdarstellung zu verzichten, er würde einen nachhaltigern Erfolg erzielt haben. Aber das Werk verdient auch so unsern Respect, und mit Wehmuth gedenken wir gerade im Jahre 1901 der Lehrergeneration, aus deren Berufsauffassung solche Bücher hervorgehen konnten.

Die oft recht mühseligen Vorarbeiten für sein Hauptwerk hatten Ch. überzeugt, daß es auf manchen Gebieten unserer Litteraturgeschichte noch an der ersten Urbarmachung fehle. Und so setzte er, energisch und entsagungsvoll, selbst an einem Punkte ein, wo sauere Pionierarbeit Noth zu thun schien, und schrieb über „Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts" (1866) ein Buch ohne eingehende Detailforschung, aber mit brauchbaren Analysen und Charakteristiken. Die innere Verwandtschaft mancher dieser Erzeugnisse mit den spätgriechischen Romanen war ihm schon früher aufgegangen, und so hängt auch dies Werk mit seinen centralen Interessen eng zusammen.

Daneben bewahrte der Königsberger Gymnasiallehrer, der seine Heimathsprovinz kaum je verlassen haben dürfte, den bedeutenden und charakteristischen litterarischen Erscheinungen Ostpreußens eine dauernde Vorliebe. Eine Gratulationsschrift zum Universitätsjubiläum, „Herders Bestrebungen innerhalb der schönen Litteratur" war (1844) sein Debut gewesen, und mit einem Pro-

gramm über „Die Verkehrssprache in Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ schloß er (1873) seine litterarische Thätigkeit ab.

Nekrologe von Ernst Wichert in der Königsberger Hartung'schen Zeitung 1878, Nr. 301, von Paul Schlenther in der Königsberger Allgem. Zeitung 1878, Nr. 298. Edward Schröder.

Chrismann: Philipp Neri Ch., Franciscaner, geboren zu Hindelang im Allgäu wahrscheinlich im Jahre 1751, trat ca. 1770 zu Füssen in den Orden der Franciscaner Recollecten. Im J. 1783 war er nach dem damals, als es sich um die Aufnahme des Klosters Füssen in die oberdeutsche oder Straßburger Ordensprovinz handelte, aufgestellten Personalverzeichniß Lector daselbst, 32 Jahre alt, und gab die Erklärung ab, daß er in dem Kloster, dem er seit dreizehn Jahren angehöre, auch künftig bleiben wolle. Als Lector der Theologie und Kirchengeschichte gab er 1792 seine „Regula fidei catholicae“ heraus und war am 23. Mai desselben Jahres Präses einer Disputation, die sein jüngerer Ordensgenosse Antonius Welscher über Thesen aus dieser Schrift in der Franciscanerordenskirche ad S. Sepulchrum (jetzt Stadtpfarrkirche St. Maximilian) zu Augsburg hielt. Aus der letzteren, dem Anhang der ersten Ausgabe der genannten Schrift zu entnehmenden Thatsache, scheint hervorzugehen, daß er selbst damals schon seinen Wohnsitz in Augsburg hatte, wenn sich auch auf dem Titelblatt keine entsprechende Angabe findet. In der Ordenstafel der oberdeutschen Franciscanerprovinz vom 5. Juli 1801 ist er als neugewählter Definitor Provinciae aufgeführt und als Lector emeritus und Ex-Guardianus Augustanus bezeichnet. Dies ist die letzte mir bekannt gewordene Nennung seines Namens; das Todesjahr ließ sich nicht feststellen. — Der Geschichte der Theologie gehört sein Name an durch die schon erwähnte Schrift: „Regula fidei catholicae et collectio dogmatum credendorum“ (Campidonae 1792). Eine neue Ausgabe besorgte Philipp Jakob Spindler, Augsburg 1844; Titelauflage 1846; ebenfalls nur eine neue Titelauflage ist die Ausgabe von Würzburg 1854. Auch in Migne's „Theologiae cursus completus“ ist die Schrift abgedruckt (T. VI, 1841, col. 877—1070). Ch. erscheint in dieser Arbeit gegenüber den Rationalisten seiner Zeit als ein entschieden gläubiger Theologe und war bei Abfassung derselben von der besten Absicht geleitet. In seinem Bestreben aber, die Gegner dadurch möglichst zu entwaffnen, daß er das Gebiet des Dogmas gegenüber dem Gebiete der theologischen Lehrmeinungen genauer abgrenzt, und daß er auch den Umfang der kirchlichen Autorität möglichst eng zu fassen suchte, ging er doch über das richtige Maaß hinaus. Die Ausgabe von 1854 kam 1869 auf den Index.

Gefällige Mittheilungen des Herrn Archivars L. Riedmüller aus dem bischöflichen Ordinariatsarchiv zu Augsburg. — P. Parthenius Minges, Geschichte der Franziskaner in Bayern (München 1896), S. 270. — Hurter, Nomenclator literarius, T. III (ed. 2, 1895), p. 249. Lauchert.

Christaller: Joh. Gottlieb Ch., Missionar und bedeutender Sprachgelehrter im Dienst der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel. Ch. wurde am 17. November 1827 in dem württembergischen Städtchen Winnenden geboren, wo seine Familie in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte. Er zeigte schon als Knabe außerordentliche Verstandesfähigkeiten und einen ungewöhnlichen Fleiß, der mit größter Ausdauer und Stetigkeit gepaart war, weshalb ihn auch der Präceptor der Lateinschule unentgeltlich am lateinischen und griechischen Unterricht theilnehmen ließ. Bei seiner reichen Begabung hätte ihn seine Familie gern studiren lassen, aber es fehlten hierzu die Mittel. Statt dessen trat der junge Ch. nach seiner Confirmation 1841 als Schreiber auf dem Rathhaus seiner Vaterstadt ein. Erst als er hier seine mehrjährige Lehrzeit

absolvirt und im Verwaltungsfach eine feste Stellung erhalten hatte, konnte er daran denken, sich auf ein philologisches Examen vorzubereiten, um dann auf der Universität den Studien für das höhere Verwaltungsfach obzuliegen. Ehe er indeß dazu kam, wurde er durch besondere Führung auf die Mission unter den Heiden aufmerksam und trat im September 1848 als Zögling in das Missionsseminar zu Basel ein. Er fand hier reichlich Gelegenheit, seine hervorragenden Gaben nach allen Seiten hin auszubilden und bei seiner ausgesprochenen Veranlagung für die sprachliche Wissenschaft lag es nahe, ihn in der Missionsarbeit in dieser Richtung zu verwenden. Als Arbeitsfeld wurde ihm nach vierjähriger gewissenhafter Vorbereitung die Goldküste in Westafrika zugewiesen, wo er die von Missionar H. N. Riis angefangenen, aber durch seinen Abgang (1850) abgebrochenen sprachlichen Arbeiten wieder aufnehmen und fortführen sollte. Nachdem Ch. in dem württembergischen Städtchen Backnang die Ordination erhalten hatte, schiffte er sich am 24. December 1852 in England ein und erreichte am 25. Januar 1853 die Goldküste. Seine Bestimmung lautete nach Akropong, das zwölf Stunden von der Küste landeinwärts auf dem Akwapemgebirge gelegen, den Mittelpunkt der Baseler Mission an der Goldküste bildete. Das Missionswerk hier befand sich damals noch in seinen ersten Anfängen und man sah sich den mannigfachsten Schwierigkeiten gegenüber. Besonders eine schwierige Aufgabe war vor allem noch zu lösen: die Erforschung und Bearbeitung der Landessprache, des von bedeutenden Völkerschaften, wie den Asante, gesprochenen Tschi, das überhaupt erst zur Schriftsprache erhoben werden mußte. An diese Aufgabe sollte Ch. gehen und er hat sie in der That im Laufe der Jahre aufs beste gelöst, indem er die Tschi-Sprache grammatikalisch und lexikographisch in gründlichster Weise bearbeitet und eine ansehnliche Litteratur in derselben geschaffen hat. Schon bald nach seiner Ankunft in Akropong, wo er zugleich am Katechistenseminar Unterricht ertheilte, fixirte er die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Bezug auf die Verbalformen und die eigenthümlichen Laut- und Betonungsverhältnisse, die in den afrikanischen Sprachen von besonderer Wichtigkeit sind. Schritt für Schritt drang er immer tiefer in das Verständniß des Tschi ein und verwerthete die gewonnenen Kenntnisse für die praktische Missionsarbeit. Es entstanden kurz nacheinander Uebersetzungen von biblischen Geschichten alten und neuen Testaments, einzelnen Theilen der Heiligen Schrift, ein Katechismus, verschiedene Schulbücher und eine größere Anzahl von Kirchenliedern, eine Agende u. a., alles Arbeiten, an denen er immer und immer wieder berichtigte und besserte, bis er nach Jahren ein Werk nach dem andern in vollständiger und vervollkommneter Weise herausgeben konnte; denn gerade auf letzteren Punkt legte Ch. so viel Gewicht, daß er nicht leicht etwas in den Druck gab, das nicht in jeder Hinsicht die gründlichste Bearbeitung und eine möglichst vollkommene Gestalt erhalten hatte. — Bei dem ungesunden Klima der Goldküste sah er sich genöthigt, im Juli 1855, zu seiner Erholung eine kleine Seereise der Küste entlang bis zur Insel Fernando Po und von da zurück bis Sierra Leone zu unternehmen. Es gab ihm dies Gelegenheit, sich mit den bedeutendsten Sprachen des westafrikanischen Küstenstrichs bekannt zu machen und seine Sprachkenntnisse zu erweitern. Er arbeitete hierauf noch drei weitere Jahre in Akropong, wo er sich auch 1857 verheirathete, und kehrte dann 1858 mit sehr angegriffener Gesundheit in die Heimath zurück. Hier setzte er seine sprachlichen Arbeiten unermüdlich fort, bis er 1862 wieder auf sein afrikanisches Arbeitsfeld zurückkehrte. Diesmal wurde ihm die verhältnißmäßig gesund gelegene Station Aburi als Arbeitsstätte zugewiesen. Um jedoch

den in Akem und Asante gesprochenen reineren Dialekt der Tschisprache an Ort und Stelle zu studiren, ließ er sich 1865 nach Kyebi, der Hauptstadt von Akem, mehrere Tagereisen landeinwärts, versetzen. Das dortige ungesunde Klima kostete indeß seiner Frau das Leben und er selbst hatte so darunter zu leiden, daß er 1867 Kyebi verlassen und im folgenden Jahre 1868 nach Europa zurückkehren mußte. Zugleich brachte er das fertige Manuscript der vollständigen Bibelübersetzung mit, ein Werk, an dem er Jahre lang gearbeitet und revidirt hatte und das eine meisterhafte Uebertragung der hl. Schrift aus dem Grundtext in die Tschi-Sprache genannt werden muß. Er führte dann diese Bibelübersetzung in den Jahren 1870/71 durch die Presse und gab damit einer großen und weitverbreiteten Völkerfamilie Westafrikas die Bibel in die Hand.

Mit seiner Rückkehr nach Europa war seine afrikanische Laufbahn abgeschlossen. Er ließ sich in Schorndorf (Württemberg) nieder, wo er sich auch 1871 wieder verehelichte, und hat hier bis an seinen Tod unausgesetzt seine sprachlichen Arbeiten weiter getrieben. Neben dem Tschi führte er auch seit dem Tode von Missionar J. Zimmermann (1876) dessen Sprachарbeiten in der Gã- oder Akrasprache fort. In der Stille der Gelehrtenstube entstand eine Reihe werthvoller Bücher für die afrikanische Mission an der Goldküste; von hier aus führte er die Producte seiner Geistesarbeit durch die Presse, revidirte ältere Ausgaben und machte sie für neuere Auflagen druckfertig. Auch manches, was in neuerer Zeit von anderen Missionaren auf dem afrikanischen Missionsfeld übersetzt oder abgefaßt wurde, ging durch seine berichtigende Hand. Gern wäre er noch einmal auf sein früheres Arbeitsfeld in Afrika zurückgekehrt, aber das herannahende Alter und die Rücksicht auf seine Familie ließen den Wunsch nicht zur Ausführung kommen; doch pflegte er fleißig den schriftlichen Verkehr mit geschulten Afrikanern, um sich seine Kenntniß des Tschi frisch zu erhalten. Das Verzeichniß dessen, was er in der Tschi-Sprache geschaffen, füllt eine lange Liste. Seine bedeutendsten Werke, die auch in philologischen Kreisen große Anerkennung gefunden haben, sind außer der schon genannten Bibelübersetzung seine Grammatik und ein Wörterbuch der Tschi- oder Asante-Sprache. Jene erschien im J. 1875, dieses 1881. In beiden steckt eine Fülle von Gelehrsamkeit, die sich auf ein großes Gebiet der sprachlichen Wissenschaft erstreckt. Mit unermüdlichem Fleiß ist auch in seinem Wörterbuch alles zu Gebote stehende historische und geographische Material über die Goldküste herbeigezogen, wie denn auch in beiden Werken die vergleichende Sprachwissenschaft zu ihrem Rechte kommt. Für die Grammatik ehrte ihn das „Institut de France“ durch Verleihung der goldenen Medaille, während ihm von Seiten des eigenen deutschen Vaterlandes unbegreiflicher Weise keinerlei ehrende Anerkennung zu Theil geworden ist, so viel er auch der deutschen Wissenschaft und ihren Vertretern mit seinen sprachlichen Kenntnissen und linguistischen Untersuchungen gedient hat. Sie hätte damit nur sich selbst geehrt. Ihm persönlich lag wenig an solchen Auszeichnungen und sie hatten in seinen Augen nur eine Bedeutung für die von ihm vertretene Sprachwissenschaft, der sein ganzes Dasein, sein Leben und Wirken galt. Daß er eine Autorität auf dem Gebiet der sprachlichen Wissenschaft war und ein Bahnbrecher für die Auffassung und Behandlungsweise der afrikanischen Sprachen, das ist von Philologen mehrfach bezeugt worden, weshalb er auch von solchen oft und viel zu Rathe gezogen wurde; denn seine Sprachkenntnisse reichten weit hinaus über den engeren Kreis der von ihm bearbeiteten Sprachen der Goldküste. Er war ein geschätzter Mitarbeiter verschiedener Fachblätter, wie z. B. der „Zeitschrift für afrikanische Sprachen“. Zu nennen

sind auch seine Publicationen: „Die Sprachen Afrikas“ (1892) und „Die Töne der Negersprachen und ihre Bezeichnung“ (1893). Eine seiner letzten Arbeiten war die Drucklegung des im J. 1895 erschienenen englischen Werkes „History of the Gold Coast and Asante“, von dem eingeborenen Geistlichen C. C. Reindorf verfaßt. Ch. stellte in demselben die schwankende Schreibweise der unzähligen Namen fest, berichtigte und ordnete den Text des Manuscripts, führte es durch die Presse und versah es mit einer einleitenden englischen Vorrede. Jahre lang gab er auch ein Gemeindeblatt in Tschi und Gã für die christlichen Gemeinden der Goldküste heraus und betheiligte sich an der Herausgabe von Schriften in der Duala-Sprache in Kamerun. — Aus dieser umfangreichen Arbeit, der er selbst einen großen Theil der Nachtstunden widmete, wurde Ch. ganz plötzlich herausgerissen. Am 8. December, nachdem er noch zuvor bis in die Nacht hinein gearbeitet hatte, erkrankte er plötzlich an einer Darmverschlingung. Er ließ sich zum Behuf einer Operation ins Diakonissenhaus nach Stuttgart bringen, aber die Kräfte reichten nicht mehr aus. Noch ehe die Operation ausgeführt werden konnte, entschlief er am 16. December 1895. In Schorndorf, wo er so viele Jahre in aller Stille gelebt und gearbeitet hatte, wurde er am 20. December zur Ruhe bestattet. In dem anspruchslosen, bescheidenen Mann war ein Großer im Kreise der Gelehrten aus der Welt geschieden, aber so lange heidenchristliche Gemeinden auf der Goldküste die von ihm übersetzte Bibel lesen und seine ins Tschi übertragenen Kirchenlieder singen, wird sein Name unvergessen sein.

Eigene Erinnerungen. — Handschriftliches Archiv des Missionshauses zu Basel. — Evang. Missions-Magazin 1896. P. Steiner.

Christiani: Arthur Ch., Physiologe, geboren am 30. December 1843 in Fürstenwalde, † als außerordentlicher Universitätsprofessor der Physiologie zu Berlin am 1. Dec. 1887, studirte und promovirte 1867 in Berlin. Er ließ sich darauf als Arzt daselbst nieder, beschäftigte sich neben der Praxis viel mit mathematischen und physikalischen Studien, trat 1877 als Assistent der physikalischen Abtheilung in das physiologische Institut ein, habilitirte sich 1879 als Privatdocent und erlangte 1880 die außerordentliche Professur, die er bis zu seinem Ableben bekleidete. Ch. veröffentlichte monographisch: „Beiträge zur Elektricitätslehre“ (Berlin 1878); außerdem verschiedene Journalabhandlungen über Resonanz aperiodisirter Resonatoren (1879), Athemcentren und Coordinationscentrum im 3. Ventrikel und in den Vierhügeln (1880), über Absorption des Schalles durch Resonatoren (1882) u. a. m.

Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, herausg. v. A. Hirsch II, 20; VI, 625. Pagel.

Christlieb: Theodor Ch., Doctor, Professor der praktischen Theologie zu Bonn, geboren am 7. März 1833, † am 15. August 1889, entstammte dem Pfarrhause zu Birkenfeld in Württemberg. Im Lyceum zu Tübingen und im Kloster zu Maulbronn empfing er die Vorbildung zu den Universitätsstudien, die er 1851—1855 als Mitglied des evangelischen Stiftes in Tübingen absolvirte. Nach kurzer Wirksamkeit als Hauslehrer in Montpellier und als Gehilfe seines Vaters in Ludwigsburg wurde er Pfarrverweser in Ruith bei Stuttgart. Von den theologischen Lehrern in Tübingen hatte wohl nur Johann Tobias Beck einen bestimmenden Einfluß auf Ch. gewonnen, in Ruith trat er in nahe Verbindung mit dem Pietismus der Stundenleute: Beck und der württembergische Pietismus blieben die hauptsächlichen Factoren für Christlieb's theologische und kirchliche Stellung. Auf Grund seiner Dissertation über Johannes Scotus Erigena 1857, aus der sein größeres Werk über denselben Scholastiker 1860 hervorging, promovirte er in der philosophischen

Facultät in Tübingen. Im J. 1858 folgte Ch. einem Ruf als Prediger an die deutsche Gemeinde in London (Islington), wo er sieben Jahre wirkte. In England wurde sein in der Heimath bereits erwecktes Interesse für die Heidenmission mächtig angeregt, aber auch seine Vorliebe für englisches Christenthum, wie es vornehmlich in der Presbyterianerkirche lebte. Auf den Ruf des Königs von Württemberg siedelte er 1865 als Pfarrer nach Friedrichshafen über. Die Nähe der Schweiz mit ihren zerrütteten kirchlichen Zuständen zeitigte apologetische Vorträge, die er in St. Gallen und Winterthur hielt; aus ihnen ging das größere Werk: „Moderne Zweifel am christlichen Glauben für ernstlich Suchende erörtert" hervor (1870). Obgleich die Vorträge nicht für wissenschaftliche Theologen, sondern für den weiteren Kreis der Gebildeten überhaupt bestimmt waren, zeigen sie doch die Eigenthümlichkeiten, die Schroffheiten und Halbheiten der religiösen und theologischen Anschauung Christlieb's deutlich auf. Moderne Bildung und Christenthum sind ihm feindliche Gegensätze, er constatirt zwar den Unterschied zwischen Christenthum und überlieferter Kirchenlehre und will nicht jeden Gegner dieser zu den Gegnern des Christenthums rechnen, er fordert aber von jedem Gläubigen die Zustimmung zu den christlichen Hauptwahrheiten in der überlieferten Lehrform, während er nebensächliche Lehren preisgibt. Die traditionelle Inspirationslehre will er in thesi nicht festhalten, in praxi jedoch wird sie überall, bei Bileams Esel, dem Stillstand der Sonne, dem Wallfisch des Jonas, wie in der gezwungenen Harmonistik der evangelischen Auferstehungsberichte durchgeführt. In der Darstellung der biblischen Gotteslehre bekämpft er den Materialismus, Pantheismus und Deismus, in der Darstellung des Lebens Jesu die Werke von D. Schenkel, D. Fr. Strauß und Renan, in der Darstellung des Urchristenthums die Aufstellungen von Ferd. Chr. v. Baur.

Im J. 1868 wurde Ch. in das Amt des Professors der praktischen Theologie und des Universitätspredigers nach Bonn berufen, wo er bis zu seinem Tode eine reiche Thätigkeit entfaltete. Einen Ruf nach Leipzig (1869), später (1880) einen Ruf an das theologische Seminar der Presbyterianer in London, lehnte er ab; 1870 wurde er von der theologischen Facultät zu Berlin zum Doctor der Theologie honoris causa ernannt. Außer gelegentlicher Vorlesung über den Religions- und Gottesbegriff der neueren Philosophie las Ch. über alle Disciplinen der praktischen Theologie. Seine Hauptvorlesung war die über Homiletik; sie wurde nach seinem Tode (1893) herausgegeben. Der Hauptvorzug dieses Werkes ist der tiefe Ernst, in dem er auf die religiös-sittliche Tüchtigkeit des Predigers dringt, nicht weniger die Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift, als dem Worte Gottes, die er seinen Hörern einzupflanzen sucht; bezeichnend ist es, daß er statt des Namens Homiletik die Bezeichnung Martyretik empfiehlt; eine wissenschaftliche Förderung der Homiletik ist von Ch. nicht erzielt, vielleicht auch nicht beabsichtigt. Was er auf dem Katheder vortrug, verwirklichte er auf der Kanzel. Seine imponirende schöne Gestalt, sein kräftiges wohlklingendes Organ, vor allem der Inhalt seiner Predigten, die württembergische exegesirende Art, die Sprache tiefster Ueberzeugung und Ergriffenheit, das Dringen auf völlige und wahrhaftige Bekehrung, alles dies hatte eine große Anziehungskraft und wurde Vielen zu bleibendem Gewinn. Die collegialische Stellung Christlieb's in Bonn blieb dagegen nicht ohne Trübung. Seine schroffe Ablehnung der biblischen Kritik, die Neigung, Abweichungen von traditionellen Auffassungen auf Unglauben zurückzuführen, namentlich aber der ihm nicht fernstehende Roman: „Die Studiengenossen", in dem auf dem Hintergrund von Caricaturzeichnungen der theologischen Collegen in Bonn Ch. als der allein gläubige Professor hingestellt wird, machten seine

Stellung einsam, besonders nachdem sein College K. B. Hundeshagen, mit dem ihn treue Freundschaft verband, und dem er ein liebevolles biographisches Denkmal errichtete, aus dem Leben geschieden war (1873). Um so mehr wandte sich das Interesse Christlieb's der alten Vorliebe für englisches Christenthum mit seinem Freikirchenwesen zu; eine Verbindung des deutschen, englischen und amerikanischen Protestantismus schien ihm Lebensbedingung für die Weltstellung der protestantischen Kirche zu sein. Die evangelische Allianz war ihm das geeignete Mittel für diesen Zweck. Mit Friedrich Fabri gründete er den westdeutschen Zweig der Allianz; auf der Versammlung in New-York (1873) hielt er einen weithin bekannt gewordenen Vortrag über die besten Methoden zur Bekämpfung des modernen Unglaubens, in dem er zwar der Hauptsache nach die Gedanken seiner „Modernen Zweifel" wiederholte, aber auch auf christliches Gemeindeleben und Mitarbeit der Laien kräftig hinwies; auf der Versammlung zu Basel (1879) beschwerte er sich über die „Mission" der Methodisten innerhalb der deutschen Landeskirchen, betonte jedoch andererseits, daß die Landeskirchen ihre Pflicht nicht erfüllten, und daß die Gewinnung Ungläubiger durch die Methodisten nur zu begrüßen sei; auf der Versammlung in Kopenhagen (1884) sprach er „über die religiöse Gleichgültigkeit und die besten Mittel zu ihrer Bekämpfung", um die freie Evangelisation durch unterrichtete Laien zu empfehlen.

Die Gedanken, die Ch. dort aussprach, hatten bereits 1883 Gestalt gewonnen. Mit den Grafen Bernstorff und Pückler hatte Ch. den deutschen Evangelisationsverein gegründet; in Bonn wurde eine Capelle der Presbyterianer mit einem großen Hause angekauft und darin die Evangelistenschule, „das Johanneum", errichtet. Ch. selbst forderte ausdrücklich Anschluß der Evangelisten an das kirchliche Amt; nicht Christlieb's Absicht, aber die ratio rei führte bald und bleibend zu ärgerlichen Rücksichtslosigkeiten gegen die kirchliche Ordnung, besonders als die Anstalt nach Christlieb's Tode nach Barmen übergesiedelt war.

Die thatkräftige Liebe zur Heidenmission ging mit diesen Bestrebungen Hand in Hand. Mit G. Warneck gründete er die „Allgemeine Missionszeitschrift"; die meisten seiner Missionsschriften und mehrere biographische und methodische Aufsätze sind in dieser Zeitschrift erschienen. „Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands" (1876), „Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen" (1878), „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission" (1879), und seine letzte Schrift: „Die ärztlichen Missionen" (1889) sind die bedeutendsten.

In voller Manneskraft wurde Ch. im Frühling 1889 das Opfer einer tückischen Krankheit, des Nierenkrebses. Mit Aufbietung großer Kraft versah er sein Amt, bis am 15. August seinem Leiden ein sanftes Ende beschert wurde. Seine letzte Arbeit war die Abordnung von zwei Zöglingen des Johanneums.

Seine Schriften: „Die Auflegung des Namens Gottes auf die Gemeinde oder der Segen des Herrn. Vier Predigten über 4. Mose 6, 22—27". Ludwigsburg (Basel) 1860. Zweite Auflage. Bonn 1878; „Das Gleichniß vom ungerechten Haushalter oder was sollen wir von den Kindern dieser Welt lernen? Eine Predigt über Luc. 16, 1—12", ebendaselbst 1861; „Leben und Lehre des Johannes Scotus Erigena in ihrem Zusammenhang mit der vorhergehenden und unter Angabe ihrer Berührungspunkte mit der neueren Philosophie und Theologie dargestellt. Mit Vorwort von Landerer". Gotha 1860; „Abschiedsworte an die Gemeinde". Stuttgart 1868; „Predigt am 20. Sonntag nach Trin. 1868 zum Antritt des Universitätspredigeramtes

in der evangelischen Kirche zu Bonn gehalten". Bonn 1868; „Vorwärts im Werke des Herrn. Predigt am Jahresfeste der rheinischen Missionsgesellschaft, gehalten in Barmen am 11. August 1869". Barmen 1869; „Was thut der Christ im Anblick ernster Entscheidungen? Predigt, am 17. Juli 1870 in der evangelischen Kirche zu Bonn gehalten." 1. und 2. Aufl. Bonn 1870; „Moderne Zweifel am christlichen Glauben in Vorträgen für Gebildete." 8 Hefte. Basel 1866—1868; „Moderne Zweifel am christlichen Glauben für ernstlich Suchende erörtert." 2., erweiterte Auflage. Bonn 1870; „K. B. Hundeshagen, eine Lebensskizze." Gotha 1873; „D. K. B. Hundeshagen's ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß ergänzt und neu herausgegeben von Th. Christlieb." Zwei Abtheilungen. Gotha 1874 und 1875; „Die besten Methoden der Bekämpfung des modernen Unglaubens. Vortrag, gehalten bei der Versammlung der evangelischen Allianz in New-York." Neue deutsche Ausgabe. Gütersloh 1874; „Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands nach Idee und Geschichte. Eine vergleichende Studie." Gütersloh 1876; „Alles ist euer, oder der Königsblick des Christen über sein unermeßliches Eigenthum hin." 7. deutscher Abdruck. Hamburg 1882; „Das Evangelium von Mara: „Ich bin der Herr, Dein Arzt (2. Mose 15, 22—26)." Neue deutsche Ausgabe, Elberfeld 1877. 4. deutsche Ausgabe, Neu-Erkerode 1877. 5. deutscher Abdruck, Hamburg 1881; „Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen. Eine Ferienstudie." Neue Ausgabe. (Erweiterter Abdruck aus der Allg. Missionszeitschrift.) Gütersloh 1878; „Reich Gottes, Gemeinde, Kirche nach biblischem Begriff." Mülheim 1882; „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission. Eine Weltüberschau." 4., des Separatabzugs 2. ergänzte Auflage. Gütersloh 1880; „Zur methodistischen Frage in Deutschland." 2. Auflage. Bonn 1882; „Zum Gedächtniß des Lutherjubiläums. Predigt über Hebr. 13, 7—9." Bonn 1883; Christlieb und Krummacher, „Ein Gottesdienst auf der Höhe des Teutoburger Waldes. Predigt und Schlußwort bei dem ersten deutsch-nationalen Jünglingsfest am Hermannsdenkmal bei Detmold am 24. September 1882. Predigt von Ch. über Math. 5, 13—16. Schlußwort von Krummacher über 1. Chron. 13, 8—18." Elberfeld 1883; „Die Bildung evangelistisch begabter Männer zum Gehülfendienst am Wort und dessen Angliederung an den Organismus der Kirche. Vortrag." (Aus „Kirchliche Monatsschrift.") Cassel 1888; „Aerztliche Missionen. Neuer, vielfach ergänzter Abdruck aus der „Allg. Missionszeitschrift". Gütersloh 1889; „Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe." Predigten, nach seinem Tode gesammelt. 7 Hefte, Cassel 1890; „Homiletik. Vorlesungen. Herausgegeben von Th. Haarbeck." Basel 1893. Außer mehreren kleineren Abhandlungen in der „Allg. Missionszeitschrift" sind die von Ch. verfaßten Artikel in Herzog-Plitt-Hauck's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 2. Aufl., Leipzig 1877—1888 zu nennen, nämlich 12 Biographien englischer Theologen und die Artikel: Apologetik, Homiletik, Homiliarium, Geschichte der christlichen Predigt, Scotus Erigena, praktische Theologie.

Fr. Fabri, Zum Gedächtniß Th. Christlieb's. Bonn 1889. — Theodor Christlieb of Bonn. Memoir of his Widow. London 1892. — Album professorum der evangel.-theol. Facultät in Bonn. — E. Sachße, Artikel Christlieb, Theodor in Hauck's Real-Encyklopädie f. prot. Theologie u. Kirche. 3. Aufl. 4. Bd. (1898), S. 1 ff. E. Chr. Achelis.

Chrotechildis (Hrothehildis), Tochter des burgundischen Theilkönigs Hilperik II. (neben den Theilkönigen Gundobad und Godigisel) zu Lyon: sie ward vermuthlich bald nach dem söhnelosen Tod ihres Vaters von den

Oheimen, obgleich eifrig katholisch, mit dem noch heidnischen Meroving Chlodovech (s. den Artikel) vermählt. Die Geschichte dieser Verlobung und die gesammte an Ch. geknüpfte Familienüberlieferung hat sehr frühe die Sage, später dann auch die Kunstdichtung mit üppiger Umrankung geschmückt zugleich und verhüllt (vgl. den Artikel Gundobad). So erzählt schon Gregor von Tours, nur ein Jahrhundert jünger, Gundobad habe Hilperik mit dem Schwerte getödtet, dessen Wittwe mit einem Stein am Hals in das Wasser werfen lassen, die beiden Töchter verbannt, von denen die ältere, Saedeleuba (Herona) in das Kloster getreten, die jüngere mit Chlodovech vermählt worden sei, die dann ihre drei Söhne Chlodomer, Childibert I. und Chlothachar I. (s. diese Artikel) zu später Rache gegen Gundobad und seine Sippe gespornt habe. Allein diese ganze Mordgeschichte ist wol lediglich Sage (derselbe Gregor bringt über den Untergang Amalaswinthens [s. den Artikel], nur 40 Jahre vor seiner Zeit, auch eitel Fabelei). Hilperik's Wittwe starb höchst wahrscheinlich erst a. 506 und ist die in der Basilika des heiligen Michaël zu Lyon bestattete 50jährige Burgundenkönigin Karetene; der Arianer Hilperik hatte dieser verstattet, die Tochter im katholischen Glauben zu erziehen. Das ward von weltgeschichtlicher Bedeutung, da die offenbar hochbegabte Ch. im Bunde mit dem hervorragenden Erzbischof Remigius von Rheims („St. Remy") nicht ruhte, bis sie in dem heftigen und langen Kampf der drei Glaubensbekenntnisse am Hofe zu Paris — Heidenthum, Arianismus, Katholicismus — den Sieg des katholischen bei ihrem Gatten durchgesetzt hatte.

Der Bericht über das Bekehrungswunder in dem Drang der Alemannenschlacht ist zwar sagenhaft gefärbt, allein der Kern der Ueberlieferung entspricht völlig den Verhältnissen an Chlodovech's Hof, seiner und der andern Betheiligten Eigenart. Nach diesem großen Erfolg in dem Tauffest trat Ch. bei ihres Gatten Leben nicht mehr hervor; als Wittwe (sie lebte meist bei Sanct Martin zu Tours) nahm sie später die drei Knaben ihres gefallenen Sohnes Chlodomer zu sich (nach Paris), konnte aber zwei derselben vor der eigenhändigen Ermordung durch deren Oheim Chlothachar I. nicht schützen, der dritte soll in ein Kloster gerettet worden sein; nach vielen Almosen und andern frommen Werken starb sie a. 548.

Quellen: Von beiden vitae ist die eine in den Bollandisten (A. S. 3. Juni I, p. 294) aus Gregor von Tours zusammengestellt, die andere stammt aus dem X. Jahrhundert.

Litteratur: siehe die zahlreichen Angaben bei Potthast, Bibliotheca medii aevi II, 1896, p. 1247. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, Berlin 1883, S. 50 f. IV, 1888, S. 108 f. — Binding, Das burgundisch-romanische Königreich I, 1868. — Jahn, Die Burgundionen I, 1874. Dahn.

Clam-Gallas: Eduard Graf C.-G., k. k. General der Cavallerie, geboren am 14. März 1805 in Prag, trat im Februar 1823 als Cadett in das 8. Cürassierregiment, wurde noch in demselben Jahre Unterlieutenant im Husarenregiment Nr. 3 und durchlief dann so rasch die folgenden Chargengrade, daß er bereits im J. 1839 Oberst im 8. Cürassierregiment war. Am 16. November 1846 zum Generalmajor befördert und mit dem Commando einer Brigade in Josephstadt betraut, kam C. am 18. Januar 1848 nach Mailand, woselbst er eine Brigade beim 1. Armeecorps übernahm. Bei den am 15. März ausgebrochenen Unruhen in der lombardischen Hauptstadt, richteten sich die Angriffe der Mailänder besonders gegen die nach Piemont führende Porta Ticinese. GM. Graf C., welchem die Vertheidigung des Rayons von Porta Tosa bis Porta Ticinese mit $2^1/_2$ Bataillonen übertragen

war, behauptete jedoch das Thor und die an dasselbe grenzende Piazza di San Eustorgio trotz der wiederholten Angriffe durch zwei Tage, übernahm dann die Vertheidigung des südlichen und westlichen Theiles des Walles und der Thore, säuberte am 22. alle Gebäude, die an den Wall stießen, von den Aufständischen und deckte am Morgen des 23. auf der Straße von Landriano die rechte Flanke der abziehenden Hauptcolonne. Am 6. Mai bei Santa Lucia stand die Brigade C. am äußersten rechten Flügel bei Tombetta und wurde anfangs nur schwach angegriffen; allein der Verlust von Santa Lucia gab ihre rechte Flanke bloß, so daß sie an das Rondell zurückgezogen werden mußte. Verstärkt durch $1^1/_2$ Bataillone echellonirte dann C. seine Brigade, so daß sie den Ort in der Flanke nehmen konnte und führte diese Bewegung so rasch und geschickt durch, daß der Feind den Angriff gar nicht mehr abwartete, sondern in vollständiger Unordnung Santa Lucia räumte und sich auf der ganzen Linie zurückzog. Als FM. Graf Radetzky einige Tage später die Höhen vorwärts Verona, auf welchen am 6. Mai gekämpft worden, durch eine Reihe von Schanzen befestigen ließ, welche sich in einem Halbkreise von der Etsch um die vordere Front der Festung zogen, benannte er diese Schanzen und Batterien nach jenen Generalen, welche sich bei Santa Lucia ausgezeichnet hatten und es erhielt die erste vom linken zum rechten Flügel den Namen: Redoute Clam.

Am 29. Mai hatte die Brigade Clam in der Division FML. Fürst Karl Schwarzenberg des 1. Armeecorps mit der Brigade Strassoldo als mittlere Colonne, auf der von Fort Belfiore nach Montanara führenden Straße, diesen stark verschanzten und besetzten Ort anzugreifen. Neben den Obersten Benedek und Reischach war es GM. Graf C., der an diesem Tage sich mit Ruhm bedeckte. Am 30. Mai nahm C. mit seiner Brigade an dem Gefechte bei Goito theil und wurde sowol in diesen Kämpfen als auch in dem Treffen bei Vicenza, 10. Juni, unter den Ausgezeichneten genannt. An der Schlacht von Custoza nahm die Brigade Clam hervorragenden Antheil. Während das 1. Armeecorps, zu dem die Brigade gehörte, am 23. Juli von Santa Lucia gegen Sommacampagna vorrückte, war C. zur Deckung der linken Flanke beordert, mit dem Auftrage, auf der von Verona nach Villafranca führenden Straße stehen zu bleiben und diesen befestigten und vom Gegner stark besetzten Ort zu beobachten. C. rückte mit Tagesanbruch bis Ganfardine vor, ging dann während des Gefechtes bei Sommacampagna, ohne auf den Feind zu stoßen, bis auf die östlich von Custoza gelegenen Höhen, die er mit einbrechender Nacht besetzte. Am 24. N. M., da von der Brigade Simbschen abgelöst, rückte C. in die Stellung zwischen San Zeno, Gardone und Feniletto und setzte sich sowol mit dem Monte Vento als auch mit Valeggio in Verbindung. Am 25. V. M., nach dem abgewiesenen feindlichen Angriff auf Valeggio, rückten aus der Ebene von Villafranca starke feindliche Colonnen in das unterhalb Custoza befindliche Tione-Thal und griffen den linken Flügel der Brigade C. mit Ungestüm an. GM. C., der die große Gefahr erkannte, welche der ganzen Armee drohte, falls es dem Gegner gelang auf seinem linken Flügel durchzubrechen, hielt, ungeachtet des erhaltenen Befehles zum Rückzuge in seiner Stellung aus und es gelang ihm durch eine im heftigsten feindlichen Geschützfeuer durchgeführte Frontveränderung den Gegner, welcher sich schon der umliegenden Höhen bemächtigt und daselbst sechs Batterien eingeführt hatte, in der Flanke zu fassen und ihn nach einem mehrstündigen Gefechte zum Rückzuge gegen Villafranca zu zwingen.

Nach der am 6. August 1848 erfolgten Einnahme von Mailand wurde GM. C. mit dieser Nachricht an das Kriegsministerium nach Wien gesandt.

Zur Armee zurückgekehrt, nahm C. mit seiner Brigade noch an dem Kampfe gegen Piemont im März 1849 Antheil. Graf C., der für seine Leistungen bereits mit dem Leopoldorden ausgezeichnet war, erhielt vom Ordenscapitel des Jahres 1848 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens, doch verzichtete er auf die mit diesem Orden verbundene jährliche Pension von 600 Gulden auf Lebenszeit und widmete sie den mit Tapferkeitsmedaillen Ausgezeichneten und Verwundeten jener Truppen, welche bei Custoza unter ihm gekämpft hatten. Am 30. April 1849 rückte C. zum Feldmarschallieutenant vor, am 3. Juni jenes Jahres wurde ihm, an Stelle des FML. v. Malkowsky das Commando über das Siebenbürger Armeecorps übertragen, das zu jener Zeit noch in der Walachei stand. Am 23. Juni brach C. mit dem Corps aus dem Lager von Csernetz auf, führte es durch die Walachei nach Kronstadt, schlug die Ungarn in dem Treffen bei S. Sz. György (23. Juli) und Kaszan Ujfalu (1. August), zersprengte ihre Schaaren und rückte dann nach Csik-Szereda vor, um die Entwaffnung des Szeklerlandes ins Werk zu setzen. Am 16. October 1849 wurde C. zum Commandanten des 1. Armeecorps in Wien ernannt, erhielt am 24. Januar 1850 die Inhaberschaft des Chevauxlegersregiments Nr. 6 und am 17. April 1853 die Würde eines Geheimen Rathes. Im Feldzuge gegen Frankreich und Italien 1859 commandirte C. das 1. Armeecorps. Daß er zu dieser Stellung auserwählt wurde, verdankte er doch nicht, wie vielfach behauptet wird, seiner Geburt allein und der Einwirkung der österreichischen Aristokratie, sondern seinen zweifellos hervorragenden Leistungen in Italien und Siebenbürgen 1848/49, welche das Beste von ihm hoffen ließen. Und wenn C. bei Magenta und Solferino die Erwartungen nicht erfüllte, die man von ihm gehegt, so waren daran zumeist Einflüsse schuld, die aufzuklären der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Dafür spricht wol auch der Umstand, daß C. nach dem Kriege zum commandirenden General in Prag ernannt wurde. Am 14. Mai 1861 rückte er zum General der Cavallerie vor, dann erfolgte seine Berufung in das Herrenhaus auf Lebenszeit und im J. 1862 erhielt er den Orden des goldnen Vließes. Als Herrenhausmitglied vertrat C. vor allem den altösterreichischen Standpunkt; die uneingeschränkte Erhaltung des einheitlichen Bestandes des Kaiserstaates und seine ungetheilte Machtstellung nach Außen und im Innern war der Hauptgrundsatz seines politischen Programms. Im Kriege gegen Preußen 1866 commandirte C. das 1. Armeecorps, welches mit den sächsischen Truppen vereint, unter dem Oberbefehle des Kronprinzen Albert von Sachsen stand und als westlicher Flügel der österreichischen Hauptarmee die Aufgabe hatte, den etwaigen Vormarsch der über Reichenberg und Rumburg nach Böhmen eindringenden feindlichen Heeresmacht in fester Stellung bei Münchengrätz und Turnau zu erwarten und deren Vordringen gegen Prag zu verhindern oder doch so lange aufzuhalten, bis die Aufstellung der Hauptarmee unter Benedek bei Olmütz und Königgrätz vollzogen sei, wobei gleichzeitig darauf Bedacht genommen werden mußte, eine Vereinigung mit der Hauptarmee gegebenen Falles rasch ausführen zu können. In der Schlacht bei Jicin, die C. im Einvernehmen mit dem Kronprinzen von Sachsen annahm, unterlag er jedoch und seine Niederlage war entscheidend für den weiteren Verlauf des Feldzuges. Aber es wäre zu dieser Schlacht nicht gekommen, wenn C. den Befehl, jeden Kampf gegen überlegene Streitkräfte zu vermeiden, nicht zu spät erhalten hätte. Wie es stets zu geschehen pflegt, wendete sich dann die ganze, rücksichtslose, wenn auch selten begründete Entrüstung der „Oeffentlichkeit" gegen den unglücklichen General. Die Zeit hat auch, hier zum Theil wenigstens, Wandel geschaffen und das spätere, ruhigere und deshalb objectivere Urtheil

hat auch C. Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn er auch an der Niederlage nicht von aller Schuld freizusprechen ist. — Mit dem Kriege von 1866 war auch die kriegerische Laufbahn Clam's, die so glänzend begonnen hatte, beendet. Das Kriegsgericht, vor welches er auf eigenes Verlangen gestellt wurde und vor dem er den Nachweis erbrachte, daß er die Schlacht von Jicin keineswegs im Widerspruche mit den erhaltenen Befehlen geliefert hatte, sprach ihn frei und er genoß die Genugthuung, daß ihn sein kaiserlicher Herr durch ein Handschreiben auszeichnete, in welchem derselbe seine Befriedigung aussprach, daß der Spruch des Kriegsgerichtes „Meiner Armee und dem Staate den Ruf und Namen eines tapferen Generals, der Mir und Meinem Hause lange Jahre mit wahrer Hingebung diente, makellos erhalten hat". Aber C. schied doch am 23. October 1866 aus den Reihen der activen Armee und quittirte am 28. Februar 1868 seine Stellung mit Beibehalt der Charge und Verzicht auf jede Pension. Graf C., der am 17. März 1891 starb, war mit der Gräfin Clotilde Dietrichstein vermählt († am 31. October 1899) und hinterließ einen Sohn, Graf Franz C. und zwei Töchter, von welchen die ältere mit dem Fürsten Karl Khevenhüller-Metsch, die jüngste mit dem Grafen Coloman Festetics vermählt ist.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden u. s. Mitgl. — Die einschlägige kriegsgeschichtl. Litteratur.

Oscar Criste.

Clam: Graf Karl Jos. Nepomuk C.-Martinitz, geboren in Prag am 23. Mai 1792, † in Wien am 29. Januar 1840, zählt zu den hervorragendsten Persönlichkeiten der vormärzlichen Periode. Obgleich er, im kräftigsten Mannesalter stehend, schon eine bedeutende Vergangenheit hinter sich hatte, erwarteten seine ihm gesinnungsverwandten Zeitgenossen noch viel Bedeutenderes von ihm. Bei seinem Tode hieß es — wie in einem ungedruckten Tagebuch zu lesen —, eine ganze große Zukunft sei mit ihm ins Grab gesenkt worden.

Sein Vater, oberösterreichischer Regierungspräsident und seit 1820 Oberstlandkämmerer von Böhmen, ward durch seine Heirath mit Maria Anna, der Erbtochter des Grafen Franz Karl v. Martinitz, der Stifter einer besonderen Linie, die von nun an den Namen Clam-Martinitz führte. Er bestimmte seinen Sohn Karl, gegen dessen Neigung, sich dem Civildienst zu widmen und ließ ihn die Rechte studiren. Das Kriegsjahr 1809 bewirkte jedoch eine ihm willkommene Aenderung seiner Laufbahn. Der Aufruf Erzherzog Karl's, daß Alle, die nicht durch Nahrungssorgen und Familienverhältnisse an den heimischen Heerd gefesselt seien, zu den Waffen greifen mögen, zündete in der jugendlichen Seele. Keinen Augenblick zögerte er, seinen Vater um Erlaubniß zu bitten, zu den Fahnen eilen zu dürfen. „Ich würde mich" — schreibt er an diesen in einem Briefe, der, damals veröffentlicht, das größte Aufsehen erregte — „unwerth halten, ein Böhme, ein österreichischer Unterthan zu sein, wenn dieser Wunsch in mir nicht rege würde, und unwerth würde ich mich halten, Dein Sohn zu heißen, wenn ich die Erfüllung dieses Wunsches nicht von Dir erflehte". Vor allem aber ist für seine Denkungsart bezeichnend, daß er, der hochgeborene Graf, erst auf dem Schlachtfelde die „zufälligen Vorzüge" verdienen will, die ihm durch Geburt zu theil wurden. Bereitwilligst wird sein edles Verlangen gefördert. Der commandirende General von Prag, Graf Kolowrat, verlieh ihm bei seinem Infanterieregiment eine Fähnrichsstelle, worauf ihn Erzherzog Karl am 16. März 1809 zum „Unterlieutenant" bei der eben gebildeten „Legion Erzherzog Karl" ernannte. Seitdem verließ

er nicht mehr den Soldatenstand, für den er von Jugend auf besondere Vorliebe bekundet hatte. 1812 finden wir ihn, während des russischen Feldzuges, beim Schwarzenberg'schen Hülfscorps als Oberlieutenant von Erzh. Karl-Ulanen. Schon damals sagte Fürst Schwarzenberg in einem Bericht an Kaiser Franz von ihm, er sei „ein Offizier, von dem sich der Dienst sehr viel versprechen kann". Im Kriege von 1813 zeichnete er sich dann auch als Rittmeister in der Schlacht von Kulm (30. August) durch besondere Tapferkeit aus. Er überbrachte auch die Siegesbotschaft in das Hauptquartier des Kaisers Franz. Schwarzenberg, auf dessen Vorschlag er zu seinem Ulanenregiment übersetzt worden war, faßte immer größeres Vertrauen zu der Intelligenz Clam's, so daß er ihn zu seinem Adjutanten erwählte und zu besonders heiklen Missionen verwendete. Der Marschall, der große Stücke auf ihn hielt, rühmt seine „pünktliche Vollziehung der wichtigsten Aufträge", so wie seine „besondere Geistesgewandtheit". Am 7. März 1814 wurde er zum Major ernannt. Als solcher war er Augenzeuge eines der merkwürdigsten Ereignisse jener an merkwürdigen Begebenheiten so ungemein reichen Periode. Im Gefolge des österreichischen Feldmarschalllieutenants Freiherrn v. Koller, als dessen erster Adjutant, begleitete er Napoleon, nach dessen Sturz, von Fontainebleau nach Elba. Wiederholt mußte C. auf dieser in ihrer Art einzigen Reise eingreifen, und seine Relation hierüber ist von großem Interesse. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba betheiligte sich C. wieder an der Seite Schwarzenberg's am Feldzuge von 1815. Es wird behauptet, daß er während des Wiener Congresses zu diplomatischen Verhandlungen gebraucht worden und sich bei dieser Gelegenheit die Gunst der Monarchen erworben habe. Jedenfalls ist es sicher, daß er auf Metternich den besten Eindruck gemacht, so daß ihn dieser im September 1816 zu einer Mission nach Warschau verwenden wollte. Infolge eines Sturzes aus dem Wagen, konnte C., der damals in Gaya (Mähren) stationirte, dem Rufe nicht folgen. Erst März 1818 begleitete er den österreichischen FML. Prinz Philipp von Hessen-Homburg nach Russisch-Polen, wo damals Kaiser Alexander I. weilte. Der Prinz, so wie C. hatten den Auftrag, die militärischen Kräfte Rußlands in Polen zu studiren. Der Bericht, den C. hierüber erstattete, ist ganz ausgezeichnet geschrieben und zeugt von scharfer Beobachtungsgabe. Insbesondere hatte er sich die Ergründung des Charakters des Czaren zur Aufgabe gemacht. Da man ihn wiederholt der Person Alexander's attachiren wollte, erregte er bei den Russen schon den Verdacht, daß er ein allzu aufmerksamer Beobachter sei, wie dies durch die in Wien intercipirte Correspondenz zwischen dem Grafen Capo d'Istria und Mocenigo erhärtet wurde. Als C. von dieser üblen Deutung seiner Verwendung Kunde erhielt, bat er, von nun an jeder Dienstleistung bei Alexander und den Mitgliedern der russischen Kaiserfamilie enthoben zu sein. 1820 wurde er zum Oberstlieutenant bei Kronprinz Ferdinand-Cürassieren ernannt. Der damalige Präsident des Hofkriegsrathes stellte ihn in seinem Vortrag vom 21. Juni 1820 als das Muster eines vollkommenen Stabsofficiers hin, der mit rastlosem Eifer nur für seinen Dienst lebe. C. befand sich jetzt in jener Epoche seines Lebens, wo er bedeutende Proben seiner Talente als Diplomat und praktischer Militär geliefert hatte. Die zwei wichtigsten Eigenschaften des Mannes, der berufen war, einst als Staatsmann und Soldat eine führende Rolle zu übernehmen, hatte er schon jetzt mit glänzendem Erfolg bethätigt. Am 25. December 1820 zum Oberst ernannt, vermählte er sich im folgenden Jahre mit der durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Lady Selina Meade, Tochter des in Oesterreich verstorbenen Richard Lord Guilford. In einem Briefe an die Fürstin Lichnowsky, die

Tante seiner Frau, schildert er mit begeisterten Worten die umgestaltende Wirkung, die sein Eheleben auf sein ganzes Wesen ausgeübt habe. Nun — sagt er da — sei es zu Ende mit dem Ehrgeiz, der bisher die vorherrschende Eigenschaft seines Charakters gewesen. Seitdem er Selina geheirathet, fühle er sich vom Ehrgeiz wie befreit, und sich nur glücklich im Besitze dieses engelgleichen Weibes. Dieses angebliche Erlöschen des Ehrgeizes hinderte C. nicht, mit unermüdlichem Fleiße an seiner geistigen Ausbildung fortzuarbeiten. Die Muße, die ihm die Garnisonsstation zu St. Georgen, nördlich von Preßburg gelegen, ließ, verwendete er zu schriftstellerischer Thätigkeit. Dies ist um so höher anzuschlagen, als es damals in der österreichischen Armee nicht viele Officiere gab, die ihre freie Zeit Studien widmeten, um dann als Schriftsteller aufzutreten. 1823 erschienen von ihm unter den Buchstabenzeichen: G. C. M.: „Vorlesungen aus dem Gebiete der Kriegskunst" — ein Werk, so klar, so vortrefflich geschrieben, daß auch der Laie es mit gespanntester Aufmerksamkeit zu Ende liest. Die Bibliothek des k. u. k. Kriegsarchivs bewahrt von C. außerdem noch zwei Manuscripte, von denen das eine den Titel: „Grundsätze der reinen Taktik" führt, während das andere: „Von der Kriegskunst überhaupt" sich nennt. Doch ist es nicht ganz sicher, ob letztere Arbeit auch wirklich C. zugesprochen werden kann. Metternich behielt diesen vornehm gebildeten Militär, der in der alten und neuen Litteratur bewandert war, gut französisch sprach und schrieb, auch die schönen Künste pflegte, stets im Auge. Der Staatskanzler wußte es zu schätzen, in C. einen ebenso unterrichteten Militär, wie vollendeten Cavalier mit scharfer Beobachtungsgabe für seine diplomatischen Zwecke zur Verfügung zu haben. So soll er — nach Hirtenfeld, jedoch ohne daß wir diese Angabe zu erhärten wüßten — 1824 wieder in geheimer Mission nach Petersburg gesandt worden sein. Allein vollkommen unrichtig ist es, wenn behauptet wird, daß C. 1826 beauftragt worden, dem Czaren Nikolaus, aus Anlaß seiner Thronbesteigung, die Glückwünsche des österreichischen Hofes zu überbringen. Der Wahrheit entspricht vielmehr, daß der Abgesandte des Kaisers Franz, Erzherzog Ferdinand d'Este gewesen, dem Graf Clam als berathender Kammerherr beigesellt worden. Metternich forderte den Petersburger Botschafter, Freiherrn v. Lebzeltern, auf, C. gegenüber mit der größten Offenheit vorzugehen, denn er sei von höchster Discretion und werde ihm „bei der Leitung des täglichen Benehmens" des Erzherzogs ganz besonders behülflich sein. Als sich im J. 1830 die Nothwendigkeit herausstellte, beim Hofkriegsrath einen zweiten General der Cavallerie anzustellen, fiel die Wahl des Grafen Gyulai, des damaligen Präsidenten dieser obersten militärischen Behörde Alt-Oesterreichs, auf den Oberst Clam. Gyulai hatte sich vorher noch eine Conduiteliste über diesen vorlegen lassen, die sich über den Grafen in den schmeichelhaftesten Worten äußert. Es heißt da über ihn: „Er ist nicht nur ein vorzüglicher Regimentscommandant, sondern wird auch als General rücksichtlich seiner Kenntnisse, Bildung, regem Diensteifer, sehr edlen Charakter und noch voller Manneskraft in jeder Verwendung wesentliche Dienste leisten". Gestützt auf dieses vorzügliche Zeugniß der militärischen Fähigkeiten Clam's, erstattete Gyulai am 11. October 1830 seinen Vortrag, worauf jener im November desselben Jahres zum Generalmajor mit der Zutheilung zum Hofkriegsrath ernannt wurde. Schon im nächsten Jahr ward er wieder zu wichtigen politischen Sendungen nach Mailand und Olmütz verwendet. Als die Juli-Revolution den deutschen Bund mit Krieg bedrohte, ward C. im September 1831 nach Berlin beordert, um für die Organisirung der deutschen Bundesarmee zu wirken; sie sollte jedem französischen Angriff begegnen und einer eventuell in Frankreich aus-

brechenden Anarchie den Weg nach Außen hin verrammeln. Um kein Aufsehen zu erregen, hieß es nur, der österreichische General komme nach der preußischen Hauptstadt, „um Maßregeln wegen der Cholera zu verabreden". Während der glänzende böhmische Magnat den Damen bei Hofe ungemein gefiel, so daß noch lange nach seiner Abreise manche ihn betreffende Anekdote in diesen vornehmen Kreisen cursirte, fand er nicht die gleiche wohlwollende Aufnahme bei den preußischen Generalen. Dies hatte auch seinen guten Grund. Mit Hartnäckigkeit vertrat C. bei den Conferenzen, getreu seinen Functionen, den Standpunkt, daß alle süddeutschen Truppen unter Oesterreichs, die norddeutschen unter Preußens Führung marschiren sollten. Erst als der kranke, reizbare Minister Bernstorff von den Verhandlungen zurücktrat und Knesebeck diese 1832 in die Hand nahm, näherten sich beide Höfe einander. Treitschke, erbost über die Haltung Clam's, nennt ihn eine „unausstehliche Persönlichkeit", ein Epitheton, das er durchaus nicht verdient. C. kämpfte nur so lange für seine Vorschläge, bis er die Weisung bekam, nachzugeben. Im December 1832 wurden bei den Berliner Militärconferenzen, allerdings nur für einen möglichen Kriegsfall, der nie eintrat, schließlich die preußischen Anträge angenommen; sie gipfelten darin, daß drei Heere zu bilden seien, zwei aus Preußen und Bundestruppen gemischte am Nieder- und Mittelrhein, ein österreichisches am Oberrhein. 1833 ward C. als Mitglied in die Commission „zur Prüfung der Infanterie- und Cavallerie-Manövrir-Instructionen" berufen. Die wichtigste Phase seines Lebens beginnt jedoch mit dem Augenblick, da er an Stelle des erkrankten Freiherrn v. Appel am 6. März 1835 zum Generaladjutanten Kaiser Ferdinand's ernannt wurde. Als solchem fiel ihm bald darauf auch das Referat über die staatsräthliche Militärsection zu. Infolge Verständigung Erzherzog Ludwig's, des Stellvertreters des zur Führung der Staatsgeschäfte unfähigen Kaiser Ferdinand, mit Metternich und Kolowrat, ward C. am 12. Februar 1836 (und, nicht wie Hock irrthümlich schreibt, am 12. März), nach dem Rücktritt des Freiherrn v. Mohr zum „Chef der staatsräthlichen Militärsection" erhoben. Durch diese Verbindung der Generaladjutantur mit der staatsräthlichen Militärsection ward ein schon bestehender außerordentlicher Zustand zu einem gleichsam gesetzmäßigen gestempelt. Schon früher hatte nämlich die Einmischung des Generaladjutanten in die militärischen Angelegenheiten stattgefunden, aber immer nur in Form eines Mißbrauches. Mit der eben erfolgten Vereinigung beider Aemter ward der gewohnheitsmäßige Mißbrauch förmlich geregelt. Erst nach dem Tode Clam's wurde die Generaladjutantur wieder von der staatsräthlichen Militärsection getrennt, indem erstere dann wieder als gesonderte Militärcabinetskanzlei auflebte. So lange C. jedoch an der Spitze der beiden Aemter stand, hat er die ihm dadurch zukommende Macht nur zum Vortheil des Staates benützt. In seiner Eigenschaft als Chef der staatsräthlichen Section, die ihm eine Gewalt verlieh, welche mit jener eines Kriegsministers identisch war, machte er der bisher in der österreichischen Armee herrschenden Stagnation ein Ende. Zu einer vollständigen Umwandlung des Heeres, wie dies Radetzky für nöthig erachtete, kam er nicht. Dazu hätte er einer längeren Lebensdauer bedurft, als sie ihm vergönnt war. Aber man muß gestehen, daß er in dem kurzen Zeitraum von nur drei Jahren sehr Tüchtiges leistete. Vor allem sei erwähnt, daß ihm die Armee eine elegantere und zweckmäßigere Uniform dankt, als sie bis dahin üblich war. Gegenüber dem Sparmeister Kolowrat wußte er mit vieler Mühe und Noth für sämmtliche Subalternofficiere die Erhöhung ihrer früher ziemlich schmal zugemessenen Gage durchzusetzen. Für seine humane Denkungsart spricht jedoch, daß er die Abstellung der bis zu seinem Amts-

antritt willkürlich ertheilten Stockstreiche durchführte. Von nun an war es jedem Hauptmann strengstens untersagt, mehr — als zehn Stockstreiche geben zu lassen. Jede höhere Zahl mußte jetzt durch den Auditor entschieden und von dem Regimentscommandanten bestätigt werden. Als eifriger Verfechter der öffentlichen Soldatenerziehung drang C. — und dies ist sein bleibendes Verdienst — auf Hebung der wissenschaftlichen Bildung des Officiercorps. In seinem Eifer für die Officiersehre ging er sogar so weit, daß er den Officieren des Wiener Bürgermilitärs die Auszeichnung des goldenen Portepée nehmen wollte — eine Maßregel, die an dem dadurch erregten Unwillen der Bürgermiliz scheiterte. Vielleicht ist er nicht mit Unrecht beschuldigt worden, daß er wesentlich dazu beigetragen, eine Scheidewand zwischen Militär und Civil aufzuführen, wie sie in diesem Umfang bis dahin in Oesterreich unbekannt gewesen. Will man ihm aber gerecht werden, so muß gleichzeitig erwähnt werden, daß er, ein so enragirter Aristokrat er auch war, dem damals weit verbreiteten Protectionswesen in der Armee, das unbefähigte und verdienstlose Adelige begünstigte, unnachsichtlich zu Leibe ging. Dadurch hat er sich manch bittern Tadel von Seite seiner Standesgenossen zugezogen. Er wollte nur das wirkliche Verdienst gelten lassen, und hatte daher kein Gehör für solche Adelige, die ihre Stellen entweder in der Antichambre hochmögender Herren oder in den Boudoirs reizender und einflußreicher Damen suchten. Besaß jedoch C. schon eine große Bedeutung als Chef der staatsräthlichen Section, so war die Wichtigkeit, die ihm als Generaladjutant des Kaisers zukam, eine noch viel hervorragendere. Man hat ihn sogar den „Allmächtigen" genannt. Gewiß ist jedenfalls, daß er in dem Kampf, der, bald nach der Thronbesteigung Kaiser Ferdinand's zwischen Metternich und Graf Kolowrat, dem Minister des Innern, entbrannte, sein ganzes Gewicht zu Gunsten des Staatskanzlers in die Wagschale warf. „Clam" — schreibt 1836 die Fürstin Melanie Metternich in ihrem Tagebuch — „ist in diesem Augenblick für mich ein Trost; er stützt Clemens (Metternich) mit einer Willenskraft und Rechtlichkeit, wie sie selten vorkommt, deren man aber in solchen Momenten nothwendig bedarf". C., der sich als Schüler Metternich's betrachtete, theilte vollkommen dessen Ansichten. Gleich diesem fürchtete auch er nichts mehr als das mächtige Anschwellen der revolutionären Bewegung, zu deren Bewältigung der ältere und jüngere Mann sich verständnißvoll die Hände reichten. In gewisser Hinsicht war C. ein noch starrerer Anhänger des aristokratischen Princips als der Staatskanzler. Die Aristokratie, an die er aber nach jedweder Richtung hin die höchsten Anforderungen stellte, sollte die Führerin des staatlichen Lebens sein, ihr daher, mit Ausschluß des bürgerlichen Elementes, alle wichtigeren Civil- und Militärämter zufallen. In voller Kenntniß der herrschenden Mißbräuche, mißbilligte er häufig die schon ins fatalistische ausartende Passivität des Staatskanzlers gegenüber den verrotteten Zuständen im Innern der Monarchie. Nur allein in dieser Hinsicht hatte er sich über Metternich zu beklagen, was ihn aber nicht abhielt, treu zu seinem diplomatischen Mentor zu stehen und fern von Kolowrat zu bleiben. In diesem Mann, der, so weit dies damals möglich war, liberalen Ideen zuneigte, erblickte C. keine verläßliche Stütze seines Systems. Deshalb leistete er dem Minister des Innern, der den Staatskanzler im vertrauten Kreise einen „misérable" nannte, den energischesten Widerstand, als dieser Metternich aus seiner Stellung verdrängen wollte. Wie Kolowrat den Staatskanzler, so suchte wieder dieser den Minister des Innern zu stürzen, der in C. die Seele der gegen ihn gerichteten Intriguen sah. Hatte Metternich den Erzherzog Franz und C. für sich, so wurde Kolowrat seinerseits von Erzherzog Ludwig gestützt, der ja bekanntlich

zu jener Zeit der eigentliche Regent war und den Minister des Innern für eine unentbehrliche Persönlichkeit erklärte. In diesem erbitterten Kampf war es Kolowrat sogar gelungen, den Erzherzog gegen C. einzunehmen. Doch scheint diese feindliche Gesinnung Ludwig's nicht lange vorgehalten zu haben, da auch er sich damit einverstanden zeigte, in C. den berufensten Nachfolger Metternich's zu erblicken. Als dieser im August 1839 schwer erkrankte, wollte man C. interimistisch mit der Leitung des Ministeriums betrauen. Er lehnte jedoch ab, wir wissen nicht, aus welchem Grund. Dagegen setzte er es durch, daß Ficquelmont, bisher Botschafter in Petersburg, zur Hülfeleistung für die orientalischen Angelegenheiten an die Seite Metternich's berufen wurde. Schon vor drei Jahren hatte der Staatskanzler dies gewünscht. Aber Kolowrat, der hierin nur eine Verstärkung der Metternich'schen Partei erblickt haben soll, hatte dies Verlangen, mit dem Hinweis auf Ersparungsrücksichten, stets zu hintertreiben gewußt. Die Thatsache der endlichen Berufung Ficquelmont's erschien einem Anhänger des Staatskanzlers von der größten Wichtigkeit. Er feiert, wie wir seinen ungedruckten Aufzeichnungen entnehmen können, den Tag, an welchem das hierauf bezügliche Decret dem Kaiser zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, wie eine gewonnene Schlacht. Denn ihm erschien die Trias: Metternich—Clam—Ficquelmont noch als die einzige Möglichkeit, um den Staat in dem bisher gewohnten alt-conservativen Geist weiter zu regieren. Metternich, an dessen Aufkommen man fast schon gezweifelt hatte, erlangte seine Gesundheit wieder. Damit begann die alte Rivalität zwischen ihm und dem Minister des Innern von neuem aufzuleben. Mehr denn je war er in diesem Streit um den Besitz der Macht auf die Unterstützung Clam's angewiesen. Es war daher ein großer Schlag für ihn, als dieser sonst so gesunde und lebenskräftige Mann am 22. Januar 1840 plötzlich schwer erkrankte. „Gott erbarme sich unser!" ruft die Fürstin Melanie Metternich aus. — „Ein solches Unglück scheint mir unmöglich! Dieser Mann ist so nothwendig". „Welch ein Verlust!" äußerte ein anderer Zeitgenosse. Am 28. Januar Morgens trat in der Krankheit eine derartige Besserung ein, daß man die Gefahr für überwunden glaubte. Am 29. aber verschlimmerte sich der Zustand wieder, so daß C. an diesem Tage um 6¼ Uhr Nachmittags verschied. „Arme Frau, arme Kinder, aber auch wir Andern sind zu bedauern" bemerkt zu diesem Ereigniß in seinem Tagebuch ein dem Verstorbenen nahestehender Gesinnungsgenosse. „Diese Nachricht" — verzeichnet die Fürstin Metternich — „auf die man gefaßt sein mußte, zerriß mir das Herz und ich konnte meine tiefe Bewegung nicht verbergen. Ich weiß einen persönlichen Kummer zu beherrschen, ich wagte es nicht, meinen Vater zu beweinen, aber ein für Clemens (Metternich) so schmerzliches Ereigniß raubt mir alle Fassung." So endete C., den seine Talente in den Augen der maßgebenden Stellen zu einer Stütze der Monarchie stempelten, im Alter von 48 Jahren. Die Ehren, die ihm bei seinem Leichenbegängniß (1. Februar) erwiesen wurden, waren der lebendige Ausdruck der hohen Achtung, die die Civil- und Militärbehörden für ihn hegten. Kein Zweifel, daß Graf C., wenn auch kein Freund des Fortschrittes, doch ein hervorragender, durch große Geistesgaben ausgezeichneter Charakter war, wie sie in Alt-Oesterreich nicht in übermäßiger Anzahl vorhanden waren. Zu bedauern ist es nur, daß ein mit solchen Fähigkeiten ausgestatteter Mann für die Bedürfnisse seiner Zeit kein helleres Auge besaß und alle seine Kräfte auf die Erhaltung aristokratischer Vorrechte verschwendete. Er that dies allerdings nicht, wie so manche seiner Standesgenossen, aus persönlichem Eigennutz, sondern noch immer befangen in dem Glauben, daß eine mächtige, alleinherrschende Aristokratie den zur Zusammenhaltung des Staatsgebäudes un-

erläßlichen Schlußstein bilde. Er, dessen ganzes Auftreten auf den ersten Blick sofort den stolzen Grandseigneur verrieth, machte auch kein Hehl aus seiner Gesinnung, deren sich als Maske für unlautere Zwecke zu bedienen, allen seinen Anschauungen von dem Berufe der Aristokratie aufs grellste widersprochen hätte. Er wollte aufrichtig reformiren, aber nur in der von ihm gehegten Tendenz, daß alle Verbesserungen am Getriebe der Staatsmaschine ausschließlich von aristokratischen Händen, freilich auch zum Vortheil der bürgerlichen Classen, vorzunehmen seien. Als Obrigkeit beträchtlicher Privatgüter war er denn auch in der That aufs eifrigste für das Wohl seiner Unterthanen bemüht. Für die ruhige Entwicklung Alt-Oesterreichs war es jedenfalls verhängnißvoll, daß Männer solchen Schlages, wie Clam-Martinitz, die politische Mitwirkung des bürgerlichen Elementes, das immer vernehmlicher seine ihm gebührenden Rechte forderte, weit von sich wiesen, wodurch gerade sie in erster Reihe, allen ihren Absichten zuwider, nur den Ausbruch der späteren Revolution beschleunigten. — Graf C.-Martinitz hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter, von denen die ersteren, Heinrich Jaroslaw und Richard, zu den Führern der feudalen Partei des österreichischen Abgeordnetenhauses gehörten.

Acten des k. u. k. Staatsarchives und des k. u. k. Kriegsarchives in Wien. — Ungedrucktes Tagebuch eines österreichischen Staatsmannes. — J. Hirtenfeld und Dr. H. Meynert, Oesterreichisches Militär-Conversationslexikon, I. Bd., Wien 1851. — Wurzbach, Biogr. Lexikon, 2. Bd. 1857. (Hier sind alle Nekrologe angeführt, die in gleichzeitigen Zeitschriften erschienen.) — Anton v. Prokesch-Osten, Kleine Schriften, IV. Bd. — Helfert, Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba; — derſ., Graf Leo Thun. — Metternich, Nachgelassene Papiere, V. u. VI. Bd. — Oesterreich im J. 1840, I. Bd. — Springer, Geschichte Oesterreichs, I. Bd. — Adolf Schmidt, Zeitgenössische Geschichten. — Hock-Bidermann, Der österr. Staatsrath. — Droysen, Abhandlungen zur neueren Geschichte. — v. Treitschke, Deutsche Geschichte, IV. Bd.

Eduard Wertheimer.

Clasen: Lorenz C., Historienmaler, wurde am 14. December 1812 in Düsseldorf geboren, studirte, auf Wunsch seines Vaters, auf der Universität in Bonn die Rechte, trat aber, seiner Neigung zur Malerei folgend, 1829 in die Düsseldorfer Kunstakademie ein, wo er seine Ausbildung hauptsächlich als Schüler Th. Hildebrand's erhielt. Sein selbständiges Schaffen begann er mit biblischen Bildern: „Die ersten Christen", „Die Hirten bei der Geburt des Heilandes", „Scenen aus dem Leben der heil. Elisabeth" ꝛc. Zugleich bekundete er ein tüchtiges schriftstellerisches Talent als Kunstkritiker und lieferte schon früh für Düsseldorfer und auswärtige Journale vielgelesene Kunstberichte. 1842 ging er als Lehrer des Fürsten und der Fürstin an den Hof von Neuwied. In den nächsten Jahren führte er einen Theil der Fresken im Rathhaussaale zu Elberfeld aus, „Die Segnungen des Friedens und des Gewerbfleißes" und „Einzug eines glücklichen Herrscherpaares" (1844) darstellend. An historischen Bildern entstanden ferner „Die Bekehrung Chlodwig's durch seine Gemahlin Klotilde" (1839), „Die Bischöfe von Köln und Mainz dringen bei der Krönung Konrad's II. auf Ehescheidung von seiner Gemahlin Gisela" (1847), „Luther verbrennt die Bannbulle" (1848), „Otto von Wittelsbach", „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", „Konrad II. im Römersaal zu Frankfurt a. M.", Carton zu einem Glasgemälde im Dom zu Aachen, ein Bildercyklus, der die Wupperthaler Industrie unter dem Schutze des hohenzollernschen Königshauses darstellte, für Friedrich Wilhelm IV. und später für den Prinzen Wilhelm „Die Ermordung Adalberts von Cleve".

Nachdem C. Ende der vierziger Jahre nach Berlin übergesiedelt war, ging er Anfang der fünfziger Jahre nach Leipzig, wo er dann seinen dauernden Wohnsitz nahm. Im dortigen Museum befindet sich sein Bild „Der Zauberer Merlin" nach Immermann's gleichnamigem Werk. Am bekanntesten wurde aber namentlich durch unzählige Nachbildungen seine Composition „Germania auf der Wacht am Rhein" (Rathhaus in Crefeld), die in den siebziger Jahren eine ähnliche Popularität wie das Volkslied „Die Wacht am Rhein" erhielt, da sie der begeisterungsvollen patriotischen Stimmung jener Zeit einen würdigen bildlichen Ausdruck verlieh. Später malte der Künstler noch ein Seitenstück dazu „Germania auf dem Meere".

An litterarischen Werken erschien im Herbst 1836 sein erster „humoristischer Versuch", betitelt „Lagerscenen, gesammelt auf dem Manöver zu Salzkotten"; ferner 1847 eine Broschüre „Des Kunstfreundes Reiseabenteuer" im Verlage von Hoffmann & Campe. In Leipzig verfaßte er eine humoristisch-satirische Schrift „Der Einzug des Teufels in Leipzig, von einem Inspirirten — ein Büchlein für Kluge und Dumme". Diese Broschüre wurde auf Veranlassung eines Pastors, mit dem Vorwurf, die Kirche beleidigt zu haben, confiscirt, aber bald nachher wieder freigegeben. Ein Band Novellen erschien unter dem Titel „Erlebtes und Verwebtes; aus der Schreibmappe eines Malers". Während seiner Düsseldorfer Zeit führte er zwei Jahre hindurch — bis Ende 1849 — die Redaction der bei Gebrüder Arnz in Düsseldorf erscheinenden „Düsseldorfer Monatshefte" und später in Leipzig leitete er das Payne'sche „Familien-Journal". Er starb hier am 31. Mai 1899.

Eduard Daelen.

Classen: Johannes C., Philologe und Schulmann des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 21. November 1805 in Hamburg als Sohn eines Waarenmaklers geboren, erhielt seine Bildung zunächst durch Privatunterricht, dann von Neujahr 1820 bis Ostern 1824 auf dem Johanneum und während eines weiteren Jahres auf dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt. Ostern 1825 bezog er die Universität Leipzig, um Philologie zu studiren und war hier Mitglied der Griechischen Gesellschaft von G. Hermann und des Philologischen Seminars von Ch. D. Beck. Seit Herbst 1826 setzte er seine Studien in Bonn unter K. F. Heinrich, F. G. Welcker und A. F. Naeke fort. Zu Ostern 1827 übernahm er gleichzeitig die Erziehung des einzigen Sohnes von B. G. Niebuhr. Nachdem er während des Sommers 1828 eine wissenschaftliche Reise nach Leyden und Paris unternommen hatte, wurde er im September 1829 in Bonn auf Grund seiner Dissertation „De grammaticae graecae primordiis" zum Dr. phil. promovirt und habilitirte sich daselbst im folgenden Winterhalbjahr als Privatdocent. Durch Niebuhr, in dessen Hause er noch verblieben war, angeregt, betheiligte er sich an dessen Ausgabe der byzantinischen Historiker, ließ auch 1833 eine kritische Ausgabe der Ciceronischen Rede Pro Cluentio erscheinen. In demselben Jahre siedelte er nach Niebuhr's Tode mit dessen Kindern nach Kiel über, und hier hielt er Vorlesungen von Ostern 1831 bis dahin 1832. Eine Vertretung, die er während dieser Zeit am Kieler Gymnasium übernahm, veranlaßte ihn, zur Schule überzutreten: Ostern 1832 wurde er Adjunct am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin. Hier gab er auf Veranlassung von Savigny den 3. Band von Niebuhr's Römischer Geschichte heraus. Bereits Ostern 1833 wurde er als Professor an das Catharineum in Lübeck berufen und hat an dieser Anstalt über 20 Jahre mit besonderem Segen gewirkt; sein Hauptunterricht war Griechisch, Deutsch und Geschichte. Zu Michaelis 1853 übernahm er das

Directorat des Gymnasiums in Frankfurt a. M. und hat dasselbe über zehn Jahre lang geführt. In diese Zeit fällt von seinen litterarischen Arbeiten die Biographie seines früheren Lübecker Directors Jacob (1855) und die Biographie von Jakob Micyllus (1859). 1861 war er Präsident der Frankfurter Philologenversammlung. Seit diesem Jahre war seine litterarische Thätigkeit vornehmlich einer erklärenden Schulausgabe des Thukydides zugewendet, welche das Hauptwerk seines Lebens geworden ist; die beiden ersten Bücher erschienen noch während der Frankfurter Zeit. Ostern 1864 übernahm er das Directorat der Gelehrtenschule des Johanneums in seiner Vaterstadt Hamburg und hat dieser Anstalt zehn Jahre, bis Ostern 1874, vorgestanden. Die ihm nach seinem Ausscheiden aus dem Amte noch vergönnten Jahre sind eine Zeit reger wissenschaftlicher Thätigkeit gewesen. 1878 konnte er seine Thukydides-Ausgabe mit dem 8. Buche zum Abschluß bringen. Gelegentlich seines 50jährigen Doctorjubiläums — 1879 — wurde ihm durch eine Ehrengabe seiner zahlreichen Freunde noch die Möglichkeit eines längeren Aufenthaltes in Italien und Griechenland geboten. Er starb in Hamburg am 31. August 1891.

Selbstbiographie Classen's im Programm der Gelehrtenschule des Johanneums. 1875. — Schulteß, Gedächtnißschrift auf J. Classen. 1892. Hierin u. a. auch ein Nachruf von L. Herbst und ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Classen's von Wolfgang Meyer.

R. Hoche.

Claus: Karl C., Zoologe und Naturforscher, wurde am 2. Januar 1835 in Kassel geboren, wo sein Vater und Großvater das Amt eines Münzwardeins bekleidet hatten. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dem er ein volles Decennium angehörte. Wie er selbst schildert, besaß er eine geringe Neigung für das Studium der alten Sprachen, insbesondere deren abstract grammatikalische Behandlung, die damals allzusehr in den Vordergrund gestellt wurde. Um so mehr zog ihn der Unterricht in Naturgeschichte, Physik und Mathematik an. Seine Begabung für die Naturwissenschaften zeigte sich frühzeitig, indem er Pflanzen, Mineralien, Insekten sammelte. So wurde bei dem Knaben bereits der Sinn für Beobachtung und feinere Unterscheidung in hohem Grade geschärft. Ostern 1854 bezog C. die Landesuniversität Marburg als Student der Medicin und Naturwissenschaften und trat in das Corps der Hasso-Nassoven ein. Zwei Jahre später siedelte er nach Gießen über, wo er unter Leuckart's Leitung seine Studien in der Zoologie fortsetzte. 1857 promovirte er zum Doctor philosophiae und habilitirte sich 1858 in Marburg als Privatdocent für Zoologie. Schon im folgenden Jahre 1859 zog er nach Würzburg, da ihm eine ersprießliche Lehrthätigkeit fehlte. Im Wintersemester 1859/60 hielt er hier seine ersten Vorlesungen; da kam auf Leuckart's Empfehlung eine Berufung nach Dorpat, die er aber ablehnte. Sofort erfolgte die Ernennung zum außerordentlichen Professor in Würzburg mit 800 fl. Jahresgehalt. Jetzt konnte er Reisen nach Helgoland, Messina und Neapel unternehmen. 1863 folgte C. einem Rufe nach Marburg an Stelle seines verstorbenen Lehrers Herold mit 700 Thlrn. Gehalt, das sich aber steigerte, als er eine Berufung als Director des Thiergartens in Hamburg abschlug. 1864 verheirathete er sich mit Camilla von Napolski, einer Officierstochter, die bereits 1869 starb. 1870 wurde er in Göttingen Nachfolger Keferstein's. Hier schloß er seine zweite Ehe mit Rose Warder aus London. Auch diese Ehe war von kurzer Dauer; 1872 starb seine Gattin. Eine dritte Ehe fand durch Scheidung ein Ende. Im Spätherbst 1873 siedelte er nach Wien über, wo ihm eine ordentliche Professur für

Zoologie übertragen wurde. Hier lehrte er 23 Jahre hindurch. Als auf Beschluß der Facultät das Ministerium im J. 1896 damit umging ein zweites zoologisches Institut an der Universität zu gründen, bat er um seinen Abschied, der ihm auch bewilligt wurde. Diesen Schritt konnte er nicht verwinden, vielleicht sagte er sich auch später selbst, daß es einer Wissenschaft nur förderlich sein kann, wenn sie mehrere gleichberechtigte Vertreter an einer Universität hat, denn auf diese Weise wird am besten einer nur zu leicht sich zeigenden Einseitigkeit entgegengewirkt. — Was C. in Wien geleistet hat, läßt sich in die Worte zusammenfassen: er wurde der Schöpfer der wissenschaftlichen Zoologie Oesterreichs. Durch ihn wurden tausende von Medicinern und Lehrern mit dem Geist der modernen Naturwissenschaft bekannt gemacht. Sein Wirken als Lehrer ging dahin, dem Schüler zunächst eine allgemeine Orientirung zu verschaffen und ihn praktisch durch Uebungen heranzubilden. Dabei unterstützte ihn eine meisterhafte Darstellungskunst. Ihm war ein lebhaftes, unruhiges Naturell, eine geistige Regsamkeit eigen, die frühzeitig seine körperlichen Kräfte erschöpften. Er kannte keine Schonung, seine Arbeitskraft war unermüdlich. Im persönlichen Verkehr konnte er durch seine originelle Persönlichkeit bezaubern. Als Forscher war er in seinen Arbeiten von peinlicher Genauigkeit; nichts war ihm widerlicher als vorschnelle Verallgemeinerungen und falsche Deutungen flüchtiger Beobachtungen. Seine Kritik war dann rücksichtslos scharf, wie seine Besprechungen der Häckel'schen Arbeiten über die Coelenteraten und über allgemeine Probleme zeigen („Häckel's Gasträatheorie" 1874, „Zur Wahrung der Ergebnisse meiner Untersuchungen über Charybdea als Abwehr gegen den Häckelismus" 1881 u. a.).

Seine Werke, die er hinterlassen hat, zeugen von genialer Veranlagung und scharfer Beobachtungsgabe. Er war in allen Fächern der Zoologie zu Hause. Er war kein einseitiger Specialist, sondern ein Naturforscher mit weitem Blick. Wenn er zu den Anhängern der Descendenzlehre gezählt werden muß, so hinderte ihn das nicht, gegen die voreiligen Verallgemeinerungen, die aus dieser Lehre gezogen wurden, zu kämpfen. Durch den Darwinismus war für ihn keineswegs das Räthsel der Entwicklung gelöst; er war sich bewußt, daß dieser nicht allein die Zweckmäßigkeit der organischen Welt erklären könne. — Sein Arbeitsfeld waren vorzüglich die Crustaceen, deren bester Kenner er wurde. Ihre Entwicklung und Anatomie ist uns erst durch seine classischen Arbeiten erschöpfend bekannt geworden. Weiter behandeln viele seiner Abhandlungen die Coelenteraten, daneben schrieb er über Würmer, Gliederthiere und Wirbelthiere. Allgemeinen Fragen widmete er frühzeitig seine Aufmerksamkeit, so verdanken wir ihm Schriften über den Generationswechsel, „Ueber die Bildung des Insektencies", „Ueber die Grenze des thierischen und pflanzlichen Lebens". Das beste zur Zeit vorhandene Lehrbuch hat C. zum Verfasser. 1868 unter dem Titel „Grundzüge der Zoologie", später als Lehrbuch erschien es 1897 in 6. Auflage mit vorzüglichen Abbildungen. Es ist gleich mustergültig dem Inhalt wie der Form nach. Seit 1878 gab er die Zeitschrift: „Arbeiten aus dem zoologischen Institut der Universität Wien und der zoologischen Station in Triest" heraus. Ein Verzeichniß seiner Veröffentlichungen enthält die Fortsetzung seiner Autobiographie von Guido v. Alth. C. starb am 18. Januar 1899 im 65. Lebensjahre als Hofrath in seiner Villa in den Wiener Cottageanlagen. Er war Inhaber des Ritterkreuzes des Leopold-Ordens, Mitglied der K. Akademie in Wien und vieler gelehrten Gesellschaften.

Carl Grobben, Nachruf an Carl Claus, in: Verhandl. d. k. k. zool.-

bot. Gesellsch. Wien, Bd. 49. — Hofrath Carl Claus, Autobiographie bis 1873, vollendet von Prof. v. Alth. Marburg 1899, m. d. Bildn.

Otto Hamann.

Clocken: Peter von der C., Kölner Bürgermeister. Ihn wählte im J. 1451 das Wollenamt zum Mitgliede des Rathes, dem er seitdem ununterbrochen bis zu seinem Tode angehörte. Die Bürgermeisterwürde bekleidete er seit dem Jahre 1469 vier Mal, ein Beweis des großen Ansehens, dessen er sich im Rathe erfreute. Eine hervorragende Gelegenheit, sein Geschick als Staatsmann zu beweisen, bot ihm der Neußer Krieg. Die Stadt entsandte ihn an den kaiserlichen Hof zur Betreibung der Hülfe. Er erreichte denn auch die Entsendung von Truppen seitens mehrerer Reichsstände und veranlaßte schließlich den Kaiser zum Erscheinen auf dem Kriegsschauplatze. Der Rheinzoll, den die Stadt zur Entschädigung für die Kriegskosten vom Kaiser erhielt, verursachte ihm viel Mühen. Er gehörte zu der die Aufsicht über den Zoll führenden Commission, den sogen. Zollherren, und mußte eine Gesandtschaft zu den dem Zolle hartnäckig widerstrebenden rheinischen Kurfürsten nach Capellen übernehmen.

Die letzten Lebensjahre wurden C. durch die revolutionäre Bewegung verbittert, welche sich in Köln zu Anfang der 80er Jahre gegen den Rath erhob infolge der hauptsächlich durch den Krieg verschuldeten finanziellen Bedrängniß der Stadt. Sein Name stand mit an der Spitze des Verzeichnisses der von den Revolutionären proscribirten Rathsherren. Inmitten der gegen ihn gerichteten Angriffe bewies er persönlichen Muth. In der Rathssitzung forderte ihn Johann Hemmersbach, der Anführer der Aufrührer, mit schnöden Worten zur Rechtfertigung der städtischen Wirthschaftspolitik auf. Die unwürdige Behandlung brach dem gequälten Mann das Herz. Wenn er auch nicht, wie der Chronist berichtet, unmittelbar nach diesen Vorgängen sich aufs Sterbelager gelegt hat, so haben diese doch zweifellos zu seinem bald darauf erfolgten Tode viel beigetragen.

Ennen, Geschichte d. Stadt Köln III, passim. — Deutsche Städtechroniken XIV (Schluß). — Ulrich in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 49. — Diemar, Die Entstehung des deutschen Reichskriegs gegen den Herzog Karl den Kühnen von Burgund in Westdeutsche Zeitschrift f. Geschichte u. Kunst XV, 60 ff.

Herm. Keussen.

Cloß: Adolf C., Xylograph, geboren zu Stuttgart als der Sohn des Hofbuchbinders Fr. Cloß am 14. November 1840, † daselbst am 2. Februar 1894. Der Name Cloß ist eng verbunden mit der Entwicklung der deutschen Holzschneidekunst der neueren Zeit; seine Lehrzeit fällt zusammen mit dem mächtigen Aufschwung, welchen der Stuttgarter Verlag seit Mitte der fünfziger Jahre genommen hat. Allgaier & Siegle, die damals renommirteste Anstalt in Stuttgart, bildete den schon früh für die Kunst begeisterten Jüngling zum Xylographen aus, welcher sich dann 1859—60 bei Brend'amour in Düsseldorf weiter vervollkommnete. In die Heimath zurückgekehrt, gründete er, kaum 22 Jahre alt, mit einem Collegen Ruff ein eigenes Geschäft, welches im Jahre 1869 nach achtjährigem Bestand in die alleinige Hand von C. überging.

Die ersten Erfolge erzielte der Meister durch die im J. 1868 von Cotta veranstaltete Prachtausgabe von Wieland's „Oberon", wobei sein Zwillingsbruder Gustav, der leider zu früh verstorbene begabte Landschaftsmaler, als Illustrator mitwirkte. Gustav C. ist auch der Zeichner des zu Anfang der 70er Jahre bei Paul Neff erschienenen und mit großem Beifall aufgenommenen reizenden Buches „Natur und Dichtung". Ein gleichzeitiger Berichterstatter

schreibt darüber: „Diese Landschaften gehören zu den poesievollsten Bildern der Art, die wohl je gemacht wurden, und sind mit einer Vollendung der Technik ausgeführt, die an das Unglaubliche streift. Selbst das coloristische Element, auf welches Cloß stets besonderes Gewicht gelegt hat, kommt in diesen Reproductionen zur vollen Geltung. Solche Resultate zu erzielen, war aber auch nur durch das Zusammenwirken von zwei so enge mit einander verbundenen, sich gegenseitig ergänzenden, gleich ausgezeichneten Künstlern, wie die Gebrüder Cloß möglich".

Der holzschneiderische Erfolg dieser Werke führte der Cloß'schen Anstalt in kurzem eine Reihe glänzender buchhändlerischer Unternehmungen zu. Wir nennen die Prachtwerke: „Aus deutschen Bergen", „Italien", „Rheinfahrt", „Nord- und Ostsee", „Germania", „Hellas und Rom", „Schweizerland" usw. Dann die Illustrationen zu Scheffel's Werken, Auerbach's Barfüßele, Hugdieterich's Brautfahrt u. a. m. Aber nicht allein rein künstlerische, sondern auch kunstgewerbliche und technische Illustrationen gingen aus der Anstalt hervor, welche in der besten Zeit bis zu 30 Gehülfen beschäftigte.

„Cloß' Talent für malerische, tonüppige Behandlung des Schnitts, seine leichtbewegliche Hand, für die es kaum technische Schwierigkeiten gab, seine spielende, schnelle Stichelführung eroberten gewissermassen mit einem Ruck das bis dahin in schwerfälliger Schrittbewegung angestrebte Feld der farbigen Behandlung des Holzschnitts", schreibt Hecht in der „Vervielfältigenden Kunst der Gegenwart". „Und da er stets Rath wußte, wie einer Sache beizukommen sei, und seine Arbeit selbst immer ein sicheres Muster war, so führte er seine Schüler, so nebenher, jedem seine Art lassend, ohne Schulzwang seine Wege und bildete eine Anzahl Leute, welche später überzeugte Vertreter seiner Richtung wurden. Zwar waren seine Mittel in der Hauptsache der französischen Rüstkammer entlehnt und er selbst ist gewiß mit aufrichtiger Bewunderung bei den Doré-Stechern in die Lehre gegangen. Seine Verwendung aber war doch meist originell, und wenn auch angeregt durch die witzigen Behelfe der Franzosen, erfand er sich doch gelegentlich seine eigene Lösung. Bei allem farbigen Uebermuthe seines Stichels hat er zudem die Verbindung mit der nationalen Schnittweise nie verloren. Er fand immer leicht den Uebergang zum Facsimile und erhielt sich eine seltene Gewandtheit, beide Richtungen im gegebenen Falle auf Einem Stocke zu vereinigen und zwanglos in einander überzuführen". C. war eine vornehme echt künstlerische Erscheinung, voll liebenswürdigen Humors, von vielseitiger Bildung. Auch die württembergische Kunstgenossenschaft ehrte ihn dadurch, daß sie ihn wiederholt in ihren Ausschuß berief. Max Bach.

Cnobloch: Karl C., geboren 1778, † 1834, gehörte zu jenen Buchhändlern, die in ihrem Wesen und Charakter alle jene Vorbedingungen in sich trugen, eine „Schule" zu bilden, und in Wahrheit war s. Z. die Cnobloch'sche Schule ebenso bekannt, wie hochgeschätzt. Weniger insofern, als ein umfangreiches Geschäft seinen Namen in alle Lande hinausgetragen hätte, als vielmehr dadurch, daß C. — als tüchtiger, unermüdlicher und ausdauernder Arbeiter — geschäftlich tüchtige und brauchbare Mitarbeiter heranbildete. Eine ganze Anzahl später zu Ansehen gelangter Buchhändler verdanken dem Cnobloch'schen Geschäfte ihre Ausbildung. Neben seiner Thätigkeit als Verleger und Commissionär war er auch außerhalb seines Berufes thätig, überall unermüdlich und ausdauernd wirkend und schaffend. Das von ihm 1810 in Leipzig begründete Geschäft, das nach seinem Tode an seine Wittwe und von dieser an ihren Schwiegersohn Ed. Langbein überging, erfreut sich noch gegenwärtig großen Ansehens. Die Verlagsthätigkeit freilich hat die Firma gänzlich aufgegeben,

um sich ausschließlich dem Commissionsgeschäfte zu widmen. In diesem Zweige aber zählt die Firma Karl Knobloch zu den ersten Leipziger Firmen.

Karl Fr. Pfau.

Coccius: Ernst Adolf C., Augenarzt und Universitätsprofessor der Augenheilkunde in Leipzig, hier am 24. November 1890 gestorben, wurde am 19. September 1825 in Knauthain bei Leipzig geboren. Seine Studien machte C. in Leipzig, Prag und Paris und wurde 1848 Dr. med. mit der Dissertation „De morbis typhum sequentibus". Hierauf wandte sich C. ausschließlich der Augenheilkunde zu. Von 1849—57 als Assistent von Ritterich in Leipzig sowie als Docent thätig, erlangte C. 1857 die außerordentliche, 1867 die ordentliche Professur, die er bis zu seinem Lebensende bekleidete. Seine zahlreichen Arbeiten betreffen — abgesehen von der erwähnten Inauguralabhandlung — fast ausschließlich verschiedene Abschnitte aus dem Gebiet der Augenheilkunde und sind dem Inhalt nach in der unten genannten Quelle angegeben.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte II, 45. Pagel.

Cohausen: Karl August von C., königlich preußischer Oberst z. D. und Conservator der Alterthümer im Regierungsbezirke Wiesbaden, war am 17. April 1812 zu Rom geboren, wo sein Vater durch Vermittlung der mit ihm verwandten Familie Beauharnais als kaiserlich französischer directeur des estafettes angestellt war, kam, als dieser demnächst preußischer Landrath zu Saarburg wurde, nach Deutschland, nahm schon als Schüler des Gymnasiums zu Trier großes Interesse an den römischen Alterthümern der Stadt und ihrer Umgebung, trat 1831 bei der 8. Pionierabtheilung zu Coblenz in das Heer, wurde 1834, nachdem er die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin besucht hatte, Officier und fand für seine Lieblingsneigung in seiner nächsten Garnison Luxemburg neue Nahrung, verließ jedoch 1841 den Dienst, um die Leitung der Steingutfabrik von Boch (jetzt Villeroy & Boch) in Mettlach zu übernehmen. Daneben führte er Kirchenbauten aus, so im Auftrage König Friedrich Wilhelm's IV. die Errichtung einer Capelle zu Castell an der Saar, in welcher die Ueberreste des 1346 in der Schlacht bei Crecy gefallenen blinden Königs Johann von Böhmen beigesetzt sind. 1848 trat er als Premierlieutenant in das Ingenieurcorps zurück, 1851 kam er als Hauptmann nach Mainz in Garnison, wo er sich eifrig an den auf Erforschung der dortigen römischen Alterthümer gerichteten Arbeiten betheiligte. Mit den Bestrebungen der dazu mitwirkenden Vereine und Gelehrten blieb er, auch nach seiner 1853 erfolgten Versetzung nach Ehrenbreitenstein und nachdem er 1858 zur Bundes-Militärcommission in Frankfurt a. M. commandirt worden war, in regem Verkehr und unterstützte mit seinem Rathe den Kaiser Napoleon III. bei der Beschreibung von „Vie de César". Cohausen's Thätigkeit in Frankfurt, wie der sich daran schließenden in Luxemburg, machten die politischen Ereignisse der Jahre 1866 und 1867 ein Ende. Er kam dann in das Ingenieurcomité zu Berlin, leitete die Ausgrabung des Hildesheimer Silberfundes und dessen Uebergang in das Eigenthum des Staates und stand im Sommer 1870 im Begriff als Conservator der Alterthümer im Regierungsbezirke Wiesbaden, wozu er ernannt war, aus dem militärischen Berufe ganz zu scheiden, als der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, an welchem theilzunehmen ihm jedoch nicht vergönnt war, die Verwirklichung dieser Absicht hinausschob. Erst nach Friedensschlusse gelangte sie zur Ausführung. Er konnte nun bis zu seinem in der Nacht vom 1. zum 2. December 1894 zu Wiesbaden erfolgten Tode ganz dem Amte und seinen Lieblingsneigungen

leben. Die Pfahlgrabenforschung und die Aufdeckung der Saalburg bei Homburg waren die Hauptgegenstände seines Strebens.

Die einzige größere von C. verfaßte schriftstellerische Arbeit: „Das Befestigungswesen der Vorzeit und des Mittelalters", hat, durch die Unterstützung der Kaiserin Friedrich in den Stand gesetzt, Oberstlieutenant Dr. M. Jähns herausgegeben (Wiesbaden 1898) und ihr ein Lebensbild Cohausen's vorangeschickt, in welchem auch die zahlreichen von ihm in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze antiquarischen und bautechnischen Inhalts nachgewiesen sind.

B. v. Poten.

Cohn: Ferdinand Julius C., Botaniker, geboren zu Breslau am 24. Januar 1828, † ebendaselbst am 25. Juni 1898. Vorgebildet auf dem Gymnasium Maria-Magdalena in seiner Vaterstadt, bezog C., erst 16 Jahre alt, die dortige Universität und studirte Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen. In die Botanik führten ihn Christ. Nees von Esenbeck (s. A. D. B. XXIII, 368) und Heinrich Göppert ein. Außerdem hörte er auch geschichtliche Vorlesungen bei Röpell und Stenzel und litterarhistorische bei Gustav Freytag, der damals Privatdocent in Breslau war. Da es jüdischen Studirenden in jener Zeit hier nicht gestattet war zu promoviren, so siedelte C. 1846 nach Berlin über. Dort waren seine Lehrer hauptsächlich der Botaniker Kunth, der Mineraloge Weiß, der Chemiker Eilhard Mitscherlich und der Physiker Dove, daneben aber auch der Aegyptologe Lepsius. Auf Grund der Dissertation: „Symbola ad seminis physiologiam" wurde C. im November 1847 zum Dr. phil. promovirt und kehrte darauf nach Breslau zurück. Er widmete sich jetzt mit Vorliebe der Botanik und wählte sich die Physiologie als specielles Arbeitsfeld. Namentlich waren es die damals in ihrer Lebensweise noch fast unbekannten niedrigsten Formen der Pflanzenwelt, die Algen und Pilze, deren Studium ihn besonders fesselte. Seine ersten litterarischen Erfolge auf diesem Gebiete verschafften ihm 1849 die Mitgliedschaft der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie und die Ehrenmitgliedschaft der Regensburger botanischen Gesellschaft. Am 30. October 1850 wurde C. Privatdocent und im April 1857 außerordentlicher Professor. Seit 1856 leitete er die botanische Section der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, deren Mitglied er 1852 wurde. 25 Jahre lang wirkte er als Secretär der Gesellschaft mit unermüdlichem Eifer und trat 1880 auch in das Directorium ein. Cohn's Lehrthätigkeit ist ausschließlich seiner Vaterstadt zu gute gekommen. In dem von ihm 1866 begründeten physiologischen Institut, das, zuerst nur höchst dürftig untergebracht, 1888 in einem stattlichen Neubau des botanischen Museums eine würdige Stätte fand, sind seine zahlreichen, vielfach grundlegenden Arbeiten entstanden, ist die große Zahl seiner Schüler unterwiesen und herangebildet worden. Im J. 1872 rückte C. in eine ordentliche Professur auf. Das fünfzigjährige Doctorjubiläum 1897 brachte dem verdienten Gelehrten vielfache Beweise der Anerkennung der Fachgenossen des In- und Auslandes, auch durfte er sich noch bei voller körperlicher Rüstigkeit und Geistesfrische der festlichen Feier seines 70. Geburtstages erfreuen, bis ihn, ein halbes Jahr später, ein plötzlich eingetretener Schlaganfall mitten aus seiner Thätigkeit dahinraffte.

C. war ein Gelehrter von vielseitiger Bildung und großem Scharfblick, beherrschte auch in seinen Publicationen die Form der Darstellung in meisterhafter Weise. Sein Hauptarbeitsgebiet blieben die niederen Organismen, besonders die Bakterien, für welche er die richtigen Untersuchungsmethoden erst geschaffen hat. Die meisten seiner Arbeiten veröffentlichte er in den Schriften der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur (Schles. G.),

in Siebold und Kölliker's Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Zoologie (Sieb. u. Köll.) und in den von ihm 1870 ins Leben gerufenen „Beiträgen zur Biologie der Pflanzen" (Biol.). Einer noch in das Gebiet der höheren Pflanzen fallenden Arbeit: „De cuticula" (Linnaea, 1850) folgten bald seine classischen Studien über die biologischen und systematischen Verhältnisse bei den Algen. Es gelang ihm 1855 (Berichte der Berliner Akademie) an Sphaeroplea annulina die Entstehung der männlichen und weiblichen Zellen und den Befruchtungsact durch Verschmelzen der Spermatozoen mit der Eizelle festzustellen und dadurch mit den nahezu um die gleiche Zeit erschienenen epochemachenden Arbeiten Thuret's, Pringsheim's, Nägeli's, de Bary's u. A. in die viel umstrittene Frage der Sexualität bei den niedrigen Gewächsen Licht zu verbreiten. C. war es auch, dem es zuerst gelang, die Identität der thierischen Sarkode mit dem pflanzlichen Protoplasma nachzuweisen. In wiederholten Arbeiten behandelte er sodann die Entwicklung von Volvox globator (Schles. G. 1856), beschrieb die Algen der Wasserfälle von Tivoli (ebd. 1864), sowie die des Karlsbader Sprudels (ebd. 1862) und theilte genaue Beobachtungen mit über die Wirkungen dieser Pflanzen als Felsbildner bei der Entstehung des Travertins und des Sprudelsteines, ebenso über die Bildung von Schwefelwasserstoff durch die Beggiatoën. Von hohem Interesse sind Cohn's Forschungen über echte Parasiten unter den Algen. Die vollkommene Entwicklung einer Schmarotzeralge beobachtete er an Chlorochytrium Lemnae, die er in den Intercellulargängen von Lemna trisulca auffand (Schles. G. 1856). Seine genauen Kenntnisse der Lebensverhältnisse der Algen befähigten ihn zu einer grundlegenden Umbildung der Systematik dieser Pflanzengruppe. Er schuf 1871 ein neues natürliches System der Thallophyten (Hedwigia XI, 1872), das allgemein anerkannt wurde. Endlich gab C. auch die Anregung zur Abfassung einer Kryptogamenflora der Provinz Schlesien. Dieses unter seiner Leitung und unter Mithülfe von G. Stenzel, Limpricht, A. Braun, Kirchner und Schröter verfaßte Werk erschien in seinem ersten, die Gefäßkryptogamen, Laub- und Lebermoose enthaltenden Bande 1876, im zweiten Bande, dessen eine Hälfte die Algen umfaßt, 1878, im dritten Bande, in welchem die Pilze bearbeitet sind, 1889. Die zweite Hälfte des dritten Bandes ist noch nicht abgeschlossen. Die 4 erschienenen Lieferungen (1890—97) umfassen die Ascomyceten und den Anfang der Fungi. Die Arbeit ist für die schlesische Floristik ein Handbuch ersten Ranges geworden. Zur Kenntniß der Biologie und Entwicklungsgeschichte der niederen Pilze veröffentlichte C. ebenfalls eine Reihe sehr werthvoller Beiträge. Dahin gehören vor allem seine Untersuchungen über Pilobolus (Acad. Caes. Leop. XXIII, 1851) und die Raupen tödtenden Pilze aus der Familie der Entomophthoreen (ibid. XXV, 1855). Was indessen Cohn's Namen eine bleibende Stelle in den biologischen Wissenschaften sichert, sind seine Verdienste um den Ausbau der Bakterienkunde. Von ihm datirt eine neue Aera in der wissenschaftlichen Untersuchung dieser winzigen Organismen. Bereits 1851 in den „Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte der Infusorien" (Sieb. u. Köll. III, 1851, Schles. G. 1852) und dann ausführlicher 1872 führte C. zunächst den Nachweis, daß die Bakterien pflanzliche Gebilde sind, die, ebenso wie alle höheren Gewächse, eine Sonderung in specifisch völlig verschiedene Formen zulassen und sich verwandtschaftlich am nächsten den Spaltalgen anreihen lassen. Den von Nägeli und Hallier behaupteten Polymorphismus der Arten gab er nur in wenigen Fällen zu. Ebenso wandte er sich mit großer Entschiedenheit gegen die Autorität Billroth's, nach welchem die Bakterien nicht nur mit den Hefepilzen verwandt, sondern direct aus ihnen entstanden sein sollten. Die lange behauptete, noch

von Nägeli verfochtene Möglichkeit der Urzeugung ist durch C. endgültig abgewiesen worden. Seine Untersuchungen über Bacterium Termo als Fäulnißerreger und Bacillus subtilis können als classische Beweise dafür gelten. Cohn's nach morphologischen Gesichtspunkten aufgestelltes System der Bakterien ist noch heute gültig und seine „Beiträge zur Biologie der Pflanzen" sind ein unentbehrliches Quellenwerk für die Bakteriologie geworden. Daß die Medicin durch Cohn's Arbeiten wesentliche Förderung erfuhr, liegt auf der Hand. Die Anfänge der medicinischen Bakterienforschung gehen zu einem erheblichen Theile auf das Breslauer Laboratorium zurück. Es ist bekannt, daß Robert Koch, damals noch Kreisphysikus in Wollstein, hier gearbeitet und den Milzbrandbacillus entdeckt hat. Auch mit der Biologie der höheren Pflanzen hat sich C. mit Erfolg beschäftigt. In einer 1850 veröffentlichten Studie (Schles. Ges., Flora XXXIII) gab er über die Morphologie von Aldrovanda vesiculosa nähere Mittheilung, worauf 1874 ein zweiter Aufsatz folgte, in dem er die physiologischen Functionen der Blasen dieser Pflanze, sowie derjenigen von Utricularia behandelte. An seine Beobachtungen über die contractilen Staubfäden der Disteln (Sieb. u. Köll. XII, 1863) schloß sich als Ergänzung eine Dissertation über die Reizbarkeit der Staubfäden von Centaurea, die seinem Institute entstammte. Als vollendeter Meister der Rede war C. auch ein vorzüglicher Interpret seiner Wissenschaft für das größere gebildete Laienpublicum. Daß die Bekanntschaft mit den wichtigsten naturwissenschaftlichen Problemen und Ergebnissen für die allgemeine Bildung ebenso nöthig sei wie die Beschäftigung mit den sogenannten Geisteswissenschaften, war sein Grundsatz und seine Ueberzeugung. So entstand aus öffentlichen Vorträgen, die C. an verschiedenen Orten Deutschlands von 1852 an gehalten und zum Theil auch in verschiedenen Zeitschriften bereits publicirt hatte, eine zusammenfassende Bearbeitung unter dem Titel: „Die Pflanze", ein zweibändiges Werk, das zuerst 1882 und dann in erweiterter Form 1896 zum zweiten Male aufgelegt wurde. Daß bei einem Werke dieser Art eine zweite Auflage nöthig wurde, beweist an sich schon, welchen Eingang es in die Kreise der gebildeten Welt gefunden hat. In der That ist die Sprache darin voll edlen Schwungs und viele behandelte Themata, wie die Capitel: „Lebensfragen", „Goethe als Botaniker", „Rousseau als Botaniker", „Insektenfressende Pflanzen", „Die Bakterien" u. s. w. sind von großem allgemeinem Interesse. In der populären Behandlung wissenschaftlicher Fragen ist C. unerreicht geblieben. Nicht minder erfolgreich war seine Thätigkeit als akademischer Lehrer. Sein Vortrag war klar und durchsichtig, von innerer Begeisterung durchwärmt und fesselte eine große Schar von Schülern an seine Person. Cohn's leutseliges Wesen im persönlichen Verkehr kam hinzu, ihn zu einer allgemein beliebten Persönlichkeit zu machen.

K. Schumann, F. Cohn (Verhdl. d. Bot. Ver. d. Prov. Brandenburg, Jahrg. XL). — Limpricht, Nachruf in Schles. Gesellschaft f. vaterl. Kultur. 76. Jahresbericht, 1898. E. Wunschmann.

Colmar: Josef Ludwig C., Bischof von Mainz, geboren am 22. Juni 1760 zu Straßburg, † am 15. December 1818 zu Mainz. Er absolvirte die sämmtlichen Studien in seiner Vaterstadt; die humanistische Schulbildung erhielt er im königlichen Collegium, begann im Herbst 1776 an der Hochschule die philosophischen Studien und wurde am 29. Juni 1779 Licentiat der Philosophie; dann studirte er Theologie, wurde am 27. Januar 1783 Baccalaureus, später in demselben Jahre Licentiat der Theologie und empfing am 20. December 1783 die Priesterweihe. Hierauf wurde er als Lehrer am königlichen Collegium angestellt und beförderte als solcher während der etwa

achtjährigen Dauer dieser Wirksamkeit insbesondere das Studium der griechischen Sprache und der vaterländischen Geschichte. Seiner Neigung zu seelsorgerischer Thätigkeit folgend, verwaltete er daneben unentgeltlich die Stelle als Kaplan zu St. Stephan und widmete sich auch der Seelsorge der in Straßburg liegenden deutschen Regimenter in französischen Diensten. Auch während der Revolutionszeit blieb C., obwol ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, verborgen in Straßburg und ging unter fortwährender Lebensgefahr in verschiedenen Verkleidungen seinem priesterlichen Berufe nach. Als eine öffentliche Wirksamkeit seit 1795 wieder möglich wurde, gründete er vor allem eine Schule für junge Katholiken und eine Bibliothek guter Schriften. Sehr segensreich wirkte er in diesen Jahren auch wieder als Kanzelredner, besonders durch die apologetischen Vorträge, die er von 1799 bis 1802 im Münster zu Straßburg hielt. Am 6. Juli 1802 wurde er von Napoleon zum Bischof von Mainz ernannt, am 24. August von dem neuernannten Bischof Mannay von Trier in der Carmelitenkirche zu Paris consecrirt und am 3. October in Mainz inthronisirt. Das nach dem Untergange des alten Erzstiftes damals neugegründete und unter die Metropole Mecheln gestellte Bisthum Mainz wurde aus den linksrheinischen Theilen der alten Erzdiöcese und der aufgehobenen Bisthümer Worms und Speyer gebildet. (Ueber den genauen Bestand und die von C. geschaffene kirchliche Eintheilung des damaligen Bisthums Mainz vgl. Remling, Neuere Geschichte der Bischöfe zu Speyer, 1867, S. 45—58.) Als C. die Verwaltung der Diöcese antrat, stand er „als Oberhirte unter lauter Ruinen da" und sah sich vor die Aufgabe gestellt, „sich selbst gleichsam eine Diöcese, eine Kirche, eine Clerisei zu erschaffen" (Liebermann). Zunächst schuf er sich ein Domcapitel, unter dessen ersten Mitgliedern Johann Jakob Humann, seit 1806 Generalvicar und nach Colmar's Tode Bisthumsverweser, und Franz Werner waren, und begann die äußere Organisation der Diöcese, die am 17. Juni 1803 vollendet war. Die Diöcese wurde in vier bischöfliche Commissariate oder Provicariate, Mainz, Worms, Speyer und Zweibrücken, eingetheilt. Besonders am Herzen lag dem Bischof sodann die Heranbildung eines Nachwuchses von tüchtigen und würdigen Priestern. Zu diesem Zwecke gründete er das Clericalseminar zu Mainz, das am 13. Januar 1804 eröffnet werden konnte. Unter der Leitung Liebermann's, der im März 1805 als Superior an die Spitze der Lehranstalt trat, gelangte dieselbe bald zu Ansehen. In Verbindung mit der theologischen Lehranstalt errichtete C. auch ein Knabenseminar oder bischöfliches Gymnasium. Große Sorgfalt wandte er auch dem Religionsunterricht der Schuljugend und überhaupt dem Schulwesen zu. Zur Belebung des religiösen Geistes in Clerus und Volk trug er nicht am wenigsten auch durch sein eigenes Vorbild bei, indem er, „wie der geringste seiner Priester, alle Amtshandlungen eines Seelsorgers mit der größten Hingebung und Ausdauer verrichtete" (Remling). Von großem Erfolg begleitet waren seine Fastenpredigten, die er jährlich im Dom zu halten pflegte. Den Armen und Kranken widmete er die hingebendste Fürsorge; insbesondere ging er bei dem Rückzuge des französischen Heeres im J. 1813, als Mainz von kranken Soldaten überfüllt war, bei der Uebernahme der Krankenpflege Allen mit seinem Beispiele voran. Seine zahlreichen anstrengenden Visitations- und Firmungsreisen in alle Theile der Diöcese, denen er sich mit apostolischem Eifer unterzog, und bei denen er an allen Orten selbst zu predigen und auch zu katechisiren pflegte, waren für die Landbevölkerung von großem Segen. Colmar's Verdienst ist auch die Erhaltung und Wiederherstellung des 1793 durch Brand verwüsteten und in den folgenden zehn Jahren als Heumagazin dienenden Mainzer Domes, der auf

sein fortgesetztes Ansuchen am 7. November 1803 seiner Bestimmung zurückgegeben wurde und nach den nothwendigsten Ausbesserungen am 15. August 1804 wieder eingeweiht werden konnte; in den folgenden Jahren sorgte er auch für die weitere Ausgestaltung, insbesondere für eine Uhr und Glocken. Auch der Kaiserdom zu Speyer wurde vorzugsweise durch Colmar's Bemühungen vor dem ihm von den französischen Behörden bestimmten Untergange gerettet. Als nach dem Abschlusse des bairischen Concordats von 1817 der rheinbairische Diöcesanantheil wieder vom Bisthum Mainz getrennt und zu einem Bisthum Speyer neu constituirt wurde, trug König Maximilian Josef von Baiern C. den Stuhl von Speyer an; dieser zog es vor, Bischof von Mainz zu bleiben; die Trennung von einem großen Theile seiner Diöcese fiel dem eifrigen Hirten aber sehr schwer. Schon am Ende des folgenden Jahres erlag er einer Krankheit, deren Keim er bei einem Krankenbesuche geholt hatte, und fand seine Ruhestätte im Mainzer Dom. — Colmar's Predigten erschienen in 7 Bänden gesammelt zu Mainz 1836—46; eine neue Ausgabe nebst Registerband zu Regensburg 1879—81.

[Fr. Sausen,] Biographie von Josef Ludwig Colmar, Bischof zu Mainz; im I. Bde. der Predigten (Mainz 1836), S. VII—CXX, nebst Porträt. — F. X. Remling, Neuere Geschichte der Bischöfe zu Speyer (Speyer 1867), S. 95—233. — Liebermann, Lob- und Trauer-Rede bei Gelegenheit des Hintrittes des hochw. Herrn J. L. Colmar, Bischofs zu Mainz; Mainz 1818. — Kirchen-Lexikon von Wetzer und Welte, Bd. XII (1856), S. 243—248; 2. Aufl. III, 652—654. — H. Brück, Geschichte der kath. Kirche in Deutschland, Bd. I (Mainz 1887), S. 143 f.

Lauchert.

Colomb: Enno von C., königlich preußischer Generallieutenant, ein Sohn des durch seine Thätigkeit in den Befreiungskriegen bekannten Generals v. C. (s. A. D. B. IV, 422), des Schwagers Blücher's, am 31. August 1812 zu Berlin geboren, trat, nachdem er zu Neisse die Prüfung der Reife für den Universitätsbesuch bestanden hatte, am 1. März 1831 beim 1. Garde-Ulanenregimente in den Dienst und wurde schon am 20. December des nämlichen Jahres Secondlieutenant. Nachdem er die Allgemeine Kriegsschule besucht hatte, in verschiedenen Adjutantenstellungen und im Kriegsministerium verwendet gewesen war und seit 1855 als Escadronchef im 4. Ulanenregimente gestanden hatte, kehrte er 1858 als Major und etatsmäßiger Stabsofficier in sein Ursprungsregiment zurück, wurde dann dessen Commandeur und befehligte es im Kriege des Jahres 1866 in Böhmen. In der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli nahm C. an der Spitze des Regiments, zur Cavalleriedivision Alvensleben gehörend, an dem Reiterkampfe bei Problus gegen die österreichische Cavalleriedivision Coudenhove, insonderheit gegen die Brigade Windischgrätz, Theil. Am 5. März 1867 erhielt er das vor 38 Jahren von seinem Vater geführte Commando der 12. Cavalleriebrigade in Neisse: bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich trat er, seit 1869 Generalmajor, in gleicher Eigenschaft zu der bei der Mobilmachung gebildeten 3. Cavalleriebrigade, aus dem 1. Cürassier- und dem 2. Ulanenregimente bestehend, über, welche zur 2. Cavalleriedivision Graf Stolberg gehörte. Bis zum Beginne des Octobers 1870 war diese zu rechter Kampfesthätigkeit nicht gekommen, dann ward sie vor Paris, aus dem Verbande der III. Armee des Kronprinzen von Preußen, mit den Baiern unter v. d. Tann gegen Orléans entsendet und hat bis zum Ende des Krieges im Loire-Feldzuge und beim Zuge nach Le Mans ununterbrochen am Feinde gestanden (4. Beiheft zum Militär-Wochenblatte, Berlin 1871). Colomb's Hauptehrentag war der 2. December, wo seine Brigade in

dem Kampfe bei Poupry durch zweimaliges tapferes Anreiten gegen die feindliche Infanterie die harte Arbeit der eigenen Truppen wesentlich förderte; C. selbst wurde dabei durch einen Streifschuß verwundet. Nach Friedensschlusse kehrte er, durch Verleihung der 1. Classe des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet, zunächst in sein früheres Verhältniß zurück, wurde, nachdem er 1873 zum Generallieutenant befördert worden, 1874 Commandant von Kassel, trat 1885 in den Ruhestand und starb in letzterer Stadt am 10. Febr. 1886.

Als Schriftsteller ist C. zuerst mit „Betrachtungen über die Führung der Kavallerie" (2. Aufl., Berlin 1869) an die Oeffentlichkeit getreten, denen „Beiträge zur Geschichte der Preußischen Kavallerie seit 1808" folgten, welche jedoch nur die innere Entwicklung und die Friedensthätigkeit, nicht die Kriegsthaten, zum Gegenstande haben. Ferner gab er das „Tagebuch" heraus, welches er 1870/71 geführt hatte (Berlin 1876) und veröffentlichte: „Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813 bis 1815" (Stuttgart 1876), welche an seine Mutter gerichtet sind.

Militär-Wochenbl. Nr. 20. Berlin, 10. März 1886. B. v. Poten.

Colomba: Jacob Marquis de C., kaiserlicher Generaladjutant, dessen Geburtsjahr nicht mehr festzustellen ist, war ein von abenteuerlichem Glücke begleiteter und mit seltener Kühnheit begabter Officier. Er erscheint in den Kriegsacten zuerst als Hauptmann bei Sereni-Dragonern Nr. 8 und focht bereits 1689—1699 in den Kriegen gegen die Türken. Im spanischen Erbfolgekrieg, 1701—1708, aber machte er seinen Namen durch eine Reihe von kühnen Streifzügen zum Schrecken der Franzosen bekannt. Seine Tüchtigkeit als gefürchteter Parteigänger bestimmte den Prinzen Eugen von Savoyen, den Marquis de C. in seine unmittelbare Nähe zu ziehen und bald darauf, im März 1702, wurde er in Anbetracht seiner „treu, eifrig geleisteten Dienste, absonderlich aber durch Anführung oft und vielmaligen Partheien erwiesener Tapferkeit, auch sonsten beiwohnender Conduite" zum wirklicher Generaladjutanten bei der italienischen Armee ernannt. Aber seine von großen Erfolgen begleitete Thätigkeit fand bald darauf ein jähes Ende. Marquis de C. fiel am 3. Juni 1702 von zwei feindlichen Geschossen getroffen während eines seiner wagehalsigen Recognoscirungsritte. Seine Husaren brachten den Sterbenden in das Lager zurück, wo er zwei Stunden später verschied, „welches", wie Prinz Eugen dem Kaiser meldete, „um so mehr zu beklagen ist, als C. kais. Majestät an ihm einen der besten bravsten Officiere verloren haben".

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Hrsg. von d. kriegsgeschichtlichen Abtheilung d. Kriegs-Archivs.

Oscar Criste.

Commer: Franz C., Professor der Musik und kgl. Musikdirector, geboren am 23. Januar 1813 zu Köln a. Rh., † am 17. August 1887 zu Berlin. Als Sohn katholischer Eltern erhielt er am Jesuitencollegium in Köln seine Schulbildung und den Musikunterricht von L. Knebel und Jos. Klein. Im J. 1828 wurde er Organist bei den Carmelitern (jetzt Friedrich-Wilhelms-Gymnasium) und zugleich Sänger an der Domcapelle zu Köln. 1832 ging er zur weiteren Ausbildung in der Musik nach Berlin, wurde Schüler des kgl. Instituts für Kirchenmusik unter A. W. Bach und Rungenhagen und hörte bei A. B. Marx Vorlesungen über Musik. Seine Thätigkeit als Bibliothekar der ansehnlichen von Forkel gesammelten und vom Staate erworbenen Musikbibliothek, die Drucke und Manuscripte aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert enthielt (seit 1845 ist ein großer Theil derselben der kgl. Bibliothek überwiesen worden), erweckte sein Interesse für die alte Kunst. Als erste Arbeit unternahm er einen raisonnirenden Katalog der Bibliothek, den er dann

seinem Vorgesetzten einreichte; dieser copirte den Katalog darauf und übergab ihn als eigene Arbeit dem Ministerium. Wenn C. auch hierbei die erhoffte Belohnung verloren ging, so genoß er doch die weit erfolgreichere Bekanntschaft mit Karl v. Winterfeld, der ein fleißiger Benutzer der Bibliothek war. Winterfeld fand an C. einen aufmerksamen und dienstfertigen Famulus, der ihm auch treu bis ans Lebensende anhing. Durch Winterfeld wurde er in die Schreib- und Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts eingeführt. Auch in Winterfeld's privatem Gesangscirkel, der sich alle Wochen versammelte und nur Werke des 16. und anfangenden 17. Jahrhunderts einstudirte, trat er als thätiges, sehr brauchbares Mitglied ein, der Winterfeld in jeder Hinsicht zur Hand war und schließlich sich zum Hausfreunde emporschwang. Die Erben Winterfeld's übergaben ihm auch im J. 1852 die Ordnung des Büchernachlasses mit der Zusicherung, daß alles, was ihm werth und lieb sei, er sich aneignen könne. C. machte davon den weitgehendsten Gebrauch und bildete durch diese Schenkung den Grundstock zu seiner späteren umfangreichen Bibliothek, die leider nach seinem Tode in alle Welt zerstreut wurde. C. war ein vortrefflicher Gesellschafter, und seine katholische Glaubensstellung machte ihn in den vornehmen katholischen Häusern in Berlin zum gern gesehenen Gast. Seine vielfachen Aemter und Titel sind alle auf die hohen Fürsprecher zurückzuführen, denn als Musiker, obwol er massenhaft Gesangswerke componirte, leistete er nur Mittelmäßiges, in der Form correct, in der Erfindung matt. Seiner liebenswürdigen Persönlichkeit hat er auch die Heirath mit einer Generalstochter zu danken, die ihm zu Liebe zur katholischen Kirche übertrat. An Aemtern bekleidete er an der St. Hedwigskirche die Stelle eines Regens chori, an der kgl. Elisabethschule, am französischen Gymnasium und an der Vorschule des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums war er Gesanglehrer, am Opernhause ebenfalls Gesanglehrer und Repetitor, hatte auch in vorkommenden Fällen die Orgel zu spielen. Eine seiner Hauptbeschäftigungen bestand im Spartiren alter Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts und jeder freie Augenblick wurde dazu benutzt. Durch eine reichliche Geldunterstützung des preußischen Cultusministeriums war er im Stande, alle Jahre einen Band alter Werke in Partitur herauszugeben. Leider wählte er nie oder nur in Ausnahmefällen, wie die 150 Psalmen von Clemens non papa von 1556/57 im 11. Bande der Collectio operum musicorum batavorum, vollständige Werke eines Componisten, sondern griff aus jedem Werke nur ein und das andere heraus, um es mit anderen zu Sammelbänden zusammenzustellen. Seine Copien sind nicht fehlerfrei; ihr Hauptmangel besteht in der willkürlichen Veränderung der Originalschlüssel, die er nicht einmal voranstellte und dadurch den alten Schlüsselfamilien, die sich einheitlich beliebig transponiren lassen, ihren Charakter benahm. Trotz vielfacher Einsprüche und Belehrungen über den Charakter der alten Schlüsselfamilien ging er von seiner Art der Transponirung nicht ab. In meinem Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke (Berlin 1871) findet man die Ausgaben Commer's genau verzeichnet. Nach diesem Jahre erschien die Musica sacra noch bis zum 28. Bande. Ein Verzeichniß eigener Compositionen, theils im Druck, theils im Manuscript, gibt Ledebur, bestehend aus geistlichen mehrstimmigen Gesängen für Männerchor, bis opus 51, Liedern für eine und mehrere Stimmen mit Pianoforte und ohne Begleitung und einigen wenigen Stücken für Pianoforte. Alle größeren Compositionen, wie mehrere Oratorien, Messen, die Musik zu den Fröschen des Aristophanes u. a. blieben Manuscript.

Ledebur's Tonkünstler-Lexikon Berlins. — Biographie nach eigenen Angaben und Selbsterlebtes. Rob. Eitner.

Conn: Leopold C. wurde geboren am 28. October 1820 in Eidlitz (bei Komotau, Böhmen). Seine Eltern, jüdische Handelsleute, schickten ihn 1833—1836 auf das Gymnasium in Komotau, 1836—39 auf die Realschule in Rakonitz. Von 1839—45 war er dann bei einer Exportfirma in Teplitz thätig und wurde 1845—48 Geschäftsleiter in der k. k. Wollwaarenfabrik zu Neuhaus (Böhmen). In den Märzwirren 1848 ging er nach Wien. Er warf sich hier auf die Stenographie und trat in das Stenographenbureau zu Kremsier ein. Nach Auflösung desselben begann er eine umfassende Thätigkeit als stenographischer Lehrer und Praktiker. Er begründete das „Erste österreichische Stenographenbureau", das 1849 das von Conn und Kratky verfaßte „Lehrbuch des Ersten österreichischen Stenographenbureaus" herausgab (2. Aufl. 1853). Dasselbe bildete die Grundlage der sog. „Wiener Schule" und der Gabelsberger'schen Stenographie, die gegenüber den anderen (Münchener und Dresdener) Richtungen besonders die Interessen der höheren Praxis betonte und die größtmögliche Kürze der einzelnen Wortbilder anstrebte. Auch wurde C. Lehrer der Stenographie an den meisten Mittelschulen Wiens, und 1858 Professor derselben an der Wiener Handelsakademie. Er führte die Stenographie in die Kanzleien der Wiener Advocaten ein, stellte sie in den Dienst der Berichterstattung für die großen Wiener Zeitungen, für die er selbst viele Processe aufnahm. 1860 reorganisirte er das Stenographenbureau für den „K. K. verstärkten Reichsrath", 1861 die Bureaus für mehrere Landtage (in Brünn, Graz, Laibach, Klagenfurt, Czernowitz), wurde auch mit der Bildung des Buraus für den Reichsrath beauftragt, dessen Director er von 1861 bis zu seinem Tode blieb. So wurde er der eigentliche Einbürgerer der Stenographie in die Schulen und in die Parlamentsbureaus Oesterreichs, und seinem Einflusse ist auch die Einsetzung von Staatsprüfungscommissionen für Lehrer der Stenographie zuzuschreiben, wodurch zugleich das Gabelsberger'sche System zu dem alleinberechtigten an den österr. Mittelschulen erhoben wurde (Regulativ vom 14. Mai 1860); C. selbst war bis zu seinem Tode Vorsitzender der Wiener Commission. Auch am stenographischen Vereinsleben nahm C. regen Antheil. Er wohnte 1857 als Vertreter des österr. Unterrichtsministeriums den Dresdener Berathungen zur Reform der Gabelsberger'schen Schrift bei und wurde 1859 Vorstand des Wiener „Centralvereins", in dem er im Interesse der Praxis den Widerstand gegen die „Dresdener Beschlüsse" vertrat. Dieser Freiheit der Schreibweisen dient auch sein „Lehrbuch der deutschen Kammerstenographie" (Wien 1861, 2. Aufl. 1872, 3. [posthum] Aufl. 1879). Weiter verfaßte er „Vorlageblätter nach Gabelsb. System" (4. Aufl. 1866), ein „Lesebuch zu seinem Lehrbuch der Kammerstenographie" (1862) und schrieb neben kleineren Arbeiten Beiträge zur Geschichte der Stenographie in Oesterreich unter dem Titel „Mit dem Bleistift" (Wien 1870), sowie „Der stenographische Dienst im österreichischen Parlament" (Wien 1873). 1870 trat er aus dem Wiener Centralverein aus und gründete den Verein praktischer Stenographen „Erstes österreichisches Stenographen-Bureau", dessen Vorstand er bis zu seinem Tode blieb. Er gründete 1859 die „Oesterreichischen Blätter für Stenographie" und gab 1870 die „Wiener Blätter für Stenographie" heraus. Seine letzte Lebenszeit war durch verschiedene Kämpfe persönlicher Art verbittert. C., der zum Christenthume übergetreten war, starb am 31. August 1876 an einem Schlaganfalle in Baden bei Wien, als Director des reichsräthlichen Stenographenbureaus, Professor der Stenographie, Vorsitzender der k. k. Staatsprüfungscommission für Lehramtscandidaten der Stenographie in Wien, Ritter des Franz-Josefordens und Besitzer der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und der Verdienstmedaille der Wiener Weltausstellung.

Biographien in stenogr. Blättern, so: Schriftwart 1876, S. 171; Allg. dtsch. St.-Ztg. 1876, S. 93, 105; Kammerstenograph 1876, Nr. 10; Illustr. Ztg. f. Gabelsb. Stenogr. 1879, S. 66; Wiener Schule 1888, Nr. 5 (mit Bild); Oesterr. Bl. f. Faulmann'sche Stenogr. 1888, Nr. 6, S. 43 (desgl.). — Krumbein, Entwickl.-Gesch. d. Schule Gabelsb., 1901, S. 216 u. Heck, Gesch. d. Schule Gabelsb., 1901, S. 45. Johnen.

Conradi: Hermann C., Dichter und Belletrist (anfangs unter dem Pseudonym Hermann Costo), wurde am 12. Juli 1862 zu Jeßnitz in Anhalt geboren. Er besuchte die Gymnasien zu Dessau und Magdeburg, widmete sich aber mittendrein ein Jahr dem Buchhandel. Aus Unlust an diesem zu den Studien zurückgekehrt, wollte er sich alles ihm nahegehende akademische Wissen zu eigen machen, holte die Maturitätsprüfung nach und ging, ohne ein Brot- oder nur Fachstudium im Auge, zur Universität. In Wahrheit drängte es ihn, wol halb unbewußt, sich der eben ausholenden naturalistischen Strömung im deutschen Schriftthum in die Arme zu werfen. Allerjüngst berichtete sein Alters- und damaliger Strebensgenosse Johannes Schlaf, er habe C. schon als Primaner kennen gelernt: „sie hatten da, hauptsächlich Magdeburger Klostergymnasiasten, so eine Art von ästhetisch-politisch-ethischem Bund, in dem es sehr revolutionär, modern und radical zuging und von dem aus denn auch mit die ersten Anfänge unserer neudeutschen ‚Moderne' erwuchsen"; die Franzosen, Nordländer und Russen vom Schlage Zola's, Ibsen's, Kielland's, Dostojewski's wurden in diesem Schülerkreise kurz vor und um 1880 am höchsten und vorbildlich geschätzt. Als Schlaf zu Michaeli 1885 nach Berlin kam, saß C. dort schon fest im „Kreis der modernen jungen Generation" und führte in diesen den, später vom „consequenten Naturalismus" abgesprungenen Freund ein. Seit 1884 hatte sich C. in Berlin der scharf polemischen Richtung jugendlichen Litteratenthums angeschlossen, das die Brüder Heinrich und Julius Hart durch ihre „Kritischen Waffengänge" (seit 1882) kritisch begründet und seit Sommer 1883 in ungefähr 20 Berliner Studenten um sich concentrirt hatten, und zwar stürzte er sich sogleich in den schäumendsten Strudel dieses Wildwassers. So ward er denn auch der eigentliche Vater der Anthologie jener feurigen Aufrührer, die der Schauspieler und poetische Schwärmer Wilhelm Arent (geb. 1864), thatsächlich mehr der geschäftliche Garant des Unternehmens, 1884 als „Moderne Dichter-Charaktere" „unter Mitwirkung von Hermann Conradi und Karl Henckell" herausgab; die 1885 herausgekommene zweite Titelauflage trug das bezeichnende Aushängeschild „Jung-Deutschland". Diese lyrischen Beiträge einer langen Reihe junger Poeten hatte wol meist C. zusammengebracht, wie er sie auch gemeinsam mit seinem Busenfreunde — s. u. dessen schöne Apotheose, unmittelbar nach dem Hinscheiden Conradi's gedichtet — dem Hannoveraner Henckell (geb. 1864), dem erst viel später zu entschiedener Gedanken- und Formenklärung durchgedrungenen, in die Oeffentlichkeit einführte und vor dieser vertrat. Henckell's stark im Gleise der Brüder Hart'schen Thesen docirende Einleitung betonte, die junge Generation des erneuten geeinten großen Vaterlands strebe dahin, die Poesie wieder zu einem Heiligthume zu machen; Conradi's „Credo" versprach dem deutschen Volke eine neue Lyrik, losgelöst von jeder „Convention" und jeder „Banalität", sich begeisternd nur für das Wahre, Natürliche, Ursprüngliche, wirklich Große und zum Herzen Gehende, würdig der ersehnten Zeit der „großen Seelen und tiefen Gefühle", so daß sie sich unter das Motto stellten: „Wir rufen dem kommenden Jahrhundert". Auch der Franzose A. Bossert würdigt in seiner „Histoire de la littérature allemande" (1901), S. 1023 dies Reservoir neuer und neu aufgeputzter alter Lyrik nebst Conradi's

„Glaubensbekenntniß" als manifeste sorti de la nouvelle école, . . non modeste. Obwohl in diesem ersten Sammelbuche jüngstzeitlicher Lyrik gar viel Rodomontade und Kauderwelsch steckt, verdient es doch kritisch, sowohl litterar-psychologisch als -historisch, die Beachtung als Basis und Hauptdocument der Anfänge fast aller seitherigen deutschen Naturalisten, wie denn auch Otto Erich Hartleben (geb. 1864) und selbst Gerhart Hauptmann (geb. 1862), die beiden mit ihrem Uebertritt zum Bühnendrama selbständig gewordenen und einzig erfolgreich durchgedrungenen Mitglieder jenes Cirkels, hier wurzeln und sogar der Classicist Ernst v. Wildenbruch zur lyrischen Sammelmappe beigesteuert hatte. C. ist es, der dem Sturm und Drang all dieser meist unausgegorenen Dichterdebutanten mit folgenden wichtigen Programmsätzen im Vorwort zu ihrer Anthologie Ausdruck verlieh: „Der Geist, der uns treibt zu singen und zu sagen, darf sich sein eigenes Bett graben. Denn er ist der Geist wiedererwachter Nationalität. Es ist germanisches Wesen, das all des fremden Flitters und Tandes nicht bedarf. . . . Es wird jener selig-unselige Drang wieder über uns kommen, der uns all den nichtigen Plunder vergessen läßt; der uns wieder sehegewaltig, welt- und menschengläubig macht, der uns das lustige Faschingskleid vom Leibe reißt und dafür den Flügelmantel des Poeten, des wahren und großen, des allsehenden und allmächtigen Künstlers, um die Glieder schmiegt, — den Mantel, der uns aufwärts trägt auf die Bergzinnen, wo das Licht und die Freiheit wohnen, und hinab in die Abgründe, wo die Armen und Heimathlosen kargend und duldend hausen, um sie zu trösten und Balsam auf ihre bluttriefenden Wunden zu legen. Dann werden die Dichter ihrer wahren Mission sich wieder bewußt werden, Hüter und Heger, Führer und Tröster, Pfadfinder und Wegeleiter, Aerzte und Priester der Menschen zu sein".

Solch weiten und hehren Zielen nachzustreben hat nun freilich C. wenig Ansätze gemacht. Während seine erste buchmäßige Veröffentlichung 1884 ein Neudruck des „Wanderbuchs eines Schwermüthigen" (1831—32) des neuerdings durch Ludwig Geiger wieder hervorgezogenen Daniel Leßmann (1794 bis 1831, s. A. D. B. XVIII, 453) war, verrieth sofort das „Faschings-Brevier für das Jahr 1885. Herausgegeben von Johannes Bohne und Hermann Conradi", bis zu einem gewissen Grade auch dessen Erscheinen im Verlagsmagazin von J. Schabelitz in Zürich, daß Conradi's Trieb nach nichts weniger als dazu drängte, sich bei einer bedächtig realistischen Auffrischung der deutschen Dichtkunst unter idealistischen Leitsternen führerisch zu bethätigen. So bot jenes „Jahrbuch der Narrheit" zum kleineren Theile Glossen über die gelegentlichen menschlichen Thorheiten und deren Recht, zum größeren maßlosesten Zoten. Nach Leipzig 1886 übergesiedelt, um weiter Philosophie, Kunstgeschichte und Nationalökonomie zu studiren, gerieth C. immer tiefer in einen radicalen Naturalismus, und die heftigen Zusammenstöße mit der sich wehrenden, theilweise auch das factische Unvermögen der meisten „Jüngstdeutschen" — so hießen sich C. und seine Freunde allmählich selbst — herb bespöttelnden idealistischen Richtung fesselten all sein Denken und Sinnen. Physisch schwächlich und durch das Unfeste seiner äußern Existenz psychisch bedrückt, vermochte er nicht, sich über sich selbst und seine Gaben klar zu werden. Er fühlte sich als Uebergangsmensch und wähnte, die ihm vorschwebende neue Blütheperiode durch eigene Arbeit mit vorzubereiten, während es ihm nicht gelang, die nach Mitte der 80er des 19. Jahrhunderts in Umlauf gesetzten Ideen Ibsen's, Tolstoi's, Nietzsche's zu verdauen und sein eigenes Brodeln davon zu scheiden. Die Erzeugnisse unbestimmten Tastens, die er damals, um den Faden nicht zu verlieren und was in ihm wogte darzuthun, auf den Markt warf, waten darum

theils im ultranaturalistischen Schlamm pariserischen Musters, theils schleudern sie vor den Leser abstruse Brocken in oft curioser Form hin, die großentheils Absprengsel der Lektüre jener drei genannten Apostel sind, die damals auf den Gipfel der Anbetung für Deutschland emporstiegen. Die Skizzen und Studien „Brutalitäten" (1886) schwimmen gänzlich im roh-naturalistischen Fahrwasser, die „Lieder eines Sünders" (1887) dagegen lassen lebhaft bedauern, daß C. verblendet sich in die Schlingen der Anschauung verrannt hat, die die nackteste Photographie der irdischen Geschehnisse als Poesie und deren Aufgabe ausschrie. Wenn diese „Lieder eines Sünders" auch noch „so krankhaft-leidenschaftlich suchend umhergreifen wie die Hände eines Fiebernden" — so sagt R. M. Meyer —, reiches vielseitiges lyrisches Talent bricht in ihnen immer wieder durch, so daß ein verständnißvoller Parteigänger, Otto Jul. Bierbaum, sehr wohl „einzelne wundervolle Stücke", ein gemessener vermittelnder Beurtheiler wie Otto v. Leixner einzelne edle Bilder und schöne Gedanken, öftere Beweise weicher Sprache und feinempfundener Form, denen es allerdings infolge krankhaft überreizten Gefühlslebens an echter männlicher Kraft und phrasenloser Wiedergabe des Freiheitsdranges gebreche, darin entdecken durften.

Daß C. 1887 nach München verzog, nimmt Niemanden wunder, der weiß, wie sich daselbst ungezügelt eine Litteraten- und Künstlerseele ausleben kann, zumal wenn man bedenkt, daß die durch Michael Georg Conrad dort geleitete energischste Gruppe der modernen deutschen Veristen in dessen Monatsschrift „Die Gesellschaft" gerade damals auf der Höhe ihres Einflusses stand. In dieser hat denn auch C. allerlei kleinere Abfälle erzählenden und kritischen Inhalts, hie und da auch Lyrisches fürder niedergelegt. An selbständigen Arbeiten brachte er, außer den nicht weiter bemerkenswerthen Skizzen „Bizarres" und „Hausirer-Geschichten" (beide 1888), drei charakteristische Werke hervor: den Roman „Phrasen" (1887), einen Wust unausgereifter studentischer Schwülstigkeiten, die eine mannichfache anwidernde Handlung durchranken und dienen sollen zur sogenannten Seelenanalyse „moderner" Menschen nach pseudo-Dostojewski'schem Recept; dann zur Begrüßung des neuen hoffnungsumwirbelten Kaisers „Wilhelm II. und die junge Generation. Eine zeitpsychologische Betrachtung" (1887), zu der Bierbaum, der kurz vor Conradi's Tode ihn beklagt, wie dieses genial Angelegten bedeutende Gaben durch Maßlosigkeit zu Grunde gingen, bemerkt „welch abstruse Philosophastereien hat er von sich gegeben, zumal in dieser tollen Broschüre"; endlich den Roman „Adam Mensch" (1888). Dieses erzählende und psychologische Hauptwerk Conradi's treibt seine Sucht, Seelenzustände zu zerfasern, auf die Spitze, ohne daß der Dichter, der in diesem schwankenden, allmählich immer haltloseren Privatgelehrten Dr. Adam Mensch mit seinem typischen Namen und bis auf Goethe's Werther zurückreichenden Wesen seine eigene Entwickelung abconterfeit, an Welt-, Lebens-, Menschenkenntniß gar viel gewonnen hätte. Die Verworrenheit der Grundsätze, so weit solche nicht zum alten Eisen rechnen, besonders die rücksichtslose Auffassung des Weibes als bloßen Spielballs, vertrug ja kaum noch eine Steigerung: „ein genialer Kopf ohne Selbstzucht und Selbstkritik, eine dämonisch erfüllte Poetennatur, die in Wüstheiten sich selbst verliert", dies Urtheil Bierbaum's macht uns „Adam Mensch" am verständlichsten. Henckell's Totenklage (s. u.) schob ja C. bereits für seine Anfänge als geschworene Absicht zu, „scharf in das faule Fleisch der Zeit zu schneiden, Der Zeit Gedärme gründlich auszuweiden"; diese hat C. in „A. M." übergenug gelöst! Die grenzenlose Gewagtheit der Situationen, auch mehrerer Ausdrücke (z. B. „verrecken", um den Abschluß des Kreuzigungsdramas zu bezeichnen), ver-

anlaßte die Staatsanwaltschaft, diesen Roman zusammen mit je einem Werke Conrad Alberti's (d. i. Sittenfeld) und Wilh. Walloth's wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit im April 1890 anzuklagen. Der Verfasser, der sich, um seine abgebrochenen Studien abzuschließen, nach Würzburg gewandt hatte, war da am 8. März 1890 rastlos strebend und voller Pläne gestorben, infolge eines Erstickungsanfalles während einer acut ausgebrochenen achttägigen Lungenentzündung, — nicht, wie vielfach verlautete, durch Selbstmord.

Die Gerichtsverhandlung sprach sein letztes Werk von der processualen Verfehlung frei — von den Sünden wider die Gesetze der Poetik, der Psychologie, der Aesthetik läßt sich dieses verstiegenste, aber die Theorie des extremen psychologischen Naturalismus voll befriedigende jüngstdeutsche Product nicht freisprechen. Uebrigens belegt dieser prägnanteste Niederschlag der Conradi'schen Muse eine weitere Seite dieses Kränksten der ganzen Litteratenschar: neben seiner Unfähigkeit zur Seelenbeobachtung und -spiegelung „litt er mehr noch als die meisten Jüngsten an jener Selbstüberschätzung, die es verschmäht, sich liebevoll mit Wissenschaft und Leben zu beschäftigen, von den Erscheinungen zu lernen, ehe man sie meistert" (so Leixner). Nicht nur Stoff und Idee, auch die technische Formulirung und das sprachliche Gewand seiner großen und vielen skizzenhaften kleinen Ergüsse bekunden deutlich einen Zug zu Affectiertheit und gewaltsam trivialer Wendung, der sich mit diesem Dogma von der alleinseligmachenden Natürlichkeit schwer in Einklang bringen läßt. Am gelungensten erscheinen eine Anzahl gemüthvoller kurzer Gedichte, die auch allein seinem Namen Fortdauer verbürgen könnten. Alles andere behält nur litterarhistorisches bezw. pathologisches Interesse. Um seine Einzelschriften entbrannte, seitdem er mit der Einführung der „Modernen Dichter-Charaktere" als Bannerträger auf den Plan getreten, in der Presse ein erbitterter Kampf, und es ist heute sehr lehrreich, die verschiedenen kritischen Stimmen von damals neben einander zu hören, auch die Aeußerungen der Zeitungsblätter über den „Adam Mensch"-Proceß vom April 1890. Hermann C. selbst ist bei seinem frühen Hinscheiden von seinen Freunden, Genossen und Verehrern in überschwänglichstem Maße verhimmelt worden, was aber jeder, der die Siedehitze jener litterarischen Kämpfe mit durchgemacht hat, leicht verstehen mag. Verhältnißmäßig wenig davon ist ins große Publicum gedrungen: Leihbibliotheks-lektüre war C. nicht, und wer nicht vom „Bau" oder sonstwie auf ihn aufmerksam gemacht war, dürfte ihn durchweg wegen der Frivolitäten in die Hand genommen haben. Bei der Lesewelt und rein litterarisch ist er heute vergessen, wie sein wehmüthiges packendes Lied „Ich weiß" vorausahnt. (Vgl. Gottschall, D. Nationallit. 6. Aufl., Bd. III, IV.)

Authentische Lebensabrisse für 14. Aufl. von Brockhaus' Konversationslex. IV, 480 vom Unterzeichneten u. in Brümmer's Lex. d. dtsch. Dcht. u. Prosa. d. 19. Jhrhs.[4 u. 5] I, 227, beide mit Bibliographie des Wichtigsten, wie auch, nebst Charakteristik, in Meyer's Konversationslex.[5] IV, 304. Die letzte eigene bio-bibliographische Uebersicht Conradi's in Kürschner's „Dtsch. Litteraturkalndr.", XI. Jhrg. (1889). Von Litterarhistorikern berücksichtigen ihn: O. v. Leixner, Gesch. d. dtsch. Lit.[2] S. 1092 ff., 1100; Rich. M. Meyer, D. dtsch. Lit. d. 19. Jhrhs.[2], S. 785, (733, 783); Ad. Bartels, in „Die Alten u. die Jungen. Deutsche Lit. d. Gegenw."[1–5], und Gesch. d. dtsch. Lit. II (1902), 667 u. 669. Vielerlei Material von und über C. bieten sämmtliche Jahrgänge der Conrad'schen Zeitschrift „Die Gesellschaft" 1884—90, sowie die realistische „Moderne Dichtung", hrsg. v. E. M. Kafka (Brünn), Jhrg. I (1890), Heft 1—6, bes. H. 4, S. 275 ff. (Hans v. Basedow's Nachruf) u. die Conradi-Nr. Heft 5 (S. 277 Porträt von 1884;

S. 278 Autogramm der bedeutsamen zwei Strophen „Ich weiß — ich weiß" aus „Ldrn. ein. Sünd.", S. 279 K. Henckell's Freundes-Nänie, S. 290 M. Weiß' poet. Todesbericht, S. 340 Karl Korn's Nekrolog, S. 290 Bild „Conradi auf dem Sterbebette", S. 279—89 „Unter'm Nußbaum. Novelle aus dem Nachlasse"). Bierbaum's oben benutztes Urtheil i. Ztschr. „Moderne Dichtung" I, Febr.-H., S. 84 ff.; die citirten Angaben J. Schlaf's: „Das litterar. Echo" IV, Nr. 20 (Juli 1902), Sp. 1390. Die ausführlichsten Referate über Conradi's Bücher brachten die „Blätt. f. litt. Unterh.". Vgl. Pfütze i. Mag. f. Lit. 1891, S. 85 f. Ludwig Fränkel.

Consentius: Rudolf Otto C. wurde am 25. December 1813 zu Konitz (Reg.-Bez. Marienwerder) geboren und starb als großherzoglich badischer Hofschauspieler a. D. am 13. Januar 1887 zu Karlsruhe. Als er zwei Jahr alt war verlor C. seinen Vater, der Steuerrath gewesen, und im zwölften Jahre auch seine Mutter. Reiche Verwandte nahmen den Knaben zu sich, und er besuchte in Königsberg i. Pr. das Gymnasium, konnte aber dort seine Ausbildung nicht beenden, da die Verwandten, geleitet von einem pietistischen Prediger, ihre Hand von ihm zurückzogen. Seine Pupillengelder deckten die Kosten der Gymnasial- und Universitätszeit nicht. C. sollte deshalb Officier werden und trat bei einem Königsberger Infanterieregiment als Avantageur ein; erhielt auch das Patent als Fähnrich. Bald ging er zur Artillerie über und besuchte im Herbst 1834 die Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin. Hier in Berlin lernte C. die dramatische Dichtkunst von der Bühne her kennen und das reizte ihn, sich schriftstellerisch, vornehmlich als Dramatiker zu bethätigen. Er entschloß sich Schauspieler zu werden. Ob er dazu eine hervorragende Befähigung hätte, war ihm von untergeordneter Bedeutung. Die Erfordernisse der Bühne wollte er mit eigenen Augen sehen. — Von Berlin ging er nach Dresden, wo Ludwieg Tieck auf ihn großen Einfluß üben sollte, und weiter wandernd über Halle durch Thüringen, Frankfurt und Mainz nach Wiesbaden, wo er seine Tragödie „Jesus" — eine Folge seiner pietistischen Erziehung in Königsberg — beendete. Im Herbst 1839 kam er nach Stuttgart und ließ hier sein Drama drucken: „Jesus. Eine Tragödie". (J. A. Gärtner, 1840.)

Wenn C. seinen Helden auch nicht als Gott auffaßte, so lag ihm doch jede frivole Behandlung fern. Es war ein Versuch den Gegenstand zu gestalten: Jesus in einem menschlichen Liebesverhältniß zu Magdalena, und Judas der Satan, der Jesus vergebens in seine Gewalt zwingen will. Sobald der Druck beendet war, beschlagnahmte die Polizei den „Jesus" (6. December 1839) und dem Verfasser wurde der Proceß wegen Gotteslästerung gemacht. Nach zwei Jahren kam der Spruch des Gerichtes; der „Jesus" wurde auf der Feuerbacher Heide verbrannt, und C. mußte für drei Monate den Hohen-Asberg beziehen. In Stuttgart war mancher freisinnige Schriftsteller, so David Friedrich Strauß und Dr. Karl Müller (Otfrid Mylius) dem Verfasser des „Jesus" wohlgesinnt gewesen. Er schrieb hier seine „Königin Brunhild. Historisches Trauerspiel in fünf Acten" (Karlsruhe 1842), die er Ludwig Tieck mit einem offenen Briefe, der von des Dichters Einwirkung auf C. Zeugniß gibt, widmete. Die Zeit der Merovinger wollte C. darstellen und erhob über einen einzelnen Helden den Geist der Geschichte, welcher die vielgegliederte Handlung, die ein ungemeines Personal erfordert, bewegt.

Als C. vom Hohen-Asberg kam, fand er armseligen Verdienst als Schreiber, bis er Stuttgart und seine Gläubiger verließ, nach Karlsruhe ging, wo er durch den Baron v. Auffenberg im Herbst 1843 ein Engagement als Chorist am Karlsruher Hoftheater erhielt. Vierzig Jahre gehörte C. als

actives Mitglied dieser Bühne an; seine Gage stieg von 250 Gulden mit den Jahren auf 1200, und statt in der Oper wurde er im Schauspiel beschäftigt. In kleineren Rollen bewährte er sich als wohl verwendbar, spielte im „Nathan", Al Hafi oder den Patriarchen, in den „Räubern" den Pastor Moser, im „Zerbrochenen Krug" den Schreiber Licht, im „Wallenstein" den Seni.

Tieferen Ideengehalt als im „Jesus" suchte C. in einem religiösen Epos „Nostradamus" auszusprechen. Die kirchliche Entwicklung von Jahrhunderten faßte er in den visionären Fiebertraum einer Nacht zusammen. — Wenn die Anfänge des Epos in die Stuttgarter Zeit zurück reichen, so brachte für den Fortgang die Revolution im Badenschen dem an Kampf und Aufruhr reichen Gedicht manche Motive. 1850 war das Werk vollendet. Aber bei aller Fülle der Gedanken fordert das Gedicht zu energischen Kürzungen auf. In Rußland wurde diese tiefsinnigere Gestaltung des „Jesus", als sie erschien (1881), verboten.

Bald nach Vollendung der „Königin Brunhild" fielen C. die alten griechischen Tragödien in die Hände. Fortan strebte er bei seinen Dramen darnach, Shakespeare'sche Charakteristik mit dem klaren, von keiner Episode unterbrochenen Aufbau der Handlung, wie ihn Sophokles zeigt, zu verbinden. Er suchte dabei den geschichtlichen Stoff zu concentriren und die dichterische Wahrheit über die bloße geschichtliche Treue zu stellen. Mit diesen Absichten wandte er sich dem „Alboin" zu („Alboin, Trauerspiel in drei Acten." Bühnenmanuscript. Cannstatt 1862). Eduard Devrient, seit 1852 Director des Karlsruher Theaters, hatte das Drama im Manuscript gelesen und geurtheilt, daß es nicht den Druck verdiene. Trotzdem bewarb sich C. mit seinem Stücke um den 1859 gestifteten Schillerpreis. August Boeckh schlug Consentius' Drama zur Krönung vor, und der „Alboin" stand neben Hebbel's „Nibelungen", als der Preis vergeben werden sollte. Gustav Freytag, der in der Commission saß, schrieb an Eduard Devrient am 27. September 1863 über den „Alboin": „Was sagen Sie zu dem Urtheil des Ausschusses über Consentius. Wenn es nach ihrem Herzen gegangen wäre, hätten sie dieses Stück prämiirt." Freytag stimmte gemeinsam mit Eduard Devrient dagegen. Devrient versagte dem Werke seines Schauspielers auch den Zugang zur Bühne. — Aus Gnade und Barmherzigkeit, wie es in Karlsruhe hieß, brachte er im Jahre 1867 (14. November) von C. den „Attila" auf die Bretter. Der „Attila" wurde zwei Mal aufgeführt und kam nie wieder vors Publicum, ebensowenig wie „Die Geige des Teufels", ein kleines Ballet, zu dem C. das Libretto geschrieben. Sie errang am 18. Februar 1855 vor vollem Hause einen durchschlagenden Erfolg, der bei zwei darauf folgenden Aufführungen nicht abgeschwächt wurde.

Eduard Devrient war C. gegenüber kein fördernder Gönner, der ein Talent zu stützen suchte.

Den „Attila" hatte der Großherzog von Weimar Karl Alexander rühmen hören; er forderte das Manuscript ein und gab seinem Intendanten, dem Herrn v. Loën, den Befehl, dies Stück in Weimar in Scene zu setzen; gleichwohl blieb der „Attila" in Weimar unaufgeführt, wenn man auch dem Dichter ein Honorar von sechs Louisd'or für das „angenommene" Stück anbot. „Alboin" und „Attila" bilden den Höhepunkt von Consentius' Schaffen; daneben ist ein kleines, liebenswürdiges Stückchen „Ein Traum" zu nennen, eine „dramatische Grille". Während der Ferien 1876 verlor C. seine Frau nach langer, schwerer Krankheit. C. hatte Marie Bauer, eine Karlsruher Bürgerstochter, 1855 geheirathet, und manches lyrische Gedicht datirt aus jener Brautzeit, oder ist ihr gewidmet. In angestrengter Thätigkeit auf mathematischem Gebiete fand C. Trost für diesen Verlust. Er veröffentlichte

einzelne selbständige Studien („Beiträge zur Geometrie des Dreiecks", Karlsruhe 1877; „Die Rückläufigkeit des Raumes ein Irrthum", Leipzig und Karlsruhe 1881; „Usus est tyrannus, oder die Hinfälligkeit der Beweise für die Rückläufigkeit des Raumes", Karlsruhe 1885) und Beiträge in Fachzeitschriften, hörte auch im Wintersemester 1878/79 mathematische Vorlesungen am Polytechnikum in Karlsruhe. Fast 70 Jahre alt faßte C. seine dichterische Entwicklung in vier Bänden „Dichtungen" zusammen (Karlsruhe und Leipzig. Verlag von H. Reuther 1881, Bd. I, Gedichte; Bd. II, Alboin, Attila, Ein Traum; Bd. III, IV Nostradamus — 2. (Titel) Auflage, (Leipzig 1886). Diesen Bänden sandte der Greis einen fünften nach: „Neue Gedichte" (Leipzig 1884 — Gedichte, 2. Auflage, Dresden und Leipzig 1901), dem er eine autobiographische Skizze voraussstellte.

Herbheit und ein stolzes Selbstbewußtsein ist dem Dichter bis zuletzt eigen gewesen, aber auch weiche, melancholische Klänge tönen in seinen Gedichten mit. Seine Talentlosigkeit, sich bei einflußreichen Persönlichkeiten beliebt zu machen, dazu das Gefühl des inneren Werthes, das er nicht verbarg, versagten ihm die Anerkennung Anderer, deren jeder Schaffende zu seiner gesunden Entwicklung bedarf.

Nekrolog von Eugen Kilian, Badische Landeszeitung 1887, Nr. 33, 35. — Badische Biographieen, herausgeg. von Friedr. v. Weech, Bd. IV, (1891), S. 66 ff. — Westermann's Monatshefte, Heft 544, Januar 1902, S. 505 ff. — Die Gesellschaft, 18. Jahrg. 1902, Heft 9, S. 161 ff.

Ernst Consentius.

Conta: Karl Friedrich Anton von C., großherzoglich sächsischer Landes-Directions-Präsident, Sprößling einer Hugenottenfamilie Südfrankreichs, die sich bei ihrer Auswanderung nach Deutschland ihres Adels begeben hatte, wurde am 13. December 1778 zu Erfurt geboren. Dem Studium der Rechte in seiner Vaterstadt und an der Jenaer Universität ließ er ausgedehnte Reisen in Deutschland und Frankreich folgen; in Paris nahm er Theil an den Vorlesungen der Ecole Polytechnique und hat, was er hier von seinem Lehrer, dem Professor der Baukunst Durand gelernt, späterhin in einem Büchlein über „Grundlinien der bürgerlichen Baukunst", das 1806 in Halle erschienen ist, für „teutsche Bau- und Werkschulen" fruchtbar zu machen gesucht. Seit 1805 in der Heimath als Hof-Commissions-Secretär angestellt, wurde er, nachdem er für kurze Zeit in Dresden den erkrankten Gouverneur des Prinzen Bernhard, des zweiten Sohnes Karl August's, vertreten, durch die Ereignisse des Jahres 1806 auf einen weiteren Schauplatz geführt: als der damalige Geh. Regierungsrath v. Müller im Januar 1807 nach Warschau entsendet werden mußte, um mit dem Sieger Napoleon über eine Erleichterung der drückenden Friedensbedingungen für Weimar zu verhandeln, begleitete ihn C. als Legationssecretär. Nach Rückkehr der Gesandtschaft im März betraute der Herzog seinen jungen Diplomaten mit der Wahrnehmung der Weimarischen Interessen am Wiener Hof, doch schon im September desselben Jahres nahm Müller den Genossen seiner Warschauer Reise als Secretär nach Paris mit, wo derselbe bis zum folgenden Jahre verblieb, auch als Müller durch Wilhelm v. Wolzogen abgelöst worden war. Mit dieser Mission endete Conta's kurze außerdeutsche diplomatische Thätigkeit: seine Kraft und Gewandtheit, sein klarer Geschäftssinn fanden hinfort Verwendung innerhalb der deutschen Grenzen, in jenen unerquicklichen Streitigkeiten deutscher Staaten untereinander, die durch den Gedanken eines einheitlichen Zoll- und Handelssystems unter den verschiedenen Regierungen und ihren widerstreitenden Interessen heraufbeschworen worden waren, und wenn auch C., befangen in dem engen Kreise

eines Kleinstaates, nicht überall von dem Uebel damaliger Zeit, Kurzsichtigkeit und Mißtrauen, freizusprechen ist, so muß doch sein redlicher Eifer für seinen Fürsten, seine Thatkraft und Arbeitslust in jenen langwierigen Verhandlungen rühmend anerkannt werden. — Am 26. Mai 1818 war jenes wichtige preußische Zollgesetz veröffentlicht worden, das, wie es zwar für Preußen selbst eine Lebensnothwendigkeit war, indem es die ganze Monarchie zu einer festen Zolleinheit zusammenschloß, die angrenzenden und namentlich die eingeschlossenen Kleinstaaten durch seine Mauthlinien mit unerträglicher Härte bedrückte, da alle die nach diesen Landstrichen eingeführten Waaren unmittelbar den preußischen Einfuhrzöllen unterworfen waren. Für Weimar kamen hier die beiden Aemter Allstedt und Oldisleben in Betracht, aber als zu Anfang 1819 die Berliner Regierung an Thüringen die wohlmeinende Aufforderung ergehen ließ, mit seinen enclavirten Gebieten dem preußischen Zollsystem beizutreten, wies für Weimar C. in Gemeinschaft mit Edling dieses Ansinnen in einer schroffen Note vom 26. Januar 1819 zurück. Gleich den übrigen deutschen Cabinetten hatte auch das Weimarer kein Verständniß für die nüchterne Realpolitik in Berlin, es träumte in idealistischer Verstiegenheit von einer unmittelbar zu etablirenden allgemeinen Handelsfreiheit innerhalb des ganzen Bundes, der doch weder nach seiner Verfassung noch nach seinem Steuersystem in sich geeinigt war, von allgemeinen Grenzzöllen gegen Nichtdeutschland für Länder, deren wahre Interessen in ihrer Mannigfaltigkeit noch nicht einmal erkannt waren. Auf den Ministerconferenzen, die seit dem 25. November 1819 in Wien tagten, ließ der Großherzog Karl August durch seinen Bevollmächtigten K. W. v. Fritsch eine heftige Polemik gegen das völkerrechtswidrige Verfahren des mächtigen Nachbars führen, der seinerseits jeden Vorschlag, seine wohlthätige Zollverfassung einer Bundeszollgesetzgebung zu opfern, die noch in weitem Felde lag, kühl von der Hand wies, aber sich nach wie vor bereit erklärte, mit den einzelnen Regierungen über ihre Einfügung in die preußische Handelsgemeinschaft zu verhandeln. Nur Thüringen, das mit seinen verwickelten Grenzverhältnissen solche Verhandlungen unnöthiger Weise erschweren würde, sollte sich vorerst zu einem thüringischen Zollverein zusammenschließen, der dann in seiner Gesammtheit dem preußischen angegliedert werden könnte, ein Plan, dem Preußen zuerst in einer Note an Gotha vom 13. Juni 1819 Worte geliehen und auf dessen Ausführung es bis zum Schlusse bestanden hat. Weimar aber war zunächst noch nicht gesonnen, dem verständigen Zuspruch des Gegners Gehör zu geben, es betheiligte sich vorab an den Darmstädter Zollconferenzen, die am 13. September 1820 eröffnet wurden, und auf denen die Vertreter der einzelnen Staaten in allen Fragen uneinig waren und sich nur in Einem zusammenfanden, im Widerstand gegen das verhaßte Preußen. Die Unfruchtbarkeit der gehässigen Streitigkeiten war nur zu bald offenkundig, die thüringischen Länder, die unter dem Druck des feindlichen Zollgesetzes bei ihrer Dürftigkeit am meisten litten, suchten daher einen Ausweg aus ihrer Noth durch eine Zoll- und Handelsvereinigung unter sich. C. betrieb die schwierigen Unterhandlungen an den Nachbarhöfen mit regem Eifer, durch seine Bemühungen wurde der Abschluß eines Vertrags zu Arnstadt am 23. December 1822 herbeigeführt, doch auch jetzt konnte der Eintritt in die preußische Handelsgemeinschaft nicht erfolgen, weil man in Berlin auf der unbedingten Annahme der preußischen Zölle und Steuern bestand. Weimar aber vor allem wollte weder die verlangte Salzsteuer einführen noch sein altes Geleitsrecht in Erfurt ohne angemessene Entschädigung aufgeben. Die Verhältnisse wurden immer unhaltbarer, am 27. Juni 1823 mußte Weimar nun doch seine Aemter Allstedt und Oldisleben dem fremden

Zollsystem beitreten lassen. Eine Klärung in dem erbitterten Kampfe aller gegen alle erfolgte erst Anfang 1828, wo fast zu gleicher Zeit Preußen und Hessen-Darmstadt einerseits, Baiern und Württemberg andererseits sich über eine einheitliche Handelspolitik verständigten. Die Bestürzung der mitteldeutschen Staaten war nicht gering, zumal da es anfangs den Anschein hatte, als wolle auch Kurhessen, dieser heftigste Gegner Preußens, seinen Frieden mit dem Berliner Cabinet machen. In Weimar schwankte man, welchem von den beiden Zollbündnissen man sich nunmehr anschließen sollte; C. sprach sich damals für Annahme der preußischen Zollgesetzgebung aus, doch bestand auch er auf directe Entschädigung für Aufgabe des weimarischen Geleitsrechts, was preußischerseits abgelehnt wurde, weil Weimar durch die in Aussicht gestellte Theilnahme an den Transitzöllen der sieben östlichen Provinzen Preußens genugsamen Ersatz erhalte. So rückten die Verhandlungen, die seit Februar 1828 in Berlin geführt wurden, nicht sonderlich vor, auch glaubte die Weimarer Regierung von den preußischen Behörden bei den Zöllen für Allstedt und Oldisleben benachtheiligt worden zu sein, ein Irrthum, den C. freilich zu berichtigen in der Lage war. Im März erhielt er den Auftrag, eine genaue Zusammenstellung des gesammten im Ministerium vorhandenen Materials vorzulegen; in einem langen Bericht, der unparteiisch allen Theilen gerecht zu werden suchte, der mit Scharfsinn und Klarheit die schwierige Frage nach ihrer theoretischen und praktischen Seite, in ihrer politischen und finanziellen Tragweite unter peinlicher Berücksichtigung aller statistischen Daten erörterte, kam er zu dem Ergebniß, daß der Anschluß Weimars an Preußen in jeder, außer in politischer Beziehung zu empfehlen sei, was sich schon daraus ergäbe, daß die preußischen Zölle weit größere Erbitterung erregt hätten als die bairischen. Der Großherzog war mit dieser eingehenden Denkschrift seines Sachverständigen überaus zufrieden; sie war ihm „ein wahres Vademecum in jetziger Zeit". Aber der Groll gegen den übermächtigen Nachbar war stärker als alle Gründe, die Aussicht auf eine Schmälerung der Hoheitsrechte hatte auch nichts Verlockendes. So griff denn Weimar den Gedanken eines Gegenzollvereins begierig auf, sein Minister Schweitzer verhandelte mit Sachsen und Gotha, es kam im März 1828 die Oberschönaer Punctation zu Stande, in der sich die Theilnehmer verpflichteten, für die nächste Zeit keinem auswärtigen Zollsysteme beizutreten, und zu der man weitere Bundesgenossen zu werben sich gegenseitig versprach. C., dessen Gutachten über diese Convention ziemlich skeptisch ausgefallen, übernahm die schwierige Aufgabe, die beiden Schwarzburg, die seit längerer Zeit mit einzelnen Bezirken dem preußischen Vereine angehörten, zum Beitritte zu bewegen. Rudolstadt war bald gewonnen, Sondershausen erst nach mehrfachen Conferenzen mit seinem bedenklichen Gesandten v. Ziegler in Weimar. Am 22. August 1828 traten die Verbündeten in Kassel zusammen, die erklärten Feinde Preußens, außer Thüringen und Sachsen vor allem Hannover und Kurhessen; dort wurde, unter Conta's Beihülfe, jener berüchtigte mitteldeutsche Zollverein ins Leben gerufen, der, ohne ein positives Programm aufzustellen, einzig darauf ausging, die bedrohliche Weiterentwicklung des preußisch-darmstädtischen Bundes zu hintertreiben und Preußens Durchfuhrhandel zu vernichten. Aber diese Absicht ward dadurch vereitelt, daß Preußen-Darmstadt über den mitteldeutschen Verband hinüber dem süddeutschen Vereine die Hand reichte, die mit Freuden ergriffen wurde. Zwar brachte C. im Auftrage Weimars am 11. October 1829 mit dem eigensinnigen Hannover und dem verbissenen Hessen einen neuen Vertrag in Kassel zu Stande, aber der Widerstand gegen das siegende Preußen wurde immer schwächer. Weimar mußte die Verhandlungen in Berlin ernstlich wieder auf-

nehmen, und während hier als sein Geschäftsträger der fähige Ottokar Thon wirkte, ging C. im October 1830 nach München, um eine Verständigung mit Baiern-Württemberg anzubahnen. Hier fand er wohlwollende Aufnahme; König Ludwig sprach unverholen seine Genugthuung über die erfreuliche Wendung der Dinge aus, in seiner enthusiastischen Weise schloß er, wie C. berichtete, ihn, den Weimaraner, und den preußischen Gesandten v. Küster zu gleicher Zeit in die Arme, und als C. im März 1831 nach Weimar zurückkehrte, hatte er heilsame Verträge über Handelserleichterungen mit dem süddeutschen Bunde geschlossen. Der böse Streit nahte seinem Ende. Am 11. Februar 1831 wurde in Berlin Dank den Bemühungen Thon's ein vorbereitender Vertrag unterschrieben, am 10. Mai 1833 bildete sich der „Zoll- und Handelsverein der thüringischen Staaten", am folgenden Tage schon trat der junge Verband dem deutschen Zollvereine bei, indem er sich zu dem ganzen System der indirecten Steuern Preußens bekannte.

In all diesen Jahren eines hartnäckigen Kampfes, der mit seinen Wechselfällen und der Fülle kleinlicher Arbeiten die ganze Energie eines Mannes in Anspruch nehmen konnte, behielt C. Zeit und Kraft genug übrig, um auch in die inneren Verhältnisse seiner engeren Heimath fördernd einzugreifen. Die Vielseitigkeit seiner Interessen, sein Verständniß für Wissenschaft und geistiges Leben verwiesen ihn in das Cultusdepartement. Schon gleich nach seinem Eintritt in den weimarischen Staatsdienst hatte ihn Karl August mit der Verwaltung seiner Militärbibliothek und Landkartensammlung betraut, und als es galt, die Universität Jena aus ihrer tiefen Gesunkenheit zu neuer Blüthe zu erheben, fand der Herzog keinen geeigneteren Mann als ihn. In diesem Sinne verständigte sich C. im Februar 1817 über eine erhöhte Dotation für die Universität mit Gotha und wirkte seit dieser Zeit neben dem Gothaischen Bevollmächtigten v. Hoff als unermüdliches Mitglied der neu eingerichteten Immediatcommission, die die Schäden am Leibe der Hochschule zu heilen bestellt war und ihre Hauptaufgabe in einer durchgreifenden Regelung der veralteten Facultätsstatuten erkannte. Und als die gehässigen Demagogenverfolgungen die Universität mit neuem Niedergange zu bedrohen schienen, da war es C., der sich im Frühjahr 1819 an den Höfen von Baden und Hessen energisch für Jena verwendete. So mannichfache Verdienste blieben nicht unbelohnt, das Vertrauen seines Fürsten, das sich ungeschwächt von Karl August auf Karl Friedrich vererbte, erhob den thätigen Mann zu den höchsten Stufen des Weimarer Beamtenthums empor. 1806 wurde er Geheimsecretär, im December 1815 Geheimer Referendar mit dem Titel Legationsrath, 1818 Geheimer Legationsrath. 1831 wurde ihm das Amt des Vicepräsidenten bei der Landesdirection übertragen, das des ersten Präsidenten 1845. Im September 1849 endlich ernannte ihn der Großherzog zum Director im Departement des Innern. Sein alter Adel war ihm für sich und seine Nachkommen bereits beim Regierungsjubiläum Karl August's 1825 erneuert worden. Und noch ein anderer, schönerer Lohn war für seinen strebsamen, auf das Höchste gerichteten Sinn die Freundschaft des hoch verehrten Goethe. Angebahnt durch die beiderseitige Thätigkeit für die Universität und ihre Institute, gewann der Verkehr vertrauliche Formen, seitdem Goethe infolge eines gemeinschaftlichen Badeaufenthaltes in Karlsbad im Mai 1820 und in Marienbad im August 1821 in dem fähigen Arbeitsgenossen auch den geistreichen Menschen schätzen gelernt hatte, der das exacte Gebiet geologischer Forschung mit derselben Liebe wie die schönen Künste der Litteratur und Musik umfaßte. In Conta's und des Ministers v. Gersdorff Hände hat Goethe nach dem Tode Karl August's seine Verpflichtung dem neuen Groß-

herzog gegenüber am 14. Juni 1828 niedergelegt. In langjährigem Briefwechsel, veröffentlicht durch den Verfasser dieser Lebensskizze im Goethe-Jahrbuch 1901, hat die Freundschaft zwischen Dichter und Staatsmann vielseitigen Ausdruck gefunden. Eine Lungenentzündung setzte am 27. December 1850 diesem thätigen, voll ausgenutzten Leben ein Ziel.

Benutzt sind Notizen des Weimarer Oberbibliothekars Paul v. Bojanowsky.

Max F. Hecker.

Cordemann: Friedrich C., königlich preußischer Generalmajor, der letzte Chef des Generalstabes der königlich hannoverschen Armee, am 14. Juni 1812 zu Lauenau, einem Flecken unweit der Stadt Hannover, geboren, trat am 21. September 1828 als Cadett bei der Artillerie in den Dienst und wurde am 5. Juli 1831 zum Secondlieutnant befördert, aber bereits am 1. October 1836 zur Generalstabsakademie commandirt und 1840 in den Generalstab versetzt, welchem er, ohne in die Front zurückzukehren, bis zu seinem Scheiden aus dem activen Dienste angehört hat. In dieser Eigenschaft nahm er 1848 und 1849 an den Kriegen gegen Dänemark in den Hauptquartieren der Generale Halkett (s. A. D. B. X, 412) und Wyneken (XLIV, 398) Theil. Als im Juni 1866 der Kampf gegen Preußen bevorstand und König Georg V. gerathen fand, die militärische Oberleitung in jüngere Hände zu legen, ernannte er C., unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst, an Stelle des Generals v. Sichart (s. A. D. B. XXXIV, 146) zum Chef des Generalstabes der Armee. Als solcher stand er dem General v. Arentsschildt (s. A. D. B. XLVI, 33) zur Seite, hat aber eine hervorragende Thätigkeit nicht entwickelt. Im Laufe seines meist im Bureau und auf dem Lehrstuhle zugebrachten Dienstlebens hatte er Frische und soldatischen Unternehmungsgeist eingebüßt, dazu neigte er zur Schwarzseherei, jüngere Kräfte und des Königs politische Rathgeber drängten ihn in den Hintergrund. Als die Capitulation von Langensalza in Kraft getreten und das Königreich Hannover von Preußen annectirt war, gehörte er zu den höheren Officieren, auf deren Bitte König Georg am 24. December 1866 seine Officiere ihres Eides entband und sie ermächtigte, in anderweite Militärdienste zu treten. C. wurde nun, seinem Wunsche entsprechend, in das preußische Heer übernommen und als Oberst dem Generalstabe aggregirt, schied aber schon am 4. Februar 1869 aus. Als im nächstfolgenden Jahre gegen Frankreich mobil gemacht ward, fand er als Etappeninspecteur des X. Armeecorps von neuem Verwendung, erhielt den Charakter als Generalmajor, wurde nach Beendigung der Feindseligkeiten Commandant von Nancy, trat im Sommer 1871 zum zweiten Male in den Ruhestand und starb am 18. April 1891 zu Coburg, wohin er sich zurückgezogen hatte.

v. Löbell, Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, XVIII. Jahrgang, 1891, Berlin.

B. v. Poten.

Cordes: Johann Heinrich Karl C., der Wiederbegründer der lutherischen Tamulenmission, wurde am 21. März 1813 zu Betzendorf bei Lüneburg geboren. Der Vater, unter den rationalistischen Pfarrern jener Zeit einer der edelsten, der nie die von der Schrift bezeugten Heilsthatsachen geleugnet, ja sogar am Charfreitag den Sohn in ergreifender Weise auf den Tod des Herrn hinweisen konnte, suchte den begabten Knaben nach Kräften auszubilden, konnte ihn aber nicht wie die älteren Kinder auf höhere Schulen schicken. Er wurde Buchhändler und kam als solcher 20jährig nach Freiberg in Sachsen, wo er an dem Frühling des wiedererwachenden religiösen und kirchlichen Lebens theilnehmen sollte. Zwar unter den jungen Theologen in und um Freiberg, denen er sich anschloß, war nur einer, Linke († 1878 als

Pfarrer in Nemt), der ihm die rechte Antwort geben konnte auf die seine Seele bewegenden Fragen, aber durch die Schriften von Höfling, Boos und anderen Zeugen der Gerechtigkeit ward es hell in seinem Herzen, und bald erstand die alte Liebe zur Theologie in ihm in neuer Gestalt als Liebe zur Mission. An freien Tagen wanderte er gern von Freiberg nach Dresden, um hier Gemeinschaft zu pflegen mit entschiedenen Freunden des Evangeliums und der Mission. Aber in die um jene Zeit von sächsischen Missionsfreunden gegründete Missionsschule zu Grünberg einzutreten, wie es seines Herzens Wunsch war, hinderte ihn der Wille seines Vaters, der sich noch nicht in des Sohnes „neuen" Glauben finden konnte. C. selbst schreibt von dieser Zeit: „Durch schwere äußere und innere Erfahrungen bin ich auf den hingewiesen, der allein helfen kann, und für sein Evangelium vorbereitet. In das von heftigen Gewitterstürmen bewegte Herz fiel nun plötzlich der Same des Evangeliums. Zuerst wurden meine Vorurtheile beseitigt durch Professor Höfling's Büchlein ‚Der wahrhaft historische und der fälschlich sogenannte Mysticismus'; dann wirkten besonders Hofacker's Predigten und Martin Boos' Lebensgeschichte in mir eine gründliche Erkenntniß der Sünde und des rechtfertigenden Glaubens und zwar so schnell, daß mein Freund, der mir diese Bücher empfohlen hatte, erstaunte über die rasche Entwicklung meines inneren Lebens. Aber mein Vater, den ich meinen Wunsch aussprach, Missionar zu werden, erschrak über meinen Brief und sein Superintendent bedauerte ihn und mich, weil ich ein Schwärmer geworden sei". Doch wenn auch C., dem Willen des Vaters gehorsam, nicht in den Missionsdienst trat, so ließ er sich doch von seiner „Schwärmerei" nicht abbringen und durfte doch auch nach nicht gar langer Zeit erleben, daß sein Festhalten an dem für recht erkannten Wege auch seinen Vater gewann. Bei einem seiner Besuche in Dresden hatte er den Judenmissionar Hausmeister kennen gelernt und durch diesen erhielt er Stellung bei einem christlichen Buchhändler in Straßburg. Die Reisen, die er in dessen Auftrage zu machen hatte, führten ihn auch nach Basel. Der Besuch des dortigen Missionshauses rief von neuem in ihm den Wunsch wach, Missionar zu werden, aber er erkannte doch, daß ihm der Eintritt in die Baseler Mission nicht mehr möglich sein werde. Aber gerade um diese Zeit erhielt er die Nachricht, daß der Dresdener Missionsverein seine Verbindung mit Basel gelöst und sich als selbständige evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft constituirt habe. Und als er nun noch einmal um seines Vaters Zustimmung bat, erhielt er ein freudiges Ja, da dieser selbst inzwischen ein „Schwärmer" geworden war.

1837 trat C. in das neubegründete Missionsseminar in Dresden ein, wo er zugleich mit sechs anderen Zöglingen, die später zumeist nach Australien gesandt wurden, in der kirchlichen Theologie treulich unterwiesen wurde. Dann ging er noch nach Erlangen, wo ihm besonders Rückert und das Raumer'sche Haus zum Segen wurden. Nachdem er in Greiz die Ordination empfangen, wurde er am 2. März 1840 in der Waisenhauskirche zu Dresden abgeordnet mit dem Auftrage, auf dem alten Missionsfelde der lutherischen Kirche in Ostindien sich selbst eine Wirksamkeit zu suchen. Nachdem er Abschied genommen von dem greisen Vater und geliebten Geschwistern trat er den langen Weg an ins ferne Land und zwar ganz allein. Man hatte ihm einen Bruder mitgeben wollen, aber es kam nicht dazu und auch in dem unbekannten Lande erwartete ihn kein Bruderherz. Ja, es war noch völlig ungewiß, ob sich dort je eine Thür für ihn aufthun werde. Doch der Herr hielt seine Seele aufrecht. „Mit dem schwächsten seiner Werkzeuge wollte Er etwas Großes anfangen, damit die Ehre allein sein sei", wie C. später selbst bekennt. Während eines

längeren Aufenthalts in England erfuhr er zwei wunderbare Lebensrettungen. Von einem hohen Dache herab stürzte ein Balken nur ein Haar breit hinter ihm zu Boden und ein Stein aus der Schleuder eines Straßenjungen traf ihn mit solcher Gewalt, daß das Auge mehrere Tage zugeschwollen war. Aber die rettende Hand des Herrn war doch noch näher und trieb ihn zu dem Ausrufe: „Ach, wäre ich dir immer so nahe als du mir bist, mein Heiland, wie selig wäre ich!" Endlich nach fünfmonatlicher Seereise landete er in Madras. Aber nun trat ihm die ganze Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe so sehr vor die Seele, daß er zaghaft werden wollte, bis er sich endlich an dem 60. Psalme, dem Kriegsliede des Volkes Gottes, wieder aufrichtete. Von allen Seiten wurde ihm abgerathen, doch ja nicht wieder auf Grund des lutherischen Bekenntnisses eine Missionsthätigkeit zu beginnen. Die glänzendsten Anerbieten wurden ihm gemacht, wenn er in den Dienst der englischen Mission treten wollte, aber er ließ sich durch nichts abbringen von der ihm gestellten Aufgabe. Von dem damaligen einzigen Pastor sämmtlicher Trankebarer Gemeinden, dem Dänen Knudsen, freundlich willkommen geheißen und zur Mitarbeit aufgefordert, gewann er bald die Ueberzeugung, daß Trankebar wirklich „der Herd sei, von dem aus die lutherische Missionsthätigkeit in Indien auszugehen habe, da hier noch vor aller Augen deutlich dastand das kirchliche Gerüst von den alten Glaubensvätern aufgerichtet: das lutherische Bekenntniß, der kleine tamulisch-lutherische Katechismus, das schöne tamulisch-lutherische Gesangbuch, rein lutherischer Ritus bei Taufe, Abendmahl und Trauung". So folgte C. denn mit Freuden dieser Aufforderung und erhielt auch bald von der Regierung die förmliche Erlaubniß, mit einzutreten in die Arbeit der königlich dänischen Mission und dann sogar auf dänischem Gebiete in dem benachbarten Poreiar ein eigenes Seminar zu errichten und selbständig zu leiten. Die Freunde in der Heimath geriethen freilich in nicht geringen Schrecken, als ihr Missionar seinem Werke gleich solche Ausdehnung gab, aber dieser ließ sich nicht irre machen, sondern schrieb: „Wir weihen der Mission unser Leben, zunächst zur Arbeit und wenn es Gottes Wille ist, auch zum Opfer; mehr können wir nicht. Es fragt sich aber, ob die christlichen Brüder zu Hause lieber unser Leben und unsere Kräfte oder ihr Geld dem Herrn opfern wollen. Mögen sie das bedenken. Einmal ist Trankebar von Deutschland verlassen worden, möge es nicht zum zweiten Male geschehen!"

Doch die Verbindung mit der dänischen Mission hatte auch ihre Schattenseiten. Wie schon Ziegenbalg und die älteren Missionare oft schmerzlich ihre Abhängigkeit von dem dänischen Gouverneur erfahren hatten, so mußte auch C. darunter seufzen, besonders seit P. Knudsen durch Kränklichkeit genöthigt wurde, in die Heimath zurückzukehren. Ja, die Schwierigkeiten schienen den beiden 1843 und 1844 angekommenen Missionaren so groß, daß sie im Telugulande eine neue Mission anzufangen beschlossen. Dieser Entschluß traf C., der so lange sich nach einem treuen Mitarbeiter gesehnt hatte, wie ein Blitz — aber er für seine Person hielt es doch für seine Pflicht noch auszuharren, und wie hat der Herr dieses sein geduldiges Ausharren, diese seine Treue gesegnet! Hauptsächlich, ja, soweit Menschen urtheilen können, nur dieser seiner Treue ist es zu danken, daß, als im J. 1845 die Trankebarer Gemeinden den von ihnen oft überschätzten Schutz der dänischen Regierung verloren, diese doch nicht einer englischen, sondern der lutherischen deutschen Missionsgesellschaft überwiesen wurden und zwar auf ihre eigene ausdrückliche Bitte, „um nicht auch im Geistlichen zu verlieren, wie sie im Weltlichen verlieren müßten durch den Verkauf Trankebars" und dies, obwol C. nicht

über so reiche Geldmittel zu verfügen hatte wie die englischen Missionare und schon einen Anfang mit der Kirchenzucht gemacht hatte.

Auf dem Missionsfeste zu Dresden konnte er über den Erfolg der sieben ersten Jahre seiner Thätigkeit in Indien berichten: „Aus dem alten erstorbenen Stamme der Trankebarschen Mission ist schon manches neue Lebensreis aufgesprossen; auch haben wir manches Reis aus dem wilden Stamme des Heidenthums der Lebenswurzel Christi einpflanzen dürfen; etwa 300 Seelen sind von uns getauft, 6 Gemeinden sind gewonnen und das Missionsgebiet unserer Kirche in Indien hat sich nicht etwa nur ums Zehnfache, sondern bis auf ungeschlossene Grenzen hin erweitert. Und in diesen Gemeinden gibt es manche erweckte Seelen, die wirklich begierig sind nach dem reinen seligmachenden Worte, die um des reinen Wortes und Sacramentes willen noch etwas leiden und irdische Vortheile ausschlagen, die in Sünden- und Todesnoth sich Christi getrösten und durch ihr Leben sich ihm dankbar zu erzeigen bemühen".

Im October 1849 zog C. zum zweiten Male in Trankebar ein, begleitet von der ihm in der Heimath angetrauten Schwester des damaligen Missionars Mylius (seine erste Frau war die Tochter des letzten der alten lutherischen Missionare in Ostindien, Kämmerer, gewesen), freudig begrüßt von seiner Gemeinde, die er nun abermals acht Jahre mit Wort und Sacrament bediente. Allerdings konnte er hier seines Amtes als Missionar weniger warten als die übrigen Brüder, die mitten unter den Heiden lebten oder doch diesen zum ersten Male die frohe Botschaft von Christo brachten; er hatte vorwiegend die schon für den Herrn gewonnenen Seelen zu pastoriren und konnte bei den Heiden Trankebars nicht mehr auf großen Erfolg rechnen, da sie schon seit Jahrzehnten das Evangelium kannten und sich meist gegen dasselbe entschieden hatten. Und noch mehr wurde seine Thätigkeit unter den Heiden beschränkt, als er 1854 zum „stehenden Präses" der indischen Missionsconferenz und 1857 zum „Senior" ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er die ganze Mission im Auftrage des heimathlichen Missionscollegiums zu leiten hatte. 1858 riefen ihn die unglückseligen Kastenstreitigkeiten, die sich hauptsächlich an den Namen Ochs knüpfen, zum zweiten Male in die Heimath. 1860 hatte er die Freude, die Erstlinge der tamulischen Kirche, die Candidaten Nallatambi und Samuel, von denen ihm besonders der letzte als Schüler und Gehülfe nahe stand, zum Predigtamte ordiniren zu können. 1865 durfte er sein 25jähriges Amtsjubiläum feiern, bei welcher Gelegenheit die eingeborenen Christen erklärten: „Dies Fest müssen wir ordentlich feiern; es ist ein Freudenfest für unsere ganze Mission. Wäre Herr Cordes nicht hergekommen, wer weiß, ob es nur eine Spur lutherischer Mission im Tamulenlande gäbe". In diesem Jahre wurden mehr als 600 Heiden getauft. Bald nach diesem Freudentage, bei welchem er alle Ehre von sich wies, mußte er wieder ein Opfer bringen, nämlich auf dringenden Rath des Arztes seine Frau mit den beiden jüngsten Kindern in die Heimath senden; dann erkrankte er selbst wiederholt; als Frau und Tochter Ende 1867 zurückkehrten, erkannten sie ihn nicht wieder, so sehr war er gealtert. 1868 begleitete er den Missionsdirector D. Hardeland noch auf seiner großen Visitationsreise durch das ganze Gebiet der Mission, dann fühlte er seine Kraft immer mehr schwinden und brach endlich ganz zusammen. Seinen letzten Jahresbericht, den er nur mit Mühe fertig brachte, schloß er mit den Worten: „Ob ich in diesem Jammerthal noch lange wallen oder bald heimkehren soll, will ich dem Herrn anheimstellen. Er wird seine Sache gewiß nicht lassen und wohl größeren Segen schenken, wenn erst eine neue bessere Kraft an meine Stelle getreten ist. Die Spuren Immanuels

werden in unserer Mission nicht aufhören, denn er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. Ich aber will mir an seiner Gnade genügen lassen wie St. Paulus, ja vielmehr wie der Schächer am Kreuze".

Wider alles Erwarten erholte er sich jedoch in der Heimath nochmals. Er selbst wollte gern wieder zu seinen Tamulen, doch die Leiter der Mission hielten ihn in der Heimath für nützlicher und er selbst sagte sich doch auch, daß in Indien eine baldige Wiederkehr des alten Uebels wahrscheinlich sei. Und so hat er dann noch 15 Jahre lang am Missionshause zu Leipzig gewirkt als Mitglied des Missionscollegiums, Lehrer der Zöglinge, Redacteur des Missionsblattes und helfender Berather des Directors. 1887 nöthigte ihn jedoch anhaltende Kränklichkeit, um seine völlige Emeritirung zu bitten. Er zog sich nach der Lößnitz bei Dresden zurück, wo er noch die Feier seiner 50jährigen Abordnung zum Missionsdienste erleben durfte. Ein Jahr nach dieser seltenen Feier wurde er vom Schlage getroffen, der sich Anfang März 1892 wiederholte. Sein Sterben war wie sein Leben; still und sanft, im gläubigen Aufblick zu seinem Herrn entschlief er am 9. März 1892, an demselben Tage, an welchem er 52 Jahre zuvor Abschied von der Heimath genommen und 51 Jahre zuvor von Madras nach Trankebar aufgebrochen war. Als die pflegende Schwester ihm im letzten Stündlein vom Heimgehen redete, setzte er hinzu: „ins rechte Vaterland"; auf die Frage des Ortsgeistlichen, ob er das, was er den Tamulen gepredigt, was St. Paulus durch Gottes Geist verkündigt, was Vater Luther gelehrt, auch im letzten Stündlein festhalte und sein Vertrauen auf die Gnade setze, antwortete er wie einst der sterbende Luther: „Ja".

Das Missionscollegium bezeugte dem „Vater" der Tamulenmission: „Von dem Tage an, da er in das Missionsseminar zu Dresden eintrat (April 1837) bis zu seinem letzten Athemzuge gehörte sein ganzes Lebensinteresse, sein Denken und Handeln, sein Ringen und Streben der Sache der Mission. Sein treues Festhalten an dem Worte Gottes und dem lutherischen Bekenntniß, seine weitherzige Liebe gegen Jedermann und freundliche Geduld mit den Schwachheiten eines heidnischen Volkes mit fremden Sitten und Gebräuchen, sein demüthiges Achten auf Gottes Fingerzeig bei allen Unternehmungen, sein historischer, conservativer Sinn, sein klarer Blick und nüchternes Urtheil bei der Lösung schwieriger Fragen haben viel dazu beigetragen, unserer Mission ihr eigenthümliches Gepräge zu geben. Darum wird sein Andenken hier und draußen immer in Segen bleiben". Hardeland (Zittau).

Cornelius: Karl Sebastian C., Professor für Physik, geb. am 14. Novbr. 1819 zu Renshausen in Niedersachsen, † am 5. Novbr. 1896 zu Halle a. S. C. studirte in Göttingen und Marburg Naturwissenschaften und Philosophie und habilitirte sich 1851 in Halle, nachdem er eine Reihe von Jahren hindurch nur seinen Studien gelebt hatte. In seiner Wissenschaft hatte C. eine Sonderstellung. Trotzdem er Docent für Physik war, lag der Schwerpunkt seines wissenschaftlichen Schaffens nicht so sehr in seinen physikalischen Leistungen, als in seinen Forschungen zur Philosophie. In der Philosophie war C. Schüler und Parteigänger Herbart's. Er verfolgte in seinen philosophischen und besonders in den psychologischen Schriften das Ziel, die philosophischen Doctrinen mit den Ergebnissen und Anschauungen der Naturwissenschaften in enge Beziehung zu setzen. Seine Arbeit ist für die Psychologie dadurch sehr fruchtbar geworden, daß er, wie nur wenige seiner älteren Fachgenossen, in der Physik und Physiologie und zugleich in der Psychologie heimisch war. Entsprechend der ungewöhnlichen Breite des Arbeitsfeldes Cornelius' ist auch sein litterarisches Schaffen vielseitig. Die Reihe seiner wissenschaftlichen Ar-

beiten eröffnete C. 1850 mit der Abhandlung „De fluido electrico in rerum natura statuendo“. Dieser folgte 1855 der „Versuch einer theoretischen Ableitung der magnetischen und elektrischen Erscheinungen“, in denen er eine neue Theorie der Elektricität und des Magnetismus entwickelt. Gleichfalls die theoretische Physik betrifft Cornelius' Buch „Ueber die Bildung der Materie aus ihren einfachen Elementen“ vom Jahre 1856. Er tritt darin für die atomistische Lehre ein, aber nicht im Sinne der gröberen physikalisch-chemischen Auffassung. Er will vielmehr nach dem Vorgange von Faraday die Atome als materielle, aber ausdehnungslose Kraftcentren betrachtet wissen. Ueberragt werden an wissenschaftlicher Bedeutung die bisher vermerkten Schriften Cornelius' durch seine 1861 erschienene „Theorie des Sehens und des räumlichen Vorstellens vom physikalischen, physiologischen und psychologischen Standpunkte“. Der Werth des Werkes besteht zu einem wesentlichen Theile in der Vollständigkeit, mit der C. die zahlreichen Elemente zur Psychologie des Sehens aus verschiedenen Gebieten zusammengetragen und einheitlich geordnet hat, zum andern Theile ist wichtig, was C. zur Erklärung der schwer zu deutenden räumlichen Wahrnehmung beibringt. Er erklärt die räumliche Wahrnehmung aus der Muskelthätigkeit, insbesondere bei der Accommodation und Einstellung des Auges und den daraus entstehenden Empfindungen, die sich reihenweise mit den Lichtempfindungen verbinden. Er ergänzte das Werk später durch eine kritische Studie, in der er die einschlägigen Arbeiten von Hering, Classen, Meißner u. A. bespricht. In das Gebiet, das C. zuerst mit seinem Buche „Ueber die Bildung der Materie“ betrat, kehrte er 1866 zurück, indem er „Grundzüge der Molekularphysik“ erscheinen ließ. Er strebte an, damit die Ergebnisse der neueren Physik und Chemie mit der Herbart'schen Monadologie in Beziehung zu setzen. Er stellte sich aber dabei in Gegensatz zu der modernen Molekularphysik, dadurch, daß er im Gegensatze zu den Pflegern dieser eine „gegenseitige Durchdringung der Atome“ annimmt. Allgemeine Beachtung fand Cornelius' Buch „Ueber die Entstehung der Welt“. Es verdankt seine Entstehung einem Preisausschreiben der „Zeitschrift für exacte Philosophie“. Die Bedeutung der Schrift liegt in der Kritik, die C. an den Lehren über Entstehen und Entwicklung übt. Am meisten betreffen sie den Darwinismus. Zu vermerken sind noch Cornelius' Hülfsbücher für den Unterricht in der Meteorologie und der physikalischen Geographie, seine Bearbeitung des Volkmann'schen Lehrbuches der Psychologie und eine Reihe von Abhandlungen über philosophische und naturwissenschaftliche Kernfragen, wie die Beziehungen von Leib und Seele, die Evolution, das Energiegesetz, die Teleologie.

Leopoldina 1896.

Corner: Jacob C. aus Harzgerode, verfaßte um 1565 als Schulmeister zu Heckstedt (Hettstedt bei Aschersleben) eine deutsche Schulkomödie „Apelles, eine schöne Historia wider die Verleumbder“ und ließ diese wenige Jahre später, als er Pfarrer zu Güsten geworden war, zu Frankfurt a. M. (durch Nicolaum Basse 1569, $6^3/_4$ Bogen 8^0) drucken. Er übertrug hier ein schon 1531 von dem Frankfurter Rector Jacob Micyllus geschriebenes, aber erst nach seinem Tode zusammen mit seinen Sylvae (Frankfurt, Peter Brubach 1564, S. 577) veröffentlichtes lateinisches Stück „Apelles Aegyptius seu calumnia“, das auf ein in Lucian's Schrift von der Verleumdung (3, 127 R.) beschriebenes Gemälde des berühmten Malers zurückgeht. Hatte schon vorher die von Leo Battista Alberti in seinen Tractat von der Malerei (1435) hinübergenommene Lucianstelle hervorragende Künstler wie Botticelli, Rafael, Mantegna, Dürer zu einer Reconstruction jenes allegorischen Bildes angeregt, so versuchte Micyllus die ziemlich unwahrscheinliche Entstehungsgeschichte des-

selben zu dramatisiren, die Lucian gleichfalls berichtet. Apelles wird von seinem neidischen Fachgenossen Antiphilus beim König Ptolemäus der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtigt und eingekerkert; die eigentliche Intrigue aber fädelt die ‚meretrix Diabole' ein, und die Befreiung des Unschuldigen wird von Frau Wahrheit und Frau Reue bewirkt. Micyllus hat also nicht ungeschickt die Allegorien des Bildes unter die wirklichen Personen der Handlung eingemischt. Corner's Uebersetzung ist ausführlich und anschaulich; wo eine wörtliche Wiedergabe steif wirken würde, hilft er sich oft glücklich durch deutsche Redensarten (Da leit der Hund begraben. Traw nicht zu vil; trew ist mißlich). Die Sprache ist rein, auch der Vers meist geschickt behandelt, weniger der Reim. Im Epiloge weist er auf andere Beispiele von der Macht der Calumnia aus der antiken, biblischen und Kirchengeschichte hin, wie er auch in der an den Rath zu Aschersleben gerichteten Vorrede (vom 18. November 1568) vor den gegenwärtigen Verleumdern der evangelischen Kirche warnt.

Goedeke, Grundriß² 2, 363. — Eine neue Verdeutschung von Micyllus' Apelles lieferte kürzlich Th. Vulpinus (Renard) im Jahrbuch f. Geschichte Elsaß-Lothringens 16, 211—256. — Vgl. noch R. Förster, Archiv f. Littgesch. 14, 343. 360 und Jahrbuch d. k. preuß. Kunstsammlungen 8, 29. 89 und 15, 27: „Die Verleumdung des Apelles in der Renaissance".

J. Bolte.

Cornicelius: Georg C., Maler, wurde an Goethe's Geburtstag in Frankfurts Nachbarstadt Hanau am 28. August 1825 geboren, als der Sohn eines geschickten Porzellanmalers, dem der Inspector der Hanauer Zeichenakademie, Konrad Westermayer, von Weimar überzusiedeln nahe gelegt hatte. Der junge C. besuchte letztere, dazumal durch gründlichen, langsam vorschreitenden Unterricht hervorragende Akademie 1838—48, erhielt bei deren Director Th. Pelissier, einem unproductiven Künstler, aber tüchtigen Lehrer, eine, später dankbar vermerkte solide technische und theoretische Malausbildung, wofür auch der nachherige Director K. Hausmann, Gust. Spangenberg, C. Fr. Deicker als seine Mitschüler zeugen. G. Cornicelius' frühe Selbständigkeit im Porträtfache erhellt aus den ihrer Zeit überall hin verbreiteten Bildnissen des Turnvaters Jahn und des 1848er Freischärlerführers C. Röttelberg, zugleich seine Anhänglichkeit an die demokratische Strömung jener Periode, die gerade in Hanau hochauf wogte. Der im ganzen gleichzeitige Umsturz, der von Belgien und Frankreich her gegen das Tote, das Steife der Nazarener und Cornelius-Anhänger in der deutschen Malerei eindrang, veranlaßte C. noch 1848 zum kurzen Besuche der unter Wappers stehenden Akademie zu Antwerpen. Aber hier studirte er, ebenso wie seit 1851 in Dresden, wo die Professoren wie die Studirenden des siegfriedhaft eindrucksvollen Jünglings Sicherheit in Galeriecopien wie in eigenen Entwürfen bewunderten, und 1853 kurz in Paris mehr für sich nach freier Beobachtung und classischen Vorbildern. Von letzteren fesselten und packten ihn, schon in Dresden, die Italiener am stärksten und anhaltendsten: zwei Mal stieg er, mit Station in München, über die Alpen, nach Verona, Florenz, Venedig. Nunmehr ließ er sich in der Geburtsstadt nieder, in dieser blieb er auf die Dauer und ward eine allgekannte Persönlichkeit, zumal sein starkes Heimathsgefühl ihn da bald festwurzeln ließ. Unablässig an sich arbeitend und modelnd, gelangte er zu stets sich steigernden Erfolgen, und letztere ermöglichten eine, glücklich ausschlagende Ehe, schließlich den Ankauf eines gemüthlichen Hauses, das Blumenbeete und junge Bäume umzirkten. 1872 wurde er Ehrenmitglied der heimathlichen Akademie, 1888 Titularprofessor. Bis zuletzt leitete C. Jahrzehnte hindurch eine viel frequentirte

Privatmalschule für Herren und Damen: so sind E. Bandell in Frankfurt a. M. eine Schülerin, der Emailmaler Hermann Gollner und der Marinemaler German Grobe Jünger von C.

Während einer länger als 50jährigen Wirksamkeit hat C. unaufhörlich an sich gefeilt, unermüdlich entworfen und verworfen, Halbvollendetes vernichtet, immer wieder sein Können und Schaffen auf sicherere Grundlagen gestellt. Die erhaltenen Studien- und Skizzenblätter zeigen das Erstere, die Thatsache, daß der reife Mann im Hanauer Landkrankenhause sich am Secirtische anatomische Präparate fertigte und mit einem Helfer, Assistenzarzt Dr. Rhön, eine Abhandlung über den Brustkorb veröffentlichte, seinen ständigen Vervollkommnungsdrang in der Theorie und Vorarbeit. Ernst und fest wie hierbei auch im allgemeinen Wesen, einfach und edel, hohen selbstgesteckten Zielen unverrückbar nachstrebend, überhaupt eine durchaus idealistisch gerichtete Künstlerseele, blieb er jedoch wegen seiner in kleiner Sphäre sich genügenden Eigenschaften den maßgeblichen Centren der deutschen Kunst und deren stimulirendem Wettbewerbe fern. Trotzdem fehlten Cornicelius' Erzeugnisse seit 1854 beinahe auf keiner der großen Kunstausstellungen in München, Berlin u. s. w., bis zum Sommer 1898, der letzten „Salon"-Saison vor seinem Tode. Seine zwei ersten größeren Bilder, von 1852, „Gretchen vor der Mater dolorosa" und „Luther, die Thesen anschlagend", kamen in die Hamburger Kunsthalle, „Maria Stuart" und „Christus mit der Samariterin" 1853 nach London. Im J. 1858 erregten „(drei) Musicirende Kunstreiterbuben" im Münchener Glaspalaste Aufsehen, in den 60er Jahren die Märchenbilder „Hänsel und Gretel", „Aschenbrödel", das große Figurenbild „Konrad von Marburg und die heilige Elisabeth" 1876 auf der Berliner, 1878 auf der Pariser, 1880 auf der Düsseldorfer Kunstausstellung, wo C. auch durch „Die sieben Raben" und „Kreuztragender Christus" vertreten war. Die schon 1869 abgeschlossene „Novize" brachte C. 1876 in die Münchener Jahresausstellung, und Albert Träger besang in seinem bekannten stimmungslyrischen Tone den Eindruck. Dieser war auch bei „Mignon" (1876) groß und zweifellos. Die Fähigkeit breiterer Anlage geschichtlichen Vorwurfs bekundete deutlich „Enzio und Lucia Viadogli im Gefängnisse", 1887 vollendet und in Berlin öffentlich vorgeführt. In die dortige Nationalgalerie wanderte 1889 das im Vorsommer im Münchener Glaspalast bewunderte Oelgemälde „Christus vom Satan versucht". Das Gebiet freierer Composition repräsentirt würdig z. B. die Zigeunergruppe „Fahrendes Volk" von 1883 im städtischen Museum zu Basel. C. starb am 9. December 1898 zu Hanau, vom Schlage gerührt, mit Pinsel und Palette in der Hand.

Eine unabhängige unaufdringliche Künstlernatur hat sich in C. während eines halben Jahrhunderts voll ausleben können. Ohne plötzlichen Durchbruch schlummernder Talente, aber auch ohne pausirende Risse in der Entwicklung, hat dieser ernste und denkende Künstler aus bewußter Kraft heraus rastlos mit seinem Pfunde gewuchert. Als großzügiger Historienmaler am bedeutendsten und wirklich hervorragend, schließt er da etwa die Gruppe Lessing, Piloty, Feuerbach, W. Lindenschmit würdig, dabei in voller Selbständigkeit, ab. Diese letztere gelangt insbesondere zur Geltung, indem er bei religiösen und geschichtlichen Themen ungesucht problemhafter Art in seinem Freimuth der Anschauung und Auffassung und einer starken Individualität wurzelt und das Innerliche sowie den specifischen Gehalt der dramatisch festgebannten Stoffe mit scharfer Idee zu neuem, dauerndem Dasein erweckt. Diese gedankliche Wirkung heben die formelle Einkleidung seiner Werke, die Peinlichkeit und selbstbeherrscherische Ruhe bei der technischen Ausführung und Ausgestaltung.

Darüber sagt sein Nekrologist Winkler, der persönlich sein Schaffen bis zum Ziele genau verfolgt hat: „Daß . . . die Farbe das Medium seiner Gedanken ist, das muß man in seinen Bildern selbst sehen . . . Der harmonische Einklang von Form und Farbe, von plastischer Modellirung und malerischer Apparenz ist mit einem souveränen Können behandelt. . . . Wenn der Künstler dabei Wirkungen tiefer, gesättigter, golddurchleuchteter Töne erzielt, wie wir sie bei alten Bildern bewundern, so ist das erarbeitetes Gut, künstlerisches Resultat.“ Die Bildnißkunst war nun noch ein energisch gepflegtes Sondergebiet von C., wofür außer Hanau besonders Frankfurt a. M. eine abwechslungsreiche Menge von Exemplaren ersichtlicher Eigenart und Vertiefung darbietet: eine mannichfaltige Serie von Leistungen privater Bestimmung, deren Endzweck nirgends die Beobachtung abirren, die differenzirende Kraft der Charakteristik vernachlässigen läßt. Sein localer Ruf als Porträtist sitzt heute fest, während die freien Kinder seiner Phantasie ihm im Urtheile der Kunstkenner und Kunstforscher einen unanfechtbaren Posten errungen haben. Der sogenannten „Moderne“ gegenüber stand er frei und nicht eben freundlich, mochte er auch einem echten, ehrlichen, abgeklärten Realismus oft und wieder, im „Genre“ mit Humor, gehuldigt und seine schönsten Seiten entlehnt haben.

Das Factische im Vorstehenden meist nach Dr. A. Winkler's, Secretärs der königl. Zeichenakademie zu Hanau, schöner kenntnißreicher Würdigung im „Hanauer Anzeiger“ Nr. 290 vom 13. December 1898. Wichtig ist ferner der Katalog zur „Kollektivausstellung“, die der Hanauer Kunstverein vom 19. Februar bis 5. März 1899 von 86 Oelgemälden, 12 Aquarellen, 74 (68) Zeichnungen des Nachlasses und 108 Bildern aus Privatbesitz veranstaltete; dieser Katalog läßt Cornicelius' Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit erkennen und überblicken, er trägt auf dem Titelblatt ein scharfes Porträt des hochstattlichen alten Turners (Selbstbildniß von 1877 besitzt Director Frd. Fischbach in Wiesbaden). Einzelne Angaben dieses Artikels durch Ernst J. Zimmermann, Akademielehrer in Hanau, und die Wittwe, die auch Gedrucktes zugänglich machten. (Müller-Singer, Künstler-Lexikon I s. v.)

Ludwig Fränkel.

Correns: Erich C., Porträt- und Genremaler, geboren am 3. März 1821 zu Köln a. Rhein,, war als der Sohn eines Appellationsgerichtsrathes zum Juristen bestimmt, fand aber durch den Maler Everhard Bourel, welcher am Gymnasium als tüchtiger Zeichnungslehrer fungirte, die rechtzeitige Pflege seiner Kunstbegabung. Während C. zu Bonn dem Studium der Jurisprudenz oblag, zeichnete und lithographirte er Studentenporträts und andere Compositionen, welche bei seiner Uebersiedlung nach München als offener Geleitsbrief für seinen künftigen Künstlerberuf galten. Indeß vertauschte C. die Isarstadt bald wieder mit dem fröhlichen Heidelberg, wo er das heitere Studentenleben in Bildern festhielt, welche ebenso beredt wie J. Victor v. Scheffel's „Gaudeamus“ diese sonnigen Tage abschildern, wie sie auch O. v. Redwitz in seinem „Hermann Stark“ in so fesselnder Weise der Nachwelt überlieferte. Zu Köln hatte C. schon früher die Bildnisse des dortigen Anwalts Richard v. Hontheim und F. C. Freiherrn v. Mering (1843), des Pädagogen Fr. Christ. Kapp, des nachmals im Frankfurter Parlament vielgenannten Franz Raveaux (1844) gezeichnet, auch sein eigenes Conterfait (lithographirt von Jenichen) und in dankbarer Erinnerung die Figur seines ersten Lehrers Everhard Bourel (1847, gedruckt bei C. Meißner in Bonn) und viele andere. In München verkehrte C. mit dem Landschaftsmaler Aug. Löffler, welcher sich damals schon zu seiner Orientfahrt rüstete, mit dem Bildhauer Hans Gasser aus Wien, dem Maler Ludwig Thiersch, dem wackeren Julius Zimmermann: sie schlossen ein

Componirkränzchen, wohin jeder seine neuesten Sachen brachte und sich mit der Kritik wahrhafter Freunde behalf. Correns, der nicht nur ein Stab und Trost für seine alte Mutter war, sondern auch mit zärtlicher Fürsorge an seinem jüngeren Bruder hing, lithographirte viele Porträts, darunter etliche Philhellenen und einen ganzen Cyclus aus der Gesellschaft „Alt-England". Bald hatte sein Name — ein Bildniß in geistreicher Bleistiftzeichnung erschien 1847 zuerst im Kunstverein — einen guten Klang auch in den für einen Neuling schwer zugänglichen höheren Kreisen, man verlangte Miniaturporträts und Aquarelle von ihm, worunter dem Maler in ersterer Technik ein Bildniß der Königin Marie (1849,) in letztgenannter Manier ein Porträt der Gräfin v. Quadt-Isny und des Dichters Oskar v. Redwitz zu neuem Ruhme gereichten. Jetzt erst eilte C., wie plötzlich von einer gelinden Angst überrieselt, als sollte er etwa mit solchen „Düpfeleien" sein ganzes Leben versplittern müssen, in die Schule des seiner Zeit coloristisch weit voraus arbeitenden liebenswürdigen Professors Karl Schorn (1802—1850), wo er die beiden Piloty im vollen Zuge fand, dazu Anselm Feuerbach, Thiersch, Willich, Jos. Molnár u. a. C. begann jetzt erst in Oel zu malen; es machte ihm Vergnügen; rasch ging es vorwärts. Als er etliche Jahre darauf von einem Ausfluge nach seiner Heimath zurückkehrte, überraschte er das Publicum durch die zu Köln gemalten Porträts, darunter in erster Reihe das Bild der Frau La Valette und des Bankiers Stein. Nun wollte alles von ihm gemalt sein und C. that, trotz seiner minutiösen Ausführung und der liebevollsten Durchbildung des Details, sein möglichstes, den an ihn gerichteten Anforderungen gerecht zu werden. Er malte beispielsweise eine Jagdgesellschaft für Freiherrn v. Malsen, von ungezierter und freier Gruppirung, worüber C. die Genugthuung erfuhr, daß ein Kritiker das Ganze für ein beliebiges Genrestück, etwa nach dem Vorbild von L. Knaus „Ein Fest im Walde", erklärte und darüber vergaß, daß alle Personen, nebst den Hunden, nur aus Porträts bestanden; dann die Erbprinzessin Helene von Taxis und ihren Gemahl, überhaupt alle Glieder der Familie des Herzog Maximilian in Baiern, die Herzogin von Sachsen-Meiningen, das durch Ingenmay's Lithographie vervielfältigte Porträt der schönen Gräfin Arco-Valley und das große Familienbild des genannten Hauses, ein ganz à la van Dyck gehaltenes Bildniß der, als Malerin hervorragenden Gräfin Marie v. Pocci und, damals noch eine unerhörte Leistung, nach einem verblichenen Daguerrotyp die verstorbene Lady Granville, die Mutter des am 15. Juni 1902 zu Tegernsee verstorbenen Lord Acton. Nach ähnlichen Vorbildern malte C. auch das Bildniß der schönen Ada Geibel, der so frühe verstorbenen Gattin des Dichters (vgl. Nr. 36 Ueb. Land u. Meer 1884, LII, 723 und Litzmann: Emanuel Geibel 1887, S. 104). So gewann er nach dem Vorgang „König Maximilian im Kreise seiner Familie" (lithogr. v. J. Wölfle) plötzlich die ganze Crême der Aristokratie unter seinen Pinsel, man stritt ordentlich um das Vorrecht von ihm gemalt zu werden und fügte sich nur ungern in die einmal nach Tagen, Monaten und Jahren hinaus vorgesteckte Ordnung der Dinge, bis es C. satt bekam, immer nur „Gesichter" zu malen und seinen Unmuth darüber den verdutzten Originalen zu erkennen gab. Da lichtete sich endlich der Zudrang und die Masse verlor sich. Nur mit Mühe war es ihm inzwischen gelungen, eine lang herumgetragene Composition zu Heinrich Heine's „Wallfahrt nach Kevelaer" auf die Leinwand zu bringen. Bald folgten ein „Badendes Mädchen" und einige Genrebilder, ebenso eine liebliche religiöse Scene mit der unter einem Palmbaum rastenden „Madonna". Eine Menge Ideen wogten durch sein Haupt und drängten nach Form und Gestaltung, insbesondere war es die Landschaft welche ihn mächtig anzog,

darunter am liebsten Motive aus den vulcanischen, großartigen Gebilden des Eifellandes. Aber es wurde ihm nicht so wohl, nach seines Herzens freiem Willen schaffen zu können. Wieder pochten Porträts an seine Thür und ließen sich um so weniger abweisen, als C. mit einer hochbegabten Schülerin ein eigenes Heim begründet hatte. Inzwischen war im Gebiete der Porträtmalerei nach der früheren Periode, gegen welche C. selbst in verständige Opposition getreten war, ein neuer Umschwung und Rückschlag erfolgt: es kam jene antiquarische Liebhaberei, alles durch die Brille der späteren Niederländer zu sehen oder lieber gleich die Natur in größtmöglicher alltäglicher Nüchternheit nachzubilden. C., welcher das Einseitige dieser Manier nebst den unvermeidlichen Consequenzen fühlte, zog sich verstimmt zurück, zumal da selbst in jenen Regionen, welche seither seine unbestrittene Domäne schienen, ein langsam verkühlender Uebergang erfolgte. Je weiter die neue Methode zur Mode wurde, desto ängstlicher wich C. diesem angeblichen Realismus aus und verfiel dabei, ohne es vielleicht je zu bemerken, gleichfalls einem Dämon, einer süßlichen Eleganz. Aus diesem unerquicklichen Dilemma riß den Künstler endlich eine lang ersehnte Reise nach Italien, welche er mit seinem talentvollen Schüler Wilhelm Marc antrat; hier begeisterten seinen für die Farbe so empfänglichen Sinn aufs neue die Venetianer. Das aufrichtige Streben, ihnen näher zu kommen, trat in den historischen Bildern von C. zu Tage; darunter eine „Grablegung Christi", eine „Heilige Familie" und „Kain und Abel". Bei längerem Leben wäre es seinem regen Geiste leicht geworden, einen zwischen den hadernden Parteien liegenden Mittelweg zu betreten. Allein seine anscheinend blühende Gesundheit war durch ein tückisches Herzleiden untergraben, welches am 14. Juni 1877 sein Leben beendete. Sein letztes, unvollendetes Bild hätte einen „Versehgang" behandelt. Unter seinen zahlreichen Schülern standen ihm J. M. Ingenmay, Julius Jury und Wilhelm Marc am nächsten. Zu seinen älteren, durch Steindruck vervielfältigten Werken gehören die Bildnisse des herzoglich Leuchtenberg'schen Administrationsrathes Xaver Karl Berüff, des Reichsraths B. v. Niethammer (1847), Dr. Rottmund und Forstmeister Schenk (1848), der Herzog Maximilian von Baiern (erst in Civilkleidung und in Brustbild, dann an einem Baumstamm sitzend und Cither spielend, ersteres lithographirt von Hanfstängl, letzteres als Kniestück galvanographirt von Leo Schöninger), ebenso Joh. Petzmayer der Cithervirtuose, der Botaniker Fr. v. Ledebour, Ministerialrath G. v. Bezold, Frhr. v. Gumppenberg, Medicinalrath Dr. v. Schrettinger, König Maximilian II. (lithographirt von Piloty und Löhle), dann derselbe auf dem weitverbreiteten Familienbilde mit der Königin Marie und den Prinzen Ludwig und Otto im Schloßgarten zu Hohenschwangau (lithographirt von J. Wölfle), der Botaniker Hofrath v. Martius (1850), der Dichter Oskar v. Redwitz (gestochen 1851 von Schultheiß), Generalmajor v. Kretschmann (1852), General Graf Wilhelm v. Ysenburg (1853), Frhr. v. Schlettheim, Staatsrath v. Zenetti (1854) ꝛc.

Vgl. Nekrolog in Beil. 192 d. Allg. Ztg., 11. Juli 1877. Nr. 40. — Lützow's Zeitschrift, 13. Juli 1877, S. 644. — Reber Gesch. d. neueren Kunst. 1876, S. 641.

H. Holland.

Corvin: Otto Julius Bernhard v. C.-Wiersbitzki, als Mann des öffentlichen Lebens und Litterat (anfängliches Pseudonym ‚Otto von der Weiden', Verdeutschung des polnischen Wierzbicki) fast stets Otto v. Corvin oder einfach „Corvin", Politiker und Publicist, entstammte dem seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Ostpreußen begüterten und protestantischen Zweige eines alten vielverästelten polnischen Adelsgeschlechts angeblich magyarischen

(Matthias Corvinus u. s. w. im 15. Jahrh.?) und gar altrömischen Ursprungs. Geboren als Sohn eines Majors a. D. sowie Postdirectors — und einer geb. Mandel (Tante des Bildhauers Ed. Mandel) aus Stargard i. Pomm. — zu Gumbinnen am 12. October 1812, wuchs Otto unter den wechselnden Eindrücken des zur Scheidung führenden Zwistes der Eltern und der sittenlosen Unordnung des Vaterhauses in recht „polnischer Wirthschaft" auf. Nach des Vaters Tode im März 1822 nahm die Mutter den Gymnasiasten mit nach Halberstadt, wo ihr zweiter Gatte Joh. Bernh. Thiersch, der Dichter des ‚Preußenlieds' „Ich bin ein Preuße" (s. A. D. B. XXXVIII, 4), Oberlehrer am Domgymnasium war. Nach dessen noch zweijährigem Besuche erwirkten — der Nachlaß des verschwenderischen Vaters war bei der Auction verschleudert worden — der Klang des Namens Corvin im preußischen Heere, dazu Energie der Mutter und der adelstolzen Verwandten 1824 die Aufnahme ins Cadettencorps zu Potsdam. 1827 kam C. vorschriftsgemäß in das zu Berlin, erhielt auch durch dortige Angehörige Zutritt in höhere militärische und Beamtenkreise, wobei ihn vor allen, wie auch später, seines Vaters Schwester, reiche Wittwe eines Lehnsherrn v. Arnim, warm förderte. Von diesen seinen „glücklichsten" Jahren führte ihn das Patent vom 12. August 1830 als Lieutenant zum 36. Infanterieregiment ins „goldene" Mainz, wo er mit Leichtsinn und angeborener Lebenslust sich unter den Junggesellen der Besatzungsofficiere hervorthat in fidelem Treiben. Der aufoctroyirte Beruf stieß ihn bis 1833 mehr und mehr ab, theils infolge des Verkehrs mit den Kameraden Dichter Fr. v. Sallet (siehe A. D. B. XXXIII, 718) und späteren Publicisten F. W. Held (s. A. D. B. XI, 679), theils weil die Bekanntschaft mit dem diplomatischen Parteigänger des verjagten Herzogs Karl von Braunschweig Oberst v. Meyern-Hohenberg, der ihn aus egoistischen Gründen begönnerte, und gar der Wunsch, seine Braut Helene Cardini aus Rödelheim bei Frankfurt a. M. heimführen zu können, ihm eine befriedigende und auskömmliche Existenz nahelegten. Im Mai 1835 verließ er die kleine Festung Saarlouis, wo er den Schluß seiner Soldatenzeit garnisonirt hatte, und warf sich der freien Schriftstellerei in die Arme. Doch erntete er mit Novellen und Dramen 1835—37 keine Lorbeeren, verwerthete aber die virtuosenhafte Schwimmgewandtheit, vermöge deren er in Saarlouis das Militärbad organisirt und den Leuten förmliche Wasser- und Tauchspiele eingeübt hatte, in der „Anweisung zur Erlernung der Schwimmkunst" (1835, 3. Aufl. 1842), dem ersten, infolge der neuen Lehren in rascher Subscription eindringenden Leitfaden des Fachs. Uebrigens errichtete C. 1842 zu Leipzig in der Elster die erste ordentliche deutsche Schwimmanstalt, wo er sich eine, 1845 erst durch Kaltwasser-Gewaltcuren geheilte qualvolle Erkältung zuzog. Die Versprechungen Baron Meyern's realisirten sich nicht, obschon er C. mit an den Gothaischen Hof nahm (vgl. A. D. B. XXI, 645), wo er versuchte, ihn dort, sonst bei den Prinzen Ferdinand oder Albert, die die portugiesische bezw. englische Königin heiratheten, unterzubringen. Da er bei Mutter und Stiefvater — nun Gymnasialdirector in Dortmund — keinen Anhalt fand, wandte er sich Ostern 1837 nach Frankfurt a. M., wo ihn der kecke Wurf des ersten deutschen waidmännischen Journals, „Der Jäger. Zeitschrift für Jäger und Naturfreunde" (1838—42, mit dem tägl. Unterhaltungsblatt „Der Sonntagsjäger") und, ebenfalls ohne Vorgänger, eine Monatsschrift für Pferdezucht und -sport „Der Marstall" (1839—42) auf einen leidlich grünen Zweig brachten. Am 28. September 1839 konnte er so endlich seine opferwillige Braut heimführen, die ihm durch alle Widrigkeiten und Stürme eine ideale Genossin geworden ist. Sie übersiedelten dabei nach Hanau, Frühling 1840 nach Leipzig, wo C. seine Zeit-

schriften unter den Augen haben mußte. In Pleiß-Athen, damals noch mehr Buchhandelsmetropole, auch Sammelpunkt zahlreicher Pläne schmiedender Litteraten und Demokraten, rührte C. mit wachsender Geläufigkeit die Feder. Zu einem „Sporting-Almanach für 1844" und einem „Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde" für 1845/46 stellte er den Text großentheils selbst zusammen. In Corvin's engerer Tafelrunde, wie sie sich mit 14 Mitgliedern im ersten deutschen Litteratenverein krystallisirte, staken manche oben anrüchige Publicisten, die einen Kleinkrieg gegen Polizei und Bureaukratie führten. Gerstäcker, H. Laube, Rob. Heller, Kuranda, Saphir, E. M. Oettinger, Herloßsohn, Glaßbrenner, Moritz Hartmann, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, K. Beck, K. Biedermann, W. Jordan, Gust. Kühne, Rob. Blum, Hnr. Wuttke, Osw. Marbach haben damals in Leipzig mit C. verkehrt oder seinen Weg gekreuzt. Jedoch stieß C. wegen seiner der reformlüsternen Tagestendenz immer mehr Rechnung tragenden Schriften „Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II." (1841) und „Der niederländische Freiheitskrieg, nach den besten Quellen bearbeitet" (I. II. 1841/42, 1846 deutsch) — letztere vollständig nur holländisch in 6 Bänden 1847—49 zu Amsterdam erschienen und im Gebiete des Schauplatzes (‚de geleerd Wiersbitzki') hochgelobt — mit den Behörden ebensowenig zusammen, wie durch seine überaus heftige Sammlung „Historische Denkmale des christlichen Fanatismus" (1845), die an die Trierer Ausstellung des heiligen Rocks und des Vaters der deutsch-katholischen Bewegung, J. Ronge, Erstauftreten in Leipzig anknüpfte. Nur die litterarische Compagnie-Arbeit mit dem 1843 daselbst gelandeten Regimentsbruder Held brachte ihn in Reibung mit der Censur: das erste wohlfeile (1 Thlr. pro Jahr) politische Volksblatt „Die Locomotive" erreichte schnell 15 000 Abonnenten, bald aber Verbot, während ihre gleichfalls gemeinsame „Illustrirte Weltgeschichte für das Volk" (4 Bde., 1844—51) durch volksthümlichen Ton und Illustrationen binnen einiger Jahre auf einen Stereotyp-Absatz von vielen Tausenden kam, durch Baron Hjerta als Volksbuch schwedisch erschien und 1880/83 in 8 Großactavbänden seitens des Otto Spamer'schen Verlags als „J. W. f. d. V. Unter Berücksichtigung der Kulturgeschichte. Begründet von Otto v. Corvin und Fr. W. Held. Prachtausgabe. 2. Aufl., bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto v. Corvin [auf dessen Conto hier nur I.—II. Bd., das Alterthum, fallen], L. F. Dieffenbach, G. Diestel, Otto Kämmel . . . u. a." erneuert wurde. Da C. aus den nie abgerissenen Beziehungen mit v. Meyern, Karl von Braunschweig und dessen Pariser Secretär v. Andlau, die ihm litterarische Klopffechterei für Wiederherstellung des Herzogs zumutheten — C. redigirte und bevorwortete für v. Meyern das anonyme Buch „Herzog Carl und die Revolution in Braunschweig. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1830. [Angeblich] Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsmannes" (1843) und überwachte den Druck der von ihm sachlich berichtigten, im Auftrage Karl's 1844 erschienenen Verdeutschung des „verlogenen unwürdigen Machwerks" (A. D. B. XV, 285) „Charles d'Este" (frzs. 1836) — keinerlei dauernden Nutzen hervorblicken sah, zog er sich aus diesem Netze.

Auf der Suche nach guten billigen Bildern für seine geschichtliche Encyklopädie gerieth C. 1846 auf die Palmer'sche Glyphographie, die ermöglicht, anstatt der Holzschnitte um $^3/_4$ billiger von galvanoplastisch erzeugter Kupferplatte mit erhabener Zeichnung durch Druckerpresse Facsimile nebst einer Million Abzüge zu nehmen. Er vervollkommnete sie, gründete selbst eine Anstalt dafür und verbesserte auch das von ihm erfundene Verfahren, zu einem gegenüber älteren Mosaikarbeiten sehr geringen Preise höchst dauerhaft und vielseitig anwendbar galvanoplastisch Gold, Silber, Perlmutter, Schildpatt u. a.

in gravirbaren Metallplatten einzubetten: diese später im Kerker verfeinerte Technik (als „Corviniello" berühmt) verkaufte C. 1876 aus Nahrungssorgen an die Firma J. P. Kayser Sohn in Crefeld als Patent, die die betr. industriellen Erzeugnisse in schwunghaften Handel brachte. Anfang 1847 nun versuchte C. sein galvanoplastisches Institut mit Hülfe des Herzogs von Gotha in dessen Residenz zu stabilisiren, begab sich aber im Herbst, seine gelungenen Proben geschäftlich zu verwerthen, nach Paris. Mitten in rosigsten Hoffnungen dafür, betheiligte sich C. schon am ersten Tage der dortigen Februar-Revolution 1848 auf den Barrikaden, schloß sich der namentlich von Herwegh (s. A. D. B. XII, 255) geleiteten „Deutschen demokratischen Gesellschaft" an und bemühte sich, mit der Unterstützung der Pariser provisorischen Regierung an Geld (7000 Fr.!) und Waffen (200 Gewehre!) die republikanische Bewegung in Deutschland anzufachen, fand aber mit dem Angebot von 5—6000 Mann als Grundstock einer Nationalarmee des Deutschen Parlaments bei Frankfurter Demokraten schroffe Ablehnung. Eine „Deutsche Legion" von 800 meist deutschen brotlosen Handwerkern und Arbeitern marschirte im April von Paris nach Straßburg und fiel, C. als „Chef des Generalstabs" dabei, in den Breisgau ein, um Hecker's und Struve's Freischärler zu verstärken. Auf dem von C. geleiteten Rückzuge wurde sie, wegen Gewehr- und Munitionsmangels ernsten Widerstands unfähig, am 27. April von 300 württembergischen Liniensoldaten bei Niederdossenbach völlig zersprengt (vgl. Corvin's Heft „Die erste Expedition der deutschen republikanischen Legion", Arnstadt 1849). Als Schmiedegeselle verkleidet flüchtete C. zu den Führern des Aufstandes in die Schweiz, stand dann, badische Truppen aufreizend, dem demokratischen „Unterstützungs-Comité" in Straßburg vor, blieb, Anfang August ausgewiesen, als „Alfred Meister" zu Weißenburg i. E., kam 15. October nach Berlin, mitten in die Revolution hinein, die sein Genosse Held hauptsächlich schürte. Weiterarbeit an der unvollendeten „Weltgeschichte" und Held's „Volksblatt", Vertretung der badischen Flüchtlinge auf dem Berliner „Demokraten-Congreß", Mitgliedschaft des Bürgerwehr- und des Social-Vereins veranlaßten im Mai 1849 seine durch Minister v. Manteuffel nur hingehaltene Ausweisung. Er warf sich nunmehr der badisch-pfälzischen republikanischen Erhebung ganz in die Arme, obschon er gar bald deren Plan- und Aussichtslosigkeit durchschaute und ihren Häuptern selbst als zweifelhafter Kantonist galt. Als Bürgerwehr-Oberst vertheidigte er unter Mieroslawski Mannheim gegen die Preußen sowie Baiern in Ludwigshafen, schoß letzteres theilweise in Brand und wurde am 30. Juni in Rastatt zufällig mit eingeschlossen. Er mußte die Hauptlast der Vertheidigung der ca. 5000 Mann gegen die cernirende preußische Uebermacht tragen und wegen Unmöglichkeit eines Entsatzes, Demoralisation und Mangels die Capitulation auf Gnade und Ungnade am 22. Juli als Beauftragter abschließen. Das proclamirte Standrecht ergab für die meisten Officiere rasch vollstreckte Todesurtheile: am 15. September wurde C. „mit 5 Stimmen gegen 1 zum Tode durch Erschießen und in die Kosten verurtheilt", am 20., weil seine Zuständigkeit als Leipziger Bürger und die Bestätigung nichteinstimmiger Verdicte durch den Großherzog von Baden seine Hinrichtung verzögerten, zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigt. Diese, am 2. October 1849 in 6 Jahre Einzelhaft im sog. pennsylvanischen Zellengefängniß verwandelte Strafmilderung, durch Corvin's Gattin, Advocat Kusel, geschickte eigene Vertheidigung und Beweise-Mangel erwirkt, hat ihn durch demokratische Gesinnungsgenossen vielfach, aber mit Unrecht, als verrätherischen Auslieferer Rastatts verdächtigen lassen. C. ermöglichte es allmählich, sich mit Malen, Lesen und Schreiben zu beschäftigen; seine und der hingebenden Gattin Versuche zu Flucht und Begnadigung mißglückten.

Am 2. October 1855 verließ er das Bruchsaler Gefängniß und drohungshalber Baden, körperlich, aber nicht geistig heruntergekommen. In Frankfurt a. Main nicht geduldet, in Soden i. Taunus durch Stickereien der Frau ernährt, vermochte C. nicht die Niederschrift seiner Gefängnißerfahrungen und Lebenserinnerungen wegen der Schärfe in Zeitschriften einzurücken und ging über Amsterdam nach London, wo er auf G. Kinkel's Drängen deutsche Sprache unterrichtete und Mitarbeiter an Ch. Dickens' „All the year round" und „Household words" wurde. Im Juli 1857 schloß C. in Soden das Manuscript seiner Memoiren ab und wandte sich, um darüber mit (Hoffmann und) Campe zu verhandeln, im December nach Hamburg. Hier behelligte unablässige Polizeichicane ihn und seine Frau, die nur auf nahem dänischen Boden sicher war, und so fuhr er denn im Frühjahr 1858 verstellt bei Nacht und Nebel von Altona mit einem Hamburger Dampfer nach London. Dort kam die Gattin als finishing governess angenehm unter, C. arbeitete für Dickens, Cotta's „Morgenblatt", Hackländer's und Höfer's „Hausblätter", die „Gartenlaube", ließ auch die endlich zurückerhaltenen „Erinnerungen aus meinem Leben" 1861 in Amsterdam erscheinen. Am 10. Septbr. 1861 reiste C. als Specialberichterstatter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und Mitvertreter der Londoner „Times" zum sog. Secessionskriege nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, verfolgte und schilderte diesen sowie das Aufstreben der jüngsten Weltmacht, wurde als Oberst dem Kriegsministerium der Union, dann deren Schatzamt attachirt und ging Sommer 1867 als Specialcorrespondent der New-York Times für Deutschland und Nachbarn nach Berlin. Hier begann er vielseitigen Verkehr mit Persönlichkeiten der Politik, Litteratur und Gesellschaft, sowie eine rege actuelle Schriftstellerei. Seit Mai 1868 wohnte das Corvin'sche Paar mit dem von Amerika her eng befreundeten Prinz Felix Salm und dessen Gemahlin (geb. Agnes Le Clerq) in Rorschach am Bodensee, und C. entwarf bezw. redigirte (gegen A. D. B. XXX, 254) und edirte in der Folge: „Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuche in Mexiko. Von Felix Prinz zu Salm-Salm, General, erstem Flügel-Adjutanten und Chef des Hauses Sr. Hochseligen Majestät des Kaisers Maximilian von Mexico. Nebst einem Auszuge aus dem Tagebuche der Prinzessin Agnes zu Salm-Salm" (1. u. 2. Abdruck, 2 Bde., 1869; englisch hrsg. von C. als „The Diary of Prince Salm-Salm" 1869) und „Zehn Jahre aus meinem Leben. 1862 bis 1872. Von Prinzessin Felix zu Salm-Salm" (3 Bde., 1875; engl. hrsg. von C. als „Ten years of my life" 1875), wie er auch 1868 als „Maximilian I. Emperor of Mexico, Recollections of my life" dessen 1867 bei Duncker & Humblot erschienene deutsche Memoiren übersetzt hatte.

Von Herbst 1869 bis Sommer 1870 hielten Abschlüsse über litterarische Unternehmungen C. in Stuttgart, Berlin, London fest, worauf er im Auftrage der „New-Yorker Staatszeitung", des Londoner „Temple-Bar" (die betreffenden Berichte 1872 in 2 Bdn.: „In France with the Germans"), der „Gartenlaube" und der Wiener „Neuen Fr. Presse" den deutsch-französischen Krieg mitmachte. In Versailles bei Corvin's altem Bekannten Lothar Bucher äußerte der Kanzler Graf Bismarck in einer zufälligen Unterredung zu C.: „wie das Schicksal die Dinge fügt: dieselben Gesinnungen haben Sie ins Gefängniß geführt und mich auf den Platz, auf welchem ich stehe". Er zog mit den Deutschen in Paris ein, ging dann nach London, Frankfurt, Rorschach, Ende 1871 nach Berlin, wo seine Einnahmequellen versiegten und er im Verein mit Moritz Becker, von „Stantin & Becker", den Pächtern der preußischen Bernsteinfischerei, und dem bekannten Friedrich Kapp das „Corviniello"

energisch auszunützen ansetzte. 1873 vertrat er die North Pacific Eisenbahngesellschaft bis zu ihrem Krach auf der Wiener Weltausstellung. Anfang 1874 übersiedelte er nach dem bairischen Kreuzwertheim am Main, bald ins jenseitige badische Wertheim, wo ihm eine angenehme Idylle beschieden war, October 1877 nach Leipzig. Dort hat er nochmals festen Fuß gefaßt und im „Symposion", das er 1878 mit gründete und das den „Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverband" ins Leben rief, mit Ernst Eckstein, Franz Hirsch, Frdr. Friedrich, Moritz Brasch, Johs. Prölß — dieser sein und seiner Wittwe litterarischer Erbe und Testamentsvollstrecker — anregenden Umgang gepflogen. Seitens der neuen „Deutschen Freisinnigen Partei", der C., nie ein Princip-Republikaner, politisch nun am nächsten stand, und des „Symposions" feierte man in Leipzig am 12. October 1885 das Halbjahrhundert-Schriftstellerjubiläum des 73jährigen, der sich im Frühjahr 1884 nach dem herrlichen Elgersburg in Thüringen (damals auf dem „Totenstein" daselbst die „Corvinshütte" als Aussichtspunkt enthüllt) zurückgezogen hatte. Plötzliche schnelle Abnahme der Kräfte bannte ihn an den Fahrstuhl und hieß ihn am 15. October 1885 mit der unermüdlichen Ehegattin nach dem milderen Wiesbaden wandern, wo eine Unterleibszehrung, die Frucht mehrjährigen Darmkatarrhs, die hartnäckige Natur des lebensfreudigen Greises am 2. März 1886 überwältigte. Noch im Juli 1885 hatte die Vorrede zur 5. Auflage seines „Pfaffenspiegels" sein Leben kurz resumirt. Er erlebte noch die Beschlagnahme dieser 5. Auflage, nicht aber den Ausgang des wider ihn, den Verleger und das Werk angestrengten Processes: der „Pfaffenspiegel" wurde unter Streichung einiger Stellen ein für alle Male freigegeben, dem Verleger als nunmehr allein Verantwortungsfähigem zwei Monate Gefängniß und die Gerichtskosten zudictirt — der dramatische Abschluß von Corvin's publicistischer Laufbahn nach dem Tode.

Eben dieser „Pfaffenspiegel" ist das bekannteste, genannteste und umstrittenste seiner Geisteskinder. So hießen nämlich seit ihrer 2. Auflage von 1868 jene „Historischen Denkmale des christlichen Fanatismus", die C. 1845 als Sammelbecken aller ihn Ausschreitungen dünkenden kirchlichen und clericalen Sitten hatte drucken lassen und die er eben seit 1868 durch den Untertitel des „Pfaffenspiegels", „H. D. d. F. in der römisch-katholischen Kirche", direct gegen Papst, Mönchthum, Cölibat u. s. w. münzte. Dies gepfeffert polemische Werk erschien, obschon wesentlich ein Belege-Reservoir, 1869 in 3., 1870 in 4. (illustrirter und darum später confiscirter), 1885 in 5., 1889 in 6., 1890 in 7. Auflage, und ist damit in einer Massenhaftigkeit unter die Menge gebracht, wie sie auch den gefeiertesten Schriftstellern in Deutschland sonst nicht beschieden ist, und die zu denken gibt (frzs. „La Prétraille Romaine" 1874, 2. Aufl. 1902; italien. 1902). Kein Wunder, daß der Ultramontanismus dem „Pfaffenspiegel" bis heute grimmigsten Haß, die Socialdemokratie eifrige, halb officielle Colportage widmete. Als Ergänzungswerk dazu bezeichnet sich Corvin's Buch „Die Geißler" (1846, 2. Aufl. 1890, 3. 1891), bis 1902 in ca. 50 000 Exemplaren verkauft: stoffbunt läßt es mit herbem Tadel alle Arten Hiebe in und außer der Kirche Revue passiren. Eine vollgepfropfte Rüstkammer aller Anwürfe gegen das gesammte Legendarische und Wundersame im Christenthum, in dessen Entstehungs- wie Entwicklungsgeschichte, ist: „Die Goldene Legende. Eine Naturgeschichte der Heiligen" (1875; 2., 3., 4. Aufl. 1888, 1889, 1890, seitdem unverändert abgedruckt, von W. Oberländer und L. Löffler illustrirt); ein $^4/_5$ umfassender Theilabdruck führt seit 1877 die „Heilige Familie" für sich vor. Lediglich

der nüchterne Menschenverstand wägt hier alle kirchliche Tradition ab, doch will C. ausdrücklich das ethisch Hohe und Tiefe an Jesu Lehre festhalten. An historischen Schriften Corvin's sind neben den angeführten zu erwähnen: „Biographien historisch berühmter Maitressen. I: Maria Aurora, Gräfin von Königsmarck und ihre Beziehungen zu August dem Starken, Kurfürsten von Sachsen" (1847, 2. Aufl. 1890), „Geschichte der großen französischen Revolution und ihrer Folgen" (2 Bde., 1883/84; Erneuerung von Bd. VII der Corvin-Held'schen „Weltgeschichte"), „Geschichte der Neuzeit. 1848—1871" (3 Bde., 1883/84; 2. Aufl. 1887), mit vielen Actenstücken, Urkunden, wahren Anekdoten, eigenen Erlebnissen und Eindrücken, „Historische Hauspostille. Kurzgefaßte Weltgeschichte für das Volk" (2 Bde., mit 24 Porträts, 1885/86), knapp und drastisch, zugleich ein Beweis, wie C. bis zuletzt ums tägliche Brot ringen mußte. Im Erzählen seiner vielerlei verschlungenen und seltsam anmuthenden Erlebnisse schlägt bei C. oft eine belletristische Ader vor; aber die hervorstechendste Seite darin ist die unaufhörliche Sucht, die ihm begegnenden ungewöhnlichen Menschen als Individualitäten in ihren markanten Zügen — C. war ja tüchtiger Zeichner — mit dem Stifte aufs Papier zu bannen. 1861 erschienen, nach der ein Probeheft abgebenden Broschüre „Die Einzelhaft und das Zellengefängniß in Bruchsal" (1857), die 4 Bände mit dem Reclametitel des Verlegers „Aus dem Leben eines Volkskämpfers", 1864 eine 2. Auflage. 1871 eine von C. überwachte, stellenweise ausmerzende englische Uebersetzung „A life of adventure. An autobiography. By Colonel Corvin, Author of . . . ." (3 Bde.), 1880, bis dahin summarisch ergänzt, die 3. Auflage der „Erinnerungen aus meinem Leben", 1895 die unveränderte 4. dieses lebendig und unumwunden spiegelnden Kaleidoscops von 68 Jahren Selbstbiographie und deutscher Zustände. Als authentische Ergänzung zur packendsten Periode appelliren unmittelbar an das Gemüth „Aus dem Zellengefängniß. Briefe aus bewegter, schwerer Zeit 1848—1856" (1884). Auf dem Felde völlig tendenzloser Schriftstellerei, wo Corvin's gelegentliche Ausflüge ins Reich der Poesie liegen, gelangte C. zu keinen entscheidenden Erfolgen. Die lyrischen und novellistischen Versuche des Dilettanten sind auch, soweit überhaupt versteckt gedruckt, verschollen, und den Dramen blüht kein anderes Schicksal: „Die Hunyaden. Ein historisches Trauerspiel", 1837 unter dem Pseudonym „Otto von der Weiden" gedruckt (2., umgearbeitete, bessernde und kürzende Auflage 1880 mit Corvin's Namen) wie „Hassan. Dramatisches Märchen" (1837), eine auf „1001 Nacht" fußende Anregung eines Lustspiel-Preisausschreibens, die die Form des phantastischen Märchens „zu sehr kecken politischen Anspielungen benutzte" (so 1842 „Allgemeines Theater-Lexikon" VII, 231), worin noch stärker „Midas. Eine antike Märchen-Extravaganza", 1838 gedichtet, von Felix Mendelssohn — die Lieder hatte Volkmann in Leipzig componirt — als Text einer beabsichtigten komischen Oper zu derb befunden, endlich 1886 am Tage vor dem Tode in Druckcorrectur von C. gelesen. Weihnachten 1848 führte der beliebte Puppenspieler Lind(e)n(müll)er in Held's satirischer „Weihnachtsstube" in Berlin Corvin's Puppenspiel in Knittelversen „Der Zauberring der weißen Frau", das General Wrangel u. a. Tagespersönlichkeiten sehr ähnlich nachbildete, wochenlang sehr beifällig auf. Nur aus pecuniärer Ursache entstanden wol „Frisch gewagt ist halb gewonnen. Lustspiel in einem Akt. Aus dem Englischen des J. R. Planché" (1884, Bloch's Theaterbücherei), ganz harmlos, 1677 am spanischen Hofe spielend, und „Die gefrorne Schwiegermutter", ebenfalls ein leichter Einacter nach dem Englischen, kurz vor dem Tode gedruckt.

Trotz des bewegten äußeren Lebensganges Otto v. Corvin's beruht sein Name und dessen Fortdauer fast ausschließlich auf seiner Wirksamkeit als Publicist; denn ein solcher bleibt er auch, wo er sich an größere historische oder culturgeschichtliche Themata macht, weshalb seine einschlägigen Veröffentlichungen sämmtlich einen actuellen, volksthümlichen, meistens agitatorischen Klang zeigen. Eigentlicher Politiker und politischer Kopf war er jemals ebensowenig wie kunstmäßiger Litterat. Von der Tendenz ganz abgesehen, bekundet C. in der Regel einen ausgeprägten Charakter und spricht Ansicht, Zu- und Abneigung stets offen aus. Der „Pfaffenspiegel", die Corviniello-Erfindung und das Unternehmen der „Illustrirten Weltgeschichte" dürften ihn so bald kaum vergessen lassen.

Die Grundlage zur äußern und innern Biographie Corvin's steckt in Text und Vorreden seiner autobiographischen und zeitgeschichtlichen Schriften. Eine Fülle authentischen Materials machte mir Johs. Prölß (Stuttgart) zugänglich, der kundig und liebevoll über den älteren Freund schrieb („Frankf. Zeitung" 16. März 1881, 4.—6. März 1884, 4. u. 6. u. 20.—22. März 1886), eine Menge seltener Drucksachen, auch Werke Corvin's und reiche Notizen der hartgeprüfte Verleger Corvin's, Buchhändler Albert Bock (Rudolstadt), einige Briefe und Daten Corvin's langjähriger Freund Dr. Gustav Levinstein (Berlin, † August 1902). Die Artikel der Nachschlagewerke beruhen auf nur geringer Kenntniß seiner Persönlichkeit, desgleichen die Erwähnungen in den Parteischriften (Staroste 1852/53, O. Hartmann 1900, u. a.) über 1848/49. Ausführliches Lebens- und Charakterbild, für die „A. D. B." als zu breit zurückgezogen, erscheint demnächst vom Unterzeichneten.

Ludwig Fränkel.

Cotta: Bernhard von C., Geolog, geboren am 24. October 1808 in dem jetzt abgetragenen Forsthaus auf der Kleinen Zillbach bei Eisenach als Sohn eines hervorragenden Forstmanns Heinrich C. Er widmete sich auf der Bergakademie in Freiberg und in Heidelberg dem Berg- und Forstfach und wurde 1832 Lehrer an der Forstakademie in Tharand. 1842 folgte er einem Ruf als Professor der Geologie und Erzlagerstättenlehre an die Bergakademie in Freiberg, woselbst er bis zu seinem Tode verblieb, nachdem er sich 1874 in Ruhestand hatte versetzen lassen. C. war eine geistvolle, vielseitige und auch künstlerisch glücklich veranlagte Natur. Seine zahlreichen Publicationen bewegen sich theils auf dem Gebiete der strengen Forschung, theils auf jenem der populären wissenschaftlichen Darstellung. Seine erste Abhandlung über Dendrolithen (Dresden 1832) behandelt die fossilen Hölzer aus dem Rothliegenden Sachsens und erfreute sich berechtigter Anerkennung. Von 1832—1846 betheiligte er sich mit C. F. Naumann an der Herstellung einer geognostischen Karte von Sachsen im Maßstab von 1 : 120000, welche für die damalige Zeit in Deutschland als unübertroffenes Muster galt. Während seiner Thätigkeit als Aufnahmsgeolog veröffentlichte C. 1836—38 die „Geognostischen Wanderungen", worin namentlich die Umgebung von Tharand eingehend geschildert ist, sowie eine „Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie" (Dresden und Leipzig 1839). Als Fortsetzung der in Sachsen durchgeführten geologischen Aufnahmen bearbeitete C. zwischen 1843 u. 48 auch das östliche Thüringen und veröffentlichte darüber eine Karte in vier Sectionen. Im J. 1850 erschienen seine anregenden geologischen Briefe aus den Alpen, worin er den allgemeinen Bau dieses Gebirges schildert und dessen Entstehung im Gegensatz zu Elie de Beaumont und Leop. v. Buch durch eine größere Anzahl nach langen Pausen aufeinander folgenden Hebungen zu erklären versucht. Kleinere Abhandlungen beschäftigen

sich mit der Geologie des Fassathals und den granitischen Gesteinen bei Predazzo und am Monzoni. Durch zweckmäßige und anziehende Behandlung des Stoffes zeichneten sich Cotta's didaktische Werke, wie seine „Gesteinslehre" (Freiberg 1855), „Die Lehre von den Flötzformationen" (1856), sowie „Deutschlands Boden" (Leipzig 1854) aus und erlangten dadurch eine weite Verbreitung. Das eigentliche Forschungsgebiet Cotta's, auf welchem er thatsächlich neues leistete, sind die Erzgänge und Erzlagerstätten. Seine „Gangstudien" (Freiberg 1850—62) vertreten gegenüber Werner und Bischof den plutonistischen Standpunkt und suchen die Entstehung der Erzgänge vorherrschend durch Injection von unten zu erklären. Die „Lehre von den Erzlagerstätten" (Freiberg 1859—61) ist noch heute ein viel benütztes Compendium. Durch diese Werke erwarb sich C. als Sachverständiger in bergmännischen Fragen hohes Ansehen, so daß er vielfach als Sachverständiger nach Ungarn, Siebenbürgen, Serbien, dem Banat, der Bukowina und den östlichen Alpen berufen wurde. Auch das schöne Werk „Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten" (Leipzig 1871) verdankt einer im Auftrag des Kaisers von Rußland ausgeführten Reise seine Entstehung. Cotta's geistvolle und ansprechende Darstellungsgabe, welche schon in dem Werke „Deutschlands Boden" deutlich zu Tage tritt, befähigten ihn in hervorragendem Maaße zur populär-wissenschaftlichen Behandlung geologischer Fragen. Seine „Briefe über Humboldt's Kosmos" (Leipzig 1850—60), seine „Geologischen Bilder" und namentlich seine „Geologie der Gegenwart" (1866), worin er die Anschauungen Lyell's und Darwin's mit großer Entschiedenheit vertritt, fanden eine überaus günstige Aufnahme, erlebten zahlreiche Auflagen und verschafften dem Autor in weiten Kreisen große Popularität. C. gehörte einer alten thüringischen Familie an, die das Adelsprädicat lange Zeit abgelegt hatte. Er starb am 14. September 1879.

Zittel.

Cramer: Heinrich C., Irrenarzt, geboren am 17. December 1831 zu Montabaur, † am 16. August 1893 zu Marburg. Nach Besuch der Elementarschule in Hadamar und des Gymnasiums in Weilburg, welches er zu Ostern 1851 mit dem Zeugnisse der Reife verließ, widmete er sich dem Studium der Medicin auf den Universitäten München, Würzburg, Prag, Wien und Zürich. In Prag wurde er von Fischl in die Psychiatrie eingeführt und faßte Neigung für dieses Fach, so daß er nach beendigter Staatsprüfung October 1856 als Volontärarzt in die nassauische Irrenheil- und Pflegeanstalt eintrat. 1859 fand er vorübergehend als Militärarzt Verwendung, worauf er Ende dieses Jahres die Assistenzarztstelle an der St. Gallenschen Irrenanstalt St. Pirminsberg erhielt. Nach zweijähriger Thätigkeit wurde er zum Director der neuen, erst ein Jahr vorher eröffneten Anstalt Rosegg bei Solothurn ernannt. Von da ab datirt Cramer's erfolgreiches Wirken, welches ihn in die vordere Reihe jener deutschen Irrenärzte stellte, welchen wir die moderne Umgestaltung des Irrenwesens verdanken. Er war der Erste, welcher in der Schweiz das No-restraint-System einführte. Die Rosegger Anstalt reorganisirte er von Grund aus, auf die Entwicklung der schweizerischen Irrenpflege übte er überall einen maßgebenden Einfluß. Als Experte war er bei den Neu- und Umbauten der Anstalten St. Pirminsberg, Bois de Cary, Königsfelden, St. Urban und Waldau betheiligt. Auch litterarisch war er in dieser Zeit thätig und sind seine Arbeiten in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie" veröffentlicht. 1873 rief ihn seine Ernennung zum Director der städtischen Irrenanstalt Lindenburg bei Köln, welche in eine Heil- und Pflegeanstalt für 300 Kranke umgewandelt werden sollte, nach Deutschland zurück. Ehe er jedoch diese neue organisatorische Arbeit durchführen konnte, folgte er

1874 einem höchst ehrenvollen Rufe als Director an die im Bau begriffene communalständische Irrenheilanstalt in Marburg. Nach dem Ausbau derselben wurde ihm (1877) auch die ordentliche Professur der Psychiatrie an der dortigen Universität übertragen. In dieser Stellung war er unablässig bemüht, den klinischen Unterricht zu vervollkommnen und nutzbringend zu gestalten, aber auch der klinischen Psychiatrie die ihr gebührende Stellung zu erkämpfen. Seinen Schülern schuf er die trefflichsten Arbeitsbedingungen und gab ihnen zu den Arbeiten, zu denen er sie stets ermunterte, die Anregung, vielfach die Idee und unausgesetzt seine Unterstützung. Bei seiner Abneigung gegen das Publiciren ist von seinen Lehren nur hie und da durch seine Schüler etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Außer seiner klinischen und Anstaltsthätigkeit wurde er vielfach als Berather bei neuen Anlagen und Umänderungen von Irrenanstalten in Anspruch genommen, insbesondere verdankt ihm das hessische Irrenwesen seine prächtige Weiterentwicklung. Reich an Erfolgen und Zeichen äußerer Anerkennung erlag er einer Apoplexie.

Vgl. Tuczek, Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie, Bd. L, S. 787.

Bandorf.

Cratander: Andreas C., ein Basler Buchdrucker, dessen Name uns auf vielen Drucken der Reformationszeit begegnet. Denn die Zahl der in den Jahren 1518—1535 aus seiner Werkstätte hervorgegangenen Druckschriften beträgt wenig gerechnet 150. (Sie sind noch nirgends zusammengestellt, doch führt allein Panzer in seinen lateinischen Annales typographici mehr als 130 auf.) Es sind ganz vorwiegend Werke wissenschaftlichen Charakters, vor allem griechische und lateinische Classiker, auch erstere in der Ursprache, dann Ausgaben des griechischen Neuen Testaments und der lateinischen Bibel sowie Kirchenväter, endlich auch Schriften zeitgenössischer Gelehrter, der Humanisten und nicht zuletzt der Reformatoren, vor allem Oekolampad's. C. besaß gelehrte Bildung und war befreundet mit vielen Gelehrten, die er z. Th. in seinem Hause gastlich aufnahm. Das wußte er für seine Zwecke zu verwerthen und mehr als einen hat er in den Dienst seiner Presse gezogen. Er scheint überhaupt ein Mann des selbständigen Vorgehens gewesen zu sein und wenn Albanus Torinus Recht hat (Vorrede zu der Theokritausgabe von 1530, Blatt a 2 a), so wurde auch die Auswahl der herauszugebenden Autoren wesentlich von ihm selbst getroffen. Daß dieser Mann sich auch die Anwesenheit eines Künstlers wie Hans Holbein zu Nutze machte, ist wohl begreiflich. Seine Drucke zeigen mehr als einen Schmuck, der dem Zeichenstift des großen Malers entstammt, auch das Druckerwappen Cratander's, das die „Gelegenheit" (Occasio) in Gestalt einer nackten Frau mit fliegendem Haar auf einer rollenden Kugel darstellt, rührt wol von Holbein her. Wenn nach dem Gesagten C. sein Geschäft in großem Stil zu treiben verstand, so darf doch andererseits nicht verschwiegen werden, daß er nicht selten auch zum Nachdruck griff, so sehr er seinerseits über den Nachdruck seiner Verlagswerke durch Andere sich beklagte (vgl. z. B. seine an die Buchdrucker gerichtete Vorbemerkung zu Oekolampad's lateinischem Commentar zum Jesaja von 1526). Was die persönlichen Verhältnisse dieses Druckers betrifft, so weiß man über seine frühere Zeit nichts, wenn nicht Bernoulli's Vermuthung zutrifft, daß er mit dem in den Basler Archiven öfter vorkommenden Andreas Hartmann von Straßburg identisch ist. Aber so unwahrscheinlich es klingt, daß ein Mann, der wie dieser Hartmann seit 1505 bald in Straßburg, bald in Basel sich als „Trukergesell" herumdrückte und 1511 schon verwittwet war, im dritten und vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts noch die Rolle Cratander's gespielt hat,

so wird doch Bernoulli Recht behalten. Hinsichtlich der Begründung verweisen wir auf dessen Ausführungen (s. u.) und fügen nur bei, daß auch der Druckergeselle Andreas Hartmann sich schließlich als gelehrter Mann entpuppt, denn das Repertorium, das in Adam Petri's Ausgabe des Ambrosius von 1516 sich findet, ist laut der Vorbemerkung von „Andreas Hartmanni Argentinensis" gefertigt. Hier sehen wir den Druckergehülfen also bereits zum Corrector vorgerückt, und es ist nur noch ein kleiner Schritt, wenn er zwei Jahre später selbständig druckt unter der gräcisirten Namensform Cratander. Nur in den ersten Monaten dieser selbständigen Thätigkeit ist er mit Servatius Cruftanus vereint, der bald darauf in Köln auftaucht; dann betrieb er das Geschäft, mit ganz vorübergehenden Ausnahmen, allein, bis er 1536, veranlaßt durch seine Frau, der der Buchdruck zu wenig war, sich entschloß, die Druckerei an einige Basler (Thomas Platter, Joh. Oporin, Rob. Winter und Balth. Ruch, die zu solchem Zwecke sich vereinigt hatten) zu verkaufen. Er führte von da ab nur noch den Buchhandel weiter in Gemeinschaft mit seinem Sohne Polykarp. Doch muß er, nach Th. Platter's Darstellung zu schließen, wenige Jahre später gestorben sein; damit stimmt, daß es von Andr. Hartmann im Heizgeldrodel der Safranzunft beim Jahr 1540 ausdrücklich heißt: „Anderes Hartmann trucker ist tod".

Vgl. außer den Bibliographien von Panzer, Weller, Weigel-Kuczynski u. s. w. Heitz-Bernoulli, Basler Büchermarken, 1895, S. XXIV f. 58—65 und von den dort angegebenen Quellen bes. Th. Platter's Selbstbiographie, Ausg. v. Boos, 1878 (Register) und Stehlein's Regesten z. Gesch. d. deutschen Buchdrucks im Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels XIV, 1891 (Reg.). Ferner Vorhauer's Register zu Bd. 1—20 des gen. Archivs, 1898. — Inbetreff des bildlichen Schmuckes vgl. Woltmann, Hans Holbein und seine Zeit, 2. Aufl., Bd. 1. 2, 1874—76, und Butsch, Bücher-Ornamentik d. Renaissance, S. 40 f., Taf. 60, 64, 65.

K. Steiff.

Crecelius: Wilhelm C. wurde am 18. Mai 1828 zu Hungen, einem Städtchen des Großherzogthums Hessen, geboren. Sein Vater war dort großherzogl. Steuereinnehmer und entstammte einer lutherischen Predigerfamilie, deren Stammbaum C. später auf 300 Jahre zurückverfolgt hat. Nach dem Besuche der Gymnasien in Marburg und Gießen bezog der 17jährige Jüngling die Universität der letzteren Stadt, um Theologie und Philologie zu studiren, vertiefte sich aber bald ausschließlich in das Studium der alten Sprachen und ihrer Verwandtschaft untereinander und mit den neueren, namentlich der deutschen. Er erwarb sich eingehende Kenntnisse des Sanskrit, wie der gesammten germanistischen Wissenschaft. Neben den Sprachen des Alterthums beschäftigte auch seine Geschichte den regen Geist des fleißigen Studenten. Nach Absolvirung des Trienniums (1848) legte er die Lehramtsprüfung ab und wurde im folgenden Jahre zum Dr. phil. befördert. Sein Probejahr hielt er in Gießen ab und übernahm dann (1851) die Erziehung der beiden älteren Söhne des Fürsten von Isenburg-Büdingen, bis er im J. 1854 als Lehrer an dem unter Gräfl. Vitzthum'scher Administration stehenden Geschlechtsgymnasium und der damit verbundenen Blochmann'schen Erziehungsanstalt in Dresden eintrat. Am 7. October 1856 folgte er einer an ihn ergangenen Berufung an das Gymnasium in Elberfeld. „Seine umfassende, tiefbegründete Gelehrsamkeit, sein echtes Schulmeister- und Erziehungstalent" machten sich in dieser Stellung bald geltend und daher kam es, daß die Nachbarstadt Barmen im Februar des Jahres 1863 ihn herüberzuziehen suchte. Indessen gelang es den Elberfeldern, die schätzbare Kraft der Anstalt und

der Stadt zu erhalten. Auch eine zwei Jahre später an ihn erfolgte Einladung, nach Landsberg a. d. W. zu kommen, lehnte er ab. Außerdem schlug er ein ihm angetragenes Directorat in Büdingen, der Stätte seiner Thätigkeit als Prinzenerzieher, aus, und als man ihn im J. 1869 in Elberfeld nach Director Bouterwek's Tode als dessen ev. Nachfolger nannte, verhielt er sich durchaus abwehrend. Dagegen rückte er am 1. October 1866 in die zweite Oberlehrerstelle auf und erhielt am 9. December 1870 den Professortitel.

Nach dem Kriege mit Frankreich (1870/71) wurde er auf Empfehlung des Archivrathes Dr. Harleß in Düsseldorf mit diesem nach Nancy, Toul und Bar le Duc geschickt, um unter den dort vorgefundenen Acten diejenigen, welche sich zur Einverleibung in deutsche Archive eigneten, auszuwählen. In Anerkennung dieser Thätigkeit erhielt er im J. 1872 die Kriegsdenkmünze. Was er als Lehrer und Bildner der Jugend am Gymnasium leistete, fand seitens seiner vorgesetzten Behörde volle Anerkennung. Am 1. Mai 1877 rückte er in die erste Oberlehrerstelle auf. Doch nicht bloß die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, auch die Liebe seiner Schüler verstand er sich in reichem Maße zu erwerben. Dies zeigte sich besonders bei der Feier seines 25jähr. Jubiläums am 7. October 1881. Die rege, allseitige Betheiligung an derselben und die ihm unter dem Namen einer „Crecelius-Bibliothek" von früheren Schülern und Freunden überreichte kostbare Büchersammlung (Monumenta Germaniae historica, — Monumenta Zollerana, — Scriptores rerum Prussicarum u. a. m.) legen davon beredtes Zeugniß ab. Einen wie großen Ruf als Gelehrter er sich damals schon erworben, beweist, daß zu der genannten Feier ihm 45 Abhandlungen von seinen wissenschaftlich thätigen Freunden dargebracht wurden. So war der anspruchslose Lehrer und Gelehrte mit Gunstbezeugungen aller Art überhäuft worden. Der Freude, die ihm dadurch bereitet worden war, folgte nach nicht langer Zeit tiefe Trauer.

Im J. 1883 riß der Tod die Schwester, welche nach dem Heimgange der Mutter in den siebziger Jahren ihm die Haushaltung geführt hatte, von seiner Seite. Wer ihn nach dieser Zeit besuchte, fand, daß der sonst so Heitere und Fröhliche ernster und stiller geworden war. Indessen suchte er derartige schmerzliche Empfindungen, die das Leben mit sich bringt, in nimmer rastender Thätigkeit zu verwinden. Im Winter 1884/85 ging sein längst gehegter Wunsch, Italien zu sehen, in Erfüllung. Er erhielt einen halbjährigen Urlaub zu einer Reise dorthin. Mit einer reichen Fülle der schönsten Eindrücke und einer stattlichen Sammlung von Photographien, selbstgefertigten Abdrücken von Inschriften, Handschriften-Collationen und seltenen Pflanzen kehrte er im April 1885 nach Elberfeld zurück und nahm die altgewohnte Thätigkeit wieder auf. Im Herbste desselben Jahres, am 17. October, vermählte er sich in Worms mit seiner Cousine Auguste Schlapp und erhielt damit das seit dem Tode seiner Schwester entbehrte traute Familienheim zurück. Doch nicht viele Jahre mehr waren ihm beschieden. Ein Schlaganfall lähmte ihn am 17. November 1889; schon am 13. December vollendete er seinen irdischen Lebenslauf.

C. war ein ausgezeichneter Lehrer und Erzieher. Er verstand es, seine Schüler, die ihm mit hingebendster Aufmerksamkeit folgten, anzuregen, ihre individuellen Anlagen zu wecken und auszubilden und sie mit Liebe zu den Wissenschaften zu erfüllen. Er war ein feiner Lateiner, classischer Philologe überhaupt und ein gründlicher Kenner des Hebräischen. Als Gelehrter hatte sich sein Ruf bei seinem Tode längst über Deutschland verbreitet. Ein ganz hervorragendes Verdienst hat er sich erworben durch seine geschichtlichen Studien namentlich des bergischen Landes. Er war es, der im J. 1863 mit dem Director des Gymnasiums K. W. Bouterwek den bergischen Geschichtsverein

gründete, dessen Vorsitz er nach dem Tode des letzteren (1868) übernahm. Durch seine Forschungen gewann die Geschichte des bergischen Landes in wissenschaftlicher Hinsicht realen Grund und Boden. Seine Vorträge und Abhandlungen, welche die Zeitschrift des genannten Vereins in großer Anzahl enthält, bilden ein herrliches Denkmal für ihn. Außerdem war er ein großer Kenner der Humanistenzeit, zu deren Aufklärung er vieles beigetragen, sowie des Kirchen- und Volksliedes des 16. und 17. Jahrhunderts, worin er sich Autorität erworben. „Des Knaben Wunderhorn" ist zum Theil durch ihn mit Birlinger, dem Herausgeber der Alemannia, zeitgemäß erneuert und wissenschaftlich brauchbar gemacht worden. (Des Knaben Wunderhorn, alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. von Arnim und Clem. Brentano. Neubearbeitet von Anton Birlinger und Wilhelm Crecelius. 2 Bde. Wiesbaden 1874/76.) Seine Liebe zum oberhessischen Heimathlande bekundete er stets und noch in den letzten Jahren seines Lebens bearbeitete er die Rudera eines oberhessischen Wörterbuches von Weigand. Die Weltchronik des Rudolf von Ems nahm ihn ebenfalls am Abende seines Lebens so sehr in Anspruch, daß seine Gesundheit darunter leiden mußte. Ihn traf der schon erwähnte Schlaganfall.

Große Werke hat C. nicht hinterlassen. Er war nach seinem ganzen bescheidenen Wesen mehr dazu angelegt, in die Unternehmungen Anderer helfend einzugreifen, als mit selbständigen Werken aufzutreten. Er war stets gern bereit, Anderen mit dem reichen Schatze seiner Kenntnisse zu Hülfe zu kommen, mochte nun ein Gelehrter ihn um Beiträge für ein neues litterarisches Unternehmen angehen, mochte Jemand die Prüfung einer größeren Arbeit von ihm sich erbitten, mochte ein Anderer Urkunden gelesen und übersetzt haben wollen, oder seine Hülfe beim Suchen nach berühmten Vorfahren in Anspruch nehmen, unverdrossen arbeitete er, um diese bisweilen recht anspruchsvollen Bitten zu erfüllen.

Die Zahl seiner gedruckten Abhandlungen und Aufsätze ist eine ungemein große. Man findet sie alle aufgezeichnet in dem unten notirten Schriftchen S. 26—37. Die meisten Beiträge enthält die Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins in Band I—XXIV, sodann Birlinger's Alemannia Band I bis XVIII; andere stehen im Jahrbuche des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Band II, III, IV, VII und XIV, sowie in dem dazu gehörenden Korrespondenzblatte Band I—VIII, in der Germania von Pfeiffer und Bartsch Band XI—XIII und XVII—XX, im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrgang 1856, 1862, 1864, 1865, 1873 und 1881, in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Band X, XIX und XXI. Sodann wären noch anzuführen: Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache Band III und IV, Rheinisches Museum für Philologie Band XXX und XXXII, Fleckeisen's Jahrbücher für classische Philologie Band III, Altdeutsche Neujahrsblätter für 1874, herausgegeben von Birlinger und Crecelius, Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher Band IV, VII und XII, Archiv für Litteraturgeschichte von Schnorr von Carolsfeld Band VI, VII und XIV, Archiv für Geschichte deutscher Sprache und Dichtung Band I, Weimarisches Jahrbuch, Jahrgang 1884, Zeitschrift für Mythologie und Sittenkunde von J. W. Wolf Band I und II. Außerdem enthalten die Programme des Gymnasiums zu Elberfeld aus den Jahren 1857, 1860, 1864, 1870, 1876, 1880, 1882, 1886 wissenschaftliche Beilagen aus seiner Feder. Dazu kommen eine Anzahl von Gratulationsschriften. Seine Beiträge für Grimm's „Deutsches Wörterbuch" und v. Liliencron's „Historische Volkslieder der Deutschen vom

XIII—XVI. Jahrhundert", sowie für die „Allgemeine Deutsche Biographie" mögen zum Schlusse noch genannt sein.

Zur Erinnerung an Professor Dr. Wilhelm Crecelius. Nachrufe, Nekrolog und Verzeichniß der Schriften desselben. Herausgegeben vom Bergischen Geschichtsverein. Elberfeld 1890. — Gymnasium zu Elberfeld, Bericht über das Schuljahr 1889—1890 vom Director Professor Scheibe. Elberfeld 1890. Wilh. Bäumker.

Credé: Karl Sigmund Franz C. wurde am 23. December 1819 in Berlin als zweiter Sohn des im Cultusministerium angestellten Vaters, der kaum 52 Jahre alt 1849 als Geheimer Oberregierungsrath starb, geboren. Seine Mutter war aus Baiern gebürtig. C. besuchte das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin; ging später ein Semester auf die Universität Heidelberg, wo er Naegele kennen lernte, promovirte 1841 und machte nach erlangter Approbation eine längere wissenschaftliche Reise nach Wien, Belgien, Frankreich und Italien. In Paris, wo er mehrere Monate verweilte, beobachtete er viele schwer erkrankte Wöchnerinnen und war durch die ihm bei dieser Gelegenheit ertheilte mitleidige Antwort, ob er noch auf dem Standpunkte stehe, daß man diesen helfen könne, sehr enttäuscht. Im März 1843 trat er bei Dietr. W. H. Busch als Assistent ein, blieb in dieser Stellung fünf Jahre und legte hier den Grund zu seinem ersten größeren Werke, den „Klinischen Vorträgen über Geburtshülfe", deren erster Theil erst 1853 erschien. Seine Dissertation handelte von dem Nabelschnurvorfall. Im Jahre 1847 heirathete C. Frl. Cäcilie v. Cebrow.

Als C. am 18. März 1848 seine Stellung an der Klinik von Busch aufgab, wurde seine Habilitation durch die Märzereignisse dieses Jahres zunächst verschoben und erst zwei Jahre später, 1850, vorgenommen. 1852 wurde er dann zum Director der Hebammenschule an der Charité, sowie zum Mitexaminator bei den Staatsprüfungen ernannt. In der Charité wußte C. binnen kurzer Zeit eine Abtheilung für kranke Frauen durchzusetzen, damals eine der ersten in Europa. Dann vollendete er 1854 das bereits oben erwähnte Werk „Klinische Vorträge" und trat außerdem in die Redaction der Monatschrift für Geburtskunde und Frauenkrankheiten ein, welche bis dahin durch Busch, v. Ritgen und v. Siebold geführt worden war.

Nach dem Tode Joerg's in Leipzig folgte er 1856 einer Berufung nach Leipzig als dessen Nachfolger und Director des Trier'schen Institutes. Er richtete daselbst ebenfalls eine gynaekologische Klinik und Poliklinik ein; ließ später die Klinik durch einen großen zweiflügeligen Anbau (1878 u. 1879) erweitern und blieb bis zu seinem Lebensende in Leipzig, indem er eine Berufung nach Breslau, als Nachfolger von Betschler 1865 ablehnte und eine Anfrage von Berlin nach dem Tode Martin's (1875) ebenfalls verneinte. 1886 erkrankte er unter heftigen Blasenschmerzen, zog sich am 31. März 1887 von der Direction der Klinik zurück, blieb nur noch Mitglied der Facultät und Vorsitzender der Approbationsprüfungscommission und starb am 14. März 1892 nach schwerem Leiden an einem Carcinom der Prostata.

Aus seiner außerordentlich glücklichen Ehe entsprossen acht Kinder, sein ältester Sohn, Benno, ist der bekannte Dresdener Chirurg; einer seiner Schwiegersöhne, Geheimrath Prof. Dr. Leopold, hat ihm im Archiv für Gynaekologie, Bd. 42, S. 192—213 einen Nachruf gehalten, in welchem er ihn „als einen Mann von fest ausgeprägtem Charakter und von ungewöhnlicher Geistesschärfe bezeichnet, der durchdrungen von hohem Pflichtgefühle, beseelt von dem Streben gewesen sei, seine Mitmenschen vor bestimmten Krankheiten sicher zu bewahren". Und jeder, der den Verewigten auch nur einiger-

maßen kannte, wird zugeben müssen, daß in jenen Sätzen auch nicht ein Wort zu viel gesagt ist, daß sie im Gegentheil noch erweitert werden müssen! Credé's Streben, die furchtbare ansteckende Augenentzündung der Neugeborenen, durch welche unzählige derselben in frühester Kindheit schon ihr Augenlicht verloren, mittelst einer sehr einfachen Methode — der Einträufelung eines Tropfens einer 2 procentigen Höllensteinlösung auf jede Hornhaut gleich nach der Geburt, zu verhüten, ist von so wunderbaren Erfolgen begleitet gewesen, daß jetzt jene entsetzliche Krankheit aus den geburtshülflichen Kliniken fast ganz verschwunden ist und daß ihm sicher schon viele Tausende von Kindern die Erhaltung ihres Augenlichtes verdanken. Dadurch allein schon gehört er zu den größten Wohlthätern der Menschheit, und die Senckenberg'sche Stiftung in Frankfurt a. M. hat ihn mit einem hohen Preise ausgezeichnet. 1861 besprach Credé auf der Naturforscherversammlung in Königsberg die „zweckmäßigste Methode der Entfernung der Nachgeburt" und wußte dadurch die Expression derselben in kurzer Zeit als die allgemein als bestanerkannte Methode in den deutschen Kliniken durchzusetzen. Diese Methode wurde bald darauf auch in England und Amerika überall eingeführt und wird mit geringen Modificationen noch heutzutage dort angewendet. Durch sie wurden die Halbentbundenen nicht bloß vor gefährlichen Nachblutungen, vor dem Abreißen von Eihaut- und Placentastücken, sondern auch vor Infection der puerperalen Sexualwunden besser als durch die anderen bewahrt: mithin ein sehr segensreiches Verfahren durchgeführt.

Wenn C. außer den „Klinischen Vorträgen" und der kleinen Schrift „Gesunde und kranke Wöchnerinnen" (1886), ferner dem „Lehrbuch der Hebammenkunst" (zuerst 1875 mit dem Referenten, zuletzt 1892 in 5. Aufl. mit Leopold herausgegeben) keine weiteren Monographien und Lehrbücher, sondern nur eine Reihe kleinerer Aufsätze (s. u.) geschrieben hat, so lag dies wohl daran, daß er 39 Jahre hindurch zuerst wie erwähnt die Monatsschrift, dann das Archiv für Gynäkologie mit Spiegelberg, Gusserow und Leopold redigirt hat und daß die Hauptlast der Redaction jederzeit auf seinen Schultern lag. Auch hier kann ich, wiederum aus eigner Erfahrung und mit herzlicher Dankbarkeit die Worte unterschreiben, die sein Schwiegersohn (l. c. S. 209) von ihm anführt: „mit der peinlichsten Sorgfalt reihte er die Arbeiten aneinander und las bis zuletzt alle Correcturen selbst. Durch die Jahre lange Uebung zog er mit verblüffender Gewandtheit schwülstige Sätze in einen einzigen kurzen, meistens viel treffenderen Satz zusammen und reinigte unbarmherzig die Aufsätze von Ballast und Fremdwörtern zum Kummer manchen Verfassers". Ja ich möchte auch hier seine Leistungen noch etwas weiter fassen, C. verstand es auch meisterhaft, die Ausdrücke jugendlicher Autoren, die oft persönlich zu scharf und leicht verletzend waren, in diplomatischere Formen umzuwandeln und so zum Besten des Autors und der Sache Verstimmungen zu verhüten, die Discussion zu klären und in versöhnlichem, sachlichem Geiste zu erhalten.

Wie er ein ausgezeichneter, unermüdlicher Lehrer war, so feilte er an seinen eigenen Arbeiten fortwährend und wußte seine Darstellungen immer schärfer und klarer zu fassen, so daß sie in der That zu „Meisterstücken deutschen Stiles" wurden. Wir erwähnen von denselben noch: 1855 „Die preußischen Hebammen und ihre Stellung zum Staate und zur Geburtshülfe"; 1859 „Ueber narbenähnliche Streifen in der Haut des Bauches, der Brüste und der Oberschenkel"; 1860 „Bericht über die Leipziger Klinik vom 5. Febr. 1810 bis 30. Sept. 1859"; 1862 „Observationes nonnullae de foetus situ inter graviditatem. Progr. ad mem. Bosii"; 1864 „Observationes,

series II"; 1881 „Die Verhütung der Augenentzündung Neugeborener" (Arch. f. Gynäk. Bd. 18); 1884 über dasselbe Thema (Berlin); 1884 „Erwärmungsgeräthe für neugeborene und schwächliche Kinder" (Arch. f. Gynäk. Bd. 24); 1887 „Weitere Erfahrungen über gesunde und kranke Wöchnerinnen" (Arch. Bd. 30); 1888 „Die Behandlung der Nachgeburt bei regelmäßigen Geburten" (Arch. Bd. 32); 1892 „Die geburtshülfliche Untersuchung" (im Verein mit Leopold) (Leipzig). C. war mit Recht ein Feind der Vielthuerei, ganz besonders bei Kreißenden und Wöchnerinnen und erkannte mit klarem Blick die Gefährlichkeit der zu häufig geübten inneren Untersuchungen.

Er war unter mittlerer Größe, eher klein zu nennen, aber kräftig, an Strapazen gewöhnt. Er hatte eine wunderbar feine und kleine Hand, die ihn zu den schwierigsten geburtshülflichen und plastischen Operationen ganz besonders befähigte.

Als trefflicher Gatte und Vater, als treuer, warmer Freund, der auch zur rechten Zeit ernsten Tadel nicht scheute, war er allbekannt; als ein ausgezeichneter Lehrer der Jugend, ein hervorragender Forscher und ein wirklicher Wohlthäter der Menschheit wird er unsterblich bleiben.

Hinrichsen, Das litt. Deutschland, 2. Aufl., S. 241. — Hirsch-Gurlt, Biogr. Lex. d. hervorr. Aerzte II, 103. Wien 1885. — Leopold, Archiv f. Gynäkologie, Bd. 42 und nach eigenen Erinnerungen.

F. v. Winckel.

Credner: Karl Friedrich Heinrich C., geboren am 13. März 1809 zu Waltershausen bei Gotha, widmete sich zwischen 1828—31 in Freiberg dem Studium des Bergfaches, vollendete seine Studien in Göttingen und bereiste dann im Auftrag der Regierung von Gotha Sachsen, Böhmen und Schlesien, wurde 1833 Bergassistent, 1850 Bergrath in Gotha, später zugleich Eisenbahn-, Lebensversicherungs- und Gasdirector. 1858 erhielt er einen Ruf als Oberbergrath in das Ministerium in Hannover, wurde 1866 nach Berlin und 1868 als Geh. Oberbergrath nach Halle versetzt, woselbst er am 28. September 1876 starb. Obwol Heinrich C. durch eine vielseitige praktische Thätigkeit in Anspruch genommen war, fand er doch noch Muße, sich in eingehender Weise mit geologischen Untersuchungen zu beschäftigen. Seine bedeutendsten Arbeiten sind die „Uebersicht der geognostischen Verhältnisse Thüringens und des Harzes begleitet von einer geognostischen Karte" (Gotha 1843) und seine 1855 erschienene geognostische Karte des Thüringer Waldes in 4 Blättern. Im Jahre 1865 veröffentlichte er auch eine geognostische Karte der Umgegend von Hannover, nachdem er schon früher in einer Abhandlung über die Gliederung der oberen Juraformation und der Wealden-Bildung in N. W. Deutschland (Prag 1863) einen wichtigen Beitrag zur Geognosie des nordwestlichen Deutschlands geliefert hatte. Eine große Anzahl kleinerer Abhandlungen mineralogischen oder geologischen Inhalts finden sich im Neuen Jahrbuch der Mineralogie, in der Halleschen Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften, in Poggendorff's Annalen und in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft.

Vgl. J. C. Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterbuch, Bd. III.

v. Zittel.

Creizenach: Michael C., geboren am 16. Mai 1789 in Mainz, † am 5. August 1842 in Frankfurt a. M., hervorragender Theologe, Mathematiker und Schulmann. Ursprünglich für den Rabbinerberuf bestimmt, wurde er schon frühzeitig in das Studium des Talmud eingeführt und galt in seinem dreizehnten Jahre, ob seiner Kenntnisse auf diesem Gebiete, für eine Art Wunderkind. Doch seinem regen Geiste und seinem tief veranlagten Gemüthe

genügte für die Dauer die Ausbildung nicht, die ihm zu Theil wurde und er suchte nach anderen Quellen der Belehrung. In seinem sechzehnten Jahre erst begann er die deutsche Sprache zu erlernen und wurde in seinen Bestrebungen von dem Bibliothekar Lehne unterstützt. 1805 wurde er in das französische Lyceum in Mainz aufgenommen und war es besonders Professor Turquem, der auch des Hebräischen kundig war und später mit ihm einen litterarischen Briefwechsel unterhielt, der seine ungewöhnlichen Anlagen erkannte und ihn in die mathematische Wissenschaft einführte. Schon nach $2^1/_2$ Jahren wurde C., begleitet von der Anerkennung seiner Lehrer, aus dem Lyceum entlassen. Ihren größten Einfluß auf seine Geistesrichtung übten neben den Schriften Kant's die Rousseau's und der Encyklopädisten. Er stand durch seinen Bildungsgang, durch seinen philosophisch geschulten Geist mit seiner Auffassung vom Judenthume im Gegensatze zu dem Herkömmlichen und Hergebrachten, in welchem er eine durch beklagenswerthe Verirrung der tonangebenden Geister herbeigeführte Entstellung seines Lehrinhaltes erblickte, der nur durch eine gründliche Reform wieder zu seiner ursprünglichen Erhabenheit gelangen sollte und erkannte in einer verbesserten Jugendbildung vorerst den einzigen Weg zur Besserung vorhandener Schäden. Unter großen Kämpfen gründete er in Mainz 1813 eine jüdische Schule, die später von der Gemeinde übernommen wurde und arbeitete mit Eifer und Begeisterung an der geistigen Veredlung der Jugend. Auch gründete er einen israelitischen Handwerker-Verein, wie später auch in Frankfurt a. M. Nebstdem hielt er an Sabbathen und Festtagen religiöse Vorträge im Sinne der Reform und gründete 1823 eine Monatsschrift „Geist der pharisäischen Lehre", von der nur sechs Hefte erschienen sind und in welcher er besonders dem Gedanken wissenschaftlichen Ausdruck gab, daß das Judenthum einer beständigen Entwicklung fähig und bedürftig sei und daß man damit gerade auf dem Standpunkt des Talmuds stehe, der ja auch nur eine oft über die Bibel hinausgehende Entwicklungsphase des Judenthums bedeute. C. hatte dadurch, daß er durch die zurückgegangenen Vermögensverhältnisse seiner Eltern gezwungen war, Privatunterricht zu ertheilen, viele persönliche Beziehungen zu intelligenten christlichen Kreisen, namentlich zu Officieren und Geistlichen bekommen, wodurch sein Blick geschärft und seine Anschauung geklärt wurde. So zählte Bischof Colmar zu seinen Freunden, und Männer wie Geissel und Weis, die nachmaligen Bischöfe von Köln und Speier standen zu ihm im Verhältnisse von Schüler und Lehrer. Er veröffentlichte in Mainz 1821: „Abhandlungen über zwei schwierige Stellen im Euklides", 1822: einen „Versuch über die Paralleltheorie" und ein „Lehrbuch der darstellenden Geometrie", 1825: eine „Anleitung zur höheren Zinsrechnung mit logarithmischen Tafeln" und ein „Französisches Lesebuch zum Gebrauche für Schulen". Im J. 1824 erlangte er in Gießen die philosophische Doctorwürde und 1825 wurde er an die israelitische Realschule „Philanthropin" (gegründet 1804) nach Frankfurt a. M. berufen, woselbst sich ihm ein ergiebiges Feld der Thätigkeit als Lehrer, Prediger und Schriftsteller eröffnete an der Seite des helldenkenden geistvollen Oberlehrers Dr. M. Heß und anderer Gesinnungsgenossen, die ihr ganzes Leben und Wirken der Reform des Judenthums und der Veredlung der Jugend gewidmet hatten. Hier konnte er den Satz zur Wahrheit machen, den er unter sein Bildniß geschrieben: „Die Jugend ist unsere schönste Hoffnung und darum sei sie auch der theuerste Gegenstand unserer Sorgfalt". Er zeigte als Lehrer, begabt mit Klarheit und Bestimmtheit des Vortrages, „daß die jüdische Religion nicht veraltet ist und nie veralten kann, daß man sie wohl mit einer anmuthslosen Rinde überzogen, aber ihr nicht die Lebenskraft

rauben konnte, die ihr eine ewige Jugendlichkeit verbürgt, welche sich bei fortschreitender Cultur immer lebenskräftiger und beglückender zeigen wird — — dieser gute Geist wird um so segensreichere Früchte bringen" meinte er „je unumwundener die Religion dem jugendlichen Geiste in ihrer ursprünglichen Schönheit dargestellt wird, in dem enthüllten Liebreiz, mit dem das geoffenbarte Gesetz den Propheten entgegenstrahlte" (Stunden der Weihe für israelitische Confirmanden, Frankfurt a. M. 1841. VI, VII, vgl. hiezu: Die Confirmationsfeier für unsere Schüler und Schülerinnen der Frankfurter israelitischen Realschule. Frankfurt a. M. 1828). In der mit der Schule verbunden gewesenen „Andachtsstunde", welche ursprünglich 1812 in einem sonntäglichen Gottesdienst bestand, bei welchem die Schüler und Schülerinnen anwesend waren und bei welchem nach einem von der Orgel begleiteten Gesange, über einen moralischen Gegenstand gesprochen wurde (Heß, Programm des Philanthropins, 1812, S. 34), die von 1815 ab in eine allsabbathliche umgewandelt wurde, welche zum Sammelpunkt auch der gebildeten reformfreundlichen Gemeindemitglieder geworden, und in der neben deutschen Gebeten die Predigt den Hauptbestandtheil ausmachte, war C. der rechte Mann am rechten Platze. Seine Reden, aus der Fülle des Herzens und aus der Tiefe der Ueberzeugung hervorquellend, ausgezeichnet durch Reichthum der Ideen und durch Klarheit der Gedanken, wie aus den in seinem Nachlasse befindlichen Predigten zu ersehen ist, die ich noch zu veröffentlichen gedenke, übten einen mächtigen Einfluß auf die Hörer aus, und es war namentlich die von ihm eingeführte Confirmation seiner Schüler und Schülerinnen, die von ergreifender Wirkung sich erwiesen hatte. Dabei zeichnete sich C. durch anspruchsloses wohlthätiges Wirken aus und erwarb sich in der eines zeitgemäßen Rabbiners entbehrenden Gemeinde die Liebe und Verehrung der weitesten Kreise, zumal er auch in der „Loge zur aufgehenden Morgenröthe" eine führende Stellung einnahm. 1827 hielt er eine treffliche Ansprache bei Grundsteinlegung des Krankenhauses der israelitischen Männer- und Frauenkrankencasse in Frankfurt am Main; auch wurde er nach auswärts, so nach Eltville, Offenbach und Mainz zur Abhaltung von Reden berufen (vgl. Predigt, gehalten in der Synagoge zu Mainz bei Gelegenheit des Geburtsfestes S. K. H. des Großherzogs von Hessen und bei Rhein am 26. December 1831 mit einem Vorworte von Dr. Derenburg, Präses des Vorstandes. Mainz 1832), die der deutschen Predigt die Bahn ebnen halfen. 1828/29 hielt er in Frankfurt a. M. auf Aufforderung der Vorsteher des Physikalischen Vereins Vorträge über physische Geographie. Dabei setzte er eifrig seine mathematischen Studien fort. 1828 erschien von ihm neben „Gebete und Psalmen für Israeliten" ein „Lehrbuch der technischen Geometrie", 1829 ein „Versuch über die Theorie der Zahlen aus dem Französischen des A. M. Legendre", 1. Theil: „Methoden und Lehrsätze zur unbestimmten Analytik enthaltend" und er veröffentlichte noch neben der Abwehrschrift gegen Dr. H. E. G. Paulus „Ueber die jüdische Nationalabsonderung" und den „Zwei und dreißig Thesen über den Talmud" (1831), neben dem „Biblischen Lehrbuch für die hebräische Sprache" (1839) und „Betrachtungen über die 10 Bußtage" (1840) ein „Lehrbuch der Planimetrie" (Frankf. a. M. 1834) und ein „Lehrbuch der Algebra" (Stuttg. 1839). In den Jahren 1833 bis 1844 stellte C. ein ganzes Lehrgebäude der jüdischen Religion in reformistischem Sinne auf, in welchem er die historischen Grundlagen für eine Reform des Judenthums darlegte, in seinem aus vier verschieden betitelten Theilen bestehenden Werke „Schulchan Aruch", welches mehrere Gegenschriften hervorrief (S. R. Hirsch, J. Löwenstein u. A.), und dessen erster Theil 1837 in London

ins Englische übertragen wurde. Dabei war er ein fleißiger und tüchtiger Mitarbeiter an Abraham Geiger's „Zeitschrift für jüdische Theologie" und an Jost's „Annalen", mit dem er 1841 und 1842 gemeinsam eine hebräische Zeitschrift „Zion" herausgab, die gehaltvolle Arbeiten, biographische und bibliographische Mittheilungen und Editionen aus der mittelalterl. Litteratur enthält. Sein letztes Werk war „Jesod Mora sive fundamentum pietatis. Nach Ibn Esra lateinisch und deutsch" (1841). C. wurde am 8. August 1842 unter großen Ehren begraben. Sein College, der Geschichtsschreiber Dr. M. Jost widmete ihm einen herrlichen Nachruf (auch abgedruckt in: Kayserling, Bibliothek jüdischer Kanzelredner, S. 385), auf dessen Anregung, am Tage der Bestattung, die für die Lehrer am Philanthropin und deren Hinterbliebene segensreich wirkende „Creizenach-Stiftung" ins Leben gerufen wurde. Auf seinem Grabstein steht als Inschrift: „Seine Kraft widmete er der Zukunft Israels, sein Herz schlug der Menschheit".

Michael C. hinterließ eine Tochter und drei Söhne, unter denen der älteste Julius C., geboren 1816 zu Mainz, † 1884 als Oberlandesgerichtsrath zu Darmstadt, Verfasser einer Abhandlung über den kaufmännischen Contocurrent (Mainz 1873) und anderer juristischer Werke, sowie der zweite Theodor (s. u.) als Schriftsteller hervorgetreten sind.

Quellen: Seine eigenen Schriften, Einladungsschrift zur Prüfung der Real- und Volksschule der israel. Gemeinde in Frankfurt a. M. 1826, 1843. — Neuer Nekrolog d. Dtschn. Jahrg. XX. Weimar 1844, S. 576—587.

Adolf Brüll.

Creizenach: Theodor C., Sohn des Vorigen, geboren am 16. April 1818 zu Mainz, † am 5. December 1877 zu Frankfurt a. Main. Er wuchs auf unter dem Eindruck der geistigen Bestrebungen seines Vaters, dem er auch den oben erwähnten pietätvollen Nachruf im Neuen Nekrolog der Deutschen widmete. Mit ihm kam er 1825 nach Frankfurt, besuchte dort zuerst die israelitische Realschule, sodann — seit 1827 — das Gymnasium, wo vor allem K. Schwenk (s. d.), der Freund Platen's, anregend auf die begabteren Schüler wirkte, und 1835—39 die Universitäten Gießen, Göttingen und Heidelberg. In Gießen gewann er mehr durch den Verkehr mit Freunden wie G. Baur und Carriere, als durch den akademischen Unterricht. Neue und weite Ausblicke gewährte ihm der Aufenthalt in Göttingen, wo er Ostern 1837—38 Vorlesungen bei Ewald, Otfried Müller, Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus hörte, auch war es ihm vergönnt, die reichen Anregungen, die hier auf ihn einströmten, im Verein mit gleichstrebenden Freunden zu verarbeiten. Ein Bild des Treibens in diesem Kreise ist in Oppermann's Roman „Hundert Jahre" gegeben. Zum hundertjährigen Jubiläum der Universität spendete er mit seinen Freunden Carriere und K. Bölsche eine dichterische Festgabe, die sie dem Ehrengast bei dieser Feier, Alexander v. Humboldt widmeten, von C. stammen die schönsten und formvollendetsten Stücke eines Sonettenkranzes, in dem die großen Meister der Göttinger Hochschule gefeiert werden. Auch als nicht lange nach den Tagen der gehobenen Feststimmung die sieben Göttinger Professoren gegen den Verfassungsbruch Verwahrung einlegten, war C. mit seinen Freunden sich der historischen Bedeutung des großen Augenblicks voll bewußt; er befand sich unter der Schaar von Studenten, die den verbannten Professoren Jacob Grimm, Dahlmann und Gervinus das Geleit gaben und beim Abschied in Witzenhausen trug er im Namen der Commilitonen ein Gedicht vor. Springer in seiner Lebensgeschichte Dahlmann's (I, 446) rühmt mit Recht die schöne Art, wie in diesem Gedicht mit Vermeidung scharfer politischer Anspielungen der Grundton anhänglicher Treue und menschlicher

Theilnahme festgehalten ist. Es trat schon damals bei C. die später so oft bewährte Gabe hervor, in gehobenen Augenblicken den Ausdruck für das zu finden, was die Herzen Aller bewegte.

Creizenach's Studiengang wurde durch diese Ereignisse unterbrochen; er siedelte nach Heidelberg über, wo er bei Creuzer und Bähr seine philologischen Studien fortsetzte und sich 1839 die philosophische Doctorwürde erwarb. Nach Frankfurt zurückgekehrt erhielt er 1841 als Lehrer der Söhne des Barons Anselm v. Rothschild eine Stellung, die ihn mit manchen merkwürdigen Persönlichkeiten in Berührung brachte; von dem Chef des Frankfurter Hauses, dem alten originellen Amschel Mayer, hat er nach dessen Hinscheiden eine meisterhafte Charakteristik entworfen (in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 29. December 1855, einige ungeschickte Zusätze der Redaction sind leicht auszuscheiden). Vor allem aber war ihm nun ein erwünschter Anlaß geboten, durch längeren Aufenthalt in Paris und London (1845—47) seinen Gesichtskreis zu erweitern. In Paris stand er in freundschaftlichem Verkehr mit Heine, den er sehr gerecht und unbefangen würdigte; manche interessante Züge zur Charakteristik Heine's hat er später im „Frankfurter Museum" mitgetheilt. Die Stellung im Rothschild'schen Hause währte bis 1849, wo er als außerordentlicher Lehrer an die jüdische Realschule kam. Während dieser ganzen Zeit war C. ein eifriger Förderer der Bestrebungen des jüdischen Reformvereins, den er 1842 begründen half. Der Verein wollte diejenigen Juden in einer festen Organisation zusammenhalten, die im Sinne M. Creizenach's eine Vergeistigung des Judenthums anstrebten. Neben der Unverbindlichkeit der Ritualvorschriften und des Talmud wurde von den Mitgliedern vor allem der Gedanke verfochten, daß sie einen Messias, der die Juden nach Palästina zurückführen solle, weder erwarteten, noch wünschten, sondern das Land, dem sie durch Geburt oder bürgerliche Stellung angehörten, als ihr alleiniges Vaterland ansähen. Natürlich fand der Reformverein heftige Gegner, jedoch auch manche Anhänger unter den Juden, die ähnliche Gedanken schon lange im Stillen gehegt hatten, sowie sympathische Theilnahme in nichtjüdischen liberalen Kreisen. Die Bestrebungen des Vereins, insofern sie von einem deutsch-patriotischen Grundgedanken getragen waren, fanden ihren Ausdruck in Creizenach's Gedicht „Der deutsche Jude", noch merkwürdiger ist das poetische Selbstbekenntniß „Mose und Christus", wo die Einsicht durchzudringen beginnt, daß das durchgeistigte Judenthum, dem C. nachstrebte, im Christenthum bereits verwirklicht sei. Indem C. in dieser Erkenntniß sich mehr und mehr bestärkte, reifte in ihm der im November 1854 ausgeführte Entschluß, sich in die evangelische Kirche aufnehmen zu lassen; sein Lehramt an der israelitischen Schule hatte er schon zu Anfang dieses Jahres aufgegeben. Den poetischen Ertrag seines bisherigen Lebens hatte C. vereinigt in den „Dichtungen" (Mannheim 1839) und den „Gedichten" (Frankfurt a. M. 1848, zweite Aufl. 1851), die indeß bei weitem nicht alles enthalten, was er von den mannichfaltigen Eindrücken jener Jahre dichterisch gestaltet hat. Man rechnet ihn gewöhnlich zu dem „jungen Deutschland", und daß er anfänglich dessen litterarische Sympathien und Antipathien theilte, wird u. a. durch das kleine satirische Drama „Der schwäbische Apoll" (Dichtungen S. 85—112) bewiesen. Doch zeigt sich bei ihm, was die Reinheit der dichterischen Form betrifft, eine entschiedene Einwirkung Platen's, dem er auch in der „Nänie" einen stimmungsvollen Nachruf gewidmet hat, und im Stil eine ruhige Klarheit ohne alles bewußte Streben nach pointirtem Ausdruck. Oefters hat er in seinen Dichtungen die politischen Ereignisse berührt, von denen er namentlich im

J. 1848 während der Tagung des Parlaments in Frankfurt einen lebendigen Eindruck gewann, doch zeigte er damals schon ein tieferes Verständniß für die Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens, als dies bei den meisten liberalen Idealisten der Fall war.

Seit der Mitte der fünfziger Jahre traten in seiner Thätigkeit die litteratur- und culturgeschichtlichen Studien immer mehr in den Vordergrund; er blieb nach seinem Uebertritt zum Christenthum mehrere Jahre amtlos und widmete den besten Theil seiner Kraft dem von Otto Müller 1855 begründeten „Frankfurter Museum", das er 1856—58 leitete, später erschien es noch eine Zeitlang als Beiblatt zur politischen Zeitung „Die Zeit". Es gelang C. eine Reihe vortrefflicher Mitarbeiter heranzuziehen, so sind Scheffel's Schilderungen aus den tridentiner Alpen, G. Semper's griechische Reiseerinnerungen, Kuno Fischer's Abhandlung über Schiller als Philosoph zuerst im „Frankfurter Museum" erschienen, C. selber veröffentlichte eine Reihe werthvoller biographischer und litterarhistorischer Abhandlungen und hat besonders in den häufig nachgedruckten und benutzten litterarischen Notizen und Anecdoten des Feuilletons seine Darstellungsgabe, seine weitausgebreitete Belesenheit und sein Geschick in der Hervorhebung des charakteristischen Details bewährt. Daß diese Zeitschrift nicht die gebührende Verbreitung und Lebensdauer erlangte, ist vor allem der ungeschickten buchhändlerischen Leitung des Unternehmens zuzuschreiben. Dies trug dazu bei, C. wieder dem Lehramt zuzuführen; 1858 ertheilte er Unterricht an der Gewerbeschule, dann an der höheren Bürgerschule, bis er 1861 das durch den Uebertritt Kriegk's zum Stadtarchiv erledigte Lehramt am Gymnasium erst provisorisch, dann seit 1863 definitiv erhielt und bis an sein Lebensende verwaltete; eine Berufung an die Universität Bern 1868 hat er ausgeschlagen. Seine Lehrfächer waren vor allem in Prima das Deutsche und in sämmtlichen oberen Classen die Geschichte, deren Unterricht, einer merkwürdigen Besonderheit des Frankfurter Gymnasiums zufolge, für protestantische und katholische Schüler getrennt ertheilt wurde. Aber wie er überhaupt die Liebe und Achtung seiner Collegen im höchsten Maaße sich erwarb, so waren auch die Beziehungen zu seinem katholischen Specialcollegen, dem vielbewunderten und vielgescholtenen Janssen, stets die besten; sie fühlten sich bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit des Standpunkts durch persönliche Sympathie und Hochschätzung zu einander hingezogen und trugen kein Bedenken, in Krankheits- und sonstigen Verhinderungsfällen sich gegenseitig ihre Schüler anzuvertrauen. Auch die Schüler waren sich bewußt, daß ihnen durch Creizenach's lebensvolle und klare, nach allen Seiten hin weite Ausblicke eröffnende Vortragsweise eine Anregung geboten werde, die über das Durchschnittsmaaß des Gymnasialunterrichts weit hinausging.

Schon in früherer Zeit hatte C. die reichen Gaben seines Geistes und Wissens in öffentlichen Vorträgen vor einem weiteren Hörerkreis entfaltet; diese Art der Wirksamkeit, die er auch neben seinem Gymnasiallehramt beibehielt, verschaffte ihm einen Ruf weit über die Grenzen seiner Heimath hinaus. Es war die Zeit, wo sich in den größeren Städten Deutschlands, vor allem in den großen Handels- und Industriestädten des Niederrheins die Sitte ausbildete, hervorragende Gelehrte und Schriftsteller aus allen Theilen Deutschlands zu öffentlichen Vorträgen einzuladen. Hier war C. ein stets von neuem gebetener und freundlich aufgenommener Gast. „Seine Vorträge", sagt Rieger, „waren ohne jede Anlehnung an das Manuscript immer nur aus dem Moment geboren und wirkten mit jener Frische, die anders nicht erreichbar ist. Sie flossen im anspruchslosesten Erzählerton, ohne ein überflüssiges Wort, ohne alles Phrasenwerk mit vollendeter Klarheit, mit ruhiger Beherrschung

des reichsten Stoffes und der mannichfaltigsten Beziehungen dahin und wer sich einmal an das wenig günstige, scharf articulirende, aber fast gar nicht modulirende Organ und an die Abwesenheit aller Gedankenpausen gewöhnt hatte, hörte mit einem durch nichts gestörten geistigen Behagen zu". Ein Vorzug, der ihn vor den meisten Rednern dieser Art auszeichnete, war es auch, daß er stets die Beziehung auf den Hörerkreis, der ihn gerade umgab, im Auge behielt; öfters, wie z. B. in einem Aachener Vortrag über die Krönung Karl's V. und in den Kölner Vorträgen über Sulpiz Boisserée und über den Streit Reuchlin's mit den Dominicanern trat dieses schon in der Wahl des Stoffes hervor.

Durch diese bewunderungswürdige Leichtigkeit der Mittheilung in mündlicher Rede trat die Lust zum Schreiben und Ausarbeiten mehr und mehr zurück und es ist dies häufig bedauert worden, namentlich von Seiten der Fachgenossen, denen er mit ungemeiner Freigebigkeit mündliche und schriftliche Belehrung spendete. Die meisten unter ihnen lernten ihn bei Gelegenheit der Philologenversammlungen kennen und schätzen, die er oft und gern besuchte und bei denen er auch mehrmals zum Vorsitzenden der germanistischen Section erwählt wurde. Doch ist er auch als Schriftsteller nicht unthätig geblieben. Seine umfangreichste Arbeit ist die neue Bearbeitung der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in dem großen Schlosser'schen Werke, wo seine nachbessernde Hand vor allem den cultur- und litteraturgeschichtlichen Partien zu Gute kam; die Uebersicht über die geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts hat er vollkommen neu gestaltet. Von seinen Arbeiten kleineren Umfangs seien hier zunächst diejenigen erwähnt, die sich an seine Dantestudien anschließen. Die Neigung zu diesem Dichter hatte durch eine italienische Reise 1854 neue Nahrung erhalten, aus diesen Studien erwuchs die schöne und lehrreiche Abhandlung über die Aeneis, die vierte Ekloge und die Pharsalia im Mittelalter (Frankf. Gymnasialprogramm 1864). Das Studium der mittelalterlichen Lateindichtung, das mit dieser Arbeit zusammenhing, führte ihn auch dazu, den Ursprung des Studentenlieds ‚Gaudeamus' im Gedankenkreis der Vagantenpoesie zu entdecken (vgl. die Sitzungsberichte der germanistischen Section der Leipziger Philologenversammlung 1872). Vor allem aber sind seine Arbeiten auf dem Gebiete der Goethelitteratur zu erwähnen. C. galt mit Recht für einen der besten Goethekenner; durch die Umstände wurde er vor allem zur Erforschung der Frankfurter Beziehungen Goethe's veranlaßt. Merkwürdig ist seine erste Goethepublication, die Herausgabe der poetischen Episteln Goethe's und Gotter's aus Anlaß des Götz von Berlichingen, die er als 19jähriger Jüngling in der Zeitung für die elegante Welt (22. Mai 1837) abdrucken ließ. Dieser Abdruck bildet noch heute die einzige Grundlage des Textes. C. hörte die Episteln von dem Besitzer des verschollenen Manuscripts vorlesen und sein wunderbares Gedächtniß ermöglichte es ihm, das Gehörte nachher zu Papier zu bringen. Doch hat er in Goethe's Epistel zwei Zeilen, die ihm entfallen waren, selbständig neu hinzugedichtet und der Gedanke, daß er auf diese Art seine Verse in Goethe's Werke eingeschmuggelt hatte, belästigte ihn so sehr, daß er sich niemals entschließen konnte, seinen Zusatz namhaft zu machen und die Aussonderung den Philologen der Zukunft überließ. Einige Goethe-Aufsätze, die in der folgenden Zeit in Frankfurter Zeitschriften erschienen, beweisen uns, wie er damals schon in der Beurtheilung Goethe's die Höhe des Standpunktes erreicht hatte, der jetzt der herrschende ist. Als die Vaterstadt des Dichters 1849 sein hundertjähriges Jubiläum festlich beging, in einem Augenblick der traurigsten Zerrüttung und der tiefsten politischen Mißstimmung, die zu einer un-

befangenen und heiteren Würdigung des Dichters gänzlich ungeeignet erschien, hielt C. eine Festrede im Kaisersaal und wählte dazu mit glücklichem Griff das Thema „Goethe als Befreier" (gedruckt im Frankf. Conversationsblatt, 28.—30. August 1859); in zeitgenössischen Berichten wird diese Rede als der Glanzpunkt des Festactes bezeichnet. Unter den Aufsätzen zur Goethelitteratur im Frankf. Museum sei hier nur der Artikel über Klinger erwähnt, die Abhandlung über die angebliche Goethe'sche juristische Dissertation von den Flöhen (zuerst im Frankf. Museum 1858, S. 757), mag als Beleg dafür dienen, wie C. auch abgelegene Einzelheiten durch beziehungsreiche Darstellung interessant zu gestalten wußte. Als eine glückliche Fügung ist es jedoch zu betrachten, daß im J. 1874 die Willemer'schen Erben ihm als dem Berufensten die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne v. Willemer übertrugen und ihm dadurch den Anlaß boten, seine Frankfurter Goethestudien in einer umfangreicheren und bedeutenderen Leistung zu bewähren. Die Arbeit, in die er sich liebevoll vertiefte und die freudige Anerkennung, die sie bei ihrem Erscheinen 1877 fand, haben ihm die letzten Jahre seines Lebens verschönt.

Unter den zahlreichen Nachrufen, die bei Creizenach's Hinscheiden erschienen, sind vor allem zu erwähnen der von Carriere (Beilage z. Allgem. Zeitung 1877, Nr. 347), Rieger (Deutsche Reichspost 1877, Nr. 292) und Bartsch (Gegenwart Bd. 13, S. 68 ff.). — Der Verf. dieses Artikels gedenkt späterhin eine ausführlichere Lebensskizze zugleich m. d. Herausgabe einiger ungedruckter u. schwer zugänglicher Dichtungen u. Aufsätze zu veröffentlichen.

Wilhelm Creizenach.

Cremeri: Benedict Dominik Anton C., österreichischer Dramatiker. Ueber Cremeri's Leben sind uns nur spärliche Nachrichten erhalten. Er wurde am 13. August 1752 in Wien geboren und scheint anfänglich Schauspieler in Ungarn und Siebenbürgen gewesen zu sein. Seine ersten Schriften sind in Temesvar gedruckt. Ende der 70er Jahre kam er nach Linz und wurde dort k. k. Censursactuar, Bibliotheksschreiber und Concipist bei der oberösterreichischen Regierung. Diese Stellung dürfte er bis zum Beginn der 90er Jahre bekleidet haben. Er starb in Wien im J. 1795.

Cremeri's Schriftstellerei beginnt mit Bühnenstücken der landläufigsten Gattungen. Seine ersten Lustspiele, wie etwa „Man prüfe, ehe man verurtheilet" (Temesvar 1774) sind Soldatenstücke voll Rührseligkeit und Großmuth; die Intrigue und die Komik liegen in den Händen der Bedienten. Aber gar bald stellt er seine Feder in den Dienst großer Ideen, die in seinem Herzen aufzukeimen beginnen. Seine Broschüre „Ein Paquet für die Fürsten, sonst nützt's nichts", die 1779 erschien, ist eine begeisterte Verherrlichung der Ideale der Aufklärung, und verursachte ihrem Verfasser Mißhelligkeiten und Anfeindungen in Menge. Im J. 1779 schrieb er, von dem politischen und gesellschaftlichen Leben, das ihn umgab, angewidert, ein größeres Buch, worin er seine Ideen ausführlich darlegte, und dieses erschien 1781 unter dem Titel „Gutherziges Opfer zur Statistik. Die Regierung und den Adel, die wahre Religion und Irreligion der Geistlichkeit, wie auch das zeitliche und ewige Wohl der Bürger betreffend". Die zweite Auflage erschien 1784 unter dem veränderten Titel „Sympathien mit Joseph II." In diesem Werk verkündete C. bereits begeistert den Josephinismus. Mit flammenden Worten eifert er gegen die Dunkelmänner und unwürdigen Vertreter der christlichen Religion wie gegen die Uebergriffe des Adels und preist das Ideal eines Staates, der nicht von Bürgern bewohnt wird, sondern von Menschen, welche wahre Religion und Tugend beseelt, und die sich willig und freudig von einem auf-

geklärten und pflichteifrigen Regenten beherrschen lassen. Mußte seiner Zeit der Autor des „Paquets für die Fürsten" zittern, „kaßirt zu werden", wenn man am Throne etwas von seiner Autorschaft erführe, so konnte er nun, da Joseph II. regierte, unbesorgt seine Ideale verkünden. Glühende Verehrung brachte er dem edlen Fürsten entgegen, und nicht genug kann er es rühmen, daß er schon „in Zeiten mit seinem großen Kaiser sympathisirte, in denen noch mancher Große seinen Rosenkranz als sein Hauptgeschäft melgte, sein Skapulier küßte und alles das noch öffentlich verdammte, was er nun im Stillen verdammt". Das heilige Streben nach vollendeter Humanität, die nationale Gesinnung des Kaisers reißen ihn zu begeistertem Lobe hin. „Sieh, dieß ist ein Monarch!" so ruft er aus, und: „O Dank Dir Allmächtiger, daß ich unter dieser Regierung gebohren worden!"

Schon 1780 verpflanzte C. diese Ideen auf das eigentliche Gebiet seiner Schriftstellerei, auf das Theater. Das geschah in seinem Buche „Eine Bill an Joseph II. aus der Herzkammer eines ehrlichen Mannes" (Frankfurt u. Leipzig 1780; wiedergedruckt Linz 1785 u. d. Titel „Fromme Wünsche eine ächte Schaubühne und würdige Schauspieler für dieselbe zu bekommen"). Hier wendet er sich direct an den Kaiser und hält ihm seine wichtigste Aufgabe vor Augen. Der Grundgedanke des interessanten Werkes ist, es sei die erste Pflicht des Regenten, „die Schaubühne zu gründen und zu besorgen", um „dem Eindruck des Lasters vorzubeugen, die Seelen der Bürger zu Fertigkeiten in der Tugend zu gewöhnen und die Leidenschaften derselben zu beugen". Nachdem er das historisch mit vielen Citaten bewiesen hat, entwickelt er dem „Kaiser, der sich als wahrer Deutscher bestrebet, die stolzen Ausländer zu überzeugen, daß Deutsche ihrer entbehren können", seine Idee einer Reformation des Theaterwesens. Diese gipfelt in vier Postulaten; erstens: aus der Besorgung der Schaubühne soll ein vollkommenes Staatsgeschäft gemacht werden, das auch die Wahl des Stoffes der Stücke „unter Berücksichtigung der Zeiten" vornehmen muß. Zweitens: alle Schauspieler sollen Staatsangestellte sein. Drittens: man soll „keine fliehenden Truppen auf eines Privatmannes Kosten" mehr dulden. Viertens: nur, wer genau die erforderlichen Kenntnisse nachweist, soll Schauspieler werden dürfen; „denn wenn es jedem Thoren oder Vagabund freysteht, die Schauspielkunst zu mißbrauchen, so kann sie sich nie emporschwingen, in ihre Rechte eintreten und der Staat etwas von ihr erwarten". Als unbedingt für den Schauspieler erforderlich bezeichnet C. die genaue Kenntniß der Philosophie, Musik, Physiognomie, Zeichnung, Tanzkunst, Geschichte, Rechtsgelehrsamkeit (damit er wisse, was er durch sein Spiel zu empfehlen, was [z. B. Schlendrian, Chicanen] verächtlich zu machen habe); ferner die wichtigsten „Kunstwörter und Instrumente" aus der Physik, Naturgeschichte, Mathematik und Litteratur. Die Rechtschaffenheit bezeichnet er als die wichtigste Eigenschaft des Schauspielers. Schließlich soll man die Schauspieler „mit ansehnlichen Titeln der Staatsbedienstungen beschenken, um sie beym Volke in Achtung zu setzen".

Und von diesen Ideen durchdrungen, gestaltet C. nunmehr seine dramatische Schriftstellerei völlig um. Das Theater ist ihm nun „das vorzüglichste Mittel, den Verstand der Bürger aufzuklären, sie von allen Thorheiten zu reinigen, zu allem Guten geschickt zu machen, alle Tugenden in ihnen zu beleben, und also nothwendig sowohl die allgemeine innere Sicherheit, als Glückseeligkeit zu befördern". Liebe und Intriguen, wodurch junge Leute verdorben oder zu Bösewichtern gemacht werden könnten, gehören eigentlich nicht in ein Schauspiel; „das sind einzig noch Rudera von den gräulichen Mißbräuchen, unter denen das Theater verwilderte, da es ohne Pflege dem Zufall über-

lassen war". Der „Fürst", das Ideal des aufgeklärten Monarchen, soll auf der Bühne erscheinen; williger Gehorsam gegen die Gesetze, und die heiligste aller Tugenden, die Menschenliebe, sollen auf dem Theater gelehrt werden. Freilich schrieb er zunächst noch einige Lustspiele, aber, wie er selbst angibt, theils ohne wahren Zweck nur für Volk und Casse, theils um seinen Mitbürgern menschliche Schwachheiten vor Augen zu führen. So entstanden sein „Don Juan oder der steinerne Gast" (1787), der in Linz ständig am Allerseelentage gegeben wurde, „Mesmer der Zweyte" (der nach Cremeri's eigener Versicherung mit Schink's „Gaßner II." gar nichts zu thun hat), „Die Ohnmachten", die von der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (95, 462) eine Posse, „Der Auditor", der ebenda „ein Schauspiel von sehr abenteuerlicher Zusammensetzung" genannt wurde. Aber seine Dichtung nimmt mehr und mehr einen ernsten Charakter an. Das Melodrama „Andromeda und Perseus" (Linz 1783, die Musik von dem Landschaftspauker Georg Druschetzky) ist von einem ganz feierlichen Geist durchdrungen, und die Sprache ist mitunter fast weihevoll. In dem Schauspiel aus der oberösterreichischen Geschichte „Losenstain und Hohenberg" (Linz 1782) führt er zum ersten Mal die Absicht aus, den Patriotismus von der Bühne herunter zu lehren. „Wir sollen nach dem Beispiel der Griechen aus unserem Theater einen Schauplatz der redenden Todten machen, auf dem die geheiligte Asche unserer Väter uns zur Nachahmung auffordert". Aus diesem Gedanken ist denn auch das Stück herausgewachsen, das im übrigen ganz mit den Mitteln des Ritterdramas ausgestaltet wurde: mit großem Pomp werden uns Massenscenen, Versammlungen der Stände, Gottesgericht, ein (haarklein beschriebener) prächtiger Aufzug u. s. w. vorgeführt: Losenstain erscheint ganz typisch als „der edle Ritter, der Vertheidiger der teutschen Ehre". Seinem Schauspiel „Die Kriegserklärung gegen die Pforte" (1789), das in der Glorificirung eines guten Fürsten gipfelt, legte C. als Grundgedanken die Verse von Gellert unter:

„Belebte jedes Herz der Geist der Menschenliebe,
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe".

Gleichfalls patriotische Absicht liegt Cremeri's vaterländischem Schauspiel „Ernst Rüdiger Graf von Stahrenberg" (Linz 1791) zu Grunde, worin uns die Türkenbelagerung und der Entsatz von Wien im J. 1683 vorgeführt wird. Hier verliert sich der Patriotismus gar oft in hohles Pathos. Die Türken nehmen kräftig an der Handlung Theil, werden aber nicht verächtlich gemacht; Kara Mustapha wird zwar als fluchender Heide, aber doch mit Zügen von Muth und Männlichkeit geschildert. Die Geschichte des Bischofs Kollonitz gibt Gelegenheit zu einer weichen Kinderscene. In dem dreiactigen Schauspiel „Der gute Kaiser", das von C. „nach dem Italiänischen frey bearbeitet" wurde (Linz 1794), wird ihm Titus zu einer Allegorie Joseph's II., des idealen Fürsten, der auch zum Schluß den Lieblingsgedanken Cremeri's ausspricht: „Ein Monarch muß sich stets erinnern, daß er über Menschen herrschet". Der Zweck seines historischen Dramas „Der Bauernaufstand ob der Enns" (Linz 1792) ist, wie C. selbst im Vorwort angibt: „die philosophischen Volksverführer in Deutschland zu bekämpfen, und unter dem Volke dem sich immer weiter ausbreitenden Revoluzions- und Empörungsgeiste entgegenzuarbeiten". Das geschieht, indem im Verlauf von vier Acten auf der Bühne die schrecklichen Folgen der Empörung dargestellt werden. Am Schlusse hält dann der Statthalter den Bauern ihre Schuld vor: „Unglückliche! Die ihr vor kurzem Sklaven des nämlichen Lasters waret, und euch in eben dem Augenblicke seine Fesseln von neuem angelegt habt, in welchem ihr sie zerbrochen hattet, sehet die Früchte eurer Empörungen So zerreißt ihr schon zu wiederholten mahlen

die zärtlichſten Bande; zertrettet die glücklichſten Familien, erfüllet das Land mit Jammer und belaſtet eure Seelen mit den gröbſten Laſtern!" — Die Bauern antworten: „Unſere allgemeine Reue ſichert dagegen von nun an ſowohl das Eigenthum, wie das Leben unſerer Brüder auf ewig!" und das Stück klingt in den feierlichen Ruf aus: „Fluch jedem Rebellen! — Fluch jeder Empörung!!"

Cremeri's Dramen ſind ohne poetiſchen Werth. Aber ſie zeugen von der Abſicht, die Ideen Joſeph's II. zu verbreiten und von der Bühne herab zu predigen. Sie ſind zu großem Theil aus jener unmittelbaren Verehrung Cremeri's für den Kaiſer und ſeine Reformen entſtanden, welche ſich auch in der Maſſe von Broſchüren und Flugſchriften hell und rein wiederſpiegelt, die C. gegen das Treiben der Dunkelmänner und ihrer Gehülfen geſchrieben hat, und in denen er ſich gar oft an die geliebte Perſon des großen Kaiſers direct wendet. Auch in dieſen Schriften zeigt ſich, wie ſehr C. von dem Geiſte Joſeph's durchdrungen war, und wie ihn keine Gefahr abſchrecken konnte, mit edlem Freimuth das Evangelium der echten Menſchenliebe zu verkünden; kein unparteiiſch Denkender wird ſich dem Urtheil des Lexicographen Wurzbach anſchließen, der Cremeri's Schriften „unſauber" nennt.

Goedeke[2] 5, 346. — Wurzbach 3, 26. — Meuſel, Gel. Teutſchland 1, 296.

Egon v. Komorzynski.

Creuſing: Paul C., märkiſcher Chroniſt, geboren nach ſeiner eigenen Angabe zu Stolberg in Meißen (d. i. Stollberg i. Erzgebirge) wahrſcheinlich um 1540, ſtudirte ſeit 1559 in Wittenberg und war von etwa 1570 ab Diakonus zu Beelitz in der Mark. Von ſeinen weiteren Lebensſchickſalen fehlt bis jetzt jede Nachricht. Vielleicht verlor er 1577 wegen ſeiner philippiſtiſchen Geſinnung ſein Amt; ſicher bekleidete er daſſelbe ſeit 1582 nicht mehr.

In Beelitz verfaßte er außer mehreren kleineren auf die Orts- und Zeitereigniſſe bezüglichen Gelegenheitsſchriften ein für den dortigen Rath beſtimmtes, alſo nicht auf weitere Verbreitung berechnetes „Cronicon Aller Regirender Markgraven vnd Churfürſten zu Brandenburgk", das, für die allgemeine Geſchichte der früheren Zeit auf den Arbeiten von Wolfgang Jobſt fußend, doch für die Beelitzer Localgeſchichte und für die Regierungszeit des Kurfürſten Joachim II. manche werthvolle ſelbſtändige Nachricht bringt. Eingefügt ſind der Chronik Copieen der Beelitzer Stadturkunden, für die das ganze Werk überhaupt nur ſozuſagen ein verbindender Text ſein ſollte.

Benutzt wurde Creuſing's Arbeit ſchon von Zacharias Gartz, Andreas Engel, Heinrich Sebald und Andern. Gedruckt wurde dieſelbe, wenigſtens in ihrem ganzen Umfange, erſt mehr als 300 Jahre nach ihrer Abfaſſung in den Schriften des Vereins für die Geſchichte Berlins, Heft XXIII (Berlin 1886). Dieſe Ausgabe, beſorgt von Friedr. Holtze, beruht auf einer ſpäteren ſchlechten Abſchrift; die Originalhandſchrift des Verfaſſers befindet ſich in dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin, cf. Monatsblatt d. Brandenburgia VI (1897), 241 ff.

H. Pieper.

Criginger: Johann C., lutheriſcher Theolog, dramatiſcher Dichter und Kartograph, wurde im Auguſt oder September 1521 in der vor wenig Jahren gegründeten raſch aufblühenden, durch die Wohlhabenheit und geiſtige Regſamkeit ihrer ſchon damals überwiegend proteſtantiſch geſinnten Bewohner ausgezeichneten böhmiſchen Bergſtadt Joachimsthal geboren. Sein Name iſt in ſehr verſchiedenen Formen und Schreibweiſen überliefert. Er ſelbſt unterzeichnete ſich in ſeinen im Hauptſtaatsarchiv zu Dresden erhaltenen eigenhändigen Briefen ſtets Criginger oder Crigingerus. Ebenſo heißt er auf dem Titel ſeiner Karte von Sachſen. Die Wittenberger Matrikel nennt ihn Kriegengerus, die Leip-

ziger Kringerius, die handschriftliche Marienberger Chronik der Dresdener Bibliothek (Mscr. Dresd. d 16) abwechselnd Krüger, Krieger und Kriegner. Auf dem Titel seiner Dramen erscheint er als Krüginger und Crigingius, auf seiner Karte von Böhmen als Grigviger. Ueber seine Familienverhältnisse und seine Jugend ist nichts Genaues bekannt, da die als Quellen in Frage kommenden Kirchenbücher und sonstigen Acten bei dem großen Joachimsthaler Stadtbrande von 1538 zu Grunde gingen. Vermuthlich besuchte er die als Pflanzstätte humanistischer Bildung weitberühmte Lateinschule seiner Vaterstadt, die 1525 bis 1531 von dem nachmaligen Zwickauer Rector Petrus Plateanus, einem der bedeutendsten Schulmänner des Reformationszeitalters, der die bewährte Unterrichtsmethode seiner Lehrer, der Hieronymianer von Lüttich einführte, und 1532 bis 1540 von Johann Mathesius, dem Schüler und Freund Luther's und Melanchthon's, trefflich geleitet wurde. Mathesius las mit seinen Schülern die besten antiken Classiker, erklärte ihnen den Katechismus Luther's, ließ sie griechische und lateinische Komödien aufführen und zeigte ihnen auch gelegentlich Globen und Landkarten. Seinem Einfluß verdankte es C. vermuthlich, daß er sich dem Studium der Theologie zuwendete und Interesse für die dramatische Dichtkunst und für die Kartographie gewann. Auch der fromme Cantor Nicolaus Herman scheint auf den Knaben eingewirkt und namentlich seine dichterischen Neigungen gefördert zu haben. Im Alter von 17 Jahren begab er sich nach Wittenberg und wurde im November 1538 als Johann Kriegengerus ex valle Joachimica immatriculirt (C. E. Förstemann, Album academiae Vitebergensis, Lips. 1841, I, 173). Wie seine spätere Stellungnahme zu den theologischen Streitfragen beweist, fühlte er sich mehr zu Luther als zu Melanchthon hingezogen. Im Sommersemester 1540 siedelte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig (Die Matrikel der Universität Leipzig, hsg. von G. Erler, Leipzig 1895, I, 633), im folgenden Jahre nach Tübingen über (H. Holstein in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte XIV—XV, S. 124). 1543 war er Schulmeister in Crimmitschau. Als solcher veröffentlichte er im Juli desselben Jahres sein erstes dramatisches Gedicht: „Comoedia Von dem Reichen Mañ vnd Armen Lazaro, Luce am 16. beschrieben vñ Reimweis gestelt durch Joannem Krügingerum Vallensem". Der erste Druck erschien bei Wolfgang Meyerpeck in Zwickau, ein zweiter, jetzt verschollener ohne Jahr und ein dritter, wesentlich umgearbeiteter 1555 bei Matthes Stöckel in Dresden (K. Goedeke, Grundriß II^2, 361). Am 4. September 1544 wurde C. in Wittenberg zum Magister der freien Künste promovirt (J. Köstlin, Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger Philosophischen Facultät 1538—1546, Halle 1890, S. 17). Im folgenden Jahre ließ er sein zweites Drama ausgehen, die „Tragoedia von Herode vn Joanne dem Tauffer, inn Deudsche Reymen verfasset, durch Joannem Krügingerum Vallensem". Die erste Ausgabe erschien wiederum bei Wolfgang Meyerpeck in Zwickau, eine zweite, nicht mehr nachweisbare wol um 1555. Inhaltsübersichten dieses und des vorigen Stückes gaben J. C. Gottsched in Des nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst Zweytem Theil, Leipzig 1765, S. 210—216, W. Scherer in der A. D. B. XVII, 236 und H. Holstein in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte XIV—XV, S. 123. 136. Aufführungen der Stücke fanden in Joachimsthal (H. Holstein a. a. O. S. 136), Vacha (ebd. S. 124), Marienberg (Mscr. Dresd. d 16 zu den Jahren 1556 und 1557) und sicher auch anderwärts statt. In Crimmitschau blieb C. wahrscheinlich höchstens bis 1545, da am 3. April des folgenden Jahres Vincentius Friedericus, bis dahin Schulmeister daselbst, als Diakonus an der Stadtkirche eingewiesen

wurde. Was ihn zum Weggange bewog, ist unbekannt. Hierauf wirkte er, wie es scheint, kurze Zeit an der Schule in Marienberg. Während seines dortigen Aufenthalts schrieb er nach E. Kroker's Untersuchungen die jetzt in der Leipziger Stadtbibliothek im Manuscript vorhandene Sammlung der Tischreden Luther's. Den größten Theil dieser Reden erhielt er von seinem ehemaligen Lehrer Johannes Mathesius zur Abschrift, ein kleinerer Theil seiner Sammlung dagegen geht auf Weller und Lauterbach zurück. E. Kroker hat die Handschrift 1903 in den Publicationen der Kgl. Sächsischen Commission für Geschichte zum Abdruck gebracht. Als die Marienberger Schule zu Anfang des Jahres 1547 abbrannte (E. Gehmlich, Aus der Geschichte des alten Marienberger Lyceums, in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1892, Nr. 103, S. 409), nahm er einen Schuldienst in dem böhmischen Orte Schlaggenwald an. Auch hier blieb er nur kurze Zeit. Noch 1547 begab er sich wieder nach Wittenberg, wurde hier am 9. November zum Geistlichen ordinirt und folgte dann einem Rufe des Grafen Lorenz Schlick zu Luditz in Böhmen, der ihn zu seinem Hofprediger ernannte. Auch in dieser Stellung scheint er nicht lange ausgehalten zu haben, denn bereits Anfang 1548 finden wir ihn wieder in Marienberg, wo er sich mit Ursula, der Tochter des Hans Meyner aus Nöbenitz bei Eger verheirathete. Sie schenkte ihm zahlreiche Kinder, doch war sie wie er selbst vermögenslos, so daß er sich 1567 durch Vermittlung eines Gönners „wegen seiner Armuth nnd viel kleiner Kinder" mit der Bitte um eine Geldunterstützung an seinen Kurfürsten wendete (Dresdener Hauptstaatsarchiv Loc. 10328). In Marienberg scheint er zunächst wiederum als Schulmeister gewirkt zu haben. Etwa 1550 wurde er zum Diakonus und 1559 zum Pfarrer daselbst erwählt. Als solcher hatte er viele Anfechtungen zu erleiden. Mit seinem Amtsgenossen, dem Diakonatssubstituten Bartholomäus Hoffmann und seinem Vorgesetzten, dem Annaberger Superintendenten Philipp Wagner gerieth er wegen abweichender Lehrmeinungen in langwierige Streitigkeiten. Da er gegenüber dem damals in Kursachsen herrschenden Philippismus streng an der ursprünglichen Lehre Luther's festhielt und verschiedene bekannte Anhänger des Matthias Flacius als seine Lehrer und Freunde bezeichnete, kam er in den Verdacht des Flacianismus. Wagner forderte ihn auf, die ihm bekannten Flacianer zur Anzeige zu bringen, er lehnte jedoch in einem noch erhaltenen Briefe vom 12. December 1566 (Dresdener Hauptstaatsarchiv Loc. 8936) in unerschrockener Weise jede Auskunft ab, da er es nicht auf sein Gewissen nehmen könnte, daß durch seine Schuld treue Verkünder des göttlichen Wortes um ihrer Ueberzeugung willen mit Weib und Kindern ins Elend gejagt würden. Da ihm seine Gegner persönlich nichts anhaben konnten, denuncirten sie ihn beim Kurfürsten August, der damals durch den Einfluß seiner Hoftheologen ein erbitterter Gegner der Flacianer war. Dieser ließ im Sommer 1567 einen Befehl an Bürgermeister und Rath zu Marienberg ausgehen, sie sollten C. vorladen und ihn unter Androhung seiner Ungnade auffordern, eine schriftliche Verantwortung einzusenden. C. kam diesem Auftrage nach. In seinem im Dresdner Archiv noch vorhandenen Rechtfertigungsschreiben vom August 1567 berichtet er, daß er keiner falschen Lehre ergeben, vielmehr der unveränderten Augsburgischen Confession zugethan und jeder Zeit bereit sei, sich einem Verhör durch den Dresdner Superintendenten Daniel Greser zu unterziehen. Er reiste auch wirklich nach Dresden, legte vor dem Consistorium ein Religionsexamen ab und wies nach, daß er Matthias Flacius weder persönlich gekannt, noch in Briefwechsel oder sonstigem Verkehr mit ihm gestanden und nur seine Schriften wie auch die seiner Gegner gelesen habe, um sich über die beiderseitigen Lehr-

meinungen zu unterrichten. Das Consistorium erklärte sich darauf hin für befriedigt, und auch der Kurfürst ließ seine Ungnade gegen ihn fallen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte C. nicht ohne Sorgen, da Pest und Theuerung in Marienberg herrschten. Am 3. Mai 1571 starb seine Frau mit Hinterlassung vieler Kinder. Um diese nicht verwahrlosen zu lassen, heirathete er nach kurzer Zeit zum zweiten Male. Doch dauerte diese Ehe nur wenige Wochen, da er bereits am 27. December desselben Jahres starb. Aufrichtig betrauert von seiner Gemeinde wurde er in der Stadtkirche vor dem Altar begraben. Er war, wie seine Briefe zeigen, ein fester und unerschrockener Charakter, der auch seinen Vorgesetzten gelegentlich mit größter Entschiedenheit entgegentrat. Doch fehlte es ihm bei allem Freimuth nicht an Klugheit, so daß er ungeschädigt aus allen Anfechtungen hervorging. Seine zweite Frau überlebte ihn lange. Noch 1612 wird sie als lebend genannt. Von seinen Söhnen besuchten zwei die Fürstenschule in Pforta und studirten dann Theologie. Der ältere, Theophilus, geboren 1555, starb 1583 als Diakonus in Ehrenfriedersdorf an der Pest. Der jüngere, Johann, geboren 1564, war zuerst Schulmeister in Lengefeld, dann Diakonus in Saathain, endlich Pfarrer in Zöblitz und starb daselbst 1599 gleichfalls an der Pest (C. F. W. Schmid, Kleine Bruchstücke zum Versuch einer Gelehrtengeschichte von gebornen Marienbergern, Freiberg 1806, S. 18—19).

Die dauernde Bedeutung Criginger's liegt nicht in seiner amtlichen und theologischen Wirksamkeit, auch nicht in seiner nur mäßig hoch anzuschlagenden Thätigkeit als dramatischer Dichter, sondern vielmehr auf dem Gebiete der Kartographie. Allerdings sind über seine kartographischen Arbeiten bisher noch keine abschließenden Untersuchungen angestellt worden, da unter den neueren Forschern niemand die überaus seltenen Originale gesehen hat. S. Ruge, der sich gelegentlich mit der Angelegenheit beschäftigte, nimmt an, daß C. nur eine Karte verfertigt habe, welche Böhmen, Meißen und Thüringen darstellte (Kettler's Zeitschrift f. wiss. Geographie II, 94. 223, ebenso A. E. Nordenskiöld in seinem Facsimile-Atlas, Stockholm 1889, S. 128, wo C. überdies irrthümlich als Decan in Marienburg in Böhmen bezeichnet wird). Ruge bezieht sich dabei auf eine Angabe des Abraham Ortelius in dessen Catalogus auctorum tabularum geographicarum, den er der ersten Ausgabe seines Theatrum orbis terrarum von 1570 voraussschickte. Dort heißt es: Joannes Crigingerus, Bohemiae; Misniae, Turingiae, et collateralium Regionum Tabula, Pragae 1568. Ruge übersah hierbei das Semicolon, das in den späteren Ausgaben des Theatrum irrthümlicher Weise weggelassen ist und das bei Ortelius in der Regel als Trennungszeichen angewendet wird, wenn es sich um die Titel verschiedener Karten handelt. In der That weisen nun auch mehrere noch vor der Zeit des Ortelius liegende Quellen unzweideutig darauf hin, daß es sich bei C. um zwei verschiedene Karten handelt, welche beide 1568 in Prag im Druck erschienen und deren eine Meißen und Thüringen, die andere Böhmen darstellte. Auch der Chronist Johann Christoph Schellenberg, dessen Collectanea zur Marienberger Geschichte sich handschriftlich in der Leipziger Stadtbibliothek befinden, erwähnt, daß C. „Mappen und Landtafeln" verfertigt habe. In der ehemaligen kurfürstlichen Kunstkammer zu Dresden befand sich nach einem aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammenden Inventar eine jetzt nicht mehr vorhandene Chorographia nova Electoratus Saxonici et totius Misniae cum adiacentibus regionibus per Joannem Crigingerum Vallensem Ao. 1567 (V. Hantzsch im Neuen Archiv f. sächsische Geschichte XXIII, 242). Ebenso besitzt die Kartensammlung des Britischen Museums eine gedruckte Ausgabe derselben Karte unter dem Titel

Saxoniae, Misniae, Thuringiae nova exactissimaque descriptio, Pragae 1568 (Catalogue of the printed maps, plans, and charts in the British Museum, London 1885, S. 3678). Hier ist nirgends von Böhmen die Rede.

Was zunächst die Karte von Sachsen anlangt, so spricht sich C. über ihre Entstehung in einem Briefe an den Kurfürsten August vom Sommer 1567 folgendermaßen aus (Dresdner Hauptstaatsarchiv Loc. 10328): Er habe gelesen, daß Kaiser Karl der Große 4 Tische aus Gold und Silber mit einer Weltkarte und andern geographischen Darstellungen hinterlassen hätte. Dabei sei ihm der Gedanke gekommen, für seinen Kurfürsten ebenfalls einen Tisch mit 4 Blättern oder Tafeln und darauf verzeichneten Karten anzufertigen. Offenbar handelte es sich dabei um Kupferplatten, von denen er Abdrücke auf Papier herzustellen beabsichtigte. Allerdings habe er das Werk wegen seiner großen Armuth und der großen Unkosten nicht fertig stellen können. Doch sei wenigstens die erste Tafel vollendet, welche das sächsische Land sammt den umliegenden Gegenden darstelle. Einen Abdruck dieser Platte übersandte er dem Kurfürsten mit der Bitte um eine Beisteuer zur weiteren Fortsetzung des Werkes und zugleich mit der Versicherung, daß bisher sonst niemand die Karte gesehen habe. Dieses Exemplar ist offenbar das oben erwähnte, ehemals in der Dresdner Kunstkammer befindliche. In dem Begleitschreiben gibt er zu, daß die Karte wie jede andere auch verschiedene Irrthümer und Mängel aufweise, überhaupt kein opus perfectum sei, da er sie ohne einiges Menschen Hilfe, dazu auch daheim ohne alles Wandern und Besichtigen zusammengebracht habe. Alle Fehler sei er aber gern bereit zu verbessern, sofern sie ihm der Kurfürst nur anzeigen wolle. Zum Schluß bittet er um die Erlaubniß, das Werk nach erfolgter Verbesserung durch den Druck veröffentlichen zu dürfen, und um ein landesherrliches Privileg gegen Nachdruck. Kurfürst August scheint über das Geschenk keineswegs erfreut gewesen zu sein. Einestheils erschien ihm aus politischen Gründen die Publication einer Karte seiner Länder nicht wünschenswerth. Anderntheils verdroß es ihn, daß in den unteren Ecken der Karte sein Bild nebst Wappen und Titel angebracht und dem Werke dadurch gewissermaßen ein amtlicher Charakter beigelegt war. Endlich bemerkte er auch mit Mißfallen, daß die Karte auf eine nicht mehr festzustellende Weise etliche ihm verhaßte Flacianer verherrlichte und dadurch „diese aufrührerischen Buben gleichsam canonisirte". Er gab C. seine Mißbilligung unzweideutig zu erkennen, und dieser beeilte sich, alles Anstößige aus der Platte auszuschleifen. Die leeren Flächen in den Ecken füllte er durch eine kleine Karte von Württemberg und durch einen Plan von Wien aus. Der Kurfürst war durch diese Veränderungen hinlänglich befriedigt. Er ertheilte nun, trotzdem verschiedene beträchtliche Fehler namentlich in der Ortsnamenschreibung stehen geblieben waren, die gewünschte Erlaubniß zur Drucklegung und Veröffentlichung der Karte und bewilligte dem Verfasser eine Belohnung von 50 Gulden für seine Mühe und Unkosten. In Deutschland scheinen sich, soweit bisher bekannt, keine Exemplare der ersten Ausgabe erhalten zu haben. Zwei Jahre nach dem Erscheinen wurde sie weiteren Kreisen dadurch zugänglich gemacht, daß der Kartograph Abraham Ortelius in Antwerpen sie nachstechen ließ und seinem berühmten, in mehr als 30 Auflagen verbreiteten Theatrum orbis terrarum einverleibte. Sie trägt hier den Titel: „Saxoniae, Misniae, Thuringiae nova exactissimaque descriptio". In dem begleitenden Text sagt Ortelius ausdrücklich: Harum regionum typicam delineationem ex tabula geographica Joannis Crigingeri quae Pragae excusa est anno 1568 huic nostro operi inseruimus. Verkleinerte Nachstiche dieser Karte des Ortelius

erschienen in verschiedenen belgischen und holländischen Sammelwerken, so 1577 bei Pieter Heyns, 1589 bei Christoph Plantin, 1595 bei A. Coninx, 1601, 1602 und 1609 bei J. B. Vrints, ferner in dem Caert-Thresoor des Barent Langenes (Middelburgh 1598 und 1599), in den Tabularum geographicarum contractarum libris des Petrus Bertius (Amsterdam 1600, 1602, 1606, 1616), bei Levinus Hulsius in Frankfurt am Main 1603 und 1604, endlich in dem Hand-boek des Cornelius Claesz (Amsterdam 1609). Einen anderen verbesserten Nachstich der Karte Criginger's veranstaltete Gerhard Mercator. Er veröffentlichte ihn zuerst in seinen Tabulis Germaniae (Duisburg 1585). Daraus ging sie in die zahlreichen großen und kleinen Ausgaben seines Atlas, ferner in die Atlanten seiner Nachfolger Jodocus und Henricus Hondius, Joannes Janssonius, Peter Schenk und Gerard Valk, sowie in die der Blaeuschen Officin in Amsterdam über. Auch Petrus Kaerius, Frederik de Wit, Justinus Danckerts, Nicolaus Visscher, Pierre Mortier, Jean Covens und Corneille Mortier unter den Niederländern, Nicolas Sanson und Hubert Jaillot unter den Franzosen, Matthäus Merian und Johann Baptist Homann unter den Deutschen, sowie noch viele andere Kartographen des 17. und des 18. Jahrhunderts haben mehr oder weniger vermehrte und verbesserte Nachahmungen der alten Criginger'schen Karte herausgegeben. Erst Tobias Beutel, die Brüder Zollmann und Adam Friedrich Zürner brachen mit diesem Typus. Eine Sammlung fast aller dieser Karten besitzt die kgl. Bibliothek zu Dresden. Kurze Beschreibungen der meisten gab J. C. Adelung in seinem Kritischen Verzeichniß der Landkarten und vornehmsten topographischen Blätter der Chur- und Fürstlich-Sächsischen Lande, Meißen 1796, S. 14 ff.

Welche Quellen C. bei der Herstellung seiner sächsischen Karte benutzte, hat sich bisher nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Die kleinen und unbedeutenden Holzschnittkärtchen Sebastian Münster's von 1550 und Hiob Magdeburg's von 1562 scheint er nicht gekannt zu haben. Dagegen zeigt seine Arbeit im Vergleich mit der nicht gedruckten, sondern nur im handschriftlichen Original erhaltenen Düringischen und Meisnischen Landtaffel Hiob Magdeburg's von 1566, mit des Bartholomäus Scultetus Karte von Meißen und der Lausitz von 1568 und vor allem mit einer anonymen, dem Balthasar Jenichen zugeschriebenen, wahrscheinlicher aber von dem Breslauer Rechenmeister Matthäus Nefe entworfenen, ungefähr aus derselben Zeit stammenden Chorographia nova Misniae et Thuringiae manche auffallende Aehnlichkeiten, doch auch beträchtliche Abweichungen. Auch verschiedene Listen von Längen- und Breitenbestimmungen, wie diejenigen Johann Stöffler's aus dem Calendarium Romanum magnum von 1518 und Peter Apian's aus seiner Cosmographie scheinen wenn auch nicht sehr sorgfältig benutzt worden zu sein. Trotz aller Mängel ist Criginger's Karte nach Adelung's Urtheil wirklich besser, als der erste Versuch eines Privatmanns auf diesem Gebiete auszufallen pflegt.

Von der Originalausgabe der zweiten Karte Criginger's, welche Böhmen darstellte und ebenfalls 1568 in Prag erschien, ist kein Exemplar mehr bekannt. Ein Nachstich, betitelt Regni Bohemiae descriptio, findet sich seit 1570 in dem Theatrum des Ortelius, der in dem begleitenden Text ausdrücklich sagt: Hanc typicam descriptionem sumpsimus ex tabula Johannis Crigingeri, Pragae an. 1568 aedita. Einen zweiten Nachstich mit dem Titel Chorographia insignis regni Bohemiae authore Joanne Grigvigero, gestochen von Johannes und Lucas van Deutecum, enthält das 1578 veröffentlichte Speculum orbis terrarum des Daniel Cellarius. Auch Mercator benutzte Criginger's Karte in den ersten Ausgaben seines Atlas, seine Nachfolger da-

gegen wendeten sich vermehrten und verbesserten Vorbildern zu, so daß diese Leistung Criginger's nicht denselben weitreichenden Einfluß ausübte wie die andere.

Briefliche Mittheilungen der Herren Bibliothekar Dr. Ernst Kroker in Leipzig und Pfarrer Uhlig in Lippersdorf b. Marienberg. — Hauptstaatsarchiv zu Dresden Loc. 8936 und 10328, Cop. 345. — Handschriftliche Chroniken der Stadt Marienberg in der kgl. Bibliothek zu Dresden, Mscr. Dresd. d 16 und L 33. — Glückauf, Organ d. Erzgebirgsvereins VI (1886), 125—126. Viktor Hantzsch.

Crocus: Cornelius C. (Kroock), neulateinischer Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Um 1500 zu Amsterdam geboren, studirte er in Löwen unter Hadrianus Barlandus, der am Collegium Buslidianum die lateinische Sprache lehrte. Da er von dem als Gegner Luther's bekannten Bischof John Fisher von Rochester die niederen Weihen empfing, scheint er auch England besucht zu haben. Nachdem er vor 1528 an eine der beiden Hauptschulen seiner Vaterstadt berufen worden war, trat er in mehreren Schriften als eifriger Vertheidiger der katholischen Lehre hervor. So bekämpfte er 1531 in einem offenen Briefe an seinen Landsmann Johannes Sartorius die protestantische Rechtfertigungslehre und wandte sich 1535 nachdrücklich gegen die Bestrebungen der Wiedertäufer. Einen Ruf an die 1537 vom portugiesischen Könige Johann III. neu organisirte Universität Coimbra schlug er aus, da er seine alte Mutter nicht verlassen wollte. Im März 1544 ward er zum Rector der Stadtschule „aan de Oude Zijde" ernannt, hatte aber viele Reibereien mit dem Rathe von Amsterdam. Hierdurch verbittert, machte er sich, nachdem seine Mutter zu Anfang 1549 gestorben war, auf die Reise nach Rom, wo Loyola acht Jahre zuvor den Jesuitenorden gestiftet hatte. Ueber Paris, wo man ihn vergeblich mahnte, eine günstigere Jahreszeit abzuwarten, eilte er zu Fuß (so wollte es sein Gelübde) nach dem Ziele seiner Sehnsucht und langte erschöpft mitten im Sommer 1550 in Rom an. Loyola nahm ihn alsbald in seinen Orden auf; aber schon nach wenigen Tagen ward er durch Krankheit dahingerafft und in Rom bestattet.

Von finsterem und verschlossenem Charakter, besaß C. eine gründliche humanistische Bildung und verfügte über eine schwungvolle Rhetorik, die auch Hadrianus Junius rühmt. Als strenger Katholik suchte er die Colloquia des Erasmus und die Grammatik Melanchthon's aus den Schulen zu verdrängen und durch eigne Lehrbücher zu ersetzen; alle anstößigen Stellen der antiken Autoren hielt er den Schülern sorgfältig fern. Auch seine zur Feier des von Karl V. in Tunis erfochtenen Sieges am 15. September 1535 zu Amsterdam aufgeführte lateinische Komödie „Joseph" (Antverpiae 1536 u. ö.) sollte im Gegensatze zu den frivolen Stücken des Plautus und Terenz ein Beispiel für die züchtige Behandlung eines biblischen Stoffes liefern. Sichtlich ward er durch den Acolastus des Gnapheus, auf dessen Vorrede er anspielt, angeregt, zeigt aber in seiner Behandlung bemerkenswerthe Selbständigkeit. Mit richtigem Blicke greift er den für die scenische Wirkung geeignetsten Abschnitt der Josephgeschichte heraus, die Liebesleidenschaft der Sephirach, der Gattin Potiphar's. Entgegen der epischen Vollständigkeit, in die spätere Dichter immer wieder zurückfallen, beschränkt und vereinfacht er nach antikem Vorbilde die Handlung aufs möglichste, indem er zu den Ereignissen in Potiphar's Hause nur die mehrere Jahre später erfolgende Berufung Joseph's aus dem Gefängniß an den Königshof, aber nicht seine Rechtfertigung und Erhöhung hinzufügt. Im Vorworte entschuldigt er ausdrücklich seine Abweichung von der strengen Einheit der Zeit und des Ortes mit dem Beispiele des Aristo-

phanes, Plautus und Terenz. Um die drei Hauptpersonen Joseph, Sephirach und Potiphar, deren Charaktere anschaulich gezeichnet werden, gruppirt er nur wenige Nebenpersonen, den Sklaven Mago, den Kerkermeister und den Mundschenken. Joseph ist nicht bloß das Musterbild standhafter Keuschheit, sondern tritt uns auch durch ein vorübergehendes leises Schwanken menschlich näher. Vor allem ragt die Figur der sinnlichen und leidenschaftlichen Aegypterin, die mit hinreißender Beredsamkeit um Joseph's Liebe wirbt und dann voller Rachsucht ihren nüchternen Gatten gegen ihn aufhetzt, über alle Leistungen der gleichzeitigen Dichter hervor, obwol er die Verführungsscene selber und die Anklage vor Potiphar aus pädagogischen Rücksichten hinter die Bühne verlegt. Seine Auffassung blieb nicht bloß für seine Verdeutscher Hans v. Rüte (Bern 1538) und Jonas Bitner (Straßburg 1583), sondern für fast alle ihm folgenden Dramatiker bis ins 17. Jahrhundert maßgebend.

Die ältere Litteratur bei Van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden 3, 849 und A. de Backer, Bibliothèque des écrivains de la comp. de Jésus 1, 1465. 3, 2107. — J. ter Gouw, Geschiedenis van Amsterdam 5, 465. — A. v. Weilen, Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts, 1885, S. 25—30. — Einen Neudruck des Joseph habe ich seit Jahren vorbereitet. J. Bolte.

Crola: Georg Heinrich C., Landschaftsmaler, geboren am 6. Juni 1804 in Neustadt-Dresden, † am 6. Mai 1879 zu Ilsenburg. Traurige häusliche Verhältnisse bedingten es, daß er als Sohn eines Großkaufmanns Croll schon als vierjähriges Kind das Vaterhaus verlassen und sich unbemittelt zu seinem Großvater von mütterlicher Seite, dem Maler an der königlichen Porzellanfabrik, Zeichenlehrer an der Fürstenschule zu Meißen, J. K. Mauckisch und dessen Gattin Charlotte Eleonore, Tochter eines Bossirers Lück, begeben mußte. So sehr er diesen Pflegeeltern zum Danke verpflichtet war, so wirkte ihr Einfluß doch nicht harmonisch auf seine Entwicklung, da beide hinsichtlich ihrer Lebensanschauungen im Gegensatz zu einander standen. Der Großvater war ein entschiedener Jünger der Aufklärungszeit, die Großmutter eine strenge Lutheranerin, auf welche der scharfe confessionelle Gegensatz zu Rom in ihrer schwäbischen Geburtsheimath seinen Stempel gedrückt hatte. Dieser Umstand und der weitere, daß der Enkel wegen eines Augenleidens vielfach die Schule versäumen und sich im Freien bewegen mußte, wirkten nicht vortheilhaft auf die sittliche Entwicklung des Kindes. Das Herumschweifen in der keineswegs reizlosen Umgebung von Meißen war aber doch nicht ohne Einfluß auf dessen landschaftlichen Kunstsinn, der durch unermüdliches, dem Großvater verheimlichtes Zeichnen auf seiner Dachkammer fleißig geübt wurde. Als schließlich der Großvater die entschiedene Begabung des Enkels bemerkte, gab er seinem Verlangen nach und brachte ihn nach Dresden, wo er ihn den Malern Klengel, Schubert und Jentzsch empfahl, die sich denn auch seiner annahmen. Er erhielt auch die Erlaubniß, auf der Akademie zu copiren. Da ihm die Mittel fehlten, eine feste Wohnung zu miethen, so hatte er die ansehnliche Wegestrecke zwischen Dresden und Meißen ungezählte Mal zu Fuße zurückzulegen. Obwol körperlich anstrengend wirkte dieses Wandern auf die Entwicklung seines landschaftlichen Verständnisses, indem sich ihm dieselbe Gegend in ganz verschiedenen Stimmungen und Gezeiten einprägte. Als 1822 der Großvater gestorben war, hätte er sich durch allmähliches Einrücken in dessen Stellungen einen festen Erwerb sichern können. Aber der werdende Künstler in ihm strebte nach Höherem. Er kam auf den Gedanken, sich als Schlachtenmaler auszubilden und meinte als Uebergangsstufe dazu sich zum Dienst als Freiwilliger bei der Artillerie in Berlin anmelden zu sollen. Als er hier nicht angenommen

wurde, wanderte er mittellos, die Zehrung durch Guitarrespiel verdienend, nach Meißen zurück und änderte, „damit die sächsische Regierung ihn nicht reclamiren könne", seinen Familiennamen Croll in Crola um, eine Veränderung, welche später amtlich anerkannt wurde. Drei Jahre später begab er sich nach Dresden, wo er sich seinen Unterhalt durch Zeichnen von Dosen bei einem Fabrikanten verdiente. Daneben suchte er sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, wobei ihm die Maler Dahl und Friedrich, die seine Begabung erkannten, förderlich waren. Als aber endlich die äußere Noth ihn zwingen wollte, den berühmten Kunstsitz zu verlassen, versetzte ihn im J. 1828 plötzlich ein Auftrag des Herzogs von Coburg-Gotha in eine sehr günstige Lage. Da jenem Fürsten einige Sachen von C., die er bei dem Kronprinzen von Sachsen gesehen hatte, besonders gefielen, so forderte er den jungen Künstler auf, in Gotha verschiedene Landschaften und Schlösser für ihn zu malen. Aber das höhere „Cometenschwanzleben" gefiel ihm nicht lange und seinem höheren Künstlerstreben war es zuwider, auf Bestellung bloße Ansichten zu malen. So vertauschte er seine behagliche Stellung nochmals mit dem freien Wanderleben und zog dem Harze zu. Das Gebirge übte große Anziehung auf ihn, besonders das Ausgangsthal der Ilse mit dem reizend gelegenen Ilsenburg, wohin er nach längeren Kreuz- und Querzügen über Berg und Thal gelangte. Hier und in dem benachbarten Wernigerode, wo ihm verstattet war, auf dem Schlosse seine Künstlerwerkstatt aufzuschlagen, gefiel ihm nicht nur die äußere Natur sondern auch das ernste und dabei frische religiöse Wesen, wie es ihm besonders bei der gräflichen Familie entgegentrat. Nachdem er seit dem Sommer 1829 auf dem Schlosse gearbeitet hatte, kehrte er im November noch einmal nach Gotha zurück, wo er auch einige in Wernigerode gezeichnete Bilder ausführte, so einen zur Hamburger Ausstellung gehenden vom Brocken beobachteten Sonnenuntergang, der besonders gefiel. Ein anderes vom Christianenthal bei Wernigerode wurde mit 55 Loosen zu 8 Groschen das Stück in der Grafschaft untergebracht. Mit den sehr bescheidenen Mitteln ausgestattet, die ihm seine Bilder eingebracht hatten, wagte er es im J. 1830 sich nach München, dem Hochsitze deutscher Kunst aufzumachen. Er studirte hier vorzüglich die Natur, die vorzüglichsten lebenden Meister, daneben besonders die Niederländer und malte mit Vorliebe und großer Meisterschaft den deutschen Eichenwald. Die hier gezeichneten Bilder kamen nach München, Dresden und Hannover; sein „Sturm am Chiemsee" wurde von Busse in Hannover in Kupfer gestochen. Seine Landschaften zeichnet eine sorgfältige Linienführung und bestimmte Stilisirung der einzelnen Baumarten aus; neben einzelnen Darstellungen aus dem Auslande, besonders Italien, ist die deutsche Landschaft der Gegenstand seiner Kunstleistungen. Im Sommer 1838 begab er sich, vom Bildhauer Bandel angeregt, auf eine Nordlandsreise, kam erst nach Düsseldorf, dann über den Teutoburger Wald und die Externsteine nach dem Forst Haßbruch bei Delmenhorst mit seinem uralten Eichenbestand, dann wieder nach Ilsenburg und Halberstadt, wo er sich einige Zeit aufhielt. Durch J. Hübner's Vermittlung wurde er dann in Berlin mit seiner späteren Lebensgefährtin, der kunstbegabten und gemüthstiefen Tochter des Bankherrn Fränkel in Berlin (s. u.) bekannt, mit der er sich verlobte und zwei Jahre danach in Ilsenburg vermählte. Sonst war in den Jahren 1839 und 1840 sein eigentlicher Wohnsitz wieder München.

Durch seine Heirath zum reichen Manne geworden beschloß er mit seiner ein friedliches Stillleben liebenden Gattin ein festes Daheim in Ilsenburg zu gründen, das ihm schon seit zwölf Jahren besonders ans Herz gewachsen war. Dieser Rückzug aus dem Großstadtverkehr bedeutete aber für beide Theile keineswegs ein Einstellen des künstlerischen Schaffens, sondern C. richtete sich

auch seine Werkstatt ein, in der er mit Lust und Eifer schuf, wenn auch der künstlerische Wetteifer nicht derselbe sein mochte, wie bei einer großen Akademie. Reiche Anregung und Abwechslung boten aber die Wälder, Felsen und Thäler, Burgen und Städte des Harzes. Es konnte nicht anders sein, als daß sich die eigenartige Natur des Harzlandes mit seinen dunkeln Tannenwäldern, Klippen, Weilern und dem Wechsel von Laub und Nadelwald in seiner Landschaftsmalerei bemerkbar machte. Weitere Anregung boten zahlreiche Reisen, der Besuch und die Beschickung von Kunstausstellungen und der lebendige Verkehr mit hervorragenden Künstlern, die er theils aufsuchte, theils aufs gastlichste bei sich bewirthete. Denn ein ganzes Menschenalter hindurch war seine Wohnung — in einem seit 1840 erst miethweise bezogenen, seit 1847 käuflich erworbenen Hause mit großem Garten dem Schlosse gegenüber an der Ilse — ein Mittelpunkt des künstlerischen und feineren geselligen Lebens in der Grafschaft und Umgegend. Die Zahl seiner (größeren) Bilder hat C. schon 1856 auf 200 berechnet, wovon nicht weniger als 60—70 auf die Ilsenburger Zeit kommen, obgleich sein Schaffen verhältnißmäßig früh dadurch eingeschränkt wurde, daß er nur mit doppelt bewaffnetem Auge arbeiten konnte. Als Orte, wo sich seine Bilder in der angegebenen Zeit befanden, sind Berlin, Hamburg, Hannover, London, München, Prag, Rostock, Stuttgart angegeben. Eine Anzahl derselben befindet sich auch auf Schloß und in der Stadt und Grafschaft Wernigerode. C. war ein großer Freund der Tonkunst. In der Jugend war die Guitarre sein Instrument; in ziemlich vorgerückten Jahren übte er sich auch im Clavier- und Harmoniumspiel. Geschichtliche, besonders kirchengeschichtliche Fragen verfolgte er mit Vorliebe und war ein entschiedener evangelischer Christ. Von einem eigens aufgesetzten Glaubensbekenntniß erfuhr das zahlreiche Gefolge bei seinem Leichenbegängniß. Nachdem er etwas vorher von einem Schlaganfall betroffen war, verstarb er ohne eigentliche Krankheit. Außer Photographien, einem von dem Sohne gemalten, einem anderen im Leipziger Museum und einem von der Gattin gezeichneten Bilde sind uns keine Bildnisse von C. bekannt. Zu bemerken ist noch, daß sein ursprünglicher Rufname Heinrich war, der als solcher auch noch 1857 in der Familie galt. Später gab er dem Namen Georg den Vorzug, dessen er sich auch in amtlichen Schriftstücken (wie ein solches uns vom 8. Juli 1878 bekannt ist) bediente.

Elise C. (Taufname Elisabeth Concordia), Zeichenkünstlerin und Bildnerin in Thon, geboren am 28. September 1809 zu Berlin, † zu Ilsenburg am 8. Juli 1878. Als Tochter des Bankherrn Joseph Maximilian Fränkel und dessen Gattin Caroline Sophie Elisabeth geb. v. Haller stand sie im Leiblichen von Kind auf auf der Höhe des Glücks. In dem elterlichen Hause, wo die Kunst mit verständnißvoller Hingebung gepflegt wurde, verkehrten bedeutende Maler und Bildhauer, wie Wilhelm Schadow, der ältere C. Begas, Vater von Reinhold Begas, Wach u. A. Der erstere war des Vaters vertrauter Freund; der jüngere Geschichtsmaler Ed. Bendemann und Elise F. waren Geschwisterkinder; ebenso nahe stand ihr der ältere Geschichtsmaler Hübner. So in künstlerischer Luft aufwachsend fand ihre verwandte Gabe reiche Förderung. Wir hören dabei wol auch von einem Maler Zimmerman, der ihr den ersten Zeichenunterricht ertheilte, aber von einem methodischen Unterricht in dieser Kunst war nicht die Rede, so daß Schadow in einem Briefe an die Eltern, worin er der Tochter seltene Begabung hervorhebt, in der mehr als eine Künstlernatur stecke, auf eine Pflege ihrer Talente dringt. Diesem Urtheile eines hervorragenden Meisters entsprechend urtheilt ihr Sohn, der Bildnißmaler Prof. Hugo C., von Zeichnungen der Mutter aus dem 9. bis

13. Lebensjahre, daß sie sich nicht anders als wunderbare bezeichnen ließen. Aber der Genuß äußeren Glücks vermochte in ihr nicht ein kräftiges geistiges und künstlerisches Streben zu dämpfen, und was sie in späteren Jahren als Lebensregel bekannte: „Arbeit bringt Segen", das hat sie von Kind auf bethätigt. So hat sie denn die ihr gebotenen günstigen Verhältnisse fleißig ausgenutzt und von den in ihre Kreise tretenden Meistern gelernt. Auf einer Zeichnung aus ihrer Mädchenzeit hat sie bemerkt: „Schadow's Atelier". Hinsichtlich des religiösen und Geisteslebens herrschte in dem elterlichen Hause ein Ton, der dem der Rahel verwandt aber wol von vorherein etwas ernster war. Ihre religiöse Entwicklung wurde durch Fr. Schleiermacher geleitet, der ee auch einsegnete. Allzufrüh fand ihre eigentliche Vorbereitungszeit dadurch siinen Abschluß, daß sie sechzehnjährig einem viele Jahre älteren Herrn v. Weiher die Hand reichte. Auf wiederholtes Drängen des Vaters wurde diese kinderlose Ehe mit Einverständniß des Gatten, doch nach längerem Widerstreben von ihrer Seite (1836) gesetzlich gelöst und sie lebte nun Jahre lang meist in ländlicher Abgeschiedenheit, wobei ihr Geist mehr und mehr eine ernste religiöse Richtung nahm. Nach Ueberwindung ernstlicher Bedenken verlobte sie sich mit dem damals auf der Höhe seines künstlerischen Rufes stehenden Landschaftsmaler Georg Heinrich Crola, dem sie im Herbst 1840 nach dem beiden Theilen bereits vertrauten Ilsenburg folgte, wo ihre Ehe am 25. October d. J. eingesegnet wurde. War ihre Kunstübung auch wol vorher nie ganz unterbrochen worden, so wurde dieselbe doch unter den glücklichen Verhältnissen, in die sie nun an der Seite eines kunstbegabten Gatten eintrat, mit erneutem Eifer betrieben, soweit nicht besondere häusliche Aufgaben, besonders die Geburt und Erziehung von Söhnen und Töchtern, ihre Kräfte in Anspruch nahmen. Wenn sie, die sonst figürliche Vorwürfe auszuführen pflegte, sich später auch mit landschaftlichen Darstellungen beschäftigte, so ist darin jedenfalls der Einfluß ihres Mannes zu erkennen. Ihre künstlerische Thätigkeit erstreckte sich auf verschiedene Weisen des Zeichnens und Malens, aber auch des Formens und Modellirens, worin sie ein erstaunliches Geschick zeigte. Eine vorzügliche Büste modellirte sie nach der ihr befreundeten Amalie von Herder, Enkelin des großen Dichters, auch von dem bei ihnen verkehrenden christlichen Socialisten V. A. Huber. Von einer Reihe bekannter Persönlichkeiten hat sie gelungene Bildnisse gezeichnet, so in der früheren Zeit die von Hegel, Tieck, Henriette Herz u. A., später von einem Johannes Goßner, Prof. A. F. Chr. Vilmar, Jul. Stahl. Besondere Erwähnung verdient auch ein Bild von Peter v. Cornelius, der im Juli 1852 mit seiner zweiten Frau und Tochter ein paar Wochen in dem Ilsenburger Künstlerheim einkehrte, wo er auch das später für den Campo santo in Berlin verwerthete Bild von der Verfluchung des Zauberers Simon entwarf. Eine besondere Fertigkeit besaß Elise C. in der Herstellung von allerlei Porzellangeräth: Vasen, Tellern, besonders großen Schalen, die sie mit eigenen friesartigen Darstellungen von reichster sinniger Erfindung schmückte. Die Figuren wurden aus dem dunkeln Grunde herausgeschabt und die so entstandenen Schattenrisse mit dem Pinsel zeichnend vollendet. Eine große Vase in etrurischer Form auf rothbraunem Grunde mit der Darstellung der Hochzeit zu Kana nahm König Friedrich Wilhelm IV. zur Feier seines silbernen Hochzeitsfestes an, nachdem er schon früher ein zu wohlthätigen Zwecken von ihr ausgestelltes Tafelgeschirr für eine ansehnliche Summe erworben hatte. Von sonstigen mit sinniger Kunst und dichterischer Denkarbeit hergestellten Vasen und Geräthen möge noch eins mit dem Preise der Gastfreundschaft, ein anderes mit der Erweckung des Jünglings zu Nain und ein sehr kunstvoll ausgeführter Lampenschirm erwähnt werden. Als ihre

ausgezeichnetste zeichnerische Leistung ist ein mit der Feder gezeichnetes Blatt nach dem großen Passionsbilde des Bernardino Lucini in der Kirche Sa. Maria degli Angeli in Lugano anzusehen, das nach dem Original an Ort und Stelle aufgenommen, ein 130 qm füllendes Bild bei klarer Wiedergabe aller Einzelheiten auf eine bescheidene Zahl von Quadratcentimetern verjüngt. Auf das außerordentliche dieser Leistung aufmerksam gemacht, bemerkte der Gatte halbscherzend, es sei das nicht zu verwundern, denn seine Frau habe in jedem Auge eine Camera. Die Menge der von Frau C. ausgeführten Zeichnungen ist eine ungemein große; man hat ihrer 2000 und einige Hundert gezählt. Einzelne uns von ihr bekannt gewordene Gedichte lassen erkennen, daß sie auch in der Welt des Gedankens und der Sprache künstlerisch zu gestalten wußte. Sonst waren hervorragende Eigenschaften ihres religiös-sittlichen Wesens eine überaus große Bescheidenheit, Gastlichkeit und Wohlthätigkeit. Wegen eines bemerkenswerthen Bildes von ihr, die so manches gelungene Bild von Anderen malte, sind wir in Verlegenheit, da sie mit ihrer Person nicht hervorzutreten liebte. Und als in ihrer Jugend Schadow ihre auch noch in vorgerückten Jahren schönen, geistvollen Züge bei einer Idealfigur verwerthete, war sie damit durchaus nicht zufrieden. Ihr Haus, an dessen Schwelle den Eintretenden schon ein ermunterndes salve! begrüßte, verstand sie den ungemein zahlreich ein- und ausgehenden Gästen traulich und anheimelnd zu machen. Groß war die Zahl der Armen, denen sie Wohlthaten erwies. Ein schönes Ehrendenkmal ihrer Wohlthätigkeit ist das sog. Altenstübchen in Ilsenburg für sechs bis acht Personen weiblichen Geschlechts, junge und alte unmündige weltverlassene Leute. Vor ihrem Gatten wurde sie zu Füßen einer von ihr der evangelischen Gemeinde zu Ilsenburg gestifteten gegossenen Kreuzigungsgruppe nach Adam Krafft auf dem alten Friedhofe hinter dem Ilsenburger Pfarrgarten bestattet.

A. Rust, Künstlerheim in Ilsenburg. Ein Gedenkblatt. Wernigerode 1889. Handschr. von 143 losen Blättern. — Handacten Gr. Henrich's zu Stolb.-Wern. im Fürstl. Archive zu Wernigerode. — Schriftl. Mitthlgn. v. Prof. Hugo Crola, Düsseldorf 23. März u. Blankenburg a. H. 15. Aug., 4. u. 8. Nov. 1899 und eigene Erinnerungen. — Wilh. Loose, Georg Heinrich und Elise Crola. Mitthlgn. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Meißen II (1891), S. 208—217 und Sonderabdruck aus dem schon 1888 erschienenen 2. Heft S. 9—18. S. 209 u. bezw. S. 9 des Sonderabdrucks finden sich auch die benutzten Hülfsmittel zusammengestellt, darunter ein 1847 von G. H. Crola begonnenes Tagebuch. — Chr. Fr. Keßlin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern d. Grafsch. Wernigerode, S. 233—235. — Carus, Briefe über Landschaftsmalerei, 1833.

Ed. Jacobs.

Crollius: Johann Laurentius C., reformirter Theologe, der sich um die Kirche und Schule dreier Länder große Verdienste erworben hat, ist geboren am 6. März 1641 zu Rotenburg a. d. Fulda und gestorben zu Marburg a. d. Lahn am 27. September 1709. Sein Vater M. Johann C., Stiftsdecan und Hofprediger des Fürsten Hermann zu Hessen-Rotenburg, später Inspector der Kirchen und Schulen des Fürstenthums Hersfeld und Rector des Gymnasiums daselbst, erkannte frühzeitig die Geistesgaben seines Sohnes. Nach einer ausgezeichneten Vorbildung auf dem benachbarten Hersfelder Gymnasium bezog derselbe im J. 1660 die Universität Marburg, wo er fast drei Jahre sich den allgemeinen Wissenschaften und der Theologie widmete. Der im October 1662 erfolgte Tod seines Vaters rief ihn aber nach Hause. Hierauf ging er nach Bremen, nicht nach Jena, wie Jöcher an-

gibt, wo sein Hauptlehrer in der Theologie Dr. Gerhard Meyer war. Auf ärztlichen Rath verließ er jedoch, mit Rücksicht auf seine Gesundheit, diese Hochschule 1667, um wiederum Marburg aufzusuchen. Hier hörte er noch ein Jahr die Professoren Sebastian Curtius, Heinrich Duysing und Reinhold Pauli. Im folgenden Jahre berief ihn der Vicekanzler Heinrich v. Haxthausen zur Information seiner Söhne nach Kassel. Zwei Jahre später wurde er Hauslehrer des Just Hermann Vultejus, des Sohnes des hessischen Kanzlers Johannes Vultejus. Vier Jahre brachte er in dieser Stellung zu, in der es ihm an mancher geistigen Anregung nicht fehlte, da beriefen ihn die nassauischen Fürsten ottonischer Linie zum Professor der Beredsamkeit und Pädagogearchen nach Herborn. Seine Inauguralrede daselbst hielt er „de felicitate eorum, qui hodie e discentium numero animum ad eloquentiae studium appellunt". In der Folge docirte er auch die praktische Philosophie. In Herborn hatte damals unter der Aegide des Theologen Matthias Nethenus (s. A. D. B. XXIII, 455), eines eifrigen Voetianers, die Philosophie des Aristoteles eine Hochburg sich erbaut, von der aus der Cartesianismus und die mit demselben coquettirende theologische Richtung des Coccejus mit Nachdruck bekämpft wurden. Auch C. trat gegen beide in die Schranken. Im Sommer 1680 berief der Kurfürst Karl Ludwig C. auf die Stelle eines Professors der Philosophie und griechischen Sprache nach Heidelberg. Der am Ende des Monats August genannten Jahres eingetretene Tod dieses Fürsten zog jedoch den Umzug unseres C. von Herborn nach Heidelberg bis ins Frühjahr 1681 hinaus. Unterdessen hatte der Sohn des Genannten, der streng reformirt gesinnte Kurfürst Karl, die Regierung angetreten, der trotz seiner großen Schwächen das Beste seines Landes suchte. Bereits streckten die Franzosen ihre Fühlhörner nach der Pfalz aus, deren Oberamt Germersheim sie besetzten. Doch die Pfälzer sahen hoffnungsvoll zu ihrem jugendlichen Regenten auf. Mit ihnen erwartete unser C. von demselben Großes für das Kurfürstenthum, wie er denn seine akadmische Antrittsrede in Gegenwart dieses Fürsten und des englischen Gesandten Bertie de Palatinatu inter tristia felici hielt. Gar zu bald sollten aber die schlimmsten Zeiten für die Pfalz kommen. Nach dem allzufrühen Ende Karl's kam in Philipp Wilhelm die römisch-katholische Herrscherfamilie von Pfalz-Neuburg 1685 auf den Kurfürstenstuhl. Das dritte Jubelfest der Universität Heidelberg am 25., 26. und 27. November 1686 wurde mit gedämpfter Freude begangen. Bei Gelegenheit desselben wurde C., dem inzwischen auch die erste Lehrerstelle an dem Sapienzcollegium übertragen worden, mit dem Hanauer Professor Nicolaus Gürtler, dem Kreuznacher Prediger Heinrich Horch und dem Pfarrer Johann Fueslin aus dem Kanton Zürich von Professor Johann Friedrich Mieg die theologische Doctorwürde ertheilt. Sehr bald aber sollte die Jubelfreude in einen Klagereigen verwandelt werden. Der Orleans'sche Krieg zwang die pfälzischen Truppen, am 24. October 1688 den Franzosen die Thore Heidelbergs zu öffnen, welche nun in unerhörtester und schändlichster Weise mit den Einwohnern umgingen. Die Professoren und Studenten flüchteten. C., der zu Anfang des Jahres 1687 Prorector geworden, zog sich nach vielen Mißhelligkeiten nach Wanfried in Hessen zurück, wo er Verwandte hatte. Im Beginne des Jahres 1690 wagte C. wieder nach Heidelberg sich zu wenden. Die meisten Professoren hatten auswärtige Dienste angenommen. Am letzten December genannten Jahres wurde er zum Decan der philosophischen Facultät gewählt und im März 1692 wurde er ordentlicher Professor der Theologie, wobei er zugleich das Rectorat übernahm, das er auch im folgenden Jahre führte. Bezeichnend für seinen theologischen Standpunkt ist seine theologische Antrittsrede de Papiae

Episcopi Hieropolitani circa regnum millenarium Christi somnia; bezeichnend für seine Berufstreue, daß er es wagte, selbst unter dem Waffengeräusche seinen ihm anvertrauten Aemtern gewissenhaft obzuliegen. Endlich kam am 22. Mai 1693 durch Verrath des kaiserlichen Feldmarschalllieutenants Georg Eberhard v. Heidersdorf Heidelberg zum zweiten Male in die Gewalt der Franzosen, welche dies Mal in grausamster Weise alles verheerten und verwüsteten. Was nur fliehen konnte, floh aus der Stadt. Unter den Fliehenden befand sich der Kirchenrath Prof. Joh. Ludw. Fabricius, welcher seinen Hausrath und seine kostbare Bibliothek zurückließ, um nur die besten Schätze der Universität, das Archiv derselben zu retten, und unser C., der keine Zeit mehr fand, das Matrikelbuch zu sich zu nehmen, obgleich es in seiner Wohnung verwahrt lag, so daß dasselbe mit seinem ganzen Eigenthume verloren ging. Nur dadurch rettete C. sein und der Seinigen Leben, daß er bei einem Hauptmann der Franzosen Schutz fand, der dafür sorgte, daß sie sicher durch das französische Lager nach Rohrbach gelangten, wo sie die Nacht unter freiem Himmel zubrachten, und von da nach Neustadt a. d. Haardt. Charakteristisch ist es, daß C., als ihm auf dieser Flucht ein französischer Soldat des Anastasii Bibliothecarii Historia Ecclesiastica und Historia Pontificum Romanorum anbot, er, ungeachtet seiner geringen Baarschaft, beide ihm abkaufte und sich in erwähnter Nacht daran aufrichtete. Zu Neustadt blieb er acht Tage bei Freunden, die ihm viele Liebe erwiesen. Dann zog er über Mainz nach Frankfurt, wo ein Herr Behaghel sich in freigebigster Weise seiner annahm. Hier machte C. dem in der Umgegend weilenden Landgrafen Karl von Hessen-Kassel seine Aufwartung und wurde von demselben zum Professor der Theologie und Pädagogearch nach Marburg berufen.

Sein Amt daselbst trat er am 9. November 1693 an mit einer Rede de Comminatrice Judicii divini denunciatione a Johanne Baptista ad Judaeorum nationem facta. Einige Jahre leitete er hier Disputationen der Studenten über des Genfer Theologen Franz Turretin, eines der ausgezeichnetsten Dogmatiker der reformirten Kirche, bekanntes Werk: Institutio Theologiae elencticae gegen den Polemiker Johann Jacob Osiander, Kanzler und Professor an der Universität Tübingen. Auch beschäftigte er sich hier viel mit historischen Studien. Eine Frucht derselben ist seine lateinisch geschriebene Geschichte der Hersfelder Aebte. Nach seiner Correspondenz mit dem Gießener Prof. Joh. Nic. Hertz hatte er auch eine Geschichte des Klosters Hayna u. a. in Arbeit. Seine übrigen Schriften sind Gelegenheitsschriften. Sie finden sich z. Th. aufgezählt bei Strieder und bei Harscher.

C. hat in zwei Ehen gelebt. Seine erste Gattin Anna Margaretha Meisterlin, die 1696 starb, hinterließ fünf Söhne und eine Tochter, die zweite, Anna Margaretha Döll, beschenkte ihn mit einem Sohne und drei Töchtern. Zwei Söhne aus erster Ehe haben sich als verdienstliche Schulmänner hervorgethan: Jacob Konrad, Rector des Hersfelder, und Johann Philipp, Leiter des Zweibrücker Gymnasiums. Der letztere, † am 29. Januar 1767, hat eine Reihe vortrefflicher, die zweibrückische Landesgeschichte illustrirender Werke hinterlassen; sein Sohn Georg Christian, † 1790, hat sich als Stifter der Zweibrücker Gesellschaft zur Herausgabe classischer Autoren, der sogen. Bipontiner Editionen, sowie ebenfalls durch historische Arbeiten, worunter die Origines Bipontinae, rühmlichst bekannt gemacht.

Nic. Harscher, Oratio funeb. in obit. J. Laur. Crolli. Marb. 1710. — J. G. Faber, Memoria G. Chr. Crollii. Bip. 1790. — Schenck, Vitae profess. Marburg. — Ersch u. Gruber, Sect. II, 13. — Strieder. — Jöcher. — Hautz, Gesch. d. Heidelb. Universität. — Fr. P. Wundt, Gesch.

d. Stadt Heidelb. — Häusser, Gesch. d. Rhein. Pfalz. — Pfälz. Memorabile, 4. u. 6. Theil. — Handschriftliches.

Cuno.

Csorich: Anton Freiherr von C. de Monte Creto, k. k. Feldzeugmeister und Ritter des Maria Theresien-Ordens, geboren 1795 zu Machichno in Kroatien, trat im J. 1809 als Cadet in das Ottocaner Grenz-Infanterieregiment, machte den Feldzug jenes Jahres, dann die Kriege der Jahre 1813 bis 1815 als Officier mit, war längere Zeit Adjutant des FZM. Alois Fürsten Liechtenstein, rückte 1833 zum Major im Infanterieregimente Nr. 36 vor und übernahm drei Jahre später das Commando über das Infanterieregiment Nr. 42, das er sechs Jahre hindurch führte. Im J. 1842 wurde C. Generalmajor und Brigadier in Italien, später in Wien, erhielt dann, am 12. April 1848 zum Feldmarschallieutenant befördert, das Commando einer Division. In dieser Eigenschaft nahm C. hervorragenden Antheil an den Straßenkämpfen in Wien. Am 6. October vom Kriegsminister Baillet de Latour beauftragt, die Truppen in der Leopoldstadt zu sammeln und diese Vorstadt um jeden Preis zu behaupten, rückte er mit den bereits im Abzuge begriffenen Truppen wieder vor, ließ die von den Aufständischen besetzten Häuser säubern und drang bis an die Ferdinandsbrücke vor, wo ihm jedoch der Befehl zukam, alle Feindseligkeiten einzustellen und mit seinen Truppen auf das Glacis zu marschiren. Bei dem Ende October unternommenen Angriff auf die Hauptstadt operirte C. mit seiner Division gegen die Matzleinsdorfer Linie und den Wien-Gloggnitzer Bahnhof. Nach dem über die Ungarn erfochtenen Sieg bei Schwechat, 30. October 1848, wurde von Seite der kaiserlichen Armee der ernstliche Angriff auf die noch nicht besetzten Stadttheile unternommen. Hiebei hatte C. mit drei Brigaden den Rayon bis an die Wien zu nehmen und zu entwaffnen. Mit Geschick und Umsicht führte C. diese Aufgabe durch und seinem selbständigen, ebenso klugen als energischen Vorgehen ist es zu danken, daß die kais. Hofbibliothek, das Naturaliencabinet und die kais. Burg selbst, aus deren Dache infolge der Beschießung bereits die Flammen hervorschlugen, gerettet wurden. Für diese Verdienste wurde C. zuerst mit dem Commandeurkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet und ihm später das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens zuerkannt, welches ihm Kaiser Franz Joseph bei der am 2. April 1850 stattgehabten Parade eigenhändig an die Brust heftete. Auch erhielt C. Dankadressen durch Deputationen des Wiener Gemeinderathes, der Kaufmannschaft und anderer Gremien der Hauptstadt, da seine Energie und Umsicht in so entscheidenden Augenblicken und bei der bereits überhand genommenen Zügellosigkeit des Pöbels und der Mobilgarde die Stadt vor Plünderung gerettet hatten.

Bei Beginn der Operationen gegen Ungarn, Mitte December 1849, befehligte C. zuerst eine Division des 2. Armeecorps, dessen Führung er bald darauf übernahm. Am 21. Januar griff er Arthur Görgei auf dem Plateau von Schemnitz an, nahm das Dorf Windschacht mit Sturm, rückte am 22. in die Stadt ein, wo er den Insurgenten, nebst 16, in der Stadt erbeuteten alten Geschützen, 12 Kanonen, 10 Mörser und über 500 Gefangene abnahm. Nach Concentrirung der Armee bei Preßburg besetzte C. mit seinem Corps die große Schütt und rückte bei Bös und Vásárut vor, und als Ende Juni 1849 FZM. Haynau die Offensive ergriff, blieb C. mit dem 2. Armeecorps zurück, um die Vertheidigung der großen Schütt, die Beobachtung der Waag bis Freistadtl und später die Cernirung der Festung Komorn auf beiden Ufern zu bewirken. Mit Rücksicht auf die verhältnißmäßig geringe ihm zur Verfügung stehende Truppenzahl — 12 000 Mann mit 75 Geschützen, während

die Festung Komorn allein an 18 000 einschloß — trachtete C. seine Stellung durch Verschanzungen nach Möglichkeit haltbar zu machen und durch fortwährend entsendete Streifcommanden, besonders in der schwach besetzten Linie von Puszta Csem über Mocsa bis Almas zu sichern. Es gelang ihm auch, die zahlreichen Ausfälle aus der Festung zurückzuschlagen und so lange Stand zu halten, bis Verstärkungen eintrafen, worauf er das Commando über die Cernirungsarmee dem FZM. Grafen Nugent übergab. In Anerkennung dieser Verdienste erhielt C. den Orden der eisernen Krone 1. Cl., wurde nach Wiederherstellung der Ruhe Adlatus des commandirenden Generals in Wien und im Juli 1850 geheimer Rath und Kriegsminister. In die Zeit seiner Ministerthätigkeit fällt u. a. das neue Grundgesetz für die Militärgrenzländer, die Ausgabe eines Armeeverordnungsblattes, die Einführung eines neuen Abrichtungs- und Exercirreglements, die Regulirung der Officiersgehälter, die neue Ausrüstung der ganzen Cavallerie und der Beginn der neuen Organisirung der k. k. Armee, die Gründung neuer Militärbildungsanstalten. Im Februar 1853 trat C. aus dem Ministerium und erhielt das Commando des 3. Armeecorps in Graz, vom Juni 1854 bis zum November desselben Jahres führte er das Commando der ersten Armee, worauf er wieder die Führung des 3. Armeecorps übernahm. Im Januar 1856 zum Adlatus des Commandanten der dritten Armee in Ofen ernannt, kam C. im April 1859 als commandirender General nach Wien, trat aber schon im September dess. J. in den Ruhestand mit dem Titel eines Feldzeugmeisters. C. starb am 15. Juli 1864 in Dornbach bei Wien.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden u. seine Mitgl. Wien 1857. — Oest. Militär-Conversations-Lexikon von Hirtenfeld. Wien 1851. — Die Hofkriegsraths-Präsidenten und Kriegs-Minister der k. k. oest. Armee. Wien 1874. — Oest. Soldatenfreund. Jahrgang 1850. — Militär-Zeitung. Jahrgang 1864.

Oscar Criste.

Culmann: Karl C., Dr. phil., Professor der Ingenieurwissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, wurde am 10. Juli 1821 zu Bergzabern in der bairischen Pfalz geboren. Sein Vater, Pfarrer der Gemeinde, leitete den ersten Unterricht des aufgeweckten, arbeitslustigen Knaben, der schon frühzeitig eine besondere Begabung für Mathematik an den Tag legte. Seine Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften, der beständige Drang, Menschen, Dinge und Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und der Wunsch nach einer seiner Individualität entsprechenden Berufsthätigkeit wurden für Culmann's Laufbahn entscheidend. In seinem 15. Lebensjahre bezog er das Collegium zu Weißenburg im Elsaß, wo er hauptsächlich mathematischen Studien oblag. Zwei Jahre später bestand er das Absolutorialexamen an der Gewerbeschule zu Kaiserslautern und trat hierauf nach glänzend bestandener Aufnahmeprüfung in die Ingenieurschule des Karlsruher Polytechnikums.

Im J. 1841, nach Vollendung seiner Fachstudien, nahm C. Dienste als Ingenieur beim bairischen Staate. Der Beginn seiner praktischen Laufbahn fällt somit in eine Periode, die nicht nur für die Eisenbahnen Baierns große Wichtigkeit, sondern auch für die Entwicklung des Eisenbahnwesens überhaupt hohe Bedeutung erlangte. Der Schauplatz seiner Thätigkeit war Hof, die Bahn durch das Fichtelgebirge, deren mit mannichfachen Schwierigkeiten verbundener Bau dem jungen strebsamen Ingenieur Gelegenheit zu höchst lehrreichen und für seine späteren Arbeiten wichtigen Studien bot. Acht Jahre

später gelang es C., einen längst gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen: im Auftrage der bairischen Regierung unternahm er 1849—1850 eine Studienreise nach England, Irland und den Vereinigten Staaten. Sein Reisebericht „Darstellung der neuesten Fortschritte im Brücken-, Eisenbahn- und Flußdampfschiffbau in England und den Vereinigten Staaten Nordamerikas" ist die erste hervorragende schriftstellerische Arbeit Culmann's geworden. Mit außergewöhnlichem Scharfsinn beleuchtet C. in dieser Schrift den Werth allgemeiner Anordnungen wie besonderer Einzelconstructionen im Brückenbau und verweist auf jene Trägerarten, welchen dank ihrer richtigen Bauart die nächste Zukunft gehört.

Dieser Bericht machte C. in weiten Kreisen bekannt und hatte, nachdem er sich noch einige Jahre dem praktischen Ingenieurdienst gewidmet, im Jahre 1855 seine Berufung als Professor der Ingenieurwissenschaften an das neugegründete schweizerische Polytechnikum zur Folge, an dem er bis zu seinem Ende ununterbrochen eine höchst erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Durch die in genanntem Berichte sowie in einigen weiteren Schriften niedergelegten Theorien wurde C. einer der Begründer derjenigen Wissenschaft, die man jetzt allgemein die Statik der Bauwerke nennt. Während jedoch zur Lösung der Aufgaben, die uns diese Wissenschaft stellt, vor und nach ihm meistens die Methoden der Algebra und der analytischen Geometrie verwendet wurden, schlug C. einen neuen, wesentlich verschiedenen Weg ein. Angeregt durch Poncelet und andere französische Schriftsteller, baute er die Statik auf rein geometrischem, zeichnerischem Wege auf und schuf damit das Werk, das ihn in der ganzen technischen Welt unvergeßlich gemacht hat, die „Graphische Statik". „Nur einem Geiste von so reicher universeller Bildung wie Culmann", sagt Guido Hauck, „bei dem sich technisches und mathematisches Denken und Wissen so innig durchdrangen, konnte es gelingen, mit Benutzung der vorhandenen Samenkörner einen so prächtigen Garten zu pflanzen, wie er uns in seiner Graphischen Statik erblüht ist".

„Das Zeichnen ist die Sprache des Ingenieurs" ist die Devise, die sich C. von da an zur Richtschnur machte, und offen bekannte er sich zu der Ansicht Möbius', der den synthetischen Methoden den Vorzug gab, „weil die geometrische Betrachtung eine Betrachtung der Sache an sich selbst und daher die natürlichste ist, während bei einer analytischen Behandlung, so elegant sie auch sein mag, der Gegenstand sich hinter fremdartigen Zeichen birgt".

Die ersten Bausteine zu dem großen Werke, das von da an Culmann's Lebensaufgabe wurde, stammten schon aus der Zeit seiner amerikanischen Reise; verschiedene Aufgaben, so namentlich über die Statik der Stützmauern, folgten. Von 1860 an wurden am Zürcher Polytechnikum zeichnerische Methoden vorgetragen, und im J. 1865 erschien Culmann's epochemachendes Werk „Die graphische Statik". Ausgehend vom Kräfte- und Seilpolygon, deren Eigenschaften C. theils selbständig, theils im Anschluß an seine Vorgänger ableitete, zeigte er in diesem Buche wie Brücken und Dachstühle, Gewölbe und Stützmauern mittelst des Zeichnens eben so gut, ja meist rascher und allgemeiner berechnet werden können, als dies mittelst algebraischer Formeln möglich ist. Mit Begierde griff die technische Welt diese Errungenschaft auf, und an den meisten technischen Lehranstalten wurden die Culmann'schen Methoden in größerem oder geringerem Umfange eingeführt. Mag auch die Begeisterung seitdem einer ruhigeren, abwägenden Stimmung Platz gemacht haben, mag auch die „analytische" Statik seither ebenfalls in hohem Maaße entwickelt und ausgebildet worden sein, so haben doch die Culmann'schen Schöpfungen ihren Werth in keiner Weise eingebüßt; sie bilden den Grundstock, auf dem zahl-

reiche Gelehrte und Praktiker weiter gebaut haben und immer noch bauen. Zwischen graphischer und rechnerischer Statik hat sich allmählich eine Art Wettlauf ausgebildet, der der Statik der Bauwerke und damit dem Bauwesen überhaupt nur zum Vortheil gereichen kann.

Im J. 1875 gab C. die erste Hälfte seiner „Graphischen Statik" in zweiter, bedeutend vermehrter Auflage heraus. Die Neubearbeitung der zweiten, mehr die Anwendungen umfassenden Hälfte war ihm nicht mehr vergönnt. Wol fanden sich in seinem Nachlasse zahlreiche Bruchstücke und zerstreute Skizzen, aber zu manchen Aufzeichnungen fehlte das vermittelnde Band und zu den Skizzen das erläuternde Wort. Eine reiche Expertenthätigkeit, vielleicht auch das zunehmende Alter ließen das Werk nicht zu dem geplanten Abschluß kommen. „Doch es mögen dich Andere benutzen und weiter bauen, und was ich nicht kann, werden meine Schüler vollbringen", hatte er schon im Vorwort zur ersten Ausgabe gesagt.

Neben seinem Hauptwerke verfaßte C. eine Reihe kleinerer Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten des Ingenieurwesens, die meist in Zeitschriften erschienen sind. Bei zahlreichen Gelegenheiten amtete er ferner als Sachverständiger, theils allein, theils im Verein mit Anderen. Kaum ist zu seiner Zeit in der Schweiz eine größere Brücke gebaut worden, bei deren Entstehung er nicht als Experte mitgewirkt hätte. Auch das Ausland verlangte wiederholt seinen fachmännischen Rath. Von anhaltendem Einfluß auf die Verbauung der im Gebirge so oft verheerend auftretenden Wildwasser war sein im J. 1864 erschienener Bericht über die Untersuchung der schweizerischen Wildbäche. Aufsehen erregte ferner sein im J. 1865 erfolgter Nachweis, daß der eigenthümliche Aufbau der Spongiosa im menschlichen Hüftknochen mit verblüffender Deutlichkeit den mit Hülfe der graphischen Statik gezeichneten Spannungstrajectorien in einem belasteten Krane entspreche. Culmann's Lehrweise war nicht leicht verständlich. Bei seinem lebhaften Temperamente eilten seine Gedanken häufig seinen Worten voraus. Auch seine Bücher entbehrten vielfach der wünschenswerthen Klarheit und Durchsichtigkeit. Er glich dem Adler, der hoch über den Häuptern seiner Schüler seine Kreise zeichnete. Was aber dem mündlichen Vortrage und dem schriftlichen Ausdrucke abging, das ersetzten die eigene Begeisterung, mit der er seine Vorträge belebte und das liebenswürdige persönliche Interesse, das er jedem seiner Schüler entgegenbrachte. Die geniale Beherrschung seines Stoffes, die erstaunliche Leichtigkeit, mit der er die schwierigsten Fragen behandelte, und daneben die Grundzüge seines Charakters, Wohlwollen und Bescheidenheit, verschafften ihm die ungetheilte Hochachtung und Verehrung Aller, die zu seinen Füßen saßen. Zahlreiche seiner Schüler haben im In- und Auslande einflußreiche und angesehene Stellungen erlangt. Durch Culmann's Schule gegangen zu sein, galt vielerorts allein schon als Zeugniß technischer Tüchtigkeit. Eine stattliche Zahl wirkt im Sinne ihres Meisters als Lehrer an höheren und niederen technischen Schulen. Unter den zahlreichen Ehrungen, die C. in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen als Gelehrter und als akademischer Lehrer zu Theil wurden, sei nur die eine erwähnt, daß ihm im J. 1880 von der philosophischen Facultät der Zürcher Universität der Doctortitel honoris causa verliehen wurde.

C. verschied, 60 Jahre alt, im Schooße seiner Familie am 9. December 1881 an den Folgen einer Lungeninfection, die er sich wahrscheinlich auf einer im Herbste dieses Jahres nach Constantinopel unternommenen Reise zugezogen hatte. Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und eine Tochter. Seine wohlgelungene Büste schmückt das Treppenhaus des Zürcher

Polytechnikums, den Zugang zu der Stätte seiner ein Vierteljahrhundert umfassenden Lehrthätigkeit. W. Ritter.

Culoz: Karl Frhr. von C., k. k. Feldmarschalllieutenant, entstammte einem altadeligen spanischen Geschlechte, wurde im J. 1785 zu Hartberg in Steiermark als Sohn eines kaiserl. Oberstlieutenants geboren und trat im J. 1798 als Cadet in das Infanterieregiment Nr. 27. In demselben Jahre Fähnrich geworden, machte er als solcher die Feldzüge 1799 und 1800 bei der Armee in Italien mit und wurde bei Chiavasso verwundet. Im J. 1805 zum Unterlieutenant befördert, focht er in dem Feldzuge jenes Jahres in Südtirol, 1809 als Oberlieutenant in Italien, wobei er bei Fontana Fredda verwundet wurde. Im Feldzuge 1813—1814 bei Krainburg abermals verwundet, wurde er infolge seines rühmlichen Verhaltens außertourlich zum Hauptmann befördert und machte als solcher den Zug gegen Neapel 1821 mit. Im December 1828 rückte C. außer der Tour zum Major im Infanterieregimente Nr. 1 vor und wurde 1835 zum Obersten im Infanterieregimente Nr. 7 befördert und in den Ritterstand erhoben. Im April 1843 zum Generalmajor ernannt, erhielt C. eine Brigade bei der Armee in Italien und im März 1848 eine Truppendivision beim Reservecorps des FZM. Grafen Nugent. Nach der Vereinigung dieses Corps mit der Armee in Verona, erhielt C. am 6. Juni die Weisung mit $5^1/_2$ Bataillonen, einer Division Chevauxlegers und zwei Batterien nach San Bonifacio zu rücken und am 10. von Brendola oder Altavilla aus die Höhen oberhalb Vicenza bei Monte Madonna zu gewinnen. C. entsendete seine Vorhut am 8. nach Tavernelle und beauftragte sie, als selbständig detachirt, auf der Hauptstraße gegen Vicenza zu verbleiben, am 10. den Angriff von der Höhe gegen die Stadt abzuwarten, dann aber in den Kampf einzugreifen. Am 9. trat C. selbst seinen Marsch nach Brendola an und traf nach Ueberwindung schwieriger Terrainverhältnisse des Nachts in Acugnano ein, wo er ein maskirtes Lager beziehen und Vorposten aufstellen ließ. Der Feind hielt die gegenüberliegenden Häuser S. Margherita mit seinem rechten, das Schloß Rombaldo mit seinem linken Flügel besetzt. Vor Tagesanbruch entsendete C. drei Divisionen, um den vorliegenden Höhenzug von S. Margherita zu nehmen, zu behaupten und von dort aus das Castell Rombaldo, welches vom Feinde stark besetzt war, zu beschießen. Dies geschah, drei verbarrikadirte Straßenabgrabungen wurden in größter Stille hergestellt und S. Margherita, von Crociati (Insurgenten) und das Castell Rombaldo von Schweizern besetzt, genommen. Dem guten Anfange mußte eine rasche und energische Folge gegeben werden; C. ließ links und rechts von der Straße eine Division zur Unterstützung vorrücken, eine nahe Straßenabgrabung unter dem Gewehr- und Geschützfeuer des Feindes ausfüllen, das Blockhaus sowie die in den Verschanzungen vor demselben befindlichen Truppen mit Raketen bewerfen und aus Haubitzen beschießen.

Dieses gut geleitete Feuer machte die Besatzungsmannschaft wanken, ein Umstand, welcher richtig erkannt und benutzt, mit der Erstürmung des Blockhauses endete. Die hochlodernden Flammen des angezündeten Blockhauses verkündeten der in der Ebene vorrückenden Armee, daß C. einen Theil seiner schwierigen Aufgabe bereits gelöst und den Schlüssel der Stellung genommen habe. Von dem FM. Grafen Radetzky verstärkt, erhielt nun C. den Auftrag mit den ferneren Angriffen so lange innezuhalten, bis die rechts mit ihm in Verbindung stehende Brigade Clam die Beschießung begonnen haben würde. Diese Gefechtspause benützte C. zur Recognoscirung der feindlichen Stellung. Er erkannte, daß es nur dann gelingen könne, letztere mit geringem Verlust zu nehmen, wenn der Gegner sich veranlaßt fände, die kaiserl. Truppen anzu-

greifen, wodurch die Möglichkeit geboten würde, sich mit dem Gros auf den Feind zu werfen und auf diese Weise nicht nur mit ihm zugleich in die Stellung zu dringen, sondern auch die übrigen befestigten Theile derselben zu erstürmen. Dies veranlaßte ihn, seine Infanterie noch immer so viel wie möglich maskirt zu halten. Gegen 3 Uhr wurde von der Brigade Clam zum allgemeinen Angriff geschritten, worauf die von C. zweckmäßig aufgestellte Batterie zu feuern begann und das Gefecht sich längs der ganzen Aufstellung entwickelte. Eine Colonne Schweizer versuchte Culoz' linken Flügel zu umgehen und rückte kühn gegen die auf der Straße aufgestellte Batterie. Jetzt trat der entscheidende Augenblick ein, das bisher verborgene Gros in volle Thätigkeit zu setzen und durch rasches Vordringen desselben den Feind in seine Stellung zurückzudrängen. C. warf den Schweizern drei Compagnien entgegen, sendete eine Division Infanterie zur Unterstützung der Jäger, die ohne weiteren Befehl abzuwarten, die Schweizer zurückjagten und bis in die Verschanzungen verfolgten. Ohne den Gegner zu Athem kommen zu lassen, ließ jetzt C. seine sämmtlichen Truppen vorrücken, und so rasch und entschlossen geschah dies, daß der Feind nicht mehr im Stande war, sein wohlverschanztes Centrum um die Kirche della Madonna zu sichern. Trotz der erbittertsten Gegenwehr gelang es den Truppen bis in die ersten Häuser der Vorstadt vorzudringen. Der Sieg war vollkommen. Die Einnahme von Vicenza wäre fraglich gewesen, wenn C. erst am 10. Juni die Monti Berici von Brendola erstiegen hätte. Für die umsichtige Waffenthat bei Vicenza erhielt C., der am 18. Juli 1848 zum Feldmarschallieutenant befördert wurde, das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Eine Zeitlang commandirte C. dann das bei Legnago concentrirte 4. Armeecorps und betheiligte sich auch nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes von Seite Piemonts an den Kämpfen bei Mailand, wofür er mit dem Commandeurkreuz des Leopoldordens betheilt wurde. Am 18. October 1849 wurde C. Inhaber des Infanterieregimentes Nr. 31, erhielt im November desselben Jahres eine Division, dann das Commando eines Corps bei der Armee in Italien. Seit 1852 Festungscommandant in Mantua, machte er auf diesem Posten den Krieg gegen Frankreich und Italien im J. 1859 mit, trat nach 65jähriger Dienstzeit am 1. Mai 1860 in den Ruhestand und starb am 11. November 1862 in Venedig.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. — Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden u. seine Mitglieder. — Blajekovič, Chronik des k. k. 31. Linien-Infanterie-Regiments. — Strack, Die Generale der österr. Armee.

Oscar Criste.

Cuny: Ludwig von C., Dr., Geheimer Justizrath, Professor der Rechte und Parlamentarier, war am 14. Juni 1833 in Düsseldorf geboren, hat nach mit gutem Erfolg abgeschlossenem Besuche der Gymnasien in Aachen, Koblenz, Berlin und Cleve siebzehnjährig die Universität Bonn bezogen und zwanzigjährig auf der Universität Berlin sein Rechtsstudium beendet. Er war von 1853 bis 1870 Auscultator, Referendar und dann Assessor an den Landgerichten Cleve, Köln und Bonn. Als freiwilliger Krankenpfleger begleitete er am 15. August 1870 eine durch seine Mittel ausgerüstete Sanitätscolonne nach den Schlachtfeldern um Metz. In Corny erfuhr er die Gefangennahme Napoleon's, die er als erster in Gravelotte unsern Truppen mitgetheilt hat. Am 8. September nach Bonn zurückgekehrt, erhielt er am 1. October 1870 von dem preußischen Justizminister die Weisung, sich als Untersuchungsrichter bei dem Generalgouvernement von Elsaß-Lothringen nach

Hagenau zu begeben, wo er am 30. October zum Vorsitzenden des ständigen elsässischen Kriegsgerichts und zum Stellvertreter des Commissars für die Liquidation der französischen Bank in Straßburg bestellt wurde. In beiden Stellungen ist C. mit Liebe und Interesse für die wirthschaftlichen und Rechtsinteressen der Elsässer eingetreten. Da dem Kriegsgerichte die Aburtheilung der strafbaren Handlungen nicht nur der Militär-, sondern auch der Civilpersonen oblag, so bestimmten ihn die Erfahrungen mit den harten Strafvorschriften des Code pénal zu dem Antrage, Theile des deutschen Strafgesetzbuchs durch Generalgouverneurverordnung in Elsaß-Lothringen einzuführen. Mußte auch der Antrag abgelehnt werden, seinem Gedanken wurde durch die Einführung des Strafgesetzbuchs im Gesetzeswege bald entsprochen. Nicht minder lebhaft interessirte ihn die rasche Wiederherstellung der ordentlichen Gerichte und ihre Organisation, und mit Freimuth machte er dem Generalgouverneur seine Bedenken dagegen geltend, daß die den französischen Landgerichtspräsidenten zustehenden Befugnisse auf dem Gebiete der freiwilligen Gerichtsbarkeit durch ihn als Präsidenten des Kriegsgerichts wahrgenommen werden sollten. Mit der Aufhebung des Kriegsgerichts wurde er Rath am Appellationsgericht in Colmar, dessen Eröffnungssitzung am 12. October 1871 statthatte. Charakteristisch für seine ganze Denkungsweise ist sein Urtheil über die Elsässer, deren Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit er unbegrenzt vertraute, die er für gerecht und immer bereit erachtete, das Gute an den Anderen anzuerkennen. Von der Einführung großer Schöffengerichte dortselbst erhoffte er infolge der persönlichen Annäherung ein besseres gegenseitiges Verständniß zwischen den Elsässern und den Altdeutschen. Bereits 1873 schied er aus seiner Stellung und aus dem Dienste der Reichslande aus.

Der Wahlkreis Lennep-Solingen-Remscheid hatte ihn mit seinem Mandate für das preußische Abgeordnetenhaus betraut und dieser Wahl folgte 1874 im Wahlkreise Dessau-Zerbst die Wahl in den Deutschen Reichstag. Mit dem Eintritt in die beiden Parlamente hatte C. seinen eigentlichen Lebensberuf gefunden. Er trat der nationalliberalen Partei bei, die ihm in juristischen Fragen eine leitende Stellung eingeräumt hat, in der er bis an sein Lebensende verblieben ist. Am 19. Januar 1875 wurde ihm eine außerordentliche Professur in der juristischen Facultät an der Universität Berlin übertragen, an der er über französisches Recht und über Verfassungsfragen las, allerdings mit so geringer Stundenzahl, daß er seiner Docentenpflicht neben seinen parlamentarischen Arbeiten, welchen sein Hauptinteresse galt, genügen konnte. Infolge dessen ist er litterarisch auf dem Rechtsgebiete nicht hervorgetreten. Aber um so eifriger betheiligte er sich an der Gesetzgebung, namentlich auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes. Welche Bedeutung er dieser für das deutsche Reich beigelegt hat, zeigt der theilweise von ihm verfaßte Bericht über die nationalliberale Partei von 1867 bis 1892.

Bei dem Eintritte Cuny's in den Reichstag stand die nationalliberale Partei auf der Höhe ihrer Macht, sie zählte 152 Mitglieder und stellte in v. Forckenbeck den Präsidenten für den Reichstag, in v. Bennigsen den für das preußische Abgeordnetenhaus. Sogleich trat C. in das an die Stelle des Landesausschusses gebildete Centralwahlcomité als Mitglied ein. Als solches hat er für die Partei eine rührige Thätigkeit entfaltet, für ihre Ziele in Schrift und Wort und mit Geldmitteln gewirkt. In den Fragen zwischen v. Bennigsen und Lasker sowie v. Forckenbeck, über die Philippson in dem Lebensbilde Forckenbeck's Mittheilung macht, stand er auf Bennigsen's Seite, den er zeitlebens so hoch verehrte, daß, während er vor 1878 sich von ihm in seinen namentlichen Abstimmungen noch wiederholt getrennt hatte, wie bei dem Diäten-

antrag, für den er anfangs stimmte, bei dem Zoll auf Roheisen, den er als Freihändler verwarf, bei der Ablehnung des Schorlemer'schen Antrags auf Befreiung der Geistlichen von den Uebungen der Ersatzreserve und bei der Bewilligung der Tagegelder für den Deutschen Volkswirthschaftsrath, er nach 1878 nur einmal noch in einer Geschäftsordnungsfrage abweichend von ihm gestimmt hat. Nachdem Fürst Bismarck das Steuerruder des Reichs in der Zollpolitik gewendet hatte, hielt C. aus Billigkeitsgründen Zölle auch zu Gunsten der landwirthschaftlichen Erzeugnisse für zulässig, konnte sich aber zur Gewährung eines Getreidezolls von fünf Mark nicht entschließen. Bei der Reichstagswahl des Jahres 1881 unterlag er in seinem anhaltischen Wahlkreise gegen den Candidaten der freisinnigen Partei, Justizrath Sello. Von 1884 ab wurde er ununterbrochen von dem Wahlkreise Kreuznach-Simmern in den Reichstag gewählt. Seinen Wählern gegenüber machte er aus seinen von ihren Wünschen abweichenden Anschauungen niemals ein Hehl. Dafür hat er aber auch, wo er ihre Interessen fördern konnte, sich derselben mit Eifer angenommen. Jahre hindurch war er um das Zustandekommen eines den Bedürfnissen seines Wahlkreises entsprechenden Weingesetzes bemüht. Im J. 1884 wurde er Mitglied der preußischen Hauptverwaltung der Staatsschulden; die Erfahrungen, welche er in dieser gesammelt hat, veranlaßten ihn zu seinem Eintreten für das Staats- und das Reichsschuldbuch.

Von seiner Partei 1889 mit der Vertretung ihres Standpunkts gegenüber der dauernden Verlängerung des Socialistengesetzes betraut, hat er die Fortgewährung der Ausweisungsbefugniß an die Regierungen bekämpft. Der Wegfall dieser Befugniß bei der Commissionsberathung gab den äußeren Anlaß zum Sturze dieses Gesetzes. Umgekehrt hat C. unentwegt gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes gestimmt. Für Auswüchse auf wirthschaftlichem Gebiete war ihm ein sicherer Blick gegeben; besonders vertraut war ihm die Entwicklung, welche der Börsenverkehr und in diesem das Differenzgeschäft genommen hatte. Im J. 1890 zum Mitgliede der unter Dr. Wiener's Vorsitz in Berlin tagenden Börsenenquetecommission berufen, trat er in dieser für das Verbot der Differenzgeschäfte und für eine schärfere Beaufsichtigung des Börsenverkehrs ein. Im Reichstage beantragte er 1892 den Erlaß eines Gesetzes, durch welches der Veruntreuung anvertrauter Depots und dem Börsenspiele sowol an der Producten- als auch an der Effectenbörse entgegengetreten werde, und 1894 regte er den Erlaß eines Börsenorganisationsgesetzes an. Dementsprechend hat er sich auch in der Commission für die zweite Lesung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs, welche im April 1891 zusammengetreten war und der er als nichtständiges Mitglied angehörte, für die Nichtigerklärung der Differenzgeschäfte bemüht.

v. Cuny's Wahl in den preußischen Landtag, in dem er immer denselben Wahlkreis vertreten hat, fällt mit dem sogen. Culturkampf zusammen; aber schon vor den kirchenpolitischen Fragen wurde für ihn die Simultanschulfrage brennend. Zuerst 1870 in Bonn als Landtagscandidat aufgestellt, wo er unterlag, mußte er über sich ergehen lassen, daß das liberale Wahlcomité sich uneingeschränkt für die Simultanschule aussprach. Er selbst hat in seiner Wahlrede in Remscheid am 2. November 1873 sich dafür ausgesprochen, daß an denjenigen Orten, wo nur eine Confession wohnt, der Lehrer dieser Confession angehöre, daß aber an Orten mit religiös gemischter Bevölkerung die Entscheidung der ganzen Gemeinde überlassen bleiben solle, ob sie die confessionelle oder die Simultanschule vorziehe. Dabei wollte er die religiöse Minderheit gegen eine Majorisirung durch ein Beschwerderecht an den Staat geschützt wissen.

Den Religionsunterricht wollte er als obligatorischen Unterrichtsgegenstand beibehalten und von der betreffenden Confession ertheilt haben.

In den kirchenpolitischen Fragen vertrat er starr den Standpunkt der Falk'schen Gesetze, welche die Souverainetät des Staates über die Kirche erstreckten. Als deren zutreffendste Begründung ist von ihm die Fürst Bismarck'sche Herrenhausrede vom 10. März 1873 bezeichnet worden. An der Berathung der sogen. Maigesetze hat er in Commission und Plenum Theil genommen und ein von ihm beantragter Gesetzentwurf bezweckte ihre Verschärfung noch inbezug auf die Succursalpfarrer der Rheinprovinz. Den Rücktritt des Ministers Falk, der mit der Annahme der Franckenstein'schen Clausel im Reichstage zusammenfiel, faßte er als eine Wendung auf, die ihm für die Gebiete der Kirche und Schule ernste Besorgnisse erregte; die Vertheidigung des Falk'schen Systems galt ihm damals als die ernsteste Aufgabe der nächsten Zukunft. Als wenige Monate später Fürst Bismarck dem preußischen Abgeordnetenhaus einen auf die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze bezüglichen Gesetzentwurf vorlegte, hat C. seine ablehnende Haltung in einem offenen Schreiben an seinen Wahlkreis kundgegeben. Und selbst die Annahme der Vorlage in veränderter Gestalt hielt ihn nicht ab, sich noch 1890 in einer Rede gegen den Abg. Windthorst als Anhänger der Falk'schen Gesetze zu bekennen. Gegen seine Natur übertrug sich diese Starrheit der Anschauung auch auf seinen persönlichen Umgang mit seinen kirchenpolitischen Gegnern. Versöhnend wirkte dann aber wieder bei denjenigen unter ihnen, welche der Rheinprovinz angehörten, sein warmes Eintreten für rheinisches Recht und rheinische Einrichtungen. Er war ein Verehrer des französischen Rechtes und des französischen Verfahrens und suchte von ihnen bei der Uebertragung altpreußischer Einrichtungen auf die Rheinprovinz möglichst viel zu erhalten. Diese Erwägung leitete ihn insbesondere bei den Vorbereitungen und den parlamentarischen Erledigungen der auf die Rheinprovinz bezüglichen Gesetze Preußens in den achtziger Jahren, deren eines auf seine Anregung zurückzuführen ist. Inbezug auf Einzelbestimmungen der Gesetze waren für ihn die Bedürfnisse der kleinen Besitzer maßgebend, wie der von ihm 1895 gestellte Antrag auf Ermäßigung der Grundbuchkosten beweist.

Mit welcher Freude er an den Berathungen der Commission für das Bürgerliche Gesetzbuch von 1892 bis 1896 theilnahm, ergibt nicht nur seine regelmäßige Anwesenheit in den Sitzungen, sondern auch die Thatsache, daß er über den Verlauf der einzelnen Sitzungen an den verstorbenen Reichsgerichtsrath Dr. Bähr in Kassel berichtet und dessen Anregungen auf Umgestaltungen des Gesetzbuchs durch Einbringung von Anträgen auch dann entsprochen hat, wenn er die Abweichung seiner eigenen Ansicht von der Bähr'schen zu erkennen geben mußte. Dabei trat auch hier seine Vorliebe für das französische Recht zu Tage; sein besonderes Interesse gehörte dem Erbrechte, für das er über die Gestaltung des Testamentsvollstreckers dem Juristentag berichtet hatte und für das er sich um die Aufnahme des handschriftlichen Privattestaments erfolgreich bemühte. Während dieser Berathungen trat bei ihm eine entgegenkommende Haltung gegen die Bedürfnisse der Katholiken auf dem Eherechtsgebiete zu Tage, und er war von vornherein geneigt, diesen in dem Umfang entgegenzukommen, wie es demnächst in dem Bürgerlichen Gesetzbuche geschehen ist. Nicht geringeren Antheil nahm er an den Berathungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs und seiner Nebengesetze im Reichstag, in dem ihm der Vorsitz für einzelne der mit der Vorberathung betrauten Commissionen übertragen ward. Die Berichte der Kölnischen Zeitung über die Berathung dieser Commissionen stammen von ihm. Bei der Berathung der Novelle zur

Civilproceßordnung, bei der er die Erhöhung der Revisionssumme bekämpfte, war von ihm eine Resolution für die Herbeiführung einer einheitlichen reichsgesetzlichen Regelung des juristischen Prüfungswesens im deutschen Reiche beantragt worden, welche aus formalen Gründen mit Stimmengleichheit abgelehnt wurde. Er hat dann seine Ansicht demnächst im Reichstag und im April 1898 in einem Aufsatz in der deutschen Juristen-Zeitung vertreten. Der Erfolg war ihm vergönnt, daß wenigstens Preußen und Elsaß-Lothringen sich über die gegenseitige Anerkennung der bei ihnen bestandenen Referendariatsprüfung einigten. Am 16. October 1897 hielt er seine letzte Wahlversammlung in Simmern ab. Im Winter von 1897 auf 1898 las er über das Mobiliarsachenrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Er schien die Zeit bis zu dessen Inkrafttreten nicht erwarten zu können; er sollte es nicht erleben. Die Mitarbeit an einem Commentare lehnte er mit der Begründung ab, daß er an einer systematischen Darstellung mehr Interesse habe und daß er seine Zeit für die Ausarbeitung seiner Vorlesungen und für die juristischen Vorlagen der Parlamente bedürfe. Seit 1889 war er ordentlicher Professor; 1894 erhielt er den Kronenorden 2. Cl.; im Sommer 1898 wurde er in den neugeschaffenen Beirath für das Auswanderungswesen berufen, nachdem er Vorsitzender der Reichstagscommission für das Auswanderungsgesetz gewesen war. Dem deutschen Colonialverein und dem deutschen Schulverein hatte C. eine rege Theilnahme zugewendet. Für die Colonialpolitik des Reichs trat er mit Wärme ein und den Colonialverein hat er reichlich mit seinen Mitteln unterstützt. Wie er der Universität Bonn bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum ein Geschenk von 30 000 Mk. zur Unterstützung bedürftiger Privatdocenten der juristischen oder philosophischen Facultät und wie er der neugegründeten Straßburger Universität ein Geschenk zugewendet hat, so hat er auch die Universität Berlin in seinem Testamente mit einem Legate von 300 000 Mk. und einem Theile seiner reichhaltigen Bibliothek bedacht.

C. hatte sich 1873 verheirathet, seine Ehe blieb kinderlos. Seine letzte Reise, sie ging nach Rußland, wurde durch den in Riga plötzlich erfolgten Tod seines Begleiters Dr. Weber jäh abgebrochen; tief ergriffen kehrte er mit der Leiche nach Berlin zurück, ohne zu ahnen, daß er auch vor seinem Lebensende stehe und daß die Weber'sche Todesursache — Erkrankung der Arterien —, mit der er sich mehrfach beschäftigte, auch ihm den Tod bringen solle. Bis zu diesem beschäftigten ihn die Aufgaben der nächsten Reichs- und Landtagssession auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes. Im Kreise seiner Familie ereilte ihn der Tod am 20. Juli 1898. Er ist auf dem Matthäikirchhof in Schöneberg beerdigt. Betrauert wurde er von seiner Wittwe und zwei Pflegekindern (Nichte und Neffe seiner Frau), welche er ganz jung zu sich genommen und denen er zwanzig Jahre hindurch eine warme Zuneigung bewahrt hatte.

Partei und Parlament haben in dem Verstorbenen ein sachkundiges Mitglied verloren. Eine Führerrolle hat er in politischen Fragen in den Parlamenten nicht eingenommen. Seine Reden waren klar und bestimmt, vielfach scharf, des rhetorischen Schmuckes entbehrten sie. Neben seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik und seiner Fachwissenschaft verfolgte C. mit Interesse und nicht ohne Sorgen die Fragen des wirthschaftlichen und des litterarischen Lebens; in der Litteratur interessirte ihn namentlich die moderne Geschichtschreibung durch seine Parteifreunde. Ein überzeugter Verehrer Bismarck's, für dessen Wahl in den Reichstag er in Wahlreden eingetreten war, bedauerte er schmerzlich dessen veränderte Stellung zu der nationalliberalen Partei. In seinem stattlich eingerichteten Heim sah er gerne seine engeren Freunde in

heiterer Geselligkeit um sich. Man fühlte ihm die Freude nach, mit der er Gäste bei sich hatte, und fühlte sich deshalb bei ihm behaglich. Dabei war er persönlich von ungewöhnlicher Bedürfnißlosigkeit.

Fassen wir am Schlusse die Bedeutung v. Cuny's für unser politisches Leben und unsere Rechtsentwicklung zusammen, so dürfen wir sie nicht nur in den einzelnen Ergebnissen seiner Thätigkeit auf dem Gebiete zunächst richterlicher Praxis, dann wissenschaftlichen Vortrags und gesetzgeberischen Schaffens suchen; wir müssen vielmehr die ganze Art seines Denkens und Handelns ins Auge fassen. Ein Feind formaler Buchstabenjurisprudenz suchte er mit seinem Rechtsgefühl und seiner Beobachtungsgabe das zu ermitteln, was das Leben vom Gesetzgeber und vom Rechte forderte.

Spahn.

Curtius: Ernst C. Seine Geburt (2. September 1814) fällt in die Zeit von Preußens Erhebung, an der auch die freie Reichsstadt Lübeck, wo er Fischstraße Nr. 92 (jetzt Nr. 8) als Sohn des Syndikus Karl Georg C. (1771—1857) geboren wurde, nach wechselvollen Schicksalen Antheil nehmen mußte. Die Familie Curtius war nicht altangesessen in Lübeck, sondern schrieb ihren Ursprung aus Livland her, aus dem Dr. med. Karl Werner C. nach Deutschland gewandert war, um in der alten Hansastadt an der Trave ein Geschlecht zu gründen, das der Stadt Lübeck und dem gesammten Vaterlande hervorragend tüchtige Männer geschenkt hat. Gleich der jüngste Sohn dieses Livländers, der Vater von Ernst C., wurde eine Zierde Lübecks und ihre thatkräftige Stütze in schwerster Zeit. 56 Jahre lang hat Karl Georg C. das Amt des Syndikus in seiner Vaterstadt versehen, und wo immer es galt, eine schwierige, verantwortungsvolle Mission zu übernehmen, wurde er von seinen Mitbürgern dazu erwählt. In steter gemeinnütziger Arbeit für das Wohl Lübecks ist sein Leben dahingeflossen. Während der Franzosenzeit hat er, von Napoleon I. geächtet, zwei Mal das schwere Loos der Verbannung aus seiner Vaterstadt kosten müssen. Als er nach der Schlacht von Leipzig, im December 1813, aus Mecklenburg nach Lübeck zurückgekehrt war, begann für ihn ein neues Leben. Neun Monate darauf wurde sein Sohn Ernst geboren, an dessen Wiege also stolze Lieder zum Preise der Befreiung Deutschlands aus der Fremdherrschaft ertönten. Ernst Curtius' Mutter hieß Dorothea und war die jüngste Tochter des Senators Plessing, die erst zwei Jahre vor der goldenen Hochzeit ihrem Gatten durch den Tod entrissen wurde. Was Ernst C. seinem Elternhause verdankt, hat er öfter ausgesprochen, so vor allem in den Erinnerungen an seinen Bruder Georg (Alterthum und Gegenwart III, 216—233). Schon als 21jähriger Jüngling hat er in einem Briefe an seine Cousine Victorine Boissonnet, die ihm eine Schwester war, des Vaters Bild gezeichnet als den leuchtenden Stern seiner Lebensbahn. Wir verdanken die Kenntniß dieses Briefes dem Lebensbild von Ernst Curtius, das sein einziger Sohn Friedrich (Berlin 1903) aus den Briefen des Vaters zusammengestellt hat. Die dort veröffentlichten Jugendbriefe namentlich sind das wichtigste Document für Curtius' Biographie und zeigen, daß der Greis die Traditionen des Vaterhauses und die Eindrücke seiner Jugend treu bewahrt hat. So schreibt er aus Berlin, 7. März 1836, dem Geburtstag des Vaters, folgende Worte (Lebensbild Seite 65):

„Ich erkenne es dankend und preisend an am heutigen Tage, daß Gott mir einen Vater gegeben hat, der mir in jeder Beziehung ein Bild männlicher Tüchtigkeit sein kann. O wie herrlich steht er mir vor Augen — seine feste Gestalt, sein ernstes Gesicht, dessen starke Züge durch die Freundlichkeit seines

Blickes gemildert werden. Er ist mir das Vorbild eines christlichen Hausvaters. Das habe ich diesmal in ganzer Stärke empfunden, als ich zuerst wieder mit den Meinen am Tische saß und Vater die Hände faltete und für uns betete, wie ergriff mich das mit ungewohnter Rührung, mir drangen die Thränen in die Augen, und ich wußte mich kaum zu fassen. Die ganze Herrlichkeit eines christlichen Familienlebens trat mir vor die Augen. Und nun diese unermüdliche Thätigkeit als Staatsmann, dies Resigniren auf eigene Anerkennung, was nur zu gut angebracht ist in unserer Vaterstadt, dies lebendige Interesse für alles Einzelne seiner Geschäfte und endlich dieser offene Sinn für alles Herrliche in Wissenschaft und Kunst, welcher unter aller der Geschäftsthätigkeit nicht gebeugt wird. Dieser Eifer für alles Geistige, wie und wo es sich regt, und bei aller Tüchtigkeit und Verdienst die kindliche Demuth — ja das ist ein Größtes, das ist die Krone, die Glorie seiner Vortrefflichkeit. ‚He is a man, take him for all in all', das gilt wahrhaft von ihm, denn sein Wesen ist so vollständig und so aus einem Gusse, seine Persönlichkeit so sicher und fest ausgeprägt, wie es jetzt immer seltener wird bei der zunehmenden Verwischung eigenthümlicher Individualitäten. Wie bewältigt fand ich mich immer neben ihm, und doch auch wieder gehoben. Seine Nähe war mir immer erbaulich, wie ich es diesmal erst recht empfunden habe. Solch ein Gefühl ist zu groß, um in Worte gefaßt zu werden. Es hat nur in Gesinnung und That seinen analogen Ausdruck, und es ist mein wärmster Wunsch, daß ihm immer heller auf diese Weise meine Dankbarkeit entgegentrete und daß sein Vorbild mehr und mehr ein leuchtender Stern meiner Lebensbahn werde! Und wie herrlich glänzt ihm zur Seite der Stern der mütterlichen Liebe, der unvergleichlichen Zärtlichkeit eines nur im Wohle der Kinder athmenden Mutterherzens — ja auf diese beiden Sterne will ich immer mehr meine Blicke heften und nach ihnen meine Schritte lenken. Sie führen Blick und Herz zum Himmel. Alle Liebe zu den Eltern ist wesentlich religiös. — —"

Neben der Pflege demüthigen, christlichen Sinnes, der den letzten Olympioniken nie verlassen hat, erwähnt C. in den Erinnerungen an seinen Bruder als Tradition seines Vaterhauses die Liebe zur bildenden Kunst. Auch die Neigung zu den classischen Studien hat Ernst von seinem Vater empfangen, der mit den heranwachsenden Söhnen in den Abendstunden gern lateinische Dichter las. Ernst C. war der dritte von vier Brüdern. Der älteste, Paul Werner, wurde Theologe und starb in frühen Jahren, als Ernst zum ersten Male in Griechenland weilte. Der zweite, Theodor, trat als Jurist ganz in die Fußstapfen des Vaters und wurde wie dieser ein hervorragender Beamter seiner Vaterstadt. Der jüngste Bruder, Georg, wurde wie Ernst zur classischen Alterthumswissenschaft gezogen und gehörte später wie er zu ihren bahnbrechenden Meistern. Alle vier Söhne haben das Katharineum besucht, dessen Angelegenheiten der Vater als Vorsitzender des Schulcollegiums seit 1810 leitete. Unter zum Theil vortrefflichen Lehrern hat C. seine Schulzeit mit Ehren durchgemacht und am 1. April 1833 unter dem Director Jacob sein Abiturientenexamen bestanden. Er hatte überall sehr gute Kenntnisse, nur in Hebräisch, Französisch und Mathematik gut. Daß sein Entschluß, classische Philologie zu studiren schon früh erwachte, beweist am besten ein Brief an seinen Bruder Theodor, den dieser als Student von dem 15jährigen Ernst empfing. Er schreibt an ihn aus Lübeck am 7. Januar 1830 (Lebensbild S. 2):

„— — Was sagst Du zu meinem Plan, mich ganz der alten Litteratur und ihrem Verständniß zu widmen? Welch ein Quell des reinsten, herr-

lichsten, göttlichsten Lebensgenusses ist die classische Litteratur, wie erfreulich und belehrend ist ein scharfes Eindringen in das hehre Alterthum und das Auffassen des wahrhaft Schönen in seinen edelsten Denkmälern! Und wie anziehend, wie geisteslabend sind ihre beiden Haupthülfswissenschaften, die Alterthumskunde im engeren Sinne und die Geschichte der Völker, Wissenschaft und Kunst! Wahrlich alles vereinigt sich, dies Studium so verlockend als möglich zu machen für jeden die Wissenschaft Liebenden. Aber die Musen sind spröde Damen. Sie wollen keinem Anderen den reichen Schatz ihrer Genüsse und Freuden öffnen als der durch viele Anstrengung den Standpunkt erklimmt, von wo er ihren nahen, blendenden Blick ertragen kann. Und, laß es mich Dir aufrichtig gestehen, noch fühle ich bei weitem nicht jenen Fleiß in mir, den eine tüchtige philologische Bildung schon früh erfordert. Ich treibe wohl eifrig, was mich anzieht, aber Vieles lasse ich weniger beachtend liegen. Ausdauer fehlt mir noch, und soll ich den Sonntag tanzen, so werfe ich schon Freitag Abend den Cicero in die Ecke. Dennoch hoffe ich, daß mit den Jahren und der hoffentlich zunehmenden Charakterfestigkeit auch Ausdauer und Fleiß wachse. Was mir besonders fehlt, ist ein guter Freund, der auf ungefähr gleichem Standpunkt wissenschaftlicher Bildung stehend in freundschaftlichem Gedankenaustausche auf mich wirkte. — —" Ein solcher Freund fand sich bald in Emanuel Geibel, dem auch in der Fischstraße wohnenden Predigersohne, mit dem er schon während seiner Primanerzeit näher bekannt wurde. Beide gehörten einem Schülervereine an, in dem man Vorträge hielt und wacker disputirte. Die Liebe zur Poesie, die in ihnen namentlich ihr Lehrer Professor Ackermann durch die geistvolle Erklärung der römischen Elegiker erweckt hatte, verband beide Jünglinge und führte sie zu Goethe, den sie viel zusammen lasen. C. verließ ein Jahr vor Geibel das Gymnasium, um in Bonn Philologie und Theologie zu studiren. Seine Briefe an die Eltern und Victorine Boissonnet sind dafür Zeugniß, daß die Philologie bald die Oberhand gewann, wenn ihn auch die Neigung zu wissenschaftlicher Theologie sein Leben lang begleitet hat. Er hat in der That einmal an die Theologie als seinen Lebensberuf gedacht. Den Abscheu vor allem Rohen und Gemeinen, den ernsten frommen Willen und den Sinn für alles Hohe und Ideale nahm er aus dem Vaterhause in das Universitätsleben mit, in dem ihm das gewöhnliche Thun und Treiben der Studenten sehr wenig behagte. Statt der Commerse suchte er sein liebes Thurmstübchen auf, in dem er täglich seinen alten Homer las, „um ihn im Zusammenhange aufzufassen und so den Geschmack für das wahrhaft Antike recht in sich zu beleben". In Bonn führte namentlich Friedrich Gottlieb Welcker die philologischen Geister und packte auch den jungen C. so tief, daß er ihn zusammen mit Otfried Müller und Boeckh oft als seinen Meister bezeichnet hat. Einem Propheten ähnlich, verkündete Welcker vom Katheder herab die Botschaft des Hellenenthums und erläuterte, einem Dichter gleich, die größten Werke griechischer Kunst und Poesie. In einem Brief an seinen Vater (Lebensbild S. 15) bekennt C., daß ihm Welcker's Weise in Behandlung der Philologie ungemein gefällt, während seine beiden anderen Lehrer, Naeke und Heinrich nur historisches Wissen haben. „Er hat eine ganz andere innere Anschauung von dem gesammten Nationalsinn der alten Welt und besonders von dem der alten Hellenen." Die Theilnehmer am philologischen Seminar behagen ihm nicht, weil sie größtentheils recht arm an geistiger und lebendiger Auffassung der Alterthumswissenschaft sind. Von anderen Lehrern der rheinischen Hochschule zog ihn besonders der Geschichtschreiber der griechischen Philosophie Christian August Brandis an, auf den der nur seinen Idealen lebende Jüngling einen besonders vortheil-

haften Eindruck gemacht haben muß, da er ihn später als Erzieher seiner Söhne mit nach Griechenland nahm. Auch mit Rud. Heinrich Klausen, dem Verfasser von „Aeneas und die Penaten", trat er in nähere Verbindung, pries seine ausgezeichneten Kenntnisse, aber beklagte dabei sehr, daß er aus Mangel an äußerem Lehrtalent einen so geringen Wirkungskreis habe.

Während ihm bald (5. Juli 1834 an den Vater) eine Professur in Bonn als Lebensideal vorschwebte, gefiel ihm das dortige Studentenleben sehr wenig, und unverholen lobte er die norddeutsche Sitte „im Vergleich mit dem rheinischen Leben und Treiben". Er gestand offen, daß sein Idealbild des Studentenlebens verloschen sei, träumte von der alten guten Zeit des Bruder Studios und fand statt Jugendmuth, Frohsinn und Lebendigkeit überall nur Ueberdruß, Langeweile, Trägheit, Geckenhaftigkeit und Jämmerlichkeit aller Art. Die Sehnsucht nach Freunden durchzuckte wieder seine Seele: mit Nicolaus Delius, dem späteren berühmten Shakespeareforscher, mit dem ihn auch die Herkunft aus einer Hansastadt verband, scheint er allein wirklich intimen Umgang gehabt zu haben. Nachdem er am Ende des Sommersemesters 1834 Abschied von Bonn genommen hatte, machte er seine erste größere Reise nach dem Schwarzwald und Tirol. Das Straßburger Münster machte auf ihn gewaltigen Eindruck; er mußte darüber weinen, daß „diese Krone deutscher Kunst, dies Unterpfand der Herrlichkeit unserer Väter das Paradestück einer feindlichen Grenzfestung ist". Ueberall regt sich in dem jungen Sprossen der freien deutschen Reichsstadt das deutsche Nationalgefühl. In München empfindet er dankbar, „daß es hier mit der Kunst recht voller Ernst ist, während es oft nur Spielereien und Dilettantereien sind". Glyptothek und Pinakothek erregten ihn tief. In Nürnberg steht er vor den Bildern Dürer's, Cranach's und Holbein's bis zu Thränen gerührt, weiß noch nicht, ob es die christliche oder die deutsche Kunst ist, die so aufs Gemüth wirkt, und ihm wird hier so warm und weich ums Herz, wie es in der Münchener Glyptothek nicht möglich war. Sehr charakteristisch sind dafür die Worte, die er aus Erlangen am 17. October 1834 an die Eltern schreibt (Lebensbild S. 41):

„Bei den Werken alter Kunst sieht man nur, was da ist, sie hat bei ihrer menschlichen Vollendung, wie die ganze griechische Welt, die bestimmteste Beschränkung. Sie ist vollkommen verständlich und klar, und es ist Nichts versucht, was nicht auch durchaus durchgeführt und deutlich gemacht werden konnte. Aber bei christlichen Kunstwerken sieht man mehr, als was da ist. Die ganze Gegenwart, welche dem Griechen Alles war, drunter und drüber ist nur Schatten und Bild, ist dem Christen nur ein Anfang, dessen Vollendung der Zukunft angehört, die nur der Glaube erleuchtet und die Sehnsucht erfaßt. Deshalb mußte in allen seinen Leistungen und besonders in den Kunstleistungen, welche die unmittelbarsten sind, dieser Charakter des Anfänglichen, Unvollendeten, aufwärts Weisenden sich offenbaren. Man fühlt mit dem Künstler, was er sagen möchte, und das ist's, was das Gemüth so ergreift. — —"

In Erlangen machte er noch die Bekanntschaft von Friedrich Rückert, dem er außerordentlich würdevolles und königliches Gepräge nachrühmt, und dabei auch in ihm den echten deutschen Biedermann erkennt, dem jede Schmeichelei und jede Redensart fremd ist. Ende October langte er in Göttingen an, wo er Herbart gegenüber in der Gothmarstraße seine Wohnung fand. Der norddeutsche Charakter heimelt ihn an; sofort gefällt es ihm hier viel besser als in Bonn, wenn auch die Göttinger Studentenschaft ihm wieder wenig behagt. Der Hauptgewinn aber, den ihm die Georgia Augusta brachte, waren die Vorlesungen und der Verkehr mit Karl Otfried Müller, durch den sich ihm die alte Welt in neuer Form erschloß. Schon der Göttinger Student erkannte

klar, daß die Philologie in C. O. Müller einen genialen Pfadfinder gefunden hatte, der die unzusammenhängende Masse von unzähligen Einzelheiten zu lebendigem Leben erweckte. Daneben bleibt ihm die Liebe zur Theologie: Herbart stößt ihn ab; seit Julius Müller's Abgang findet er in Göttingen keinen einzigen erträglichen Prediger; aber er wandert gern nach dem kleinen, schmutzigen Dorfe Geismar, wo ein einfacher, schlichter Geistlicher mit eindringender Beredsamkeit und heiligem Eifer lehrt. Religiöse Befriedigung und vieles Andere, was er in Göttingen trotz C. O. Müller vermißt, hofft er in Berlin zu finden. Im November 1835 siedelt er nach Berlin über. C. hatte in Bonn und Göttingen oft das Verlangen nach echter Freundschaft gehabt. Gleich bei seinem Eintritt in Berlin scheint sich ihm dieser Wunsch zu erfüllen. Der am Rhein und an der Leine nicht warm wurde, schreibt schon am 4. November 1835, in der Sandwüste der Mark angelangt, folgende Worte an Victorine Boissonnet (Lebensbild S. 51):

„— — Die äußere Dürre führt zu den inneren Quellen des Glücks und der Freude, und so blüht, glaube ich, die Blume der Freundschaft nirgends schöner als in den Sandsteppen Berlins. — —"

In Berlin saß er nun auch zu Füßen des Mannes, der neben Welcker und C. O. Müller ihm zeitlebens als sein Meister gegolten hat. August Boeckh, dem er später, als der erste Redner der Universität Berlin, zum 100. Geburtstage die Gedächtnißrede gehalten hat, stand damals auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Staunend und ehrfurchtsvoll stand der Schüler Otfried Müller's vor dem Lehrer seines Lehrers, sodaß der, von dem man wohl eine neue Periode der Alterthumswissenschaft datiren darf, weil er zuerst in großartiger Weise den Boden Griechenlands selber befragte, am 24. Januar 1836 an seinen Bruder Georg die Worte schrieb (Lebensbild S. 62):

„— — Die klassische Philologie steht auf einem ganz anderen Standpunkte; da läßt sich nicht viel mehr entdecken; auch sind für die jüngere Generation nach den Leistungen eines Boeckh und Müller für die Hauptsache allem Anscheine nach nicht viel Lorbeeren mehr zu pflücken. Aber nach meiner Ansicht bietet darum diese Wissenschaft desto reineren geistigen Gewinn dar."

Neben Boeckh hörte er namentlich Trendelenburg, den er einen „wahren Gelehrten" nannte, und Lachmann, den er besonders in seinen germanistischen Vorlesungen bewunderte. Schon in Bonn hatte er bei Lassen Sanskrit getrieben. Dies Studium setzte er unter Bopp dann fort, mit dem er gewöhnlich ganz allein zusammen saß, um bei ihm allgemeine Grammatik zu lernen. Die Stadt Berlin selbst gefiel seinem reinen Herzen wenig, und unmuthig schrieb er an seinen Vater von dem „verdorbenen Berlin". Um so mehr bedurfte er auch hier der Freunde. Nicolaus Delius fand er wieder, durch den er „die eigentlich göttliche Weihe der Freundschaft ahnen" gelernt hatte. Mit Heinrich Kruse und dem Grafen von Schack schloß er damals eine Freundschaft, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Aber Epoche für ihn gemacht hat damals vor allem Emanuel Geibel, wie er schon in einem Briefe an Victorine Boissonnet vom 15. Mai 1836 bekannte. C. war kein unbedingter Bewunderer Geibel's und hat mehr als einmal dem geliebten Freunde gegenüber auch das Messer der Kritik gezeigt. Schon in jenem Briefe an Victorine gibt er diesem Gefühle Ausdruck, wenn er schreibt (Lebensbild S. 72):

„Emanuel's Ankunft hat für mich Epoche gemacht. Wir sind viel zusammen und leben uns gut in einander ein. Wir sind sehr verwandten und sehr verschiedenen Geistes, und gegen die mich oft heimsuchende grübelnde Kleinmüthigkeit ist seine lebensmuthige Frische ein heilsames Gegengewicht. Das Selbstbewußtsein des Talents ist eine gefährliche Klippe, denn sie wird leicht

Eitelkeit, wie bei allen nicht selbst erworbenen Vorzügen. Er wird gewiß die Klippe vermeiden, wenn er mehr und mehr den Kern des Lebens erfaßt und mit einer tieferen, ernsteren Richtung sein Talent sich vermählt. Sollte dies geschehen, so wie ich's ihm wünsche und hoffe, dann wird er gewiß viel Bedeutenderes produciren, als jetzt, da ihm die Poesie noch zu sehr ein Spielwerk ist. Er fängt schon an, mehr aus dem Leben zu greifen, und das ist gewiß der rechte Weg, während es mir ein Abweg zu sein scheint, in rein erdichteten Anschauungen idealisirter Gegenden schwärmend sich zu verlieren, wie in seinen Venetianischen Liedern. Er las mir in diesen Tagen seine Novelle vor, die er mit Niebuhr gemacht hat. Sie enthält vortreffliche Schilderungen. Es ist in der That der Samen der Dichtkunst weit verbreitet in den Herzen der Jugend, und es sollte mir viel leichter sein, unter meinen Bekannten die sangloſen, als die Legion der sangbegabten aufzuzählen, und so ist das Verhältnis, glaube ich, überall in Deutschland. Der Waldstrom ist von den Bergen herabgekommen und hat sich nun im Thale in viele kleine Arme getheilt, in denen Himmel und Blumen sich gerne spiegeln. Die Welt wird frisch und bunt dadurch, aber das mächtig Ergreifende ist dahin. — —" Auch noch in späten Jahren, wenn C., was er übrigens selten that, auf Emanuel Geibel zu sprechen kam, empfand man, daß er von ihm mit leiser Wehmuth sprach, weil er mehr von ihm erwartet hatte als die lyrischen Gedichte, die C. vielleicht deshalb ihrem Werthe nach nicht voll anerkannte, weil ihm von allen poetischen Formen die Lyrik überhaupt die geringste zu sein schien. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß ihm selbst so manches schöne lyrische Gedicht mühelos gelungen ist. In ihm haben immer die Natur des Künstlers und die Natur des Gelehrten gestritten. In diesem Widerstreit, über den er sich selbst klar bewußt war, lag seine Größe und für die, die ihn nie verstanden haben, seine Schwäche. Zeugniß dafür sind folgende zwei Gedichte, von denen nur das zweite Lebensbild S. 296 abgedruckt ist. Wir entnehmen sie beide einer Sammlung der Gedichte von Ernst Curtius, die die damalige Prinzessin Augusta von Preußen für den jungen Dichter, den Erzieher ihres einzigen Sohnes als Weihnachtsgabe veranstaltete, und die sich noch in den Händen der Familie befindet.

Doppelberuf.

Klage und Trost.

I.

Mancher schönen Lieder Keime
Regen in der Brust sich leise
Und zu mancher neuen Weise
Fügen sich von selbst die Reime.

Doch ob drin der Lenz sich reget
Und die Blüthen auferwecke,
Er durchdringet nicht die Decke,
Die der Winter drauf geleget.

Zwischen Staub und Folianten
In den dunkeln Burgverließen,
Können nicht die Blumen sprießen,
Die dem Sonnenlicht verwandten.

Und so sterben ungeboren
Fern vom Licht die lieben Kleinen,
Und ein leises, leises Weinen
Tönet oft zu meinen Ohren.

Ach, betrübter und verkehrter
Giebt es nichts auf dieser Erden
Als ein Zwitterwesen werden,
Halb Poet und halb Gelehrter.

II.

Aber nein! Ich will nicht hadern
Mit dem Gotte, der mich schuf,
Daß ich fühl' in meinen Adern
Glühen doppelten Beruf.

Folg' ich seinen leisen Zügen
Wird mich doch, mag's auch verziehn,
Meine Hoffnung nicht betrügen
Und das Ziel nicht ewig fliehn.

Nur nicht lässig, selbstbeschauend,
Nur nicht eitel und verkehrt,
Nur vor Müh' und Kampf nicht grauend,
Wenn der Kampf auch lange währt!

Herr, gieb dazu deinen Segen,
Herr, mein Gott, ich lass' dich nicht,
O verbirg' auf meinen Wegen,
Birg' mir nicht dein Angesicht!

Damals bereitete C. auch seine Doctordissertation vor, unter den Augen von Eduard Gerhard, der sein archäologischer Führer wurde und ihm die Schätze des Berliner Museums eröffnete; sie sollte den Dreifußraub des Herakles behandeln. Schon damals schrieb er an die Eltern, Lebensbild S. 77, daß er sich „mit entschiedener Neigung dem Theile der Alterthumswissenschaft zuwende, welcher das religiöse Leben der Griechen und dessen Ausdrücke in redender und bildender Kunst betrifft". Schon der Student empfand also, worin seine Stärke lag und welche Seite des Hellenenthums am meisten seinem ganzen Wesen entsprach. Aber die Dissertation über den Dreifußraub ist nie geschrieben worden; denn Ende 1836 forderte ihn sein alter Lehrer Brandis auf, ihn als Hauslehrer seiner Söhne nach Griechenland zu begleiten. Auf Schelling's Veranlassung hatte Brandis den ehrenvollen Ruf erhalten und angenommen, dem jungen König Otto von Griechenland als wissenschaftlicher Führer und Berather in Universitätsangelegenheiten zur Seite zu stehen. Am 18. December 1836 trat C. seine erste folgenschwere Reise nach Griechenland an. Rom wurde auf der Hinreise nicht berührt; aber ihn entschädigte dafür voll der Aufenthalt in Florenz, den er mit ganzer Seele genoß. Am 7. März 1837 feierte er den Geburtstag des Vaters in Korinth, nachdem er am 4. März mit der Familie Brandis in Patras den Boden Griechenlands betreten hatte. Aus seinen jetzt gedruckten Briefen an die Eltern sieht man, wie zielbewußt der junge Alterthumsforscher seine Wege ging. Mit dem Strabo in der Hand schweift er auf dem Isthmos herum. Ueber Megara und Eleusis ging es dann nach Athen. In Athen war durch König Otto auch für die Erforschung der Alterthümer ein großer Aufschwung gekommen. Der wahnwitzige Gedanke, auf der Akropolis den neuen Königspalast erstehen zu lassen, war längst aufgegeben, und statt dessen fanden damals, gerade als der junge C. in Athen eintraf, unter der wissenschaftlichen Aufsicht von Ludwig Roß auf ihr Ausgrabungen statt, deren Ergebniß in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den Ausgrabungen geführt hat, die unsere Vorstellung von dem Werden der attischen Kunst in neue Wege geleitet haben. Ludwig Roß, der Professor der Archäologie an der neugegründeten Universität Athen und Conservator der Alterthümer, und H. N. Ulrichs aus Bremen, Professor der lateinischen Sprache, haben den jungen C. in mannichfacher Weise angeregt. Dazu kamen die Besuche von Eduard Gerhard und Karl Ritter, die den schwärmerischen Jüngling in die Bahn der Wissenschaft wiesen. Wie er schon in der Jugend die Männer beurtheilt, mit denen er zusammentrifft, zeigt am besten sein Urtheil über Karl Ritter, von dem er am 12. October 1837 (Lebensbild S. 124) an die Eltern schreibt, daß er ein „Mann voll der reinsten Harmonie" sei, und daß sich in ihm Wissenschaft und Religion durchdrungen hätten. Seine Hauslehrerthätigkeit bei Brandis war eine durchaus angenehme. Die Knaben hingen an dem ideal gesinnten Jüngling, die Eltern erkannten den Schatz, den sie in dem Lehrer ihrer Söhne gewonnen hatten und ließen ihm reichlich Muße, seinen eigenen Studien nachzugehen. Diese führten C. in die Natur hinaus. Auf seinen Streifzügen in Attika hat er zuerst sehen gelernt und sich seine unvergleichliche Fähigkeit erworben, die griechische Landschaft in sich aufzunehmen und zu verstehen. Es scheint mir charakteristisch für ihn zu sein, wenn er schon am 12. October 1837 (Lebensbild S. 123) an die Eltern schreibt: „Man bedarf gar

keiner Ruinen, die Anschauung des Terrains ist schon sehr lehrreich". Ueberall kommt es ihm auf die Anschauung an, und alles, was er im neuen Griechenland sieht, bringt er in Verbindung mit dem alten. Wenn er auf dem Markt die Leute stehen und schwatzen sieht, kommen ihm Stellen aus Aristophanes in den Sinn, und in den Volksgrüßen der Neugriechen sucht er die Beziehung zum Alterthum. Aber so sehr er sich auch bei seinem langen Aufenthalt in Athen in das südliche Leben eingewöhnt, so eifrig er die Politik des neuen Königreichs verfolgt, so mächtig sein Inneres das hohe Gefühl durchbebt, an den Ufern desselben Flusses zu wandeln, an dem Sokrates und Platon gewandelt sind, die Liebe zu seiner deutschen Heimath hat ihn nie verlassen. Er wäre in Griechenland, das er gekannt und geliebt hat wie Wenige, nie glücklich geworden, wenn ihn das Geschick dort gelassen hätte. Er war Philhellene, aber schon in den Briefen an seine Eltern aus dieser Zeit erwähnt er die Schwächen des neugriechischen Charakters, die diesem Volke eine große politische Entfaltung immer unmöglich machen werden. So schreibt er z. B. einmal von den Interessen einer kleinlichen Welt, die nirgends kleiner sei als am Fuße der Athenischen Akropolis. Er empfand es als großes Glück, als ohne sein Zuthun durch einen Zufall sein Freund aus der Lübecker Fischstraße, Emanuel Geibel, als Hauslehrer der Söhne des russischen Gesandten im Frühjahr 1838 nach Athen kam. Die beiden Jugendfreunde haben in Griechenland wundervolle Zeiten durchlebt, die sie zu manchem schönen Gedicht angeregt haben. Besonders bekannt ist ihre gemeinsame Sommerfahrt nach Paros und Naxos geworden. Geibel hat ihrer in seinem schönen an Ernst Curtius gerichteten Gedicht „Auf dem Anstand" gedacht, und C. hat ihr in seinem vielgelesenen Aufsatze über Naxos ein kleines Denkmal gesetzt. Aus seinem Nachlaß ist mit Recht folgendes formvollendete Sonett über Naxos veröffentlicht worden (Lebensbild S. 212):

Leb' wohl! mein Naxos! Sieh, es schwellt gelinde
Das Segel sich und führet mich von hinnen;
Noch seh' ich drüben Deine weißen Zinnen
Und gebe diesen letzten Gruß dem Winde.

Hab' Dank für jede Lust! Gleich einem Kinde,
Dem leicht und ohne Harm die Stunden rinnen,
Hab' ich bei Dir gelebt, und dies Gewinnen
Es ist des Glückes schönstes Angebinde.

Wann werden wieder zu so holdem Frieden,
Zu Lust und Lieb' mich duft'ge Gärten laden,
In welchen glüht die Frucht der Hesperiden?

O blühe, stille Wohnung der Najaden,
Und bleibe gern vom lauten Markt geschieden
Dir selbst genug, Du schönste der Kykladen.

Man merkt hier den Einfluß von Platen, der ihm nächst Goethe immer als der größte deutsche Lyriker erschienen ist. Platen's Gedichte haben namentlich ihn und Geibel angeregt, damals auf griechischem Boden eine Reihe von Nachdichtungen griechischer Lyriker zu verfassen. Im Jahre 1840 konnten sie ein Heft classischer Studien veröffentlichen, das diese Nachbildungen enthielt und auch der von beiden jungen Dichtern hochgeschätzten, holdseligen Königin Amalie überreicht wurde. Dies dünne Heft ist der Anfang von Geibel's classischem Liederbuch geworden, in dem manches Gedicht steht, das er zusammen mit C., auf den Marmorstufen eines Tempels sitzend, verdeutscht hat. Von C. rührt in diesem Hefte namentlich die Uebersetzung einer Stelle aus der Sophokleischen Elektra her, zu deren Nachbildung ihn ein nochmaliger Aufenthalt

in Mykenae angeregt hatte. Die Liebe zur Elektra hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Seit dem Sommer 1838 hat er in jeder Ferienmuße an ihrer Uebersetzung gearbeitet und sich noch wenige Wochen vor seinem Tode damit beschäftigt. Er hat die Uebersetzung nie veröffentlicht, weil ihm die metrische Wiedergabe der Chöre nicht genügte. In Hellas hat C. nun vor allen Dingen aber Grund gelegt zu dem Meisterwerk seines Lebens, dem Buche über die Peloponnes. Aus den Briefen an seine Eltern wissen wir jetzt, daß das großartige Werk in dem einfachen Wunsch seinen Ursprung hat, die epochemachenden Reisebeschreibungen des engl. Majors Martin Leake auch in Deutschland einzuführen. Außer Attika, Böotien und den Inseln hatte C. damals vor allem die Peloponnes besucht und sich durch mehrfache Reisen in anregender, immer anderer Gesellschaft eine genaue Kenntniß der für Hellas so wichtigen Halbinsel erworben. Keine seiner Peloponnesreisen war aber wichtiger als die letzte, die er im Frühjahr 1840 zusammen mit Karl Otfried Müller und Adolf Schöll ausgeführt hat. In Göttingen war Otfried Müller dem jungen C. zwar immer der begeisternde, geliebte Lehrer gewesen; aber dieser Lehrer hat offenbar seinen Schülern das nie gegeben, worin Ernst Curtius tausende von deutschen Universitätslehrern übertroffen hat, daß er sich nämlich als Menschen und als Freund gab. Otfried Müller blieb in Göttingen immer der Göttinger Hofrath. Diese Hofrathsglasur aber verlor er sofort, als er den hellenischen Boden betreten hatte. Er sah jetzt in seinem ehemaligen Schüler einen Kameraden, ließ sich von ihm in Athen zu den Alterthümern führen, wanderte mit ihm durch die Peloponnes und trat unter seiner Begleitung die verhängnißvolle Fahrt nach Delphi an. C. hat auf diesen Wanderungen viel Anregung von seinem Lehrer empfangen, der über Curtius' litterarische Pläne längst orientirt war. Als gemeinsames Werk des Todten und des Lebenden erschienen dann später, im J. 1843, die „Anecdota Delphica", in denen die Urkunden veröffentlicht wurden, die der todesmatte Müller, der Mahnungen von C. ungeachtet, in heißer Julisonnengluth an der Terrassenmauer Delphis abgeschrieben hatte. Es muß eine furchtbare Reise gewesen sein, die dann C. und Schöll über die Berge von Phokis und Böotien mit dem siechen Manne nach Attika durchgeführt haben. Mit dem sterbenden Lehrer zogen sie am Kolonos vorüber, auf dem sie ihn am 1. August 1840 in ein Felsengrab betten mußten. So schlossen die griechischen Jahre von C. mit schwerem Leid. Die Sehnsucht nach der Heimath erwachte mächtig, und „hellasmüde, heimatverlangend" rüstete er zur Rückkehr. Bezeichnend für diese Stimmung sind folgende Verse (Lebensbild S. 220):

Wollt mich nicht im Süden halten
Bin ein deutsches Kind,
Sehne mich nach meiner alten
Heimath, wenn dort auch mit kalten
Lüften braust der Wind.

Zwar, ich leb' hier ohne Reue,
Wo man griechisch spricht,
Schön ist Eure Himmelbläue,
Schöner doch die deutsche Treue
Und ein deutsch Gesicht.

Mir behagt dies bunte Treiben
Und des Südens Pracht,
Wo sich Ost und Westen reiben,
Doch zu längerem Verbleiben
Ist es nicht gemacht.

Deutsche Männer, deutsche Frauen
Muß ich um mich seh'n,
In die lieben, offnen, blauen
Deutschen Augen muß ich schauen,
Die mein Herz versteh'n.

Da fließt froh das Wort vom Munde,
Da erklingt Gesang,
Wandelt durch die Freundesrunde
In der frohen Feierstunde
Der Pokal entlang.

Drum, wenn noch ein Jahr entschwunden,
Griechenland, ade!
Frisch den Ranzen aufgebunden
Und den Weg nach Haus gefunden
Ueber Land und See!

Aber da ihm trotz alledem Land und Volk an das Herz gewachsen waren, bestieg er „weinend" das Schiff. Dem langen atheniſchen Aufenthalte folgte nun ein anregender römiſcher Winter. Er ſchreibt am 7. Januar 1841 vom Capitol an ſeine Eltern, daß ihm dort „ein neues, an geiſtiger Förderung reiches Leben" aufgegangen ſei. Das deutſche archäologiſche Inſtitut in Rom, dem er ſchon aus Griechenland Inſchriften zur Publication geſchickt hatte, nahm ihn gaſtlich auf, und wieder traf er hier mit ſeinem alten Lehrer Eduard Gerhard zuſammen. Wol hatte C. für Rom und Italien offenes Auge und offenes Herz; aber er hat beides niemals ganz unbefangen beurtheilen können. Immer drängen ſich ihm griechiſche Vergleichungen auf und immer ſucht ſein Auge helleniſche Schönheit. Doch trotz dem Hochgefühle, in Hellas helleniſche Geſchichte wirklich gelernt zu haben, wurden ihm hier in dem Umgange mit bedeutenden deutſchen Gelehrten bald die Lücken klar, die jeder Philolog nach jahrelangem Leben in einer bücherloſen Fremde, wenn ſie auch Hellas iſt, empfinden muß. So ſchreibt er ſchon am 7. Januar 1841 an die Eltern (Lebensbild S. 253):

„— — Es iſt wohl ſchwer, hier immer recht klar und beſtimmt zu bleiben. Ich fühle mich ganz berauſcht. Das einfache, klare, beſcheidene, kleine Athen und dies unermeßliche Rom, die Welt von Geſchichte. Und welche ein Unterſchied des Lebens! Während das Leben in Athen eigentlich eine fortwährende Entſagung iſt, iſt hier wahrlich ein geiſtiger Luxus im höchſten Grade. Während ich auf der einen Seite ſehe, daß mit Freundlichkeit und Intereſſe aufgenommen wird, was ich aus Athen mitbringe, ſo ſpüre ich anderſeits auch mit Schrecken, wie weit ich in vielen Stücken zurückgeblieben bin in jener claſſiſchen Barbarei, und wie viel Ergebniſſe der Wiſſenſchaft gewonnen ſind, von denen ich nichts wußte. Ich habe hier viel nachzuarbeiten."

Hatte er ſich vier Jahre lang auf dem Terrain und unter Ruinen getummelt, ſo ſuchte er nun unverdroſſen den Staub der Bibliotheken auf. Auf der Barberina, in deren Nähe er ſpäter wohnte, ſtudirte er das Skizzenbuch des berühmten Baumeiſters San Gallo, der um 1460 Griechenland bereiſt hat, und römiſche Topographie lernte er nicht nur aus den Ruinen, ſondern auch aus den litterariſchen Quellen. Mit der Heimath verband ihn der Verkehr mit dem großen Maler Overbeck, auf den Lübecks junger Sohn ſtolz war, und in deſſen Atelier er aus- und eingehen durfte. So ſehr er den chriſtlichen Ernſt der Overbeck'ſchen Kunſt bewunderte, bedauerte er die Tendenz ſeines damals in Arbeit befindlichen Bildes „Triumph der Religion in den Künſten", deſſen Gedanken der Maler in einer beſonderen Schrift erläutert hatte. Er fragt nämlich in einem Briefe an Victorine Boiſſonnet vom 9. Februar 1841 in Beziehung auf dies Bild und dieſe Schrift (Lebensbild S. 260): „Denn was gibt es Unchriſtlicheres und dem Geiſte unſerer Religion mehr Entgegenſtehendes, als über eine ganze Zeit und Alle, die ihr angehören, ein Urtheil der Verdammung auszuſprechen und ihre entſchiedene Verachtung zu fordern?" Gerade in Rom wurde ihm chriſtliche Unduldſamkeit als unchriſtlich klar, und ſo ſchrieb er angeſichts St. Peters, daß ihm ſein proteſtantiſches Bekenntniß nirgends lebendiger geweſen ſei als in Rom.

Im Frühjahr verließ er Rom und ging über Venedig nach Deutſchland. Was er bei ſeinem Eintritt in das deutſche Vaterland empfand, ſagen am beſten die Worte, die er von München am 17. Mai 1841 an ſeine Eltern ſchrieb (Lebensbild S. 273):

„— — Ihr könnt euch denken, wie ſeltſam ein ſo plötzlicher Uebergang aus Italien nach Deutſchland auf mich wirken mußte. Noch zogen meine Gedanken unwillkürlich nach der Zauberſtadt Venedig und lebten in der poetiſchen

Schönheit des Markusplatzes, noch stand aus letzter Anschauung die schöne Piazza Bra von Verona mir vor Augen, wo an der einen Seite das riesige Amphitheater in dunkler Stille Wacht hält, auf der anderen in glänzend erleuchteter Reihe die Eisbuden ihre Schätze ausstellen, die bunte Welt sich in langen Zügen in der Abendkühle ergeht, unter unaufhörlichem Zitherspiele und Gesang, alles heitere Lebenslust athmend — und nun auf einmal, nachdem das südliche Tirol, das den immer schroffen Gegensatz einigermaßen vermittelt, in einer Nacht durchflogen ist, die Bierprosa von Alt-Bayern. Mir wurde ganz bange zu Muthe, wie ich zum ersten Male in Partenkirchen in eine solche Bierkneipe trat und die unendlichen Tische mit all den ernsten, feierlichen Gesichtern besetzt sah, welche bei ihrem Maße Bier und ihrer kurzen Pfeife dasitzen, als wären sie von Amts wegen dazu bestellt. Freilich treten auch die erfreuenden Seiten des Übergangs von Italien nach Deutschland gleich hervor, offene Redlichkeit und Bescheidenheit, Eigenschaften, denen ich gewiß alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. — —" In Lübeck fand er Alles am alten Flecke, nur einen geliebten Bruder fand er nicht wieder, denn schon im November 1838 hatte er in Athen erfahren, daß sein ältester Bruder, Paul Werner, der vor allen den Sinn zur Theologie in ihm gepflegt hatte, von einem frühen Tode dahingerafft war. Von Lübeck wandte er sich nach Berlin, wo er zusammen mit seinem Bruder Georg, der sich dort, wie er, zur Gelehrtenlaufbahn vorbereitete, Wohnung nahm. In diesen Berliner Jahren ist das geistige Band, das dies Brüderpaar Zeit ihres ganzen Lebens umschlossen hat, besonders eng gewesen. Georg theilte dem älteren Bruder aus dem Schatze seiner sprachlichen Kenntnisse bereitwilligst alles mit, was dieser zu seinem Aufbau der alten Hellenenwelt gebrauchte, und Ernst legte dem Bruder alle jene großen, völkergeschichtlichen Probleme vor, die er frisch von Griechenland in seinem phantasiereichen Kopfe mitgebracht hatte. Was die beiden Brüder einander gewesen sind bis zu dem Tage, an dem Georg als vielbewunderter Lehrer an der Leipziger Universität seine Augen schloß, hat Ernst in seinen Erinnerungen an den Bruder ausgesprochen, die dem im Jahre 1886 erschienenen ersten Bande von Georg Curtius' Kleinen Schriften voraus geschickt sind (wieder abgedruckt in Alterthum und Gegenwart III., S. 216—233). Nächst dem Bruder waren es namentlich Nic. Delius und Wilh. Wattenbach, mit denen C. viel verkehrte. Er trat dann bald am Joachimsthal'schen Gymnasium, das damals unter August Meineke's Leitung stand, sein Probejahr an und fand dabei genügend Zeit, um sich der Bearbeitung seiner griechischen Ausbeute zu widmen.

Aus Curtius' Briefen wissen wir jetzt, daß er damals schon bei den bedeutendsten Gelehrten Berlins in hoher Gunst stand und freundschaftlich mit ihnen verkehrte. Er ist nie einseitig gewesen und nie ein vertrockneter Bücherwurm. Wenn er den Tag über mit Richard Lepsius Hieroglyphen getrieben hatte, turnte er abends mit Du Bois-Reymond oder tanzte und focht wie ein junger Student. Wie seine Hellenen hat er neben dem Geist nie die Ausbildung des Körpers vergessen, und auch die, die erst dem Greise näher treten durften, besinnen sich noch deutlich auf das Paar Hanteln, das in seinem Studierzimmer lag, und mit dem er täglich, auch noch im hohen Alter, die Kraft seiner Arme zu erproben pflegte. Von litterarischen Arbeiten vollendete er zunächst seine Dissertation De portubus Athenarum commentatio, auf die er 1842 in Halle promovirt wurde. Es ist wohl die erste deutsche Doctordissertation, die ein solches Thema nach eigener Anschauung behandelte, und wenn auch ihre Resultate heute namentlich durch die Arbeit von Ulrichs veraltet sind, wird das Büchlein aus diesem Grunde immer seine Bedeutung

behalten. Daneben arbeitete er eifrig an seinen Anecdota Delphica, der Frucht seiner delphischen Reise mit Müller, die er schon 1843 der Berliner philosophischen Facultät als Habilitationsschrift vorlegen konnte. Mit diesem Schritt war die Laufbahn von Ernst C. entschieden. Die deutschen Universitäten waren um einen gottbegnadeten Lehrer reicher. Es bedürfte eines besonderen Aufsatzes, um darzustellen, was C. in seiner mehr als 50jährigen akademischen Lehrthätigkeit an den Universitäten Berlin und Göttingen der deutschen Jugend gewesen ist. Glänzende Namen könnte man nennen, die in seinen Vorlesungen Richtschnur gebende Anregung gefunden haben. Berühmt vor allem sind seine akademischen Festreden, die in den drei Bänden Alterthum und Gegenwart gesammelt vorliegen.

Bei seinem Tode ward dann auch in vielen der Zweifel rege, ob je eine Persönlichkeit wiederkommen wird, die in dem Maaße durch ihre Wissenschaft erzieherisch wirken wird wie er, der ohne alle schulmeisterliche Pedanterei, ohne jede Philisterhaftigkeit durch sein Wort und durch sein Leben fortwährend zum Lehrer seiner Umgebung ward. Alles Maßlose, jede Unruhe, jedes Haschen und Hasten lag ihm fern. Was er that und was er sprach, alles war von demselben Geiste des Maaßes und der Harmonie erfüllt. Ich glaube, wir können dies nicht besser zusammenfassen als mit seinen eigenen Worten, mit den schönen Zeilen, die er nach dem Tode seines von ihm hochverehrten Lehrers, des Geographen Karl Ritter, in den Göttinger gelehrten Anzeigen niedergeschrieben hat, in welchen er von der „ethischen Würde" spricht, die Ritter zum Muster eines deutschen Gelehrten gemacht habe, und deren Eindruck allen, die das Glück hatten, ihm nahe zu treten, unvergeßlich sei. Wer in Ernst Curtius' Arbeitszimmer eintrat, fühlte, daß er sich in einem geweihten Raum befand, in dem ein erregtes oder gar ein böses Wort Lästerung gewesen wäre. Was er von Kaiser Wilhelm I. gesagt hat, daß wir durch ihn nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und besser geworden seien, wir dürfen es auch von C. selber sagen, vor allem die Unzähligen, denen er in seinem langen Leben ein freundlicher, nie versagender, immer zur Besonnenheit mahnender Berather gewesen ist. Es war das Ethos, durch das er auf die Alten wie auf die Jungen wirkte; es waren nicht allein die großen Thaten, die die Geschichte der Wissenschaft für alle Zeiten von ihm bewahren wird, und von denen die gebildeten Zeitgenossen alle wissen. Mit einem König ist er von seinem Freunde Herman Grimm verglichen worden; gewiß —

> er nur merkt' nicht des Siegels Gewalt, die alle Herzen ihm beuget,
> einfach ging er und still durch die eroberte Welt.

Wie mächtig sein edles, begeisterndes Wort auf die Zuhörer zu wirken vermochte, beweist vor allem der Erfolg eines Vortrages über die athenische Akropolis, den der junge Privatdocent in der Singakademie am 10. Februar 1844 gehalten hat. Nahezu tausend Menschen lauschten gespannt seinen Worten, darunter das gesammte preußische Königshaus. Am nächsten Tage sprach ganz Berlin von dem Vortrag, dessen Eindruck am besten Kurd v. Schlözer in einem Briefe an Theodor C. geschildert hat (Lebensbild S. 314). In der königlichen Loge saß die junge Prinzessin Augusta von Preußen, die nach dem Vortrag keinen Geringeren als Karl Lachmann zu sich bitten ließ, „um sich nach dem jungen Mann auf das Angelegentlichste zu erkundigen". Wenige Tage darauf wurde der junge Lübecker Patriciersohn trotz der Bedenken kurzsichtiger Hofmänner der Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaiser Friedrich. Aus den jetzt veröffentlichten Briefen des Prinzen, deren letzter vom 2. April 1888 aus Charlottenburg datiert ist, lernen wir das schöne, innige Verhältniß kennen, in dem diese beiden nur für die höchsten

Ideale lebenden Männer zeitlebens zu einander gestanden haben. C. ist nie ein Höfling gewesen. Nach einem Ausspruch Alexander v. Humboldt's, der ihm ganz besonders zugethan war, bewegte er sich auf dem Parket des königlichen Schlosses wie in seiner Studierstube. C. ist seinem hohen Schüler immer ein offener Freund gewesen und hat mit seinen Mahnungen und Bedenken nie zurück gehalten. Er sah mit Freuden, wie sich in dem Jünglinge langsam und still der männliche Wille entwickelte, und wie er gegen ihn selber unverändert wie ein Freund blieb und auch später nicht die geringste Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnisse eintreten ließ (Lebensbild S. 481). Den Dank aber für alles, was der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen in schweren Zeiten von seinem Lehrer gelernt hat, hat er in königlicher Weise als Kronprinz des deutschen Reiches abgestattet, als durch seine Bemühungen Curtius' Lieblingswunsch, die Ausgrabung von Olympia, erfüllt wurde. Nichts beweist seine Hochachtung des alten Lehrers mehr, als jene denkwürdigen Worte, die Kaiser Friedrich nach der Lectüre von Curtius' Gedächtnißrede am 22. März 1888 an ihn geschrieben hat (Lebensbild S. 677). „— Auf Ihren schönen an mich gerichteten Brief aus Anlaß des Heimganges meines geliebten Vaters, folgte bald die Rede, welche Sie zu seinem Andenken am 22. März gehalten haben. Ich danke also für zwei Ergüsse Ihres Herzens in dieser Zeit der erschütternden Eindrücke. Nicht besser jedoch weiß ich denselben zu fassen, als daß ich von meinem Standpunkte aus behaupte, daß Niemand den in Gott ruhenden Kaiser so zu kennzeichnen vermochte wie Sie, der Sie Jahre lang ein theures Mitglied unseres Hausstandes gewesen sind. In jedem Worte Ihrer Rede finde ich Mahnungen aus alten Zeiten, gestützt auf persönliche Erlebnisse, aber auch treffliche Darstellungen des inneren Lebens meines Vaters. Daß Sie zwei Strophen aus Ihrem schönen Gedichte mit aufnahmen, freute mich. Besonders aber hebe ich die Stelle hervor, in welcher Sie sagen, daß durch den Heimgegangenen wir nicht nur mächtiger und ruhmreicher, sondern auch innerlich freier, reiner und besser geworden sind! Mehr kann ich nicht schreiben, ich mußte aber Ihnen sagen, wie mich Ihre Worte bewegt haben, der ich in unwandelbarer Anhänglichkeit und Dankbarkeit bin Ihr wohlgeneigter Friedrich, I. R. —"

Bis zum Frühling 1850 hat C. zur steten Begleitung des Prinzen gehört, ist in seiner Umgebung Zeuge der Märztage des Jahres 1848 gewesen und hat ihn auch als Studiosus in Bonn eingeführt. Man sollte meinen, daß er in diesen Jahren, die zudem durch den Anfang seiner akademischen Thätigkeit ausgefüllt waren, keine Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten gehabt hätte. Und doch erschien schon im Jahre 1851 der erste Band seines großartigen Werks über die Peloponnes, das noch heut zu den Meisterwerken der Alterthumswissenschaft gehört und Curtius' Meisterwerk geblieben ist. Das Buch ist die Frucht jener Vereinbarung, die er einst in Hellas mit C. O. Müller getroffen hatte. Durch den Zusatz des Titels schon, „Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel" deutet er den Inhalt an. Man merkt den Einfluß Karl Ritter's, fühlt aber deutlich, daß der Schüler seinen Meister an historischen Kenntnissen sowohl wie an künstlerischer Gestaltungskraft übertrifft. Alle Vorzüge von C. sind in diesem Werke, von dem schon 1852 der zweite Band erschien, vereinigt. Nie wieder sind griechische Landschaften mit solcher Wahrheit und Wärme geschildert worden, wie in diesem Buche. C. selbst hat diese Schilderungen, so oft auch immer er noch später eine griechische Gegend beschrieb, niemals übertroffen. Auf einsamer Höhe steht das Werk da, und Niemand hat den Wettkampf mit ihm aufgenommen. Selbst Ludwig Roß, dessen Lob sonst so karg war und der später den ersten Band von Curtius' griechischer Ge-

schichte sehr hart beurtheilt hat, konnte es nur preisen. Sein Urtheil bedeutet viel, weil er selbst ein vortrefflicher Kenner der Peloponnes war und bereits im J. 1841 ein wichtiges Buch über dieselbe veröffentlicht hatte. Kein Wunder also, daß C. die preußische Akademie der Wissenschaften schon im October 1852 zu ihrem ordentlichen Mitgliede wählte.

1850 hatte sich C. mit der Wittwe eines Freundes, des Buchhändlers Besser, vermählt, die ihm eine Tochter in die Ehe brachte und einen einzigen Sohn schenkte. Bald nach der Geburt des letzteren starb sie und C. heirathete ihre jüngere Schwester Clara (geb. Reichhelm), die ihn überlebt hat und am 5. Septbr. 1900 zu Berlin gestorben ist. Die einzige Tochter, die aus dieser überaus glücklichen Ehe hervorging, ist mit dem bekannten Erforscher der Geologie Griechenlands, Geheimrath Lepsius in Darmstadt, dem Sohne von Curtius' langjährigem Freunde Richard Lepsius, verheirathet. In seiner akademischen Thätigkeit brachte es C. damals in Berlin nur zum außerordentlichen Professor, obwohl die Facultät, vor allem Boeckh, seine Bedeutung erkannte und ihn die volle Gunst der Hohenzollern begleitete. Mit beispiellosem Erfolg hielt er 1852 wieder in der Singakademie einen Vortrag über Olympia, der so zündete, daß König Friedrich Wilhelm IV. um eine Sammelbüchse bat, mit der er für die Ausgrabung der Altis werben wollte. Trotz alledem nahm C., dessen gerechte Wünsche das preußische Cultusministerium nicht erfüllen konnte oder wollte, einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen an, der ihm als dem Lieblingsschüler C. O. Müller's als Nachfolger K. F. Hermann's angeboten wurde. In freimüthiger Weise machte er am 20. März 1856 seinem Prinzen Mittheilung von dem Entschlusse, Preußen zu verlassen, und siedelte zum Sommersemester desselben Jahres nach Göttingen über. Seine besten Mannesjahre hat er der Georgia Augusta gewidmet und an ihr bis zum Jahre 1868 als vielgefeierter Lehrer gewirkt. Nicht nur die philologische Jugend saß zu seinen Füßen; auch Theologen und Juristen lauschten den Worten des begeisternden Mannes, der einem alten Seher glich, wenn er Land und Werke der Hellenen pries. Sicherlich sind diese Göttinger Jahre die glücklichsten seines glückerfüllten Lebens gewesen; denn Schaffenslust und Arbeitskraft gingen ihm hier nie aus. Zeugniß dafür ist seine „Griechische Geschichte", die in drei Bänden in dem kurzen Zeitraum 1857—1861 zum ersten Male erschien. Die letzte (sechste) Auflage erschien 1887—1889. Dies große Werk brachte C. allen Gebildeten nahe und regte sofort die Vergleichung mit Theodor Mommsen's Römischer Geschichte an, die kurz vorher in demselben Verlage (Weidmann) erschienen war. Ludwig Roß eiferte gegen beide Werke, weil er sie nicht verstand. Curtius' idealer Sinn war der eigentlichen Politik immer fern. Mommsen stand immer mitten in der politischen Bewegung seiner Zeit. So zeichnet sich seine Geschichte neben scharfer Kritik der Quellen durch zutreffende Beleuchtung der politischen Verhältnisse aus. Diese beiden Eigenschaften werden allerdings in Curtius' griechischer Geschichte vermißt. Wirkliche Quellenstudien hat er nie betrieben, und gläubig nahm er manches hin, was spätere Forschung als unbezeugt erweisen mußte. Dabei hielt er mit geistreichen eigenen Hypothesen nicht zurück; namentlich der erste Band enthält viel davon und gibt statt der Thatsachen manches Phantasiegebilde. Aber Eines wird auch bei Curtius' griechischer Geschichte immer anerkannt werden müssen: er hat ein litterarisches Kunstwerk geschaffen, das einem Werke der Plastik gleicht. Wie in Stein gehauen stehen manche seiner Charakteristiken großer Männer da, und prächtigen Gemälden gleichen auch hier die Schilderungen, die er von griechischen Landschaften an verschiedenen Stellen des Werks entwirft. Der

Erfolg des Buches war denn auch ein großer. Zwei Generationen haben von C. griechische Geschichte gelernt. In Stil und Form könnte auch noch heut manch Historiker der alten Geschichte von ihm lernen. Mit vollem Recht beklagte er es, daß Eduard Meyer, dessen großartigem Werke der Greis natürlich nicht mehr gerecht werden konnte, seine Geschichte des Alterthums in Paragraphen einteilte. Alles Schulmeisterliche war ihm, dem treuesten Freunde der Gymnasiallehrer, verhaßt. Daß alle Geschichtschreibung eine Kunst ist, war für ihn ein unumstößlicher Grundsatz. Harte Kämpfe mit hervorragenden Gelehrten brachte das Erscheinen namentlich des ersten Bandes, dem bereits 1855 als Vorläufer eine kleine Schrift über die Jonier vor der ionischen Wanderung vorangegangen war, die manches ruhige Gelehrtenblut erhitzte. Aber in dasselbe Jahr fällt auch seine classische Abhandlung über die Geschichte des Wegebaues bei den Griechen, die noch heute in keiner Weise überholt ist und alle Vorzüge C.'scher Forschung und Darstellung zeigt. In Göttingen nahm C. auch seine Studien zur attischen Topographie wieder auf, die er in seiner Dissertation so verheißungsvoll begonnen hatte. 1862 und 1865 erschienen die beiden Hefte der „Attischen Studien", die lebhaft in den Kampf um die attische Topographie, der niemals ruhen wird, eingriffen, und 1868 die sieben Karten zur Topographie von Athen, die zusammen mit dem erläuternden Text bis zum Erscheinen des Atlas von Athen die Grundlage für jede topographische Erforschung des alten Athens blieben. In den zwölf Jahren seiner Göttinger Thätigkeit ist C. außerordentlich fleißig gewesen; denn neben diesen großen Aufgaben hat er noch manche andere Abhandlung damals geschrieben und vor allem auch als alljährlicher Redner bei der Universitätsfeier am 4. Juni mächtig gewirkt. Die Göttinger Festreden brachten ihm denselben Ruhm wie die beiden Berliner über die Akropolis und Olympia. Nur berührte er hier mehr allgemein menschliche Probleme. Er hielt z. B. 1859 die Rede zur Feier des Schillertages, sprach 1860 über Rom und die Deutschen, 1861 über die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten, 1863 über die Freundschaft im Alterthume, 1864 über die Unfreiheit der alten Welt, 1866 über den historischen Sinn der Griechen und 1867 über die patriotische Pflicht der Parteinahme. Mit dem Jahre 1868 endete seine glückliche Thätigkeit in Göttingen, auf die er immer mit großer Freude zurückgeschaut hat; denn als es sich darum handelte, einen Nachfolger für Eduard Gerhard zu gewinnen, fiel der Blick auf Ernst C., der dann als Professor der classischen Archäologie an der Berliner Universität und Director des Antiquariums an den königlichen Museen nach Berlin zurückberufen wurde. In Berlin hat C. bis zu seinem am 11. Juli 1896 erfolgten Tode gewirkt. Diese Jahre wurden vor allem von der Sorge für Olympia ausgefüllt. C. hat aber auch in Berlin als akademischer Lehrer den Verkehr mit der heranstrebenden Jugend liebevoll gepflegt; er hat ferner als Museumsdirector die Sammlung des Antiquariums, später namentlich von Ad. Furtwängler als Assistenten unterstützt, zu einer ungeahnten Höhe gebracht, indem er vor allem Fundstücke aus Griechenland bevorzugte. In seine Amtsthätigkeit fällt sowohl die Erwerbung der Tanagräerinnen als auch die der Sarkophage von Klazomenä. Auch als langjähriger Secretär der Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender der Archäologischen Gesellschaft hatte er wichtige Verpflichtungen genug. Sein Haus war ein Mittelpunkt der gelehrten Welt; denn auch Ausländer kehrten oft bei ihm und seiner geistreichen Gattin, der Freundin von Männern wie Treitschke, Harnack und Diels, ein. Trotz all diesem, das er mit treuem Pflichtgefühl besorgte, konnte er mit Recht Olympia als das Ziel und Streben seiner Berliner Jahre bezeichnen. Der Wunsch, der sich schon in seiner Brust regte, als er zum ersten Male die heilige Altis am

Alpheios betrat, wurde bald nach der Gründung des deutschen Reichs erfüllt. Durch die Verwendung seines Kronprinzen wurden die Mittel geschaffen, die von 1876—1881 die Ausgrabung von Olympia ermöglichten. In dem Vertrag, den das deutsche Reich mit dem Königreich Griechenland schloß, zeigt sich Curtius' hoher, wissenschaftlicher Sinn. Er grub Olympia nicht aus, um sein Museum zu füllen, er grub nicht nach Schätzen wie H. Schliemann u. A., sondern ihm kam es darauf an, ein Bild von dem Festplatze zu gewinnen, auf dem zu siegen für viele Hellenen Jahrhunderte lang das Lebensziel war. Die alte, elische Cultstätte wollte er mit all ihren Gebäuden, Urkunden und Statuen der Welt wiederschenken. Darum verband er sich von Anfang an mit einem Architekten, seinem Freunde Friedrich Adler. Unter der Leitung dieser beiden Männer, begleitet von dem Wohlwollen Kaiser Wilhelm's I. und seines kunstsinnigen Sohnes, die den zeitweiligen Widerstand von Bismarck zu brechen wußten, wurden diese Ausgrabungen das Muster für alle Unternehmungen ähnlicher Art und förderten eine große Anzahl neuer Probleme herauf. Die Nachricht von dem Fund des Praxitelischen Hermes begeisterte die ganze gebildete Welt. Die Giebelsculpturen des Zeustempels regten die Zunft der Archäologen auf, und wie man mit Schachfiguren spielt, suchte man die Stellung der einzelnen Figuren wiederzugewinnen und verkannte, daß C. von vornherein im wesentlichen alles richtig angeordnet hatte. Tüchtige Archäologen und Architekten arbeiteten Jahre lang emsig auf der Altis, während C. und Adler in Berlin ihre Resultate ausarbeiteten. Von all diesen um Olympia verdienten Männern muß neben C. am meisten Wilhelm Dörpfeld genannt werden, der auf diesem Ruinenfelde sein Adlerauge übte und der Architekturgeschichte der Hellenen neue Wege wies. Kurz nach Curtius' Tode ist das große litterarische Werk über die Ergebnisse der olympischen Ausgrabungen vollendet worden. Von ihm selbst rührt nur die Geschichte von Olympia im ersten Bande her. An seinem 80. Geburtstage wurde in Olympia als Stiftung seiner deutschen Freunde, Schüler und Verehrer seine von Schaper's Meisterhand geformte Büste enthüllt: die Einweihung der Büste nannte er in einer Danksagung, die er in den griechischen Zeitungen veröffentlichen ließ, „ein Fest von seltener Weihe, ein Fest friedlicher Eintracht und reiner Begeisterung für das unvergänglich Schöne und Gute, das in den Werken der Alten erhalten ist". Für sich selber hatte er, der letzte Sieger von Olympia, wie er oft genannt worden ist, keine höhere Anerkennung und Ehre sich ausdenken können. Der Abend seines Lebens war, wie er damals schrieb, mit unerwartetem Glanze verklärt.

In dem letzten Drittel seines Lebens ist er wieder mehrfach in Griechenland gewesen. Noch von Göttingen aus unternahm er mit seinen Freunden H. Strack und K. Böttticher, den beiden berühmten Berliner Architekten, unterstützt von der preußischen Regierung, eine Reise nach Hellas, die neuen Untersuchungen auf der athenischen Akropolis galt, und später führten ihn noch die Ausgrabungen von Olympia mehrere Male dahin. Im Jahre 1871 sah er zum ersten Male Kleinasien. Er war der Führer einer preußischen Expedition, an der Adler, Major Regely, Gustav Hirschfeld und Heinrich Gelzer theilnahmen, und die sich zur Aufgabe gestellt hatte, eine Anzahl berühmter Ruinenplätze aufzunehmen. Smyrna, Pergamon, Sardes, Ephesos und andere Orte wurden damals besucht und topographisch aufgenommenn. In Pergamon lernte C. den Ingenieur Karl Humann kennen, der im Dienste der türkischen Regierung dort beim Chausseebau beschäftigt war. C. ist immer darauf stolz gewesen, Karl Humann sozusagen entdeckt und damit den Blick auf Pergamon gelenkt zu haben. Die Frucht der kleinasiatischen Expedition

wurde schon 1872 in den Abhandlungen der Berliner Akademie unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens" veröffentlicht. Neben Olympia nahmen C. in diesen Berliner Jahren vor allem wieder die attischen Studien in Anspruch, mit denen er an die Göttinger Arbeiten anknüpfte. Mit J. A. Kaupert gab er 1878 den vorzüglichen Atlas von Athen heraus und veröffentlichte zahlreiche Aufsätze zur athenischen Topographie. Als sich seine Sonnenbahn dem Ende neigte, konnte er der Wissenschaft noch im J. 1891 das große Werk seiner Stadtgeschichte von Athen schenken. Den Wegen, die namentlich Wilhelm Dörpfeld der athenischen Topographie erschloß, konnte er freilich selten folgen; aber neidlos und freudig erkannte er dessen epochemachende architektonische Untersuchungen an und trat seinen zum Theil sehr stürmischen topographischen Forschungen als weiser Mahner entgegen. Im allgemeinen mußte er sich freuen, daß der erste Secretär des deutschen archäologischen Instituts in Athen ein so glühendes Interesse an den topographischen Fragen nahm; denn als 1873, vor allem durch seine Verwendung bei Kaiser Wilhelm I. und dem Kronprinzen, das deutsche Institut in Athen gegründet wurde, sollte es nach seinem Sinne besonders Topographie, Landeskunde und Epigraphik pflegen. Obwol er Eduard Gerhard's Nachfolger in Berlin geworden war, blieb sein Hauptinteresse doch immer auf Landeskunde und Geschichte von Griechenland gerichtet. Um so schmerzlicher berührte es den Greis, daß seine Vorlesungen über Landeskunde, mit denen er an der Georgia Augusta so gezündet hatte, in Berlin bei der studirenden Jugend wenig Anklang fanden. Am meisten wirkten in Berlin seine Vorlesungen über alte Kunstgeschichte und namentlich Olympia, bei denen sich Studirende aller Facultäten und manche reife Männer einfanden. Amtlicher Aerger und Sorgen blieben auch diesem Menschenleben nicht fremd. Als er aber am 15. Juli 1896 auf dem Matthäikirchhof, wo wenige Monate vorher zu seinem größten Schmerze sein Freund Heinrich v. Treitschke bestattet worden war, zur ewigen Ruhe gebettet wurde, hat mehr denn einer der Anwesenden gesagt, daß eins der glücklichsten Menschenleben aller Zeiten jetzt ausgelebt sei. Wie sein Blick bei aller Freude an dem Edlen und Schönen der Gegenwart in die Ewigkeit gerichtet war, zeigen ergreifend die letzten Verse, die er gedichtet hat, und in die das Kunstwerk seines Lebens, von dem er selbst gesprochen hat, harmonisch ausklingt (Lebensbild S. 714):

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd' am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis im Traum,
Daß es in die Nacht verklang —

Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht,
Und die lauten sing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Eine Zusammenstellung der zahlreichen Werke und Schriften von Ernst Curtius findet sich z. B. in Ludwig Gurlitt's Erinnerungen an Ernst Curtius, Berlin 1902, S. 27—32. Von biographischen Skizzen über Ernst Curtius oder Schriften, die diesem Aufsatz zur Grundlage gedient haben, seien außerdem erwähnt: Julius Schubring, Aus Ernst Curtius' Kindheit und Schulzeit zum 2. Septbr. 1884. Als Manuscript gedruckt. Lübeck 1884. — Bernhard Brandis, 1899. Reise nach Griechenland. Eine Erinnerungswallfahrt. Als Manuscript gedruckt. Univ.-Buchdr. v. K. Georgi in Bonn. — Die Ernst Curtius-Büste im Museum zu Olympia. Bericht f. die an d. Stiftung Betheiligten. 1895. — Heinrich Gelzer, Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius. Deutsche Revue Bd. 22, Juli- u. Aug.-Heft. — R. Kekulé von Stradonitz, Ernst Curtius. Gedächtnißrede, geh. bei der von d. Berliner Studentenschaft am 26. Juli 1896 veranstalteten Trauerfeier. Berlin, W. Spemann, 1896. — Hans v. Fritze, Ernst Curtius.

Westermann's illustr. deutsche Monatshefte, 1897, S. 449—464. — Charlotte Broicher, Erinnerungen an Ernst Curtius. Berlin 1897; — dieselbe, Erinnerungen an Clara Curtius. Berlin 1900. — Ulrich Köhler, Gedächtnißrede auf Ernst Curtius. Abhandl. d. Berl. Akademie 1897. — Richard Schöne, Zur Erinnerung an Ernst Curtius. — Anderes siehe bei L. Gurlitt a. a. O. S. 2. Otto Kern.

Curtius: Georg C., Philolog und Sprachforscher, geboren am 16. April 1820 in Lübeck, † am 12. August 1885 in Hermsdorf bei Warmbrunn. Sein Vater war Karl Georg C., Syndikus von Lübeck, seine Mutter Dorothea, geb. Plessing, aus deren Ehe vier Söhne stammten. Der älteste, Paul, wurde Theologe, und ist als junger Pfarrer gestorben; der zweite, Theodor, wurde Jurist, und hat sich als Senator von Lübeck und im Bürgermeisteramt, das er drei Mal bekleidete, um seine Vaterstadt große Verdienste erworben; die beiden anderen Söhne, Ernst und der um fünf Jahre jüngere Georg, wurden Philologen und blieben ihr Leben lang in inniger brüderlicher Gemeinschaft verbunden. Georg war als Kind wie als Mann von zarter Gesundheit; für Sprachen zeigte er frühzeitig hervorragende Begabung. Er besuchte das Gymnasium Catharineum seiner Vaterstadt, das von Friedrich Jacob geleitet wurde; von seinen Lehrern hat namentlich Johannes Classen nachhaltig auf ihn eingewirkt, wie dies C. mit dankbarer Pietät durch die Widmung des zweiten Bandes seines „Verbum der griechischen Sprache" selbst bezeugt hat. Michaelis 1837 wurde er vom Gymnasium entlassen, verbrachte den folgenden Winter zur Kräftigung seiner Gesundheit bei den Eltern in Frankfurt a. M., wo der Vater damals die freien Städte am Bundestag vertrat, und bezog Ostern 1838 die Universität Bonn, Michaelis 1840 die Universität Berlin. Bei der Wahl seiner Studien steckte er sich das für die damalige Zeit neue Ziel, das er auch später in seiner Lehrthätigkeit und in seinen gelehrten Arbeiten unabläßig im Auge behalten hat und dem er näher gekommen ist als irgend ein anderer: die classische Philologie, die er zunächst als Studium erwählt hatte, in enge Verbindung zu setzen mit der indogermanischen Sprachwissenschaft, und mit Hülfe der Resultate der Sprachwissenschaft den Bau der classischen Sprachen gründlicher und methodischer zu erforschen, als dies bisher geschehen war. So hörte er in Bonn außer Welcker und Ritschl auch A. W. v. Schlegel und Lassen, in Berlin Franz Bopp neben Boeckh und Lachmann, und zeigte in seiner Doctorarbeit: „De nominum Graecorum formatione" (Berlin 1842), wie aus dem Studium des Sanskrit eine bessere Erkenntniß der Wortbildungslehre des Griechischen zu gewinnen sei. Von Michaelis 1842 bis 1845 war er als Lehrer am Vitzthum'schen Gymnasium in Dresden thätig. In diese Zeit fallen verschiedene Aufsätze grammatischen und etymologischen Inhalts, sowie die Programmabhandlung des Vitzthum'schen Gymnasiums (1845) über „Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältniß zur Philologie" (2. Aufl., Berlin 1848). Michaelis 1845 ging er nach Berlin zurück und habilitirte sich 1846 an der dortigen Universität für classische Philologie. Seine Vorlesungen fanden Anklang und wurden gut besucht, sein erstes Buch: „Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt" (Berlin 1846), seinen Bonner Lehrern Lassen und Ritschl gewidmet, fand weitgehende Anerkennung. Er spricht in ihm als seine „Grundansicht" aus, „daß nur durch die engste Verbindung der historischen Sprachvergleichung mit der besonderen Grammatik der einzelnen Sprachen eine gründliche und befriedigende Einsicht in den Bau derselben zu erreichen" sei. Als sein Ziel bezeichnet er die Erforschung der beiden classischen Sprachen, die vergleichende Sprachforschung solle nur hülfeleistend

herangezogen werden. Aber wie er einerseits hervorhebt, daß er „nicht sowohl zur vergleichenden als zur besonderen Grammatik der classischen Sprachen einen Beitrag geben" und „die Individualität der beiden Sprachen nicht etwa in einem Meere vergleichenden Stoffes zerfließen" lassen wolle, so solle andererseits „die minutiöse Erforschung der Laute und Formen jener beiden Sprachen von der Wärme jenes allgemeinen Studiums durchdrungen werden". In dieser universellen Betrachtungsweise der Sprache des einzelnen Volkes äußert sich besonders bei diesem ersten seiner Werke der Einfluß, den Wilhelm v. Humboldt's Untersuchungen über den menschlichen Sprachbau auf ihn ausgeübt haben. Während dieser Berliner Zeit brachte ihm die mannichfaltigste Anregung der Verkehr mit seinem Bruder Ernst, der in Berlin seit 1843 habilitirt, seit 1844 außerordentl. Professor und Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm war, und der ihn auch in die Kreise der Prinzessin von Preußen, nachmaligen Kaiserin Augusta, einführte, ferner mit hervorragenden Gelehrten wie Albrecht Weber, Adalbert Kuhn, Theodor Aufrecht, August Meineke, Adolf Trendelenburg, mit Emanuel Geibel, Kurd v. Schlözer und vielen anderen bedeutenden Männern. In das öffentliche Leben führte ihn das Jahr 1848. Er trat in das akademische Corps ein und betheiligte sich an den ersten Wahlversammlungen für das Frankfurter Parlament so eifrig und in so vertrauenerweckender Weise, daß er zum Wahlmann aufgestellt wurde, obwohl er der herrschenden radicalen Strömung energisch entgegentrat. Im nächsten Jahre folgte er einer Berufung nach Prag; zu gleicher Zeit wurde Bonitz nach Wien und wenig später Schleicher ebenfalls nach Prag gezogen, das bald infolge des Zusammenwirkens von Curtius und Schleicher den Ruf eines Hauptsitzes sprachwissenschaftlicher Studien erlangte. Namentlich das Studium des Griechischen, das in Oesterreich in den letzten Jahren darnieder gelegen hatte, nahm von Prag aus hauptsächlich durch die Thätigkeit von C. raschen Aufschwung. Dazu trug vor allem seine „Griechische Schulgrammatik" bei, die in Prag 1852 erschien. Ihre Abfassung war zunächst durch das praktische Bedürfniß veranlaßt worden; die damals in Oesterreich gebrauchten schlechten Grammatiken sollten durch eine neue gute ersetzt werden. Kein geeigneterer Mann hätte für diese Aufgabe gefunden werden können als C. Seine praktische Erfahrung, seine Klarheit in allen Formulirungen, seine Kenntniß und wissenschaftliche Durchdringung des grammatischen Stoffes, seine Befähigung ihn sprachwissenschaftlich zu erklären, und nicht zum wenigsten seine Liebe zu dieser Arbeit und seine Ueberzeugung, Träger einer neuen, für Schule und Wissenschaft gleich ersprießlichen Auffassung zu sein, befähigten ihn vorzüglich dazu das Buch zu schaffen, das dem griechischen Unterricht des nächsten halben Jahrhunderts Richtung und Ziel geben sollte. Wie der Aufbau der griechischen Schulgrammatik auf den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung das schulmäßige Erlernen des Griechischen nicht etwa erschwere, sondern vereinfache und erleichtere, das zeigte sein Buch so klar, daß dieser von ihm zuerst betretene Weg seitdem nicht wieder verlassen worden ist, und daß seitdem alle griechischen Schulgrammatiken von der Curtius'schen beeinflußt sind. Bis heute (1902) hat sie 23 Auflagen erlebt; von der 10. Auflage an zog er B. Gerth als Mitarbeiter, namentlich für die Syntax heran; von Curtius' Tode an übernahm W. v. Hartel die Herausgabe (von der 17. bis zur 22. Auflage, darauf der Unterzeichnete); sie gehört auch heute noch in Oesterreich wie in Deutschland zu den verbreitetsten Grammatiken. Für Lehrer, die sich seiner Grammatik bedienten oder zu bedienen beabsichtigten, ohne von sprachwissenschaftlichen Studien nähere Kenntniß genommen zu haben, schrieb er 1863 „Erläuterungen" (3. Aufl. 1875). — Im October 1850 verheirathete sich C.

mit Amalie Reichhelm, der Tochter des 1835 verstorbenen Regierungs- und Schulraths Reichhelm, deren Schwester in erster Ehe mit dem Buchhändler Besser, in dessen gastfreiem Hause C. während seines Berliner Aufenthaltes viel verkehrte, verheirathet gewesen war, nach dessen Tode aber Curtius' Bruder Ernst heirathete (s. oben S. 593). So angenehm nun aber auch das gesellige Leben, und so befriedigend sich für ihn seine Thätigkeit an der Universität gestaltete, die immer deutlicher hervortretende politische und kirchliche Reaction in Oesterreich legte ihm den Gedanken nahe, Prag wieder zu verlassen; und so nahm er 1854 den Ruf an die kleinere Universität Kiel ohne längeres Zögern an. In Kiel verfaßte er sein Hauptwerk, die „Grundzüge der griechischen Etymologie" (1. Bd. 1858, 2. Bd. 1862), das er seit langen Jahren vorbereitet hatte. Die Aufgabe, die er sich hier stellte, war, „diejenigen griechischen Wörter und Wortfamilien, für welche sich in den verwandten Sprachen mit Sicherheit angehörige ermitteln ließen, sammt diesen übersichtlich aufzuführen", wobei er sich die größte Vorsicht zur Pflicht machte, sowohl was die Laute, als was die Bedeutung der in Frage kommenden Wörter anbetraf, indem er den Grundsatz aufstellte, „daß es besser sei, möglicherweise unverwandtes getrennt zu lassen, als vorschnell zu verbinden, und daß eine beschränkte Anzahl sicherer Zusammenstellungen viel mehr Werth habe als eine Fülle ungewisser Vermutungen". Und so bezeichnet in der That schon nach dieser Seite hin sein Werk einen bedeutenden Fortschritt. Wenn auch die meisten der zusammengestellten Wörtervergleichungen von seinen Vorgängern herrührten, wie er selbst stets mit hoher Anerkennung des Gewinnes gedacht hat, den namentlich Pott und Benfey der griechischen Etymologie zugeführt haben, so bleibt es doch Curtius' unbestreitbares Verdienst, eine sichere Methodik in die griechische Etymologie eingeführt zu haben. Und damit war ein anderer Erfolg verbunden. Es gelang ihm, in den Kreisen der classischen Philologen diesem Werke Aufnahme und Ansehen zu verschaffen, und zu den Ergebnissen der etymologischen Wissenschaft überhaupt Vertrauen zu erwecken. Geschaffen waren die „Grundzüge" mit dem Material und dem Rüstzeug beider Wissenschaften, der vergleichenden Sprachwissenschaft und der classischen Philologie, und traten, wie ihr Verfasser es erstrebt hatte, nun auch in den Dienst beider Wissenschaften ein. Sie gehörten bald zu den am meisten gebrauchten wissenschaftlichen Handbüchern der classischen Philologen wie der Indogermanisten, und eine rasch auf einander folgende Reihe von Auflagen (2. 1866, 3. 1869, 4. 1873, 5. 1879, die beiden letzten unter der Mitwirkung von Ernst Windisch bearbeitet) bezeugt ihre große Verbreitung. — Ostern 1862 verließ C. Kiel, um einem Rufe nach Leipzig zu folgen. Er trat seine Leipziger Professur an mit einer für seine wissenschaftliche Stellung bedeutsamen Rede über „Philologie und Sprachwissenschaft" (Leipzig 1862, wieder abgedruckt in den „Kleinen Schriften" I, 132). Indem er es als das besondere Ziel, das er sich zur wissenschaftlichen Aufgabe seines Lebens gesetzt habe, bezeichnet, „die classische Philologie, die zu lehren und zu fördern ihm obliege, mit der allgemeinen Sprachwissenschaft in lebendige Wechselwirkung zu setzen", begründet er seine Erwartung, daß sich in Zukunft die Jünger der classischen Philologie mit der vergleichenden Sprachforschung wenigstens insoweit vertraut machen möchten, „daß sie über ihre Resultate ein Urtheil hätten, daß einzelne unter ihnen die ihrem Gebiete angehörigen Sprachen, deren genauere Erforschung sich die Philologie nimmer entreißen lassen dürfe, selbst und selbständig zu bearbeiten imstande seien". In Leipzig, wo C. 23 Jahre bis zu seinem Tode wirkte, entfaltete er als akademischer Lehrer den größten Einfluß. Seine Vorlesungen (Griechische Grammatik, Lateinische Grammatik, Ein-

leitung in die allgemeine Sprachwissenschaft, Griechische Litteraturgeschichte u. a.) wurden in den siebziger Jahren gewöhnlich von 200 bis 300 Zuhörern besucht; die allermeisten der damals in Leipzig studirenden Philologen benutzten die Gelegenheit, durch C. einen Einblick in die vergleichende Grammatik der classischen Sprachen zu erhalten, und nicht wenige traten in seine „Grammatische Gesellschaft", um unter seiner Leitung selbständig auf dem Gebiete der griechischen und lateinischen Grammatik arbeiten zu lernen. Eine große Anzahl von Arbeiten, die in dieser Grammatischen Gesellschaft entstanden und später als Doctordissertationen eingereicht worden sind, hat C. zusammen mit Arbeiten früherer Schüler und kleineren Aufsätzen von ihm selbst herausgegeben in den 10 Bänden „Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik" (Leipzig, 1868—1878), die beiden letzten Bände im Vereine mit Karl Brugmann. Seine Vorlesungen waren klar und vorzüglich disponirt und fesselten durch geistvolle Behandlung des Stoffs wie durch Wärme des Vortrags. Bei der Besprechung der Arbeiten in seiner Grammatischen Gesellschaft war er ein liebenswürdiger Censor, der gern anerkannte und schonend tadelte, immer anregte und niemals entmuthigte. Eigen war ihm eine gewisse Zurückhaltung; starke Ausdrücke, leidenschaftliche Accente, heftige Polemik vermied er durchaus. Daß er neben reicher Anerkennung auch Angriffe zu erfahren hatte, nicht nur gegen Einzelheiten, sondern auch gegen seine ganze wissenschaftliche Richtung, ist begreiflich bei seiner hervorragenden und einzigartigen Stellung, in der er durch Personalunion zwei Wissenschaften, die classische Philologie, die er an der Universität als Professor vertrat, und die indogermanische Sprachwissenschaft, für die Leipzig damals noch keinen besonderen Vertreter hatte, in sich vereinigte: manchen Philologen schien er nicht Philolog genug, manchen Linguisten nicht Linguist genug zu sein, und der Vorwurf der Halbheit wurde von einseitigem Standpunkt aus gegen ihn erhoben. Er war aber als Mensch wie als Gelehrter ein ganzer Mann, und die zwei Seiten seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit waren zu einem harmonischen Ganzen in ihm unzertrennlich verbunden. Wenn er als akademischer Lehrer und Schriftsteller mehr nach der grammatisch-sprachwissenschaftlichen als nach der litterarisch-philologischen Seite hin wirkte, so ist doch der Ertrag, den die classische Philologie von seiner Lebensarbeit gewonnen hat, nicht geringer gewesen als der der Sprachwissenschaft. Seit C. ist kein bedeutenderes philologisches Werk grammatischen Inhalts geschrieben worden, das nicht in der von C. geforderten Weise von der indogermanischen Sprachwissenschaft die Hauptresultate übernommen hätte. Die Verbindung philologischer und sprachwissenschaftlicher Schulung, die C. zuerst in seiner Person vorbildlich gezeigt hat, haben seitdem alle die Gelehrten erstrebt, die auf den Gebieten der homerischen Sprache, der dialektischen litterarischen und epigraphischen Texte, der Dialektologie und der Grammatik beider classischer Sprachen die Forschung weiter geführt haben. Die zuerst von C. in das Arbeitsfeld der classischen Philologie, Mythologie, Archäologie eingeführten Ergebnisse der griechischen Etymologie haben sich auf diesem Boden fruchtbar erwiesen und reichen Ertrag gebracht. So ist jetzt der treibende Gedanke der Curtius'schen Lebensarbeit, Philologie und Sprachwissenschaft in lebendige Wechselwirkung zu setzen, allgemein als richtig und erfolgreich anerkannt: was er, der Einzelne, persönlich einst gefordert, ist heute Forderung der Wissenschaft. — Die Liebe und Verehrung, die C. bei seinen Schülern und innerhalb der gelehrten Kreise des In- und Auslandes genoß, trat in schöner Weise am Tage seines 25jährigen Professorjubiläums hervor. Mehrere Festschriften wurden ihm bei dieser Feier von seinen damaligen und von früheren Schülern gewidmet und ein Stiftungscapital übergeben, dessen

Zinsen der Bestimmung nach zu Preisen verwendet werden für tüchtige Arbeiten jüngerer Gelehrter aus dem Gebiete der griechischen und der italischen Sprachen („Curtius-Stiftung"). In die Leipziger Zeit fallen zahlreiche kleinere und größere Aufsätze von C., wie der „über die Spaltung des A-Lautes im Griechischen und Lateinischen mit Vergleichung der übrigen Glieder des indogermanischen Sprachstammes" (Berichte der K. S. Ges. d. Wiss. 1864, S. 9; Kleine Schriften II, 13), „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung" (Abhandlungen der K. S. Ges. d. Wiss., Bd. V; 2. Aufl. 1873), „Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze, insbesondere im Griechischen und Lateinischen" (Berichte der K. S. Ges. d. Wiss. 1870, S. 1; Kleine Schriften II, 50), und das Werk über „Das Verbum der griechischen Sprache" (1. Bd. 1873, 2. Bd. 1876; 2. Aufl. 1877. 1880), das bestimmt war, den griechischen Teil seines ersten Buches über „die Bildung der Tempora und Modi" zu erneuern, eine umfassende Uebersicht über den Bau des griechischen Verbums, wie sie bisher noch nirgends unternommen worden war. Seine letzte größere Schrift aus seinem letzten Lebensjahre: „Zur Kritik der neuesten Sprachforschung" (Leipzig 1885) bezweckte eine Auseinandersetzung mit einer neuen Richtung in der Sprachwissenschaft, die seit Mitte der siebziger Jahre in den Schriften mehrerer jüngerer Sprachforscher zum Ausdruck gebracht worden war. Anlaß zum Widerspruch gegen sie boten ihm einerseits methodologische Fragen, wie die von jenen behauptete Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze und das Wirken der Analogie in der Sprachbildung, andererseits einzelne ihrer wissenschaftlichen Resultate, wie der von ihnen geführte Nachweis, daß das e und o der europäischen Sprachen alterthümlicher sei als das ihnen entsprechende a der arischen Sprachen und bis in die indogermanische Zeit zurückgehe, ein Satz, den C. selbst vorbereitet hatte durch seine Schrift über die Spaltung des A-Lautes; in dieser hatte er nämlich erwiesen, „daß der bunte Vocalismus etwas viel älteres sei, als man bisher glaube, daß er entschieden über das Sonderleben der Einzelsprachen hinausgehe", und zwar nicht als indogermanisch, wohl aber als europäisch anzusehen sei (Zur Kritik d. n. Spr., S. 94). — In seinem Hause vereinigte C. oft Studenten, die er näher, namentlich in seiner Grammatischen Gesellschaft kennen gelernt hatte, zu heiterer Geselligkeit, wo er gern in liebenswürdiger Weise aus seinem Leben erzählte, während seine Gattin durch ihr freundliches Entgegenkommen und Eingehen auf die persönlichen Interessen der Einzelnen auch die schüchternen und wenig weltgewandten unter ihren jungen Gästen zum traulichen Gespräch heranzuziehen wußte. Wie er bei seinen Collegen von der Universität unbeschränktes Vertrauen genoß, hat Friedrich Zarncke, der älteste unter seinen Leipziger Freunden in den Worten, die er an seinem Grabe sprach, in schöner Weise ausgeführt („Zum Andenken an Georg Curtius", S. 16): „Ein Grundzug seines Charakters war ein ernster, treuer Pflichteifer. Nichts achtete er gering, Nichts nahm er leicht, was er seines Amtes zu sein glaubte. So betheiligte er sich auch lebhaft an den Arbeiten all der Körperschaften, in die ein so großes Gemeinwesen wie eine Universität sich zerlegt. Er war thätig in der Facultät, im Senat, im Plenum der ordentlichen Professoren, im Docentenverein, in der Prüfungscommission, in der Gesellschaft der Wissenschaften, in der Jablonowski'schen Gesellschaft. Nicht leicht versäumte er eine Sitzung, und gerne unterzog er sich allen Aufträgen, die das Vertrauen seiner Collegen ihm zuwies, ohne auf seine wohl zuweilen wankende Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Auch das Decanat und Procancellariat hat er verwaltet. Nur das Rectorat anzunehmen, haben wir ihn nicht bewegen können. Die mancherlei kleinen repräsentativen Nichtigkeiten, die mit diesem Amte ver-

bunden sind, widerstrebten ihm, auch glaubte er, daß hier seine Gesundheit ihm wirklich ein ernstes Veto entgegen rufe. Ueberlege ich, welche Eigenschaften es waren, die ihm so bald eine maßgebende Stellung in unserem Kreise verschafften, so glaube ich sie in drei Vorzügen seines Wesens zu erkennen. Es war die große Klarheit und Bestimmtheit seines Denkens, die überlegene Ruhe seiner Darstellung und die conciliante feine Urbanität seines Auftretens. Wie lebhaft auch die Debatte entflammt sein mochte, wie heftig die Geister auf einander platzen mochten, er bewahrte sich jene Eigenschaft und sicherte sich dadurch einen durchgreifenden Einfluß. Ja, lange Zeit ist er recht eigentlich der Vertrauensmann unserer Universität gewesen. . . . Und wie ein Vertrauensmann bei der Arbeit, so war er im Umgange seiner Collegen ein gern gesehener Freund. Eine treue Zuverlässigkeit, ein durch und durch loyales Wesen zeichneten ihn aus. Zum Theil waren diese Eigenschaften ein Ausfluß seiner vornehmen Natur. Nie hätte sich C. entschließen können, eine Handlung zu begehen, die ihm als kleinlich, als unwürdig stolzen Sinnes und echten Seelenadels erschienen wäre. Nicht immer ist ihm gegenüber mit gleichen Waffen gekämpft worden. Aber auch dann hat er sich nie zu einer Handlung hinreißen lassen, die nicht völlig seinem angeborenen Stolze homogen gewesen wäre". C. war Mitglied der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Berliner und der Wiener Akademie der Wissenschaften und zahlreicher anderer gelehrter Gesellschaften, Comthur des K. S. Civilverdienstordens, Ritter des Ordens pour le mérite und des bairischen Maximilianordens; nach Bopp's Tode schlug die Berliner Facultät ihn einstimmig zum Nachfolger vor, er zog es aber vor, in Leipzig zu bleiben. — Seit 1881 verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand. 1885 reiste er, nachdem er sein Colleg zu Ende geführt hatte, Anfang August mit seiner Gattin nach Hermsdorf im Riesengebirge. Während der Reise schon unwohl geworden, erlitt er am 8. August einen Schlaganfall und starb am 12. August. Am 16. August wurde er in Leipzig auf dem Johanniskirchhofe begraben.

Zum Andenken an Georg C. Reden an seinem Grabe von G. Baur, E. Windisch, Fr. Zarncke, Leipzig 1885. — Constantin Angermann, Georg C. (Nekrolog), Bezzenberger's Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, Bd. X (1886), S. 325. — Ernst Curtius, Erinnerungen an Georg C., als Vorwort zu den Kleinen Schriften von Georg C., herausgegeben von E. Windisch, 2 Bde., Leipzig 1886. — Ernst Windisch, Georg C. Eine Charakteristik (Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde, 10. Jahrgang), Berlin 1887. Richard Meister.

Curtius: Theodor C., Dr. jur., Senator, in den Jahren 1869/70, 1873/74, 1877/78 regierender Bürgermeister von Lübeck, wurde daselbst am 6. März 1811 geboren, ein Sohn des im J. 1857 hochbetagt verstorbenen Syndikus Dr. Karl Georg C. Des Vaters langjährige, hervorragend staatsmännische, echt patriotische Thätigkeit zum Wohle seiner Vaterstadt reichte hinauf bis in die letzten Tage des ehemaligen Deutschen Reiches. Des Sohnes staatsmännisches Wirken begann als Mitglied des Senates zu einer Zeit, wo des Vaters Kräfte zu erlahmen anfingen; für wenige Jahre fand aber ein Zusammenwirken von Vater und Sohn statt, wie es in einem Gemeinwesen wie Lübeck nicht leicht sich wiederholen wird.

C. absolvirte das Gymnasium in Lübeck, studirte auf den Universitäten Göttingen und Heidelberg die Rechte, wo er neben fleißigem Studium als flotter, tüchtiger Corpsbursche die Freuden des Studentenlebens genossen hatte, und kehrte 1834 in seine Vaterstadt zurück, um sich dort als Advocat niederzulassen. Neben seiner advocatorischen Thätigkeit beschäftigte sich C. vielfach

mit publicistischen Arbeiten und wandte sich mit regstem Interesse und Eifer den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt zu; kaum 35 Jahre alt berief ihn das allgemeine Vertrauen am 23. Februar 1846 in den Senat. Die an seine Wahl geknüpften Erwartungen und Hoffnungen hat der Gewählte in vollstem Maaße erfüllt.

C. hat während einer fast 40jährigen Thätigkeit als Mitglied des höchsten Staatskörpers auf den verschiedenartigsten Gebieten sich ganz hervorragende Verdienste um seine Vaterstadt erworben; von berufener Seite ist C., so lange er seine Stelle im Senat bekleidete, sehr treffend verglichen worden mit einem Steuermanne auf einem Schiffe, der sein Ziel kennt, mit sicherer Hand das Steuer lenkt. C. hat vor allem mit Energie, Umsicht und staatsmännischem Blicke unabläßig dafür gestrebt und gewirkt, daß die Handels- und Verkehrsverhältnisse von Lübeck, die zur Zeit seines Eintritts in den Senat sehr im Argen lagen und einer gewissen Stagnation verfallen waren, durch Erschließung neuer lebensfähiger Verkehrswege aus ihrer traurigen Lage sich herausarbeiten konnten.

Bei allen wichtigen Fragen und Unternehmungen, bei denen es sich um die gesunde Fortentwicklung der staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse Lübecks handelte, hat C. während seiner langen Amtsdauer durch geschickte, unermüdliche Bemühungen, durch kluges und energisches staatsmännisches Handeln stets einen höchst bedeutsamen, wenn nicht entscheidenden Einfluß ausgeübt. Schon wenige Monate nach seinem Eintritt in den Senat wurde er mit einer sehr wichtigen Mission betraut. Lübeck hatte Jahre lang unter dem Drucke dänischer Politik zu leiden gehabt, und vor allem hatte Dänemark im angeblichen Interesse von Kiel und Altona jede Eisenbahnverbindung Lübecks mit Hamburg und dem deutschen Inlande verhindert. Da alle Vorstellungen bei der dänischen Regierung ohne Erfolg, zum Theil unerwiedert blieben, so wurde C. im August 1846 von dem Senat beauftragt, das Interesse der beiden Großmächte Preußen und Oesterreich für Lübecks gute und gerechte Sache zu wecken bezw. neu zu beleben. Das Ergebniß seiner diplomatischen Mission in Berlin, wo C. durch Vermittlung des Prinzen von Preußen und Alexander v. Humboldt's eine Audienz beim König Friedrich Wilhelm IV. erhielt, wie nicht minder beim Fürsten Metternich in Königswart war ein äußerst zufriedenstellendes; den Antrag, welchen Lübeck in seiner Eisenbahnsache alsdann beim Bundestage einbrachte, konnte C. nicht allein während des Winters 1846/47 in Frankfurt a. M. persönlich fördern, sondern er fand auch von Preußen, Oesterreich und anderen Staaten die nachdrücklichste Unterstützung, so daß Dänemark sich endlich zum Abschluß des am 23. Juni 1847 unterzeichneten Staatsvertrages über die Herstellung einer Eisenbahn von Lübeck nach Büchen veranlaßt sah. Mit diesem Erfolge hatte C. sich seine ersten Sporen als diplomatischer Vertreter seiner Vaterstadt verdient, denen weitere folgen sollten. Nachdem er in den ersten Monaten des Jahres 1848 in Frankfurt a. M. als Bundestagsgesandter eine wesentlich hervortretende Stellung eingenommen hatte, kehrte er im Mai desselben Jahres auf seinen Wunsch in seine Vaterstadt zurück.

Sehr bald wurde ihm die Leitung der Verkehrsangelegenheiten, des Post- und Telegraphenwesens und der Eisenbahnsachen, sowie der Handels- und Schifffahrtsangelegenheiten, ferner des Militärwesens anvertraut. In allen diesen Ressorts hat C. Hervorragendes geleistet. Als Präses des Postdepartements hat er zu Anfang der fünfziger Jahre die Reform des lübeckischen Postwesens bearbeitet, und seinem energischen Vorgehen ist es in erster Linie zu danken, daß die Stelle eines städtischen Postmeisters endlich mit einem

theoretisch und praktisch gebildeten Postbeamten besetzt wurde. Die schwierigsten Verhandlungen in Post- und Telegraphenangelegenheiten hat C. daheim und mit auswärtigen Regierungen geführt; 1851 nahm er Theil an der ersten deutschen Postconferenz in Berlin, viele wichtige und für Lübeck vortheilhafte Postverträge mit Preußen, Hannover, Thurn und Taxis, und vor allem mit Dänemark im J. 1852 wurden von C. mit großer Sachkenntniß und diplomatischem Geschick abgeschlossen.

Für das lübeckische Militärwesen hat er viele Jahre als Präses des Militärdepartements segensreich gewirkt; günstige Vertragsabschlüsse mit Oldenburg und den Schwesterstädten erzielt, wobei es sich vor allem (1859) um Befreiung Lübecks von der Cavalleriegestellung handelte.

An den Verhandlungen zur Ablösung des Sundzolls, die in dem Vertrage vom 14. März 1857 ihren Abschluß fanden, hat C., anfänglich als Vertreter der drei Hansestädte Theil genommen; vor allem aber wendete er um dieselbe Zeit seine Thätigkeit mit Interesse und Eifer dem Transitzoll zu, dessen Beseitigung oder mindestens erhebliche Ermäßigung für Lübeck wichtiger war, als die Abschaffung des Sundzolls. Seine rastlosen Bemühungen führten schließlich zu einer wesentlichen Herabminderung des den lübeckischen Handel schwer bedrückenden dänischen Transitzolles.

Bei dieser an sich schon aufreibenden Thätigkeit, womit wiederholte Reisen von kurzer und längerer Dauer verknüpft waren, war C. unablässig darauf bedacht, die vorhandenen Verkehrsstraßen weiter auszubauen und neue Verbindungen zu schaffen, ohne welche ein kräftiges Emporblühen von Handel und Wandel undenkbar war. Die Trajectanstalt bei Lauenburg, an deren Stelle die von C. von jeher angestrebte feste Elbbrücke im November 1878 getreten ist; vor allem der Bau einer directen Bahn nach Hamburg, mit welchem Project er in Lübeck auf heftigen, wie die Zukunft gezeigt hat, gänzlich unbegründeten Widerstand gestoßen war; die Bahnverbindungen nach Eutin und Mecklenburg und zu Anfang der achtziger Jahre die von C. wiederholt, speciell 1866 geforderte Bahn nach Travemünde sind Unternehmungen, die unter seiner Mitwirkung, größtentheils durch seine unermüdliche persönliche Thätigkeit allein zu Stande gekommen sind. C. hat überdies schon seit dem Jahre 1853 der Commission für auswärtige Angelegenheiten angehört, deren Präsidium er im Laufe der sechziger Jahre übernahm und bis zu seinem Ausscheiden aus dem Senat (1885) beibehalten hat. Auch in dieser seiner Eigenschaft hat er wiederholt Gelegenheit gehabt seine ganz besondere Befähigung auf dem diplomatischen Gebiete zu bethätigen; mit der ihm eigenen Gewandtheit hat er viele Jahre hindurch mit den Vertretern auswärtiger Staaten zum Segen seiner Vaterstadt gewirkt.

Wie C. für die Geschicke seiner engeren Heimath, so hatte er auch für diejenigen seines Vaterlandes ein warmes Herz und einen weiten Blick. Er gehörte zu den Männern, die frühzeitig einsahen, daß Preußen allein berufen und befähigt sei, die nach Einheit ringenden Staaten zusammenzufassen und die Führung Deutschlands zu übernehmen. Er war es daher auch, der, als im Juni 1866 die Stunde der Entscheidung schlug, mit voller Entschiedenheit nicht allein für den Anschluß Lübecks an Preußen mit Erfolg eintrat, sondern auch in einer am 21. Juni 1866 in Hamburg unter seinem Präsidium stattgehabten hanseatischen Conferenz von Vertretern der drei Senate die zaghaften Schwesterstädte mit sich fortzog. Schon am 10. Juli nach den entscheidenden Schlachten nahm Bismarck Veranlassung, dem Senator Dr. Curtius durch den Gesandten v. Richthofen den Dank der königlich preußischen Regierung aussprechen zu lassen, für die spontane und rechtzeitige Entschlossenheit, mit welcher

Lübeck diesen patriotischen Weg betreten. Preußen wisse solches in vollem Maaße zu schätzen und werde dieses Vorangehens der alten Hansestadt eingedenk sein. Auch Kaiser Wilhelm hat im J. 1874 bei Gelegenheit eines Gespräches mit einem hohen preußischen Beamten, welcher die gute deutsche Gesinnung Lübecks betonte, ausdrücklich geäußert: „Ja, das hat Alles der Bürgermeister Curtius zu Wege gebracht". —

Als C. als Vertreter Lübecks an den Berathungen über die Feststellung der norddeutschen Bundesverfassung, wie auch später an den ersten Verhandlungen des Bundesraths sich zu betheiligen hatte, benutzte er die Zeit seines Berliner Aufenthalts, um sich über das Für und Wider in der Frage eines Anschlusses Lübecks an den Zollverein klar zu werden, und über die etwaigen Bedingungen eines Anschlusses mit den maßgebenden Persönlichkeiten sich in Verbindung zu setzen. Gleichzeitig beschäftigte sich C. eingehend mit den Vorfragen für den bevorstehenden Uebergang des lübeckischen Postwesens in die Bundesverwaltung und mit dem Abschluß einer Militärconvention, die vom preußischen Kriegsministerium bei Lübeck angeregt worden war. In beiden Fällen hat er ein für seine Vaterstadt höchst günstiges Abkommen getroffen, indem die preußische Regierung bezw. die Bundesverwaltung auf alle Wünsche bereitwilligst einging, die C. als Vertreter Lübecks vorgetragen hatte.

Den am 11. August 1868 erfolgten Eintritt Lübecks in den deutschen Zollverein hat C. unter äußerst günstigen, früher niemals zugestandenen Bedingungen bewirkt, insbesondere unter Ueberlassung des vollen Ertrages der Nachversteuerung an Lübeck, so daß ihm die Bürgerschaft in ihrer Sitzung vom 15. Juni 1868 für seine patriotische und erfolgreiche Thätigkeit bei den Verhandlungen über den Anschluß ihren Dank und ihre Anerkennung durch Erheben von den Sitzen ausdrückte. „Meine Erfolge in den Militairsachen" — schreibt C. — „wie vor Allem in der Zollanschlußfrage konnte ich nur dadurch erreichen, daß ich mit richtiger Fühlung entschlossen und energisch — zum Theil auf eigene Verantwortung — vorging. Es galt den Moment zu erfassen, die Stimmung zu erkennen und zu benutzen". — Ohne Frage liegt eine große Wahrheit in diesen Worten, dazu kommt, daß C. eine wahrhaft edle, vornehme, liebenswürdige Persönlichkeit besaß, die ihm bei seinen wiederholten diplomatischen Actionen unzweifelhaft von Nutzen gewesen ist.

Schon die Prinzessin, nachherige Kaiserin Augusta hat zu Curtius' Bruder Ernst, dem Erzieher des Kaisers Friedrich, gelegentlich die Aeußerung gethan: „Ich habe kürzlich keinen Mann kennen gelernt, der eine so ansprechende, gleich vom ersten Augenblick an gewinnende und Vertrauen einflößende Persönlichkeit besitzt, als Ihr Bruder, der Herr Senator". —

Curtius' Beziehungen zum preußischen Königshause waren überhaupt sehr freundliche, nicht allein zum hochseligen Kaiser Wilhelm, dem C. im Januar 1861 in Anlaß seiner Thronbesteigung die Glückwünsche des Senats zu überbringen hatte, und der gelegentlich seines Besuches der alten Hansestadt am 13. September 1868 im Curtius'schen Hause abgestiegen war, sondern auch zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der wiederholt in den Mauern Lübecks geweilt hat, stand C. in einem nahen Verhältniß. Zu den beiden Nachbarfürsten, dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und dem Großherzog von Oldenburg, wußte er die besten Beziehungen aufrecht zu erhalten, nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, und da C. wesentlich dazu beigetragen hat, der deutschen Politik Preußens unter der ewigdenkwürdigen Leitung des Alt-Reichskanzlers bei den Freien Städten Anerkennung zu verschaffen, so ist auch sein Verhältniß zu Bismarck stets ein vorzügliches

gewesen. Letzterer hat bei wiederholten Gelegenheiten der alten Hansestadt sein besonderes Wohlwollen zu erkennen gegeben. C. hat auch noch in den siebziger Jahren, sofern er nicht durch sein Amt als Bürgermeister an Lübeck gebunden war, hin und wieder an den Verhandlungen des Bundesraths, wie auch an sonstigen Conferenzen in Berlin mit Erfolg Theil genommen; zum letzten Mal vertrat er seine Vaterstadt bei der Domfeier in Köln am 15. October 1880. Bei seinen wiederholten Kaisertoasten, wozu C. als regierender Bürgermeister berufen war, hat er nicht allein der unbegrenzten Liebe und Verehrung für den Begründer deutscher Einheit stets den beredtesten Ausdruck gegeben, sondern er verstand es auch meisterhaft, in herzinniger Freude über allen und jeglichen Fortschritt auf deutschem Gebiete der regelmäßig wiederkehrenden Situation immer eine neue Seite abzugewinnen und seinen Worten bei vornehmem, ruhig gemessenem Vortrage ein besonderes Gepräge zu geben.

Rheumatische Beschwerden, vor allem ein sich vorbereitendes Kopfleiden zwangen C., im Herbst des Jahres 1885 seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Der Senat verlieh in Anerkennung der hohen Verdienste, welche C. während einer fast 40jährigen erfolgreichen Thätigkeit sich um seine Vaterstadt erworben hatte, seinem scheidenden Mitgliede die große goldene Staatsmedaille mit der Aufschrift „bene merenti“ und die Handelskammer infolge einstimmigen Beschlusses zeichnete ihn durch Ueberreichung ihrer goldenen Denkmünze aus. Am 25. October 1889 ist C. zur ewigen Ruhe eingegangen, ein edler Mann, einer der thätigsten und verdienstvollsten Männer Lübecks, dessen ganzes Leben mit seinen Arbeiten und Erfolgen ein gutes Theil der Geschichte des neuen Lübeck in sich schließt. Auf Veranlassung Eines Hohen Senates hat kürzlich ein lebensgroßes Oelgemälde von C. in der altehrwürdigen Kriegsstube des Rathhauses von Lübeck seinen Platz gefunden.

Bürgermeister Curtius. Lebensbild e. hanseatischen Staatsm. i. 19. Jahrh. Von Dr. Paul Curtius. Berlin 1903. Paul Curtius.

Czerwenka: Bernhard Franz C., lutherischer Theologe, geboren am 25. März 1825 zu Ober-Widdin (Böhmen), † am 22. Mai 1886 zu Frankfurt a. M. Sein Vater, trotz ursprünglich slavischer Herkunft deutschgesinnt, war ein strebsamer katholischer Lehrer, der durch Fleiß und Ausdauer sich eine höhere Bildung angeeignet hatte, aber doch zeitlebens mit Sorgen kämpfen mußte. Er unterrichtete anfangs den begabten Knaben selbst, übergab ihn dann der Hauptschule zu Reichenberg und später dem Gymnasium zu Leitmeritz. C. sollte nach Wunsch des Vaters sich dem Studium der katholischen Theologie widmen und bezog zu diesem Zwecke die Universität Prag im J. 1842. Er hörte zunächst philosophische Vorlesungen, zeigte aber dann, als dieser Cursus beendigt war, wenig Neigung, dem Zukunftsplane des Vaters zu entsprechen, der darüber zwar betrübt war, aber den Widerstand des Sohnes nicht brechen konnte. Es folgte eine Zeit schwerer Sorgen für den Jüngling, der durch Unterrichten sich kümmerlich sein Brot verdienen mußte. Im J. 1846 siedelte er nach Wien über, um sich dem Studium der Medicin zu widmen, für welche er besonders aus Interesse an der Naturwissenschaft sich entschied.

Aber bald gab er auch diesen Plan auf. Die Ursache lag in einer inneren Wandlung. Durch Verkehr mit protestantischen Freunden lernte er die evangelische Kirche kennen und trat zur lutherischen Confession über. Zugleich begann er sich der evangelischen Theologie zu widmen. Mit großem Fleiß suchte er (seit 1849) die Lücken seines Wissens auszufüllen, immer noch mit Sorgen der Nahrung kämpfend. Nachdem er 1852 sein Studium vollendet hatte, wurde er durch begeisterte Predigten, die er auf einer Reise hielt,

in den evangelischen Gemeinden Kärntens bekannt und erhielt einen Ruf nach der Gemeinde Arriach, bei der er 1853 nach wohl bestandenem Examen eingeführt wurde. Damit brach endlich eine ruhigere Zeit für ihn an, die er theils der Fürsorge für seine Gemeinde, theils kirchengeschichtlichen Studien widmete. Schon erschienen einzelne Artikel von ihm in Kirchenzeitungen, über das kirchliche Leben Oesterreichs in Vergangenheit und Gegenwart.

Besonders aber zeigte er sich litterarisch thätig in den 15 Jahren, die er seit 1858 zu Ramsau in Steiermark zubrachte. Hervorzuheben ist die Schrift „Die Khevenhüller; Geschichte des Geschlechtes mit besonderer Berücksichtigung des 17. Jahrhunderts" (Wien 1867), sowie seine „Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen, nach den Quellen bearbeitet" (Bielefeld und Leipzig). Der erste Band dieses größeren Werkes erschien 1869, der zweite 1870. Diese werthvollen historischen Arbeiten veranlaßten die theologische Facultät zu Wien, ihm die Doctorwürde zu verleihen, in Anerkennung seiner Verdienste um die Kirchengeschichte seines engeren Heimathlandes.

Daneben erschienen einige volksthümliche Schriften, von welchen das Lebensbild des Paulus Odontius und die alte Grabnerin weitere Verbreitung gefunden haben. Dabei hat er aber seine seelsorgerische Thätigkeit nicht versäumt, sondern sie als die Hauptsache angesehen — als Beweis dafür darf die Uebertragung des Seniorats an ihn im J. 1870 gelten. Das Jahr 1873 führte ihn auf ein noch größeres Arbeitsfeld, nach Frankfurt am Main, der Heimath seiner Gattin, wo er bis zu seinem Tode an der Peterskirche in Segen wirkte. Ein Freund der Musik und Kenner der Schätze des Kirchenliedes hat er in der Commission für Herausgabe eines Frankfurter Gesangbuchs in hervorragender Weise mitgearbeitet. Für Gustav Adolf-Verein und Mission hat er sich eifrig bemüht. Daneben hat er auch, soweit seine seelsorgerische Wirksamkeit es zuließ, die historischen Studien fortgesetzt. Wie ernst er sein Amt auffaßt, hat er besonders in den letzten Monaten seines Lebens bewiesen, als ein qualvolles Leiden ihn langsam dem Tode entgegenführte. Mit großer Energie ist er seinen Pflichten trotz großen Schmerzen nachgekommen, bis er kurz nach seiner letzten Confirmationshandlung zusammenbrach. Am 22. Mai 1886 wurde er abgerufen.

Aufzeichnungen und Notizen von der Hand eines pietätvollen Schülers haben als Quelle gedient. Dechent.

Chelius*): Maximilian Joseph Ch. wurde 1794 zu Mannheim geboren, studirte in Heidelberg, wo er 1812 promovirte. 1813 übernahm er die Stelle eines Hospitalarztes in Ingolstadt, nachdem er schon vorher in München und Landshut unter Ph. Walther eine Zeitlang praktisch thätig gewesen war. Nachdem er während des Krieges mit den badischen Truppen als Regimentsarzt nach Frankreich gegangen war, besuchte er in Wien die Kliniken von Beer, Hildenbrand, Kern und Zang, machte 1815 den zweiten Feldzug mit, ging dann studienhalber nach Göttingen, Berlin und Paris. Von Paris wurde er 1817 als außerordentlicher Professor für Chirurgie an die Universität Heidelberg berufen; an der gleichen Universität wurde er 1819 ordentlicher Professor. Hier wirkte er lange Jahre; er starb 1876. Die von Ch. geleitete chirurgisch-ophthalmiatische Klinik sowol wie seine ausgezeichneten Vorlesungen waren sehr besucht. Sein „Handbuch der Chirurgie", das bis

*) Zu S. 470.

zum Jahre 1857 acht Auflagen erlebte, war nicht nur in Deutschland allgemein geschätzt und benutzt, sondern wurde auch in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Ein weiteres Hauptwerk ist sein „Handbuch der Augenheilkunde" (Stuttgart 1844), weitere Arbeiten beschäftigten sich mit der Heilung der Blasenscheidenfisteln durch Cauterisation (Heidelberg 1845) und der Lehre von den Staphylomen des Auges (Heidelberg 1858). Ch. war ein geschickter Operateur von bewundernswerther Ruhe, der eine große Reihe glücklicher Erfolge aufzuweisen hatte. Hildebrand.

Christoffel *): Raget Ch., schweizerischer Kirchenhistoriker und Schriftsteller, geboren am 24. Juni 1810 in Scheid, einer romanischen Berggemeinde des Kantons Graubünden, † als Pfarrer zu Wintersingen (Kt. Baselland) am 29. Januar 1875. Seine Eltern waren einfache aber angesehene Bergbauern. Da ein Vorfahr zu den Reformatoren der Gemeinde gehört hatte, so vererbte sich in der Familie die Geschichte der Reformation der Gemeinde (vgl. Bart. Anhorn, Heilige Widergeburt der Evangel. Kirchen in den gemeinen dreyen Pündten der freien hohen Rhaetiae, S. 66 ff.), sowie diejenige des Kantons und der schweren Kämpfe, welche Graubünden zum Schutze der Glaubensfreiheit zu bestehen hatte, in lebendiger Erzählung fort und weckte in dem Knaben Sinn und Vorliebe für dieselbe. Der in der Landesgeschichte wohlerfahrene Vater, Landammann Thomas, weckte durch anschauliche Schilderungen und die Lectüre der Biographien hervorragender Reformatoren und der Landeschroniken von Guler und Sprecher in dem aufgeweckten Knaben eine fürs Leben andauernde Liebe zur Geschichte.

Von 1823—25 besuchte Ch. die von Oberst Scherrer geleitete Privatschule in Fürstenau, um vor allem die deutsche Sprache zu erlernen, trat dann im J. 1825 in die Kantonsschule in Chur ein, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Hier wirkten damals einige Männer, die mit vorzüglichem Lehrgeschick und gründlichem Wissen ausgestattet waren, wie der Hellenist Rector Lucius Hold, ein Schüler von F. A. Wolf, Antistes Paul Kind, der Germanist Dr. Kaltschmidt u. a. m., die in ihm den Grund zu einer tüchtigen philologischen und historischen Bildung legten. Im Herbste 1833 begann er das Studium der Theologie an der damals mit der Kantonsschule verbundenen theologischen Bildungsanstalt. Ch. bewahrte zeitlebens seinen Churer Lehrern eine dankbare Anhänglichkeit.

Durch anregenden Unterricht und eifrige Privatstudien wohl vorbereitet bezog er 1835 die Universität Jena. Die Vorlesungen der Theologen Baumgarten-Crusius und Kirchenrath Danz, des Philosophen J. F. Fries und vor allem des Kirchenhistorikers K. Hase, mit dem der „Urschweizer" persönlich befreundet wurde und in andauerndem brieflichen Verkehr blieb, übten auf Ch. einen gewaltigen Eindruck aus. Große Förderung gewährten ihm die Kränzchen und der häufige private Verkehr mit seinen Professoren.

Im J. 1836 wurde Ch. ordinirt und versah von da bis 1840 das Pfarramt in Almens, im Domleschg, Graubünden. Seit einem Besuche der Erziehungsanstalt in Hofwyl, Kt. Bern, wo einige seiner Universitätsfreunde angestellt waren, stand er in Correspondenz mit dem berühmten Gründer und Vorsteher derselben, E. v. Fellenberg, der ihn im J. 1840 zum Director seiner Realschule ernannte. Von 1843—47 wirkte er als Lehrer und Rector an der Bezirksschule in Schöftland, Kt. Aargau. Diese praktische Bethätigung im Schuldienste veranlaßte ihn, sich mit der Geschichte des Erziehungswesens in der Schweiz, sowie mit den Schriften der vorzüglichsten Pädagogen,

*) Zu S. 486.

namentlich Pestalozzi's, vertraut zu machen. Im J. 1847 folgte er einem Rufe an die Pfarrei Winterfingen, Kt. Baselland, die er bis zu seinem Tode versah. Hier namentlich widmete er sich in den Stunden, die ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, dem Studium der Schriftwerke der schweizerischen Reformatoren, der schweizerischen und der italienischen Reformationsbewegungen. Daneben bemühte er sich als Mitglied des Erziehungsdepartements mit Hingabe und Verständniß um die Hebung des Schulwesens von Baselland und war ein eifriger Förderer des Armenerziehungswesens und anderer gemeinnütziger Bestrebungen.

Ch. war ein echter Sohn seines Landes, ein scharf ausgeprägter Charakter, eine klar umzeichnete Gestalt. Eine starke Liebe zu seinem Vaterlande, ein Trieb, an allem sich zu betheiligen, was zu dessen Erstarkung und Weiterentwicklung diente, war der Grund, warum er regen Antheil nahm an dessen Politik und noch in seinen letzten Lebensjahren mit Begeisterung sprach von dem idealen Hochflug der 30er und 40er Jahre; gerne erinnerte er sich auch der Tage in der deutschen Burschenschaft und seiner activen Betheiligung am Sonderbundsfeldzuge und an den Neuenburger Wirren. Lange Zeit war er Mitarbeiter an hervorragenden schweizerischen politischen Blättern. Er war ein Geistlicher von hellem, freien Blick, mit offenem Sinn für alle Lebensfragen, mit warmem Interesse für den wissenschaftlichen Fortbau der Theologie, treu dem Geiste, der ihn in Jena ergriffen hatte, und bewahrte sich ein frommes, pietätvolles Gemüth und eine auf reiche Lebenserfahrung gegründete feste evangelische Ueberzeugung.

Seine bekanntesten pädagogischen Schriften sind „Pestalozzi's Leben und Ansichten, in einem Auszuge aus Pestalozzi's Schriften" (Zürich 1846), ein Buch, das große Verbreitung fand, sowie „Martin Planta, der Vorläufer Pestalozzi's und Fellenberg's" (Bern 1865). Für das Sammelwerk „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche" verfaßte er im Auftrage von Prof. K. R. Hagenbach in Basel „Huldreich Zwingli. Leben und ausgewählte Schriften" (Elberfeld 1857), nachdem er schon früher eine „Zeitgemäße Auswahl aus Huldreich Zwingli's praktischen Schriften, in's Schriftdeutsche übersetzt, mit Erläuterungen" (Bändchen 1—9. 15. Zürich 1843) herausgegeben hatte. Die warmherzige und volksthümliche Zwingli-Biographie wird in ihrer Eigenart noch heute anerkannt und gewürdigt. In der Evangelisch-reformirten Kirchenzeitung von Thelemann und Stähelin, im Evangelischen Kalender von Professor Piper und in verschiedenen theologischen Zeitschriften erschienen größere Aufsätze über die reformatorische Bewegung in Italien, über den Cardinal Gasparo Contarini u. a. m. Mehr erbaulichen Inhalts sind „Lebens- und Leidensbilder evangelischer Märtyrer Italiens"; „Charakterbilder aus der Reformationsgeschichte Italiens"; „Die Waldenser und ihre Brüder" ꝛc. An der Vollendung einer volksthümlichen Darstellung der „Geschichte der Reformation in der Schweiz" verhinderte ihn schwere Erkrankung und Tod. H. Christoffel.

D.

Dachstein: Wolfgang D. war Mönch in Straßburg und Organist am Münster. Im J. 1524 verließ er das Kloster, wurde evangelisch und verheirathete sich. Er wurde dann Organist und Helfer an der St. Thomaskirche und soll bis 1530 in diesen Aemtern gestanden haben. Näheres von seinem Leben ist nicht bekannt. — D. hat geistliche Lieder gedichtet und zu ihnen Melodien erfunden. Zu dem „Teutsch Kirchenampt" von 1525 hat er deutsche Bearbeitungen von Psalmen mit Melodien geliefert; am bekanntesten ist die Bearbeitung des 137. Psalms mit der seitdem allgemein verbreiteten Melodie „An Wasserflüssen Babylons".

Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f. 3. Aufl., Bd. 2, S. 103. — Johannes Zahn, die Melodien d. dtsch. evang. Kirchenlieder, Bd. 5, S. 400. l. u.

Dagobert II., merovingischer Frankenkönig, a. 673—678, Sohn Sigibert's III. Als dieser a. 656 starb, schloß dessen Hausmeier Grimoald, Sohn Pippin's des Aelteren (s. diese Artikel) das Knäblein D. von dem ihm gebührenden Thron aus, indem er seinen Sohn Childibert zum König erhob, den echten Erben aber zum Mönch scheeren und durch Bischof Dodo von Poitiers in ein Kloster nach Irland (Scotia) bringen ließ. Zwar endete dieser Staatsstreich mit dem Untergang Grimoald's: noch war das Ansehen des Königshauses nicht so tief erschüttert, das des Arnulfingischen Hauses nicht so ruhmvoll erhöht wie hundert Jahre später zur Zeit König Pippin's: auch mochten sich die andern austrasischen Adelsgeschlechter nicht ohne weiteres den Arnulfingen fügen; Grimoald ward von seinen Feinden durch List gefangen und dem neustrischen Merovingen zu Paris Chlodovech II. (s. den Artikel), Dagobert's Stiefoheim, ausgeliefert, der ihn hinrichten ließ; Childibert verschwindet aus der Geschichte (zwischen a. 656 und 658 [?]). Allein noch war der Platz auf dem Thron Austrasiens für den rechten Erben nicht frei, vielmehr herrschte nun Chlodovech II. von Paris aus auch über das Ostreich und nach dessen frühem Tod waltete die Wittwe, Saneta Bathildis, ursprünglich eine angelsächsische Unfreie, als Regentin für ihr Knäblein Chlothachar III. (a. 656—670) neben den Hausmeiern Erchinoald und (nach dessen Tode) Ebroin. Die Abneigung der nicht romanisirten Austrasier, sich von den stark romanisirten Neustriern von Paris aus beherrschen zu lassen, die schon unter Chlothachar II. (a. 622) und Dagobert I. (a. 632) dem Gesammtkönig die Bestellung eines austrasischen Sonderkönigs zu Metz abgedrängt hatte, erzwang

auch jetzt — gewiß sehr gegen den Wunsch des gewaltigen Ebroin — die Einsetzung von Chlothachar's III. Bruder Childerich II. (s. den Artikel) zum König von Austrasien a. 660—673, mit einem besonderen Hausmeier, Wulfoald.

Als Chlothachar III. a. 670 starb, gelang es einer Adelspartie am Hofe zu Paris, geführt von dem begabten, aber ränkereichen Bischof Leodigar von Autun, den nun ohne Zweifel zur Folge berufenen dritten Bruder Theuderich III. auszuschließen, ihn wie Ebroin in ein Kloster zu stecken und Childerich II. von Austrasien zum König auch von Neustrien (und Burgund) zu erheben, für den thatsächlich Leodigar herrschte. Nach drei Jahren wildesten Parteiregiments ward dieser aber gestürzt (a. 673), gleichzeitig Childerich II. ermordet, Wulfoald floh nach Austrasien zurück, erinnerte sich nun endlich des in seinem irischen Kloster verschollenen D., holte ihn zurück und erhob ihn zum König von Austrasien a. 674—678. Wir erfahren sehr wenig von ihm und seinem Walten; nur die Lebensbeschreibung des heiligen Wilfrid, Erzbischofs von York, der die Heimkehr des Jünglings durch Geld und Begleiter beförderte, wirft spärliches Licht auf ihn: von den ihm zugeschriebenen Urkunden ist nur eine Schenkungsbestätigung (vom 1. VIII. 677) echt. Schon a. 678 ward er ermordet, vielleicht von austrasischen Anhängern Ebroin's, der einstweilen Leodigar und dessen Anhang vernichtet, Theuderich III. wieder zum König von Neustrien erhoben hatte, und nun auch Austrasien in dessen Namen zu beherrschen sich anschickte: noch vor dem Sieg Ebroin's bei Laon und Wulfoald's Ermordung (a. 678) ward der junge König getödtet; erst Pippin der Mittlere stellte durch seinen Sieg über den neustrischen Hausmeier Berthar bei Tertri (a. 687) den Frieden im ganzen Frankenreiche her.

Quellen und Litteratur: Dahn, Urgeschichte der germanischen u. romanischen Völker III, 1883, S. 660—703; — Deutsche Geschichte I b, 1888, S. 199—209. Dahn.

Dagobert III., merovingischer Frankenkönig (a. 711 [Juni] bis 715), Sohn Childibert's III. (a. 695—711, s. den Artikel) folgte (wie alle diese Merovingen seit a. 638) als ganz junger (12jähriger) Knabe („juvenculus") auf den Thron: die Thaten dieser Scheinkönige bestanden in Schenkungen und Immunitätsverleihungen an Kirchen und Klöster: so sind auch einige solcher Urkunden von D. erhalten. An seiner Statt herrschte in Neustrien Pippin's des Mittleren Sohn Grimoald als Hausmeier, nach dessen Ermordung zu Lüttich (a. 714) Pippin die schwer begreifliche Thorheit beging nicht seinen etwa 22jährigen Sohn Karl von einer Nebenfrau Alphaid, den die Weltgeschichte alsbald „den Hammer" nennen und als hervorragend zur Herrschaft berufen anerkennen sollte, sondern den sechsjährigen Knaben Grimoald's, Theudoald, unter der Regentschaft seiner Großmutter Plektrudis zum Hausmeier für Neustrien zu bestellen: also ein Kind und ein Weib, während die Hausmeier und gerade Pippin und sein Geschlecht nur deshalb die Herrschgewalt im Frankenreich erlangt hatten, weil regierungsunfähige Knaben den Thron einnahmen. Die neustrische Nationalpartei, von jeher nur mit Widerstreben dem austrasischen Geschlecht der Arnulfinge sich fügend, erhob sich nach Pippin's Tod (16. Dec. a. 716) gegen Plektrudens Herrschaft, die Neustrier schlugen und vertrieben Theudoald im Wald von Cuise (südöstlich von Compiegne) und erhoben in Raginfred einen besonderen Hausmeier für Neustrien. Während der Kämpfe Raginfred's mit dem aus Plektrudens Gewahrsam entflohenen Karl starb D., erst sechzehn Jahre alt; zu seinem Nachfolger erhoben die Neustrier Chilperich II. (a. 715—720), den Sohn des a. 673 ermordeten Childerich II.

Quellen: Gesta Francorum ed. Krusch c. 50—52.
Litteratur: Dahn, Geschichte der germanischen und romanischen Völker III, 1883, S. 736—760. Dahn.

Dahn: Friedrich D., königlich bairischer Hofschauspieler und Regisseur. Mein Vater, am 18. April 1810 zu Berlin als Sohn kleiner Geschäftsleute geboren, ward zum Handelsstand bestimmt. Aber schon in dem Knaben zeigte sich eine außergewöhnliche Begabung und Begeisterung für Declamation jeder Art, auch für Vorträge in Prosa, so von Predigten: seine Neigung schwankte zwischen der Bühne und der (protestantischen) Kanzel. Nicht ohne Widerstreben der Familie setzte zuletzt der noch sehr Jugendliche den Weg zu der Bühne durch, nachdem er anfangs auf Liebhabertheatern, zuletzt (1829) kaum 19 Jahre alt, auf dem Königstädtischen Theater in Berlin mit reichem Erfolge aufgetreten war. Weder sein Lehrer ist bekannt noch die Vermittlung, die ihn im J. 1830 an die Bühne zu Breslau führte, wo damals das alte Stadttheater (an der Ecke der Taschenstraße) von den Directoren Piehl und Biedenfeld geleitet wurde; seit 1825 gehörte ihm Theodor Döring an, mit dem dauernde Freundschaft geschlossen ward. Im J. 1831 ging er an das von dem „alten Schmidt" vortrefflich geführte Hamburger Stadttheater. Aber schon 1834 ward er Mitglied des Münchener Hof- und National-Theaters (Intendant v. Küstner) als Nachfolger Eßlair's, dem er von da ab als Mitglied, seit 1878 als Ehrenmitglied bis an seinen Tod (9. December 1889) angehörte; viele Jahre führte er auch die Regie des Schauspiels daselbst (unter den Intendanten v. Frays, Dingelstedt, Schmidt und v. Perfall). Seine Begabung, von glänzenden Mitteln der Erscheinung und der Stimme getragen, ward bis in sein höchstes Alter durch einen Fleiß gepflegt, der sich niemals selbst genug that; damit hängt es zusammen, daß er fast mehr noch denn als jugendlicher Held und Liebhaber als gereifter Held („Heldenvater") und zuletzt in älteren Rollen so große Erfolge feierte; allerdings hat er in den jugendlichen Helden Schiller's (Karl Moor, Fiesco, Don Carlos, Lionel, Max Piccolomini, Mortimer, Melchthal, Don Cesar), Goethe's (Egmont, Tasso, Orest, Clavigo), Shakespeare's (Romeo, Hamlet) durch die Poesie seiner Auffassung und das Feuer seiner Darstellung allgemein hingerissen, aber vielleicht noch höhere Kränze künstlerischer Vollendung hat der Gereifte errungen als Posa, König Philipp, Dunois, Wallenstein, Tell, Alfonso von Este, Beaumarchais, Götz, Lear, Macbeth, Richard II., Coriolan, Julius Caesar, Othello, Richter von Zalamea, Erbförster, Tischler in Maria Magdalena, auch im Lustspiel sowol im neuzeitlichen als im shakespearischen (Benedict in „Viel Lärm um nichts") leistete er Vorzügliches. Bis in hohes Alter dauerte ihm die Frische des Geistes und die rüstige Kraft: schon war er als Ehrenmitglied seit mehreren Jahren in Ruhestand getreten, als er bei plötzlicher Erkrankung eines Kunstgenossen am Tage der Aufführung selbst die Rolle des Tell übernahm, älter als 68 Jahre, und sie vollendet durchführte.

Er erfreute sich unter den doch leicht reizbaren und auf den Erfolg leicht eifersüchtigen Genossen, auch in der nicht dankbaren Stellung als Regisseur, der allgemeinen Verehrung, ja der Herzensneigung: denn sie hatten wie „seiner Sitten Freundlichkeit" so die Güte seines Herzens und die Lauterkeit seines Charakters oft erfahren. Dahn.

Dalwigk: Reinhard Karl Friedrich Freiherr von D. zu Lichtenfels wurde am 19. December 1802 in Darmstadt als Sohn des späteren Generallieutenants und Gouverneurs von Darmstadt Reinhard v. D. († 1844) und dessen Gemahlin, einer Tochter des berühmten Rechtsgelehrten Höpfner,

geboren. Seinen ersten Unterricht empfing er durch Privatlehrer im Elternhause, trat dann 1812 in das Gymnasium zu Darmstadt über, welcher Anstalt er bis zu seinem Abiturientenexamen (Herbst 1818) angehörte. Nachdem er hierauf seines jugendlichen Alters wegen noch ein volles Jahr im Elternhause privatisirt, bezog D. im October 1819 die Universität Göttingen und October 1821 Berlin, um Jurisprudenz zu studiren, siedelte dann im September 1822 nach Darmstadt und bald nachher nach Gießen über, um sich für das juristische Facultätsexamen vorzubereiten. Dieses bestand er allerdings erst Anfang 1826; der lebenslustige Jüngling hatte sich durch studentische Vergnügungen etwas zu viel in Besitz nehmen lassen. Er durchlief hierauf die üblichen Rangstufen des hessischen Juristen: 1826 wurde er zum Acceß beim Secretariat des großh. Hofgerichts in Darmstadt zugelassen, 1828 wurde er Landgerichtsassessor; er trat dann in das Verwaltungsfach über und fand Verwendung bei der großh. Provinzialdirection und dem Kreisamt Darmstadt, wurde 1839 mit dem Charakter als Regierungsrath ausgezeichnet, avancirte 1841 zum Kreisrath des Kreises Worms, 1845 zum Kreisrath des Kreises Mainz und Provinzialcommissär von Rheinhessen, in welcher Stellung er seitens der hessischen Regierung 1850 zum Bevollmächtigten der am 10. Mai eröffneten Bundesversammlung zu Frankfurt ernannt wurde. Bereits kurz nachher berief ihn unter Aufhebung des Auftrags bei der Bundesversammlung das Vertrauen des Großherzogs Ludwig III. (am 30. Juni) zum Director des Ministeriums des Innern und am 8. August auch zur Leitung des Ministeriums des großh. Hauses und des Aeußeren. Von da an war er, wenn auch der Titel vorerst dem nicht entsprach (1850: „Ministerialdirector", 1852: „Präsident der unter ihm stehenden Ministerien und des Gesammtministeriums", 1853: „wirkl. Geheimrath", erst 1858 „Minister des Innern") thatsächlich dirigirender Staatsminister in Hessen. Aus dieser Stellung schied er am 6. April 1871. Er besaß bereits seit langem alle hohen hessischen Orden und war in Anerkennung seiner Verdienste schon seit Jahren zum lebenslänglichen Mitglied der ersten hess. Kammer ernannt worden. Er starb nach $2^1/_2$jährigem schwerem Leiden am 28. September 1880 in Darmstadt und wurde in der Familiengruft auf seiner Besitzung Campf im Fürstenthum Waldeck beigesetzt.

Dalwigk's Persönlichkeit und Lebenswerk zu würdigen, ist grade heutzutage keine leichte Aufgabe. Es ist eine Thatsache, daß er eine andere Entwicklung des deutschen Reiches erstrebte, als die Geschichte der Jahre 1870/71 gezeitigt hat, und wenn er es in seinem Entlassungsgesuch auch als eine hohe Genugthuung bezeichnete, daß er in Vollmacht seines Souveräns die Versailler Verträge von 1871 unterzeichnen durfte, „welche bestimmt sind, Deutschland eine neue und glänzende Zukunft zu bereiten", so ist doch die Thatsache, daß er sofort nach diesen Ereignissen um seine Entlassung bat und dieses Gesuch damit motivirte, daß „in den maßgebenden Kreisen der Bundesregierung das Vertrauen" zu seiner Person zu fehlen scheine, auch ein Beweis dafür, daß er eine andere Gestaltung der Dinge lieber gehabt hätte. Diese Beobachtung können wir übrigens in seiner ganzen Ministerlaufbahn machen. Seine Anschauungen von der gedeihlichen Entwicklung der deutschen Frage gingen von allem Anfang an derjenigen entgegen, von welcher die preußische Politik beherrscht war. Getreu den Traditionen des hessischen Hauses war ihm der Zusammenhalt mit Oesterreich, welcher dazu noch durch viele persönliche Verbindungen mit dem österreichischen Herrscherhaus gefestigt war, die Richtschnur für Alles, was er in politischen Beziehungen vor dem Jahr der Katastrophe, 1866, that. Er sprach es schon bei Uebernahme der Ministerialgeschäfte offen aus, das Ziel seines Strebens sei Herstellung einer starken deutschen Bundes-

regierung, einer Volksvertretung beim Bunde und eines Bundesgerichtes, und zwar dies Alles auf der Grundlage des historisch Gewordenen, d. h. also im Gegensatz zur preußischen Unionspolitik mittelst strenger Festhaltung des bisherigen föderalistischen Principes. Es lag in der Folge dieser Programmgedanken, wenn er sich sofort den Bestrebungen Oesterreichs nach Wiederherstellung einer das gesammte Deutschland umschließenden Verfassung rückhaltlos anschloß und alle Schritte Oesterreichs in der „deutschen Frage" als einer der geistig hervorragendsten Mitarbeiter mitmachte (Wiederherstellung des Bundestages). Von Handlungen, bei denen sein Einfluß besonders hervortrat, sind erwähnenswerth sein freilich erfolgloses begeistertes Eintreten für eine sofortige Unterstützung Oesterreichs durch Gesammtdeutschland beim Ausbruch des österreichisch-französischen Krieges von 1859, seine Bemühungen um eine den geographischen Verhältnissen und der Stammesverwandtschaft besser angepaßte Eintheilung des Bundesheeres (wenigstens hinsichtlich des Großherzogthums) im Jahre 1852 und seine Versuche, dem Erbprinzen von Augustenburg die dauernde Verwaltung des Herzogthums Holstein nach den Ereignissen von 1864 verschaffen zu helfen. Dalwigk's Politik machte mit derjenigen Oesterreichs im Jahre 1866 Fiasco. Sie mußten beide der Kriegskunst des Feindes weichen. Trotzdem muß man ihm nachrühmen, daß er gerade in diesem Jahre, aber auch in der Folgezeit sich als tüchtiger Politiker bewährte. Nächst der Verwandt- und Freundschaft des hessischen Hofes mit Rußland verdankt Hessen ihm die Erhaltung seiner Kernlande, der Provinz Oberhessen. Wäre, wie es beabsichtigt war, 1866 ganz Oberhessen an Preußen gefallen und mit baierischen Landestheilen aufgewogen worden, so wäre das Großherzogthum Hessen heute wohl noch ein Land, aber gleich einem Baum, den man im Alter in fremdes Erdreich verpflanzt hat. In dieser Beziehung hat Hessen dem vielgeschmähten Minister gegenüber die Pflicht der Dankbarkeit. Aber es hat diese Pflicht auch in anderer Beziehung. Zwar ist D. vielerlei vorgeworfen worden und wird ihm zum Theil gewiß auch mit Recht noch vorgeworfen. Man beschuldigte ihn, der persönlich der evangel. Kirche angehörte, einer zu weitgehenden Nachgiebigkeit gegen den Mainzer Bischof Ketteler, wie sie sich in dem Abschluß der geheimen Convention vom 23. August 1854 gezeigt habe. Insbesondere warf man ihm vor, daß durch diese Convention im Gegensatz zur bisherigen Praxis dem Bischof das Recht der Anstellung der Geistlichen eingeräumt, daß für die Studirenden der katholischen Theologie die Nothwendigkeit des Universitätsbesuchs aufgegeben und die katholisch-theologische Facultät zu Gießen aufgehoben worden sei, sowie daß der Staat auf sein Placet verzichtet habe. Wir verzichten hier darauf, auf diese Fragen einzugehen. Ihre Beurtheilung ist schon in dem Augenblick, da die ursprünglich „geheime" Abmachung langem Drängen der Kammermitglieder zufolge im J. 1860 publicirt wurde, eine sehr getheilte gewesen und wird auch in alle Zukunft nach den verschiedenen Standpunkten der Beurtheiler verschieden ausfallen. Sicher ist, daß von diesen Vorgängen eine tiefgehende Bewegung über das ganze Land hin ausging, daß Dalwigk's Person in dieser Agitation hart mitgenommen wurde, und daß man bei objectivster Beurtheilung nicht gut wird leugnen können, daß D. sich der Klugheit eines Ketteler beim Abschluß der Convention doch nicht recht gewachsen zeigte.

Ein weiterer Vorwurf, den man der Dalwigk'schen Regierung machte, ist der, daß sie durch Willkürmaßregeln gegen die Beamten, kleinliche, fast spionenhafte Beaufsichtigung der Unterthanen und einseitige Begünstigung aller reactionären Bestrebungen alle Regungen eines „fortschrittlichen und freien Geisteslebens" lahm zu legen gesucht habe. Ist dieser Tadel berechtigt —

dies zu beurtheilen, ist für einen Nichtzeitgenossen nicht gut möglich — so wird doch auch nicht vergessen werden dürfen, daß es sich da um die Auswirkung eines geschichtlich gegebenen und bedingten Factors handelt, dessen Wirkungen niemals lediglich einzelnen Personen zur Last gelegt werden können.

Trotz all dieser Vorwürfe eines einseitigen Particularismus, einer unklugen Nachgiebigkeit und eines inferioren Reactionsstrebens wird der gerechte Beurtheiler sich nicht abhalten lassen, Dalwigk's Thätigkeit als Minister auch als eine Zeit des Segens zu bezeichnen. Hessen hat in den 21 Jahren seines Ministeriums Jahre segensreicher Entwicklung durchgemacht, nicht zum mindesten auch durch die Reformen, die D. zur Vereinfachung des Geschäftsganges der Justiz- und Verwaltungsbehörden, zur Hebung der Landwirthschaft und des Gewerbes anstrebte und durchführte. Zu anderen Zeiten und unter günstigeren Verhältnissen hätte Dalwigk's Wirken wohl noch tiefer gegriffen und sein Name sich ein besseres Andenken in den Kreisen erworben, die ihn jetzt vielfach schmähen.

Erinnerungsblätter an Frh. Reinhard von Dalwigk zu Lichtenfels. Eine Lebensskizze von einem alten Diplomaten. Mainz 1881 (bearbeitet zum Theil auf Grund einer Selbstbiographie Dalwigk's bis zu seiner Studentenzeit). — Die Mainz-Darmst. Convention und die Großh. Hess. Verfassung, Frankfurt a. M. bei F. B. Auffarth. — Die katholische Kirchenangelegenheit im Großh. Hessen von Dr. Eduard Seitz, Mainz 1861. — Zeitgenössische Artikel und Nachrichten in den hess. Zeitungen und Zeitschriften.

W. Diehl.

Dambach: Otto Wilhelm Rudolf D. wurde in Querfurt (Prov. Sachsen) geboren am 16. December 1831 als Sohn des aus den Untersuchungen gegen die Demagogen (auch Fritz Reuter) bekannten, in Berlin verstorbenen Criminalgerichtsdirectors und Hausvogteidirectors D. Er studirte in Berlin die Rechte, war 1857—62 als Assessor bei der Staatsanwaltschaft am damaligen Stadtgerichte thätig, trat dann als Justitiar in das Generalpostamt ein, worin er allmählich zum Wirkl. Geheimen Rathe des Reichspostamts aufrückte. Er entfaltete eine von Erfolgen gekrönte ausgedehnte Thätigkeit auf den Gebieten des Post- und Telegraphenwesens und des weiteren Ausbaues der Urheberrechtsgesetzgebung, vertrat auch solche Arbeiten im Reichstage und als Regierungsvertreter auf litterarischen Congressen. In seiner Stellung als Vorsitzender des preußischen Sachverständigenvereins veröffentlichte er mit Heydemann (vgl. seine Gedächtnißrede auf diesen, Berlin 1874) die Schrift „Die preußische Nachdrucksgesetzgebung, erläutert durch die Praxis des kgl. litter. Sachverständigenvereins", Berlin 1863, der dann „Gutachten des kgl. preuß. litter. Sachverständigenvereins über Nachdruck und Nachbildung aus den Jahren 1864—73", Leipzig 1874 (Publicationen des Börsenvereins I.) folgten, später ergänzt durch „Fünfzig Gutachten über Nachdruck und Nachbildung, erstattet vom kgl. preuß. litter. Sachverständigenverein in den Jahren 1874—89", Berlin 1891. Ihm ist es zu verdanken, daß diese Gutachten auch über die Grenzen Deutschlands hinaus uneingeschränkte Anerkennung fanden. Für das Postwesen arbeitete er den Entwurf des Reichspostgesetzes vom 28. October 1871 aus und hat wesentlichen Antheil an den Reichsgesetzen über Urheberrecht. In dieser Richtung veröffentlichte er „Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betr. das Urheberrecht an Schriftwerken" u. s. w., Berlin 1871 — hierzu Beiträge in Behrend's Zeitschrift, Bd. 4, S. 1 und 223, Bd. 6, S. 51; „Wider den Nachdruck. Aussprüche berühmter deutscher Gelehrter, Schriftsteller, Dichter", ebenda 1872; „Das Gesetz über das Postwesen des deutschen Reiches vom 28. October 1871 erläutert", ebenda 1872,

6. Aufl. von E. v. Grimm 1901; „Das Telegraphen-Strafrecht“ (im Gerichtssaal, Bd. 23, S. 241—98, separat Berlin 1872, französisch Berne 1872); „Nachdruck und Nachbildung“ (in v. Holtzendorff's Handbuch des deutschen Strafrechts Bd. 3, S. 1021—1047, Bd. 4, S. 465—496); „Das Musterschutzgesetz vom 11. Jan. 1876 erläutert“, Berlin 1876; „Das Patentgesetz für das deutsche Reich erläutert“, ebenda 1877; „Der deutsch-französische Litterarvertrag vom 19. April 1883“, ebenda 1883; „Die Staatsverträge über Urheberrecht, Musterrecht, Markenschutz und Patentrecht“ (in v. Holtzendorff's Handbuch d. Völkerrechts, Bd. 3 [Hamburg 1887], S. 581—601). Aus frühester Zeit stammen die beachtenswerthen Abhandlungen „Beiträge zu der Lehre von der Criminal-Verjährung“, Berlin 1860 und „Die Strafbarkeit des Vorsatzes und der Fahrlässigkeit beim Vergehen des Nachdrucks im preuß. Rechte“, ebenda 1864. — D. war auch a. o. Prof. an der Berliner Universität für staatsrechtliche Fächer seit 17. Januar 1873, Mitglied des Herrenhauses, und Kronsyndikus. Nach arbeitsreichem Leben starb er am 18. Mai 1899 zu Berlin.

Nekrolog des Geh. Regierungsraths Dr. Daude in Berlin (Deutsche Juristen-Zeitung 1899, S. 230). — Illustr. Leipziger Zeitung, 1899, I, 733 mit Bild. — Bettelheim's Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Berlin 1900. Bd. 4, S. 103 (Teichmann). — Chronik der Friedrich-Wilhelms-Universität, Jahrg. XIII, Halle 1900, S. 7.

A. Teichmann.

Dammers: Friedrich D., königlich hannoverscher Generalmajor, der Sohn eines althannoverschen Officiers, welcher 1841 als pensionirter General starb, am 6. September 1818 zu Nienburg an der Weser geboren, erlernte, nachdem er das Polytechnikum zu Hannover besucht und in einer dortigen Privatunterrichtsanstalt für den militärischen Beruf vorbereitet war, seit Ostern 1835 bei dem zu Nienburg garnisonirenden 9. Linienbataillone den Dienst, wurde an seinem Geburtstage des nämlichen Jahres im 6. Linienbataillone zu Stade Officier, besuchte von 1840 bis 1844 die Generalstabsakademie zu Hannover, erwarb als Premierlieutenant im 5. Infanterieregimente während des Krieges gegen Dänemark am 5. Juni 1848 bei der Eroberung der Düppeler Höhen den Guelfenorden und erhielt 1851 eine Compagnie im 3. Infanterieregimente zu Northeim, in welchem er 1858 Bataillonscommandeur wurde. Dieses führte er, als im December 1863 Hannover mit Sachsen die gegen Dänemark verhängte Bundesexecution zu vollziehen hatte, nach Holstein. Sein dortiges Verhalten lenkte die Aufmerksamkeit König Georg V. auf D. Im April 1866 berief er ihn in die Zweite Kammer der allgemeinen Ständeversammlung, in welche er drei Mitglieder „wegen des Klosterfonds“ zu entsenden hatte. D. sollte dort die militärischen Interessen vertreten. Sie kamen nicht zur Verhandlung, weil der ausbrechende Krieg der Versammlung ein Ende machte. Als der König in der Frühe des 16. Juni von Hannover zur Armee abreiste, ließ er D. den Befehl zukommen, an diesem Tage noch der letzten Kammersitzung beizuwohnen und sich am Abend in Göttingen zu melden. Hier empfing er ihn mit der Eröffnung, daß er ihn an Stelle des Generals v. Tschirschnitz (A. D. B. XXXVIII, 725) zu seinem Generaladjutanten ernannt habe. Die Nachricht traf den Empfänger ganz unvorbereitet. Sie war für ihn um so überraschender, als er im Laufe seiner Dienstzeit dem Könige nie näher getreten war und als dieser, abgesehen von gelegentlichen gleichgültigen Ansprachen bei Meldungen und Empfängen, nie Worte mit ihm gewechselt hatte. Die einzige Erklärung für die getroffene Wahl gibt ein Vorfall, welcher im Sommer 1864 in Holstein sich zugetragen hatte. Als D. damals

Commandant von Rendsburg war, gerieth er in ein Zerwürfniß mit dem Obercommando der verbündeten österreichisch-preußischen Truppen. Den ersten Anlaß gab eine an und für sich geringfügige Flaggenangelegenheit, in welcher er, wenn auch das Recht auf seiner Seite sein mochte, politisch wenig klug gehandelt hatte. Aus seinem Verfahren bei Behandlung der Flaggenfrage und aus der Stellung, welche er zu nachfolgenden Streitigkeiten zwischen preußischen Soldaten einerseits, hannoverschen und sächsischen andererseits genommen hatte, wurde ihm preußischerseits ein Vorwurf gemacht und Prinz Friedrich Karl, der Höchstcommandirende, forderte seine Absetzung. Dem Verlangen wurde durch Ablösung des von D. befehligten Bataillons entsprochen; sein gesammtes Verhalten aber hatte den Beifall König Georg's gefunden, welcher in ihm den rechten Mann zur Lösung der ihm jetzt zugedachten Aufgabe erblickte. In der Armee, welche durch den stattgehabten Wechsel ebensosehr überrascht war wie D. selbst, wurde die Wahl nicht ungünstig beurtheilt. Man hielt D. für fähig und energisch, fürchtete aber, daß allzu großes Selbstbewußtsein einer ersprießlichen Thätigkeit im Wege sein und sein aufbrausendes Wesen ihn zu unüberlegten Schritten verleiten könnte. Die ihm gewordene Aufgabe war eine sehr schwere, da der König trotz seiner Blindheit den Oberbefehl der Armee, welchen er formell abgetreten hatte, in der That weiterführte und der Generaladjutant ihm dabei als nächster Gehülfe zur Seite stand; sie war für D. um so schwerer als sie ihn zu einer ihm ganz fremden Thätigkeit in einem Augenblicke berief, in welchem Alles auf dem Spiele stand und die Verhältnisse zu sofortiger Entscheidung drängten. Er nahm sich ihrer mit großem Eifer und treuer Hingebung an. Da die Leitung der Operationen mehr oder weniger in die Hände des am 17. zum commandirenden General ernannten Generals v. Arentsschildt (A. D. B. XLVI, 33) gelegt wurde, hatte er freilich auf diese vermöge seiner Stellung keinen Einfluß zu äußern, dagegen wurde er mehrfach durch ihm ertheilte allgemeine Weisungen des Königs und durch Sonderaufträge reinmilitärischer sowie militärpolitischer Natur zu thätiger Mitwirkung bei den Vorgängen des Feldzuges veranlaßt, in dessen Verlaufe er zu den Persönlichkeiten in der Umgebung des Königs gehörte, welche sich weder durch Unterhandlungen noch durch den Widerstand des Feindes im Marsche nach Baiern aufhalten lassen wollten. Nach der am 29. Juni abgeschlossenen Capitulation der Armee ging er zunächst, mit geheimen Aufträgen und mit Vollmachten in Beziehung auf die Gestaltung des Schicksals der Officiere versehen, nach Hannover, wurde dann zum Könige nach Wien beschieden und nahm, als die Officiere Ende December 1866 ihres Eides entbunden wurden, mit hannoverscher Pension, also ohne sich Preußen gegenüber irgendwie zu verpflichten, seinen Abschied. Er zog sich nun zunächst nach Pirna, dann nach Dresden zurück, stand dabei in stetem Verkehre mit König Georg, welcher ihm sein Vertrauen, trotz mannichfacher gegen D. mit Unrecht erhobener Verdächtigungen und Anfeindungen, nicht entzogen hatte, und ihn mehrfach an sein Hoflager zog, und starb zu Dresden am 15. Mai 1887. Das hierunter als Hauptquelle genannte Buch enthält seine in den letzten Lebensjahren niedergeschriebenen Aufzeichnungen.

Erinnerungen und Erlebnisse des königlich hannoverischen Generalmajors Georg Friedrich Ferdinand Dammers, letzten Generaladjutanten des Königs Georg V. von Hannover. Hannover 1890.

B. v. Poten.

Dankó: Joseph D., katholischer Theolog, geboren am 26. Januar 1829 zu Preßburg, † daselbst am 14. Januar 1895. Er absolvirte die Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt, die philosophischen Studien 1844—46 in Tirnau,

die theologischen Studien 1846—50 in Wien als Alumnus des Pazmaneums, wurde 1851 zum Diacon geweiht und als solcher Studienpräfect im erzbischöflichen Convicte zu Tirnau, 1852 nach Empfang der Priesterweihe als Priester der Erzdiöcese Gran wieder nach Wien gesandt, um im höhern Priesterbildungsinstitut zu St. Augustin seine Studien fortzusetzen. 1854 wurde er hier Doctor der Theologie, dann Studienpräfect im Pazmaneum, 1857 ordentlicher Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums an der Wiener Universität, nachdem er schon seit 1856 dieses Lehrfach supplirt hatte, 1860 Hofkaplan und Director des höhern Priesterbildungsinstituts zu St. Augustin. 1868 wurde er, nachdem er schon 1864 den Titel eines Ehrendomherrn des Domcapitels von Gran erhalten hatte, wirklicher Domherr daselbst und zugleich Rector des fürsterzbischöflichen Seminars, an welchem er auch als Canonicus theologus die Bibelwissenschaften lehrte, bis er 1878 das Lehramt und das Rectorat niederlegte. Von den ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen ist zu erwähnen, daß er 1866 päpstlicher geheimer Kämmerer, 1878 päpstlicher Hausprälat, 1881 correspondirendes Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften wurde. Seine letzten Lebensjahre seit 1889 verlebte er in Preßburg als Propst des Collegiatcapitels St. Martin; seit 1890 zugleich Titularbischof von Pristina (ohne bischöfliche Weihe). Neben der Exegese beschäftigte sich D. auch mit historischen und mit besonderer Vorliebe mit kunsthistorischen Studien und legte sich eine sehr große und werthvolle Bibliothek und Kunstsammlung an. — Dankó's Hauptwerk, eine umfangreiche Geschichte des Alten und Neuen Bundes, zugleich als Einleitung in das Alte und Neue Testament, nach der von Haneberg in seiner „Geschichte der biblischen Offenbarung" angebahnten Methode, bilden die drei zusammengehörigen Bücher: „Historia revelationis divinae Veteris Testamenti" (Vindobonae 1862); „Historia revelationis Novi Testamenti" (ib. 1867); „De s. Scriptura eiusque interpretatione commentarius" (ib. 1867). Von seinen historischen Arbeiten sind zu nennen: „Constitutiones synodales almae Ecclesiae Strigoniensis [Gran] A. D. MCCCCL". (Wien 1865); „Die Erzabtei Martinsberg (Sabaria), der Geburtsort des hl. Martinus Turonensis" (Oesterreichische Vierteljahresschrift für kath. Theologie, VII. Jahrg. 1868, S. 1—38); „Joannes Sylvester Pannonicus (Erdösi), Professor der hebräischen Sprache an der Wiener Universität; dessen Leben, Schriften und Bekenntniß" (Wien 1871); „Divum Hieronymum oppido Stridonis in regione interamna (Muraköz) Hungariae anno 331 p. C. natum esse" (Mainz 1874); „Die Feier des Osterfestes nach der alten Römisch-ungarischen Liturgie; aus den Quellen dargestellt" (Oesterreichische Vierteljahresschrift, XI. Jahrg. 1872, S. 103—136, 175—208); „Stanislaus Hosius und seine Biographie" (Gran 1889); „Observationes selectae de rarioribus quibusdam libris liturgicis Ecclesiae in Hungaria. Ordinarii sive Directoria rituum" (Budapest 1889). Auf kunstgeschichtlichem Gebiete: „Die Vesperbilder Rafael Santi's und Albrecht Dürer's" (Theol. Quartalschrift, Tübingen 1878, S. 591—634); „Geschichtliches, Beschreibendes und Urkundliches aus dem Graner Domschatze" (Gran 1880); „Katalog meiner Bücherausstellung zu Budapest" (1882); „Albrecht Dürer's Schmerzensmann" (Budapest 1882); „Die französische Bücherausstattung im Zeitalter der Renaissance" (ebenda 1886, ungarisch); „Albrecht Dürer's Glaubensbekenntniß" (Theol. Quartalschrift 1888, S. 244—286). 1882—83 gab D. zu Gran in fünf Bänden die gesammelten Hirtenbriefe (Epistolae pastorales et instructiones selectae) des Cardinals und Erzbischofs Simor von Gran heraus; zu dessen Priesterjubiläum verfaßte er die Festschrift: „Quinquagenaria sacerdotii Card. J. Simor" (Strigonii 1886). Dankó's

letztes Werk ist die werthvolle hymnologische Publication: „Vetus hymnarium ecclesiasticum Hungariae“ (Budapestini 1893).

Katholik 1895, Bd. II, S. 69—75. — Jahrbuch der k. k. Universität Wien für das Studienjahr 1894/95, S. 6 f. — A. Wappler, Geschichte der theol. Facultät der k. k. Universität zu Wien (Wien 1884), S. 307 f., 461.

Lauchert.

Dannecker: Anton von D., katholischer Theologe, geboren am 8. Juni 1816 zu Rathshausen, OA. Spaichingen in Württemberg, † am 21. Juni 1881 zu Rottenburg. Er studirte Theologie in Tübingen und wurde am 9. September 1841 zum Priester geweiht. Am 16. Juli 1845 wurde er Kaplan in Stuttgart, am 9. April 1849 Stadtpfarrer daselbst. Von Juni 1856 bis April 1857 war er in Rom als theologischer Berather des württembergischen Gesandten Freiherrn v. Ow beim Abschlusse des Concordats thätig. Am 10. December 1860 wurde er zum Domcapitular in Rottenburg ernannt und am 25. Januar 1861 als solcher installirt. Von 1868—70 war er auch Mitglied der Kammer der Abgeordneten als Vertreter des Domcapitels. Päpstlicher Hausprälat. — Dannecker's litterarische Thätigkeit fällt in die Jahre seiner Wirksamkeit als Pfarrer in Stuttgart und ging aus derselben hervor; sie bewegt sich auf homiletischem Gebiete und umfaßt 2 Bände „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs“ (Tübingen 1856); ferner mehrere Cyklen von Fastenpredigten: „Die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben“ (Stuttgart 1853); „Die Lehre vom religiösen Opfer“ (Tübingen 1854); „Die Lehre von der Kirche“ (ebd. 1855); „Neue Fastenbetrachtungen über die letzten Dinge des Menschen“ (ebd. 1858); „Fastenbetrachtungen über die acht Seligkeiten“ (ebd. 1860); und die „Abschiedsworte an die katholische Gemeinde in Stuttgart“ (1860).

Literarische Rundschau 1881, Nr. 15, Sp. 481. — Neher, Personal-Katalog d. Geistlich. d. Bisth. Rottenburg, 3. Aufl. (Schw. Gmünd 1894), S. 81.

Lauchert.

Danneil: Johann Friedrich D., Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren am 18. März 1783 zu Calbe a. d. Milde, † zu Salzwedel am 20. Januar 1868. Fr. Dannehl — denn so lautete der Familienname, bis schon im 8. Lebensjahre durch den Einfluß der Schule, insbesondere des gestrengen Subconrectors Lösener die Gestalt Danneil beliebt und gebräuchlich wurde — war ein Sproß des niederen Bürgerstandes, sein Vater, der Glasermeister D. eine kerndeutsche Gestalt. Mit den Seinen von Calbe nach dem nicht weit entfernten Salzwedel verzogen, als der Sohn erst zwei Jahre zählte, hatte der Vater seine herzliche Freude an dem sich in seinem Sprößling entwickelnden kräftigen Natursinn. Letzterer bezog, vom Vater für das gelehrte Studium bestimmt, die große Stadtschule in Salzwedel, die erst seit 1815 als volles Gymnasium eingerichtet wurde. Bezeichnend für die volksthümliche Erziehung ist es, daß D. in den ersten zwanzig Lebensjahren fast nur die plattdeutsche Mundart seiner Vaterstadt sprach. Sein Unterrichtsgang war anfänglich kein sonderlich planmäßiger. Das änderte sich, seit er Ostern 1797 in die Secunda und damit in die obere Hälfte der Stadtschule eingetreten war, und Männer, wie der Conrector Pohlmann, der auch durch seine geschichtlichen Bestrebungen große Anziehung übte, der Rector Christian Wolterstorff, dann dessen jüngerer Bruder Christoph, später der Rector Heinzelmann seine Lehrer wurden. Mit eisernem Fleiß füllte der Jüngling die Lücken aus, welche die etwas ungeregelte Vorbildung gelassen hatte, und legte einen festen Grund zu seinem akademischen Studium. Durch das Salzwedeler Bürgerstipendium unterstützt lag er bis Michaelis 1803 mit seinem Schulfreunde

Schröckel in Halle den Studien ob, hörte bei Nösselt und Knapp theologische, bei F. A. Wolf philologische, bei Maaß philosophische Vorlesungen, bei Vater das Hebräische. Schon seit Juli 1802 unterrichtete er an der lateinischen Schule bei den Francke'schen Stiftungen. Die für seine eigene Fortbildung nöthige Zeit suchte er durch übermäßige Beschränkung des Schlafs zu gewinnen. Nur die Sonntage waren zu Ausflügen bestimmt. Knapp und Niemeyer, die Directoren der Francke'schen Stiftungen, zogen D., indem sie dessen Pflichttreue, tüchtige Lehrgabe und praktische Unterrichtsmethode erkannten, von der theologischen Laufbahn ab. Mit Beseitigung der Bedenken wegen des akademischen Trienniums wurde er Michaelis 1803 als Oberlehrer an der lateinischen Schule aufgenommen. Neben 30 wöchentlichen Lehrstunden mit 140 Correcturen, Aufsicht über 6 Schülerstuben beim Baden und Spielen der Schüler übernahm er noch 6 Stunden an einer Mädchenschule, um sich im Katechisiren zu üben. Auf einen 1804 erfolgten Ruf aus der Vaterstadt übernahm er seit Anfang des nächsten Jahres die unterste Lehrstelle an der dortigen Schule und wurde 1807 Subconrector. Sobald er dazu Gelegenheit fand, suchte er die Schule zu heben und vermehrte die Unterrichtsstunden um 8, die er selbst gab. Schon nach vier Jahren war die Schülerzahl fast verdoppelt. Als 1808 Salzwedel als Districtshauptstadt des Niederelbdepartements dem Königreich Westfalen einverleibt war, gründete er durch Vermählung mit Dorothea Wolterstorff einen eigenen Heerd. Um den nöthigen Lebensunterhalt zu gewinnen, mußte er seine Kräfte aufs äußerste anspannen. Bei 40 bis 50 Unterrichtsstunden — theils Privatunterricht — errichtete er eine Pensionsanstalt für 10 bis 12 Schüler und eine Büchernieder lage. Als durch die ihn treffende Conscription ein Stellvertreter nöthig wurde, bestellte diesen die Stadt. Im J. 1810 wurde er zweiter Lehrer, 1814 neben seinem Schulamt auch Präfecturs ecretär bis Mitte 1815. Gleichzeitig betheiligte er sich mit der Schule an patriotischen Opfern und Vorstellungen zu Gunsten der Freiheitskriege. Einen sehr vortheilhaften Einfluß übte auf D. eine feingebildete, dem altsalzwedelschen Geschlecht Hoppe entstammende Dame, die Wittwe des Oberzolleinnehmers Du Cros, aus. Zwar hatte das gemeinsame Interesse an der Pflanzenkunde zu einer näheren Bekanntschaft die Gelegenheit geboten; fruchtbarer aber wurde dieser Verkehr dadurch, daß die geistvolle Frau D. für die geschichtliche Quellenforschung und die Beschäftigung mit der heimischen Stadt- und Familienforschung gewann. Ostern 1819 trat für ihn eine vortheilhafte Veränderung ein, indem durch Berufung Solbrig's an das Klostergymnasium zu Magdeburg dessen Stelle als Rector der Vaterstadt auf D. überging. Von trefflichen Gehülfen, Agricola, dem jüngeren Solbrig und Wolterstorff kräftig unterstützt, brachte er das Salzwedeler Gymnasium zu hoher Blüthe.

Die Muße, welche der schaffensfreudige Mann durch so günstige Umstände gewann, wurde aufs fruchtbarste verwerthet. Durch gelegentliche Urnenfunde wurde die Aufmerksamkeit auf die bis dahin wenig beachteten in der Erde gebetteten Zeugnisse frühester einheimischer Cultur gelenkt. D. nahm sich dieser Sache mit dem ihm eigenen Eifer an und veranstaltete an vielen Orten planmäßig geleitete Ausgrabungen, deren Zahl auf etwa hundert stieg. Die zahlreichen und merkwürdigen zu Tage geförderten Gegenstände veranlaßten die Gründung eines Alterthums-Museums in Salzwedel, auch wurde verschiedenes an das königl. Museum in Berlin abgegeben. Nach längerer Beobachtung stellte er eine Classification der gefundenen Grabalterthümer auf, die als „Generalbericht über Ausgrabungen in der Umgegend von Salzwedel" (getagzeichnet vom 20. Sept. 1835) im 2. Bande von Förstemann's Neuen

Mittheilungen zu Halle S. 544—584 erschien und wenig verändert im 1. Jahresbericht des altmärkischen Vereins wiederholt wurde. D. hatte sich bei diesen Bemühungen davon überzeugt, daß eine nachhaltige Förderung der heimischen Alterthumskunde nicht von einem Einzelnen geleistet werden könne, daß es vielmehr einer festen Vereinigung aller hierzu willigen und zu gewinnenden Kräfte bedürfe. So folgte denn am 13. Juli 1836 die Gründung des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie, dessen Schriftführerseele D. bis Juli 1857 war, zu welcher Zeit er wegen zunehmenden Alters und Abnahme der Sehkraft dieses Ehrenamt jüngeren Kräften anvertraute. Jener eben erwähnte „Generalbericht", in welchem D. die zeitlich aufeinanderfolgenden Perioden und Bevölkerungen: Steinzeitalter, Bronzealter und Eisenzeitalter unterscheidet, kann in der prähistorischen Forschung als eine epochemachende Erscheinung bezeichnet werden. Zwar veröffentlichten der Däne Thomson und Fr. Lisch in Mecklenburg gleichzeitig oder bald darauf Beobachtungen von wesentlich gleichem Inhalt, aber D. kam zu den seinigen durchaus unabhängig von diesen Gelehrten. In den Jahren 1865 und 1866 war es besonders Morlot in Genf, der die Bedeutung des Danneil'schen Generalberichts nachdrücklich betonte. Mit Eifer und Erfolg richtete D. dann auch sein Augenmerk auf die Feststellung der wüsten Dorfstätten der Altmark und auf das Verhältniß der Wenden zu den deutschen Bewohnern dieses Grenzlandes und den Antheil der beiderlei Eingesessenen an der Ortsgründung und dem Anbau des Landes. Aber sein Blick war nicht nur auf die in der Erde gebetteten Erzeugnisse von Menschenhand und die an den Fluren haftenden Namen gerichtet, er drang auch in die Archive von Stadt und Land und suchte an der Hand von Urkunden und Acten manche Fragen der heimischen Vorzeit zu beantworten, so durch die Geschichte des Gymnasiums, der Stadt und der Burg zu Salzwedel. Mit allem Eifer und Geschick nahm er sich auch der Sichtung und Ordnung des Archivs dieser Stadt an. Zum Dank für die Hülfe, die ihm das hier gefundene Rüstzeug für seine Studien gewährt hatte, legte er in dem Archive eine von ihm verfaßte Handschrift, die Chronik der Stadt von 1809 bis 1837 nieder, eine Fortsetzung der Chronik des Consist.-Raths Oldecop von 1801 bis 1808. Eine tüchtige Leistung etwas anderer Art ist seine zweibändige Geschichte des Geschlechts v. d. Schulenburg mit einem Bande genealogischer Tabellen in 4°. Anregung und die nöthigen Quellen dazu vermittelte ihm der Landesdirector v. d. Schulenburg, der auch bei Begründung des altmärkischen Vereins seine Hauptstütze gewesen war. An dieses Werk schlossen sich auch andere genealogische Arbeiten, wie die über das Geschlecht v. Brandenstein. Andere derartige Unternehmungen hatten auch der Familienstiftungen wegen noch einen praktischen Zweck, wie das bei seiner „Geschichte der Familienstiftung des Domsyndicus Nicol. Gerken" 1833, Nachtrag 1854, der Fall war. Auch um die Verwaltung dieser und anderer Familienstiftungen bemühte er sich in dankenswerther Weise. Den Riedel'schen Cod. diplom. Brandenburgensis förderte er durch verschiedene Urkundenbeiträge, veröffentlichte auch die Protokolle des Köpenicker Kriegsgerichts gegen den Kronprinzen Friedrich.

Noch hat er die Bearbeitung eines anderen Feldes der Wissenschaft durch das im J. 1859 in Salzwedel gedruckte „Wörterbuch der altmärkischen plattdeutschen Mundart" in Angriff genommen. Schon von Jugend auf der Beobachtung der stammlichen Sonderart des Volks zugewandt, richtete er seinen Blick ganz besonders auf die Mundart und Redeweise des Volks, worin sich sein Wesen am reinsten spiegelt. Mit Hülfe seiner Schüler sammelte er der Vergleichung dienende Beiträge aus verschiedenen Theilen des Landes. Jacob

Grimm, dem die Handschrift dieses Wörterbuchs vorgelegt war, veranlaßte dessen Veröffentlichung. In bescheidener Weise sagt er in der Vorrede, daß ihm für eine vergleichende Beobachtung der Wörter aus ihren Wurzeln das hinreichende Wissen fehle, daß er dagegen auf die Prüfung und Zusammenstellung sinnverwandter Wörter und Ausdrücke, worin die Volkssprache so reich ist, seine besondere Aufmerksamkeit gewandt habe.

Nach fünfzigjähriger Schulthätigkeit und nachdem neben anderen Gebresten des Alters besonders eine bedenkliche Abnahme der Sehkraft eingetreten war, legte er sein Schulamt nieder, verfolgte aber bis nahe an sein Ende immer noch mit Interesse seine Lieblingsstudien. Nachdem am 23. Januar 1823 seine erste Gattin gestorben war, reichte er, wie es die Verstorbene kurz vor ihrem Ende als Wunsch ausgesprochen hatte, deren Freundin Wilhelmine von Voß die Hand. Auch mit ihr lebte er in glücklicher Ehe und sah von neun Kindern sieben ihren eigenen Hausstand begründen. Nachdem ihm auch 31 Enkel und Urenkel geboren waren, schied er im fast vollendeten 85. Lebensjahre dahin. — Außer den angeführten Schriften erschienen Beiträge von D. in den Neuen Mittheilungen des Thür.-Sächs. Vereins zu Halle, in Kruse's Deutschen Alterthümern, im Salzwedeler Wochenblatt und besonders in den Jahresberichten des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie.

Vgl. den Lebenslauf Joh. Friedr. Danneil's, verfaßt von dem im J. 1814 zu Salzwedel geborenen als Sanitätsrath und prakt. Arzt zu Calbe a. d. Milde verstorbenen ältesten Sohne Ludw. Friedr. Wilh. D. im Sechszehnten Jahresber. d. Altmärk. Ver. f. vaterl. Gesch. u. Industrie S. 1—26.

Ed. Jacobs.

Dannenberg: Ferdinand von D., königlich preußischer General der Infanterie, am 14. December 1818 zu Wessin im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin geboren und im preußischen Cadettencorps erzogen, wurde aus diesem am 18. August 1836 als Secondlieutenant dem Kaiser Franz Garde-Grenadierregimente Nr. 2 überwiesen, welchem er, seit 1852 Hauptmann, angehört hat, bis er am 12. Januar 1858 zum Compagniechef im Kaiser Alexander Garde-Grenadierregimente Nr. 1 ernannt wurde. D. war während dieser Zeit vielfach als Adjutant verwendet gewesen, hatte als solcher die Märzkämpfe von 1848 in Berlin, sowie den Krieg des nämlichen Jahres in den Elbherzogthümern, hier namentlich die Schlacht bei Schleswig, und 1849 als Führer einer Garde-Landwehrcompagnie den Feldzug gegen die Aufständischen im Großherzogthume Baden mitgemacht. Auch nach seinem Rücktritte in die Front war sein Aufenthalt in dieser nur kurz bemessen. Schon am 12. März 1859 wurde er in den Generalstab versetzt, in welchem er mit einer in die Jahre 1864 und 1865 fallenden einjährigen Unterbrechung, während deren er das Füsilierbataillon des Alexander-Regiments commandirte, bis zum Jahre 1870 verblieben ist. Bei seiner zweiten Versetzung in den Generalstab wurde er Chef des Generalstabes des Gardecorps. In dieser Stellung hat er sich während des Feldzuges vom Jahre 1866 in Böhmen und während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 befunden. Commandirender General des Gardecorps war die ganze Zeit hindurch Prinz August von Württemberg (s. A. D. B. XLVI, 88). Zwischen Beiden bestand ein sehr gutes Verhältniß; D. war seinem Vorgesetzten indessen geistig weit überlegen und dieser ließ sich vertrauensvoll von ihm leiten. Wenn daher dem Chef des Stabes auf der einen Seite ein guter Theil der Anerkennung gebührt, welche den Leistungen der Truppe gezollt wird, so hat er in gleichem Umfange die Verantwortung für die Vorwürfe zu übernehmen, welche der

Führung und Verwendung des Corps mit vollem Rechte gemacht werden. Nach der Heimkehr aus dem Felde wurde D. zunächst Commandeur einer Garde-Infanteriebrigade, 1875 einer Garde-Infanteriedivision, erst am 14. Juni 1881 verließ er, durch seine Beförderung zum commandirenden General des II. Armeecorps nach Stettin versetzt, Berlin und die Reihen der Garde. Seit dem 22. März 1884 General der Infanterie schied er, durch zunehmende Augenschwäche genöthigt, am 15. Januar 1887 aus dem activen Dienste, nahm seinen Wohnsitz in Berlin und ist dort am 30. August 1893 gestorben.

In der unten angegebenen Quelle sind Dannenberg's Leben und Persönlichkeit näher gezeichnet. Oberst v. Lettow (Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland II, 296, Berlin 1899) schildert ihn als einen Mann von sehr bestimmtem Willen und einer ungemein klaren Ausdrucksweise, so daß seine bei Besichtigungen abgegebenen Kritiken später sehr gefürchtet gewesen seien. Charakteristisch für seine militärischen Anschauungen ist, daß er im J. 1878 als Divisionscommandeur Versuche mit Fernsprechern, welche auf Veranlassung seines Nachfolgers als Chef des Generalstabes des Gardecorps, des demnächstigen Kriegsministers Bronsart v. Schellendorf I, unternommen waren, einstellen ließ, „weil er sich von dergleichen technischen Hülfsmitteln nichts verspräche" (Deutsche Heereszeitung, Berlin 1898, Nr. 86).

Militär-Wochenblatt, Berlin 1886, Nr. 68; 1893, Nr. 91.

B. v. Poten.

Danz: August Heinrich Emil D., Jurist, wurde als Sohn des Kirchenhistorikers Joh. Traug. Leberecht D. (s. A. D. B. IV, 752) zu Jena am 11. December 1806 geboren, bezog 1826 die Universität und ging zur Fortsetzung seiner Studien unter Savigny 1829 nach Berlin, wurde 1831 in Jena Privatdocent, 1834 außerordentlicher Professor der Rechte, 1842 ordentlicher Honorarprofessor, 1843 ordentlicher Professor und Oberappellationsgerichtsrath, seit 26. Juli 1861 Ordinarius der Juristenfacultät, starb am 17. Mai 1881. Er verfaßte die werthvollen Schriften: „De litis contestatione quae fuit tempore legis actionum" (Jena 1831); „De externa codicillorum forma commentatio" (1835); „Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts" (Lpz. 1840, 1846; 2. Aufl. 1871—73); „De sabina confarreationis origine" (1844); „Der sacrale Schutz im römischen Rechtsverkehr" (1857); „Die Wirkung der Codificationsformen auf das materielle Recht. Erläutert durch Beispiele aus dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen" (Lpz. 1861); „Die Vertheidigung des revidirten Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen durch Herrn OAR. Dr. Pöschmann besprochen" (ebd. 1861); „Aus Rom und Byzanz. Vorträge" (Weimar 1867) — endlich unter dem Namen Lucius Verus: „Zweck und Mittel. Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen" (Lpz. 1851).

K. Schulz, in v. Holtzendorff's Rechtslexikon, 3. Aufl., Bd. III, 1515 bis 1516. — Gefl. Mittheilung seines Sohnes, Prof. Dr. Erich Danz in Jena. — Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558 bis 1858. Jena 1858, S. 95. — F. A. Brockhaus in Leipzig. Lpz. 1872—75, S. 591.

A. Teichmann.

Daublebsky: Maximilian D., Freiherr von Sterneck zu Ehrenstein, k. u. k. Admiral, geboren am 14. Februar 1829 zu Klagenfurt als Sohn des im J. 1848 verstorbenen wirkl. geheimen Rathes und Landeshauptmanns Joseph D. v. St., erhielt seine erste maritime Erziehung im Marinecollegium in Venedig, aus welchem er im J. 1847 als Marinecadett in die k. k. Kriegsmarine eingereiht wurde. Am 1. Mai 1848 zum officiersdienstthuenden

Cadetten ernannt, machte D. noch in demselben Jahre die Expedition gegen Ancona mit, wobei er als Commandant einer der drei den Dampfer „Curtatone" begleitenden, mit Geschützraketen bestückten Boote, durch sein beharrliches, während der Nacht unterhaltenes Feuer gegen die Batterien des Hafens, wesentlich dazu beitrug, daß diese den „Curtatone" in seinem Angriffsmanöver nicht stören konnten. Am 1. April 1852 rückte D. zum Fregattenfähnrich, am 1. April 1855 zum Schiffslieutenant, am 24. November 1859 zum Corvetten- und am 27. April 1860 zum Fregattencapitän vor. Im Jahre 1864 wurde D. Commandant der Fregatte „Schwarzenberg" und Flaggencapitän des nach dem Seetreffen von Helgoland zum Contreadmiral ernannten Wilhelm v. Tegetthoff, in welcher Stellung er auch nach seiner Beförderung zum Linienschiffscapitän, 4. Mai 1866, verblieb. Als solcher commandirte er während des Krieges gegen Italien das Admiralschiff Tegetthoff's, den Panzer „Erzherzog Ferdinand Max". Neben dem genialen Tegetthoff gebührt wohl D. das Hauptverdienst an dem glänzenden Siege, den die kleine österreichische Escadre am 20. Juli 1866 bei Lissa errungen. Um dem Befehle Tegetthoff's, „Panzerschiffe den Feind anrennen und zum Sinken bringen", nachzukommen, legte D. nur wenig Gewicht auf die voraussichtlich geringe Artilleriewirkung seines Schiffes, und wählte die entscheidendere, wenn auch schwerer zu handhabende Waffe, „die Ramme", getreu dem damals noch vielfach angezweifelten Grundsatze Tegetthoff's, „daß ein noch so mächtiges Schiff auch von einem weniger großen niedergerannt werden kann". Um nun den eigenen Rammstoß in seiner vollen Wucht zur Wirksamkeit zu bringen, mußte der „Ferdinand Max" möglichst senkrecht auf die feindliche Schiffswand auftreffen. Ohne vor der Wahl dieses gefährlichen Mittels zurückzuschrecken, steuerte D. sofort nach erhaltenem Befehl gegen den „Ré d'Italia", den er zwar vorne rammte, aber ohne durchschlagenden Erfolg, da der Stoß in schiefer Richtung erfolgt war. Um diese Zeit erfolgte das Signal des Admirals, „Holzdivision unterstützen". In Ausführung dieses Befehls rammte D. ein zweites Panzerschiff, den „Palestro". Der Stoß gelang besser als der erste. Zwar widerstand der feindliche Panzer, aber das Schiff verlor doch seine Kreuzmarsstange und Besahngaffel, letztere mit einer Tricolore, die auf das Vordercastell des „Ferdinand Max" stürzte, wo sie festgebunden als Trophäe zurückblieb. Seit Beginn des Kampfes war hauptsächlich die Panzerfregatte „Ré d'Italia", welche man für das feindliche Admiralschiff hielt, das Ziel der heftigsten Angriffe. Dieses Schiff, von welchem sich der italienische Admiral Graf Persano vor Beginn der Schlacht auf den „Affondatore" begeben hatte, wehrte sich, indem es volle Breitseiten abfeuerte und die ganze Equipage auf Deck berief, um eine Enterung abzuweisen, kreuzte dann aber, nachdem es im Kampfe das Steuerruder verloren hatte, den Curs des „Ferdinand Max". D. sah dies und ertheilte sofort den Befehl zum Rammen. Mit ganzer Macht rammte der „Ferdinand Max" gegen die linke Flanke des „Ré d'Italia". Dieser ließ nun mit aller Anstrengung nach vorwärts arbeiten, um wo möglich dem Stoße zu entgehen oder ihn wenigstens abzuschwächen, doch verlegte ihm eine österreichische Panzerfregatte den Weg; er ließ deshalb die Maschine wieder mit voller Kraft nach rückwärts arbeiten. In diesem Augenblicke jedoch, in welchem der „Ré d'Italia" gewissermaßen regungslos dalag, erhielt er den Todesstoß in die Backbordseite. Panzer, Fütterung, Planken und Rippen waren zerschmettert. Der Sporn des „Ferdinand Max", der sich $6\frac{1}{2}$ Fuß in die feindliche Flanke eingebohrt hatte, löste sich bald aus dem feindlichen Schiffskörper und ließ ein Leck von 137 Fuß im Gevierte zurück. Binnen weniger als $2\frac{1}{2}$ Minuten versank, mit dem Vorschiff voraus, der „Ré d'Italia". Noch einmal hatte D. Gelegenheit, in

dieser Schlacht seine Manövrirkunst im glänzendsten Lichte zu zeigen. Unmittelbar nachdem alle Vorbereitungen zur Rettung der Schiffbrüchigen getroffen worden waren, stürmte der italienische Panzer „Ancona" gegen das kaiserliche Admiralschiff. D. wich blitzschnell dem verderbendrohenden Stoß aus und so dicht glitt der „Ferdinand Max" an dem feindlichen Schiffe vorbei, daß die Bedienungsmannschaft des österreichischen Schiffes die Setzer in die Geschützmündungen nicht einführen konnte. „Linienschiffscapitän Baron Sterneck", so berichtete Tegetthoff später, „führte mit einem Schiffe ein Manöver aus, für welches zwar von allen Seestaaten in neuester Zeit Schiffe gebaut werden, welches jedoch zur Stunde auf offener See, wo Freund und Feind unter voller Dampfkraft in Fahrt, von keiner Marine noch ausgeführt wurde. Daß Linienschiffscapitän Baron Sterneck, unter heftigem Kanonenfeuer mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit sein Schiff führte, bin ich so glücklich als Augenzeuge bestätigen zu können; ihm ist hauptsächlich der Erfolg des Tages zuzuschreiben". D., welcher unmittelbar nach der Schlacht bei Lissa mit dem Ritterkreuze des Leopoldordens ausgezeichnet wurde, erhielt in der Promotion vom 29. August 1866 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens.

Während der dem Feldzuge folgenden Friedensepoche nahm D. regen Antheil an den organisatorischen Arbeiten Tegetthoff's und wirkte als Militär-Hafencommandant in Pola und als Leiter sämmtlicher Schulschiffe hauptsächlich dadurch, daß er die Ausbildung von Officieren und Mannschaft auf neue, den gegenwärtigen Anforderungen entsprechende Grundlagen stellte. Im J. 1871 unternahm D. mit dem Grafen Wilczek eine Fahrt nach Nowaja Semlja, um dem Nordpolfahrer Weyprecht Lebensmittel zuzuführen, wurde am 31. October 1872 zum Contreadmiral ernannt und leitete als solcher die im J. 1873 in die spanischen Gewässer entsendete Escadre, um bei den bestehenden Wirren die Interessen der Monarchie zu wahren. Nachdem D. am 25. December 1875 zum Commandanten des Seearsenals in Pola ernannt worden war, wurde er am 17. November 1883 Viceadmiral und Chef der Marinesection des Reichskriegsministeriums. Den weitfliegenden aber wohlbegründeten Ideen Daublebsky's, der im Interesse des Ansehens und der wirthschaftlichen Hebung der Monarchie eine bedeutende Vermehrung der Flotte plante, stellten sich unüberwindliche Hindernisse entgegen und nur die allerbescheidensten seiner Wünsche sah er in Erfüllung gehen. Um so eifriger arbeitete er an der Vervollkommnung des ihm zur Verfügung stehenden Materials. Er führte die so nothwendigen jährlichen Flottenmanöver ein, die er selbst leitete, und sorgte, in der Erkenntniß, daß einem Mangel an Zahl in erster Linie durch eine höhere Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit des Personals abgeholfen werden könne, dafür, daß Officiere und Mannschaften auf Schul- und Missionsschiffen eine gründliche seemännische und taktische Ausbildung erhielten; dann schuf er zum Theil in Ausgestaltung der noch in früherer Zeit von ihm als Hafencommandanten in Pola begonnenen Einrichtungen, Marineschulen verschiedener Kategorien, Arbeiterhäuser, Wohnhäuser für Unterofficiere u. s. w. Am 10. Juli 1884 wurde D. die Würde eines geheimen Rathes verliehen, am 25. October 1888 erfolgte seine Ernennung zum Admiral. Im J. 1896 vermählte sich D. mit seiner Nichte, doch schon am 5. December 1897 erlag er in Wien einer Herzlähmung.

Lukeš, Militärischer Maria-Theresienorden. Wien 1890. — Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausg. von A. Bettelheim. Berlin 1898, II, 387.

Oskar Criste.

Davideit: Johann Heinrich D., Schauspieler, wurde in Memel als Sohn eines Kaufmannes am 22. September 1833 geboren. Gleichfalls zum Kaufmann bestimmt, ging er im J. 1852 gegen den Willen seiner Eltern zur Bühne über und mußte den ganzen Jammer umherziehender Künstler bei erbärmlichem Einkommen Jahre lang durchmachen. Er spielte als erster Held und Liebhaber, sowie als Bariton in Wesel, Iserlohn, Hagen und in Bad Oeynhausen. Nach seiner Vermählung mit Bertha Lutze, einer jungen verwittweten Directorin, bei der er eine Zeit lang engagirt war, im Sommer 1857, ging er für den Winter von 1860—61 mit seiner Frau an das Actientheater zu St. Gallen und dann nach Glarus, von wo ihn der Brand des dortigen Theaters vertrieb. Er kam nach München und wurde am Hoftheater als zweiter Liebhaber nur gegen Spielhonorar beschäftigt. Am 1. October 1862 wurde er fest engagirt und fing bald darauf an, sich dem seiner Begabung am meisten zusagenden komischen Rollenfach zuzuwenden. Er zeichnete sich durch naturwüchsige Gestaltungskraft aus und zählte lange Jahre hindurch zu den beliebtesten Mitgliedern der Münchener Bühne. Seine Darstellung komischer Charaktere, namentlich in Shakespeare's Lustspielen, z. B. des Zettels im „Sommernachtstraum", konnte als mustergültig angesehen werden. Auch war er ein vortrefflicher Kapuziner in „Wallenstein's Lager". Bis zu seinem Ende in seinem Berufe thätig, starb er zu München am 21. Juni 1894.

Grandaur, Chronik der kgl. Hof- und Nationaltheater in München. München 1878, S. 172. — O. J. Bierbaum, Fünfundzwanzig Jahre Münchener Hoftheater-Geschichte. München 1892, S. 73 (Porträt 11). — Neuer Theater-Almanach. Herausg. von der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 6. Jahrg. Berlin 1895, S. 187/8.

H. A. Lier.

Davidis: Henriette D., eine sehr bekannte Schriftstellerin auf dem Gebiete der Hauswirthschaft, wurde am 1. März 1801 (nicht 1800) zu Wengern im Ruhrthale der Provinz Westfalen als die Tochter des dortigen Pfarrers geboren, erhielt im elterlichen Hause bis zur Confirmation ihre Erziehung, besuchte darauf die Töchterschule in Schwelm und bildete sich dann in Elberfeld für das Fach der Erzieherin aus. Als solche war sie zunächst vier Jahre lang im Hause ihrer älteren Schwester thätig und lebte dann weitere vier Jahre in einer hochgestellten Familie in Bremen, worauf sie in das Haus ihrer Mutter zurückkehrte. Später begleitete sie eine gemüthskranke Dame für einige Zeit in die Schweiz, machte sich dann aber insoweit selbständig, als sie 1841 die Leitung einer Mädchenarbeitsschule in Sprockhövel bei Hattingen übernahm. Dieser Wirkungskreis führte sie auf den Gedanken, auch durch geeignete Schriften für die Weiterbildung der Jungfrauen und Mütter in ihren täglichen Berufsgeschäften zu sorgen, und so entstand zunächst ihr „Praktisches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche" (1844), das sich der allergrößten Anerkennung und allerweitesten Verbreitung zu erfreuen hatte, und das, nach dem Tode der Verfasserin erst von L. Rosendorf, dann von L. Holle fortgeführt, 1902 schon in 39. Aufl. erschienen ist. Dieser erste Erfolg ermuthigte Henriette D. zu weiteren Arbeiten auf diesem und verwandtem Gebiete, und so ließ sie dann noch folgende Schriften erscheinen: „Zuverlässige und selbstgeprüfte Recepte" (2. Aufl. 1846); „Der Gemüsegarten" (1850. 8. Aufl. 1871); „Vollständiges Haushaltungsbuch" (1850); „Der Beruf der Jungfrau" (1856. 17. Aufl. 1902); „Puppenköchin Anna. Kochbuch für kleine Mädchen" (1856. 8. Aufl. 1891); „Puppenmutter Anna, oder: Wie Anna sich beschäftigt und ihren Puppenhaushalt führt" (1858. 4. Aufl., bearb. von der Nichte der

Verf., Emma Heine, 1870); „Die Hausfrau" (1861. 17. Aufl., bearb. von Emma Heine, 1902) und als Auszug daraus „Kleines Kochbuch für den bürgerlichen und ländlichen Haushalt. Mit selbstgeprüften Recepten" (5. Aufl., bearb. von Theodore Trainer, 1896); „Küchen- und Blumengarten für Hausfrauen. Nach den Monaten geordnet" (18. Aufl., herausg. vom Garteninspector Hartwig, 1896); „Kraftbrühe von Liebig's Fleischextract" (1870); „Praktische Anleitung zur Bereitung des Roßfleisches" (o. J.). Neben dieser, nur auf das Praktische gerichteten Thätigkeit gewährte Henriette D. auch der poetischen Muse Einlaß in die Stille ihres Heims, und so hat sie ihre Zeitgenossen auch mit einem Bändchen „Gedichte" (1848) beschenkt. Im J. 1848 hatte sie die Leitung ihrer Schule aufgegeben und danach ihren Wohnsitz in verschiedenen Gegenden genommen, bis sie sich zuletzt in Dortmund niederließ, und dort ist sie am 3. April 1876 gestorben.

Pierer's Jahrbücher der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Altenburg 1873. Bd. 3, S. 114. — Sophie Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder. Berlin 1898. Bd. 1, S. 144.

Franz Brümmer.

Davidovich: Paul Freiherr von D., k. k. Feldzeugmeister, geboren im J. 1737 in Ofen, trat am 1. Februar 1757 als Volontär in das Infanterieregiment Erzherzog Karl Nr. 3, avancirte im Laufe des 7jährigen Krieges zum Hauptmann und wurde im November 1771 Major im Infanterieregiment Nr. 19. In dem an bedeutenden Ereignissen nicht eben reichen baierischen Erbfolgekriege gelang es D., sich das höchste militärische Ehrenzeichen, den Maria-Theresienorden zu erwerben. Bei der Erstürmung von Habelschwerdt, 18. Januar 1779, gelangte die zweite, unter dem Commando des Obersten Alvinczy des Infanterieregiments Nr. 19 stehende Colonne irrthümlicherweise vor das stark besetzte böhmische Thor. Major D. erbot sich nun, der Colonne den Weg in die Festung zu öffnen und die Stadtmauern zu übersteigen. Mit sechzig Freiwilligen des Regiments, welchem eine Division Infanterie als Unterstützung nachgesandt wurde, überstieg er die zwei Klafter hohe Planke und gelangte zur stark besetzten Pallisadirung. Trotz des heftigen Feuers der alarmirten Besatzung stürmte D. vor, ließ das Thor einschlagen, die zweite Pallisadirung umlegen und rückte sodann längs der Mauer bis an das Wasserthor. Mittlerweile war es jedoch in der ganzen Stadt lebendig geworden; die in den Vorstädten bequartierten vier feindlichen Compagnien sammelten sich und richteten ein verheerendes Feuer gegen die österreichische Colonne. Major D. aber stürmte entschlossen durch die Vorstadt auf das 400 Schritte davon gelegene böhmische Thor, ließ es durchbrechen und nahm sofort ein beim Pfarrhofe auf der Mauer stehendes Geschütz, aus welchem soeben ein Kartätschenschuß abgefeuert worden war. Die preußische Bedienungsmannschaft, sowie einige Officiere, darunter der Oberst v. Wedel, der von D. selbst im Handgemenge leicht verwundet worden war, wurden gefangen genommen. Bald darauf gelang es D. beim weiteren Vorrücken auch den Festungscommandanten, Prinzen v. Hessen-Philippsthal, gefangen zu nehmen. Hierauf überfiel er die beiden Wachhäuser „zum Stern" und „zum schwarzen Bären", ließ die Mannschaft entwaffnen und stürmte dann auf die Hauptwache los, woselbst eben ein Theil der dritten österreichischen Colonne eingetroffen war. Nach Verlauf von zwei Stunden waren die Kaiserlichen Herren der Festung. Im J. 1780 in den Freiherrnstand erhoben, und im November 1781 Oberstlieutenant im Infanterieregimente Nr. 34 geworden, rückte D. am 8. November 1783 zum Obersten vor und erhielt das Commando des Peterwardeiner Grenzregiments,

mit dem er im Türkenkriege mit vielem Erfolge thätig war. Am 24. April 1788 gelang es ihm die Uebergabe der Festung Schabacz zu bewirken, deren Commandant er nun wurde; im folgenden Jahre unternahm er einen Zug nach Lipnica in Serbien und trieb große Requisitionen ein. Am 16. Januar 1790 zum Generalmajor befördert, machte D. die Feldzüge in den Niederlanden und in Italien mit und erhielt, zum Feldmarschallieutenant ernannt, am 4. März 1796 das Commando eines Armeecorps, welches sich in Tirol und an der Etsch sammelte. Mit diesem Corps schlug er die vor Trient stehende französische Division Vaubois in den Gefechten im Etschthale, 2. bis 7. November, bei Wälsch-Michael, Cembra, Seganzano, Trient und Caliano und warf sie auf dem Montebaldo in die Stellungen bei Ferrara, Madonna della Corona und Rivoli, wo sie von Bonaparte aufgenommen wurde. Als D. später in forcirten Märschen gegen Verona rücken sollte, um sich mit Alvinczy nach dessen Siege bei Caldiero zu vereinigen, schlug er am 17. November Vaubois abermals bei Rivoli und drang auf Pastrengo vor. Aber Alvinczy war infolge des Treffens bei Arcole zurückgegangen und Bonaparte konnte dem bedrängten Vaubois zu Hülfe eilen. D. sah sich nun genöthigt, am 20. November nach Rivoli zurückzugehen, unterlag tags darauf Bonaparte ohne Alvinczy erreichen zu können und wich in das Etschthal nach Ala und Peri zurück; Mantua mußte aufgegeben werden. Im J. 1805 commandirte D. den linken Flügel der Armee in Italien. An der Schlacht von Caldiero nahm er zwar nicht unmittelbaren Antheil, bemächtigte sich jedoch aller Schiffe auf der Etsch und bedrohte den Feind im Rücken. Im J. 1806 wurde D. an die untere Donau gesendet, um über die Lage in Serbien aus eigenem Augenschein berichten zu können, im Mai 1807 wurde er zum Feldzeugmeister befördert und bald darauf mit dem Gouvernement der Festung Komorn betraut, in welcher Verwendung er am 18. Februar 1814 starb.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder. — Weißenbacher, Geschichte des Infanterieregiments Erzherzog Franz Ferdinand Nr. 19. Wien 1896.

Oskar Criste.

Daxenberger: Dr. Sebastian Franz von D., kgl. bair. Staatsrath und Dichter (= „Karl Fernau"), wurde als der Sohn eines sehr vermöglichen Kupferschmiedes am 3. October 1809 zu München geboren, machte seine Gymnasialstudien daselbst, bezog die Universität zu Berlin und Göttingen, wo er mit einer „Dissertatio inauguralis observationes nonnullas ad titulum digestorum de servitutibus praediorum urbanorum continens" (Göttingen 1830) als Doctor juris promovirte. Hier gewann D. die Aufmerksamkeit und Freundschaft des gleichzeitig zu Göttingen studirenden bairischen Kronprinzen Maximilian, welcher den nach seiner Rückkehr als Rechtspraktikant und Accessist im Ministerium des Innern verwendeten jungen Doctor, im November 1835 zu seinem Secretär ernannte. D. nährte die Vorliebe des Kronprinzen für historische Studien, ebenso dessen Neigung zu artistischen Schöpfungen, welche sich in dem Bau und der malerischen Ausschmückung der romantischen Burg zu Hohenschwangau bethätigte, auch feilte und redigirte D. die lyrischen Erzeugnisse des Kronprinzen, der die zarten Empfindungen seiner Seele in gebundener Form zum Ausdruck zu bringen liebte. Nachdem D. den künftigen Monarchen zur Brautwerbung 1842 nach Berlin begleitet hatte, wurde er 1843 Regierungsrath und verwaltete drei Jahre lang das Amt eines Censors. Im April 1847 rückte er zum Oberkirchen- und Schulrath vor, trat aber am Schlusse desselben Jahres als Ministerialrath in das Staatsministerium des kgl. Hauses

und der auswärtigen Angelegenheiten und übernahm die Bearbeitung des politischen Referates. An der epochemachenden kgl. Proclamation vom 6. März 1848 hatte D. einen hervorragenden Antheil: ihr Entwurf war von dem damaligen Staatsminister Ludwig v. Oettingen-Wallerstein, die Redaction von D. Im Januar 1849 ging D. in Stellvertretung des Advocaten J. M. Ruhwandl auf kurze Zeit als Abgeordneter zur Nationalversammlung nach Frankfurt und trat nach seiner Rückkehr in seine alte Stellung. Seit 1851 besaß er den persönlichen Adel, wurde Großcomthur des Verdienstordens der bair. Krone und des hl. Michael, Mitglied des Maximilianordens für Kunst und Wissenschaft; 1856 weilte D. als Mitglied der Donauschifffahrtscommission in Wien; 1866 wurde er Staatsrath im ordentlichen Dienst, und besorgte wiederholt das Portefeuille als Verweser. Als Politiker gehörte er zu den Vertretern der constitutionellen Monarchie bei möglichster Selbständigkeit des bair. Staates. D. starb am 22. Januar 1878. Als Schriftsteller bethätigte sich D. als „Karl Fernau" im Gebiete der Lyrik, des Dramas und der Novelle. Am bekanntesten wurde seine durch Rottmanner's melodramatische Composition effectvoll ausgestattete „Sendlinger Schlacht" (1835, 1844). Im J. 1835 erschienen seine „Mythischen Gedichte", welchen 1845 eine weitere Sammlung von lyrischen Erzeugnissen und Gelegenheitsdichtungen (darunter „Erinnerungen aus Italien", „Weibliche Bildnisse", auch Legenden, Balladen und Romanzen) folgten. Von seinen zahlreichen dramatischen Versuchen (z. B. das Drama „Ulrich Schwarz", 1841, und das Trauerspiel „Beatrice Cenci", 1841) hat sich keiner bleibend auf der Bühne erhalten. Weiteren Beifall fanden seine harmlosen feuilletonistisch angehauchten kleinen Culturschilderungen „Münchener Hundert und Eins" (1840, 1841). Von 1841—1847 redigirte Karl Fernau das von Eduard von Schenk 1834 begründete poetische Taschenbuch „Charitas", welches mit Beiträgen von König Ludwig I., Melchior Diepenbrock, A. Fürstin von Gallitzin, A. v. Maltitz, C. F. Ph. v. Martius, C. v. Neumayr, J. A. Pangkofer, Fr. Rückert, H. G. v. Schubert, Frhr. v. Zu-Rhein, Kronprinz Maximilian, Ludw. Aurbacher, Franz Graf Pocci, Fr. Thiersch und vielen Anderen einen lehrreichen Ueberblick gewährt auf die damaligen poetischen Schwingen Baierns.

Vgl. Schaden, Gelehrtes München. 1834, S. 173. — M. Brühl, Gesch. der kathol. Litteratur. 1861, S. 536. — Brümmer, Lexikon. 4. Aufl. I, S. 243.

Hyac. Holland.

Dechen: Heinrich von D., königl. preußischer Ober-Berghauptmann und Wirkl. Geh. Rath, entstammt einer unter dem Großen Kurfürsten geadelten märkischen Beamtenfamilie. Er wurde am 25. März 1800 in Berlin geboren, woselbst sein Vater die Stellung eines Geh. Regierungsrathes im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete. Seine Mutter Elisabeth Martinet gehörte der französischen Colonie an. Nach Absolvirung seiner Gymnasialstudien im Grauen Kloster, widmete er sich 1818 an der Universität Berlin dem Bergfach und wurde nach rühmlich bestandenem Examen bei den Bergämtern Bochum und Essen beschäftigt. Auf einer Reise nach Belgien, Lothringen und Elsaß sammelte D. (1823) eine Fülle wichtiger Beobachtungen für die gemeinsam mit seinem späteren Schwager v. Oeynhausen und La Roche herausgegebene Schilderung der geologischen Verhältnisse der oberrheinischen Grenzgebirge. Eine 1826 und 1827 in Gesellschaft von Oeynhausen im Auftrag der obersten Bergbehörde in Berlin ausgeführte Reise nach England brachte D. in persönliche Beziehung mit den dortigen Geologen, welche namentlich im Gebiete der Stratigraphie eine führende Stellung behaupteten.

Nach seiner Rückkehr vermählte sich D. mit einer Tochter des Oberberghauptmanns Gerhard, die schon nach wenigen Jahren starb. Auch drei seiner Kinder, darunter den einzigen hoffnungsvollen Sohn mußte der vom Schicksal schwer Geprüfte begraben. Im J. 1828 wurde D. als Oberbergamtsassessor nach Bonn versetzt, aber schon 1831 wieder an die oberste Bergbehörde in Berlin zurückberufen und gleichzeitig zum außerordentlichen Professor der Geologie an der Universität ernannt. 1841 kehrte D. als Berghauptmann nach Bonn zurück und blieb, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1859 und 1860 23 Jahre hindurch Leiter der rheinischen Bergbehörde. Die Stelle eines Oberberghauptmanns in Berlin hatte er abgelehnt, weil er zu eng mit der Entwicklung des Bergbaus und Hüttenwesens in Rheinland und Westfalen verknüpft war und sich nicht von einem Wirkungskreis trennen mochte, in welchem er geradezu Glänzendes geleistet hat. Seine rastlose, einsichtsvolle und im höchsten Grade uneigennützige Thätigkeit verschaffte dem ausgezeichneten Beamten eine seltene Popularität und zugleich die höchste Anerkennung der Regierung. Als er im Jahre 1864 aus dem Staatsdienste schied, erhielt er den Titel eines Wirklichen Geheimen Rathes mit dem Prädicat Excellenz.

Hatte v. D. schon während seiner Amtsthätigkeit mit besonderer Vorliebe geologische Studien betrieben und unterstützt, so widmete er nunmehr seine ganze Kraft der wissenschaftlichen und gemeinnützigen Thätigkeit. Er war die Seele des Naturforschenden Vereins der preußischen Rheinlande und Westfalens, an dessen Spitze er nicht weniger als 40 Jahre stand. Als Stadtverordneter nahm er an allen städtischen Interessen Bonns lebhaften Antheil und bei bergmännischen und hüttenmännischen Unternehmungen war er stets bereit, seinen Rath in liberalster und uneigennützigster Weise zu ertheilen. Seine Lieblingswissenschaft war und blieb bis in das höchste Greisenalter die Geologie. Mit Leop. v. Buch, Beyrich, v. Carnall, G. Rose, Geinitz, Fraas, Schafhäutl u. A. gründete er 1848 in Regensburg die Deutsche geologische Gesellschaft, bei deren Jahresversammlungen er, so lange es seine Kräfte gestatteten, niemals fehlte und wo er regelmäßig den Vorsitz führte.

Dechen's wissenschaftliche Arbeiten beziehen sich fast ausschließlich auf die Rheinprovinz und Westfalen. Schon als 22jähriger Bergpraktikant veröffentlichte er „Bemerkungen über das Liegende des Steinkohlengebirges in der Grafschaft Mark", worin er mit seltener Schärfe und Genauigkeit die Lagerungsverhältnisse und das Alter der fraglichen Schichten feststellte. Eine Reihe ähnlicher Arbeiten folgte diesem Erstlingsversuch und in seiner mit v. Oeynhausen und La Roche abgefaßten Schilderung der geologischen Verhältnisse der oberrheinischen Grenzgebirge (Essen 1825—29) zeigt sich bereits der schwer zu erreichende Meister präciser Darstellungskunst in Wort und Bild, als welcher D. unter seinen Zeitgenossen hervorleuchtet. Es war ihm geradezu Bedürfniß, die Ergebnisse seiner Beobachtungen auch kartographisch darzustellen, und so sehen wir denn auch viele seiner Publicationen von geologischen Karten begleitet. Neben den älteren Sedimentärformationen des rheinischen Schiefergebirgs fesselten die vulkanischen Bildungen im Siebengebirge und in der Eifel v. Dechen's Aufmerksamkeit. Zahlreiche Abhandlungen beschäftigen sich mit ihnen und wurden schließlich in dem „Geognostischen Führer zu der Vulkanreihe der Vorder-Eifel" und in dem „Geognostischen Führer durch das Siebengebirge" (1861) in gemeinverständlicher Form zusammengefaßt. Alle die zahlreichen Einzelbeobachtungen über die geologischen Verhältnisse der Rheinlande sind Vorarbeiten zu Dechen's Haupt-Lebenswerk: „Die geologische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen in 35 Blättern im Maaß-

stab von 1 : 80 000" (Berlin 1852—1882) mit zwei Bänden Erläuterungen. Ferd. Roemer, der competenteste Beurtheiler dieses Riesenwerkes äußert sich folgendermaßen darüber: „Es war die erste geologische Karte eines ansehnlichen Theiles Deutschlands in einem größeren Maaßstabe. Mögen auch später noch speciellere und eingehendere, durch die fortschreitende Wissenschaft unterstützte Aufnahmen im Einzelnen viele Berichtigungen und Verbesserungen bringen, in den Hauptzügen wird das in dieser Karte gelieferte geologische Bild der Provinz Rheinland und Westfalen dauernde Geltung behalten und allen späteren Arbeiten zur Grundlage dienen. Als Werk eines Einzelnen ist diese eine große Wandfläche bedeckende Karte jedenfalls eine bewunderungswerthe Leistung. Unzählige Beobachtungsreisen waren für die Herstellung derselben nöthig. Die meisten Punkte wurden wiederholt besucht, um völlige Sicherheit in Betreff des Beobachteten zu gewinnen. Ein ausgebreiteter Briefwechsel wurde unterhalten, um von anderen Geologen Aufklärungen über einzelne Punkte zu erlangen".

Diese auch in technischer Hinsicht musterhaft ausgeführte geologische Karte diente fast allen in Deutschland bestehenden oder neu gegründeten geologischen Anstalten als Vorbild. Eine weite Verbreitung erhielt die im J. 1866 erschienene „Geologische Uebersichtskarte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen im Maßstab von 1 : 500 000", worin die Ergebnisse von v. Dechen's langjährigen mühevollen Arbeiten auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurden. Schon im J. 1838 hatte D. eine geognostische Uebersichtskarte von Deutschland, Frankreich, England und den angrenzenden Ländern zusammengestellt, die wegen ihrer Anschaulichkeit und geschickten Compilation eine außerordentliche Verbreitung erlangte. Ihr folgte 1869 eine im Auftrag der deutschen geologischen Gesellschaft ausgeführte geologische Karte von Deutschland, die noch heute in der Hand jedes Geologen ist und in keiner Vorlesung über Geologie entbehrt werden kann. Als Aufnahmsgeologe hatte D. in Beyrich, Gümbel, F. Roemer u. A. ebenbürtige Rivalen, in der Kunst, die beobachteten Thatsachen kartographisch darzustellen ist D. nach Leopold v. Buch der Lehrmeister der deutschen Geologen geworden. Neben den langjährigen und fast ununterbrochenen Untersuchungen in den rheinischen Provinzen treten Dechen's sonstige geologische Arbeiten über Schottland und das Riesengebirge in den Hintergrund. Wie sorgsam aber D. die ganze Entwicklung seiner Lieblingswissenschaft verfolgte, geht aus den zahlreichen Vorträgen und Referaten hervor, die er in den Verhandlungen des Naturforschenden Vereins für Rheinland veröffentlichte. v. D. war ein vorzüglicher Typus des altpreußischen Beamten, ein Mann von unbegrenzter Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, streng gegen sich selbst und seine Untergebenen, dabei aber von großer Herzensgüte und Wohlwollen; eine angeborene Vornehmheit verhinderte bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit allzu vertrauliche Annäherung. Durch fast spartanische Bedürfnißlosigkeit hatte er sich seine körperliche Frische bis ins hohe Greisenalter bewahrt, so daß er bei geologischen Excursionen noch als hoher Siebziger gern an der Spitze der Gesellschaft zu wandern pflegte. Er starb tief betrauert von seinen Fachgenossen und zahlreichen Unterstützungsbedürftigen, denen er mit seinen Privatmitteln geholfen hatte, am 15. Februar 1889 in Bonn.

Ferd. Roemer, Nekrolog im Neuen Jahrbuch f. Mineralogie, 1889.

v. Zittel.

Dechend: Hermann Friedrich Alexander von D., Erster Präsident der Reichsbank, geboren am 2. April 1814 zu Marienwerder, † am 30. April 1890. Nachdem D. seine Schulzeit auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt

absolvirt, während welcher seine Neigungen ihn für die philosophische Laufbahn zu bestimmen schienen, bezog er im Frühjahr 1834 die Universität Bonn, um dort, in richtiger Erkenntniß seiner Anlagen, sich alsbald dem Studium der Jurisprudenz und der cameralistischen Wissenschaften zuzuwenden. Das folgende Jahr führte ihn auf die Berliner Universität, wo er durch hervorragenden Fleiß es ermöglichte, unter Entbindung von dem letzten Semester bereits im Herbst des Jahres 1836 sein Auscultatorexamen zu bestehen. Am 27. September 1836 als Beamter vereidigt, erledigte er die ersten Vorbereitungsstadien des Justizdienstes bei dem Land- und Stadtgericht in Marienwerder. Unmittelbar nach abgelegter Referendariatsprüfung im Frühjahr 1838 trat er indessen zur Verwaltung über und verblieb bei der Regierung seiner Vaterstadt bis zur Ablegung des Assessorexamens, dessen Ausfall, wie der damalige Regierungspräsident Freiherr v. Nordenflycht schrieb, „dem Kollegium, bei dem er seine Ausbildung genossen, zur Ehre gereichte". Der junge Assessor nahm zunächst einen längeren Urlaub, um zur Erweiterung seiner Kenntnisse und seines Gesichtskreises eine zehnmonatliche Reise in das Ausland anzutreten — für die damalige Zeit ein Zeichen ungewöhnlichen Unternehmungsgeistes und Wissensdranges. Bereichert an Erfahrung und Weltkenntniß trat er dann im Herbst 1842 in das Regierungscollegium zu Marienwerder ein, wo sich ihm besonders auch durch mancherlei Vertretungen Gelegenheit zu vielseitiger Ausbildung bot.

Ein im September des Jahres 1844 unternommener Ausflug nach Berlin zum Besuch der Kunst- und Gewerbeausstellung und Anhörung von Vorlesungen am Gewerbe-Institut bot dem jungen Manne die Gelegenheit, die Aufmerksamkeit einflußreicher Personen, besonders Beuth's, auf sich zu ziehen, und dem vortheilhaften Eindruck, den er auf den kenntnißreichen Förderer des Gewerbefleißes gemacht, hatte er es wol zunächst zu verdanken, daß er auf seinen Wunsch für die nächste Zeit behufs seiner technisch-gewerblichen Ausbildung in der damaligen Abtheilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen des Finanzministeriums beschäftigt wurde.

Im Januar 1846 wurde D. an die Regierung zu Arnsberg versetzt, um dort als Decernent in Gewerbe-, Fabriken- und Handelssachen die in Berlin erworbenen Kenntnisse zu verwerthen. Wie manche Berichte des damaligen Regierungspräsidenten Grafen Itzenplitz bezeugen, war er auch dort „mit ganz vorzüglichem Erfolge thätig". Im J. 1847 vertrat er längere Zeit den Oberpräsidialrath in Münster.

Für sein ferneres amtliches Leben bestimmend war das Jahr 1848, welches ihn zuerst in Berührung mit dem Bankwesen brachte. Im J. 1848 nämlich wurde er durch den damaligen Finanzminister Hansemann nach Berlin berufen, um die Einrichtung und Leitung der durch das Gesetz vom 15. April jenes Jahres angeordneten öffentlichen Darlehnscassen zu übernehmen. Während dieser Beschäftigung wurde er seit dem 14. Februar 1849 gleichzeitig mit der Verwaltung der Darlehnscassen in der Etat- und Cassenabtheilung des Finanzministeriums beschäftigt und am 30. Juli 1849 zum Regierungsrath ernannt. Noch in demselben Jahre aber berief ihn der Minister v. d. Heydt als vortragenden Rath in das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Seine Ernennung zum Geheimen Regierungsrath datirt vom 11. October 1849. Aber auch diese Stellung, in welcher er die Bankangelegenheiten zu bearbeiten hatte, sollte nur von kurzer Dauer sein; sie bildete nur den Uebergang zu der Beschäftigung, in welcher D. sein hervorragendes Verwaltungstalent zur vollen Entwicklung bringen sollte. Schon

durch seine Thätigkeit bei der Verwaltung der Darlehnscassen war er mit dem Präsidenten der Preußischen Bank v. Lamprecht in nähere Beziehung getreten und hatte einen Einblick gethan in das Getriebe jenes großen Geldinstituts, welches sein Interesse von vorn herein in hohem Grade gefesselt haben muß. Er hatte den Boden gefunden, der seiner Eigenart am meisten zusagte. Durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 1. November 1851 wurde er zum Hauptbank-Director und Mitglied des Königlich Preußischen Hauptbank-Directoriums ernannt.

Von diesem Zeitpunkte an fällt seine Lebensgeschichte zusammen mit der Geschichte nicht bloß des Instituts, an dessen Spitze er zu treten bestimmt war, sondern der Entwicklung des Bankwesens in Deutschland überhaupt. Zu der Zeit, als er in das Hauptbankdirectorium eintrat, stand die Preußische Bank noch unter der Herrschaft der Bankordnung vom 5. October 1846; sie arbeitete mit einem Privatcapital von nur 10 Millionen Thalern und mit einem sich auf weniger als 1 Million belaufenden Einschußcapital des preußischen Staates; ihre Befugniß zur Ausgabe von Banknoten war auf den Höchstbetrag von 21 Millionen Thalern beschränkt. Erst durch das unter Dechend's Mitwirkung entstandene Gesetz vom 7. Mai 1856 wurde unter gleichzeitiger Erhöhung des Einschußcapitals der Banktheilseigener um 5 Mill. Thaler die Bank ermächtigt, über den Betrag von 21 Millionen Thaler hinaus unter Beobachtung gewisser Deckungsvorschriften Banknoten nach Bedürfniß des Verkehrs auszugeben.

Nachdem D. im März 1864 Vice-Präsident und im December desselben Jahres nach dem Tode Lamprecht's Präsident des Hauptbank-Directoriums geworden, erfolgte auf seine Veranlassung durch Gesetz vom 24. September 1866 eine abermalige Erhöhung des Stammcapitals der Bank um 5 Millionen Thaler, sodaß dasselbe nunmehr 20 Millionen betrug. Der Krieg des Jahres 1866, während dessen die Bank die schwierige Probe, welche die Zeitverhältnisse ihr auferlegten, vortrefflich bestand, hatte die Grenze des preußischen Staates und damit des Gebiets erweitert, auf das die Bank ihre Thätigkeit zu erstrecken berechtigt war. Alsdann wurden in den neuerworbenen Landestheilen, den Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau neue Zweiganstalten errichtet. Der inzwischen in den Adelstand erhobene und von seinem König durch Ordensverleihungen wiederholt ausgezeichnete Präsident war unermüdlich thätig, die Folgen des Krieges, soweit sie sich auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe fühlbar machten, durch weitgehende Hülfe seitens der Bank zu beseitigen. Wieder wie im J. 1848 sah er sich an die Spitze der Hauptverwaltung öffentlicher Darlehnscassen gestellt, deren segensreiche Wirkungen vorzugsweise seiner sachkundigen Leitung zu danken waren. In jener Zeit des Norddeutschen Bundes wurde auch auf des Präsidenten v. D. Antrieb der Bau des neuen Dienstgebäudes der Hauptbank in Berlin in Angriff genommen und wesentlich infolge seines weiten Blickes und seines festen Vertrauens in die große Zukunft des Instituts von vornherein auf eine erhebliche Erweiterung der bestehenden und auf die Einführung neuer Geschäftszweige berechnet. Das neue Gebäude, in dessen Bauzeit der Krieg von 1870/71 fiel, wurde gerade zur rechten Zeit fertig. Denn mit der Gründung des Deutschen Reiches begann eine neue Entwicklungsstufe für die Preußische Bank, welche am 1. Januar 1876 in die Reichsbank umgewandelt wurde. Die Ausdehnung des Netzes der Zweiganstalten, welche D. bereits 1865 vergeblich angestrebt hatte, konnte und mußte nunmehr zur Ausführung gelangen. Bereits unmittelbar nach dem Kriege erhielten die bedeutendsten Städte Elsaß-

Lothringens Bankanstalten, andere außerpreußische Städte folgten nach, bis endlich die Reichsbank im J. 1876 ihre Wirksamkeit über das ganze Reich ausdehnte.

Mit dieser räumlichen Erweiterung Hand in Hand ging die des Geschäftskreises. Bereits im J. 1873 war in Anlehnung an verwandte Einrichtungen der Bank von Frankreich das „Komtor für Werthpapiere" eröffnet worden. Der Präsident v. D. hatte stets ein offenes Auge auch für die nützlichen Einrichtungen des Auslandes und bestrebte sich, solche auch bei uns nicht bloß nachahmend einzuführen, sondern sie unseren Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen und weiter auszubilden. Diese „offenen Depots" hatten einen glänzenden Erfolg. Der Nominalwerth der der Bank zur Verwahrung und Verwaltung übergebenen Werthpapiere betrug schon im J. 1876 424 Millionen Mark und stieg zum Schluß des Jahres 1889 auf mehr als 2 Milliarden.

Noch weit wichtiger aber war die im J. 1876 erfolgte Einführung des Giro-Verkehrs, ohne welchen die Reichsbank ihre Aufgabe nicht hätte erfüllen können. Mit der Preußischen Bank kamen die verzinslichen Depositen, zu deren Annahme dieselbe verpflichtet gewesen, in Wegfall; es galt nicht nur diese Lücke auszufüllen, sondern auch die durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 der Reichsbank gestellte Aufgabe zu erfüllen: „den Geldumlauf im gesammten Reichsgebiet zu regeln und die Zahlungs-Ausgleichungen zu erleichtern". Die Art, wie dies mit Hülfe des Check- und Giro-Verkehrs ins Werk gesetzt worden, wird stets als ein Hauptverdienst von D. anzusehen sein. Dazu traten seit dem Jahre 1883 noch die auf Dechend's Antrieb in den bedeutendsten Handelsplätzen des Reichs nach dem Vorbild des englischen und amerikanischen Clearing-Systems ins Leben gerufene Abrechnungsstellen.

Aus den alljährlich im Jahresbericht der Reichsbank veröffentlichten Zahlen ergibt sich die gewaltige Bedeutung des Giro- und Abrechnungsverkehrs für das Geldwesen im Reiche überhaupt. Ohne die dadurch herbeigeführte Ersparniß an baarem Gelde und Geldzeichen wäre die Ein- und Durchführung der Goldwährung in Deutschland nicht möglich gewesen. Wenn auch ähnliche Einrichtungen schon vordem in anderen Ländern, besonders in England und Amerika, bestanden haben, so existirt doch in keinem Lande der Welt in ähnlicher Ausdehnung das mit unserm Giro-Verkehr verbundene System der kostenfreien Zahlungsleistung an jedem anderen Bankplatze, wodurch, wie der Verstorbene es zu bezeichnen liebte, „ganz Deutschland ein Bankplatz geworden ist". Aber die Fürsorge Dechend's erstreckte sich nicht nur bloß auf die Einführung neuer, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechender Einrichtungen, sondern er beförderte durch sein überall rastlos vorwärts treibendes Wesen auch die rasche Entwicklung der alten, das hauptsächlichste Feld der Thätigkeit jeder Notenbank bildenden Geschäftszweige: des Disconto- und des Lombardgeschäfts. Welch colossale Veränderungen auch in diesen Geschäftszweigen seit dem Eintritt Dechend's in das Hauptbank-Directorium sich vollzogen haben, ergeben folgende Zahlen. Die gesammten Wechselankäufe der Bank im J. 1851 beliefen sich auf ca. 233½ Millionen Mark, dagegen im J. 1889 auf 4697 Millionen. Die Lombarddarlehen betrugen 1851: 107 Millionen Mark, dagegen 1889: 1045½ Millionen. Die Gesammtumsätze vermehrten sich in denselben Jahren von 1417½ Millionen Mark auf 99 709 Millionen. Die Zahl der Zweiganstalten stieg von 45 auf 239, die der Bankbeamten von 177 auf 1445.

Auch auf anderen Gebieten wurde von den Kenntnissen und Erfahrungen Dechend's reicher Gebrauch gemacht. Königliches Vertrauen berief ihn schon

im November 1872 in das Herrenhaus, im Juni 1884 in den Staatsrath, und in beiden Körperschaften hat er mit Auszeichnung und Erfolg gewirkt. Seiner evangelischen Kirche hat er als Mitglied der Generalsynode und der Provinzialsynode der Provinz Brandenburg mit Hingebung gedient. Zahlreichen gemeinnützigen Unternehmungen und Wohlthätigkeitsinstituten ist er ein treuer, an Erfolgen reicher Berather und Förderer gewesen. Das Wilhelmsstift in Charlottenburg ist sein Werk. Wol mag nach solchen Ergebnissen die Laufbahn v. Dechend's als eine reich gesegnete bezeichnet werden, auf die er mit Stolz zurückblicken konnte, als er am 27. September 1886 in seltener körperlicher und geistiger Frische sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, hochbeglückt durch ein überaus schmeichelhaftes Handschreiben seines Kaisers.

Die unverwüstliche Gesundheit und Geistesfrische, deren der Präsident v. D. sich zu erfreuen hatte, verblieben ihm bis in sein hohes Alter. Noch ist in Aller Gedächtniß, mit welcher Schlagfertigkeit und fast jugendlicher Lebhaftigkeit er sich an den Verhandlungen des Reichstags betheiligte, welche dem Erlaß des Gesetzes vom 18. December 1889, betreffend die Abänderung des Bankgesetzes vom 14. März 1875, vorausgingen. Die Verehrung weiter Kreise äußerte sich in rührender Weise, als er im Decbr. 1889 sein 25. Dienstjahr als Bankpräsident vollendete.

D. stand bei Bismarck, dem in seiner Eigenschaft als Reichskanzler die oberste Leitung der Reichsbank zustand, lange Zeit in hohem Ansehen und vielfachem persönlichen Verkehr, zumal Bismarck in der ersten Zeit nach Errichtung der Reichsbank sich für diese lebhaft interessirte und an den Sitzungen des Reichsbankcuratoriums, an welche sich damals im Kanzleramt ein kleines Diner anzuschließen pflegte, mehrfach theilgenommen hat. Auch in der Zeit, als unsere Goldwährung gefährdet war, in den achtziger Jahren, hat D. wol dazu beigetragen, den Fürsten Bismarck von Schritten zur Anbahnung des internationalen Bimetallismus, dem er durchaus abhold war, abzuhalten. Vorher freilich (1879) hat sich D. für die Einstellung der deutschen Silberverkäufe erklärt, weil er auf eine Preisbesserung des Silbers hoffte. Das Verbot der Beleihung der russischen Papiere überraschte auch D., und war nicht nach seinem Sinn. Fürst Bismarck soll es nicht *selbst* verfügt haben.

D. konnte auf eine 44jährige, reichgesegnete Ehe zurückblicken und er hat das Glück gehabt, den 76. Geburtstag in voller Gesundheit und heitersten Stimmung zu verleben. Der Tod hat ihn in der Form eines plötzlich auftretenden Unterleibsleidens völlig überrascht.

Heinrich v. Poschinger.

Dedenroth: Eugen Hermann von D., Schriftsteller, wurde am 5. März 1829 in Saarlouis geboren und erhielt infolge vielfacher Versetzungen seines Vaters, des Generallieutenants v. D., seine Bildung und Erziehung in verschiedenen Garnisonstädten. Nachdem er die Gymnasien in Posen, Danzig und das Kölnische Gymnasium in Berlin besucht hatte, trat er 1847 als Avantageur in das Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiment ein, zog mit demselben 1848 in den Krieg gegen Dänemark und wurde in der Schlacht bei Schleswig (23. April) Officier. Das spätere Garnisonleben gewährte ihm Muße genug, sich mit journalistischen und poetischen Arbeiten zu beschäftigen, wobei er sich des Pseudonyms Eugen Hermann bediente. In rascher Folge erschienen von ihm „Die Schöpfung" (ein didaktisches Gedicht, 1855); „Glanz und Flitter. Gesellschaftsbilder aus der Gegenwart" (1856); „Der große Kurfürst" (ein episches Gedicht, das eigentlich nur historischen Werth hat, 1857); „Des Kaisers Polizei" (Histor. Rom., II, 1858), „Bernhard Owen, oder: Der Sohn des Magnetiseurs" (Rom., 1859); „Eine deutsche Revolution, oder: Der

Carneval von 1848" (Rom., II, 1860), „Robert Hammer" (Erzählung, II, 1860). Indeß trat der Hang zur Schriftstellerei oft in Collision mit den Beschränkungen, welche für schriftstellernde Officiere eine Art Censur bilden, und eine an sich ziemlich harmlose Satire „Ein Sohn Alexanders von Humboldt" (in „Gesammelte Novellen und Skizzen", IV, 1858) wurde schließlich die Veranlassung, daß D. 1858 aus dem activen Militärdienst schied. Er hatte in jener Skizze die Kammerherrnstelle des Gelehrten gegeißelt, und durch die ausgesprochene Ansicht, daß der Gelehrte in solcher Stellung an Würde verliere, Anstoß erregt. Da dem Verfasser nun die Wahl gestellt wurde, schriftstellerische Arbeiten ganz zu unterlassen oder dieselben vor der Veröffentlichung der Censur seiner Vorgesetzten zu unterbreiten, so gab er seine Laufbahn auf und beschloß, sich durch seine Feder eine neue Existenz zu begründen. Letzteres gelang in selten glücklicher Weise, besonders, nachdem er 1862 das Gebiet der volksthümlichen, der Colportage- und Schauerromane betreten hatte, welche er unter dem Namen Ernst Pitawall in die Welt sandte, und die zum Theil in 40 000 Exemplaren verbreitet wurden. Dabei besaß er eine erstaunliche Productivität, die von 1862 ab 46 Romane, Novellen und Erzählungen auf den Büchermarkt warf und ihm eine behagliche Existenz ermöglichte. Aus dem stehenden Heere war D. zur Gardelandwehr übergetreten, erhielt dort einen Adjutantenposten und sah in dem Angebot desselben eine Genugthuung für die wenig humane Art, mit der man wegen eines belletristischen Scherzes gegen ihn aufgetreten war. In dieser Stellung avancirte er zum Hauptmann, führte im Kriege von 1866 eine Gardelandwehrcompagnie bei Königgrätz und wurde 1867 auf seinen Antrag, weil seine Augenschwäche Invalidität constatirte, mit Pension in den Ruhestand versetzt. In der Folge lieferte er neben seinen belletristischen Arbeiten die Theaterkritiken für die „Tribüne". Im Jahre 1873 verlegte D., der bis dahin auf seinem Besitzthum in Charlottenburg gelebt hatte, seinen Wohnsitz nach Kötzschenbroda bei Dresden, und hier ist er am 16. October 1887 gestorben. Auf eine Aufzählung seiner belletristischen Schriften muß hier verzichtet werden; wichtiger als diese sind sein historisches Werk „Die Männer des Volks" (1864), das anonym erschien, und seine militärischen Schriften „Der Krieg in Holstein" (1864) und „Uebersicht des Krieges 1870—71" (1871), das für alle militärischen Erziehungsanstalten beschafft wurde.

Persönliche Mittheilungen. Franz Brümmer.

Deecke: Wilhelm D., geboren am 1. April 1831 zu Lübeck, † am 2. Januar 1897 zu Straßburg i. E. Er besuchte das Katharineum seiner Vaterstadt, an dem sein Vater Professor war, und ging, nachdem er mit 17 Jahren die Reifeprüfung bestanden, zunächst nach Leipzig, und im folgenden Jahre nach Berlin, um Philologie zu studiren. Nach Beendigung dieser Studien übernahm er zunächst eine Vertretung am Katharineum, wurde dann aber von der Lübecker Schulbehörde 1855 als Director der Ernestinenschule, einer höheren Töchterschule, angestellt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1870. In diesem Jahre erhielt er, nachdem er die preußische Staatsprüfung bestanden hatte und in Leipzig promovirt worden war, einen Ruf als Oberlehrer an die Realschule 1. Ordnung zu Elberfeld. Es war dies aber nur eine Durchgangsstellung, denn schon im folgenden Jahre wurde er als Conrector an das Lyceum in Straßburg i. E. berufen. Der Titel Conrector war hier kein leeres Wort, sondern D. hatte in der That die Anstalt mitzuleiten, ja, er war gewissermaßen der eigentliche Leiter, da der bisherige Director nur mangelhaft Deutsch verstand, und die Regierung durch D. die Schule, die noch im

wesentlichen einen französischen Charakter trug, in eine deutsche Anstalt umwandeln wollte. Diese nicht leichte Aufgabe, die noch durch die Verwaltung eines Internates, sowie durch die Mitverwaltung des Anstaltsvermögens erschwert wurde, löste er so vortrefflich, daß er im J. 1879, nachdem für den bisherigen Director eine anderweite geeignete Stelle gefunden worden war, zum alleinigen Leiter der Anstalt ernannt wurde. Leider wurde diese seine Wirksamkeit im J. 1884 jäh unterbrochen. Wegen der Frage, ob confessionelle oder paritätische Schule, sowie wegen sonstiger Ansichtsverschiedenheiten war D. mit dem Statthalter Edwin v. Manteuffel in Gegnerschaft gerathen. Das Verhältniß zwischen beiden war schon ohnehin ein etwas gespanntes, und als nun D. seinen Standpunkt in öffentlichen Vorträgen und in einer daraus hervorgegangenen Schrift „Plaudereien über Schule und Haus“ (1884) vertheidigte, wurde er als Director an das Gymnasium der kleinen Stadt Buchsweiler versetzt, in eine Stellung, die seine bisherige hervorragende Wirksamkeit fast völlig lahm legte. Erst 1889 versetzte ihn der Statthalter Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst als Director nach Mülhausen, wo er wieder in angemessenere Verhältnisse gelangte. In dieser Stellung erkrankte er 1896 an einem schweren Magenleiden, wegen dessen er zum Zwecke einer Operation nach Straßburg sich begab, aber noch vor der Operation starb.

Neben seiner Thätigkeit als Schulmann ging eine reiche wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit einher. Bei der Vielseitigkeit seines Wissens, das das Gesammtgebiet der classischen Philologie, sowie auch die Linguistik, wenigstens zum Theil, umfaßte, sind die von ihm herausgegebenen Werke sehr mannichfach. Abgesehen von Arbeiten, die seine Vaterstadt betreffen, wie „Wilhelm van Bippen, ein deutsches Gelehrtenleben“ (1867) und „Aus meinen Erinnerungen an Emanuel Geibel“ (1885) hat er germanistische Arbeiten veröffentlicht, nämlich über „Deutsche Verwandtschaftsnamen“ (1870), und solche aus dem Gebiet des Lateinischen, wo außer verschiedenen kleineren Arbeiten seine „Lateinische Grammatik mit Erläuterungen“ (1893) zu nennen ist. Seine eigentliche Bedeutung indessen liegt auf zwei anderen Gebieten, dem der kyprischen Inschriften und dem des Etruskischen. Auf dem ersteren kommt ihm, neben Mor. Schmidt und Sigismund, das Verdienst zu, das einheimische kyprische Alphabet entziffert zu haben. Die eigentlich grundlegende Arbeit dafür befindet sich in Georg Curtius' Studien zur griech. u. lat. Grammatik VII (1874). Später hat er dann die gesammten griechisch-kyprischen Inschriften in der Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften von H. Collitz herausgegeben (I, 1. 1883). Seine etruskologischen Arbeiten wurden eingeleitet durch eine Kritik: „Corssen und die Sprache der Etrusker“ (1875). In dieser kleinen Broschüre von 59 S. wies er überzeugend nach, daß die von Corssen in zwei dicken Bänden gefundenen angeblichen Resultate, wonach das Etruskische eine indogermanische Sprache sei, nicht stichhaltig sind. Dann folgten eigene Untersuchungen, „Etruskische Forschungen“ (1875—84) in sechs Heften, deren letzte aber leider zu dem Standpunkte Corssen's zurückkehrten. Neben diesen eigenen Untersuchungen lief die Neuherausgabe von K. O. Müller's „Etruskern“ (1877) her. Durch jenen Umschwung hatte D. seine wissenschaftliche Stellung untergraben, und seine späteren Arbeiten, wie über „Die Bleiplatte von Magliano“ (im Jahresbericht des Gymn. v. Buchsweiler. Colmar 1885), über „Die Falisker“ (1888) hatten geringen Erfolg. Auch seine „Lykischen Studien“ (in Bezzenberger's Beiträgen, Bd. 12 u. 13, 1887 u. 1888) stehen auf dem Standpunkte des Indogermanismus und haben die Sache nicht sehr gefördert. Auch als Dichter ist D. in einer Sammlung „Heimatklänge“ hervorgetreten.

Karl Pauli.

Deetz: Arthur D., Director des kgl. Schauspiels in Berlin, wurde am 18. Juni 1826 als Sohn des Oberstabs- und Garnisonarztes Dr. Deetz in Wesel geboren, besuchte das Gymnasium, wurde dann Avantageur bei der 7. Artilleriebrigade in Köln und studirte von 1844—46 an der Artillerieschule zu Berlin. Bald darauf aber widmete er sich dem Schauspielerberuf, indem er am 8. November 1846 bei dem großherzoglichen Theater in Neustrelitz eintrat. Er spielte dann jugendliche Helden in Posen, vorübergehend auch am Wiener Burgtheater, in Leipzig, Weimar, Budapest und Breslau. Als er seit 1856 vier Jahre lang in Mannheim fest engagirt war, fing er bereits an, Heldenväter darzustellen. 1860—61 wirkte er unter Eduard Devrient in Karlsruhe. Durch seine Vermählung mit der vortrefflichen Sängerin Maria Brand kam er in die Lage, eine deutsche Oper in Amsterdam zu begründen. Künstlerische Erfolge blieben dabei nicht aus, konnten aber die materiellen Einbußen nicht ersetzen. D. übernahm daher mit seiner Frau ein Engagement am Stadttheater in Leipzig (1865—67) und zog dann weiter nach Darmstadt, (1867—69) und nach Prag (1869—70). In den Jahren 1870—71 war er Oberregisseur in Dessau und zuletzt von 1871—73 in Weimar. Im J. 1873 trat er in den Verband des königlichen Schauspiels in Berlin ein. Er gab dort Heldenrollen wie den Uriel Acosta und Wallenstein. Seit dem Jahre 1874 übernahm er die Regie des Schauspiels und zu Ende 1877 wurde ihm die Oberleitung desselben übertragen. Nachdem er am 3. Juni 1878 seine schauspielerische Thätigkeit als Cajetan abgeschlossen hatte, wurde er am 1. Januar 1879 zum Director des königlichen Schauspiels befördert. Im J. 1887 in den Ruhestand getreten, übte er noch eine ersprießliche Lehrthätigkeit aus und huldigte seiner Liebhaberei für Sammlung theatergeschichtlicher Merkwürdigkeiten. Er starb am 16. Juli 1897 in Berlin. Seine Freunde rühmten ihm eine unantastbare Rechtschaffenheit, einen edlen Charakter und vornehme künstlerische Gesinnung nach, die er in seiner Berliner Stellung freilich oft nicht bethätigen konnte, so daß er vielfach ungerecht angegriffen wurde. In seiner Eigenschaft als Regisseur bearbeitete er Philipp Massinger's Trauerspiel „Der Herzog von Mailand" für die deutsche Bühne.

Vgl. Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 9. Jahrg. Berlin 1898. S. 145, 192–194. — Max Kurnik, Ein Menschenalter Theater-Erinnerungen (1845—1880). Berlin 1882. S. 118, 120, 126. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die königlichen Theater in Berlin. Statistischer Ueberblick. Berlin 1886. Register. — P. Schlenther, Botho von Hülsen und seine Leute. Berlin 1883. S. 46 f. — Oscar Teuber, Geschichte des Prager Theaters. Prag 1885. III. Register.

H. A. Lier.

Deffner: Karl Christian Ulrich D., geboren zu Ludwigsburg am 4. August 1789, † zu Eßlingen am 27. October 1846, hervorragender württembergischer Industrieller. Sohn eines in dürftigen Verhältnissen gestorbenen Miniaturmalers, durch Reisen nach Paris und London mit auswärtigen Verhältnissen bekannt geworden, associirte er sich, obwohl nur im Besitze eines Capitals von 2—3000 fl. im J. 1815 mit dem Inhaber einer Lakiererwerkstädte, Rudy, zu Eßlingen, von dem er 1819 das Geschäft ganz an sich brachte. In den Jahren 1826—28 baute er daselbst eine größere Lakier- und Blechwaarenfabrik, die mit der Zeit eine der bedeutendsten Anlagen dieser Art in Deutschland wurde. Abgesehen von diesem eigenen Geschäft war er Theilhaber einer Reihe anderer, theils specifisch Eßlinger, theils allgemeiner württembergischer Geschäfte und regte insbesondere die Gründung der Jahrzehnte lang hervorragenden Eßlinger Maschinenfabrik an. Weiterhin war er Mitglied des

Handelsschiedsgerichts und Vorstand des süddeutschen Fabrikantenvereins. Freund aller gemeinnützigen Bestrebungen seiner Heimath und ein Mann von echtem Bürgersinn wurde der um die gewerbliche Entwicklung Eßlingens sehr verdiente Mann Mitglied der Stadtverwaltung und vertrat seit 1831 bis zu seinem Tode, als Angehöriger der liberalen Richtung den Oberamtsbezirk Eßlingen im württembergischen Landtage, in welcher Thätigkeit er insbesondere für das Zustandekommen der württembergischen Staatseisenbahn eifrig bemüht war. Nach seinem Tode leitete sein ältester Sohn, gleichfalls Karl genannt, geboren zu Eßlingen am 8. Juli 1817, † daselbst am 11. Juni 1877, das Geschäft mit gleichem Erfolge. In weiterem Wirkungskreis wurde er Mitglied der Handels- und Gewerbekammer Stuttgart, Beirath der Centralstelle für Handel und Gewerbe, wie sein Vater, auch Anhänger von dessen politischer Richtung, bezw. der großdeutschen Partei, 1856—70 Landtagsabgeordneter für den Bezirk Eßlingen, 1868—70 Abgeordneter zum deutschen Zollparlament. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit Naturwissenschaften, insbesondere Geologie seiner Heimath, in welcher Hinsicht er auch mit Erfolg schriftstellerisch thätig war. Nach seinem Tode wurde ihm von seinen Mitbürgern ein Denkmal, der Dessnerstein, gesetzt. Pfaff.

Degenfeld: August Graf D.-Schonburg, k. u. k. Feldzeugmeister, wurde am 10. December 1798 zu Groß-Kanizsa geboren, wo sein Vater, der Theresien-Ritter und 1848 als Generalmajor verstorbene Graf Friedrich Christoph, damals als Rittmeister in Garnison war. Nachdem D. das Gymnasium in Stuttgart besucht hatte, trat er im Juni 1815 als Unterlieutenant in das 33. Infanterieregiment, nahm mit demselben Theil an den Operationen der österreichischen Reservearmee FML. Fürst Alois Liechtenstein, ebenso im J. 1821 an dem Zuge gegen Neapel, kam zwei Jahre später in das 2. Jägerbataillon und wurde 1827 der Militärcommission bei der deutschen Bundesversammlung zugetheilt. Am 1. Januar 1828 erfolgte seine Beförderung zum Oberlieutenant im 62. Infanterieregiment und in demselben Jahre zum Capitänlieutenant im 30. Infanterieregimente. Nachdem D. im Herbste 1830 zum Hauptmann, 1835 zum Major befördert und zum Generalcommando-Adjutanten in Böhmen ernannt worden war, in welcher Stellung er eine sehr verdienstvolle Thätigkeit entwickelte, kam er im April 1842 als Oberst und Commandant zum 11. Infanterieregimente. Im Mai 1848 erhielt D. das Commando einer Brigade in Wien, wurde jedoch, am 1. Juni zum Generalmajor befördert, schon wenige Tage später zur Armee nach Italien bestimmt, wo er Ende Juni eine Brigade im II. Reserve-Armeecorps, FML. Baron Welden erhielt. Anfangs war die Brigade D. zur Küstenbewachung in der Strecke zwischen der Isonzo- und der Piavemündung bestimmt, doch bald rückte sie über Treviso gegen die Etsch vor, an welcher Radetzky sich eben zum Ergreifen der Offensive rüstete. Nach der zu diesem Zwecke Ende Juli entworfenen Ordre de bataille erhielt die Brigade D. ihre Eintheilung in das IV. Armeecorps und kam nach Mantua. Von hier nahm D. Theil an den Diversionen des G. d. C. v. Gorzkowski gegen Norden und nach durchgeführter Verbindung zwischen der Armee und der Festung, an dem Verfolgungsmarsche gegen den Ticino und an die Adda. Nach abgeschlossenem Waffenstillland wurde das IV. Armeecorps zur Besetzung des Herzogthums Parma bestimmt. Am 8. August rückte D. mit seiner Brigade von Mailand ab, übersetzte am 12. bei Cremona den Po und rückte am 14. in die Hauptstadt Parma ein, von wo aus durch Streifcommanden binnen kürzester Zeit das ganze Herzogthum wieder für seinen rechtmäßigen Herrscher in Besitz genommen wurde. Dem GM. Grafen D. fiel dann die schwierige Aufgabe zu, die bis zur Rück-

kehr des Herzogs eingesetzte provisorische Regierung des Landes zu führen. Nach Kündigung des Waffenstillstandes überschritt die Brigade D. im Verbande des IV. Corps, welches bei der nun in nordwestlicher Richtung angeordneten Vorrückung gegen das in der Gegend von Novara stehende sardinische Heer den äußersten linken Flügel zu bilden hatte, bei Pavia den Ticino, 20. März 1849, nahm am 21. Stellung bei S. Giorgio südl. Mortara und am 22. bei Torre di Robbio nordwestlich dieser Stadt. Am 23. war es dem Corps beschieden, durch Einschwenken am äußersten linken Flügel und Verlegen der Verbindung mit dem Inneren Piemonts die Niederlage des feindlichen Heeres vollständig zu machen. Die Brigade D. marschirte an der Spitze des Corps, als sich Mittags der Corpscommandant FML. Graf Thurn entschloß, über Casalino und Cameriano nach dem Kampfplatze zu eilen. Die Vorrückung geschah unaufhaltsam und so rasch, daß dem Feinde keine Zeit übrig blieb, die Bewegung des Corps wenigstens bei der Agognabrücke aufzuhalten. Unmittelbar nachdem die Brigade D. den Fluß überschritten hatte, erschienen feindliche Geschütze auf der Straße, vor deren Feuer die vorausgesandte halbe Escadron Cavallerie zurückweichen mußte. Aber D. hatte schon während der Attacke dieser Reiter einige Geschütze vorrücken lassen und eine Infanteriedivision jenseits der Chausseegräben postirt. Der schnelle Rückzug der Cavallerie und das verheerende feindliche Geschützfeuer verhinderten jedoch das Abprotzen der kaiserlichen Geschütze und auch die Infanterie begann zu weichen. In diesem kritischen Augenblicke wirkte das Beispiel des Generals D., der inmitten des stärksten feindlichen Feuers auf freiem Felde aushielt, so ermuthigend auf die weichenden Truppen, daß es gelang, das Gefecht wieder herzustellen und die Geschütze in Thätigkeit zu setzen. Noch während des gefährlichsten Augenblickes, welcher, bei weniger Entschlossenheit und Selbstaufopferung von Seite Degenfeld's, durch den Gegner zweifellos zur Vorrückung gegen die Agognabrücke benutzt worden wäre, ein Umstand, der die spätere Entwicklung des Corps verzögert, vielleicht auch unmöglich oder doch nutzlos gemacht haben würde, erschienen vier feindliche Bataillone mit einer halben Batterie, die General Durando zum Schutze seiner rechten Flanke entsendet hatte. Ohne weitere Befehle zu erwarten, disponirte D. einen Theil seiner Truppen zur Vorrückung in dieser Richtung, brachte das Gefecht in der Front in geregelten Gang und drang dann unaufhaltsam gegen die feindliche Stellung vor. Die Gehöfte Spezziana und Borgina wurden mit Sturm genommen, zwei Geschütze und drei Munitionskarren erbeutet. D. hatte durch sein bravouriöses Ausharren an der Agognabrücke das Gefecht in dem wichtigsten Augenblicke zum Stehen gebracht, das Vorrücken des Gegners gegen das Defilé an der Brücke verhindert und bewirkt, daß die vom Feinde eingesehene Unmöglichkeit, in größeren Massen zwischen der Stadt und der dann durch das Corps eingenommenen Aufstellung durchzudringen, ihn zum fluchtartigen Rückzuge durch das Defilé der Stadt Novara nöthigte. Das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens war der Lohn für diese entscheidende Waffenthat. Am 11. October 1849 wurde D. zum Feldmarschalllieutenant befördert und als Vicegouverneur nach Mainz bestimmt, am 31. Januar des nächsten Jahres aber nach Wien berufen und zum Stellvertreter des Kriegsministers ernannt. Am 18. Juli 1850 erfolgte seine Zutheilung zum Armeeobercommando, in welcher Stellung er bis zum 12. Mai 1853 blieb und eine überaus regsame Thätigkeit auf dem Gebiete der Organisation, Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung des Heeres entwickelte. Nachdem D. einige Monate der Centralkanzlei Seiner Majestät zugetheilt gewesen war, erfolgte am 30. October 1853 seine Ernennung zum Commandanten des 8. Armeecorps; einige Monate später wurde ihm die Würde eines geheimen

Rathes verliehen, nachdem er schon am 2. Juni 1852 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 36 geworden war. Vom 20. August 1858 an führte D. den Befehl über das 6. Armeecorps, während des Feldzuges vom Jahre 1859 aber commandirte er die mit dem Küstenschutze betraute 4. Armee, übernahm am 20. Juli desselben Jahres vom G. d. C. Grafen Schlick die Führung der 2. Armee und wurde am 1. August auch zum commandirenden General im lombardisch-venetianischen Küstenlande, Kärnten und Krain ernannt. Am 20. October 1860 erfolgte die provisorische, am 10. November die definitive Ernennung Degenfeld's zum Kriegsminister unter gleichzeitiger Beförderung zum Feldzeugmeister. Kränklichkeit nöthigte den Grafen um seine Uebersetzung in den Ruhestand nachzusuchen, die am 19. Februar 1864 erfolgte. Der Krieg in Böhmen 1866 rief ihn jedoch zu neuer Thätigkeit; es wurde ihm am 3. Juli das Commando des noch nicht vollendeten Brückenkopfes von Floridsdorf und der Befehl über alle an der Donau concentrirten Streitkräfte übertragen. Bei den Conferenzen zu Nicolsburg, an welchen D. auf besonderen Wunsch des Kaisers theilnahm, gelang es ihm, sowol inbezug auf die von Preußen geforderte Kriegsentschädigung, als auch bezüglich der Feststellung der Demarcationslinie günstigere Bedingungen durchzusetzen. Nach dem Friedensschlusse trat D. wieder in das Privatleben zurück und genoß der Ruhe bis an seinen am 5. December 1876 zu Altmünster bei Gmunden erfolgten Tod.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden u. seine Mitglieder. — Organ d. milit.-wissenschaftl. Vereine, 14. Bd.

Oskar Criste.

Deger: Ernst D., Historienmaler, geb. am 15. April 1809 in Bockenem bei Hildesheim, besuchte zuerst 1828 die Berliner Kunstakademie und bildete sich seit 1829 in Düsseldorf unter Schadow's Leitung weiter aus. Er widmete sich, nicht nur dem Zuge der Zeit sondern auch einem inneren Herzensdrange folgend, ausschließlich der religiösen Historienmalerei, indem er bei anmuthiger Gestaltung nach dem Ausdruck echter Frömmigkeit strebte und dementsprechend seine Werke mit wahrhaft andächtiger Begeisterung und in echtem christlichen Gefühle schuf. Schon seine ersten Bilder, wie „Der Heiland im Schooße seiner Mutter" (1830), „Grablegung Christi" (1831, Andreaskirche zu Düsseldorf), eine „Madonna mit dem Kinde" (1832), „Kreuztragung" (1833), „Verkündigung" (1834), „Auferstehung Christi" (1835, Kirche zu Arnsberg), eine Madonna, welche den Christusknaben auf eine Wiese führt, eine „Madonna, die das Kind anbetet" und die „Himmelskönigin mit dem Jesusknaben" (1837, Jesuitenkirche zu Düsseldorf) entsprachen in Empfindung und Auffassung so vollkommen den religiösen Anschauungen seiner Glaubensgenossen, daß diese Bilder bald darauf durch Stich und Lithographie die weiteste Verbreitung fanden und in jenen Kreisen dem jungen Meister eine große Popularität verschafften. Der glänzendste Erfolg aber war der Auftrag zu einem bedeutenden monumentalen Werke, nämlich die Ausmalung der neuen Apollinariskirche in Remagen; er entwarf zunächst den Plan der ganzen Decoration und zog zur Ausführung der einzelnen Fresken drei Mitarbeiter heran, die beiden Brüder Andreas und Karl Müller und Franz Ittenbach. Mit ihnen ging er 1839 auf drei Jahre nach Italien, um dort die Vorstudien zu dem umfangreichen Werke zu machen, das nach dem entworfenen Plane zwei große Cyklen bildete. Der eine Theil stellt die Hauptmomente des neuen Bundes, der andere Scenen aus dem Leben des heiligen Apollinaris, des Schutzpatrons der Kirche, dar. Das Hauptbild des ganzen Cyklus ist eine große

figurenreiche Kreuzigung, die ebenso wie die übrigen von D. ausgeführten Arbeiten die bedeutendsten der ganzen Zusammenstellung sind.

Noch einen größeren monumentalen Auftrag erhielt er 1851 von Friedrich Wilhelm IV., 12 biblische Fresken für die gothische Capelle der Burg Stolzenfels bei Coblenz, wozu er die Schöpfung, den Sündenfall, die Verkündigung, die Geburt, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi, die Ausgießung des heiligen Geistes und das jüngste Gericht wählte und diese Compositionen al fresco auf Goldgrund malte. 1869 übernahm er eine Professur an der Kunstakademie zu Düsseldorf. Es entstand unter seiner Hand noch eine Reihe religiöser Bilder, u. a. als Wiederholung eines Bildes der Apollinariskirche eine Auferstehung Christi (im Maximilianeum zu München), während die meisten Arbeiten der späteren Periode Staffeleigemälde waren. Er starb am 25. Januar 1885 in Düsseldorf.

Eduard Daelen.

Deiker: Johannes Christian D., Thiermaler, geboren am 27. Mai 1822 in Wetzlar, empfing seinen ersten Unterricht im Zeichnen und Malen bei seinem Vater, dem dortigen Zeichenlehrer Friedrich D. Nachdem er dann noch zur weiteren Ausbildung die Zeichenakademie in Hanau und das Städel'sche Institut in Frankfurt a. M. unter Jacob Becker besucht hatte, begann er 1843 sich zunächst der Porträtmalerei zu widmen und zeigte hierin eine tüchtige Begabung. Später in Braunfels, wo er lange Zeit auf dem Schlosse des Fürsten Ferdinand von Solms-Braunfels weilte, der einen ausgedehnten Wildstand besaß und ein großer Jagdliebhaber war, ging er dazu über, das Wild zu seinem Lieblingsstudium zu wählen und, hierauf fußend, vor allem Jagdbilder zu malen, die durch ihre gediegene Ausführung und ihre lebendige Auffassungsweise sehr viel Anerkennung fanden. Die hauptsächlichsten Motive dieser Bilder waren Sauhatz, Hund mit Hasen oder Hirschen, Hirsche in der Kalbzeit, Eber im Schnee, Hühnerhund vor einer Kette Feldhühner, der treue Feldmann im Dienst und ähnliche. Manche derselben sind durch Reproductionen ungemein populär geworden. Von 1868 ab nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Düsseldorf. Er starb hier am 23. Mai 1895.

Eduard Daelen.

Deiker: Karl Friedrich D., Thiermaler, wurde am 3. April 1836 zu Wetzlar geboren, Bruder des Vorigen; er zeigte schon früh eine ungewöhnliche Begabung im Zeichnen, die durch seinen Vater und seinen älteren Bruder nach Kräften gefördert wurde. Auswärts bildete er sich anfangs auf der Zeichenakademie in Hanau seit 1852 und zog dann 1858 nach Karlsruhe zu Schirmer. 1861 machte er sich selbständig und widmete sich nun ausschließlich der Thiermalerei. Seine ersten größeren Bilder, die er hier malte, machten schon Aufsehen durch die dramatische Lebhaftigkeit der Darstellung. 1864 siedelte er nach Düsseldorf über und nahm hier seinen bleibenden Wohnsitz. Hier schuf er seine reifsten Werke, die sich durch eine große Kraft in der Auffassung des bewegten Thieres auszeichnen; er übertraf darin die meisten Thiermaler und seine Bilder werden deshalb von passionirten Jagdliebhabern besonders geschätzt. Seine Sauhatzen, namentlich der Kampf des angeschossenen Keilers mit der wüthenden Meute, ebenso wie seine Hirschjagden und Kämpfe sind Meisterstücke voll leidenschaftlichen Lebens, die durch vielfache Reproductionen äußerst populär geworden sind. Eins seiner Hauptbilder ist eine lebensgroße Sauhatz, welche das Museum in Köln erwarb (1870), ferner ein Kampf zwischen einem Metzgerhund und einem Karrenhund, wobei der schwerbeladene Marktkarren zum Umfallen kommt, in der Kunsthalle zu Düsseldorf. Neben vielen Jagdzeichnungen für illustrirte Journale und Originalaquarellen

zum Farbendruck entstanden unter seiner Hand auch zahlreiche Rauchbilder auf Porzellan, die als Specialität ungemein beliebt wurden und von der spielenden Leichtigkeit seiner Schaffensweise ein deutliches Zeugniß ablegten. Er starb in Düsseldorf am 19. März 1892.

Eduard Daelen.

Delff: Heinrich Karl Hugo D., philosophischer Schriftsteller, wurde am 11. August 1840 als Sohn des Buchhändlers und Buchbinders C. F. D. in Husum geboren. Die Eltern, die sich anfangs in dürftigen Verhältnissen befanden, aber später durch eigene Tüchtigkeit zu einem guten Wohlstand gelangten, waren beide schwächlich, und so erbte der Knabe von ihnen jene übergroße Sensibilität und Reizbarkeit, sowie den Keim einer Nervenkrankheit, die in gewissem Sinne für seinen ganzen Lebensgang bestimmend geworden ist und bei der Beurtheilung der eigenartigen Persönlichkeit dieses Philosophen durchaus in Betracht gezogen werden muß. Von Ostern 1850 ab besuchte er die Gymnasien in Husum und Meldorf, dann nach seiner Confirmation Michaelis 1855 die Altonaer Gelehrtenschule. Das eigentliche Schulpensum betrachtete er jedoch immer mehr als Nebensache, dagegen widmete er seine besten Kräfte ausschließlich selbständigen Privatarbeiten zunächst aus dem Gebiet der Geschichte und Litteratur. Zu den Lehrgegenständen der Prima des Altonaer Gymnasiums gehörte damals auch die philosophische Propädeutik. Hierdurch angeregt, begann D. im Sommer 1856 das Studium der Philosophie. „Da fand ich nun ein unabsehbares Feld für meinen Verstand und für meine Phantasie, vor allem für den productiven Drang, der bereits alle meine früheren Versuche beseelt hatte", heißt es in seiner Selbstbiographie. Da er sich der Schule entwachsen und zugleich kränklich fühlte, verließ er Altona und kehrte nach Hause zurück, wo er sich mit rücksichtsloser Neigung der Philosophie ergab. Er las Plato, Spinoza, Schleiermacher, Kant, Fichte und Hegel, fand aber nirgends volle Befriedigung für seine suchende Seele. Schon wollte er an der Philosophie verzweifeln und, von einem Gefühl des Ueberdrusses und der Unlust gebeugt, sie für immer verlassen, um sich einem anderen lebensvolleren Studium zuzuwenden, da lernte er Franz v. Baader's Werke kennen. In ihnen bot sich ihm in reifster Fülle das, was seinem eigensten tiefsten Wesen entsprach, und von da an faßte er neuen Muth zur Philosophie. „Mich näher über diesen Philosophen orientirend, fand ich mir einen Weg eröffnet, auf dem ich unmittelbar in die Tiefe der innersten lebendigen Triebfedern des Alls geführt zu werden hoffte. Ich sah in neue farbenreiche Fernen wie in eine neue Welt." Mit dieser Begeisterung im Herzen, bezog D. Ostern 1857 die Universität Tübingen, wo er sich hauptsächlich mit dem Studium Baader's und Jakob Böhme's beschäftigte. Indessen sein Plan, Philosophie zu studiren, begegnete allgemeinem Kopfschütteln, sodaß er an seinem Vorhaben wieder irre wurde und sich der Theologie als einem besseren Brotstudium zuwandte. Am meisten zogen ihn die Vorlesungen J. T. Beck's an. Zwischendurch las er die Schriften der Mystiker, ferner zahlreiche Werke über Magie und Somnambulismus und trieb auch mathematische Studien. Allein es wurde nicht lichter in ihm, das alte Sehnen aus der Enge in die Weite regte sich mächtig wieder, und im Frühling 1858 entschloß er sich kurz, zur Philosophie zurückzukehren; er verließ Tübingen und ging nach München. Sein Aufenthalt daselbst gestaltete sich in mancher Beziehung beglückend und genußreich. Zum ersten Male streifte der goldene Lebensstrahl der Kunst seinen Pfad, der Verkehr mit dem Maler Gustav König, dem Kupferstecher Thäter u. A. bot mannigfache Anregung. Aber das letzte Resultat der Münchener Zeit war doch wieder ein negatives. „Im Ganzen erlebte ich dort viel Schönes, im Einzelnen freilich wurde meine

Vorstellung auch wieder auf das Härteste korrigiert". Auch hier wiederholte sich das alte Spiel. Aus dem Philosophen wurde aufs neue ein Theologe und zwar unter dem Einfluß G. H. v. Schubert's und seines Kreises, an den D. von Tübingen her empfohlen war. Schon die Persönlichkeit und Lebensrichtung Schubert's bedeutete für ihn eine bittere Enttäuschung, der Umgang mit diesem Manne aber, dem er sich doch auch wieder nicht entziehen konnte, wurde ihm eine Quelle vieler Demüthigungen und schwerer innerer Kämpfe und Gewissensqualen. Gleichzeitig erlitt seine Gesundheit eine heftige Erschütterung und sein Nervenleiden nahm einen so ernsten Charakter an, daß er sich auf Anrathen eines Freundes nach Bad Boll in Württemberg begab. Hier erholte er sich in dem Frieden ländlicher Abgeschlossenheit bald soweit, daß er mit Beginn des Sommersemesters 1859 seine Studien wieder aufnehmen konnte. Er kehrte nach Tübingen zurück, um sich nun endgültig der Theologie zu widmen. Wieder war es sein alter Lehrer, der Theologe J. T. Beck, an den D. sich vor allem hielt. Die originelle, markige und sittlich tiefe Persönlichkeit dieses Mannes im Verein mit seiner eigenthümlichen, tiefschöpfenden Gedankenrichtung, die sich vielfach mit den Theosophen nahe berührte, nahm ihn vollständig gefangen. Er fühlte sich zu einem neuen Leben erweckt und von einer sich immer mehr steigernden Gewißheit der Wahrheit erfüllt. Den Winter 1859/60 brachte er im elterlichen Hause in Husum zu. Ostern 1860 finden wir ihn wieder als Theologen in Tübingen. „Da jedoch durch die dänischen Prätensionen und den Nationalitätenstreit in seiner Heimath seine Anstellung im geistlichen Amt dort an unleidliche Bedingungen geknüpft war, und er übrigens gegen dasselbe an sich auch eine persönliche Abneigung hatte, verließ er nach Ablauf des Sommersemesters Tübingen und das theologische Studium und bezog als Philosoph die Universität Kiel", wo er im Sommer 1861 zum Dr. phil. promovirte. Seine Dissertation führte den Titel: Philosophiae scriptura sacra innisae notiones fundamentales. Damit ist Delff's akademischer Werdegang, sowie sein ganzes Weltleben überhaupt abgeschlossen. Nach Husum zurückgekehrt, trug er sich anfangs zwar noch mit allerlei in die Weite strebenden Plänen. Allein zu einem festen Entschluß vermochte er sich nicht durchzuringen. „Das Schwanken kam über ihn wie eine Krankheit, wie ein lähmender Schleier über seine Seele", und das Nervenübel steigerte sich von neuem derartig, daß an ein Reisen und Alleinsein in der Fremde nicht mehr gedacht werden konnte. So mußte er in Husum bleiben, und hier hat er, einen dreimonatlichen Aufenthalt in Leipzig im J. 1865 abgerechnet, seine ganze übrige Lebenszeit bis zu seinem am 6. November 1898 erfolgten Tode verbracht. Er trat in die von seinem Bruder geleitete Buchhandlung ein, deren Theilhaber er später wurde, und die schließlich nach dem Tode des Bruders in seinen Alleinbesitz überging. Jahr um Jahr floß ihm einsam und einförmig dahin. So ganz anders hatte er sich früher seine Zukunft gedacht. Aber seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. „Das Letzte, was den Sterblichen nach Philoktet bleibt, die Resignation, ist nun auch mein Theil geworden. Die Illusionen haben sich zerstreut, die glänzende Hülle, die sich mir um Welt und Leben legte, ist zerrissen, die wilden Wünsche sind gezähmt und haben sich an der unerbittlichen Nothwendigkeit selbst erschöpft". Die Welt war ihm verloren, aber eins blieb ihm immer, die hohe Geisteskraft, die ein freundliches Geschick ihm verliehen hatte; mit ihr und in ihr schuf er sich seine eigene Welt, ein rastlos strebender Wahrheitssucher. Von dem, was er in dieser Welt geschaut und gefunden, legen seine Schriften Zeugniß ab. Sie enthüllen uns sein eigentliches Leben.

Die Zahl der Werke, in denen D. seine philosophischen Ideen und die Resultate seiner Forschungen über die höchsten Probleme des Menschendaseins

niedergelegt hat, beträgt siebzehn. Sie verteilen sich auf einen Zeitraum von nahezu 30 Jahren. Wie schon erwähnt, waren Franz v. Baader und Jakob Böhme die ersten Denker, in deren Philosophie D. noch als Student etwas seinem Wesen Verwandtes und Entsprechendes fand, und eine Zeit lang war er ganz in ihre Denkweise verwandelt. Doch auch durch diese Metempsychose begleitete ihn das Bewußtsein, „daß in diesen und ihren Genossen noch nicht alles sei daß etwas Neues geschehen müsse, und daß dieses zu vollbringen oder anzulegen er für seine Aufgabe anzusehen habe". Und allmählich, je selbständiger er zu denken und die eingesammelten Elemente zu verarbeiten begann, um so weiter entfernte er sich wieder von jenen, sodaß Baader ihm als ein völlig Fremder erschien, und um so lebendiger und dringender erneuerte sich in ihm das Gefühl, „daß in der Philosophie vieles, ja noch alles zu thun sei, daß die Philosophie einer gründlichen Reformation bedürfe, und daß er diese versuchen müsse, es gelinge nun wie es könne". In der That, eine Reformation der Philosophie, das ist die Aufgabe, die sich D. für seine Philosophie gestellt hat. Das Wesen dieser Reformation aber, ihr innerster Kern, hat darin zu bestehen, daß in der Philosophie an die Stelle des Verstandes das Gemüth treten muß. Der Verstand allein vermag nichts zu schaffen, höchstens Irrthümer, nicht durch ihn, sondern einzig und allein in den Tiefen des Gemüths wird „das Absolute", wird Gott und damit die Wahrheit als eine lebendige Realität erkannt. So berührt sich Delff's Philosophie aufs engste und innigste mit den Problemen der Theologie, religionsphilosophische Erörterungen, sowie Untersuchungen über das Christenthum und seinen Stifter beschäftigen ihn sein ganzes Leben hindurch und nehmen einen breiten Raum in seinen Schriften ein. Jener Leitsatz von der Vorherrschaft des Gemüthes aber ist bestimmend für sie alle und kehrt als oberstes Grundgesetz immer wieder. Delff's erste Schrift sind die „Ideen zu einer philosophischen Wissenschaft des Geistes und der Natur" (Husum 1865). In diesem Buche, dem er anfangs den Titel „Fermente zu einer Reformation unserer Begriffe" hatte geben wollen, kündigt er in noch wenig gereifter Form seine Reformgedanken an. Unsere Begriffe sind insofern unwahr, als sie mechanisch sind. Um zur Wahrheit zu gelangen, bedarf es einer Umkehr der Wissenschaft — einer Umkehr nicht im Sinne der Hierarchie oder des Pietismus, sondern im Sinne des Geistes und der Vernunft. Reinheit des Herzens, „Eingründung" in die Gemeinschaft des göttlichen Lebens ist die Grundbedingung der Wahrheits-, d. h. der Gotteserschauung. Die Abhängigkeit des Verfassers von den Mystikern und Theosophen tritt hier in allen seinen Ausführungen klar zu Tage. In der Folge beschäftigte er sich eingehend mit der modernen Philosophie, vor allem aber auch mit Plato und den Platonikern. Die Früchte dieser Studien wurden in dem speciell durch die Lectüre von Schelling's „Clara" angeregten Gespräch „Cäcilie oder von der Wahrheit des Uebersinnlichen" (Husum 1867) und in den „Grundlehren der philosophischen Wissenschaft" (ebd. 1869) niedergelegt. In einem Anhang zu letzteren (S. 185 ff.) skizzirt D. den historischen Zusammenhang, in dem sein System aufgefaßt sein will. Zu den Hauptstationen des Weges, den er gegangen ist, gehört auch Dante, den er als seinen „erhabenen Lehrmeister" preist. In zwei selbständigen Schriften: „Dante Alighieri und die Göttliche Komödie. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Philosophie der Geschichte" (Leipzig 1869) und „Die Idee der Göttlichen Komödie" (ebd. 1871) hat er den Dichter der Divina Commedia behandelt und den Nachweis unternommen, daß derselbe keineswegs, wie man bisher annahm, ausschließlich mit der Scholastik in Verbindung stehe und von ihr aus zu erklären sei, daß vielmehr der Geist Dante's mit den geheimsten Tiefen der

Speculation, mit der von den Victorinern zu den Platonikern und weiter hinaufführenden mystischen Philosophie die intimsten und doch eigenthümlich geprägten Bezüge hatte, daß somit die Mystik der eigentliche Grund und Zweck des ganzen Gedichtes und sein Verfasser als einer der würdigsten Repräsentanten in die Geschichte der Philosophie einzureihen sei. (Vgl. Franz Hoffmann, Philosoph. Schr. Bd. 4, S. 39 ff., 1877.) — Die erste umfassende Darstellung seines Systems gab D. in dem zweibändigen Werke: „Welt und Weltzeiten. Eine Philosophie des Lebendigen und der That" (Leipzig 1872), das man wol ein theosophisches Seitenstück zu Lotze's Mikrokosmus genannt hat. Es ist eine Art Encyklopädie der theoretischen Philosophie. D. nimmt hier abweichend von seiner Erstlingsschrift einen durchaus scientifischen Standpunkt ein, sein Grundsatz ist ausdrücklich nicht das credo ut intelligam, sondern das intelligo ut credam. „Seine Philosophie, welche die Einseitigkeiten sowohl des Realismus, der nur die Erscheinung ohne die Sache, als des Idealismus, der nur den Inhalt des Gedankens ohne sachliche Geltung kennt, gleichmäßig überwinden will, ist Idealrealismus, ihr Ziel das „An Sich der Sache", subjectiv in der Form des Wissens, objectiv in jener des Wollens. Daraus ergeben sich zwei Haupttheile des Systems: Idealphilosophie oder Logik als ideale psychische, Realphilosophie oder Metaphysik als reale physische Seite der Idee, d. i. des Absoluten. Beide Theile zusammen, soweit sie auf aprioriischer Deduction beruhen, bilden die theoretische (Schelling's negative), soweit sie auf der nur a posteriori erkennbaren That als Thatsache beruhen, die historische (Schelling's positive) Philosophie. Gemeinsame Grundlage beider als unendliches Subject-Object ist das nicht unpersönliche, sondern persönliche Absolute, der „lebendige Gott", der „Alles in Allem" ist, mit dem im Bewußtsein Eins zu sein, Wissen, im Wollen Eins zu sein, Sittlichkeit ist. Ohne „Deifikation" ist keine Erkenntniß möglich, das Unendliche (Gott) nicht zu wissen, aber schlechterdings unmöglich." — Nicht streng in den Rahmen dieser philosophischen Werke, aber der Zeitfolge nach, gehört hierher die kleine Schrift: „Johann Georg Hamann. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit Erläuterungen und einer biographischen Einleitung" (Leipzig 1873). Ueber Hamann schrieb D. auch einen längeren Artikel für den X. Bd. der A. D. B., die außerdem noch fünf kleinere Beiträge aus seiner Feder enthält. Das folgende Werk „Cultur und Religion. Die Entwickelung des humanen Bewußtseins historisch und philosophisch betrachtet" (Gotha 1875) bildet gewissermaßen eine Berichtigung und Erweiterung von „Welt und Weltzeiten". Während hier der philosophische Theismus als Ideal des Verfassers erscheint, beginnt er dort dem Christenthum ein größeres Vorrecht einzuräumen. „Beiträge zur Religionsgeschichte" gab er in dem Buch: „Prometheus. Dionysos. Sokrates. Christus" (Gotha 1877). Ausdrücklicher inaugurirte er seinen neuen Standpunkt in dem anonym erschienenen „Glaubensbekenntniß eines unmodernen Culturforschers" (Gotha 1879), um ihn dann im Einzelnen noch näher auszuführen in der Schrift „Ueber den Weg zum Wissen und zur Gewißheit zu gelangen" (Leipzig 1882). Das Allergewisseste ist das Sittliche, das Seinsollende; dieses ist die Grundlage aller Gewißheit. Es ist aber unzertrennlich von der Religion und entwickelt sich principiell in der Form der Religion, die wieder am reinsten und wahrsten im Christenthum vorhanden ist. Das Christenthum ist die absolute, überhaupt die einzig mögliche Religion. Es ist die als Thatsache gegebene, als unmittelbares Leben offenbarte absolute Wahrheit. Diese durch fortgesetztes religionsgeschichtliches Studium gewonnene Einsicht und Ueberzeugung hat D. in erschöpfender Weise historisch-kritisch begründet und dargelegt in seinen „Grundzügen der Entwicklungsgeschichte der Religion" (Leipzig 1883). Sein ganzes philosophisches Denken faßte er darauf

übersichtlich und polemisch zusammen in dem Buche „Die Hauptprobleme der Philosophie und Religion" (Leipzig 1886), in dem Kant und die Neukantianer die schärfste Zurückweisung erfahren. Auch dies Werk gipfelt in dem Satze, daß alle wahre Erkenntniß einzig und allein auf der Empfindung des Gemüths beruhe, und daß nur in dem Christenthum als der absoluten Religion die erfahrungsmäßige Grundlage aller Metaphysik gegeben ist. In den folgenden Jahren versenkte sich D. völlig in das Studium der Person Christi und der damit zusammenhängenden Fragen. In seiner „Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth" (Leipzig 1889) verfolgte er den Zweck, das Göttliche in Jesus in dem Menschlichen desselben darzustellen. In der Persönlichkeit Jesu hat „Gott, der, der wahrhaft der Gott ist, der ideale Hintergrund und die ideale Höhe des Daseins, seinen gesammten Inhalt, d. h. sich selbst dem Menschen unmittelbar ans Herz gebracht; die reale Metaphysik und Hyperphysik des Daseins ist hier faßbares geschichtliches und innergeschichtliches Leben". Andererseits bemühte er sich, das Leben Jesu auf eine gesicherte geschichtliche Basis zu setzen. Diese ergab sich ihm hauptsächlich aus dem Johannesevangelium, das er nach Ausscheidung verschiedener als Interpolationen erkannter Stücke einem Schüler der Gemeinde Jesu in Jerusalem, einem Mitglied der hohenpriesterlichen Aristokratie zuschrieb. Die nähere Begründung dieser Hypothese versuchte er in den beiden Schriften: „Das vierte Evangelium, ein authentischer Bericht über Jesus von Nazareth, wiederhergestellt, übersetzt und erklärt" und „Neue Beiträge zur Kritik und Erklärung des vierten Evangeliums" (Husum 1890). Er vervollständigte seinen Beweis noch durch den Aufsatz „Noch einmal das vierte Evangelium und seine Authenticität" (Theologische Studien und Kritiken, Jg. 65, 1892, Bd. 1, S. 72 ff.), jedoch ohne bei den Vertretern der kritischen Theologie besonderen Anklang zu finden. — In seinem letzten Werke „Philosophie des Gemüths. Begründung und Umriß der Weltanschauung des sittlich-religiösen Idealismus" (Husum 1893) zieht D. noch einmal die Summe seines Denkens und Lebens. „Das Gemüth ist das Innerste im Menschen, dem es nach der Seite des Erkennens besonders eigen ist, in allem Gegebenen dessen Innerstes zu erfassen, also das, was ihm zu Grunde liegt, sein Wesen, das eigentlich Sachliche. Das Gemüth ist insofern das sachliche Organ, mithin auch das eigentliche Organ für die Philosophie. Das Gemüth ist es, aus dem das wesentliche, principielle, das Totalerkennen des inneren Sachlichen und Wesentlichen hervorgeht. Nicht also nur der Verstand, sondern das Gemüth muß regieren in der Philosophie, der Verstand aber nur dessen Werkzeug und Diener sein." Geleitet von dieser Idee entwirft der Verfasser die Umrisse einer Speculation, welche die inneren Verhältnisse in Gott darlegen und enthüllen und die innere Genesis der Welt daraus erklären soll. Ein Anhang enthält eine „Uebersicht und Ableitung der sogenannten mystischen Erscheinungen".

Mit dieser Schrift ist das Lebenswerk Delff's abgeschlossen. Stolz und kühn war die Aufgabe, die er sich einst am Beginn seiner Laufbahn gestellt hatte. Ist ihre Lösung ihm gelungen, war sein Ringen und Streben von dem erhofften Erfolg gekrönt, und haben seine Ideen Eingang gefunden in die Geister, haben sie nachhaltig „reformirend" gewirkt? Man braucht nur die Vorreden des Verfassers, besonders die zu seinen letzten Büchern zu lesen, um zu wissen, daß die Antwort auf jene Fragen im wesentlichen negativ ausfallen muß. Wohl gab und gibt es noch heute sozusagen eine kleine Gemeinde dieses Philosophen, die in jedem seiner Werke eine Offenbarung erblickt. Zu seinen begeistertsten Verehrern und Freunden zählte unter anderen der Königsberger Schriftsteller Alexander Jung. Aber im ganzen verschwindet ihre Zahl doch so sehr, daß D. selbst sich als einen „völlig Vereinsamten" bezeichnet.

Die Gründe dieser Vereinsamung liegen einmal in der großen Einseitigkeit seines Systems, das fast zu allen in der wissenschaftlichen Welt herrschenden Richtungen in eine überzeugte und rücksichtslose Opposition tritt. Die Ergebnisse der modernen Forschung werden in vielen Fällen einfach negirt, und der auf die neuere Philosophie oder auf die Naturwissenschaften gegründeten Weltanschauung der Gegenwart wird überhaupt gar keine Gültigkeit, gar keine Berechtigung zuerkannt. Dazu kommt, daß dies System in seinem speculativen Theil durchaus die Grenzen überschreitet, die selbst der religiösen Erkenntniß gesteckt sind, ein Weg, der nicht zur Wissenschaft, sondern leicht zu geistreichen Phantasien, ja Phantastereien hinführt, die niemand befriedigen können. Die Gründe liegen ferner in der schroffen Art und Weise, in der D. für sich und die von ihm gefundene Wahrheit eintrat. Vergangene Jahrhunderte haben die Wahrheit vergebens gesucht, und keiner Zukunft wird sie sich enthüllen, aber er hält sie in seinen Händen und bietet sie der im Dunkeln wandelnden Welt, die — sie verschmäht. Und warum verschmäht? Weil sie verdorben ist, verdorben vor allem von den Vertretern der akademischen Wissenschaft, denen D. mit blindem Haß vorwirft, daß sie die deutsche Jugend geistig und sittlich zu Grunde richten und allein Schuld tragen an der völligen Entartung unseres Volkes, in dem weder ideales Empfinden noch ideales Verständniß mehr zu finden ist. Es liegt etwas Krankhaftes in diesen Gedanken, die immer schwerer auf ihrem unglücklichen Träger lasteten und ihm Seele und Leben mit einer herben Bitterkeit erfüllten, und je erbitterter er sie aussprach, desto einsamer wurde es um ihn. Wäre es ihm gelungen, sein Temperament mehr zu beherrschen, wäre er ohne jenes maßlos gesteigerte Selbstgefühl in die Oeffentlichkeit getreten, sein Erfolg würde ein anderer gewesen sein. Denn seine Werke enthalten aus der Fülle eines reichen Geistes und tiefen Wissens heraus in einer oft geradezu glänzenden Sprache geschrieben, einen Schatz von anregenden und fruchtbaren Ideen. Mag ein weniger mystisch veranlagter Sinn an diesem philosophischen Sonderling manches seltsam, ja verkehrt und abstoßend finden, seinem selbst unter den erschwerendsten Umständen nie ermattenden Streben für alles Hohe und Ideale kann man seine Bewunderung nicht versagen. Als muthiger Kämpfer gegen die Anhänger einseitiger Verstandesbildung, als glühender Eiferer gegen den Materialismus und vor allem gegen die Feinde des Christenthums und der Religion bleibt D. immer eine sympathische Erscheinung, und als solcher dürfte er auch in der Geschichte der Philosophie seinen Platz behalten.

Quelle: Delff's handschriftlicher Nachlaß, besonders seine unter dem Titel „Studien" niedergeschriebenen autobiographischen Aufzeichnungen. — Zu vergleichen ist O. Siebert, Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel (Göttingen 1898), S. 394—397. Joh. Saß.

Delitsch: Otto D., Geograph, ist am 5. März 1821 zu Bernsdorf unweit Zwickau in Sachsen als Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers geboren. Er verlebte seine erste Kindheit an diesem Orte, seine späteren Jugendjahre aber in Neukirchen bei Chemnitz, wohin sein Vater 1826 versetzt worden war. Er wurde mit seinen Geschwistern von einem Hauslehrer unterrichtet und zeigte schon als Knabe große Vorliebe für die Länder- und Völkerkunde. Er las alle ihm erreichbaren geographischen Werke, verfertigte Auszüge aus denselben, zeichnete Karten ab, stellte sich statistische Tabellen zusammen, lernte dieselben auswendig und unternahm in den Ferien Fußwanderungen durch das ganze sächsische Erzgebirge. Auch übte er sich im Ausmessen von Straßen, Gewässern, Wiesen und Feldern und entwarf auf Anregung seines Vaters mit Hülfe eigener Vermessungen eine Menge von Flurkarten seiner Heimaths-

gegend. Als 1834 ein sächsischer Officier in Neukirchen eintraf, um dort topographische Aufnahmen zu machen und die Meßtischblätter der sächsischen Generalstabskarte zu verbessern, schloß sich D. ihm an, begleitete ihn auf allen seinen Ausflügen und erlernte den Gebrauch der Meßgeräthe und die nöthigsten technischen Handgriffe. 1835 kam er auf das Gymnasium zu Annaberg. Er wendete sich mit Eifer und Erfolg den classischen Studien zu, versäumte aber nie, während der Ferien längere Fußreisen durch Sachsen und Thüringen zu unternehmen, auf die er sich vorher aus allerlei geographischen Werken möglichst gründlich vorbereitete. Nach glücklich bestandener Abgangsprüfung bezog er 1839 die Universität Leipzig, um auf Wunsch seines Vaters Theologie zu studiren. 1842 legte er die theologische Candidatenprüfung ab und nahm eine Hauslehrerstelle zuerst in Kieritzsch bei Borna, dann in Buchholz bei Annaberg, endlich in Wahren bei Leipzig an. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich andauernd mit der Geographie, insbesondere mit dem Abzeichnen von Landkarten. Da sich ihm keine Aussichten auf ein Pfarramt eröffneten, nahm er Ostern 1850 eine Stelle an der Realschule in Leipzig, die sich unter der Leitung des Directors Karl Vogel weithin eines guten Rufes erfreute, an und ertheilte den Unterricht in Religion und Realien. Neben seinem Amte beschäftigte er sich eifrig mit Geographie, jedoch auch mit den beschreibenden Naturwissenschaften und mit fremden Sprachen, von denen er schließlich nahezu alle germanischen und romanischen wenigstens einigermaßen beherrschte. Da er ein tüchtiger Zeichner war, entwarf er zunächst für seine eigenen Unterrichtsstunden einen Schulatlas, den er 1855 auf Anregung des Directors Vogel als Elementaratlas der allgemeinen Geographie herausgab. Vogel war schon früher auf den Gedanken gekommen, sogenannte stumme Schulkarten herzustellen, welche keine Namen enthielten und auf Wachstuch gedruckt waren, so daß der Lehrer oder der Schüler auf ihnen allerhand Einträge mit weißer oder farbiger Kreide vornehmen und diese mit einem nassen Schwamme jeder Zeit wieder wegwischen konnte. D. war der geeignete Fachmann zur Ausführung dieser Idee. Er ließ seit 1855 Wandkarten der beiden Hemisphären von Europa und Mitteleuropa aus Wachstuch, sowie Handkarten für Schüler aus Wachspapier herstellen und legte die Vorzüge derselben in einer Abhandlung dar. Sie wurden bald in vielen Schulen eingeführt und sind noch heute hier und da im Gebrauch. In den folgenden Jahren traten seine geographischen Studien hinter den theologischen zurück, so daß er nur 1858 eine Programmabhandlung über die Geschichte der sächsischen Landkarten veröffentlichte. Ein Leipziger Verleger hatte ihn nämlich aufgefordert, ein Bibelwerk mit erläuternden Anmerkungen herauszugeben, das ihm jahrelange Arbeit kostete, ehe es endlich unter dem Titel „Payne's Illustrirte Prachtbibel" 1862 erschien. In demselben Jahre veranstaltete er auch eine neue, umgearbeitete Ausgabe von K. Th. Wagner's Zeittafeln zur Staatengeschichte. Nun konnte er sich wieder ganz der geographischen Thätigkeit widmen. Als Frucht derselben erschien noch im J. 1862 die Abhandlung „Mitteleuropa, orographisch-hypsometrisch und hydrographisch dargestellt". In den nächsten Jahren beschäftigte ihn die Neubearbeitung einzelner Theile des großen Handbuches der Geographie und Statistik von Stein und Hörschelmann. Noch ehe er jedoch dieses Werk zum Abschluß brachte, entstand in ihm der Wunsch, seine reichen geographischen Kenntnisse durch akademische Vorträge weiteren Kreisen zu vermitteln. Er erwarb deshalb 1865 den philosophischen Doctorgrad und habilitirte sich im Wintersemester des folgenden Jahres als Privatdocent an der Leipziger Universität mit einer Abhandlung über die kartographische Darstellung der Bevölkerungsdichtigkeit von Westdeutschland auf

Grund hypsometrischer und geognostischer Verhältnisse, in welcher er versuchte, an einem Theile Deutschlands nachzuweisen, wie die Volksdichte in natürlichem Zusammenhange mit Bodenhöhe, Bodenform und geognostischer Bodenbeschaffenheit steht. Seine Vorlesungen über allgemeine Geographie, Landeskunde von Deutschland und Palästina, Geschichte der neuesten Forschungsreisen, Entdeckungsgeschichte Afrikas und Methodik des geographischen Studiums und Unterrichts litten zwar zeitweise in den Jahren 1871—75 unter dem Wettbewerbe Oscar Peschel's, fanden jedoch eine fleißige und zahlreiche Zuhörerschaft. 1866 vollendete er die orographischen Abschnitte über Deutschland, Italien und die Schweiz, sowie die Nachträge und Ergänzungen zu Afrika in der 7. Auflage von Stein und Hörschelmann's Handbuch, sowie eine Neubearbeitung von Stein's Geographie für Schule und Haus. Im nächsten Jahre schloß er als Ergebniß langjährigen Nachdenkens und vieler praktischer Versuche seine „Beiträge zur Methodik des geographischen Unterrichts, namentlich des Kartenlesens und Kartenzeichnens in den Schulen" ab. Sein Bestreben, auch in weiteren Kreisen geographische Kenntnisse zu verbreiten, veranlaßte ihn 1869 zur Gründung der Zeitschrift „Aus allen Welttheilen", deren Redaction er übernahm. Sie erschien zu sehr mäßigem Preise in illustrirten Wochennummern und trat von Anfang an nicht nur in belehrendem, sondern auch in unterhaltendem Gewande auf. Sie enthielt namentlich populär gehaltene Mittheilungen über wichtige Reisen und Entdeckungen, über die Ergebnisse bedeutsamer Forschungen aus dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften, Aufsätze aus dem Bereiche der mathematischen, physischen und historischen Geographie, sowie der Ethnographie und Statistik, jährliche Uebersichten über den Fortschritt des geographischen Wissens, Schilderungen von Ländern im Ganzen und von einzelnen charakteristischen Gebieten im Besonderen und Besprechungen der neu erschienenen Schriften und Karten. — 1870 bearbeitete er, veranlaßt durch die Zeitereignisse, eine große Karte der deutsch-französischen Grenzgebiete. 1871 gründete er eine Geographische Gesellschaft für Studirende, in der unter seiner Leitung Vorträge, Discussionen und praktische Uebungen abgehalten wurden. Um dieselbe Zeit gab er eine geographisch-statistische Beschreibung Westindiens und der Südpolarländer im Anschluß an das mehrerwähnte Handbuch von Stein und Hörschelmann heraus. 1874 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Geographie. 1875 veröffentlichte er eine Wandkarte von Sachsen, die in vielen Schulen Eingang fand und mehrere Auflagen erlebte. 1878 veranstaltete er eine neue Ausgabe seiner Methodik des geographischen Unterrichts. Doch mußte er in demselben Jahre wegen Ueberhäufung mit Geschäften und zunehmender Kränklichkeit die Redaction seiner Zeitschrift andern Händen übergeben. Die letzten Jahre seines Lebens verwendete er zu einer Neubearbeitung des vielverbreiteten, aber ziemlich veralteten Daniel'schen „Handbuches der Geographie", das er wieder auf die Höhe der Wissenschaft zu bringen versuchte. 1880 erschien seine letzte Schrift: „Deutschlands Oberflächenform, Versuch einer übersichtlichen Darstellung auf orographischer und geologischer Grundlage", eine Frucht langjähriger Vorstudien und vieler Reisen. Aber die mühevolle schriftstellerische Arbeit hatte im Verein mit der Lehrthätigkeit an der Schule und Universität seine Kräfte vor der Zeit erschöpft. Am 15. September 1882 erlag er zu Leipzig einem schweren inneren Leiden. Er war von hoher Begabung, unermüdlicher Arbeitskraft, seltenen Kenntnissen, ausgezeichnetem Lehrgeschick und großer Bescheidenheit, jedoch mehr ein Mann des Wissens als der Ideen. Seine Verdienste um die Methodik des geographischen Unterrichts sichern ihm ein dauerndes Andenken. Außer seinen selbständigen Schriften hat er eine

überaus große Zahl von kleineren Aufsätzen verfaßt, die er vorwiegend in seiner Zeitschrift „Aus allen Welttheilen", vereinzelt auch in den Jahresberichten des Leipziger Vereins für Erdkunde, den er 1861 mit begründete und dem er lange Jahre als Schriftführer angehörte, sowie in Petermann's Mittheilungen veröffentlichte.

O. D., Bildungsgang und Lebensarbeit im Dienste der Geographie (Selbstbiographie): Aus allen Welttheilen 1879, 10, 353, auch in den Mittheilungen d. Vereins f. Erdkunde zu Leipzig 1882/83, S. 1. — Hahn, O. D. und seine Bedeutung für die Erdkunde. Ausland 1882, Nr. 43.

Viktor Hantzsch.

Delitzsch: Franz Julius D. Dieser bedeutendste unter den lutherischen alttestamentlichen Exegeten des 19. Jahrhunderts wurde am 23. Februar 1813 in Leipzig als Sohn einer armen (christlichen) Bürgerfamilie geboren. Unter rationalistischen Einflüssen wuchs er in Leipzig heran und entschied sich, als er 1831 die Universität bezog, für das Studium der Philosophie und Orientalia. Die Wendung, welche 1832 sein religiöses Leben nahm, machte ihn indes zum überzeugten Lutheraner, der mit Bekenntnißtreue ein warmes Herzenschristenthum verband, und führte ihn zum Studium der Theologie. 1835—42 lebte er als Privatgelehrter in Leipzig besonders philologischen und rabbinischen Studien und habilitirte sich 1842 an der dortigen Universität mit der Dissertation „De Habacuci prophetae vita atque aetate". Er wurde schon 1844 außerordentlicher Professor und 1846 ordentlicher Professor für Altes Testament in Rostock, nachdem er sich 1845 mit Clara Silber aus Leipzig vermählt hatte. Von Rostock wurde er 1850 nach Erlangen berufen, wo er in persönlicher Berührung mit dem ihm geistesverwandten Hofmann gleichwohl seine theologische Eigenart unter Ablehnung der diesem Theologen eigenen Geschichtsauffassung und Dogmatik behauptete (s. den Briefwechsel von Hofmann und Delitzsch, 1891 herausgegeben von W. Volck). Die Eigenart seiner Behandlung des Alten Testaments, wie sie sich in der von 1850—67 reichenden Erlanger Zeit in einer Reihe von Publicationen kundthat, hatte ihre Stärke in der Sorgsamkeit der Einzelauslegung mit den Mitteln einer umfassenden philologischen und archäologischen Gelehrsamkeit, sowie in der religiösen Wärme, welche den Geist der biblischen Schriften dem Leser nahebrachte. Die durch das lutherische Bekenntniß gegebenen Denkformen, sowie die D. eigene Neigung für die Mystik beeinträchtigten wohl dabei zuweilen die Methode der Untersuchung und die rein historische Auffassung des im Bibeltexte Gegebenen. Geschichtliche Bedeutung muß ihm zugesprochen werden als einem der erfolgreichsten Gegner des Rationalismus auf alttestamentlichem Gebiet und Mitbegründer einer wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit stehenden und zugleich der Kirche dienenden Bibelwissenschaft. Die mit der Berufung nach Leipzig im J. 1867 beginnende zweite Periode seiner akademischen Lehrthätigkeit zeigte ihn bis zum Schlusse in rastloser Fortarbeit an allen vom Alten Testament dem Theologen gebotenen Problemen. Seit 1880 veranlaßte ihn die unter der Führung Wellhausen's auftretende Auffassung der alttestamentlichen Litterargeschichte zu bedeutsamen Abweichungen von der herkömmlichen Tradition, ohne ihn indes von seinen theologischen Grundanschauungen abzudrängen (s. „Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie", 1888). Seiner bis zuletzt mit seltenem Erfolge gekrönten akademischen Lehrthätigkeit, sowie seinem schriftstellerischen Wirken setzte erst die am 4. März 1890 zum Tode führende schwere Krankheit ein Ziel. — Nicht unerwähnt darf bleiben seine schon in der Jugend begonnene Theilnahme am Werke der Judenmission, welche im J. 1871 zur Vereinigung der bis dahin vereinzelt thätigen lutherischen Missions-

vereine zu gemeinsamer Arbeit unter Leitung des „Lutherischen Centralvereins für die Mission unter Israel" führte, dessen Seele D. war. Im übrigen galten seine Bestrebungen einer Erhöhung des geistigen Niveaus auf dem Gebiete der missionarischen Controverse. Ein von ihm 1886 in Leipzig begründetes Missionsseminar ist als „Institutum Delitzschianum" ein dauerndes Denkmal seiner Bestrebungen auf diesem Gebiete. — Die von ihm empfundene Pflicht des Erweises, daß das Christenthum mit ungerechter und wahrheitswidriger Beurtheilung des Judenthums nichts gemein habe, machte ihn von 1881 ab zu dem bedeutendsten Gegner antisemitischer Pseudogelehrten, welche ihrer Sache mit Anwendung vergifteter Waffen zu dienen meinten. — Von 1873 ab war er betheiligt an der Commission zur Revidirung der lutherischen Bibelübersetzung, wozu ihn das sächsische Kirchenregiment delegirt hatte. Er vertheidigte das fertige Werk in „Die revidirte Lutherbibel. Appell an die lutherische Kirche", 1884. — Die sächsische Staatsregierung ehrte ihn durch Verleihung der Würde eines Geheimen Kirchenraths und eines Domherrn des Hochstifts Meißen.

Von der großen Zahl seiner Schriften können hier nur die wichtigsten genannt werden. Der Schriftauslegung dienen: Kommentar zu Habakkuk, 1843; zum Hohenlied, 1851; zur Genesis, 1852 (neuausgearbeitete 5. Aufl. 1887); zum Hebräerbrief, 1857; zum Psalter, 1859/60 (4. Aufl. 1884); zu Hiob, 1864 (2. Aufl. 1876); zu Jesaja, 1866 (4. Aufl. 1889); zum Spruchbuch, 1873; zum Hohenlied und Prediger, 1875; zu den Messianischen Weissagungen, 1890. Theologische Studien verschiedener Art sind niedergelegt in den Schriften: „Die biblisch-prophetische Theologie", 1845; „Symbolae ad Psalmos illustrandos isagogicae", 1846; „System der biblischen Psychologie", 1855; „Handschriftliche Funde", 1861/2; „Studien zur Entstehungsgeschichte der Polyglottenbibel des Cardinal Ximenes", 1871; „Komplutensische Varianten zum Alttestamentl. Texte", 1878; „Fortgesetzte Studien zur Entstehungsgeschichte der Komplutensischen Polyglotte", 1886, in den Einleitungen zu S. Baer's Ausgabe des hebräischen Textes des A. T. seit 1869, in Aufsätzen der von Guericke und ihm 1862—78 redigirten Zeitschrift für die gesammte luth. Theologie und Kirche. Der rabbinischen Wissenschaft gehören an: „Zur Geschichte der jüdischen Poesie", 1836; „Anekdota zur Geschichte der mittelalterl. Scholastik unter Juden und Moslemen", 1841. Die Judenmission unterstützen: „Jesus und Hillel" (3. Aufl. 1879); die hebräische Uebersetzung des Neuen Testaments, 1877 (12. Aufl. 1901), mit Vorstudie über den Römerbrief, 1870; „Der Messias als Versöhner", 1885; „Ernste Fragen an die Gebildeten jüdischer Religion", 2. Aufl. 1890; und die Herausgabe der Zeitschrift „Saat auf Hoffnung", 1863—79. Belletristischer Art sind: „Jüdisches Handwerkerleben zur Zeit Jesu", 1868 (3. Aufl. 1879); „Ein Tag in Kapernaum", 1871; „Durch Krankheit zur Genesung", 1873. Die Erbauung fördern: „Philemon oder von der christlichen Freundschaft, 1841 (3. Aufl. 1878); „Schatzkästlein", 1842; „Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi", 1844 (7. Aufl. 1886). Gegen die Antisemiten wenden sich: „Rohling's Talmudjude" (7. Aufl. 1881); „Was D. Aug. Rohling beschworen hat", 1883; „Schachmatt den Blutlügnern Rohling und Justus", 1883; „Neueste Traumgesichte des antisemitischen Propheten", 1883.

Ueber das Leben von F. Delitzsch, s. bes. seine Autobiographie im Missionsblad for Israel, 1883, S. 51 ff. — S. J. Curtiß, Franz Delitzsch, 1891, und A. Köhler in Neue Kirchl. Zeitschr. I, 234 ff. und Prot. Real-Encykl. [3] IV, 565 ff. — G. Dalman in Nathanael, 1890, S. 136 ff.

G. Dalman.

Delius: Nikolaus D., einer der bedeutendsten Shakespeare-Kritiker, wurde am 19. September 1813 in Bremen als der Sohn eines Kaufmanns geboren, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich dann auf den Universitäten in Bonn und Berlin sprachwissenschaftlichen Studien. Nachdem er 1838 in Bonn den Doctorgrad erworben und dort seine erste wissenschaftliche Arbeit „Radices praeriticae" (1839) veröffentlicht hatte, die einen Anhang zu Lassen's grammatischem Werk über die Präkritmundart bildet, kehrte er nach Bremen zurück, und hielt sich dann zu wissenschaftlichen Zwecken in England und Frankreich auf, worauf er sich 1841 in Berlin als Docent habilitirte. Nachdem er 1844—45 Mitredacteur der „Weser-Zeitung" gewesen war, ging er 1846 als Privatdocent nach Bonn, wo er in der ersten Zeit über Sanskrit, dann aber über romanische und besonders über englische Litteratur las und schließlich das Studium der Werke Shakespeare's zu seiner Lebensaufgabe machte. Man darf wohl behaupten, daß er durch seine Arbeiten die Kritik und Erklärung der Werke des englischen Dichters in ganz neue Bahnen gelenkt hat. Neben seiner großen kritischen Ausgabe der „Werke" Shakespeare's (VII, 1853—61; mit Nachträgen 1865; 5. Ausg. II, 1882) und zahlreichen kleineren Arbeiten in Zeitschriften sind zu nennen: „Macbeth" (mit Varianten, Anmerkungen und Uebersetzung, 1841); „Die Tieck'sche Shakspere-Kritik" (1846); „Der Mythus von William Shakspere" (1851); „Shakspere-Lexikon" (1852); „Ueber das englische Theaterwesen zu Shakspere's Zeit" (1853); „Pseudo-Shakspere'sche Dramen" (II, 1856—74); „Collier's alte handschriftliche Emendationen zum Shakspere gewürdigt" (1853), worin er als der erste Deutsche die Irrthümer des Engländers J. Payne Collier aufdeckte, und endlich seine „Abhandlungen zu Shakspere" (II, 1878—87), eine Sammlung seiner, besonders im „Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" veröffentlichten Beiträge. Seine Studien zur Kunde der romanischen Litteratur des Mittelalters hat er kundgegeben in der Ausgabe von Wace's altfranzösischer Dichtung „Saint Nicholas" (1850), in den „Provençalischen Liedern" (1853) und in der Schrift „Der sardinische Dialekt des 13. Jahrhunderts" (1868); auch eine Sammlung eigener „Gedichte" (1853) veröffentlichte er. Im Jahre 1855 war D. außerordentlicher und 1863 ordentlicher Professor geworden. Er lehrte noch bis zum Jahre 1880, trat dann unter Verleihung des Charakters eines Geh. Reg.-Raths in den Ruhestand und lebte in der Folge nur noch vorübergehend in Bonn, wo er am 18. November 1888 starb.

Julius Gräfe, Bremer Dichter des 19. Jahrh. Bremen 1875, S. 62.

Franz Brümmer.

d'Elvert: Christian Ritter d'E., k. k. Hofrath, mährischer Historiker, geboren am 11. April 1803 als Sohn eines französischen Sprachlehrers Friedrich d'E., der als kgl. französischer Capitain im Emigrantencorps des Prinzen v. Condé seine elsässische Heimath verließ und nach mehrjährigen Wanderungen durch Deutschland im J. 1796 nach Josefstadt in Böhmen kam, wo er sich mit Clara de Taintenier, die aus einer belgischen Adelsfamilie stammte, vermählte; bald danach wandte sich Friedrich d'E. nach Brünn und gründete hier seinen Hausstand. Christian, sein erstes Kind, absolvirte in Brünn das Gymnasium, sodann hier und in Olmütz das sogenannte philosophische Studium; schon hier pflanzten tüchtige Lehrer in den begabten Jüngling die Liebe zur Geschichte und Heimathskunde, sodaß er später auf den Universitäten zu Prag, Graz und Wien neben Jus, dem Brotstudium, eifrigst auch geschichtliche Collegien besuchte und in freien Stunden fleißig die Bibliotheken benutzte.

Mit 24 Jahren trat Christian d'E. in den Staatsdienst beim mährisch-

schlesischen Gubernium in Brünn ein und arbeitete sich im Laufe von 22 Jahren langsam und mühsam bis zur Stelle eines Kreiscommissärs erster Classe empor. Kurze Zeit 1836—38 amtirte er in Iglau, dort lernte er auch seine nachmalige Gattin kennen, doch blieb die Ehe kinderlos. Nach den Stürmen des Jahres 1848/9 trat d'E. im J. 1850 aus dem politischen in den Finanzdienst über und erst nach weiterer 18jähriger Thätigkeit im J. 1868 als Oberfinanzrath in den Ruhestand. Die Bewegung des Jahres 1848 brachte d'E. wie so viele andere Männer ins politische Leben. Wenigstens für einige Sitzungen kam er als Ersatzmann für den vom Wahlbezirke Pohrlitz in Mähren gewählten Kromp nach dessen Resignation in die Frankfurter Nationalversammlung. Weit reger und bedeutsamer war seine Theilnahme an den Verhandlungen des ersten mährischen Provinziallandtages in Brünn (31. Mai 1848 bis 24. Januar 1849), in welchem er als Abgeordneter die Stadt Brünn vertrat, die ihm durch diese Wahl wohl auch den Dank für sein umsichtiges und verdienstliches Schalten als Kreiscommissär votiren wollte. In den mährischen Landtag gelangte er durch die Wahlen des Jahres 1871 wiederum als Abgeordneter der Landeshauptstadt und verblieb in dieser Corporation fortan ununterbrochen bis kurz vor seinem Tode. Die Stadt Brünn entsandte d'E. seit dem Jahre 1871 auch zu wiederholten Malen als ihren Vertreter in den Reichsrath, in welchem er einmal, in der Woche vom 4. bis 10. November 1873, als Alterspräsident die Verhandlungen zu leiten hatte. Im Jahre darauf wurde ihm vom Kaiser der Titel und Charakter eines Hofrathes zu den mannigfachen Auszeichnungen, die er schon besaß, verliehen.

Das Hauptverdienst um seine Vaterstadt erwarb sich jedoch d'E. in seiner Eigenschaft als Bürgermeister der Stadt, welche Stellung er in den Jahren 1861—63 und 1870—76 innehatte. Er selbst hat die Geschichte seiner Arbeit als frei gewähltes Oberhaupt der Stadt Brünn in einem Buche „Neu-Brünn, wie es entstanden ist und sich gebildet hat", geschrieben und legt darin das hauptsächlichste Gewicht auf die Durchführung der Vereinigung der inneren Stadt mit den früher selbständigen Vorstädten zu einem einzigen großen und einheitlich verwalteten Gemeindewesen einerseits, sowie auf die Umwandlung der durch die Reste alter Befestigungsmauern eingeengten Stadt in eine frei nach allen Richtungen sich ausdehnende Großcommune, auf die Sanirung und Verschönerung dieser von hunderten von Schloten überragten Fabrikstadt. Bei all dieser öffentlichen Thätigkeit, die durch die Mitglied- und meist auch Vorstandschaft bei einer Anzahl humanitärer, künstlerischer und wissenschaftlicher Vereine noch erhöht wurde, hat d'E. noch überdies eine litterarische Wirksamkeit auf dem Gebiete der mährischen Landesgeschichte entwickelt, die wohl ihresgleichen sucht.

Sein Arbeitsgebiet, sowie seine Productivität sind immens. Von den 30 Bänden der „Schriften der hist.-stat. Section der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde", deren Vorstand er seit dem Jahre 1851 war, ferner von dem unter seiner Redaction stehenden „Notizenblatte" ist weit mehr als die Hälfte seine eigene Arbeit. Vom 15. Bande der „Schriften" angefangen, der 1866 erschien, war er der einzige Mitarbeiter und doch gab er durchschnittlich fast jedes zweite Jahr Bände heraus, die oft an die tausend Seiten stark waren. Zur Erklärung solcher Leistungsfähigkeit dient die Thatsache, daß sich d'E. schon in den Jahren vor 1850, da seiner Editionslust von amtswegen nicht geringe Schwierigkeiten bereitet wurden, besonders aus den Schätzen des Gubernialarchivs in Brünn, sowie später aus den Archiven in Wien, die er während der Dauer seines Reichsrathsmandates fleißig besuchte, umfassende Sammlungen mit Abschriften

von Acten und Urkunden angelegt hatte. d'Elvert's Schriften haben einen sehr ungleichmäßigen Charakter. Seltener einheitlich durchgearbeitete Darstellungen eines Themas, bilden die meisten umfangreiche Materialiensammlungen oft mit erläuternden Einleitungen oder allgemeinen Uebersichten versehen. Seine Werke sind durch die Unzahl von Daten, Litteraturangaben und Quellennachweisen, die sie bieten, als Nachschlagebücher von großem Werthe, andererseits durch Unübersichtlichkeit, mangelnde Kritik, ungenügende Citirweise und zahlreiche Fehler und Irrthümer stellenweise mit Vorsicht zu benutzende Quellen. Um nun auf einige seiner bedeutendsten Arbeiten hinzuweisen, heben wir zuerst seine beiden Stadtgeschichten, die von Brünn (1828) und die von Iglau (1850) hervor; die erstere in jugendlicher Begeisterung mit einem poetischen Anhauche geschrieben, die letzte ernst mit gründlicher Verwerthung des historischen Materials, das ihm im Iglauer Stadtarchiv in ziemlich vollendeter Form in mehreren handschriftlich erhaltenen Stadtmemorabilien vorlag. Werthvoll ist auch seine im J. 1850 erschienene „Historische Litteraturgeschichte Mährens und Schlesiens", noch heute ein unersetztes Nachschlagebuch, in welcher er zeigen wollte, wieviel bis zu jenem entscheidenden Epochejahr von 1848 auf litterarisch-historischem Gebiete im Lande bereits geschaffen worden, wieviel noch zu leisten sei. Seine Vorliebe für culturelle Verhältnisse, vielleicht auch Rücksichtnahme auf seine industrielle Vaterstadt veranlaßte ihn in einer ganzen Reihe von Bänden unter dem Titel „Zur Culturgeschichte Mährens und Schlesiens", seit dem Jahre 1866 Beiträge zur Geschichte der Industrie und ihrer einzelnen Zweige, des Verkehrswesens, der Heil- und Humanitätsanstalten, der Vereine, der Pflege der Künste und Wissenschaften zu schreiben. Allgemeinere Beachtung erlangten sodann seine „Beiträge zur Geschichte der Rebellion, Reformation, des 30jährigen Krieges und der Neugestaltung Mährens im 17. Jahrhundert" (erschienen 1867), fortgesetzt im J. 1868, 1875 und 1878 in drei Bänden unter dem Titel: „Weitere Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder im XVII. Jahrhundert", bezw. „Beiträge zur Gesch. der böhm. Länder, insbesondere Mährens, im XVII. Jahrhundert". Er hat je einen oder mehrere umfangreiche Bände den „Beiträgen zur österreichischen Verwaltungs-, Finanz- und Rechtsgeschichte" gewidmet, eine Geschichte des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn, des Erzbisthums Olmütz, eine Geschichte der Juden in Mähren und Schlesien geschrieben u. a. m. Anläßlich seines 90. Geburtstages gab er selber sein Lebensbild in einem Bande von 220 Seiten u. d. T. „Christian Ritter d'Elvert, k. k. Hofrath a. D. Gedenkblätter zu seinem 90. Geburtstage" heraus. Er starb am 28. Januar 1896 im 93. Lebensjahre. B. Bretholz.

Demelius: Gustav D. war geboren am 31. Januar 1831 zu Altstadt in Thüringen, wo sein Vater Advocat und Bürgermeister war. Den ersten Unterricht erhielt er durch seinen Oheim, den damaligen Rector Domrich in Altstadt, dann auf der ehemaligen Klosterschule in Roßleben. Nach wenigen Jahren übertrat er an das Gymnasium in Weimar, welches damals unter der Leitung des ausgezeichneten Schulmannes und Philologen Sauppe stand.

Mit gründlichen Kenntnissen ausgestattet bezog er im J. 1849 die Universität Jena, wo er sich zunächst philologischen Studien hingab. Angeregt durch die Lectüre von Puchta's Institutionen vertauschte er die Philologie mit der Jurisprudenz, deren Studium er sich mit Eifer widmete. Lectüre der Quellen und der reichen romanistischen Litteratur zog ihn vor allem an, daneben besuchte er fleißig exegetische und praktische Uebungen. Seine Lehrer waren Danz, Fein, Hase und Leist, deren er stets dankbar gedachte. An dem Studentenleben nahm er lebhaften Antheil, wurde Mitglied der Burschen-

schaft Germania, in der er bald eine führende Rolle einnahm. Nach Absolvirung des akademischen Trienniums begab er sich wieder nach Weimar, wohin sein Vater mittlerweile als Rath am Kreisgerichte gekommen war, setzte daselbst in eingehendster Weise seine juristischen Studien fort und bereitete sich für das Staatsexamen vor, welches er bald in Eisenach ablegte. Am 18. April 1855 erlangte er auf Grund der „zur ausgezeichneten Zufriedenheit" bestandenen Doctorprüfung in Jena den juristischen Doctorgrad. In Weimar trat D. mit ausgezeichneten Persönlichkeiten, unter denen sich die beiden Preller, der Maler und der Philologe, der Bildhauer Rietschel u. A. befanden, in Verkehr. Bei Preller lernte er die Tochter des gewesenen Leibarztes Karl August's und späteren großhzgl. Staatsraths C. Vogel, des Freundes und Arztes Goethe's, kennen, die er dann später, im J. 1858, als Gattin heimführte.

Schon frühe hatte D. den Entschluß gefaßt, sich der akademischen Laufbahn zu widmen; behufs Ausführung desselben begab er sich nach Oesterreich. Dort war durch den Unterrichtsminister Leo Graf Thun eine Reform der Universitäten und der juristischen Facultäten ins Werk gesetzt worden, welche dieselben nach deutschem Vorbild reorganisirte. Insbesondere das juristische Studium wurde nicht mehr, wie bis dahin, auf die Basis des Naturrechtes, sondern auf die der Rechtsgeschichte gestellt; namentlich das Römische Recht sollte als eminentes juristisches Bildungsmittel in extensiver und intensiver Weise gepflegt werden. Bedeutende Lehrkräfte wurden aus Deutschland nach Oesterreich berufen, jüngere Lehrkräfte sollten für dieses Fach herangebildet und herangezogen werden. Deshalb hoffte D. hier früher eine feste Stellung als akademischer Lehrer zu erlangen, als dies voraussichtlich in Deutschland der Fall gewesen wäre. Im Sommer 1855 traf D. in Prag ein, mit der festen Absicht, sich an dieser Universität für Römisches Recht zu habilitiren. Ordentlicher Professor dieses Fachs war dort damals der als Lehrer ausgezeichnete und hochverdiente Eduard Chambon, der dahin im J. 1853 von Jena, wo er ein Extraordinariat bekleidet hatte, berufen worden war. Dieser treffliche Mann, der wie nicht bald einer geeignet war, seine Schüler mit Lust und Liebe, ja mit Begeisterung für das Römische Recht zu erfüllen, nahm sich Demelius' mit aller ihm eigenen Wärme an und suchte seine Habilitation möglichst zu fördern. Allein dieser stellte sich die gesetzliche Schwierigkeit entgegen, daß der in Jena erlangte Doctorgrad, weil im Ausland erworben, in Oesterreich keine Geltung hatte. Dazu kam noch der Umstand, daß das Bestreben Demelius' bei manchen Mitgliedern des Professorencollegiums mit scheelen Blicken angesehen wurde. Eine Nostrification war nothwendig; so unlieb diese Verzögerung und Erschwerung der Habilitation D. war, so ließ er sich dadurch nicht abschrecken. Zufolge Intervention der reformfreundlichen Mitglieder des Professorencollegiums, namentlich Chambon's, bei dem Unterrichtsminister Grafen Leo Thun, wurde durch Erlaß desselben verfügt, daß D. behufs seiner Nostrification nur eine Vorprüfung aus dem österreichischen Rechte, und zwar aus dem österr. Civilrecht, Strafrecht und Civilproceß abzulegen habe. Binnen verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit hat sich D. das erforderliche Wissen verschafft und diese Prüfung, wenn auch nicht glänzend, so doch befriedigend bestanden. Sofort erfolgte jetzt seine Habilitation auf Grund seiner später (1857) als „Untersuchungen aus dem römischen Civilrecht" im Druck erschienenen Abhandlungen. Schon nach Ostern 1856 hat er als Privatdocent des Römischen Rechtes seine Vorlesungen in Prag begonnen und zwar mit günstigem Erfolg. Ein relativ bedeutender Zuhörerkreis versammelte sich um ihn, dessen Mitglieder ihm, der ihnen dem Alter nach

näher stand, treue und dankbare Schüler geworden sind. Viel trug dazu die studentisch joviale Art und Weise bei, mit der D. seinen Zuhörern entgegen kam, die ihn nicht nur als Lehrer, sondern als Freund und Genossen derselben erscheinen ließ. Sein einfaches, ungezwungenes Wesen bahnte einen geradezu freundschaftlichen Verkehr mit seinen Zuhörern an, der in geselligen Zusammenkünften eines engeren Kreises beim „Hasenbinder" seinen Ausdruck fand, welcher den Theilnehmern auch lange nach der Studienzeit in lieber Erinnerung blieb. Nicht nur deutsche, sondern auch manche der damals in Prag zahlreich anwesenden südslavischen und italienischen Studenten gehörten demselben an.

Lebhaften innigen Verkehr pflegte D. in Prag mit dem Philologen Lange (später in Leipzig), mit dem Sprachforscher Aug. Schleicher, dann mit dem bereits genannten Eduard Chambon. Mit den zwei letzteren verbanden ihn schon Jenenser Erinnerungen. Chambon, der ihm von Anfang an mit Zuneigung zugethan war und seine spätere Bedeutung vorhersagte, starb leider, noch nicht 40 Jahre alt, im März 1857. Er wurde in Jena begraben, wohin ihm D. das Geleite gab.

Als im J. 1857 Esmarch als ordentlicher Professor von Krakau nach Prag versetzt wurde, wurde D. zum Professor des Römischen Rechts an der Krakauer Universität ernannt. Nicht ohne Bangen trat er sein Amt an, fand aber die Verhältnisse besser als sie ihm von mancher Seite geschildert worden waren. Auch hier gewann er die Zuneigung seiner Hörer und trat in anregenden näheren Verkehr mit dem Aesthetiker Bratranek. Doch bald gestalteten sich die Verhältnisse durch die 1860 beginnende Polonisirung der Universität für ihn unerquicklich; zwar blieb er Professor, jedoch ohne das Recht und die Pflicht Vorlesungen zu halten. Da man aber trotzdem auf sein Verbleiben in Oesterreich den größten Werth legte, lehnte er einen Ruf an die Zürcher Universität, an Stelle des nach Halle berufenen Dernburg, ab. Endlich im J. 1862 wurde er aus dieser für ihn peinlichen Lage dadurch befreit, daß er zum Professor an der Universität Graz ernannt wurde.

In Graz wurde D. bald heimisch und wirkte daselbst ununterbrochen durch 39 Semester mit dem größten Erfolge. Wiederholt wurde er zum Decan, 1875/76 zum Rector gewählt. Nach dem Abgange Ihering's von Wien 1874 wurde ihm die dadurch erledigte Professur angetragen. Doch führte dies damals zu keinem Resultate, D. blieb in Graz, das er lieb gewonnen hatte und lehnte auch eine Berufung nach Gießen ab. Zahlreiche Schüler, darunter Strohal, versammelte er um sich, alle bewahrten ihm während seines ganzen Lebens treueste Anhänglichkeit und dankbare Gesinnung. In der ersten Zeit seines Grazer Aufenthalts trat er in näheren Verkehr mit Holtei, später mit Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg). Als Rector präsidirte er dem großen Festcommers, der 1876 zur Feier des 70. Geburtstags des letzteren abgehalten wurde.

Im J. 1874, nach Arndts' Pensionirung, wurde D. neuerdings von der Wiener Facultät in Vorschlag gebracht. Auch dieser Vorschlag hatte zunächst kein Resultat. Erst im J. 1881 erfolgte seine Ernennung für Wien, gleichzeitig wurden ihm Titel und Charakter eines Hofraths verliehen. Im October 1881 hielt er in Wien seine Antrittsvorlesung: über das Studium des römischen Civilprocesses. In demselben Jahre erhielt er einen Ruf nach Würzburg, an Regelsberger's Stelle, den er ablehnte. Das Scheiden von Graz wurde ihm nicht leicht, das glänzende Abschiedsfest, welches Freunde, Collegen und Schüler veranstalteten, zeigte ihm, welche großen Sympathien er

sich hier erworben hatte. D. war ein großer Naturfreund, schon deshalb war Graz für ihn der richtige Ort; seine Ferien verwendete er, sobald es nur immer anging, zu Ausflügen in die herrliche Umgebung und in die entferntere Hochgebirgswelt. Die bedeutendsten Gipfel der österreichischen Alpen hat er bestiegen. In den Kreisen der Bergführer war er wegen seiner Leutseligkeit, Ausdauer und Unerschrockenheit hochgeehrt. Die Section Graz des deutschen und österreichischen Alpenvereins schätzte ihn als eifriges Mitglied, wiederholt hat er in derselben anregende Vorträge über touristische Leistungen und Erlebnisse gehalten, die Zeitschrift des Alpenvereins verdankt ihm zahlreiche Berichte.

In Wien fand D. nicht denselben Boden wie in Graz, die lange Nichtbesetzung der Professur wirkte zu Ungunsten des Neuberufenen; dazu kamen Uneinigkeiten in der Facultät, alles dies hatte die Folge, daß die Wirksamkeit Demelius', wenn auch eine intensive, doch keineswegs so extensive war, als er nach seiner wissenschaftlichen Bedeutung erwarten durfte. Doch seine elastische Natur, seine Arbeitsfreudigkeit ließen ihn auch hier seiner Verstimmung allmählich Herr werden. Hat er doch eines seiner bedeutendsten Werke, trotz der Prüfungslast, die er hier zu tragen hatte, in Wien geschrieben. D. erfreute sich scheinbar noch in Wien der besten Gesundheit, um so schmerzlicher berührte alle seine Freunde sein unerwarteter Tod, der am 7. November 1891 eintrat. Vom Herzschlag getroffen starb er an seinem Schreibtisch, viel zu früh für die Wissenschaft und seine Familie, betrauert von Allen, die ihn gekannt hatten. Die großartige Trauerfeier bei der Beerdigung zeigte, daß man sich allgemein bewußt war, *wen* man verloren hatte. Mehrere Jahre nach seinem Tode wurde seine auf Staatskosten hergestellte Marmorbüste in den Arkaden der Universität aufgestellt und mit einer entsprechenden Feier enthüllt, bei welcher pietätvoll der Verdienste des Verblichenen um die Rechtswissenschaft gedacht wurde.

Diese sind wahrlich nicht gering. D. war kein Bahnbrecher in dem Sinne, daß er der Wissenschaft eine ganz neue Richtung gegeben, ihr neue Ziele gesteckt hätte. Allein er war unbestritten eine Forschernatur. Ausgetretene Wege zu gehen, längst Bekanntes in anderer Weise wieder zu geben, verschmähte er. Sein Hauptstreben war auf Erforschung und Aufhellung dunkler von der großen Heerstraße abgelegener Wissensgebiete gerichtet. Darin hat er Großes geleistet und war er der Besten einer. In allen seinen Arbeiten hat er, seinem einfachen klaren Wesen entsprechend, Originalität nie gesucht, aber doch immer Neues und Originelles geliefert. Stets, in allem, in und außerhalb seiner Wissenschaft, war sein Streben auf Wahrheit gerichtet, diese hat er dort, wo er sie gefunden zu haben glaubte, in einfacher, schmuckloser Weise dargestellt. Jeder Phrase war er abhold, bilderreicher Stil ihm fremd, aber gerade die Klarheit und Einfachheit der Sprache, in welcher die Sache, die er darstellte, wirkte, machte seine Schreibweise edel und schön. D. war niemals praktischer Jurist, vom Philologen ist er zum juristischen Theoretiker geworden, allein zu einem solchen, der es niemals vergaß, daß das Recht nicht für die Theorie, sondern für die Praxis da ist. Deshalb suchte er Verkehr mit Praktikern, hatte er für den tüchtigen Praktiker die größte Achtung. Vermöge natürlicher juristischer Intuition hat er auch in seinen Schriften das praktische Ziel des Rechtes nicht vergessen und war stets bestrebt, die Institute, die er schilderte, auch nach ihrer praktischen Bedeutung innerhalb des Römischen Rechts und des heutigen Rechts zu begreifen und zu würdigen. Ein Forschungsergebniß war ihm erst dann befriedigend, wenn es, soweit er sehen konnte, zu praktischen Resultaten führte.

Schon seine erste Schrift, die zum größten Theil noch in Weimar vorbereitet war und dann in Prag abgeschlossen worden ist (1857), zeigt uns den künftigen Meister. In klarer Weise hat er darin den Unterschied zwischen Verjährung und Befristung dargelegt, der, wie sich später gezeigt hat, nicht nur für das ältere Römische Recht seine Brauchbarkeit bewiesen hat. — Von hohem Werthe war die kleine Schrift: „Die Rechtsfiction in ihrer geschichtlichen und dogmatischen Bedeutung" (1858), die er seiner Heimathsuniversität Jena anläßlich des 300jährigen Jubiläums, das sie damals beging, gewidmet hatte. Der Grundgedanke derselben, daß die Fiction nur den Gedanken der Gleichstellung verschiedener Thatbestände zum Ausdruck bringe, ist seitdem in der Wissenschaft zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Wahrlich, kein kleiner Gewinn, wenn man die übernatürliche, geheimnißvolle Zauberkraft kennt, welche der Fiction beigelegt worden war. Seiner Grazer Zeit verdanken wir von größeren Schriften das Buch über „die Exhibitionspflicht in ihrer Bedeutung für das klassische Recht" (1872), dann „die confessio im römischen Civilprozeß und das gerichtliche Geständniß der neuesten Prozeßgesetze" (1880).

Zur Zeit, als D. seine Exhibitionspflicht schrieb, war der Zustand dieser Lehre kein erfreulicher. Die Ansichten gingen sehr auseinander, alles war, wie er selbst sagt, schwankend und verschwommen, und gab zu schweren Zweifeln Anlaß. Und doch war Klarheit darüber nothwendig, schon deswegen, weil die Exhibition tief in die Lehre von den zusammengesetzten Sachen eingreift. Bei diesem Stand der Sache war vor allem freie, unbefangene Behandlung der Quellenaussprüche unerläßlich. An der Hand derselben suchte D. die Bedeutung der actio ad exhibendum für das classische Recht festzustellen. Danach setzte, wie er ausführt, jede Exhibitionsklage ein iudicium directum voraus, als solches gilt zunächst die rei vindicatio, weiter aber auch Klagen wegen eines zukünftigen ius in re, keineswegs bloß Klagen aus obligatorischen Verhältnissen. Vorbereitet wurden diese Ausführungen durch Untersuchungen über die Formel dieser Klage, die D. als ein Formalgebilde besonderer Art, als eine Formel ohne intentio schildert. Gerade dieser Punkt hat begreiflicherweise viel Anfechtung erfahren, ist aber doch von hohem litterarischen Interesse. An die genaue Abgrenzung der actio ad exhibendum knüpft er die Darstellung der übrigen exhibitorischen Rechtsmittel und prüft die Bedeutung der Exhibition im heutigen Recht.

Schon in dieser Schrift hatte D. mit Vorliebe prozessuale Probleme behandelt. In dieser Richtung bewegt sich auch seine confessio in iure, von der sein Biograph mit Recht sagt, daß ihr, was innere Geschlossenheit, Sicherheit und Werth der Resultate, Kunst der Disposition und Darstellung betrifft, nur wenige Werke unserer juristischen Litteratur an die Seite gestellt werden können. Vor allem stellt er die Bedeutung der Ausdrücke confessio, confiteri fest. Im Legisactionenproceß ist ihm confessio die Unterlassung des durch das Proceßritual geforderten formellen Widerspruchs, im Formularproceß das formelle Abstehen von der defensio durch ausdrückliche vor dem Magistrat abgegebene Erklärung, durch welche der Rechtsbestand des klägerischen Anspruchs bejaht wird. Dies wird dann betreffs der wichtigsten Actionen-Gruppen durchgeführt. Eine dankenswerthe Untersuchung ist im zweiten Abschnitt der confessio auf interrogationes in iure gewidmet. Eine dunkle Partie des classischen Rechtes, die durch D. aufgehellt worden ist. Die interrogatio ist danach nicht, wie man meinte, von allgemeiner Anwendbarkeit, sondern auf einen abgegrenzten Kreis von Ansprüchen beschränkt. Daran wird man festhalten müssen, wenn auch vielleicht in diesen Kreis noch das eine oder andere aufzunehmen sein wird. Der dritte Abschnitt behandelt die confessio in

iudicio. In demselben wird ausgeführt, daß diese zwar eine für die Aufgabe und Berechtigung des Richters maßgebende, keineswegs aber eine dem Gegner gegenüber verpflichtende und deshalb invariable Verfügung enthält.

Während seines Wiener Aufenthalts publicirte D. sein Buch: „Schiedseid und Beweiseid im römischen Civilproceß" (1887). In demselben führt er in überzeugendster Weise den Nachweis, daß es einen allgemeinen Zwangseid über Rechtsverhältnisse im Römischen Recht nicht gegeben hat, daß das prätorische solvere aut iurare cogam sich nur auf ein abgegrenztes Gebiet, die condictio certi, bezogen hat. Außerdem kam im classischen Recht ein zwingender Eidesantrag in iure nur in vereinzelter Anwendung, gerichtet auf ganz bestimmte Thatsachen mit besonderen Rechtswirkungen vor. Das ius iurandum in iudicio ist im classischen Recht bloßes Beweismittel. Erst viel später ist der Mechanismus des Schiedseids auf dasselbe übertragen worden. Aber dies gibt ihm Gelegenheit auch zu den das neuere Recht betreffenden Eidesfragen Stellung zu nehmen und zwar für den Beweiseid gegen den Schiedseid.

Zu den selbständig erschienenen Werken gehört noch die kleine, pädagogische Zwecke verfolgende Sammlung römischer leges, welche er unter dem Titel: „Legum quae ad ius civile spectant fragmenta" (1857) publicirte. An diese in Buchform erschienenen Schriften reiht sich eine stattliche Zahl bedeutender Abhandlungen in verschiedenen juristischen Zeitschriften. So ein Aufsatz über Rechtserwerb in der Oesterr. Gerichtszeitung 1858, mehrere Abhandlungen in den Ihering'schen Jahrbüchern über Real-Contracte (III), fingirte Personen (IV), Culpacompensation (V), in der Gießner Zeitschrift für Civilrecht und Proceß, betreffend das Wahlrecht bei Alternativ-Obligationen (XVII), endlich die Plautinischen Studien in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte (I und II). Die Grünhut'sche Zeitschrift für Privat- und öffentliches Recht brachte seine Antrittsvorlesung, über die Bedeutung des Studiums des römischen Civilprocesses (X, 1881), die romanistische Abtheilung der Zeitschrift der Savignystiftung eine Abhandlung über die lex metalli Vipacensis (IV).

Vgl. zu dem Vorstehenden: E. Strohal, Gustav Demelius, in der Zeitschr. d. Savigny-Stiftung, roman. Abth. XV, S. 1—26.

Czyhlarz.

Denck: Wolfgang D., deutscher Baumeister des 15. und 16. Jahrhunderts, von dem verschiedene Bauwerke noch erhalten sind († 1513). Die früheste Nachricht, die wir von ihm besitzen, stammt aus dem Jahre 1471, wo er als Bürger von Wiener Neustadt namhaft gemacht wird. Er baute die Kirche zu Purchholdsdorf bei Wien, war beim Bau der Stadtmauer in Nürnberg beschäftigt, und ist der Erbauer der Kirchen zu Lichtenfels in Baiern und zu Steyer in Oberösterreich. Sehr merkwürdig ist sein Grabdenkmal in letzterer Kirche, das noch heute erhalten ist (abgebildet in den Mittheilungen der K. K. Centralcommission 2c. Wien 1872, Bd. XVII). Das Grabmal (eine Steinplatte) zeigt den Crucifixus und zu dessen linker und rechter Seite die Brustbilder der Quatuor Coronati, der vier Schutzheiligen der Bauhütte, die mit ihren Emblemen nebst Schurzfell dargestellt sind; am Fuße des Kreuzes links kniet der Erbauer (Denck), rechts sieht man die Figur eines Gesellen im Schurz, der das Wappen des Baumeisters hält, nämlich einen Hammer, der von einem im rechten Winkel gekrümmten Arm gehalten wird; zwischen beiden letzteren Figuren ist das Meisterzeichen Denck's angebracht. Am Fuße der Steinplatte liest man folgende Inschrift: Hie leit begraben der erbar Master Volfgang Tenc, Schtanmez, der paumeister ist gebesen hie pei diser ckirche, dem got gnadig sei, der gestorben ist an erchtag nach des heiligen ckreiz tag erhebunc. Anno domini 1513. Das Wappen mit dem Hammer liefert

den Beweis, daß D. Meister eines der vier deutschen Hüttengau (zweifellos des österreichischen) gewesen ist, mithin unter den Fachgenossen eine sehr angesehene Stellung besessen haben muß. — Die Verwandtschaft Wolfgang Denck's mit Johann Denck (s. A. D. B. V, 53) ist urkundlich nicht erwiesen, aber aus einer Reihe von Gründen wahrscheinlich, zumal weil letzterer aus Baiern stammte (geb. um 1495) und zu den Bauleuten, Steinmetzen und Künstlern (wie Dürer, den Beheims u. s. w.) in Nürnberg sehr nahe Beziehungen besessen hat.

Jahrb. d. Kunsthistor. Sammlungen ꝛc. Bd. IV (Register s. v. Denck). — F. v. Rziha in den Mitthlgn. d. K. K. Centralcommission zu Wien. Bd. XVII (1872). — Keller, Die Reformation u. die älteren Reformparteien. Leipzig 1885, S. 318.

Ludwig Keller.

Denzinger: Franz Joseph Ritter von D., Architekt, geboren am 24. Februar 1821 zu Lüttich als Sohn des dortigen Universitätsprofessors D. Letzterer stammte aus Würzburg und kehrte im J. 1830 infolge politischer Ereignisse nach seiner Heimath zurück. Nach dem Besuche des Gymnasiums zu Würzburg wollte D. sich nach seiner Neigung der Baukunst widmen; der gelehrte Vater gab seine Zustimmung, wünschte jedoch, um ihm eine gründliche, wissenschaftliche Vorbildung zu Theil werden zu lassen, vorher die Absolvirung des philosophischen Pensums an der Universität. Nach abgelegtem Examen studirte D. an der damals neu errichteten Königl. Polytechnischen Schule zu München die Ingenieurwissenschaften und auf der Akademie der bildenden Künste Architektur unter Gärtner und Voit. Im J. 1846 bestand er die Prüfung für den Staatsbaudienst als Ingenieur, 1847 als Architekt.

Nun folgte eine vierjährige Praxis beim Eisenbahnbaue in Donauwörth. Dann wurde er als „funktionirender Zivil-Bauingenieur" zur Kreisregierung nach Regensburg versetzt und konnte sich endlich von da ab ausschließlich mit Hochbauten beschäftigen. Durch seine tüchtigen Leistungen errang er ein Staatsstipendium zu einer viermonatlichen Studienreise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Belgien, auf welcher er reiche Erfahrungen sammelte und durch das örtliche Studium der großen Meisterwerke der Gothik, deren constructive Bedeutung er, dank seiner Ausbildung als Ingenieur, wohl zu würdigen wußte, für immer eine Vorliebe für die mittelalterliche Bauweise faßte. Statt nach der damaligen Vorschrift 15 Jahre auf eine feste Staatsanstellung warten zu müssen, wurde D. schon nach 7 Jahren, 1854, als Bauingenieur in Bamberg angestellt, ein Beweis für seine Tüchtigkeit. Bis zum Jahre 1858, in welchem er zum kgl. Baubeamten in Regensburg ernannt wurde, entstanden als größere Bauten nach seinen Plänen und unter seiner Leitung das Soolbad und die Saline zu Kissingen, die Wiederherstellung der eingestürzten Pfarrkirche in Burghausen und das chemische Laboratorium in Erlangen. In Regensburg erwarb D. sich bald das Vertrauen der für den Ausbau des Regensburger Domes interessirten Kreise; am 27. Januar 1859 wurde er von Bischof Senestrey zum Dombaumeister gewählt, und erhielt, um dem gewaltigen Werke seine ungetheilten Kräfte widmen zu können, einen vorläufigen Urlaub aus dem Staatsdienste. Die beiden Domthürme wurden von D., da ältere Originalpläne nicht mehr vorhanden waren, von der Dachhöhe des Schiffes an nach eigenen Entwürfen emporgeführt und 1869 vollendet; die übrigen Wiederherstellungsarbeiten fanden im J. 1872 ihren Abschluß. Im J. 1869 ernannte die Stadt Regensburg D. in Anerkennung seiner großen Verdienste zum Ehrenbürger, 1868 hatte ihm König Ludwig II. den Titel und Rang eines kgl. Baurathes verliehen. Während des Aufent-

haltes in Regensburg entstanden noch die Entwürfe zu der 1863—1864 ausgeführten Kirche in Kemnath und zu der katholischen Kirche in Hof im Voigtlande.

Im April des Jahres 1869 siedelte D. nach Frankfurt am Main über, wohin er zur Wiederherstellung des am 15. August 1867 durch Brand schwer beschädigten Kaiserdomes berufen worden war, nachdem er im Frühjahre 1868 in Gemeinschaft mit Schmidt von Wien und Voigtel von Köln ein Gutachten abgegeben hatte, welches von den städtischen Behörden als Grundlage für die vorzunehmenden Arbeiten angenommen wurde. Wiederum gewährte der König von Baiern D. für dieses Unternehmen einen Urlaub aus dem Staatsdienste auf unbestimmte Zeit. D. entschied sich dafür, den Hallenbau bis zur Höhe der übrigen Gebäudetheile und der Thurmhalle zu erhöhen. Der Kuppelabschluß des Thurmes wurde nach alten Originalplänen ausgeführt, der Kreuzgang im Anschluß an urkundliche Ueberlieferungen umgebaut. Am 14. April 1878 konnte die Kirche wieder dem Gottesdienste übergeben werden. Ferner entstanden in Frankfurt nach Plänen und unter Leitung Denzinger's die evangelisch-lutherische Dreikönigskirche in Sachsenhausen, 1875—1880, im Stile der Gothik aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, dann 1874—1877 in demselben Stile das städtische Archivgebäude hinter dem Dome, welches sich in vollendeter Weise den Baudenkmälern in seiner nächsten Umgebung anpaßt. Auch das am 30. September 1875 abgebrannte Dach der Weißfrauenkirche wurde von D. mit einem Glockenthürmchen in Eisenconstruction wiederhergestellt. In diese Zeit fällt auch die Leitung der Herstellungsbauten der Stiftskirche in Aschaffenburg, der Georgskirche in Nördlingen und der Kirche zu Kidrich im Rheingau. Im J. 1879 kehrte D. in den bairischen Staatsbaudienst zurück und übernahm das Amt eines Regierungs- und Kreisbaraths in Baireuth. 1885 wurde er als Oberbaurath nach München berufen und 1891 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Der letzten Bayreuther Zeit gehört der Bau der Kirche im Dorfe Hetzlas bei Erlangen an. Nach seinem Uebertritte in den Ruhestand beschäftigten ihn noch die Entwürfe für die Kirchen in Würzburg-Grohmbühl in gothischem, und in Würzburg-Sanderau in romanischem Stile. D. starb plötzlich und unerwartet in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1894 in Nürnberg, wo er als Preisrichter in einem von der Stadt ausgeschriebenen Wettbewerbe gerade sich aufhielt. Seine Leiche wurde nach München überführt und unter Betheiligung einer zahlreichen Trauerversammlung am 16. Februar auf dem nördlichen Friedhofe bestattet.

Denzinger's Hauptwerk ist die Vollendung der Dome von Regensburg und Frankfurt. Durch die Universalität seines Wissens, indem er den genialen Künstler mit einem ausgezeichneten, vor keiner technischen Schwierigkeit zurückschreckenden Constructeur in sich vereinigte, war er wie kein Zweiter dazu berufen gewesen, diese beiden bedeutsamen Aufgaben unserer vaterländischen Baukunst in einer Weise zu lösen, welche die einstimmige Anerkennung der gesammten deutschen Architektenschaft und der kunstliebenden Welt gefunden hat. Ohne die Harmonie des Ganzen zu beeinträchtigen, für welches er einen einheitlichen Plan erdacht hatte, lieh er auch den geringsten Einzelheiten die pietätvollste Sorgfalt, wobei ihm die Werke der alten Meister als Vorbild galten. Sein in weiteren Kreisen verbreiteter Ruf als hervorragender Kenner der mittelalterlichen Kirchenbaukunst brachte es mit sich, daß D. mehrfach bei wichtigen Fragen auf diesem Gebiete zur Begutachtung zugezogen wurde. Es sind hier zu nennen: das Gutachten über die Construction der Strebebögen am Ulmer Münster, 1864; über Beseitigung des Stützpfeilers unter dem

Bogen vor dem Ostchore des Mainzer Domes, 1866—1867; über Herstellung des Domes zu Würzburg, und Ausführung eines steinernen Helmes am Thurme der Kirche in Bremerhaven, 1869; über die Wiederherstellung der Katharinenkirche in Oppenheim, 1870; über den Ausbau des Straßburger Münsters sowie die Herstellung und Vollendung des Domes in Metz, 1873; in den folgenden Jahren noch die Gutachten über die Erhaltung des Thurmes der Martinskirche in Amberg, die Kirchenpflasterung des Kölner Domes und über die Herstellung der Sebalduskirche in Nürnberg.

An äußeren Ehren hat es D. als Anerkennung für seine Verdienste nicht gefehlt. Schon 1868 hatte ihn die Akademie der bildenden Künste in Wien zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt. Im J. 1869 wurde er zum Mitgliede der Commission für Erhaltung der Kunstdenkmäler und Alterthümer Baierns erwählt. Er war Meister des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt am Main und Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg; er besaß ferner das Ritterkreuz des bairischen St. Michaelsordens I. Cl., das Ritterkreuz des österreichischen Franz Josephordens und das Ritterkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone, mit dem die Erhebung in den Adelstand verbunden ist. Im persönlichen Verkehre wurde D. eine gewinnende Herzlichkeit und große Bescheidenheit nachgerühmt. Er liebte im allgemeinen die Zurückgezogenheit und vermied es, außerhalb seines Faches an die Oeffentlichkeit zu treten.

Artikel in Zeitschriften und Zeitungen: Centralblatt d. Bauverwaltung XIV. Jahrg., Nr. 8, 24. Febr. 1894, S. 82; Deutsche Bauzeitung XXVIII. Jahrg., Nr. 18, 3. März 1894, S. 111—113; Kleine Presse, Frankf. a. M., Nr. 42, 20. Febr. 1894, mit Portr. — Artikel in lexikographischen Werken: Müller u. Singer, Allgem. Künstler-Lexikon, 3. Aufl., Frankf. a. M. 1895, I. Bd., S. 334; Meyer's Konversations-Lexikon. — Wilhelm Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler, Frankfurt a. Main, 1878, S. 25 u. f., mit Portr. — Robert Schrotzenberger, Frankofurtensia. Frankf. a. M. 1884, S. 49. — Frankfurt und seine Bauten, hsg. v. Architekten- u. Ingenieur-Verein, Frankf. a. M. 1886, S. 98, 107, 115, 121, 122, 135.

Julius Hülsen.

Denzinger: Heinrich (Joseph Dominicus) D., katholischer Theologe, geboren am 10. October 1819 zu Lüttich, † am 19. Juni 1883 zu Würzburg. Seine früheste Jugend verlebte er in seiner Geburtsstadt Lüttich, wo sein aus Franken stammender Vater seit 1817 Professor der Philosophie war. Hier empfing er den ersten Schulunterricht und trat 1828 in das Collége royal ein. Die weitere Gymnasialbildung erhielt er von 1831 an in Würzburg, wohin die Familie infolge der belgischen Revolution übersiedelte. Nachdem er 1836 das Gymnasium absolvirt hatte, betrieb er während der zwei nächsten Jahre philosophische Studien an der Universität zu Würzburg, worauf er im Herbst 1838 in das Priesterseminar eintrat und drei Jahre Theologie studirte. Am 12. December 1840 wurde er Doctor der Philosophie. Nach vollendetem Triennium und Empfang der Subdiaconatsweihe trat er am 11. October 1841 in das Collegium Germanicum zu Rom ein und setzte hier vier weitere Jahre hindurch seine Studien fort. Am 8. September 1844 empfing er hier die Priesterweihe, wurde im Juli 1845 Doctor der Theologie und verließ Rom am 13. August 1845. Nach seiner Heimkehr wurde er am 3. October 1845 zum Kaplan in Haßfurt für die Filialen Wülfingen und Sailershausen ernannt. Am 9. September 1848 wurde er außerordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese in Würzburg, begann aber bald daneben auch Vorlesungen über Dogmatik zu halten. Am 25. Januar 1854 wurde er zum ordentlichen

Professor der Dogmatik ernannt. Im J. 1866 wurde er Ehrenmitglied des Doctorencollegiums der theologischen Facultät der Universität Wien. Infolge seines Werkes über die „Ritus Orientalium“ ernannte ihn der Papst zum Consultor der Congregation de propaganda fide pro rebus Orientalium. Seit etwa 1860 begann das schwere Rückenmarksleiden sich auszubilden, das ihn seit ca. 1866 an das Krankenlager fesselte. Auch unter diesen mit christlicher Geduld ertragenen Leiden setzte er seine wissenschaftliche Thätigkeit fort. Auch Vorlesungen hielt er noch bis in sein letztes Jahr in seiner Wohnung vor einem kleineren Kreise von Zuhörern; indessen hielt seit 1871 auch Hettinger Vorlesungen über Dogmatik. — Durch umfassende Gelehrsamkeit und großen Scharfsinn ausgezeichnet war D. neben Hettinger und Hergenröther einer der Hauptträger des wissenschaftlichen Rufes der Würzburger theologischen Facultät. Seine schriftstellerische Thätigkeit beginnt mit der philosophischen „Dissertatio inauguralis de Philonis philosophia et schola Judaeorum Alexandrina“ (Herbipoli 1840). Seine nächste größere Arbeit nach der Rückkehr von Rom war die „Kritik der Vorlesungen des Herrn Professors Heinrich W. J. Thiersch über Katholicismus und Protestantismus“ (I. Abtheilung, Die Principienfragen; II. Abtheilung, Specieller Theil, 1. Heft: Von der Rechtfertigung, 2. Heft: Von den Sacramenten und dem Meßopfer; Würzburg 1847); eine eingehende und gelehrte Vertheidigung des katholischen Standpunktes in den wichtigsten Controversfragen, speciell gegen die von Thiersch vom Standpunkte des Irvingianismus dagegen erhobenen Einwendungen. Die nächste Schrift: „Ueber die Aechtheit des bisherigen Textes der Ignatianischen Briefe“ (Würzburg 1849) setzt sich mit Cureton und Bunsen auseinander; ergänzend schließen sich daran die Auseinandersetzungen mit Ritschl in dem Aufsatz: „Ritschl und die Ignatianischen Briefe“ (Theol. Quartalschrift 1851, S. 388—409). Im Zusammenhang mit diesen Untersuchungen steht auch der Aufsatz: „Ueber die Zeit der Entstehung des gnostischen Aeonensystems“ (Theol. Quartalschrift 1852, S. 442—449). Es folgt: „Die speculative Theologie Günther's und seiner Schule“ (Würzburg 1853). Im folgenden Jahre erschien in erster Auflage das praktische und überaus nützliche „Enchiridion Symbolorum et Definitionum, quae in rebus fidei et morum a Conciliis oecumenicis et Summis Pontificibus emanarunt“ (Wirceburgi 1854); davon erschienen zu Lebzeiten Denzinger's fünf Auflagen (5. Aufl. 1874), seither noch drei weitere (Ed. 8, aucta et emendata ab Ignatio Stahl, 1899). Auf die kleine Schrift: „Die Lehre von der Unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria“ (Würzburg 1855) und die „Kritische Untersuchung über das Leben des heiligen Martyrers Aquilinus“ (Katholische Wochenschrift 1855, Nr. 11—13, und separat, Würzburg 1855) folgte sodann Denzinger's Hauptwerk: „Vier Bücher von der religiösen Erkenntniß“ (Würzburg 1856/7, zwei starke Bände), ein glänzendes Denkmal des Fleißes und der Gelehrsamkeit des Verfassers. Im Anschluß an die Grundsätze der großen Theologen der Vorzeit und unter fortwährender kritischer Auseinandersetzung mit allen möglichen abweichenden Richtungen in alter und neuer Zeit, besonders auch mit den verschiedenen Ansichten der Vertreter des modernen Rationalismus und Pantheismus, werden die Principienfragen über das Wesen der Religion, über das Verhältniß von Vernunft und Offenbarung, Glauben und Wissen erörtert. Auf liturgischem Gebiete bewegte sich das nächste große Werk: „Ritus Orientalium, Coptorum, Syrorum et Armenorum, in administrandis sacramentis. Ex Assemanis, Renaudotio, Trombellio aliisque fontibus authenticis collectos, prolegomenis notisque criticis et exegeticis instructos, concurrentibus nonnullis theologis ac linguarum orientalium peritis edidit . . .“ (2 Bde., Wirceburgi 1863/4).

Das Werk, eine Frucht jahrelanger mühsamer Arbeit, beschäftigt sich, wie der genauere Titel anzeigt, mit Ausschluß der griechischen Kirche, nur mit den seit dem fünften Jahrhundert von der katholischen Einheit getrennten nestorianischen und monophysitischen Einzelkirchen Asiens und Aegyptens, stellt zunächst deren Lehre über die Sacramente zusammen und theilt dann die Formularien für die Sacramentsspendung nach den verschiedenen Riten in lateinischer Uebersetzung mit, vollständiger und zuverlässiger, als die in den Originalen schwer zugänglichen Texte anderswo vereinigt zu finden sind. Daß Denzinger's Beschäftigung mit diesen Kirchen des Orients schon sehr weit zurückreichte, zeigt besonders das letzte Heft seiner „Kritik der Vorlesungen von Thiersch" und die in der Theologischen Quartalschrift 1850 erschienene Abhandlung: „Nachklänge der Lehre vom Primat bei den Nestorianern und Monophysiten des Orients" (S. 355—374). Seine letzte gedruckte Schrift ist die Broschüre: „Kepha. Ueber die päpstliche Unfehlbarkeit. Für gebildete Katholiken" (Würzburg 1870). Für den Cursus Patrologiae von Migne besorgte D. die Ausgabe der Opera S. Brunonis episcopi Herbipolensis (Series latina, T. 142, Paris. 1853) und schrieb für die Ausgabe der Pseudoisidorischen Decretalen (Ser. lat., T. 130, Paris 1853) die einleitende „Ecloge et Epicrisis eorum, quae a recentioribus criticis de Pseudoisidorianis Decretalibus statuta sunt". Ferner gab er einige ältere theologische Werke neu heraus: Habert, Theologia graecorum Patrum vindicata circa materiam gratiae (Wirceburgi 1853); De Rubeis, De peccato originali (ib. 1857); Prud. Maranus, Divinitas Domini nostri Jesu Christi (ib. 1859). Die Arbeit an einem ausführlichen Handbuch der Dogmatik, womit er sich Jahre lang und noch auf seinem Krankenbett beschäftigte, blieb unvollendet.

H. Denzinger, Erinnerungen aus seinem Leben, gesammelt von seinem älteren Bruder (Aug. Denzinger); Katholik, 1883, II, S. 428—444, 523—538, 638—649. — Fr. Hettinger, Dreifaches Lehramt. Gedächtnißrede auf Denzinger; Freiburg i. B. 1883. — Stamminger im Kirchen-Lexikon von Wetzer und Welte, 2. Aufl., Bd. III, S. 1516 f.

Lauchert.

Derschau: August Egbert von D., Erzähler unter dem Pseudonym Egbert Carlssen, wurde am 25. August 1845 als Sohn eines hannoverschen Regierungsraths zu Lüneburg geboren. Er absolvirte das Gymnasium zu Lingen, studirte Herbst 1864—68 in Göttingen die Rechte, trieb aber nebenher mit Vorliebe Geschichte und Musik. 1868 bestand er das Staatsexamen, trat im folgenden Jahre in den preußischen Justizdienst, in dem er an den Amtsgerichten Verden und Goslar, dann an den höheren zu Göttingen und in der Heimath Lüneburg verwendet war, mußte jedoch schon mit dem Jahre 1872 wegen körperlicher Leiden ausscheiden. Seitdem hat er, mit historischen Studien und belletristischen Arbeiten beschäftigt, bis zum Tode, der ihn früh, am 12. Juni 1883, zu Dresden traf — erst 1882 war er dahin verzogen — den Musen gelebt; die längste Zeit, 1874—82, hatte er, wohl des milden Klimas halber, in Cannstatt am Neckar gewohnt.

Fast alle litterarischen Erzeugnisse ‚Carlssen's' entstanden unter der Last eines schweren, quälenden Leidens; so muß man die Frische und Kraft seiner Romane bewundern. Carlssen's sämmtliche prosaepische Veröffentlichungen fanden beim Hervortreten den Beifall der Kritik und einer gezählten, aber auch gewählten Leserschar. Es sind: „Sir John Fenwick", historische Erzählung (1874); „Die schöne Helena", „Mylady's Geheimniß", „Die Tochter von Wiedenau", Roman (1879), „Aus den Lehrjahren eines Strebers", Roman (1881); „Ein Stadtjunker von Braunschweig", historische Erzählung (1882),

„Degen und Palette", Roman (1882), schließlich aus dem Nachlasse 1884 gedruckt und als „Erzählungen von Egbert Carlssen. 3. Bd." vereinigt: „Der Edelmarder. Roman aus der Gegenwart" und „Der Doctor aus Batavia. Erzählung". In diesen beiden, knapp vor dem Tode fertiggestellten Dichtungen legt der Verfasser eine so hervorragende Kunst der Schilderung an den Tag, im Gegenwartsroman eine solche Gewandtheit im Verschlingen und Entwirren der Fäden, in der holländischen Novelle aus dem 17. Jahrhunderte eine derartige Meisterschaft, Land und Leute auf Grund gediegenen Forschens, aber mit dem Blicke des Poeten zu erfassen, daß sie Cabinetsstücke und seine Glanzleistungen genannt werden dürfen. Sein Roman ist kein „Conglomerat von fremdartigen Sehenswürdigkeiten, sondern ein Kunstwerk, in dem sich Phantasie und poetische Schöpferkraft mit Fleiß und sorgfältiger Arbeit zu schönem Ebenmaaß vereinigen", wie es ihm ja „um seine Kunst heiliger Ernst war". Trotzdem blieben die feinen Werke dieses vornehmen, unvordringlichen Geistes seit dem Hintritt im ganzen wenig beachtet.

Die citirte Stelle am Schlusse aus Kurt v. Rohrscheidt's kurzem Nachruf mit Besprechung des Nachlaßbandes, im „Litterar. Merkur" V, Nr. 7 (15. Januar 1885), S. 93—95. — Vgl. außerdem Brümmer's Lex. d. dtsch. Dichter u. Prosa d. 19. Jahrh. 4. u. 5. Aufl. I, 251 f.

Ludwig Fränkel.

Des Coudres: Ludwig D., Maler, geboren zu Kassel am 10. Mai 1820, † zu Karlsruhe am 23. December 1878. Frühzeitig Neigung zur Kunst zeigend, trat er 17jährig in die Akademie seiner Vaterstadt ein, nachdem er während eines einjährigen Studiums der Architektur an der dortigen polytechnischen Schule unter Krauskopf's Leitung sich im Zeichnen tüchtig ausgebildet hatte. Nach zwei Jahren erfolgreicher Arbeit an der Akademie zu Kassel, siedelte er nach München über, wo Schnorr sein Lehrer war und die Fresken von Heinrich Heß für seine fernere Ausbildung von Einfluß waren. Ein Jahr in München und drei weitere Jahre abermals in Kassel wurden in eifriger Arbeit verbracht; nach deren Ablauf trat D. im J. 1843 eine Studienreise nach Italien an, für die er sich jedoch selbst nicht genügend vorbereitet erachtete, und die denn auch für sein weiteres künstlerisches Fortschreiten wenig Nutzen bot. Die Bekanntschaft mit J. W. Schirmer, die er nach seiner Rückkehr aus Italien in Kassel machte, führte D., als er etwa 25 Jahre alt geworden war, nach Düsseldorf, wo er unter dessen, Sohn's und Schadow's Leitung sich bald sicher genug fühlte, selbständig zu arbeiten. Er schloß sich hier besonders an die beiden Achenbach, Flamm und Gude an, mit denen er sein Leben lang in fester Freundschaft verbunden blieb. Als Schirmer im J. 1855 als erster Director an die neu gegründete Kunstschule nach Karlsruhe berufen wurde, vermittelte er Des Coudres' Berufung dorthin als Professor der Antiken- und Malklasse. Ein sicheres Können, verbunden mit einem ausgesprochenen Lehrtalent gaben seiner Wirksamkeit bald eine feste Umgrenzung und verschafften ihm an der neu gegründeten Schule einen sehr geschätzten Erfolg. Das Zeichnen nach der Antike wurde bei der späteren Erweiterung der Schule und Vermehrung des Lehrkörpers sein ausschließliches Arbeitsgebiet in der Stellung als Lehrer. Einem ersten großen Bild „Francesca von Rimini", das unter Schadow's Einfluß noch in Düsseldorf entstanden war, folgten in Karlsruhe neben einer großen Zahl von Porträts und Genrebildern zwei große Gemälde, eine „Grablegung" in der Karlsruher Galerie, und „Christus am Kreuze, betrauert von den Seinigen" in der Nikolaikirche zu Hamburg. In Karlsruhe nahm D. an der Verwaltung des Kunstvereins eifrigen Antheil, in der deutschen Kunstgenossenschaft machte er sich verdient durch seine Antheil-

nahme an den Vorverhandlungen über das Gesetz zum Schutze des künstlerischen Eigenthums. Die letzten 14 Jahre seines Lebens waren Leidensjahre. Ein Sturz auf dem Eise im J. 1864 führte ein langes Siechthum herbei, dem er zwar mit großer Energie öftere Unterbrechungen abgewann, die ihn wieder arbeitsfähig machten, das aber immer größeren Umfang annahm. Er ertrug das über ihn verhängte Unglück mit der Resignation des Weisen und der Unterwerfung des tiefreligiösen Christen unter den Willen der Vorsehung. Ein sanfter Tod endete das Dasein dieses trefflichen Künstlers, und edeln, von Allen, die ihm näher traten, hochgeschätzten Menschen.

Badische Biographien 3, 21. v. Weech.

Deucer: Johann D., evangelischer Geistlicher des 17. Jahrhunderts, Verfasser theologischer und bergrechtlicher Arbeiten. Von seinem Leben ist uns fast nichts bekannt; nur wenige Anhaltspunkte geben uns seine Schriften, denen wir entnehmen, daß er anfangs in Jena, dann in Gröblitz als Prediger wirkte, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts „durch ordentliche ehrliche Mittel vnd vorher gehaltene Bergpredigten" als Pfarrer nach der Bergstadt Schlaggenwald im böhmischen Erzgebirge berufen wurde, wo er blieb, bis ihn die Gegenreformation aus der ihm liebgewordenen neuen Heimath vertrieb. Im J. 1625 nennt er sich bereits „Exulant vnd Mitgenoß an der Trübsal, am Reich vnd an der Geduld Jesu Christi" und dankt einer Frau Anna Maria Reiboldin auf Rößnitz, geb. von der Gabulentz, für die Wohlthaten, die sie ihm, seinem Weib und 10 kleinen Kindern im Elend erwiesen habe. Damit erlöschen die Nachrichten über ihn. Seine schriftstellerische Thätigkeit beginnt erst in Böhmen; fast alle seine Werke sind hier entstanden. An die Oeffentlichkeit trat er zuerst mit einer „Leichpredigt, gehalten beym begräbnuß Herrn Matthes Egerers zu Schlackenwalde", die 1605 in Leipzig erschien. Schon sie zeigt deutlich das Vorbild, dem er nacheiferte und dem er auch in seinen 1612 erschienenen „Bergpredigten, durch was Mittel vnd Wege die Bergwerck in auff vnd abnemen kommen", treublieb; es ist Johannes Mathesius, der bekannte Bergprediger im benachbarten Joachimsthal, als dessen bedeutendster Nachfolger D. anzusprechen ist; in der einfach schlichten Sprache, die ihn kennzeichnet, ist deutlich der Einfluß der Sarepta des Mathesius zu erkennen. Sein Bestreben, sich mit den so besonders gearteten Verhältnissen der erzgebirgischen Bergstädte vertraut zu machen, führte ihn zum Studium des Bergrechtes und zur Abfassung zweier einschlägiger Schriften; 1616 schrieb er „Ein new sehr nützlich königlich Bergkbuch, Darinnen begriffen Allerley wichtige Bergksachen, wie auch hochnothwendige Bergwerckgebräuche vnd Gerichtsprozeß, so täglich in allen Bergwercken mit großem Nutz von den bawenden Gewercken, Ampt- vnd Bergleuten können gebraucht werden", und veröffentlichte 1624 das vorzügliche und lange Zeit maaßgebende „Metallicorum Corpus Juris, Oder Bergk Recht aus allen ... Berg-Ordnungen ... zusammengezogen". Auch als Verfasser von Andachtsbüchern nimmt D. eine hervorragende Stelle ein und auch hier hatte er in nächster Nähe ein maaßgebendes Vorbild, dem er sich anschloß, in Johannes Habermann (Avenarius), dem Pfarrer von Falkenau, dessen Gesangbücher noch heute unvergessen sind. Haben Deucer's Gebete auch keine so weite Verbreitung gefunden, wie die Habermann's, so erhielten sie sich doch während des ganzen 17. Jahrhunderts im Gebrauche der Gemeinden und gingen oft in ähnliche Sammlungen über. Selbständig ließ er 1611 erscheinen: „Ein newes schönes vnd nützliches Gebetbuch", das in 4 Jahren 3 Auflagen erlebte; 1621 veröffentlichte er „Vierzehn geistliche Andachten voller trostreichen Gedanken, wie dieselben alle Stunden des Tages vnd bei allen Wercken des Berufs in die Seelen zu pflanzen", 1625 ein „Gulden Kleinod der Kinder Gottes" und

1626 ein „Troſtgärtlein trauriger Hertzen“. Sein Hauptwerk aber iſt das 1623 erſchienene „Chriſtliche Gebetglöcklein“, das er der Wittwe nach dem Schlaggenwalder Bürgermeiſter Gregor Egerer widmete, und das nebſt ſeinen eigenen Gebeten namentlich Ueberſetzungen aus Ambroſius, Auguſtinus, Bernhard, Chryſoſtomus, Hieronymus u. a., untermiſcht mit Liedern von Luther, Matheſius, Nic. Herman, Kolroſe, Alberus u. a. bringt. Außerdem ſchrieb er einen „Thesaurus s. theologiae“ und eine „Analysis locorum theologicorum cum thesi et antithesi in tabulis“ und 1612 eine „Analysis totius philosophiae tam contemplativae quam practicae brevi methodo et methodica brevitate in privatum memoriae subsidium certis tabellis comprehensa et concinnata“. R. Wolkan.

Deurer: Peter Ferdinand D., Hiſtorien- und Porträtmaler, wurde am 5. Januar 1777 als Sohn des Ernſt Ferdinand D. und deſſen Ehefrau, Margarethe Suſanne Wilhelmine Rouſſelet, in Mannheim geboren. Er zeigte ſchon frühzeitig Anlage und Neigung zur Malerei und erhielt ſeine Ausbildung durch den kurfürſtlichen Hofmaler und Galeriedirector Joh. Chriſt. v. Mannlich, dem er, unter Anwendung von großer Liſt und unter vielerlei Schwierigkeiten behülflich war, die im J. 1793 nach Mannheim geflüchtete Zweybrücken'ſche Gemäldeſammlung, während die Franzoſen — im Frühjahre 1799 — Stadt und Schloß beſetzt hielten, heimlich nach München zu entführen (Memoiren Mannlich's IV, 102 ff. der Abſchrift der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München). In Anerkennung dieſes Verdienſtes wurde D., nachdem er auf den Akademien zu Düſſeldorf und Kaſſel ſeine Studien vollendet hatte, als Inſpector der kgl. Gemäldeſammlung im J. 1811 nach Augsburg berufen. Als Porträtmaler erwarb er ſich bald durch die ſprechende Aehnlichkeit und ſorgfältige Ausführung ſeiner Bilder allgemeine Anerkennung und erhielt viele Aufträge aus den angeſehenſten Kreiſen der Einwohnerſchaft. Beſonderen Beifall fand das lebensgroße Porträt König Maximilian's I. von Baiern im Krönungsornat, das er für den Börſenſaal in Augsburg malte. Im J. 1826 verließ D. Augsburg und ſiedelte nach Rom über, wo er von da an den größten Theil ſeines ferneren Lebens zubrachte, und mit großem Fleiße in ſeiner Kunſt thätig war. Zeichnungen von ſeiner Hand, ſowohl Figürliches als auch landſchaftliche Stoffe ſind von einer ſeltenen Formvollendung und ſtaunenswerther Durchführung. Die ſtädtiſche Gemäldeſammlung in Mannheim beſitzt von ihm das Bruſtbild eines Italieners von großer Formenſchönheit, herrlicher Farbe und abſolut beherrſchter Vortragstechnik. Letztere hatte er ſich durch eingehendes Studium der Malgründe und Farben Raffael's erworben gelegentlich der Herſtellung zahlreicher Copien nach dieſem Meiſter. Die ausgezeichnete Copie einer Grablegung Chriſti von Raffael nach dem Original in der Galerie Borgheſe zu Rom von ſeiner Hand iſt in der großherzogl. Kunſthalle in Karlsruhe. Seine Kenntniß der alten Meiſter geht aus der Auswahl vorzüglicher Gemälde hervor, die er während ſeiner letzten Lebensjahre in Rom erwarb und die ſich heute in verſchiedenen größeren Galerien und im Beſitz ſeiner Nachkommen befinden. D. ſtarb während eines Kuraufenthaltes in Kiſſingen am 9. Januar 1844. Ein Sohn Ludwig D., aus ſeiner erſten Ehe mit Suſanne Fröhlich aus Mannheim (in zweiter Ehe war er mit Wilhelmine v. Globig-Jagdsheim aus Dresden vermählt) geboren im J. 1806 in Mannheim, † daſelbſt am 30. December 1848, widmete ſich ebenfalls der Hiſtorien- und Porträtmalerei.

Nagler, Künſtlerlexikon 3, 370. — Müller, Künſtlerlexikon. 3. Aufl., S. 339. — Mittheilungen der Familie. v. Weech.

Devrient: Philipp Eduard D., geboren zu Berlin am 11. August 1801, war der dritte Sohn des Berliner Kaufmanns Philipp D. und wurde, wie seine beiden Brüder Karl und Emil, im Geschäfte seines Vaters für den kaufmännischen Beruf vorgebildet. Aber die durch den Ruhm seines Onkels Ludwig D. genährte Begeisterung für den Schauspielerberuf trieb ihn ebenso wie seine beiden Brüder trotz des heftigen Widerstandes seiner Eltern zum Theater. Kaum 18 Jahre alt, trat er im J. 1819 als Baritonist in den Verband der kgl. Oper in Berlin ein. Im J. 1834 ging er ganz zum Schauspiel über, und im J. 1844 wurde er als Regisseur an das Dresdner Hoftheater berufen. Seine Dresdner Anfänge übertrafen seine Erwartungen. Er wurde der Führer und Berather der jüngeren Schauspieler und fand mit seinen auf die Herstellung eines geregelten Ensemblespiels gerichteten Bestrebungen bei dem Damenpersonal, namentlich bei Marie Bayer und Franziska Berg, Beifall und Unterstützung. Nur die Matadore der Dresdener Bühne wollten von seinem Einfluß nichts wissen. Den größten Widerstand leistete sein Bruder Emil, der das Sonderinteresse des modernen Virtuosen vertrat, während Eduard verpflichtet war, das Gesammtinteresse zu wahren. So kam es zum Kampf zwischen den beiden Brüdern, der damit endete, daß Eduard im Februar 1846 den Regisseurposten aufgab und sich auf seine Schauspielerthätigkeit und das ihm aufgedrungene nominelle Amt eines dramaturgischen Beirathes des Theaters zurückzog. Er spielte Charakterrollen wie den Nathan, Menenius, Erbförster, Vetter, Riccaut u. a. m. Im J. 1852 ernannte ihn der Regent Friedrich von Baden zum Leiter des Karlsruher Hoftheaters, dem er volle 18 Jahre lang mit großer Treue und unter dem nie fehlenden Schutze des Großherzogs vorstand. Es gelang ihm, die arg verwahrloste Karlsruher Bühne zu reorganisiren und in kurzer Zeit eine Einheitlichkeit des Geistes in die Vorstellungen zu bringen, die nur durch sein Geschick und durch seine alle Virtuosengelüste ausschließenden Grundsätze möglich war. Nachdem er im J. 1869 das 50jährige Jubiläum seines künstlerischen Wirkens begangen hatte, trat er 1870 in den Ruhestand. Er starb in Karlsruhe am 4. October 1877. — Als darstellender Künstler lange nicht so genial wie seine beiden Brüder und auch von zahlreichen anderen Genossen übertroffen, hat er sich vorzüglich durch seine dramaturgischen Schriften einen Namen gemacht, dessen guter Klang ihn überlebt hat und noch lange überleben wird. Seine „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", die in den Jahren 1848—74 in fünf Bänden erschien, ist ein heute noch unübertroffenes, durch vornehme Gesinnung, seltene Fachkenntnisse und umsichtige Forschung ausgezeichnetes Werk, das freilich heute dringend einer Revision bedarf, obwohl es erstaunlich ist, was D. bei dem damaligen Stand des theatergeschichtlichen Wissens geleistet hat. Weniger bedeutend erscheinen seine eigenen poetischen Versuche. Seine Stellung bei der Oper veranlaßte ihn zunächst, sich als Operndichter zu bethätigen. Er schrieb den durch Marschner's Musik berühmt gewordenen Text zu „Hans Heiling" auf Grund deutsch-böhmischer Volkssagen (1827) und die zwei völlig in Vergessenheit gerathenen Opern: „Die Kirmeß" (1831) und „Der Zigeuner" (1832). Später ging er zum Drama über. Schon im J. 1833 erschien „Das graue Männlein. Schauspiel in 5 Acten" und im J. 1835 folgte das Lustspiel: „Die Gunst des Augenblicks", 1837 „Die Verirrungen. Ein bürgerliches Schauspiel", 1839 „Der Fabrikant. Schauspiel in 3 Acten" und 1841 „Treue Liebe. Schauspiel in 5 Acten". Sein dramatisches Talent erhebt sich in diesem letzten Stück zu poetischer Höhe, doch haben alle seine Dichtungen nicht innere Kraft genug besessen, um nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Unter seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen die programmatischen Beiträge „über Theaterschule" (Berlin 1840)

und „Das Nationaltheater des neuen Deutschland“ (Leipzig 1849). Der Besuch des Passionsspieles in Oberammergau regte ihn zu einer Würdigung des Unternehmens an (Leipzig 1851). Schließlich sind noch zu erwähnen: „Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy“ (Leipzig 1869), mit dem er namentlich in seiner Jugend viel verkehrt und Jahre lang in Briefwechsel gestanden hatte. In den letzten Jahren seines Lebens vereinigte er sich mit seinem Sohne Otto zur Bearbeitung und Herausgabe eines „Deutschen Bühnen- und Familien-Shakespeare“, von welchem sechs Bände erschienen sind.

Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur. Leipzig 1872. 4. Bd., S. 542—545. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1874. 5. Bd. (Register). — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1853. Bd. XX, S. 323—324. 1869 Bd. LII, S. 25/6. 1887 Bd. LXIX, S. 343—346. — Die Neue Welt. Leipzig 1879. Bd. IV, S. 581. 588. 600. 601. — Deutscher Bühnen-Almanach. 42. Jahrg. Herausg. von A. Entsch. Berlin 1878, S. 122—125. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausg. von E. Gettke. 7. Jahrg. 1879. Berlin o. J. S. 128/9. — Friedrich Haase, Was ich erlebte. 1846—96. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J. S. 47. — Eugen Kilian, Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient. Karlsruhe 1893.

H. A. Lier.

Devrient: Otto D. wurde als Sohn Eduard Devrient's am 3. October 1838 in Berlin geboren. Während der Jahre 1844—52 besuchte er das Blochmann'sche Institut in Dresden und nach der Uebersiedelung seines Vaters nach Karlsruhe das dortige Gymnasium. Von seinem Vater für den Schauspielerberuf vorbereitet, betrat er schon mit 18 Jahren die Hofbühne in Karlsruhe und spielte von 1856—58 an ihr als Eleve kleinere Rollen. Während seines Engagements am Hoftheater zu Stuttgart wurde er auch als Sänger beschäftigt, während er am Schauspielhause zu Berlin (1860—61) hauptsächlich als jugendlicher Liebhaber wirkte. In den folgenden Jahren am Stadttheater zu Leipzig thätig, trat er 1863 wieder in den Verband des Hoftheaters in Karlsruhe, wo er von 1869—71 die Regie führte. Seit 1873 in gleicher Stellung am Hoftheater zu Weimar, erlebte er hier seinen größten Erfolg, als er beide Theile des Goethe'schen „Faust“ in dem Rahmen der mittelalterlichen, dreitheiligen Mysterienbühne zur Aufführung brachte, bei welcher Gelegenheit er selbst den Mephisto gab. Im Sommer 1880 ging er mit dieser Inscenirung des Faust zu längerem Gastspiel an die Bühne des Victoriatheaters in Berlin. In der Zwischenzeit war er Oberregisseur in Mannheim (1876—77) und Intendant in Frankfurt a. M. (1877—78) gewesen, hatte sich aber dort wegen eines Conflictes mit dem Aufsichtsrath der neuen Theater-Actien-Gesellschaft nicht halten können. Bei Gelegenheit der Luther-Gedenkfeier am 10. November 1883 veranlaßte er die Aufführung eines Luther-Spieles in Jena, wo er seit dem Jahre 1881 wohnte. Er rief einen „Luther-Festspiel-Verein“ ins Leben und wurde für seine Bemühungen von der Universität Jena durch die Ernennung zum Ehrendoctor und von der Stadt durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts ausgezeichnet. Nachdem er von 1884—89 an der Spitze des Oldenburger Hoftheaters gestanden hatte und an ihm gleichzeitig als Schauspieler aufgetreten war, übernahm er die Direction des kgl. Schauspiels in Berlin, gerieth aber bald in Schwierigkeiten, da es sich zeigte, daß seine Fähigkeiten für das ihm anvertraute Amt nicht ausreichten. Er zog sich daher wieder nach Jena zurück und hatte die Genugthuung, daß ein zweites Volksschauspiel, „Gustav Adolf“, dort am 25. Juni 1891 zur Aufführung gelangte. In den letzten Jahren seines Lebens wanderte er vielfach umher, um als Leiter

und Hauptdarsteller seiner beiden Volksschauspiele aufzutreten. Seine letzte Station war Stettin, wo er plötzlich am 23. Juni 1894 infolge eines Krampfes seinem Herzleiden erlag. „Devrient's Ideal war ein großes Volksschauspiel, zu dem bereits sein Vater die ersten Pläne entworfen hatte. Ihm schwebte die Möglichkeit vor, die dramatische Kunst nicht ausschließlich den Berufsschauspielern zu überlassen, sondern den gebildeten Mittelstand heranzuziehen und begeisterte Männer und Frauen, denen er die Stücke einstudirte, mit Aufgaben aus der deutschen Geschichte zu betrauen." Seine Dichtungen, die Schauspiele „Zwei Könige" und „Kaiser Rotbart" und das Trauerspiel „Tiberius Gracchus", sowie zwei Bearbeitungen von Operntexten sind nicht in weiteren Kreisen bekannt geworden. Einen werthvollen Beitrag zur Theatergeschichte bilden die von ihm herausgegebenen „Briefe von A. W. Iffland und F. L. Schröder an Werdy" und die „Freudenspiele am Hofe Herzogs Ernst des Frommen".

Vgl. Neuer Theater-Almanach. Herausg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 6. Jahrg. Berlin 1895. S. 188—190 und die dort angegebene Litteratur. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1894. Bd. 103, S. 21, 22. — Die Gartenlaube. Leipzig 1883. S. 691. — Der Protestant. Evangelischer Volkskalender für das Jahr 1893. Herausg. von C. Werkshagen. Berlin o. J. S. 32—39. H. A. Lier.

Dick: Hermann D., Irrenarzt, Director der Kreis-Irrenanstalt Klingenmünster (Baiern), geboren am 25. November 1814 in Speier, studirte 1832—36, war dann während des Biennium practicum theils in Frankenthal als Assistenzarzt an dem dortigen Kranken- und Irrenhause, theils in Berlin. Nach dem Staatsexamen 1838, prakticirte er in verschiedenen Orten seines Heimathlandes und erhielt 1849 eine Physicatsstelle in Hornbach. Wegen seiner ärztlichen und persönlichen Bedeutung wurde er für die Leitung einer eigenen neuen Irrenanstalt in der Pfalz ins Auge gefaßt, und erhielt den Auftrag vorher von 1853—55 Anstalten Deutschlands, Englands, Belgiens und Frankreichs zu besichtigen. Je ein halbes Jahr war er in Irrsee (unter Hagen), Erlangen (Solbrig) und Siegburg (Jacobi), dann noch ein halbes Jahr in auswärtigen Anstalten. Als Frucht dieser Reisen erschienen 1856 die „Reiseskizzen über das non-restraint-System in englischen und die Beseitigung der Zellen in französischen Irrenanstalten" in der Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie Bd. 13, S. 353 ff., die mit überraschender Sachkenntniß, unparteiischem, aber rücksichtsvollem Urtheil geschrieben und noch heut zu Tage lesenswerth sind. Erst am 31. December 1857 wurde die Anstalt in Klingenmünster unter Dick's Direction eröffnet, die er bis zu seinem Tode am 22. Februar 1880 führte. Sein Name verband sich in dieser Zeit so innig mit dem der Anstalt, daß er sich mit ihr zu identificiren schien; D. war ein vorzüglicher Mensch und ein vortrefflicher Director, so daß er der ganzen Anstalt seine Eigenart aufprägte. Natürlich und ungekünstelt stand er in der Mitte des Ganzen und der Kranken, die ihn sehr verehrten. Er war ein Vertreter des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Arzt und Kranken, wie es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich an manchen deutschen Irrenanstalten bildete. Ein tiefes Gemüth und heiteres Temperament standen ihm dabei zur Seite; namentlich die Gabe des glücklichen Humors brachte ihn auch sonst spröden Patienten leicht näher. Einige wissenschaftliche Arbeiten nahmen das erste Thema des Non-Restraint wieder auf (Allg. Zeitschrift f. Psych. XIX, 506 und XX, 305). Dazu kamen statistische Abhandlungen (c. l. XV, 389; XXVI, 374; XXXII, 565). In seinen Anstalts-Berichten hat er auch in anderer Richtung statistische Wege aufgesucht, besonders in dem für die

Jahre 1870/71 berichtete er über „Geisteskranke als Opfer des letzten deutsch-französischen Krieges“ (referirt in Allg. Zeitschr. f. Psych. XXX, 254). An derselben Stelle (S. 387) empfiehlt er den Gemeinden durch statistischen Nachweis den Vortheil der Benutzung von Freiplätzen bei rechtzeitiger möglichst früher Versetzung der Kranken in die Anstalt. Ueberall wird er von noch jetzt geltenden Gesichtspunkten geleitet. Sehr interessant ist ein Vortrag, den er vor den südwestdeutschen Irrenärzten 1876 in Karlsruhe hielt: „Die Angst der Kranken“ (ref. in der Allg. Zeitschr. f. Psych. XXXIII, 230—235); hier betritt er wieder das Gebiet des Kampfes gegen den Zwang, womit er als Vorkämpfer des Non-Restraints seine psychiatrische Laufbahn begonnen hatte. Sehr hübsch ist seine Entwicklung des Begriffs der latenten Angst; lehrreich, wie er in der Behandlung der Kranken, besonders durch Fernhaltung aller angsterzeugenden äußeren Einflüsse vorzugehen pflegte und das Vorurtheil bekämpfte, daß der Irrenarzt oft durch Strenge statt durch Nachgiebigkeit Kranken und Personal imponiren könne; im Gegentheil durch Milde und Selbstbeherrschung solle er wirken. Wenn man weiß, daß das Gefühl der Angst auch für uns Neueren im klinischen Mittelpunkt der Psychiatrie steht, welche in den Bewegungen des Gemüths den Anfang und den Verlauf sehr vieler geistigen Störungen erkennt und verfolgt, wobei auch anatomische Verhältnisse des Centralhirns zweifellos eine große Rolle spielen, muß man in jener Auffassung Dick's den weiten sicheren Blick des erfahrenen Irrenarztes bewundern, der auf dem Grunde eines warmen und klaren menschlichen Empfindens steht. Geliebt von Kranken und ihm Nahestehenden starb er an einem Herzleiden, welches ihm die letzte Zeit seiner Amtsführung erschwerte.

Laehr, Gedenktage d. Psychiatrie 59, 358 und 404. — Allg. Zeitschr. f. Psych. XXXVIII, Register, wo auch seine Referate über fremde Arbeiten citirt sind. — Nekrolog von Pelman in Allg. Zeitschr. f. Psych. XXXVI.

Th. Kirchhoff.

Dieckhoff: August Wilhelm D., namhafter confessionell-lutherischer Theologe, wurde geboren in Göttingen am 5. Februar 1823, war an der dortigen theologischen Facultät seit 1847 Repetent, seit 1850 Privatdocent, seit 1854 a. o. Professor für systematische und historische Theologie. 1856 wurde er von der theologischen Facultät in Greifswald zum Doctor ernannt. 1860 folgte er einem Rufe als o. Professor für historische Theologie nach Rostock und wirkte hier in ungeschwächter Frische bis zu seinem Ende. Seit 1873 war er Mitglied der Prüfungscommission für das theologische Amtsexamen, seit 1883 Mitglied des Consistoriums. 1887 wurde er zum Rector der Universität erwählt. Er starb am 12. September 1894.

Mit hervorragendem Scharfsinn und großer dialektischer Begabung ausgerüstet hat D. in reichster schriftstellerischer Thätigkeit die kirchengeschichtliche Forschung gefördert. Sein Interesse galt vorwiegend der Entwicklung der christlichen Lehre, speciell der präcisen Bestimmung der Bedeutung der Lutherischen Reformation, deren Errungenschaften er zugleich gegen solche neueren Aufstellungen, die er für Entstellungen ansah, mit Energie zu behaupten suchte. Dieses Gebiet betrat er schon mit seiner Habilitationsschrift „De Carolostadio Lutheranae de servo arbitrio doctrinae contra Eckium defensore“. Von demselben Interesse geleitet wünschte er auch über die Frage, ob die mittelalterlichen Waldenser als Vorläufer der Lutherischen Reformation zu bezeichnen seien, größere Klarheit zu schaffen. 1851 erschien seine Arbeit „Die Waldenser im Mittelalter; zwei historische Untersuchungen“. In dem ersten Theil unterzog er die Manuscripten-Litteratur der Waldenser einer einschneidenden Kritik, in dem zweiten stellte er „die ursprüngliche Beschaffenheit

der waldensischen Sekte" dar. Gegen die hiergegen besonders von Herzog gerichteten Angriffe vertheidigte (und modificirte) er seine Aufstellungen durch einen längeren Artikel „Die Waldenser im Mittelalter" in den Göttinger gelehrten Anzeigen von 1858. Seine Ergebnisse faßte er kurz zusammen in einem unter gleichem Titel veröffentlichten Vortrage (1861). Das im wesentlichen zu allgemeiner Anerkennung gelangte Resultat seiner Untersuchung ist dieses: Die neuwaldensische Ueberlieferung, es seien die Waldenser schon vor der Reformation im Besitze der wesentlichen evangelischen Wahrheit gewesen, ist irrig. Denn die diesen Schein erweckenden waldensischen Schriften rühren in der Form, in der sie später verwandt wurden, erst aus nachreformatorischer Zeit her. So ergab sich für D. das Urtheil: Wohl haben die Waldenser sich auf die heilige Schrift gestützt und damit einen von der kirchlichen Autorität unabhängigen Standpunkt eingenommen. Aber während sie in dem, was sie verneinten, im Rechte waren, haben sie „die Wahrheit selbst keineswegs auch positiv richtig erfaßt". Ja, indem sie „das Schriftprincip in einer zu äußerlich-abstracten Weise geltend machten", verfielen sie in Irrthümer, denen gegenüber die römische Kirche im Rechte war. Die rechte religiöse Erkenntniß, welche wir der Lutherischen Reformation zu verdanken haben, ist weder durch bloße Aufstellung des Schriftprincips, noch durch innige Herzensfrömmigkeit zu ersetzen.

Da sich nach Diechhoff's Ansicht „immer unabweislicher die Bedeutung des Dogmas vom Abendmahl in der gegenwärtigen Entwicklung der theologischen Wissenschaft und der Kirche geltend machte", veröffentlichte er 1854 den 1. Band des weitläufig angelegten Werkes „Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter", welches die Geschichte dieser Lehre bis ins Detail hinein geben will, weil „man nicht in den Sätzen, in denen sich die verschiedenen Lehrmeinungen abschließen und zusammenfassen, sondern in der Begründung dieser Sätze, in den Voraussetzungen, auf welchen sie ruhen, das innere Verständniß der Lehrentwickelung findet". Die Darstellung umfaßt nur die Lehre des Mittelalters, Luther's bis 1523, Wesel's und Honius', Karlstadt's, Zwingli's, Oekolampad's und des schwäbischen Syngrammas. Die Fortsetzung ist nicht erschienen. Auch hier spricht D. aus: „Die Reformation ist nicht ein reines Zurückgehen auf einen früheren, ursprünglichen Zustand der Kirche gewesen, wenn sie auch in dem historischen Widerspruche zu der Tradition der alten Kirche das Neue der zurückzuweisenden römischen Tradition aufdecken mußte. Sie erfaßte vielmehr in wahrer Weise, was die mittelalterliche Kirche in falscher Weise gesucht und erstrebt hat. Der Reformation kommt auch der Kirche der ersten Jahrhunderte gegenüber eine selbständige, weiterführende Bedeutung zu". — Um Luther's Lehre von der Rechtfertigung in das rechte Licht zu stellen, veröffentlichte D. in der „Theologischen Zeitschrift", welche er gemeinsam mit Kliefoth von 1860—64 herausgab und mit einem Artikel „Zur gegenwärtigen Lage der Lutherischen Theologie" eröffnete, eine längere Abhandlung über „Augustins Lehre von der Gnade" (1860) und über „Luthers Lehre von der Gnade" (1861), ohne den versprochenen Artikel „Calvins Lehre von der Gnade" hinzuzufügen. 1865 erschien von ihm „Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt". Als Abschluß dieser zugleich in die Vergangenheit der Kirche zurückblickenden Arbeiten über die Reformation ist die gehaltvolle Schrift zu bezeichnen: „Justin, Augustin, Bernhard und Luther. Der Entwicklungsgang christlicher Wahrheitserfassung in der Kirche als Beweis für die Lehre der Reformation" (1882).

Von jetzt an wendet sich D. vor allem der Erforschung der Anfänge Luther's

zu, welche er schon 1852 in dem Aufsatz „Luther's evangelische Lehrgedanken in ihrer ersten Gestalt" (Dtsche. Zeitschr. f. christl. Wissensch. u. christl. Leben) ins Auge gefaßt hatte. Nachdem Seidemann 1876 „Luthers erste und älteste Vorlesungen über die Psalmen" herausgegeben hatte, veröffentlichte D. 1883 in der „Zeitschr. f. kirchl. Wissensch. u. kirchl. Leben" einen Artikel „Luthers erste Vorlesungen über die Psalmen". Aus diesen schöpfte er „Die Stellung Luthers zur Kirche und ihrer Reformation in der Zeit vor dem Ablaßstreit" (1883). In demselben Jahre erschien als Erwiderung auf die römischerseits gegen die Lutherfeier erhobenen Anklagen die Festrede „Luthers Recht gegen Rom". Als dann einige der gegen Joh. Janssen's Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters gerichteten protestantischen Schriften nicht hinreichende Klarheit über die Lehre vom Ablaß documentirten, gab D. 1886 die Schrift „Der Ablaßstreit" heraus, in der er einerseits darlegte, daß in der That der Ablaß infolge der laxen scholastischen Lehre von der erforderlichen Reue die gefährlichste Abstumpfung der Gewissen bewirken mußte, und anderseits nachwies, welche Bedeutung dem Ablaßstreite für die religiöse Entwicklung Luther's zuzuschreiben ist, daß ihm nämlich dadurch die Erkenntniß von der Bedeutung der kirchlichen Absolution aufging. 1887 folgte die Schrift „Luthers Lehre in ihrer ersten Gestalt". Diese mag vielleicht noch nicht genügend die Unterschiede zwischen der früheſten und der späteren Lehre Luther's hervorgehoben haben, kann aber noch immer als Grundlage für weitere Untersuchungen in dieser Richtung dienen und hat durch den Nachweis, daß bei Luther der Glaube stets die Reue einschließt, auch eine gegen Aufstellungen von Schülern Ritschl's gerichtete Tendenz. In der Abhandlung „Die Anfangsworte des 32. Psalms und die evangelische Rechtfertigungslehre" (1888) zeigte D., wie Augustin und Bernhard in verschiedenen Richtungen zu der richtigen Erfassung dieser Lehre durch Luther beigetragen haben.

Für besonders wichtig hielt es D., das „Formalprincip der Reformation", die Lehre von der Autorität der heiligen Schrift intact zu erhalten. Dieses schien ihm unmöglich zu sein, wenn man mit v. Hofmann die Schrift als die Urkunde der Heilsoffenbarung bestimme. Hiergegen wandte er sich in der „Kirchlichen Zeitschrift" 1858 mit dem Aufsatze „Die evangelisch-lutherische Lehre von der heiligen Schrift" und 1860 in der „Theologischen Zeitschrift" mit der Abhandlung „System und Schrift. Noch einmal wider v. Hofmann". Als dann 1870 v. Ketteler in seinem Buche „Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit" die alten Angriffe gegen das evangelische Schriftprincip erneuerte, antwortete D. mit dem Buche „Schrift und Tradition" (1870), in welchem er „in einer auch dem Laien verständlichen Weise" vor allem das evangelische Schriftprincip darstellte, das römische Traditionsprincip widerlegte und besonders ausführlich und überzeugend die „Vollständigkeit" und „Klarheit" der Schrift besprach, in der Ueberzeugung, daß „die sichere Erkenntniß des guten Rechts und des rechten Sinnes des evangelischen Schriftprincips infolge der so tiefgreifenden Krisis, in der sich gegenwärtig unsere Kirche befindet, auch unsern eigenen kirchlichen Aufgaben gegenüber nothwendig" sei. — Schon in dem früheren Streite mit v. Hofmann hatte die Frage nach dem Verhältniß zwischen dem gepredigten Worte und der heiligen Schrift einen Hauptpunkt ausgemacht. Im Januar 1886 nun hatte sich die Dorpater Pastoralconferenz wieder mit diesem Gegenstande beschäftigt und als die Quelle des Glaubens das gepredigte Wort aufgefaßt. D. fürchtete, durch solche Scheidung des gepredigten Wortes von der Schrift gehe „die Gründung des Glaubens und seiner Gewißheit in dem göttlich gewissen Worte Gottes verloren", und meinte in der Theologie des

Erlanger Frank die bösen Folgen dieser unrichtigen Werthung der Schrift zu erkennen, indem nach dessen „System der christlichen Gewißheit" „die Vergewisserung des Glaubens in der Subjektivität des Gläubigen zu suchen" sei. Daher verfocht er 1886 in einem Conferenzvortrage „Das gepredigte Wort und die heilige Schrift" die Anschauung, es sei die Schrift „nicht bloß Richtschnur und Norm der kirchlichen Lehre, sondern auch Quelle und zwar die einzig in sich selbst göttlich gewisse Quelle des Glaubens". Dagegen trat Volck in Dorpat auf in dem Mai- und Juniheft der „Mittheilungen für die evangel. Kirche in Rußland" und v. Oettingen in der Schrift „Die Lehre von den Gnadenmitteln mit Bezug auf Gebet und Wort Gottes". Beide behaupteten hinsichtlich der wichtigeren gegen sie gerichteten Thesen, daß sie mit denselben stets übereingestimmt hätten. D. aber wandte sich nochmals gegen sie mit der Schrift „Das Wort Gottes" (1888). Er verfocht die Ansicht, welche freilich auch seine Gegner festhalten wollten, daß „wir Gottes Offenbarungswort in objectiv gewisser Weise allein in der heiligen Schrift besitzen". — Den altdogmatischen Inspirationsbegriff dagegen glaubte auch er aufgeben zu müssen, weil derselbe „eine einseitige Fortbildung des Inspirationsbegriffs der Kirche" sei und „mit der Beschaffenheit der Kirche in Widerspruch stehe". Dies legte er dar in der Schrift „Die Inspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift" (1891), meinte auch nachweisen zu können, daß „die Grundstellung Augustins zur Inspiration eine principiell andere als die der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts" gewesen sei, indem nach diesem Kirchenvater „die eigene Geistesthätigkeit der heiligen Schriftsteller bei Abfassung der Schrift nicht aufgehoben und die mit der menschlichen Geistesthätigkeit verknüpften Unsicherheiten nicht gänzlich ausgeschlossen" gewesen seien. Ebenso glaubte er bei Luther lesen zu dürfen, „daß durch die Inspiration nicht alles Unsichere und Unrichtige in Dingen, die für den Glauben bedeutungslos sind, gänzlich ausgeschlossen sei", — dogmengeschichtliche Urtheile, die vielleicht nicht in dieser Gestalt aufrecht zu erhalten sind. Seine eigene Ansicht über die Unfehlbarkeit der h. Schrift bestimmte er dahin, daß nur solche Irrthümer ausgeschlossen seien, „durch welche der von Gott gewollte Zweck der h. Schrift gehindert oder irgendwie ins Unsichere gestellt wäre". Gegen ihn erhoben sich zwei Anhänger des „absoluten Inspirationsbegriffs", Greve, „Der Kampf um die heilige Schrift und ihre Inspiration" (1892) und Rohnert, „Was lehren die derzeitigen deutschen Professoren der evangelischen Theologie über die heilige Schrift und deren Inspiration?" (1892). Dieckhoff's Antwort unter dem Titel „Noch einmal über die Inspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift" (1893), prüfte besonders nochmals Luther's Aussagen und legte die thatsächliche Beschaffenheit der Bibel dar, die in Nebendingen nicht irrthumslos sei und hinsichtlich des Stils und der Darstellung Verschiedenheiten biete, auch nicht selbst von sich absolute Irrthumslosigkeit aussage.

Auch an der Lösung der durch die Zeitereignisse angeregten kirchlichen Fragen betheiligte sich D. eifrig. Die Annexion lutherischer Kirchengebiete durch Preußen im J. 1866 veranlaßte die Erwägungen, wie man vom lutherischen Standpunkt aus über die Union zu urtheilen habe, und welches Verfahren hinsichtlich der Zulassung zum lutherischen Abendmahl einzuhalten sei. Im Gegensatze zu einer schrofferen Richtung vertrat D. in einigen Artikeln in dem „Kirchenblatt für die Angelegenheiten der luth. Kirche in Braunschweig und Hannover" 1868 die Ansicht, „daß zwar die Abendmahlsgemeinschaft zwischen lutherischen und unirten Kirchen ausgeschlossen sei, daß aber die Zulassung von Christen lutherischen Glaubens innerhalb der Union nicht verboten" sei. Dabei hatte er den Satz Stahl's, daß „die lutherische Kirche jetzt

die Reformirten als solche nicht mehr als abgetrennt von dem Leibe Christi betrachte", als richtig anerkannt und geltend gemacht, diese Anschauung sei schon auf dem Religionsgespräch zu Marburg von Luther ausgesprochen. Diese Behauptung, gegen die sich ein Aufsatz „Etwas über die Marburger Artikel" in demselben Kirchenblatt 1870 wandte, verfocht D. in der Schrift „Der Schlußsatz der Marburger Artikel und seine Bedeutung für die richtige Beurtheilung des Verhältnisses der Confessionskirchen zu einander" (1872), mit der Mahnung schließend: „Darin, daß man den Reformirten als solchen den Christennamen abspricht, wird man die Kraft des lutherischen Zeugnisses vergeblich suchen".

Sodann beschäftigte ihn die Frage nach der Verfassung der Kirche und ihrem Verhältnisse zum Staate. „In unseren Tagen steht mit der Verbindung der Kirche mit dem Staate der Bestand unserer deutschen Volkskirche, die Bonifacius gegründet hat, in Gefahr." In dieser Erwägung veröffentlichte er in der „Theol. Zeitschr." 1861 eine Abhandlung über „Die Gründung der deutschen Kirche durch Bonifacius", beantwortete daselbst 1862 die einschlägige Schrift v. Ketteler's „Freiheit, Autorität und Kirche" mit dem Artikel „Zur christlichen Politik" und zeigte daselbst 1863 in dem Aufsatze „Der Sieg des Christenthums über das Heidenthum unter Constantin d. Gr.": „Die innere Nothwendigkeit des Bandes zwischen Staat und Kirche, wie sie sich in der Geschichte darlegt, dürfen wir uns auch unter dem Druck der scheinbar widersprechenden Thatsachen nicht aus den Augen rücken lassen. Dabei ist es aber sehr wichtig zu erkennen, wie es zunächst die innere Nothwendigkeit des Staates ist, die den Bund mit dem Christenthum und der Kirche fordert. Eben das liegt sehr klar in den Ereignissen der Constantinischen Epoche vor". Es folgte 1863 und 64 in der „Theol. Zeitschr." die ausführliche, an historischen Untersuchungen reiche Abhandlung „Zur Lehre vom Kirchenregimente", und 1872 die Schrift „Staat und Kirche. Principielle Betrachtungen über das Verhältniß beider zueinander. Nebst einem Anhange über das neue preußische Schulaufsichtsgesetz". Ueber „die Verbindlichkeit des Huldigungseides und ihre Grenzen" hatte er sich 1867 im „Neuen Mecklenburgischen Kirchenblatt" ausgesprochen.

Als nach Einführung der obligatorischen Civilehe im Deutschen Reiche über die Bedeutung der kirchlichen Trauung verhandelt wurde, sprach D. zunächst in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1876 sein Urtheil über Cremer's Buch „Die kirchliche Trauung" aus. Sodann hoffte er im Gegensatze zu Sohm nachweisen zu können, daß der kirchlichen Trauung noch neben dem Civilacte eine Bedeutung für die Schließung der Ehe zukommen könne. Aber „nach langem Sträuben drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß ein inneres Gegensatzverhältniß zwischen Civilact und kirchlicher Trauung bestehe, welches nur mit der obligatorischen Civilehe wieder beseitigt werden könne". Zu diesem Ergebniß gelangte er in der größeren Schrift „Die kirchliche Trauung, ihre Geschichte im Zusammenhang mit der Entwickelung des Eheschließungsrechts und ihr Verhältniß zur Civilehe" (1878). Unter Berücksichtigung der abweichenden Ansichten Sohm's und v. Scheurl's vertheidigte er seine These, „daß die Trauungsfrage allein durch die Wiederbeseitigung der obligatorischen Civilehe ihre rechte Lösung finden könne", in der weiteren Schrift „Civilehe und kirchliche Trauung" (1880). Ist es ihm auch nicht gelungen, seiner Anschauung in weiteren Kreisen Anerkennung zu verschaffen, so verdienen doch seine historischen Untersuchungen noch immer Berücksichtigung.

In einen unerquicklichen Streit wurde D. dadurch verwickelt, daß die Rostocker theologische Facultät von Amerika aus um ein Gutachten über die

in der Missourisynode aufgestellte Lehre von der Prädestination ersucht wurde. Mit der Abfassung dieses „Erachtens der Theologischen Fakultät zu Rostock über die Lehre der Wisconsin-Synode von der Gnadenwahl" (1884) war D. beauftragt. Gegen dieses Gutachten erschienen zwei Erwiderungen (von Gräbner, „Populäre Beleuchtung des Erachtens . . ." und von A. Brauer, „Oeffentliches Zeugniß gegen die unlutherische neue Lehre der Theol. Fakultät zu Rostock"). D. antwortete mit der Schrift: „Der Missourische Praedestinatianismus und die Concordienformel" (1885); und als von denselben Vertretern der missourischen Lehre zwei neue Angriffe erfolgten (von Gräbner, „Synergistisch-rationalisirende Stellung der Theolog. Fakultät zu Rostock", von Brauer, „Professor Dieckhoff's Lehre von der Bekehrung"), vertheidigte er sich mit der Schrift „Zur Lehre von der Bekehrung und von der Praedestination" (1886). Ihm kam es in diesem Kampfe darauf an, „die Allgemeinheit des göttlichen Gnadenwillens" neben der „Alleinursächlichkeit der Gnade hinsichtlich unseres Heils" festzuhalten: „Die Missourier, welche behaupten, daß die Praedestination nicht irgendwie durch das Verhalten des Menschen bedingt sei, sind hinter die von der lutherischen Theologie der Reformationszeit gefundene und den Bestimmungen der Concordienformel zu Grunde liegende Lösung auf den vorreformatorisch-augustinischen Standpunkt, den Luther in der Schrift de libero arbitrio noch nicht überwunden hatte, zurückgesunken". Daß aber der Mensch, obwol allein der Geist Gottes die Bekehrung wirkt, doch sich dem Wirken des Geistes gegenüber verschieden verhalten kann, ist nicht in den Kräften des natürlichen Menschen begründet, sondern wird durch die zuvorkommende Gnade ermöglicht. — Von kleineren Schriften Dieckhoff's seien noch erwähnt: „Das chinesische Heidenthum", ein Vortrag, den er 1859 als einer der Directoren der „Chinesischen Stiftung" veröffentlichte; sodann sein Angriff gegen die Theologie Ritschl's „Die Menschwerdung des Sohnes Gottes" (1882), ein Vortrag, in dem er sich auch über die neueren Constructionen dieser Lehre durch die, welche „die Gottheit des Herrn bewahren wollen", ausspricht, nämlich Dorner, „die modernen Kenotiker" und Martensen. „Ueber die Stellung der theologischen Fakultäten zur Kirche" sprach er 1883 seine Ueberzeugung aus unter Berücksichtigung der betreffenden Ansichten von A. Heynsius, Holsten, Ed. Riehm und E. Haupt. Seine Rectoratsrede 1888 behandelte „Leibnitz' Stellung zur Offenbarung".

Wilh. Walther.

Diefenbach: Lorenz D., Sprachforscher und Dichter, wurde am 29. Juli 1806 zu Ostheim im Großherzogthum Hessen geboren. Ein Pfarrerssohn, war er zum Predigerberufe bestimmt und bezog schon 1821 die Universität Gießen. Doch bereits dort kreuzten sich verschiedenartige Bestrebungen in ihm, als Privatlehrer verließ er die Universität und war bald in Frankfurt, bald in anderen Orten der Umgegend als Lehrer, Stadtpfarrer, Bibliothekar thätig. 1843 wurde er Privatmann in Bockenheim: „Gelehrter sonst, nun nichts mehr als ein Dichter".

1845 gründete er die erste süddeutsche Gemeinde der Deutschkatholiken in Offenbach. Die Bewegung des Jahres 1848 zog ihn wieder nach Frankfurt a. Main, ohne daß er jedoch der Nationalversammlung angehört hätte. Dagegen gelang es ihm, in der dortigen Stadtbibliothek Fuß zu fassen (1865 Stadtbibliothekar), wodurch auch seine wissenschaftlichen Arbeiten neue Stützpunkte gewannen. Wie aber die Mannichfaltigkeit seiner Bestrebungen und die Beweglichkeit seiner Neigungen in jedem dauernden Verhältnisse eine Fessel empfanden, so wurden ihm auch die Grenzen dieses Berufes zu eng, er legte

sein Amt am 1. April 1876 wieder nieder und zog sich in den Ruhestand nach Darmstadt zurück. Dort starb er am 28. März 1883.

Diefenbach's Bedeutung liegt in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, die hauptsächlich der Erforschung der deutschen Sprache zugewandt waren. Anfangs weiter greifend („Sur les langues littéraires romanes actuelles", 1831; „Celtica", 3 Bände, Stuttgart 1839), zog er den Kreis dieser Studien immer enger. Beherrschenden Einfluß auf seine Auffassung des Sprachlebens hatte Jacob Grimm, sein Landsmann, gewonnen. Vor allem reizte es ihn, die Sprache in ihrem Zusammenhang mit anderen Lebensäußerungen zu erfassen: „Ueber Leben, Geschichte und Sprache" (Gießen 1835); „Origines Europaeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn" (Frankfurt 1861); „Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte" (1864). Auch die Vorrede zur „Pragmatischen deutschen Sprachlehre" wurzelt in dieser breiteren Grundlage. Das Buch ist Jacob Grimm gewidmet und durfte eine zweite Auflage erfahren (1847, 1854). Weniger bedeutsam sind hier die aufgeführten Einzelheiten als der Standpunkt, den der Darsteller für seine Beobachtungen wählte und den er — wenigstens programmatisch — mitten in den Fluß der lebendigen Spracherzeugung verlegte.

Von dauerndem Werth sind Diefenbach's lexicographische Forschungen. Sein „Vergleichendes Wörterbuch der Gotischen Sprache" (1846—51) trägt heute freilich die Spuren des Alters, aber sein „Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis" (Frankfurt 1857, Novum Glossarium 1867) und sein im Verein mit Wülcker zusammengestelltes „Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit" (Frankfurt 1874—79) ist noch heute ein unentbehrliches Hülfsmittel für die deutsche Wortforschung. Der glückliche Gedanke, den in Vocabularien und ähnlichen unzugänglichen Quellen aufgespeicherten Wortschatz zu sammeln, und der Verzicht auf die Bethätigung der eigenen Anschauungen innerhalb dieses Sammeleifers haben gerade diesen Arbeiten den nachhaltigsten Erfolg zugewiesen.

Dieser treue, fleißige Sammler war aber zugleich ein Mensch von lebhaftem Temperamente, der mit sich selbst und mit den Anschauungen seiner Zeit in heißem Kampfe rang. Davon legen die „Gedichte" (Gießen 1840. Zweite Sammlung 1841) Zeugniß ab, wie sie überhaupt wesentlich biographischen Werth haben. Der Drang nach Mittheilung hat hier nicht immer die Reife abgewartet, die Herrschaft über die Sprachmittel verführte zu Wortbildungen und Metaphern, die die Stimmung oft aufheben. D. scherzt selbst darüber:

Es sagt ein Recensent: ich
Verbliebe besser stumm;
Zum Dichten zu verständig,
Zum Weisen doch zu dumm,
In der Syntax unbändig,
Im Metrum schief und krumm.
(Gedichte, Neue Sammlung S. 161.)

Auch die Versuche in der Erzählungsprosa („Novellen", Frankfurt 1856—65, 2 Bde.; Romane: „Die Aristokraten", 1843, u. a.) erwärmen mehr für den Menschen als für den Künstler. Noch in der Novelle „Der Zögling der Ursulinerinnen" (1881) schiebt sich der Erzähler so breit vor seine Personen, daß wir von diesen selbst nur wenig zu sehen bekommen. In einem Gedichte, das der persönlichen Empfindung einen allgemeineren Ausdruck gewann und das bald auch einen Componisten fand, spricht D. die zwiespältigen Neigungen aus, die sein Leben durchzogen:

Die Blume steht seufzend am Bach
Und blickt der Welle voll Sehnsucht nach,
Die flüchtig die ewig Gefesselte küßte.
Sie klagt: „Wenn die fliehende Welle doch wüßte,
Wie ich mit all meinen Farben und Düften
Ihre reine, durchleuchtige Schönheit liebe:
Gewiß, sie bliebe!“ . . . . .
Doch die Blume muß bleiben, die Welle entweichen;
Und sie können sich nimmer auf Erden erreichen.
Da löst sich das Wesen der Blume in Duft,
Und die Welle hebt am Abend sich als Wölkchen in die Luft.
(Gedichte, S. 49.)

Hermann Wunderlich.

Diekamp: Wilhelm D., am 13. Mai (nicht 14. Juni) 1854 zu Geldern am Niederrhein geboren, siedelte mit seinen Eltern, die beide aus dem Münsterlande stammten, schon in früher Jugend nach Münster über, wo er von 1867—1872 das Gymnasium besuchte. Nachdem er sich zwei Semester in Würzburg, dann vier Semester in Münster dem Studium der Theologie gewidmet, unterzog er sich im Herbst 1875 der Prüfung für den Eintritt in das bischöfliche Priesterseminar; aber obgleich er diese als der beste unter den Examinanden bestanden, bestimmten ihn der Mangel an zureichendem Alter, sowie ernste Berufszweifel, vom Empfange der Weihen abzustehn und das Studium der Theologie mit dem der Geschichtswissenschaft zu vertauschen. Schon im nächsten Jahre machte er sich an die Bearbeitung der von der philosophischen Facultät in Münster gestellten Preisaufgabe „Widukind, der Sachsenführer, nach Geschichte und Sage“, erhielt am 22. März 1877 den vollen Preis und erwarb mit dem gedruckten ersten Theile (Münster 1877) — das Manuscript des zweiten, das er verliehen, ging verloren — am 6. August 1877 die philosophische Doctorwürde. Eine Erkrankung der Lungen, die sich infolge der Ueberanstrengung kurz darauf eingestellt, hielt ihn nicht ab, sich noch vor Jahresschluß auch der philologischen Staatsprüfung zu unterwerfen; leider aber legte die allzufrühe Wiederaufnahme der Arbeit den Grund zu einer Reihe von Leiden, die später immer wieder seiner ohnehin nicht allzufesten Gesundheit zusetzten und schließlich aus Mangel jeglicher Schonung seinen frühen Tod herbeiführten. Am 1. Januar 1878 trat D. zur Ableistung des Probejahrs am Gymnasium zu Münster ein; am 19. October 1878 wurde er zur Vertretung eines beurlaubten Lehrers dem Gymnasium zu Arnsberg überwiesen, Herbst 1879 zum ordentlichen Lehrer an der Gewerbeschule zu Aachen befördert und zum 1. October 1880 an das dortige Gymnasium berufen, hier aber krankheitshalber erst am 23. April 1881 verpflichtet. Während seiner Thätigkeit im Schuldienste hatte der junge Gelehrte in Hülskamp's Literarischem Handweiser unter der Chiffre „Dr. A.“ einen Aufsehen erregenden Artikel „Zur Literatur der Diplomatik“ (Jahrg. 1876, Sp. 409 bis 416 und 441 bis 448) nebst zahlreichen kritischen Referaten und Notizen, vier Abhandlungen in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde und in dem Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft (1880 u. 1881), sowie den 4. Band der Geschichtsquellen des Bisthums Münster, die mustergültig edirten „Vitae S. Liudgeri“ (Münster 1881) erscheinen lassen. Seine glänzende Begabung für die Bearbeitung historischer Quellen bewog den Vorstand des münsterischen Alterthums-Vereins, ihm nach Giefers' Tode († am 26. Nov. 1880) die Fortführung des Westfälischen Urkundenbuchs anzuvertrauen. Das bescheidene Einkommen, das ihm der Verein dank der Unterstützung der Provinzialstände zusichern konnte, ermöglichte es D., zur schnelleren Förderung des für die Erforschung der heimathlichen Geschichte

hochbedeutsamen Unternehmens seine bisherige Stellung am 1. September 1881 aufzugeben und sich, nach Münster zurückgekehrt, auch für die akademische Laufbahn vorzubereiten. Unmittelbar nach seiner am 2. März 1882 gehaltenen Habilitationsrede über „das Urkundenwesen des Papstes Gregor IX." begab sich D. mit Bewilligung der Akademie und des Alterthumsvereins nach Wien, um daselbst zwei Semester hindurch als außerordentliches Mitglied des von Theodor Sickel geleiteten „Instituts für österr. Geschichtsforschung" eine gründliche Schule der Diplomatik durchzumachen; daneben förderte er seine begonnenen Arbeiten und durchsuchte die Bibliotheken nach handschriftlichen Schätzen. Auf mehrere glänzende Anerbieten, die ihm in Wien gemacht, verzichtend, begann er Ostern 1883 in Münster seine ungemein anregenden Vorlesungen und Uebungen; seine Hauptthätigkeit aber galt auch jetzt der gelehrten Forschung auf dem Gebiete der mittelalterlichen Papst- und westfälischen Provinzialgeschichte, deren zum Druck gelangte Ergebnisse zuerst von Hülskamp (Lit. Handw.) aufgezählt und in den Nekrologen von Mühlbacher und Schulte gewürdigt sind. Im September 1885 war endlich auch mit Beihülfe des Grafen Joh. v. Bocholtz-Asseburg die erste, bis zum Jahre 1019 reichende Lieferung des Supplements zum Westfälischen Urkundenbuche fertiggestellt und das Material für weitere Veröffentlichungen soweit gesammelt, daß er den Besuch des seit 1883 dem wissenschaftlichen Publicum geöffneten Vaticanischen Archivs nicht mehr länger hinausschieben wollte. Gegen Mitte October kam er, nach kurzem Aufenthalte in Mailand und anderen italienischen Städten, in Rom an und gönnte sich kaum Schlaf und Ruhe, um während der wenigen Wintermonate, für die er beurlaubt war, seine Pläne und Entwürfe möglichst zu fördern. Solchen Strapazen aber vermochte sein vielgemarterter Körper nicht lange zu widerstehen: er erlag nach achttägigem Krankenlager am 25. December 1885 einem typhösen Fieber und wurde am folgenden Tage, fern von der Heimath, auf dem Friedhofe des deutschen Campo santo zur ewigen Ruhe gebettet.

Vgl. F. Hülskamp im Westfälischen Merkur 1886, Nr. 4 (abgedruckt Kölnische Volksztg. 1886, Nr. 6) u. im Lit. Handweiser, Jahrg. 25, Münster 1886, Sp. 1—10. — E. Mühlbacher in den Mittheilungen des Instituts f. öst. Geschichtsforschung, Bd. 7, Innsbruck 1886, S. 206 f. — A. Schulte im Historischen Jahrbuch d. Görres-Gesellschaft, Bd. 7, München 1886, S. 266—274. — J. Galland in der Zeitschrift f. vaterl. Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 44[1], Münster 1886, S. 189—196.

P. Bahlmann.

Dielmann: Jakob Fürchtegott D., Maler und Lithograph. Geboren in Frankfurt a. M. am 9. September 1809, † ebenda am 30. Mai 1885. D. stammt, genauer gesagt, nicht sowol aus Frankfurt, als aus der südlich des Mains gelegenen Frankfurter Vorstadt Sachsenhausen, und damit aus einer vorwiegend dem Landbau obliegenden Bevölkerungsschicht, die sich dank ihrer derben, wenn auch gesunden Eigenart von Alters her eines aparten Rufes erfreut. Etwas von dem Humor und der naturwüchsigen Lebensart des Landkindes mag man auch in Dielmann's künstlerischer Persönlichkeit wiedererkennen, und ein Theil der Popularität, die er heute wie ehedem in seiner Vaterstadt genießt, geht sicherlich darauf zurück.

Die Schule des Städel'schen Kunstinstituts, die Pflanzstätte aller aus Frankfurt hervorgegangenen künstlerischen Talente seit mehr denn 70 Jahren, hat auch D. die erste Ausbildung im künstlerischen Beruf gegeben. Er besuchte in den Jahren 1825 bis 1827 den von Inspector Wendelstadt, einem

Schüler von Jaques-Louis David, geleiteten Elementarunterricht und nahm auch später noch am Zeichenunterrichte theil, wiewol nicht regelmäßig, da die Armuth seiner Eltern ihn früh in die Lage versetzte, ums tägliche Brot arbeiten zu müssen. Dieser letzte Anlaß war es auch, der ihn bewog, ins Atelier des Lithographen J. C. Vogel in Frankfurt einzutreten, in dessen Auftrag er u. a. gemeinsam mit J. Becker (A. D. B. XLVI, 317) ein Panorama des Rheins zwischen Mainz und Coblenz für die Vervielfältigung in Steindruck aufnahm. Allein die Lithographenwerkstatt hat für D. wie für den ihm nahe befreundeten Jakob Becker nur ein Durchgangsstadium zur Ausübung der Malerkunst gebildet. Philipp Veit, seit 1830 Director der Städel'schen Kunstschule, wirkte ihm 1835 von der Administration des Instituts ein Stipendium zum Besuche der Düsseldorfer Akademie aus, um sich dort „unter Schirmer's Leitung auszubilden". Man wird annehmen dürfen, daß Veit, der immer ein kluger und vorurtheilsfreier Berather seiner Zöglinge war, Dielmann's Beruf zum Landschaftsmaler erkannt und so mit Vorbedacht zu der Entwicklung eines Künstlers beigetragen habe, der in der That in diesem Gebiet, wenn auch in einem anderen Sinne als in dem der Düsseldorfer Romantik, zu einer außergewöhnlichen Bedeutung gelangen sollte. Zunächst allerdings wandte sich D. in Düsseldorf gleich Becker dem ländlichen Genre zu, für dessen Pflege ihm wie diesem Land und Leute im Flußgebiet des Mittelrheins und ferner das hessische Dorfleben im sogenannten Schwälmer Grunde eine unerschöpfliche Ausbeute an Motiven lieferten. Im J. 1842, als Becker mit einem Lehrauftrag am Städel'schen Institut angestellt wurde, kehrte mit ihm auch D. nach Frankfurt zurück, um im Gebäude des Instituts ein Atelier zu beziehen, später, und zwar im Laufe der 60er Jahre, verlegte er sein Standquartier nach dem unweit Frankfurt an den Abhängen des Taunus malerisch gelegenen Städtchen Cronberg, bald einen Kreis von jüngeren Künstlern dorthin nach sich ziehend. Die noch heute bestehende „Cronberger Malercolonie", die im Verlauf der letzten vierzig Jahre die Mehrzahl der in Frankfurt heimischen Kräfte von autochthoner Eigenart und Tüchtigkeit in sich vereinigte, ist aus diesem Dielmann'schen Kreise hervorgegangen, dessen namhafteste Angehörige außer ihm Burger, Burnitz, Maurer und Ph. Rumpf waren oder noch sind. Am stärksten tragen unter diesen Burger und Rumpf die Spuren des beherrschenden geistigen Einflusses an sich, den D. auf sie ausübte.

Obwol es heißt, daß D. kein unermüdlicher Arbeiter gewesen sei und obwol er wegen andauernden Siechthums in den letzten zehn Jahren seines Lebens in der That fast vollständig auf die Ausübung seines künstlerischen Berufes verzichten mußte, so ist doch der gesammte Ertrag seiner Lebensarbeit nicht wenig umfangreich. Was zunächst seine sittenbildlichen Darstellungen betrifft, so ist zwar mit einer bloßen Anführung von Bildertiteln nicht viel gedient, es bleibt uns aber keine andere Wahl, soll hier wenigstens das Bekannteste davon in Kürze genannt werden (ein Theil der nachstehend erwähnten Bilder ist auch in Stich oder Lithographie vervielfältigt worden): die hessische Dorfschmiede, die Großmutter und ihre Enkel, der Pfarrer, dem Kinder auf dem Wege zur Kirche die Hand geben, das Kirchweihfest, die Weinlese; endlich, eine besonders bekannte Composition des Künstlers, das „Hessenmädchen", das in der Hausthüre stehend eine Katze mit seinem Strickzeug spielen läßt. D. hat seine Bilder meist in kleinem Format, sowol in Oel als auch in einer Menge außerordentlich geschickt behandelter Aquarelle ausgeführt. Das meiste davon ist in Frankfurter Privatbesitz geblieben, auch von seinen Landschaften

die Mehrzahl, die mit Vorliebe Motive aus der Rheingegend und dem Taunusgebiet, aus Oberhessen und dem ehemaligen Kurhessen behandeln.

In seinen landschaftlichen Darstellungen liegt Dielmann's bleibende Bedeutung. Hier ist er in jeder Hinsicht einer von den Suchenden gewesen, die unserer heutigen Zeit in ihrem Streben nach Befreiung von angelerntem und halbwahrem Formgefühl auf dem Wege zu einer ursprünglicheren, individuelleren Art zu gestalten, vorangegangen sind. In seinen figürlichen Compositionen ist er bei allem Reiz des eigentlichen Machwerks und aller Frische der persönlichen Wahrnehmung doch nicht ganz frei von einer gewissen Süßigkeit, die mehr ein Symptom der allgemeinen Geschmacksrichtung seiner Zeit, als ein Ergebniß der tieferliegenden Beobachtungsgabe ist, durch die sich seine künstlerische Natur im besonderen auszeichnet. Diese letzte tritt hingegen in ihrer ganzen Lebhaftigkeit und Schärfe in Dielmann's landschaftlichen Schilderungen hervor und zwar in Verbindung mit einer so feinen und gewählten Farbengebung, daß unser Künstler darin keinen Vergleich zu scheuen braucht, ja selbst in Parallele tritt zu den großen französischen Coloristen der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Dieser Vergleich liegt besonders nahe, wenn man sich erinnert, daß auch bei anderen Cronberger Künstlern, so Burnitz und Schreyer, bestimmte und sogar unmittelbare Beziehungen zu Paris offen daliegen. Von D. ist zwar nicht überliefert, auf welchem Wege sich seine Annäherung an die „école de 1830" vollzogen haben mag, die geistige Verwandtschaft mit ihr steht aber außer Frage und er selbst hat zuweilen nicht ungern darauf angespielt. Dabei hat ihn doch das Erbtheil des natürlichen Volksgemüths, das in ihm lag, vor allen Abwegen bewahrt, auf welche die zur Modethorheit gewordene Gallomanie Andere zu anderen Zeiten gelockt hat, und der größte Reiz seiner Werke liegt gerade in ihrer durchaus persönlich gehaltenen Eigenart. So begegnet sich D. in seinen künstlerischen Absichten noch weit mehr mit Männern wie etwa Eduard Schleich in München oder Lier am gleichen Orte, die ja auch der Schule des „paysage intime" nicht allzufern standen und doch eine so überlegene originale Kraft in sich selbst hatten, daß sie mit Recht in der Geschichte der modernen deutschen Landschaftsmalerei zu den hervorragendsten, ja zu den tonangebenden Persönlichkeiten zählen.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, eine Uebersicht von Dielmann's landschaftlichen Darstellungen zu geben, die folgenden besitzt das Städel'sche Kunstinstitut: Burgthor der Ruine Eppstein im Taunus (1858), Motiv aus Aßmannshausen (1858), Stadtthor von Münzenberg, hessischer Dorfweg; ebenda der Nachlaß des Künstlers mit rund 200 gezeichneten und aquarellirten Studien und Entwürfen und Dielmann's Porträt, gemalt von Karl Bennert.

An graphischen Werken Dielmann's sind über 20 Originallithographien, vorwiegend Volkstrachten und humoristische Blätter mit localen Beziehungen, ferner eine Originalradirung (Amme, einem Kind das Essen reichend) und zahlreiche illustrirte Werke vorhanden. Unter diesen letzteren enthält der „Rheinische Sagenkreis" von Adelheid v. Stolterfoth 21 Umrisse, nach Zeichnungen von Alfred Rethel lithographirt von D. (Frankf. a. M. 1845); für eine Reihe von „Album"-Werken mit Ansichten vom Rhein, von der Lahn, von badischen und fränkischen Orten und endlich von Frankfurt a. M. hat D. neben Anderen die Vorzeichnungen geliefert, diese sind sämmtlich bei Carl Jügel in Frankfurt erschienen. Des von Vogel ebenda herausgegebenen Rhein-Albums ist schon im Eingang Erwähnung geschehen.

Schülerlisten des Städel'schen Kunstinstituts. — Nachruf in d. Frankf. Zeitg. v. 2. Juni 1885 (Morgenbl., Nr. 153) von Franz Rittweger; von

demselben werthvolle Nachrichten auch in den von ihm herausgegebenen „Frankf. Hausblättern" (1882, Nr. 45 u. 47) und in d. „Frankf. Reform" (1864, Nr. 92). — Von dem Dichter Wolfgang Müller von Königswinter, einem nahen Freunde des Künstlers, ein Aufsatz über Dielmann im XXIX. Bde. d. Lpz. Illustr. Ztg. — Wilhelm Kaulen, Freud' und Leid' im Leben deutscher Künstler. Frankf. a. M. 1878, S. 40 ff. — Heinrich Weizsäcker, Frankf. Kunst in d. Zeitschr. „Pan" (1897, 4. Heft, S. 242).

Heinrich Weizsäcker.

Dienger: Josef D., Mathematiker, geboren am 5. November 1818 in dem badischen Dorfe Hausen an der Möhle unweit von Breisach, † am 11. November 1894 in Karlsruhe. Nachdem D. bereits einige Zeit Lehrer an der katholischen Kantonsschule zu Disentis in der Schweiz gewesen war, machte er es möglich, sich in Genf, dann in Karlsruhe tieferen Studien hinzugeben. Er war Lehrer an der höheren Bürgerschule in Ladenburg a. Neckar, kam von da in gleicher Eigenschaft nach Sinsheim, 1849 als Vorstand der höheren Bürgerschule nach Ettenheim. Im folgenden Jahre 1850 wurde D. Professor der Mathematik am Polytechnikum in Karlsruhe, legte aber 1868 die Professur krankheitshalber nieder. Später wurde er Director der Karlsruher Versorgungsanstalt auf Gegenseitigkeit und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. D. war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Zahlreiche Abhandlungen von ihm erschienen in Grunert's Archiv, andere in Crelle's Journal und in sonstigen Zeitschriften. Ueberdies verfaßte er Lehrbücher über viele Einzelgebiete der Mathematik, welche theilweise wiederholt aufgelegt werden mußten. Dennoch kann man nicht behaupten, daß seine mathematischen Leistungen sich durch besonderen Gedankenreichthum auszeichneten, der ihnen bleibenden Werth verliehen hätte. Um so bleibender sind die Verdienste, welche er sich als Leiter der Versorgungsanstalt erwarb. Insbesondere ist die Einführung der dem jedesmaligen Deckungsfond der Versicherten proportionalen Dividende sein Werk, welches anfangs geschmäht und verlästert allmählich allgemeinen Boden gewannen. D. vertheidigte sein Verfahren und die ganze Geschäftsführung der von ihm geleiteten Anstalt von November 1879 bis Mai 1888 in 103 Mittheilungen der Direction an die Vertreter der Anstalt und entwickelte darin eine große Schlagfertigkeit neben einer gewissen urwüchsigen Grobheit, welche in derartigen Schriftstücken ziemlich allgemeine Uebung zu sein scheint, während sie bei Mißhelligkeiten zwischen D. und anderen Mathematikern auf weniger geschäftsmäßigem Boden nicht so gut angebracht war und ihm sogar den auf seine Ausdrucksweise sich beziehenden Beinamen des Gröbsten der Europäer eintrug.

Cantor.

Diericke: Christian Friedrich von D., preußischer General im siebenjährigen Kriege, war am 11. Juli 1709 als Sprosse einer brandenburgischen Adelsfamilie zu Etzen im Havellande geboren, † am 19. Februar 1783 auf seinem Gute Gläsendorf in Schlesien. Er trat 1726 in das Infanterieregiment Nr. 15 (später Kronprinz Friedrich), wurde 1740 als Lieutenant beim 1. Bataillon Garde angestellt, bei Mollwitz verwundet und zum Premierlieutenant mit dem Range eines Majors befördert. Am 18. Juli 1745 als Oberstlieutenant zum Pionierregiment Nr. 49 versetzt, wurde er 1748 Commandeur desselben und 1753 Oberst. Im Juli 1757, während des Rückzuges des Prinzen von Preußen, leitete er die Vertheidigung von Zittau, und hatte am 23. d. M., als die Garnison auf höheren Befehl die Stadt räumte, das Unglück, ohne seine Schuld in österreichische Gefangenschaft zu gerathen. Im März 1758 ausgewechselt, wurde er zehn Tage später zum Generalmajor be-

fördert (31. März), weil er, wie das Patent lautet, „nicht allein mit aller Dexterité und Application gute und ersprießliche Dienste geleistet, sondern sich auch besonders angelegen sein lassen, die Gloire unserer Waffen dergestalt zu fördern, daß Wir damit zufrieden zu sein Ursache haben", und bei der Belagerung von Schweidnitz verwandt. Hier commandirte er den Sturm auf das Galgenfort, dessen Fall die Uebergabe der Festung herbeiführte. Hierauf unter General Zieten bei Landshut und dann selbständig bei Glatz zur Deckung der Grenze thätig, wurde er im Juni zum Dohna'schen Corps nach der Neumark gesandt. (Bei dieser Gelegenheit erwähnt der König seiner in einem Briefe an Dohna folgendermaßen: „D. est bon, vous pouvez vous en servir".) Nach der Schlacht bei Zorndorf zum Chef des bisherigen Pionierregiments befördert (26. November), führte er im Winterfeldzug 1758/9 die Avantgarde des Dohna'schen Corps in Pommern und eroberte im April 1759 die Peenemünder Schanze. Bei Kay und Kunersdorf kämpfte er mit und commandirte seit dem 8. November ein Corps auf dem rechten Elbufer bei Meißen, um die Verbindung der Armee auf dem anderen Ufer mit Schlesien und die Depots an der Elbe zu decken. Durch einen plötzlich eingetretenen Eisgang von der Hauptarmee abgeschnitten, wurde er am 3. December von dem österreichischen General Beck mit Ueberlegenheit angegriffen und am 4. nach hartnäckiger Gegenwehr, welche auch die Anerkennung des Königs fand, von allen Seiten umringt und mit 1500 Mann gefangen; vorher war es ihm jedoch gelungen, mehr als die Hälfte seiner Truppen durch Uebersetzen mittelst Kähnen zu retten. Aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, wurde er 1764 zum Generallieutenant (20. Mai) und zum Commandanten von Neiße (9. December) befördert und 1770 auf sein Ansuchen in Gnaden verabschiedet.

Christoph Friedrich Otto von D. (Neffe des Vorigen), geboren am 11. September 1743, † am 17. April 1819 in Schöneberg bei Berlin als preußischer Generallieutenant, war der älteste Sohn des bei Leuthen tödlich verwundeten Oberstlieutenants v. D. im Regiment Garde. Er trat 1760 aus dem Cadettencorps in das Infanterieregiment Nr. 2 (Canitz), in welchem er das Ende des siebenjährigen Krieges mitmachte und bis zum Major avancirte. Am 28. Februar 1790 zum Regiment Nr. 14 als Oberstlieutenant versetzt, erwarb er als Commandeur desselben in dem Gefechte bei Gr. Magnuszewo am 26. October 1794 im polnischen Insurrectionskriege den Orden pour le mérite. Im J. 1799 zum Chef des Regiments Nr. 16 und 1800 zum Generalmajor befördert, machte er den Feldzug 1806/7 unter dem Generallieutenant L'Estocq in Preußen mit und erhielt hierfür den Rothen Adlerorden und russischen Annenorden I. Classe. Nach dem Friedensschlusse gehörte er bis 1812 der Immediatuntersuchungscommission an, welche die Vorfälle des letzten Krieges zu prüfen hatte; außerdem wurde er zum Obergouverneur der Königlichen Prinzen (vgl. A. D. B. Bd. 7, Friedrich Wilhelm IV.), Präses der Militärexaminations- und der Ordenscommission und am 31. October 1813 zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt und erhielt die Aufsicht über sämmtliche Militärbildungsanstalten. In diesen Eigenschaften war er bis zu seinem Ableben thätig. D. war schon vor der Reorganisation für Verbesserung der Lage des Soldatenstandes eingetreten und hatte seine Ansichten hierüber in den „Fragmenten zur Veredlung des Soldaten" niedergelegt, dieselben auch durch Abschaffung der körperlichen Strafen bei seinem Regiment bethätigt. Er hatte das Trauerspiel Eduard Montrose und eine Anzahl Gedichte verfaßt, von welchen er selbst urtheilt: „Nicht ihres poetischen Werthes, wohl aber der darin herrschenden Gefühle und Gesinnungen wegen, wird man sie vielleicht

einiger Aufmerkſamkeit werth halten". Seine letzte Arbeit war eine Vertheidigungsſchrift des damals vielfach angegriffenen Adels, von welcher Treitſchke in ſeiner „Deutſchen Geſchichte im 19. Jahrhundert" ſagt: „Ein alter friderici-anischer General, v. D., nahm ſich in aller Beſcheidenheit ſeiner Standesgenoſſen an und zeigte in ſeinem ‚Wort über den preußiſchen Adel' (1818) wieviele Söhne des geſchmähten Junkerthums im Lager und im Rath die Größe Preußens mitbegründet hatten. Allgemeine Entrüſtung empfing ihn, weil man ihn nicht widerlegen konnte". General v. D. war vermählt mit Antoinette v. Quoos. Der Ehe waren fünf Söhne entſproſſen, welche ſämmtlich der preußiſchen Armee angehört haben; der älteſte ſtarb 1860 als Generallieutenant a. D.

v. Dieſcke.

Dieſt: Heinrich von D., königlich preußiſcher Generallieutenant, am 16. März 1785 zu Cleve, wo ſein Vater Tribunalspräſident war, geboren, trat 1799 bei dem zu Bielefeld in Garniſon ſtehenden Infanterieregimente v. Beſſer in den Dienſt, wurde 1806 als Lieutenant im Regimente v. Wedel durch die Capitulation von Nienburg Kriegsgefangener, trat 1809 in das ruſſiſche Heer, in welchem er als Generalſtabsofficier am Feldzuge vom Jahre 1812, ſowie an den Befreiungskriegen theilnahm und ſich in der Schlacht von Kulm dadurch beſonders hervorthat, daß er an entſcheidender Stelle auf eigene Hand das rechtzeitige Eingreifen von zwei Cavallerieregimentern veranlaßte, ward nach dem Abſchluſſe des zweiten Pariſer Friedens ruſſiſcher Militärattaché in Berlin, kehrte, zum General aufgeſtiegen, 1818 als Oberſt in den vaterländiſchen Dienſt zurück, war zunächſt Chef des Generalſtabes des V. Armeecorps in Poſen, erwarb ſich hier ein Verdienſt, indem er bei Ausbruch des polniſchen Aufſtandes vom J. 1830 in Abweſenheit des commandirenden Generals unverzüglich auf eigene Verantwortung die zur Abwendung der der Provinz Poſen drohenden Gefahr einer Ausbreitung der Erhebung erforderlichen Anordnungen traf, und wurde 1831 zum Inſpecteur der in Berlin ſtehenden 2. Artillerieinſpection ſowie zum Präſes der Artillerieprüfungscommiſſion ernannt. Auch bei der Verwendung in dieſer ihm bis dahin ferngeſtandenhabenden Waffe und in dem ihm ganz fremdgeweſenen Wirkungskreiſe auf techniſchem Gebiete erwarb er ſich hohe Anerkennung, welche dadurch zu beſonderem Ausdrucke kam, daß, als, nach dem Tode des Prinzen Auguſt von Preußen, im J. 1843 Prinz Adalbert als Generalinſpecteur der Artillerie an die Spitze der Waffe berufen ward, General v. D. ihm als 2. Generalinſpecteur an die Seite geſtellt wurde. Er ſtarb am 8. November 1847 zu Berlin.

Heinrich von Dieſt, ein Lebensbild, von ſeinem Sohne Guſtav v. Dieſt (Berlin 1899).

B. v. Poten.

Dieſtel: Ludwig D., evangeliſcher Theolog, wurde am 28. September 1825 als der Sohn des Intendanturſecretärs Ludwig Ferdinand D. zu Königsberg i. Pr. geboren und nach dem frühen Tode ſeines Vaters (1831) mit ſeinen vier Geſchwiſtern im Hauſe ſeines mütterlichen Oheims, des Pfarrers Weiß in Königsberg, unter den Augen ſeiner ſtreng-chriſtlichen Mutter erzogen. Als Schüler des Collegium Fridericianum (ſeit 1833) wurde er beſonders von dem Philologen Lehrs († 1878) angeregt. Oſtern 1844 bezog er zum Studium der Theologie die Univerſität Königsberg und hatte hier namentlich Roſenkranz, Lobeck und Drumann, unter den Theologen dem Altteſtamentler Hävernick, dem Dogmatiker Dorner und dem Kirchenhiſtoriker Lehnerdt vielfache Anregung zu danken. Seine innere Entwicklung, die Herausbildung einer eigenen theologiſchen Ueberzeugung, nahm dabei einen ruhigen und ſtetigen Verlauf.

Nachdem er am 22. October 1847 die erſte theologiſche Prüfung mit Auszeichnung beſtanden hatte, hörte er im Winterſemeſter 1847 auf 1848 in Berlin Vorleſungen bei Nitzſch, Neander und Hengſtenberg, ſiedelte aber bereits Oſtern 1848 nach Bonn über, wohin unterdeß Dorner vorausgegangen war. Außer ihm hörte D. auch Rothe, Staib, Kling, Bleek und Haſſe, beſtand nach Abſolvirung des zweimonatlichen pädagogiſchen Curſus am 13. April 1850 zu Bonn die zweite theologiſche Prüfung und habilitirte ſich am 7. Februar 1851 ebendaſelbſt als theologiſcher Privatdocent durch die öffentliche Vertheidigung von zwölf lateiniſchen Theſen, in denen er u. a. eine ſtreng hiſtoriſche Methode der theologiſchen Forſchung, ſowie die Befreiung der Bibelauslegung von den Banden der Dogmatik fordert.

Während ſeiner Laufbahn als Privatdocent ſchloß ſich D. insbeſondere mit dem (ſeit 1846 in Bonn habilitirten) Theologen Albrecht Ritſchl, dem nachmals gefeierten Haupt einer neuen theologiſchen Schule, zuſammen. 1854 zum Inſpector des theologiſchen Stifts, 1858 zum außerordentlichen Profeſſor ernannt, übernahm D. Oſtern 1862 die ordentliche Profeſſur der altteſtamentlichen Exegeſe zu Greifswald und verheirathete ſich im Herbſt deſſelben Jahres mit Emmy Delius aus Versmold in Weſtfalen, welcher Ehe drei Söhne und drei Töchter entſprangen. 1867 ſiedelte er als Nachfolger Köhler's nach Jena, 1872 als Nachfolger Oehler's nach Tübingen über. Neben der Profeſſur bekleidete er hier ſeit 1877 auch das Amt eines vierten, 1879 eines dritten Frühpredigers an der Stiftskirche. Im gleichen Jahre wurde ihm mit dem Orden der Württembergiſchen Krone der perſönliche Adel verliehen. Aber ſchon am 15. Mai 1879 wurde er, kaum von den Sitzungen der Commiſſion für die Reviſion der Lutherbibel, der er ſeit 1871 angehörte, aus Halle zurückgekehrt, durch eine acute Krankheit hinweggerafft. Als Charaktereigenſchaften Dieſtel's rühmt ſein Leichenredner „wohlwollendes, freundliches und bei aller Entſchiedenheit mildes Weſen; ungemeine Leichtigkeit der Aneignung weit über den Kreis der Fachbildung hinaus, Feinheit des Urtheils, Gabe oft überraſchender Combination, gewandter, hier und da glänzender Darſtellung; eigenes beſtändiges Lernen und Streben in der Begeiſterung für ſeine Wiſſenſchaft; Vereinigung des vollen Glaubens an die Wahrheit des Chriſtenthums mit dem freien Denken; unbefangenes Forſchen nach dem geſchichtlichen Werden auch der altteſtamentlichen Religion in der feſten Ueberzeugung von der Wahrheit des Grundes und entſchiedenes Feſthalten des Gefundenen". Mit gleichem Rechte macht der Verfaſſer des Nekrologs in Nr 21 der Proteſt. Kirchenzeitung von 1879 geltend, daß der Schwerpunkt der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Dieſtel's als eines „durch und durch theologiſchen Charakters mit edlem Pathos und echt religiöſer Gemüthstiefe" mehr auf der theologiſchen (insbeſondere der bibliſch-theologiſchen und religionsgeſchichtlichen) als der ſprachwiſſenſchaftlichen Seite des Alten Teſtaments gelegen habe.

In ſeinen Vorleſungen behandelte D. außer den Stoffen, die im Bereiche ſeiner Fachprofeſſur lagen (Einleitung, bibliſche Theologie und Archäologie, Geſchichte Israels, Geneſis, Pſalmen, Jeſaja, Hiob), gelegentlich auch Geſchichte der neueren Theologie, Pädagogik, den Hebräerbrief und chriſtliche Symbolik.

Unter den ſehr mannichfaltigen ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen Dieſtel's ſteht als Hauptwerk obenan die „Geſchichte des Alten Teſtamentes in der chriſtlichen Kirche" (Jena 1869). Laut Vorrede bezweckt es „eine umfaſſende Darſtellung der Art und Weiſe, wie das A. T. innerhalb der chriſtlichen Kirche, von Beginn an bis auf die Gegenwart wiſſenſchaftlich behandelt, theologiſch aufgefaßt und praktiſch verwerthet worden iſt." Gegen dieſes Werk iſt nicht

ohne Grund eingewendet worden, daß es weniger eine Geschichte des A. T., resp. einen Nachweis des Einflusses des A. T. auf die Gestaltung von Cultus und Leben in der christlichen Kirche, biete, als vielmehr eine Geschichte der alttestamentlichen Studien innerhalb der christlichen Kirche. Trotz alledem bleibt es ein höchst nützliches Repertorium zur Geschichte der Exegese und Hermeneutik des Alten Testamentes. Insbesondere zeichnen sich die zusammenfassenden Uebersichten durch Klarheit, fesselnde Darstellung und vor allem durch maßvolles, streng objectives und gerechtes Urtheil aus.

Von separat erschienenen Werken Diestel's ist außerdem nur „Der Segen Jakobs in Genesis XLIX historisch erläutert" (Braunschweig 1853), die akademische Rede „über die Theokratie Israels" (Greifswald 1864) und vor allem die sorgfältig revidirte und ergänzte 4. Auflage von August Knobel's „Commentar zum Jesaja" (Leipzig 1872) zu erwähnen. Von den zahlreichen übrigen Arbeiten Diestel's, die insgesammt als Abhandlungen in Zeitschriften und Sammelwerken erschienen und großentheils religionsgeschichtlichen Inhalts sind, seien hervorgehoben: „Der Monotheismus des ältesten Heidenthums, vorzüglich bei den Semiten" (Jahrbücher f. Deutsche Theologie, 1860, S. 669 ff.); „Die Sintflut und die Flutsagen des Altertums" (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftlicher Vorträge, 1871); „Die Idee der Gerechtigkeit, vorzüglich im Alten Testament" (Jahrb. f. Deutsche Theol., 1860, S. 173 ff.); „Die religiösen Delikte im israelit. Strafrecht" (Jahrbb. f. protest. Theol., 1879, S. 246 ff.); auf dem Gebiete der kirchl. Kunst: „Die biblischen Parallelbilder in den Kirchen des Mittelalters" (Theol. Studien u. Kritiken, 1870, S. 613 ff.) und der Vortrag „Das Alte Testament im Lichte der älteren christlichen Kunst" (Gelzer's protest. Monatsblätter, Juni 1870, S. 350 ff.). Dazu kommen zahlreiche (anonyme) Abhandlungen theologischen, kirchenpolitischen und pädagogischen Inhalts in der Augsburger (jetzt Münchener) Allgem. Zeitung und der protestantischen Kirchenzeitung, sowie zahlreiche Artikel in der 1. Aufl. von Herzog's Protest. Realencyklopädie (Hamburg 1854—66) und in Schenkel's „Bibellexikon" (Leipzig 1869—75).

Eine Selbstbiographie Diestel's im Besitze der Familie; der obenerwähnte Nekrolog in der Protest. Kirchenzeitung, 1879, Nr. 21, und besonders der ausführliche Artikel „Diestel" in der 2. und 3. Auflage der Protest. Realencyklopädie vom Unterzeichneten.

E. Kautzsch.

Dietrich: Philipp Friedrich Baron von D., erster Maire von Straßburg, geboren daselbst am 14. November 1748, hingerichtet zu Paris den 29. December 1793. D. war der Sohn des in den Adelstand erhobenen Stettmeisters honorarius des Straßburger Magistrats, Johann Friedrich D., des Besitzers der Eisenwerke in der Nähe von Niederbronn. Sein Urgroßvater, Dominicus D. hatte als Ammeister im J. 1681 die Capitulation von Straßburg unterzeichnet. — Friedrich v. D. hatte eine ausgezeichnete Bildung und Erziehung genossen und sich bald, in Straßburg und Paris, mineralogischen Studien zugewandt, deren Tiefe und Ausdehnung ihn als einen hervorragenden Fachmann, ja als einen Pionier auf diesem Gebiete, sowie auf dem der physischen Geographie (Vorrede zu seiner Uebersetzung von Trebra: Observations sur l'intérieur des montagnes, 1787) erscheinen lassen, zumal da er sie in verschiedener Weise praktisch verwerthete. Einerseits wurde er, nachdem er schon in früher Jugend größere Reisen unternommen, mehrfach als kgl. Commissar beauftragt, die Berg- und Hüttenwerke und Waldungen Frankreichs, Korsikas und Englands in Augenschein zu nehmen. Auf Grund dieser Anschauungen

überſetzte und verfaßte er ſodann eine Reihe einſchlägiger Schriften, von denen das Werk: „Description des gîtes de minerai, des forges et des salines des Pyrénées“ für das bedeutendſte gilt (6 Theile, 1786—1800). Es ſollte, fortgeſetzt, ganz Frankreich umfaſſen. Zu erwähnen ſind ferner noch die Schriften: „Description des minerais, forges, salines, verreries, tréfileries, fabriques de fer-blanc, porcelaine, faïence de la Lorraine et de la Basse-Alsace“ und „Description des volcans découverts en 1774 dans le Brisgaw“ (in: Recueil des savants étrangers de l'Académie des sciences, vol. 10). Sein Ruf als Gelehrter verſchaffte ihm die Mitgliedſchaft der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, ſowie der Geſellſchaft der naturforſchenden Freunde zu Berlin und Göttingen. In Paris ſtand er den angeſehenſten Kreiſen nahe. Der Einfluß ſeines Vaters hatte ihm (1773) deſſen Stelle eines sécrétaire-interprète (geheimen Dolmetſchers) de l'Institution du Mérite-militaire verſchafft; 1779 war er ferner zum Secretär der Schweizergarde des Grafen von Artois in Paris ernannt worden. So verblieb er in der Hauptſtadt und gehörte zum nahen Freundeskreiſe Turgot's, Lafayette's, Lavoiſier's und Condorcet's. So lebte er in den Ideen der Aufklärung, und wurde von ihnen erfüllt. Da er ſchon 1765 Mitglied des Kleinen Raths ſeiner Vaterſtadt geworden war, lag ihm die Anwendung ſolcher Ideen auf das praktiſche Gebiet der Verwaltung nicht ferne, wobei der in dieſer Richtung in ihm erwachte Wunſch, bei dem ihm eigenen Ehrgeiz, nicht in einer geringfügigen Rolle befriedigt werden konnte. Als nun die Revolution ſich zu regen begann, trat der Wendepunkt in ſeinen Lebenszielen ein. Er wandte ſein Augenmerk wieder lebhaft der Stellung Straßburgs zu, das faſt alle ſeine reichsſtädtiſchen Rechte durch die Capitulation von 1681 gewahrt und aufrecht erhalten hatte. Seinen Verbindungen in Paris verdankte er es, daß er als kgl. Commiſſar zur Vertretung des erkrankten Prätors Anfang Juli 1789 nach Straßburg geſandt wurde. Die Stimmung war dort gerade damals äußerſt geſpannt, weil der oligarchiſche Magiſtrat mit den Zünften in ernſte Schwierigkeiten wegen der Wünſche gerathen war, welche die letzteren bei der Abfaſſung der Beſchwerdenhefte aufgeſtellt hatten. D. ſtellte ſich zunächſt auf den Boden der Erhaltung der bisherigen Stadtverfaſſung, und bewahrte im übrigen eine unauffällige, abwartende Haltung. Am 19. Juli brach ein ſehr bedrohlicher Aufruhr in Straßburg aus. D., der ſchon hohes Anſehen genoß, vermittelte mit großem Geſchick zwiſchen den Parteien. Auch als der alte Magiſtrat nach dem 4. Auguſt ſeine Entlaſſung nahm und eine Zwiſchenverwaltung eingerichtet wurde, vermied er alles, was einem Druck auf die Widerſtrebenden gleichſah. Allerhand Verleumdungen, ſowie der Rücktritt ſeines ebenfalls angegriffenen Vaters von ſeinem Amte machten ihn nicht irre. Die ihm andererſeits von einer Zunft angebotene Einſetzung als Maire ſchlug er aus. Er hielt es damals (Herbſt 1789) augenſcheinlich noch nicht für zeitgemäß, dieſe Würde anzutreten. Erſt nach der Annahme des Geſetzes betr. die neue Gemeindeordnung trat er plötzlich thätig und beſtimmend als Anhänger des Neuen, doch keineswegs als Antiroyaliſt, hervor und brach durch zwei energiſche Reden den Widerſtand der Altreichsſtädter (1. December 1789, 2. Januar 1790). Ob die Verſchmelzung des Elſaß mit Frankreich von Anfang an ſein Plan geweſen, iſt nicht zu erweiſen. Jedenfalls war er von nun an ihr eifrigſter Verfechter. Er ließ ſich von der Zeitſtrömung mehr tragen, als daß er ſie zu lenken verſuchte. — Am 18. März 1790 ward er als Maire das Oberhaupt der neuen Municipalität. Dieſe Stellung behielt er bis zum Auguſt 1792. Durch das Eingehen der Intendantur war dieſe Stellung aber weit einflußreicher, als ſonſt. Auch funktionirte D. eine Zeit lang als Friedensrichter. Nicht nur durch ſein ausgezeichnetes Verwaltungsgeſchick, das

Ordnung in all dem Wirrwarr stiftete, der im Gefolge der Beschlüsse der Gesetzgebenden Versammlung entstand, sondern auch durch sein erfolgreiches Eingreifen außerhalb, z. B. in Hagenau, endlich auch durch seine ausgedehnte und eifrige Correspondenz mit hochgestellten Persönlichkeiten in und außerhalb Frankreichs, verschaffte er sich bald einen bekannten Namen und ein geradezu gefeiertes Ansehen. Indem er jedermann, der sich an ihn wandte, hülfreich entgegenkam, erwarb er sich eine glänzende Vertrauensstellung, kraft deren er den Gemeinsinn der Bürger zu festigen im Stande war. Sein Rednertalent gewann ihm viele Herzen im Sturm, so z. B. bei dem großen Bundesfest (Juni 1790). So führte er Straßburg in verhältnißmäßiger Ruhe durch die aufgeregte Zeit, trotz der im Elsaß besonders schwierigen Verhältnisse. Die Ansprüche der deutschen Fürsten im Elsaß, die Forderungen der Juden, Soldatenunruhen, der Widerstand des Clerus und besonders des ausgewanderten Cardinals Rohan gegen den Verfassungseid, die Schwierigkeiten für den Handel infolge der Verlegung der Zollgrenze von den Vogesen an den Rhein —, all dies, neben den Anfeindungen, denen er als Protestant auch von seiten der constitutionell gesinnten Katholiken ausgesetzt war, und schließlich auch die bedrohliche Nähe der Emigranten, erschütterten seine Umsicht und seine Stellung zunächst nicht. Auf die Sicherung der Grenze richtete er sein ganz besonderes Augenmerk und suchte, durch Verbreitung der Menschenrechte in besonderem Druck, die Soldaten der deutschen Reichsarmee für die Sache der Aufklärung zu gewinnen. Wie er sich aber einerseits gegen die Emigranten und andererseits gegen alle österreichischen Sympathien, die im Elsaß auftauchen mochten, ablehnend verhielt, so nahm er Solche, die wegen ihrer Aufklärungsideen andere Staaten verließen, in Straßburg auf, und verschloß ihnen auch den Eintritt in den daselbst bestehenden Club der Constitutionsfreunde nicht. Unter ihnen begünstigte er vor allem Eulogius Schneider. Dies, sowie die Uebernahme der führenden Stellung im Club, gereichte ihm zum Verderben. Daß aber sein offener Beitritt zur herrschenden Partei ein besonderer Fehler gewesen sei, wird man nicht aufrecht erhalten wollen. D. war ein so eifriger Verfechter der constitutionellen Idee, daß er selbst den Wünschen der Protestanten im Elsaß nach Erhaltung ihrer Privilegien ablehnend gegenüberstand. Die Entwicklung, die der Straßburger Club durchmachte, konnte er dagegen nicht wol voraussehen. — Die Flucht des Königs (Juni 1791) veranlaßte Rüstungen im Elsaß. D. war sehr thätig bei der Organisation der Vertheidigung und erntete als zweiter Bürge für die Sicherheit der Grenzfestung das hohe Lob Narbonne's. Bei der Feier der Annahme der Verfassung durch den König krönte er mit dem ihm überreichten Eichenkranz die vor ihm liegende Verfassung. Noch war sein Stern im Aufsteigen. Es verlautete sogar, er sei zum Minister des Innern ausersehen. Da erklärte sich Leopold II. für die Ansprüche der geschädigten deutschen Fürsten im Elsaß, und D. verlangte, angesichts des nahenden Sturmes, die Verhängung des Kriegszustandes über Straßburg. Indessen hatten die Radicalen schon begonnen, sich zu regen, und D. hatte sich Feinde unter ihnen gemacht. Sie erfaßten die Gelegenheit, gegen ihn zu intriguiren, und warfen ihm vor, er verlange den Belagerungszustand, d. h. die Auslieferung der Stadt an die Armeegewalt. Nun spaltete sich der Club; D. aber, der zu den Gemäßigten hielt, war von da an der Gegenstand öffentlicher Angriffe durch Pamphlete und Zeitungsartikel, z. B. von der Hand seines ehemaligen Schützlings Eulogius Schneider. Während die Jakobiner ihn sogar direct in Paris anklagten, achtete er selbst, nach vergeblichem Versuch zur Vereinigung der Parteien, auf den Krieg, und beaufsichtigte die Bildung von Freiwilligen-

bataillonen. Die Anklage ward im Juni 1792 wiederholt. Er wollte sich persönlich in Paris vertheidigen; jedoch die Bürger, die ihn früher aus demselben Grunde nicht zum Deputirten gewählt hatten, ließen ihn, da er unentbehrlich sei, nicht ziehen. Sein Protest aber ward von der Gesetzgebenden Versammlung nicht beachtet. Einen folgenschweren Schritt unternahm er trotzdem, bei der bevorstehenden Absetzung des Königs, am 7. August: er documentirte sich selbst als Feind der siegreichen Partei, indem er seitens der Verwaltungscollegien eine Adresse an den König und eine andere an die Versammlung absenden ließ, in welch letzterer die Verpflichtungen Straßburgs gegenüber Frankreich für gelöst erklärt wurden, falls die Grundlagen der Verfassung umgestürzt würden. Außerdem ließ er — und dies war wol der schwerste Fehler — die Clubs schließen. Diese kurzsichtige, wol in der den Girondisten eigenthümlichen Unterschätzung der radicalen Strömung bedingte, von dem großen Zutrauen auf die Macht seiner Persönlichkeit getragene Handlungsweise führte seinen Sturz herbei. Die nach Straßburg geschickten Commissäre ließen sich die Adressen vorlegen und setzten darauf die Departementsverwaltung und die nicht widerrufenden Gemeinderäthe ab. D. aber verhielt sich ganz ähnlich, wie im Sommer 1789: wie er damals, allerdings im rechten Augenblicke, der herrschenden constitutionellen Richtung sich anschloß, so versprach er nun den Commissären, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Bürger der Gesetzgebenden Versammlung gehorsam seien, wie er selbst im Grunde mehr Republikaner als Royalist sei. Aber diesmal kam der Umschwung zu spät. Die Commissäre betonten zwar, wie sehr ihnen dies Entgegenkommen ihre Thätigkeit erleichtert habe; sie suspendirten ihn nicht und suchten ihn gegenüber erneuten, von seiten der Clubmänner nach Paris gerichteten Anklagen zu halten. Aber am 22. September unterzeichnete Roland Dietrich's Amtsenthebung, infolge einer anonymen Anklage, auf Grund deren das Conventsmitglied Rühl Dietrich's Vorladung erwirkte. Thatsächlich war Dietrich's Einfluß in Straßburg noch sehr groß. Seine Amtsenthebung drohte zu Tumulten zu führen. Und da D., wie aus einem Briefe Biron's hervorgeht, eine allmächtige Stellung einnahm, ja als ein fast zu fürchtender Factor in der nächsten Zukunftspolitik erschien, so hätte er diese Erregung vielleicht für sich ausnützen können. Daß er es nicht that, scheint darauf hinzudeuten, daß auch die Verleugnung bisheriger Anschauungen bei diesem Manne, dessen Ehrgeiz im übrigen unbestritten ist, weniger bloßer Selbstsucht, als vielmehr politischem Takt zuzuschreiben ist, der das Eine um des Anderen willen opfert. Der Kriegszustand des Landes, dem er stets ernste Sorgfalt gewidmet, dürfte den an sich auffallenden Umschwung mit herbeigeführt haben. D. wollte dem Staate keine weiteren Schwierigkeiten bereiten, und ermahnte die erregten Bürger mit Erfolg zur Ruhe. Er war im Begriff, sich nach Paris zu begeben, als er erfuhr, daß eine Verzögerung seiner Abreise zu einem Verhaftbefehl und dem Entschluß, ihn durch Gendarmerie nach Paris zu bringen, geführt habe. Er entwich nun in die Schweiz, wo er schließlich, wol um den Emigranten in Basel aus dem Wege zu gehen, in Winterthur wohnte. Indessen ward er selbst als Emigrant gebrandmarkt. Sein Vermögen sollte confiscirt werden. Um seiner Familie willen ängstigte ihn dies sehr. Als sich daher die Wogen in Frankreich etwas gelegt, ging er Anfang November 1792 freiwillig dorthin zurück, wurde jedoch in Paris nicht angehört, sondern vor das Gericht in Straßburg verwiesen. In dem Anklageact war neben einem angeblichen Complott mit Lafayette die erwähnte Adresse einer der Hauptpunkte. Auch die Schließung der Clubs und die Maßregelung einiger Jakobiner rechnete man

ihm als Verbrechen an. Unbegründeterweise wurde er als Freund Oesterreichs, als Assignatenfälscher und Aufwiegler hingestellt. Thörichte Sympathiebezeugungen seiner Mitbürger verschlimmerten in Straßburg seine Lage. Zudem war einer seiner Freunde zum Maire und eine Anzahl seiner Anhänger zu Gemeinderäthen ernannt worden. Die Jakobiner sahen darin eine Gefahr der Beeinflussung der Gerichte zu seinen Gunsten und einen Triumph des angeblich von D. begünstigten „germanischen Elements". D. ward daher dem Gericht zu Besançon überwiesen (19. December). Trotzdem sein persönlicher Feind, Karl von Hessen, dort Commandant war, wurde dem Anklageact keine weitere Folge gegeben, als daß er (7. März 1793) zum Emigranten erklärt ward. Als aber die Macht der Girondisten sank, nahmen für D. die Verhältnisse eine schlimme Wendung. Er wurde in die Abtei übergeführt. Im Convent verlangte, einem Antrag Fouquier-Tinville's zufolge, Robespierre seine Hinrichtung auf Grund der alten Anklagen. Daraufhin wurde er auf das Schaffot gebracht (29. December 1793), nachdem er es verschmäht hatte, sich zu vertheidigen. Im J. 1795 erreichte sein Sohn seine Rechtfertigung und die Rückgabe der väterlichen Güter. D. selbst hatte stets seine Unschuld betheuert. — Ohne Zweifel ist mit D. eine bedeutende Persönlichkeit vom Schauplatz der Revolution verschwunden. Sein Hauptverdienst als Maire ist kurz als die Erhaltung der Festung Straßburg für Frankreich infolge seines administrativen Talents und persönlichen Einflusses zu bezeichnen. Friedrich von Dietrich's Charakter bietet manches Räthselhafte. Patriotische Begeisterung und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern seiner Handlungen. Eine gewisse Unbeständigkeit in seinen Grundsätzen ist ihm nicht abzustreiten. Er besaß etwas von der Gewandtheit des französischen Hofmannes. Auch das Theatralische des Franzosen lag ihm nicht stets fern. Auf der anderen Seite war er von echt deutscher Gründlichkeit. Sein Geschick, sein Rednertalent und sein Muth, seine Ruhe, seine Unermüdlichkeit und Regsamkeit befähigten ihn zu einer hervorragenden Stellung. Damit vereinigten sich seine günstige äußere Lage, seine vielbewunderte Bildung, seine mannigfachen Beziehungen, seine Bereitwilligkeit und Toleranz, seine Liebenswürdigkeit und Herablassung, die ihn schon früh zu Ansehen brachten. Durch die Art und Weise, wie er dies Alles geltend zu machen wußte, war er für die Leitung der Verwaltung einer so exponirten, von vielen Wünschen und Interessen durchkreuzten Stadt wie Straßburg gerade wie geschaffen. Andererseits konnte er eben hier die Augen Vieler auf sich ziehen, und so die Grundlage zu weiterem Emporsteigen gewinnen. Sein Haus in Straßburg (heute Broglieplatz 5) war ein Mittelpunkt schöngeistigen Verkehrs. D. selbst übte sich in musikalischer Composition, und verkehrte freundschaftlich mit dem jungen Rouget de l'Isle. In Dietrich's Haus war es denn auch, wo die Kriegshymne des Lieutenants, die später sogenannte „Marseillaise", in einer Abendgesellschaft zum ersten Male erklang, eingegeben durch die Begeisterung der eben eingetroffenen Kriegserklärung (24. April 1792).

A. W. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsaßes, fortgesetzt von Engelhardt, V, VI (1846, 1849). Daselbst ist in den Anmerkungen die einschlägige zeitgenössische Litteratur verzeichnet. — M. Koch, Histoire abrégée des traités de paix, hrsg. von Schöll (1817). I, S. XXVI ff. — Louis Spach, Frédéric de Dietrich, premier maire de Strasbourg (1857, mit Dietrich's Bildniß); — Derselbe, Histoire de la Basse-Alsace et de la ville de Strasbourg (1858). — E. Muller, Le Magistrat de la ville de Strasbourg (1862. S. 67 u. 135). — Heinrich von Sybel, Gesch. der Re-

volutionszeit, 3. Aufl. 1865. I, 338. — Rodolphe Reuß, L'Alsace pendant la révolution française. Correspondance des députés de Strasbourg etc. (I, 1880. II, 1898). — H. Klélé, Hagenau zur Zeit der Revolution (1885). S. 68 f. — Correspondance générale de Carnot, publiée etc. par Etienne Charavay, (1892) I; vgl. das Register. — E. Mühlenbeck, Euloge Schneider, 1793 (1896). S. 30 ff. — Manfred Eimer, Die politischen Verhältnisse und Bewegungen in Straßburg im J. 1789 (1897). S. 52 ff. — Conrad Varrentrapp, Die Straßburger Universität in der Zeit der französischen Revolution (Ztschr. f. d. Gesch. des Oberrheins. N. F. Bd. XIII, Heft 3. 1898). — Biographie universelle, XIV, 17 ff. — Nouvelle Biographie générale, XIV, 154 f. (hier Aufzählung seiner Werke und Uebersetzungen).

M. Eimer.

Dietrich: Gustav D. von Hermannsthal, k. k. österr. Oberst, war im J. 1818 in Bistritz in Siebenbürgen geboren, der Sohn des Majors Friedrich Mich. D., der Enkel eines sächsischen evangel. Pfarrers in Heltau. Er trat 1835 in die Armee ein, wurde 1836 Kaisercadett, 1842 Lieutenant, 1848 Oberlieutenant. Während des Feldzugs in Siebenbürgen, den er mitmachte, rückte er zum Hauptmann vor. Als Major machte er 1859 den Feldzug in Italien, als Oberstlieutenant den Krieg von 1866 in Böhmen mit. Für „seine hervorragend tüchtigen und vorzüglichen Leistungen" in dem Feldzug erhielt er die kaiserliche Belobung. Seit 1868 im Ruhestande, benutzte er die Muße nicht nur zu eifriger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, zu der ihm seine Wahl in die politische und kirchliche Vertretung Hermannstadts Anlaß gab, sondern auch zu litterarischen Studien, deren Ergebniß er unter dem Titel: „Unter Oestreichs Doppeladler" im Archiv des Vereins f. siebenbürgische Landeskunde (16. u. 17. Bd.) veröffentlichte, ein Ehrendenkmal jener Sachsen, die seit 1690 in der Armee als Officiere gedient haben. Ein treuer Sohn seines Volkes, ein aufopfernder Sohn der greisen Mutter und vorsorglicher Bruder der Schwestern, ein Mann mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, starb er am 9. October 1882 in Hermannstadt, nachdem er in seinem Testament die evangelische Kirche dort reichlich bedacht hatte.

Archiv d. Ver. f. sieb. Landeskunde, Bd. 16 u. 17. — Sieb. Deutsches Tageblatt 1882, Nr. 2681 (vom 11. Oct.).

Fr. Teutsch.

Dietrich: Wendel D., ein Schreinermeister, welcher in Augsburg zuerst „auf welsche Art" arbeitete und, nach neuerer Annahme, auch als Baumeister an der Michaelskirche zu München sich bethätigte. Das Jahr seiner Geburt (1535?) ist unbekannt, ebenso der Gang seiner Entwicklung. Das Augsburger Steuerregister enthält 1557 zuerst seinen Namen, bald darauf heirathete er die Ursula Sturm, kaufte 1562 ein Haus und richtete dort seine Schreinerwerkstätte ein, kam in demselben Jahre noch in Untersuchung wegen seiner Neigung zur Genossenschaft der Wiedertäufer, welchen er alsbald wieder entsagte. In der Zeit von 1567 bis 1587 bekleidete er als besondere Auszeichnung öfters das Amt eines „Geschaumeisters" und „Vorgehers" der Innung. Zu Ende der 70er Jahre decorirte er für den Stadtpfleger Marx Fugger alle Innenwände, nebst den Thüren, Portalen und Decken eines Hauses, welches 1875 in den Umbau des Gasthofes zu den „Drei Mohren" gezogen wurde, bei welcher Gelegenheit größere Reste von alten Holzarbeiten zu Tage traten, darunter ein schöner, wohlerhaltener Plafond, der jetzt die Decke des Vorsaales zum großen „Drei Mohren"-Saal bildet. Anfangs 1582 betraute

ihn Kaiser Rudolf mit einer größeren, bis jetzt unbekannten Arbeit. Im Herbste desselben Jahres begann D. für Hans Fugger, den Bruder des vorgenannten Marx Fugger, die Innenräume des neuerbauten Schlosses u Kirchheim an der Mindel zu decoriren; darunter befand sich auch der prächtige Holzplafond in dem sog. Cedernsaal, eines der schönsten Werke deutscher Renaissance, welches durch Baurath Leybold (in Ortwein's „Deutsche Renaissance", Augsburg, 2. Liefg., Tafel 11—14) zu weiterer Kenntniß und Würdigung gelangte. D. hatte über der Ausführung den Neid seiner engherzigen Zunftgenossen erregt, welche ihn durch allerlei Handwerkerbestimmungen inbetreff der Aufnahme weiterer Gesellen behindern wollten, doch erlaubte ihm ein Rathsbeschluß vom 27. September 1582 so viele Extragehülfen auf ein Jahr anzunehmen, als er für diese Arbeit bedürfe, ein Conclus, welcher noch mehrmals, zuletzt am 10. December 1585, erneut wurde. Wahrscheinlich fertigte D. 1586 die Pläne zu einem Schlößchen „in welscher Manier", welches der Patricier Marx Rehlinger zu Inning erbaute. Im folgenden Jahre trat D. mit einer Besoldung von jährlich 300 Gulden als Baumeister an der Michaeliskirche in die Dienste des kunstliebenden Herzogs Wilhelm V., mit welchem er schon seit 1583 von Augsburg aus in Beziehung stand; er übersiedelte 1587 nach München. Wie weit seine Thätigkeit als Architekt sich erstreckte, ist schwer ersichtlich. Während Einige gerne bereit scheinen, ihm als Architekt eine weittragende Leistung einzuräumen, bescheidet sich der treffliche Leopold Gmelin zu der ruhigeren Ansicht, D. habe „den ungefähren Ideen des Italieners Sustris eine praktisch ausführbare Gestalt verliehen". Der Meister, welcher bei der eigenhändigen Schreibung seines Namens zwischen Wendel Diettrich und Dietrich (niemals aber „Dieterlin") schwankt, bekennt sich als den Verfertiger des imposanten, im Herbste 1589 aufgerichteten Hauptaltars und des herrlichen Chorgestühls — vielleicht war er auch der Architekt der übrigen Seitenaltäre und der südlichen Hauptfaçade. Ob D. eine baugeschäftliche Werkstätte zu München hatte, ist fraglich, vielleicht besorgte die Ausführung in Augsburg sein Sohn Jacob, welcher seit 1585 zu Augsburg eine Meistergerechtigkeit als Schreiner besaß und am 26. Mai 1589 vom Rathe die Vergünstigung erhielt, vier Extragesellen aufzunehmen, dieweil Herzog Wilhelm von Baiern ihn mit einer größeren Lieferung begnadet hatte. Daß Wendel D. inzwischen immer noch mit seiner Heimath verkehrte, beweist der Umstand, daß der Meister zu der für den Sommer 1593 in Aussicht genommenen Aufstellung des „Augustusbrunnen" nach Augsburg berufen wurde, um mit Hubert Gerhard, dem berühmten Bildner der Figuren, den Platz für das monumentale Werk zu bestimmen. Zu Ende 1597 schied D. aus Herzog Wilhelm's Diensten und übersiedelte in seine Vaterstadt, wo er in seinem Hause an der mittleren Schloßmauer noch über ein Vierteljahrhundert, vielleicht in gemeinsamer Arbeit mit seinem Sohn Jacob verbrachte, welcher als Kunstschreiner sich eines bedeutenden Namens erfreute und seit 1615 und in den folgenden Jahren den feinen Ausschmuck der beiden östlichen Fürstenzimmer des Augsburger Rathhauses leitete. Wendel D., der einen großen Einfluß auf Elias Holl übte, starb hochbetagt, angeblich über 80 Jahre alt, zwischen Ende October 1621 und dem 23. Februar 1623. Er hinterließ drei Söhne und zwei Töchter; diese hatten Goldschmiede (Paulus Hiebner, † 1614 und Jakob Thurnhofer, † 1597) geheirathet, waren jedoch bei ihres Vaters Tode längst verwittwet. Von seinen Söhnen widmete sich Wendel der Goldschmiedekunst und wanderte frühe von Augsburg; Paulus und der schon mehrfach erwähnte Jacob wurden Schreiner. Der Erstere soll sich zu München niedergelassen haben. Der so vielfach gerühmte Jacob verarmte

infolge der Drangsale des dreißigjährigen Krieges, gab 1636 sein Bürgerrecht auf und zog, wie ehedem der alte Holbein, aus der Vaterstadt in die unbekannte Fremde. Diese Familie verklingt tragisch, wie ehedem die vielberühmten Vischer zu Nürnberg.

Vgl. Sighart, Gesch. d. bildenden Künste in Baiern. 1863, S. 683 u. 687. — Reber, Bautechn. Führer durch München. 1876, S. 39. — L. Gmelin, Die St. Michaelshofkirche (Sep.-Ausg. von Ortwein's Deutsch. Renaissance). Lpz. 1883 und Gmelin's neue Arbeit über diese Kirche, 1890. — A. Buff, Urkundl. Nachrichten üb. Wendel Dietrich, sein Leben u. seine Thätigkeit, i. d. Zeitschr. d. Histor. Vereins f. Schwaben-Neuburg 1888. XV, 89—149. — A. Buff in Nr. 206 d. Münch. Neuesten Nachr. v. 4. Mai 1890 und Buff, Augsburg in d. Renaissance. 1893. — W. Vogt, Elias Holl. 1890, S. 16 ff. — Alb. Schulz, Gesch. d. Michaelskirche. 1897, S. 23 ff.

Hyac. Holland.

Diez: Katharina D., bekannte Dichterin, wurde am 2. December 1809 (nicht 1810) zu Netphen, einem Dorfe bei Siegen in Westfalen geboren, wo ihr Vater als Rentmeister lebte, und verlebte hier auch den größten Theil ihrer Kindheit und Jugendzeit. Nach dem Tode ihrer Eltern fand sie bei ihrer Schwester Elisabeth, verehelichten Grube (s. A. D. B. IX, 785), in Düsseldorf eine zweite Heimath und ihr schon frühzeitig entwickeltes dichterisches Talent frische Anregung. Im J. 1846 zog sie nach Berlin zu einer anderen Schwester, kehrte aber schon nach zwei Jahren zur Schwester Elisabeth zurück und blieb mit ihr bis zu deren Tode vereint, theils in Düsseldorf, theils in dem angrenzenden Derendorf wohnend. Die Königin Elisabeth von Preußen erwirkte der ihr empfohlenen, häufig von schweren Krankheiten heimgesuchten Dichterin eine kleine Pension und ernannte sie 1864 — trotzdem sie nur bürgerlicher Herkunft war — zur Ehrenstiftsdame des adeligen Stiftes Kappel bei Lippstadt. Auch die deutsche Schillerstiftung glaubte sich zur Unterstützung der begabten Dichterin verpflichtet. Diese verließ nach dem Tode ihrer Schwester (1871) Düsseldorf und zog in ihr Heimathdorf Netphen, wo sie am 22. Januar 1882 starb.

Katharina D. war eines jener poetischen Talente, die weder meteorgleich am Himmel der Dichtung erscheinen, noch eigene große Bahnen wandeln, die aber redlich gestrebt und treulich zur Entfaltung der Litteratur beigetragen haben. „Ihren Ruf als Dichterin, der sich vor Jahrzehnten noch einer weiten Verbreitung erfreute, hat sie vorwiegend ihren epischen Dichtungen zu verdanken; aber doch waren ihre lyrischen Productionen jenen überlegen, und in ihren episch angelegten Gedichten waren es immer die lyrischen Ergüsse, welche als Glanzpunkte hervorgehoben zu werden verdienten. Ja, die epischen Gedichte vergessen fast immer ihre Aufgabe und schweifen in solchem Maße ins Lyrische hinüber, daß nicht die handelnden Personen ihre Empfindungen und Gefühle in lyrischen Ergüssen aussprechen, sondern daß die Dichterin mit dem Ausdruck ihrer eigensten Empfindungen die Personen und deren Handlungen begleitet. Freilich sind diese Stellen immer vortrefflich, gedankenreich, zart, von großer Innigkeit, in blühender Sprache, in fließenden und wohllautenden Versen dargestellt, so daß man sie nur mit Befriedigung lesen kann; aber wenn man deshalb die Dichterin auch lieb gewinnt, so muß man sich doch bei kalter Prüfung gestehen, daß dieses Hinüberschweifen in das subjectiv-lyrische Gebiet die epische Dichtung als solche zerstört." Die Epen „Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen" (1845), „Dichtungen nach dem alten Testamente" (1852), welche „Hagar", „Ruth" und „Abrahams

Opfer", das letztere in dramatischer Form, darbieten, „Joseph. Gedicht nach dem alten Testament" (1855) und „Agnes Bernauer. Gedicht" (1857) tragen denn auch alle jene Vorzüge und Mängel, wenn gleich zugestanden werden muß, daß das letzte Gedicht einen wesentlichen Fortschritt der Dichterin bekundet und Partien von großer Schönheit enthält. Auf rein lyrischem Gebiet veröffentlichte Katharina D. mit ihrer Schwester Elisabeth die beiden Sammlungen „Liederkranz" (1842. Neue Ausg. u. d. T.: „Gedichte", 1857) und „Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rheine" (1847) und allein den Sonettenkranz „Biblische Frauen" (1864). Zu diesen Arbeiten gesellen sich dann eine Reihe von Jugendschriften, ferner „Frühlingsmärchen" (1851), welche Willibald Alexis mit einem empfehlenden Vorwort versah, „Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese" (1854), die an die ähnlichen Gebilde des Gustav zu Putlitz erinnern, die Erzählungen „Onkel Martin" (1859), „Toms. Aus dem Dorfleben" (1860), „Eine Jugendfreundschaft" (1861), das Lebensbild einer deutschen Fürstentochter „Stephanie, Königin von Portugal" (1864), die Erzählung in Briefen „Nach Mexiko und zurück in die Heimath" (1868) und die Romane „Editha" (II, 1867) und „Heinrich Heine's erste Liebe" (1870). Schließlich sind noch die beiden Dramen, „Jephtha's Opfer. Trauerspiel" (1875) und „Frithjof. Schauspiel" (1879) zu erwähnen, von denen das letztere auf der Hofbühne in Sigmaringen mit Glück und Erfolg aufgeführt wurde.

Karl Schrattenthal in: Hausfrauen-Zeitung. Wochenschrift, hrsg. von Friedrich Dörner. Jahrg. 1882, S. 107 ff. — Europa. Wochenschrift. Jahrg. 1882, S. 228. — Heinrich Kurz, Geschichte der neuesten deutschen Litteratur, Bd. 4, S. 406.

Franz Brümmer.

Diffené: Heinrich Christian D., Fabrikant, wurde am 27. November 1804 als Sohn des Wirths Zum silbernen Schlüssel in Mannheim, Johann Daniel D., geboren. Nachdem er eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung auf dem Lyceum seiner Vaterstadt erhalten und sich zu Hause und durch längeren Aufenthalt im Auslande für den kaufmännischen Beruf vortrefflich vorgebildet hatte, begründete er ein selbständiges Geschäft, das er erfolgreich betrieb. Bei seiner Vermählung mit Babette Sauerbeck (28. August 1831) vereinigte er dasselbe mit dem Geschäft seines angesehenen und wohlhabenden Schwiegervaters und wurde so der Begründer der Weingroßhandlung Sauerbeck & Diffené. Der Hebung und Förderung dieses Geschäftes gehörte in den nächsten Jahren seine Kraft in erster Reihe. Aber bald wurden seine Mitbürger auf seinen sicheren Blick und seine bedeutende Arbeitskraft aufmerksam und suchten diese Eigenschaften für die Allgemeinheit nutzbar zu machen, zunächst indem sie ihn zum Mitglied der Handelskammer wählten. In dieser Eigenschaft war D. unausgesetzt für die Interessen Mannheims thätig, dessen commerzielle Bedeutung er frühzeitig erkannte und in jeder Weise zu fördern bemüht war. Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß es sich zuvörderst darum handle, die eigene Kraft der Stadt und ihres Handelsstandes aufs äußerste anzuspannen. In diesem Sinne nahm D. hervorragenden Antheil an der Mannheimer Dampf-Schleppschifffahrts-Gesellschaft, der Badischen Schifffahrts-Assekuranz, deren Vorsitzender er viele Jahre hindurch war, der Badischen Bank, deren Gründungscomité er angehörte, und der Mannheimer Börse. Als Mannheim das schon seit langer Zeit gewünschte Handelsgericht erhielt, wurde D. bei der erstmaligen Besetzung desselben zum Handelsrichter ernannt. Er gehörte auch dem Gemeinderath an und war in dieser Eigenschaft nicht nur mit Eifer und Erfolg an der städtischen Verwaltung betheiligt,

sondern er vertrat auch die Interessen der minderbemittelten Classen durch Vermehrung und Verbesserung der gemeinnützigen Anstalten der sich immer mehr ausdehnenden Handelsstadt. Im J. 1852 wurde D. zum Oberbürgermeister seiner Vaterstadt gewählt und war während der neun Jahre, in denen er dieses Amt innehatte, ohne Unterlaß bemüht, allen Anforderungen gerecht zu werden, welche das ihm übertragene Ehrenamt mehr als je an ihn stellte. Von größeren Unternehmungen, welche in die Zeit seiner Amtsführung fallen, sei besonders des Umbaues des Theaters und der Errichtung eines Wasserwerkes Erwähnung gethan. Die Wahl zum Präsidenten der Handelskammer lehnte er mit Rücksicht auf die vielen auf ihm lastenden Geschäfte, die Berufung in die Erste Kammer im Hinblick auf seine vorübergehend sehr angegriffene Gesundheit ab. Als er sich wieder erholt hatte, versagte er sich nicht, als ihm die Wähler des Mannheimer Wahlbezirks ein Mandat zum Zollparlament übertrugen; er nahm an dessen Verhandlungen eifrigen Antheil. Von seiner Studienzeit am Gymnasium her behielt er die Liebe zur classischen, besonders zur römischen Litteratur, deren vornehmste Autoren er noch in seinen letzten Lebensjahren gerne las. Durch häufige Reisen, die ihn außerhalb Deutschlands nach Frankreich, England, Italien und Spanien führten, nahm er neue Eindrücke und Anregungen in sich auf und erweiterte auf allen Gebieten des Lebens seinen Gesichtskreis. Mit besonderer Freude pflegte er die Musik. Er war selbst ein tüchtiger Cellist und wirkte eifrig bei Kammermusik-Aufführungen mit, zu denen er in seinem Hause einen größeren Kreis von Musikfreunden vereinigte. Obwol in den Traditionen der classischen Musik aufgewachsen, verschloß er sich doch nicht den Compositionen neuerer Meister; unter ihnen war ihm besonders Johannes Brahms sehr lieb geworden. Die Armen und Nothleidenden hatten an ihm einen werkthätigen Gönner. Seiner evangelischen Kirche war er in treuer Gesinnung anhänglich und für ihre Interessen während langer Jahre als Mitglied der Kirchengemeindeversammlung thätig. Für die Bedürfnisse der Kirche hatte er stets eine offene Hand. Letztwillig hat er noch eine namhafte Summe zu Stipendien für Studirende der Theologie bestimmt. Die letzten Lebensjahre Diffené's waren durch manche Schicksalsschläge getrübt, am schmerzlichsten durch das Ableben seiner Frau am 17. December 1869. Er überlebte sie noch 14 Jahre. D. starb am 11. November 1883. Auch in unserer raschlebigen Zeit ist sein Andenken in seiner Vaterstadt in Ehren erhalten. Denn viele Spuren seines Wirkens leben in manchen Einrichtungen fort, welche ihm ihre Entstehung oder Förderung verdanken.

Badische Biographien 4, 82 ff.

v. Weech.

Dillenburger: Wilhelm D., Schulmann und Altphilolog, starb 1882 am 23. April. — Wilhelm Kasimir Ferdinand D. wurde am 7. Juli 1810 in Essen a. d. Ruhr als Sohn des dortigen Schneidermeisters Wilhelm D. († 1829) geboren. Im J. 1819 begann er im sog. Franciscanergymnasium (gegründet 1642, damals Progymnasium) zu Dorsten a. d. Lippe, wohin seine Eltern verzogen waren, die höheren Schulstudien, kehrte indeß bald mit den Eltern nach dem alten Wohnsitze zurück und besuchte von 1820 bis Herbst 1828 das Gymnasium zu Essen. Seine Schulzeugnisse und besonders ein offenes Schreiben des Gymnasialdirectors Dr. Paulssen zu Essen vom 10. December 1828, mitunterzeichnet von dem katholischen Pfarrer Scheier und dem Bürgermeister Kopstedt, bekunden, daß W. D. auf der Schule „durch Fähigkeit, Fleiß, Aufmerksamkeit, Fortschritte und gutes Betragen sich stets rühmlich aus-

gezeichnet und daher bei seiner Abgangsprüfung — — das Zeugniß unbedingter Tüchtigkeit Nr. I erhalten hat". Er wird der Förderung durch Stipendien als ebenso benöthigt bei der dürftigen Lage der Eltern wie würdig ganz vorzüglich empfohlen. In Bonn, wohin der Jüngling sich wandte und wo er das akademische Studium bis zum Ende des Sommersemesters 1831 fortsetzte, wurde er am 20. October 1828 (Rectore Hefster) immatriculirt und am 22. October d. J. (Decano Naeke) bei der philosophischen Facultät inscribirt. Als Fachstudium wählte D. classische Philologie, in der Karl Friedrich Heinrich, Friedrich Gottlieb Welcker und August Ferdinand Naeke seine fleißig in zahlreichen Collegien gehörten Lehrer waren. Außer den im engsten Sinne philologischen Vorlesungen folgte er noch den Vorträgen von B. G. Niebuhr über römische Geschichte und römische Alterthümer, A. W. v. Schlegel über deutsche Sprache, J. W. Löbell über Litteraturgeschichte der Deutschen, Ch. A. Brandis über Geschichte der Philosophie, auch der Erklärung der Psalmen durch den Protestanten Fr. Bleek und zwei mathematischen Vorlesungen von Diesterweg über ebene und sphärische Trigonometrie und über geometrische Analysis. Nimmt man dazu, daß der junge Student nebenher seinen Unterhalt selbst durch Privatstunden und dgl. Arbeiten zu erwerben hatte — erst in den späteren Semestern erhielt er als ordentliches Mitglied des Philologischen Seminars ein regelmäßiges Jahreseinkommen von 100 Thalern —, so gewinnt man den Eindruck, daß auch bei dem Studenten D. ernstes Pflichtgefühl und gewissenhafte Arbeit dem Leben das Gepräge gaben. In Bonn erwarb er am 14. December 1831 vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission das Zeugniß pro facultate docendi mit der Lehrbefugniß in Griechisch und Latein für alle Classen. Das Probejahr legte er am heimischen Gymnasium zu Essen unter dem Director Dr. Savels 1831—32 ab und blieb an dieser Anstalt als Hülfslehrer bis Ostern 1834; sein Unterricht erstreckte sich auf Latein in Sexta, Odyssee in Secunda, Deutsch und Geographie in den Mittelclassen. Von Ostern 1834 bis Pfingsten 1835 fungirte D. als Hauslehrer bei einem Herrn v. Bongart, mit dem er Belgien und einen Theil Nordfrankreichs bereiste. Dann wurde er erst Hülfslehrer und stellvertretender Ordinarius der Tertia und am 15. December 1835 ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Münstereifel unter dem Director Dr. Katzfey. Sein Unterricht umfaßte damals Latein, Griechisch, Geschichte in Tertia, Horaz, Platon und griechische Grammatik in Prima. Das Gehalt betrug 300 Thaler neben freier Wohnung, bestehend in zwei Stuben und einer Kammer. In dieser Stellung verheirathete D. sich am 16. September 1837 mit Wilhelmine Wichterich, Tochter des Steuereinnehmers W. zu Münstereifel. Nach 45jährigem, glücklichem Ehestande überlebte ihn diese Gattin noch um fünf Jahre († 1887). Ein Jahr darauf wurde er zweiter Oberlehrer zu Münstereifel und trat Ostern 1841 in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Aachen über. Von dort aus erwarb er bei der philosophischen Facultät zu Tübingen den Doctorgrad. Am 20. Mai 1844 zum Director des Gymnasiums in Emmerich ernannt, leitete D. diese Anstalt bis zum Schulschlusse im August 1849, um dann dem Rufe in die neugeschaffene Stelle des katholischen Provinzialschulrathes für die Provinz Preußen nach Königsberg zu folgen. Hier wartete sein ein mühsamer Dienst. Als Provinzialschulrath und Commissar des Provinzialschulcollegiums hatte er sämmtliche katholische Gymnasien und Progymnasien sowie die katholischen Lehrerseminare der damals noch ungetheilten Provinz Preußen zu beaufsichtigen und daneben als Regierungs- und Schulrath für Ostpreußen die Volksschulen seiner Confession in den Regierungen zu Königsberg und zu

Gumbinnen zu vertreten; und das alles in einer weit ausgedehnten Provinz, in der von Eisenbahnverkehr noch kaum die Rede war und selbst das Straßennetz sehr weite Maschen zeigte. D. erwarb sich bald Vertrauen und Anerkennung in dem neuen Wirkungskreise durch seine fachmännische Tüchtigkeit wie durch die vornehme und taktvolle Art, in der er gleicherweise die Interessen des Staates und seiner Kirche zu wahren verstand. Herzliche und dauernde Freundschaft verband ihn besonders mit dem jüngeren, protestantischen Collegen Wilhelm Schrader, dem späteren Curator der Universität Halle, seit dessen Berufung in das Königsberger Provinzialschulcollegium (1856) und mit dem gleichaltrigen Director des lutherischen Kneiphöfischen Gymnasiums zu Königsberg Rudolf Skrzeczka. Unter reichen Beweisen der erworbenen Liebe und Verehrung schied er Ostern 1866 aus Preußen, um die in vieler Hinsicht leichtere und einfachere Wirksamkeit des katholischen Schulrathes im schlesischen Provinzialschulcollegium zu Breslau mit dem Amtscharakter als Geheimer Regierungsrath zu übernehmen. Noch mehr als anderthalb Jahrzehnte hat er dem höheren Schulwesen Schlesiens in bewährter Treue und Festigkeit gedient. Die Wogen der großen geschichtlichen Ereignisse von 1866 und 1870/1 haben auch ihn bewegt und erhoben, die nachfolgende Spannung und Verstimmung zwischen dem Staat und seiner Kirche mußte ihn betrüben und bedrücken. Aber nichts konnte den innerlich längst Gefestigten, dessen charaktervolle Art sich besonders als edles Maßhalten ausprägte, aus dem Gleichgewichte und dem sicheren Fortschreiten auf klar erkannter Bahn bringen. Das Aufstreben neuerer Schulformen zur Gleichberechtigung neben dem alten Gymnasium und die Anbequemung der gymnasialen Lehrpläne an moderne Zeitforderungen, zu der das preußische Schulregiment mehr und mehr neigte, war nicht nach Dillenburger's Sinne. Wo er als Senior des Schulcollegiums seiner Anhänglichkeit an das bewährte Hergebrachte Ausdruck geben konnte, unterließ er auch in Berichten nach Berlin nicht, die warnende Stimme zu erheben. Aber auch in diesen Dingen wußte er als gewissenhafter Beamter seine persönlichen Ansichten zurückzuhalten, wo es galt, Einzelfragen von gegebenem Standpunkt aus zu beantworten. Im Schulcollegium wie an den seiner Oberleitung anvertrauten Anstalten erfreute D. sich ungetheilter Hochachtung und Verehrung. Besonders herzlich gestaltete sich auch hier das Verhältniß zu seinem nächsten Amts- und Arbeitsgenossen, dem erst jüngst (am 6. Januar 1903) verstorbenen protestantischen Schulrathe für das höhere Schulwesen, Geheimen Rath Julius Sommerbrodt, mit dem er nebenamtlich auch die Leitung des pädagogischen Seminars theilte. In fast unversehrter Rüstigkeit trat D. unter den Glückwünschen der Seinigen, der Collegen und Freunde am 7. Juli 1880 in sein achtes Jahrzehnt. Doch schon im nächsten Jahre mehrten sich die Anzeichen eines beginnenden Gehirnleidens, besonders in Kopfschmerzen, Athemnoth und Gehörbeschwerden. Da ein längerer Landaufenthalt in dem freundlichen Lissa bei Breslau keine Besserung brachte, reichte er am 13. September 1881 sein Abschiedsgesuch ein. Noch war — so ungern sah man ihn scheiden — der erbetene Abschied nicht bewilligt, als ihm am 4. April 1882 die Feder entsank und er die Arbeit aufgeben mußte. Am 23. d. M. wurde er von seinem Siechthume durch den Tod erlöst. Sein Geist blieb bis zum Ende ungetrübt. Sein Grab schmückt ein Stein, von den Directoren der höheren Lehranstalten Schlesiens gesetzt, mit der Inschrift aus Horaz: Multis ille bonis flebilis occidit.

Litterarisch hat D. sich besonders mit Horaz beschäftigt und um Horaz verdient gemacht. Schon 1839 mit „Quaestiones Horatianae“ und mit einigen Einzelheiten im Schulprogramme von Münstereifel hervorgetreten, gab er zuerst

1843 mit lateinischem Commentare die Gedichte des Horaz selbst heraus: „Q. Horatii Flacci opera omnia. Recognovit et commentariis in usum scholarum instruxit Guil. Dillenburger. Bonnae, sumptibus Adolphi Marci 1843". Nach der Vorrede wünscht D. besonders die durch Petrus Hofmann-Peerlkamps kritische Horazausgabe von 1834 angeregten Arbeiten für den Schulgebrauch nach kritischer Sichtung fruchtbar zu machen. Er schreibt für den Standpunkt eines guten Primaners. Dafür reichlich hoch gegriffen und schwer gerüstet, hat die Ausgabe wohl mehr als Fundgrube und Handbuch für Studenten der Philologie und für Gymnasiallehrer sich bewährt, auch im weiteren Verlaufe mehr und mehr als ebenbürtige wissenschaftliche Arbeit über den alten Dichter ihren Platz errungen. Sie erlebte sieben Auflagen (1843, 1847, 1854, 1860, 1867, 1875, 1881). Die letzte widmete D. den Arbeitsgenossen im Provinzialschulcollegium: „Collegis in munere publico optimis. Memoriae ergo". Der Name Dillenburger's ist durch diese in ihrer Art noch nicht übertroffene, tüchtige Arbeit für immer mit dem des Horaz ehrenvoll verbunden. — Verdienstlich hat D. ferner beigetragen zur Geschichte des rheinisch-westfälischen gelehrten Schulwesens durch zwei Programmarbeiten (1846, 1849), in denen er die wechselvolle und typisch bedeutsame Vorgeschichte des Gymnasiums zu Emmerich von den Tagen des Alexander Hegius und seiner frühhumanistischen Genossen über die erste Blüthezeit unter dem Rector Matth. Bredenbach (1525—59) bis in die zweite Blüthezeit unter den Jesuiten (seit 1590) vorführt. Ueber das von D. festgehaltene Grenzjahr 1624 bis zur Aufhebung (1811) des erst 1832 wiederhergestellten Gymnasiums hat später Klein im Programme von 1853 den Faden fortgesponnen. Ueber Alexander Hegius schrieb D. noch eigens in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen (Bd. XXIV, S. 481 ff.). Dieser Zeitschrift, wie einigen anderen gelehrten Blättern hat er auch sonst eine Reihe gelegentlicher wissenschaftlicher Arbeiten anvertraut. — Praktischen Schulzwecken dienten die von D. herausgegebenen „Beispiele zum Uebersetzen ins Griechische" (mit Litzinger, Koblenz 1835) und „Beispiele zu Buttmann's Grammatik" (Bonn 1839. 2. Auflage 1840).

Neben der Wittwe überlebten D. drei Söhne, ein Ingenieurofficier und zwei Kaufleute, sowie die einzige an den berühmten Mediciner Wilhelm Waldeyer vermählte Tochter. Im J. 1881 starb ihm der älteste Sohn Theodor, der, des Vaters berechtigter Stolz, bereits als Geheimer Oberfinanzrath dem Finanzministerium in Berlin angehörte; ein Verlust, der seiner Lebenskraft den entscheidenden letzten Stoß versetzte.

Quellen: Sommerbrodt in Bursian's Biogr. Jahrbuch f. Alterthumskunde. V. Band. Berlin 1883; besonders aber neben persönlicher Bekanntschaft und Erinnerung Mittheilungen des Herrn Professors Dr. Waldeyer zu Berlin, die theils auf eigene Aufzeichnungen Dillenburger's, theils auf vorliegende Documente zurückgehen.

Sander.

Dillmann: Christian Friedrich August D. war der Sohn eines württembergischen Volksschullehrers (damals noch officiell „Schulmeister" genannt). Er ist geboren in Illingen, unfern der badischen Grenze bei Pforzheim, am 25. April 1823, † am 4. Juli 1894. An seinem Geburtsort erhielt er auch die erste Unterweisung durch den Vater, einen um seiner Tüchtigkeit im Amte, wie um seiner strengen Gewissenhaftigkeit willen hochgeachteten Mann. Die fromme Mutter hatte ihn früh zum Theologen bestimmt, und so kam er zunächst, von seinem 9. Lebensjahre an, zu dem Pfarrer des nahen Dorfes Dürrmenz bei Mühlacker, um in die alten Sprachen eingeführt zu werden, sodann zur

Vorbereitung auf das sogen. „Landexamen" für ein Jahr nach Stuttgart. Nach bestandenem Examen bezog er nach der hergebrachten Weise der württembergischen jungen Theologen zuerst das niedere Seminar (im Kloster Schönthal an der Jagst), sodann im Herbst 1840, mit 17 Jahren, das höhere theologische Seminar („Stift") in Tübingen.

In Tübingen lehrte seit 1838 Heinrich Ewald; D. wurde bald sein vertrauter Schüler. Ein enges persönliches Band hat ihn bis zu Ewald's Lebensende mit dem genialen Meister der orientalischen Sprachen und der alttestamentlichen Studien verbunden. Auch zu Ferd. Chr. Baur's Füßen saß er mit Interesse und lebhafter Theilnahme, wenn er auch dem engeren Kreise der Schule des großen „Tübingers" nicht näher trat. Seine nüchterne Natur sowohl als sein Verhältniß zu Ewald und das Vorwiegen seiner orientalisch-alttestamentlichen Interessen hinderten ihn daran. Bei allem Fleiße und einem gewissen trockenen Ernste war er doch studentischer Fröhlichkeit nicht abgeneigt. Mit Rudolf Roth und dem eben erst (1899) heimgegangenen Karl Weizsäcker zusammen war er Mitglied und, irre ich nicht, Mitbegründer (1842) einer jetzt noch blühenden, durch frische Burschenheiterkeit ausgezeichneten Studentenverbindung, der Königsgesellschaft („Roigel").

In die letzte Zeit seines Tübinger Aufenthaltes fällt Dillmann's erstes Mitarbeiten an größeren wissenschaftlichen Fragen. Ewald hatte gerade im Blick auf ihn eine Preisaufgabe gestellt; D. hat das Vertrauen des Meisters in vollem Maaße gerechtfertigt. Im Spätjahr 1845 wurde seine Arbeit über den Schluß des alttestamentlichen Kanons mit dem Preise bedacht. Das wurde ihm der Ansporn zu weiterer wissenschaftlicher Arbeit. Dillmann's Leben gehörte nun, eine halbjährige Thätigkeit als Pfarrvicar in Sersheim (in der Nähe seines Geburtsortes gelegen) abgerechnet, der Wissenschaft. Wenige haben ihr so treu gedient wie er. Jede nebenhergehende Thätigkeit schien ihm ein Raub an der Wissenschaft, und manches, was anderen, sei es werthvoll, sei es als Pflicht erschien, war für ihn durch die Rücksicht auf die wissenschaftliche Arbeit ausgeschlossen. Noch in spätern Jahren konnte er nicht verstehen, wie Männer der Wissenschaft auch an praktischen Aufgaben Antheil nehmen mochten. Die Wissenschaft schien ihm für den Professor nicht nur das Erste, sondern das Einzige; anderes erklärte er gerne für „Zeitverlust". Mag diese Stellung einseitig erscheinen — sie setzt Dillmann's Liebe und Begeisterung für die Wissenschaft und seinen geschlossenen Charakter ins hellste L. Etwas halb zu thun, widersprach seinem innersten Wesen. Er war ein ganzer Mann, und was er that, dem wollte er ganz gehören. Als nächste Aufgabe nach dem Abschluß seiner akademischen Studien setzte er sich die Bereicherung seines Wissens auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen durch den Einblick in die Schätze großer Bibliotheken. Vor allem reizten ihn die äthiopischen Handschriften. In Paris, London und Oxford gehörte fast sein ausschließliches Interesse ihnen. Er wird gewahr, daß es hier gilt, ein lange vernachlässigtes, von den Gelehrten fast vergessenes Gebiet der Wissenschaft zu pflegen, und so wird er der Erneuerer der äthiopischen Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert. Zunächst (1847 und 1848) gab D. die Kataloge der äthiopischen Handschriften des Britischen Museums und der Bodlejana in Oxford heraus. Wahrscheinlich aber ist von Anfang an, seit er durch Studien über das Buch Henoch auf die äthiopische Sprache und Litteratur geführt war, die damals in Gefahr war, der Vergessenheit anheimzufallen, seine Absicht auf die Herausgabe der äthiopischen Bibel gerichtet gewesen. Mit planmäßiger Sicherheit bahnt er sich langsam den Weg zu jenem Ziele.

Im J. 1848, in die Heimath zurückgekehrt, wurde er Repetent am theo-

logischen Stift in Tübingen. Mit der Venia docendi ausgerüstet, hielt er Vorlesungen über Gegenstände aus dem Gebiete des Alten Testamentes und der orientalischen Sprachen. Schon jetzt tritt in seinen Veröffentlichungen die Frucht seiner Reise zu Tage. Sie gelten dem äthiopischen Buch der Jubiläen, dem äthiopischen Henochbuche und verwandten Stoffen. 1851 wird D. Privatdocent, 1853 außerordentlicher Professor in Tübingen, 1854 folgt er einem Rufe der philosophischen Facultät in Kiel, wo er erst als außerordentlicher, später als ordentlicher Professor wirkte, 1864 einem Rufe als ordentlicher Professor in die theologische Facultät zu Gießen. Während der Kieler Zeit erfolgte die Fertigstellung einer großen, schon in Tübingen begonnenen Arbeit. Es war der erste Theil der äthiopischen Bibel: „Octateuchus Aethiopicus“ (1853—55). Wenige Jahre darauf gab D. (1857) seine heute noch unübertroffen dastehende „Grammatik der äthiopischen Sprache“ heraus. Ihr folgte 1859 das „Buch der Jubiläen“, 1861 und 1871 ein weiteres Stück der äthiopischen Bibel (libri Regum), 1865 Dillmann's großes Lexikon der äthiopischen Sprache und 1866 die äthiopische Chrestomathie.

Obwol von Hause aus und dem Zug seines Herzens nach durchaus Theologe, war D. durch die großen Aufgaben, die sich ihm Schritt für Schritt auf dem Gebiete des Aethiopischen entgegenstellten, wenig zu theologischen Arbeiten gekommen. Es liegen bis zu seiner Gießener Zeit nur einzelne Artikel und Abhandlungen über Theologisches von ihm vor. Der Eintritt in die theologische Facultät (1864) bot ihm die willkommene Nöthigung zur Rückkehr zu seinem eigentlichen Berufe, der Bibelforschung, in deren Dienst er ja freilich auch seine bisherige Arbeit gestellt hatte. Auf einige Gießener Reden über theologische Themata (den „Ursprung der altteſtamentlichen Religion“, 1865, und die „Propheten des Alten Bundes nach ihrer politischen Wirksamkeit“, 1868) folgte 1869 mit dem Commentar zum Hiob der erste größere Beitrag Dillmann's zur biblischen Exegese (4. Aufl. 1891).

Sofort mit seinem ersten Commentare, dem in der nächsten Zeit eine Anzahl weiterer folgen sollten, trat D. in die vorderste Reihe der altteſtamentlichen Exegeten ein. Alle Vorzüge seiner Exegese, wie sie dann besonders in seinem Commentar zur Genesis zu einer gewissen classischen Vollendung gediehen sind, treten uns hier schon sprechend entgegen, wenngleich seine wahre Meisterschaft sich erst bei den folgenden Commentaren entfaltete. Was ihn vor allem auszeichnet, ist solide Gelehrsamkeit, erschöpfende Gründlichkeit, absolute Zuverlässigkeit — alle drei verbunden mit sicherem exegetischem Takte und nüchterner, allem Phantastischen und jeder Art gewagter Hypotheſen abholder Verständigkeit. In der Knappheit der Darstellung war er Meister, weniger in der Eleganz derselben. Angeborene Nüchternheit und das in Handbüchern gebotene Streben nach Kürze ließen je und dann die Gefälligkeit der Darstellung missen. Eine gewisse Herbheit seines Wesens spiegelt sich auch in Dillmann's Stil.

Von jetzt an gehört Dillmann's Lebensarbeit in erster Linie dem Alten Testamente. Nach nur fünfjährigem Aufenthalte in Gießen siedelte er 1869 nach Berlin über als Nachfolger Hengstenberg's. Hier hat er 25 Jahre hindurch bis zu seinem Tode (1894) gewirkt, seit 1877 auch als Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Hier in Berlin sind seine wichtigsten Commentare entstanden (Genesis, 1875, als 3. Aufl. des „kurzgefaßten exegetischen Handbuchs“, 6. Aufl. 1892; Exodus und Leviticus, 1880, als 2. Aufl., in 3. Aufl. nach seinem Tode von Ryssel herausgeben, 1897; Numeri, Deuteronomium und Josua, nebst einer Schlußabhandlung über die Entstehung des Hexateuch, 1886, als 2. Aufl. im kurzgefaßten exegetischen Handbuch;

Jesaja, 1890 als 5. Auflage desselben Werkes, 1898 in 6., aber theilweise umgearbeiteter Auflage, herausgegeben von dem Unterzeichneten). Hier hat er eine große Anzahl von Artikeln über altteſt. Gegenstände in Schenkel's Bibellexikon, sowie in Brockhaus' Conversationslexikon und mehrere in Herzog's Realencyklopädie (2. Aufl. 1878 ff.) und in den Arbeiten der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Hier hat er endlich eine nach Tausenden zählende große Schar von jungen Theologen um sein Katheder versammelt und durch seine klaren, verständigen, bei aller Nüchternheit doch immer von einem Hauch warmer religiöser Empfindung und ernster persönlicher Frömmigkeit durchwehten Vorträge für die wissenschaftliche Betrachtung des Alten Testamentes wie für die Beugung unter seine religiöse Hoheit gewonnen. Ein Zeugniß für die Art seines akademischen Wirkens sind die nach seinem Tode von dem Unterzeichneten herausgegebenen Vorlesungen über Theologie des Alten Testamentes (1895).

Neben dem Alten Testamente blieb auch jetzt noch sein Interesse und seine Liebe der äthiopischen Sprache, Litteratur und Geschichte zugewandt. Vor allem bot ihm die Akademie der Wissenschaften die willkommene Gelegenheit, sich je und dann über einzelne Fragen aus diesem Gebiete auszusprechen. Außerdem hatte er sich längst für seinen Lebensabend die Rückkehr zur äthiopischen Bibelausgabe, die immer noch der Vollendung harrte, vorbehalten. Leider sollte er dieses Ziel nicht erreichen. Während eben die Herausgabe der Apokryphen nahe bevorstand, raffte ihn am 4. Juli 1894 eine raschverlaufende Krankheit mitten aus seiner Arbeit weg.

Als Sprachforscher ist D. der Erneuerer der äthiopischen Sprach- und Litteraturkunde und derjenige, der ihr das Rüstzeug in Grammatik, Lexikon und Textausgaben an die Hand gegeben hat. Als Theologe ist er, der Schüler Ewald's auf Hengstenberg's Katheder, der traditionellen Auffassung vom Alten Testamente gegenüber der muthige und unbeugsame Verfechter geschichtlicher Untersuchung gewesen; ebenso aber auch gegenüber einer Richtung der Kritik, die ihm nicht ohne ernste Bedenken schien, der behutsame Kritiker, der es für seinen Beruf hielt, immer wieder zum Einhalten des Maaßes zu mahnen. An Widerspruch hat es ihm in beiden Stücken nicht gefehlt, aber auch nicht an vielfacher freudiger Zustimmung. Als Mensch war D. durchaus nicht ohne weiteres dasjenige, was man heute kurzweg „liebenswürdig" nennt. Er hatte zeitlebens etwas Zugeknöpftes, an die Formen unserer Väter Erinnerndes an sich und konnte zuweilen recht spröde und steif sein, auch in der Polemik gelegentlich herb und schroff werden. Aber er war ein Muster lauteren Wesens; in ihm war nichts Gemachtes, und allem Gezierten war er feind; wer sein Wort hatte, konnte sich auf ihn verlassen, und seine Gewissenhaftigkeit hatte nur an seiner kindlich reinen und geraden Gesinnung ihresgleichen. Er war ein Mann in jedem Stück seines Wesens.

Vgl. besonders: v. Baudissin, August Dillmann, Leipzig 1895, sowie in der Realencyklopädie für protest. Theologie u. Kirche, IV^3, 662 ff., woselbst auch sämmtliche Schriften Dillmann's aufgezählt sind, ferner die Schrift seines mittlerweile ebenfalls verstorbenen Bruders „Der Schulmeister von Illingen", die (mir nicht zu Gesicht gekommen) eine vortreffliche Schilderung von Heimath und Elternhaus Dillmann's enthalten soll.

Rud. Kittel.

Dillmann: Christian Heinrich D., als Schöpfer des württembergischen und Leiter des Stuttgarter Realgymnasiums ein bahnbrechender Pädagog seiner Zeit, wurde am 30. December 1829 zu Illingen bei Maulbronn als Sohn des dortigen Schulmeisters geboren, dem er in einem Zeit- und Sittenbild

„Der Schulmeister von Illingen" (Stuttgart 1901), einem Cabinetstück altschwäbischen Lebens, ein Denkmal gesetzt hat.

Bis zum zehnten Lebensjahr im Elternhause trefflich erzogen und unterrichtet, durchlief er die übliche Studienlaufbahn der württembergischen Theologen, um 1851 in den Kirchendienst überzugehen. Als Vicar in Neuenbürg und in Eßlingen 1851—58 ein beliebter Kanzelredner, that er sich an beiden Orten zugleich als Lehrer hervor und erkannte seine vorwiegende Begabung für die Schule, die auch seinem Schaffensdrang am besten zusagte. Nachdem er mit 30 Jahren am Polytechnikum in Stuttgart Mathematik und Naturwissenschaften studirt hatte, übernahm er 1859 den mathematischen Unterricht bei den Nichtgriechen der oberen Classen des Stuttgarter Gymnasiums.

Seine Erstlingsschrift von 1862 „Die Volksbildung nach den Forderungen des Realismus", in der er zu erweisen suchte, daß eine Schule geschaffen werden müsse, in der auch der Realismus „als wissenschaftliche Auffassung der Natur mittelst der Mathematik durch gymnasialen Betrieb für die höchsten sittlichen und wissenschaftlichen Bildungszwecke erschlossen werden sollte", veranlaßte den Cultminister Golther, D. 1863 zum Studium der Realschulen 1. Ordnung in Preußen und Sachsen auszusenden. Die Frucht dieser Reise waren Vorschläge, die den Staat 1867 zur Gründung des Stuttgarter Realgymnasiums als eines „lateinischen Gymnasiums mit höherer Mathematik" veranlaßten, während die norddeutschen Anstalten Realschulen mit angehängtem Latein waren. 1865 war D. wirkl. Professor der Mathematik am Stuttgarter Obergymnasium geworden. 1872 wurde er Rector seiner eigenen Schöpfung. 1873 Oberstudienrath, gewann er seiner Schule die classisch schöne Heimstätte in der Lindenstraße.

Seine Schriften wie seine Schulreden gelten fast alle der philosophischen Begründung seiner Weltanschauung, deren Ausdruck eben seine Schule war, und deren Vertheidigung. So seine bedeutendste Arbeit: „Die Mathematik, die Fackelträgerin einer neuen Zeit", Stuttgart 1889, eine Bereicherung der erkenntniß-theoretischen Philosophie, in der D. die Frage von der Objectivität der Erkenntniß bejahend entschied, zugleich eine Vertheidigung gegen Aussprüche des österreichischen Cultusministers v. Gautsch und des preußischen v. Goßler, im J. 1889, die die Sache der Realgymnasien zu verurtheilen schienen. Ebenso seine gelesenste Schrift „Das Realgymnasium", 1884, nachdem der Statthalter von Elsaß-Lothringen 1883 die Realgymnasien in den Reichslanden aufgehoben hatte. In gleicher Weise: „Das Realgymnasium und die württembergische Kammer", Stuttgart 1896. Neben seinem Schulamt und seiner Thätigkeit in der Oberstudienbehörde, als Inspector der Handelsschule, als Visitator mehrerer unter seinen Auspicien entstandener Real-Lyceen hat D. 1862—94 am kgl. Katharinenstift, 1874—98 am Lehrerinnenseminar begeisterte Schülerinnen unterrichtet. Daneben, als Früchte seiner Muße, entstanden „Optische Briefe", „Astronomische Briefe" (1. und 2. Folge, Tübingen), verschiedene Schriften aus der Physik und Erdgeschichte, ebenso geistvoll als gemüthstief und von bilderreicher Sprache. Durchdrungen von dem Gedanken der Immanenz Gottes in der Natur war D. von einer innigen Frömmigkeit, allerdings überzeugt, daß auch die christliche Lehre fortschreiten und insbesondere sich von ihren geocentrischen Anschauungsformen freimachen müsse, um mit der neueren Wissenschaft Schritt zu halten. Ein sinnendes Haupt, getragen von einer mächtigen Gestalt, ein edles Antlitz voll Herzensgüte, aber auch voll eiserner Willenskraft, ein origineller, packender Lehrer, voll köstlichen Humors, ein Menschenkenner und Weltweiser voll prophetischen Geistes, ein echter Schwabe und guter Deutscher, ein Vater seiner Lehrer wie seiner Schüler, lebt er fort in Tausenden von Söhnen und Töchtern des Schwabenlandes, die seinen Tod am 18. December

1899 betrauerten. Sein Bruder war der Orientalist Professor August D. in Berlin (s. S. 699). Schickler.

Dincklage: (Amalie Ehrengarte Sophie Wilhelmine D., gewöhnlich) Emmy von D., eine beliebte Erzählerin, wurde am 13. März 1825 auf dem Rittergute Campe im Osnabrückischen als erstes Kind ihrer Eltern geboren und trat damit in einen ländlich-patriarchalischen Familienkreis, denn auch die betagten Großeltern bewohnten den Edelsitz, welcher sich von den Vorfahren seit vielen Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt hatte. Während der Vater, Freiherr Hermann Eberhard, die körperliche Entwicklung seiner Kinder, auch der Töchter, durch Unterweisung im Reiten, Schießen, Rudern und anderen Künsten, welche Muth und Kraft erfordern, pflegte und förderte, erweckte die geistvolle und belesene Mutter, geb. von Stoltzenberg, das Verständniß für Kunst, Litteratur, dabei aber die Erziehung zu den häuslichen Pflichten der Töchter nie aus dem Auge lassend. Geistig bedeutende Personen, die unter dem gastlichen Dache von Campe vorsprachen, verfehlten nicht, auf die geistige Richtung der Kinder bestimmend einzuwirken. Ihren ersten größeren Ausflug machte Emmy v. D. 1848, als sie ihre Mutter nach Wiesbaden begleitete. In Mainz verlobte sie sich mit einem Hauptmann v. Wenckstern, doch nahm sie aus Rücksicht auf ihre Eltern, die diese Verbindung nicht wünschenswerth fanden, nach einigen Jahren ihr Wort zurück. Beide blieben unvermählt, und in der Schlacht bei Nachod starb v. Wenckstern (1866) den Heldentod. Empfänglich für Poesie, hatte Emmy sich schon als Kind in zahllosen Reimereien versucht, die sie, je älter sie wurde, mehr und mehr ernstlich betrieb, obwol dieselben eigentlich von niemand gefördert wurden. Das Gebiet der Prosa-Belletristik lag ihr dabei gänzlich fern, und erst, als ihre Eltern 1850 wegen der Erziehung ihrer jüngeren Kinder ihren Wohnsitz nach Bückeburg verlegten, und Emmy hier im Umgange mit Victor v. Strauß und Mathilde Mareard, sowie im Verkehr mit den im nahe gelegenen Minden wohnenden Schriftstellerinnen Elise v. Hohenhausen, deren Tochter Elise Rüdiger-Hohenhausen und Elise Polko vielfache Anregung zu schriftstellerischer Thätigkeit gefunden, trat sie 1857 mit ihrer ersten Novelle „Das alte Liebespaar" im Cotta'schen Morgenblatt in die Oeffentlichkeit. Einen Sommer verlebte Emmy in Kolberg in der Familie des bekannten Schriftstellers Major Beitzke und in Frankfurt a. O. bei Frau v. Hohenhausen, und folgte 1858 der Einladung einer geistvollen Freundin, Marie v. Fontaine, auf den Rittersitz in Deutsch-Krawarn in Oberschlesien. Es waren fröhliche und förderſame zehn Jahre, welche sie in den dortigen vielseitigen und eleganten Kreisen verlebte; denn bedeutende Männer, bevorzugte Künstler und Gäste aller Nationen verkehrten daselbst. Im Verein mit der Freundin machte sie verschiedene größere Ausflüge nach Wien, Reisen nach Ungarn und den bedeutendsten Städten Deutschlands, besuchte 1869 zum ersten Male Italien, wo sie längere Zeit in Florenz, Rom und Neapel weilte, und seitdem hat sie, auch zur Stärkung ihrer Gesundheit acht Winter in den verschiedensten Städten Italiens verlebt. Sonst hatte sie ihren Wohnsitz in Lingen a. d. Ems, wohin ihre betagten Eltern 1866 übergesiedelt waren. In demselben Jahre wurde sie auch als Conventualin des hochadligen freiweltlichen Damenstifts Börstel bei Osnabrück eingeführt, welche Stellung ihr den Rang einer Frau verlieh. In Krawarn hatte Emmy ihre ersten Romane, „Hochgeboren" (1869) und „Tolle Geschichten" (II, 1870) verfaßt, und da dieselben von der Kritik freundlich aufgenommen wurden, so glaubte sie zu weiterer schriftstellerischer Thätigkeit berechtigt zu sein. Schon im folgenden Jahre erschienen „Neue Novellen" (II, 1871), sieben Erzählungen, deren realen Hintergrund die Eigenart des friesischen Volks-

thums seit den ältesten Zeiten bildet. Die Verfasserin bekundet darin eine feine Beobachtungsgabe und das Talent, das Einfachste psychologisch zu vertiefen und in knapper Form darzustellen. Noch schärfer tritt dies hervor in den „Geschichten aus dem Emslande" (II, 1872—73), den „Heimath-Geschichten" (1873), in „Emsland-Bilder" (1874) und in den „Nordland-Geschichten" (1875). Zwischendurch schrieb sie noch die nicht dem Boden der Heimath entsprossenen Romane „Sara" (II, 1871); „Durch die Zeitung" (II, 1871); „Die fünfte Frau" (II, 1873); „Die Schule des Herzens" (II, 1876); die Novellenbücher „Kinder des Südens" (II, 1873); „Der Erbonkel" (1876); „Im Scirocco" (1877); „Erich Lennep. Der Lotsencommandeur" (mit Adolf Wilbrandt, 1878) und mit ihrer Schwester Klara „Geschichtenbuch für die Jugend" (1875). Dann trat eine Pause von etlichen Jahren ein, und während derselben unternahm Emmy 1880—81 eine Studienreise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die sich zu einem wahren Triumphzuge gestaltete, da die Deutschen jenseit des Oceans, wo der Name der Dichterin bereits eines guten Rufs sich erfreute, die letztere in einer Weise ehrten, wie sie Sterblichen selten zu theil wird. Heimgekehrt, nahm sie ihre schriftstellerische Thätigkeit wieder auf und betrat mit Glück und zu ihrem Glück wieder den Boden der Heimath, wohin sie ihr Talent doch immer in erster Linie wies. Es erschienen nach dieser Richtung hin „Aus zwei Welttheilen. Novellen" (1882); „Wir. Emslandgeschichten" (1882); „Die Amsivarier. Heimath-Geschichten" (1883); „Lieb' und Länder. Nationale Erzählungen" (1885); „Blutjung und andere Erzählungen" (1886); „Kurze Erzählungen" (1889) und außerdem der Roman „Jung Alarich's Braut" (1890). Den größten Theil des Jahres verlebte die Dichterin in Lingen bei ihren Angehörigen. Im Sommer 1891 reiste sie nach Berlin, um sich einer Operation zu unterziehen; noch vor Ausführung derselben starb sie dort am 28. Juni an einem Herzschlage. Auf dem Familienfriedhofe des Gutes Campe fand sie ihre letzte Ruhestätte. Nach ihrem Tode erschienen noch „Gedichte" (1892); „Die Dorfnihilistin, nebst sieben anderen Novellen" (1893); „Flachland. Novellen" (1894); „Letzte Novellen" (1898) und die Erzählung „Haide-Imme" (1899). Eine Anzahl ihrer Werke ist ins Ungarische, Holländische, Französische und Englische übertragen. Ein treffendes Gesammturtheil über ihre Werke finde ich in der Selbstkritik, welche sie in einem ihrer Briefe an mich äußert: „Ich bin in keiner Art emancipirt, ich erkenne in gediegener Weiblichkeit das Höchste, ich schrieb nie ein unweiblich Wort, aber muthig und energisch schreite ich dahin, heiter und theilnehmend".

Persönliche Mittheilungen. — Rudolf Eckart, Der deutsche Adel in der Litteratur. Berlin 1895, S. 31. — Haus und Welt. Modezeitung. Jahrg. 1874, Nr. 11. — Buch für Alle. Jahrg. 1879, S. 79. — Der Herold vom 10. April 1881. Franz Brümmer.

Dindorf: Karl Wilhelm D., classischer Philolog, wurde am 2. (nicht am 21.) Januar 1802 zu Leipzig als ältester Sohn des Universitätsprofessors Gottlieb Immanuel D. geboren, empfing zunächst von diesem den ersten Unterricht, besuchte von 1810 bis Ostern 1814 die Thomasschule, ein reichliches Vierteljahr die Klosterschule zu Donndorf, vom 17. September 1814 wieder die Thomasschule, bezog 1817 die Universität Leipzig, wo er als Mitglied dem Beck'schen philologischen Seminar und nach Köchly's Zeugniß auch Gottfried Hermann's griechischer Gesellschaft angehörte. Wie er nach des Vaters frühem Tode († 1812) schon als Gymnasiast durch Lesen von Correcturen sich eine Einnahme verschafft hatte, so war er als Student eifrig mit litterarischen Arbeiten beschäftigt und wurde namentlich von Christian Daniel Beck zu seinen

Classikerausgaben herangezogen. Dieser übertrug ihm sogar 1819 den Abschluß der Invernizischen Aristophanes-Ausgabe, von der D. in den Jahren 1820—26 sieben Bände Text mit Commentar (im J. 1834) veröffentlichte. Daneben erschienen eine Reihe Einzelausgaben: bei Weidmann in Leipzig: 1820 „Pax", 1821 „Equites" und „Aves", 1824 „Ranae"; bei Cnobloch in Leipzig: 1823 Plato's Symposion; bei Hartmann in Leipzig: 1821 Euripides' „Heraclidae" und Sophokles' „Oedipus Coloneus", 1822 Euripides' „Hippolytus" und Aristophanes' „Bacchae"; bei Teubner in Leipzig: 1824 eine Homerausgabe in 2 Bänden, 1825 Aristophanes in 2 Bänden, Sophokles, Isokrates und Demosthenes in 3 Bänden (3. Aufl. 1874). Gleichzeitig veröffentlichte D. mehrere größere Ausgaben: 1825 Homer in 5 Bänden, „Joannis Alexandrini *τονικὰ παραγγέλματα*" und „Aelii Hadriani *περὶ σχημάτων*", bei Weidmann; Stephanus Byzantius in 4 Bänden, bei Weigel; 1826 den Panegyrikus des Isokrates und „Horatius ex recensione Bentleii" in 2 Bänden, 1827 Athenaeus in 3 Bänden und „Aeschyli Agamemnon ex rec. Porsoni passim reficta".

Die Anerkennung, die diese fruchtbare Thätigkeit fand, hatte 1827 die Berufung an die Universität Berlin zur Folge. Er siedelte dorthin über, kehrte aber bald nach Leipzig zurück, wurde hier zum Dr. phil. und Magister promovirt und zum außerordentlichen Professor der Litteraturgeschichte ernannt. Als er nach Beck's Tode 1833 sich um seines Lehrers Stelle beworben und diese nicht erhalten hatte, gab er die akademische Thätigkeit auf, um sich ganz seinen wissenschaftlichen und litterarischen Arbeiten zu widmen. Besonders nahm ihn die neue Ausgabe von Stephanus' Thesaurus Linguae graecae in 9 Bänden (Paris 1831—63) in Anspruch, die er in Verbindung mit seinem Bruder Ludwig August D. (s. A. D. B. V, 238), Karl Benedict Hase, Dübner und Fix leitete. Seine Mitarbeit erstreckte sich namentlich auf die Buchstaben *A* (Vol. I), *Δ* (Vol. II), *Z*, *H*, *Θ*, *I*, *K* (Vol. IV), *Π* und *P* (Vol. VI), wie seine Chiffre G(uilelmus) D unter den einzelnen Artikeln zeigt. Dazu gab er in der von Niebuhr angeregten Ausgabe der Byzantiner den Procopius heraus (Bonn 1833—38. 3 Bde.); 1834 den Euripides in der Oxforder Sammlung; 1837 den Homer; 1838 den Aristophanes; 1840 den Lucian; 1844 Herodot, mit einer Abhandlung über den Sprachgebrauch; 1845—49 Josephus bei Didot in Paris griechisch und lateinisch. In der folgenden Zeit beschäftigte ihn die Arbeit für die Oxforder Ausgabe an den Scholien zu Aeschylos und Demosthenes (1851), Sophokles, Aeschines und Isokrates (1852), zur Odyssee (1855), zu Homer (1862), zur Ilias (1875—80). Mit seinen metrischen Arbeiten „Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis" (1842) verfolgte er die Bahn, die mit genialer Kühnheit Gottfried Hermann eingeschlagen hatte. Auch hat er in seinen Ausgaben griechischer Kirchenväter zur Feststellung des Textes und zur Förderung der Kenntniß des Sprachgebrauchs viel beigetragen. Erwähnt sei seine mit R. Anger (1856) besorgte Ausgabe des Apologeten Hermas, der 1856—59 drei Hefte „Nachträgliche Bemerkungen zu Hermas" folgten. Wie die Schrift „Uranii de regimine Aegypt. e codice palimps. ed." (1856) sein wissenschaftliches Ansehen schädigte (vgl. Lykurgos, Unterhandlungen über den Uranios. Leipzig 1856; Simonides, über die Echtheit des Uranios. München 1856), so die Auseinandersetzungen über das Lexicon Sophocleum, die ihn „rechtlich und sittlich, ja selbst litterarisch bloßstellten" (vgl. die Litteratur im Biograph. Jahrb. VI, 1884, S. 120). Weitere Verlegenheiten bereitete ihm das Mißlingen ausgedehnter Börsenspeculationen, das ihm sein Vermögen und seine Bibliothek kostete. Seine Schaffenskraft blieb ungebrochen: 1873—76 erschien

das „Lexicon Aeschyleum“, unmittelbar darauf die auf ausgiebigen handschriftlichen Studien beruhenden 6 Bände Scholien zur Ilias. Am 1. August 1883 starb er in Leipzig.

Biographisches Jahrbuch für Alterthumskunde. Begründet von C. Bursian, herausg. von Iwan Müller. 6. Jahrgang 1883. Berlin 1844. S. 112—121: Karl Wilhelm Dindorf. — E. M. Oettinger, Moniteur des Dates. Tome premier. Dresde 1866. p. 22c. — F. A. Eckstein in der A. D. B. V (Leipzig 1877), S. 238 f. — J. Meyer, Das große Konversations-Lexikon für die gebildeten Stände. 7. Bd., 4. Abth. Hildburghausen 1846. S. 802 f. — Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl. 5. Bd. (Leipzig, Berlin, Wien 1894), S. 316 f. — F. A. Eckstein, Nomenclator philologorum. Leipzig 1871. S. 119. — H. Koechly, Gottfried Hermann. Heidelberg 1874. S. 259. — C. F. A. Nobbe, De Christiano Daniele Beckio Narrationis Pars II. Lipsiae 1834. p. 34. — C. F. A. Nobbe, Vita Christiani Danielis Beckii. Lipsiae 1837. p. 65. — W. Pökel, Philologisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1882. S. 61 (Verzeichniß seiner Schriften; vgl. dazu Biogr. Jahrb., a. a. O., S. 114, A. 1), 72. — E. Hübner, Bibliographie der classischen Alterthumswissenschaft. 2., verm. Aufl. Berlin 1889. S. 27, 28, 31, 34, 36, 37, 40, 116, 144. — Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften von A. Boeckh. 2. Aufl. von R. Klußmann. Leipzig 1886. S. 235, 817, 834, 845. — C. Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland. München und Leipzig 1883. S. 424, 652 f., 674, 861—868. — L. Friedländer, De Dindorfii praefatione ad Schol. Ven. Königsberg 1876. — Raumer, Geschichte der Pädagogik. 5. Theil. Von G. Lothholz. Gütersloh 1897. — Index discipulorum Scholae Thomanae inde ab anno 1767 usque ad 1841 (Handschrift der Thomasschule zu Leipzig). — Rectorwechsel an der Universität Leipzig am 31. October 1883. I. Rede des abtretenden Rectors Dr. Wilhelm His. Bericht über das Studienjahr 1882/3. Leipzig 1883. S. 9. — F. Aschersон, Urkunden zur Geschichte der Jubelfeier der Königl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin. S. 260. — F. A. Eckstein, Lateinischer und griechischer Unterricht. Mit einem Vorwort von W. Schrader . . . . herausgegeben von H. Heyden. Leipzig 1887.

Georg Müller.

Dingelstedt: Franz D., deutscher Dichter, ist am 30. Juni 1814 in Halsdorf in Hessen geboren. Sein Vater war Militär, Ritter des kurhessischen Verdienstordens vom eisernen Helm, als Klostervogt thätig, eine rauhe, nüchterne, praktische, ehrgeizige Natur, ein pedantisch ordentlicher Mann; seine Mutter, eine Frau von auffallender Schönheit, weckte und nährte in dem Knaben den Hang zur Poesie und vererbte ihre Eigenschaften auf den Sohn. Dieser hat ihr Wesen in seinem Geburtstagsgedicht (Werke VIII, 285) hübsch dargestellt. Er kam frühzeitig mit den Eltern nach Rinteln, wo er das Gymnasium besuchte. Seit 1822 führte er ein Tagebuch, in dem er alle kleinen Ereignisse der Kindheit und der Jugend notirte, auch die erlangten Schulauszeichnungen zu buchen nicht vergaß. Unter seinen Geschwistern stand ihm die Schwester Auguste am nächsten. Mit ihr genoß er Vergnügungen, wie Spaziergänge und Theatervorstellungen. Er besuchte die Schule mit vieler Auszeichnung. Wegen seiner großen Jugend war er drei Jahre in Prima und schied von der Lehranstalt 1831 als Primus omnium mit einer Rede „über die Sehnsucht des Menschen nach einer besseren Zukunft“, in der er deutliche Anspielungen auf das Revolutionsjahr im freiheitlichen Geiste einflocht. Der Gymnasialzeit gehören auch einzelne Dichtungen an, in denen

er Freundschaft und Liebe feierte; ihr entstammt auch eine Parodie auf Schiller's Glocke „Die Ressource", die witzig und gewandt die Vorgänge in einer großen Gesellschaft seiner Vaterstadt schilderte und manche von deren Mitgliedern porträtirte.

Ostern 1831 bezog er die Universität Marburg, wurde Corpsbursche und studirte und dichtete fleißig. Als Früchte seiner Studien sind fünf Predigten, als Erzeugnisse seiner poetischen Thätigkeit zwei kleine Theaterreden, „Der Einzug" und „Der Auszug" erhalten, deren zweite er später einmal in Eisenach aufführen sah; er erntete dafür den Beifall des berühmten Schauspielers Karl Unzelmann. Lebhaft entbrannte in ihm der Kampf zwischen Theologie und Poesie, ein Kampf, der in seinen Briefen an seinen Jugendfreund Friedrich Oetker (s. A. D. B. XXIV, 541 ff.) und an G. A. Vogel, einen geistreichen, aber nicht vom Glücke begünstigten Journalisten, zu starkem Ausdruck kam. Er schlug eine Art Mittelweg ein, indem er, durchaus nicht nach dem Wunsch seiner Eltern, zunächst 1835, ohne Ablegung eines Lehrerexamens, Lehrer in dem englischen Erziehungsinstitut zu Ricklingen bei Hannover wurde. Dort war er litterarisch sehr thätig, arbeitete an der von G. Harrys herausgegebenen Zeitung „Die Posaune", für die er eine Zeitlang über Theater berichtete, schrieb Kunstberichte für den Frankfurter „Phönix", veröffentlichte auch einige Gedichte in dem Chamisso- und Schwab'schen Musenalmanach und anderen Zeitungen, gedachte mit den Freunden ein „Nesselblatt" herauszugeben und Uebersetzungen aus dem Englischen zu machen. Er verkehrte viel in vornehmen und geistreichen Cirkeln. Sein hauptsächlicher Umgang war der bekannte J. H. Detmold (s. A. D. B. V, 83 ff.) und Klenke Worosdar (etwa der A. D. B. XVI, 157 geschilderte? Wanderbuch I, 104—112), sowie der Maler Osterwald (s. A. D. B. XXIV, 523 ff.). Manchmal besuchte er von dort aus seine Heimath, wo er für Auguste Dunker schwärmte, wie er denn auch in Hannover kleine Liebesspiele trieb und sie in Sonetten verherrlichte (Rodenberg I, 97 ff.). Der Tod seiner Mutter (3. April 1836) erregte ihn tief. Der Vater vermählte sich im folgenden Jahre aufs neue. Die Stiefmutter (erst 1886 gestorben) verstand es, dem Sohn das Vaterhaus zu erhalten.

Am 13. April 1836 wurde er Gymnasiallehrer in Kassel, führte dort ein sehr angenehmes geselliges Leben, außer mit dem schon genannten Friedr. Oetker mit den Juristen D. E. Freys und Wiegand, unterhielt einen lebhaften sehr merkwürdigen Briefwechsel mit dem zu Rinteln lebenden hessischen General v. Bardeleben, der später 1848 sechs Wochen lang hessischer Kriegsminister war, und war daneben schriftstellerisch thätig. Die „Bilder aus Hessen-Cassel", die in Lewald's „Europa" erschienen, erregten zum Theil unliebsames Aufsehen, machten aber den Namen des jungen Schriftstellers bekannt. An der neuen „Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung" nahm er lebhaften Antheil und redigirte das belletristische Beiblatt „Die Wage". Durch den Hauptredacteur Beurmann kam er mit den Führern des jungen Deutschland in Verbindung: von Heine, dessen Charakter er nie sonderlich schätzte, entnahm er den witzig ironischen Ton seiner Reiseschilderungen und Novellen, bewahrte sich für Gutzkow, den er auf einer Rheinreise 1837 persönlich kennen lernte und von dem er gleichfalls stark beeinflußt wurde, eine persönliche Verehrung; wogegen mit Laube sich nie eine freundschaftliche Verständigung fand, später sogar grimmige Feindschaft eintrat. Wilhelmshöhe, Göttingen, bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums, wurden besucht und beschrieben, ebenso Weimar, wo er St. Schütze ein besonderes Interesse schenkte (Wanderbuch I, 276 f.). In Kassel wurden die „Spaziergänge eines Casseler Poeten" gedichtet

und gedruckt (Werke VII, 109—137), das hessische „Album für Litteratur und Kunst" und eine Schrift „Frauenspiegel" (Nürnberg) herausgegeben. Das bereits angeführte Verhältniß mit Auguste Dunker führte zur Verlobung, aber es war keine ruhige, behagliche, sondern eine stürmische Verbindung, die mehrere Jahre darauf nach manchen Trennungs- und Wiederanknüpfungsversuchen gelöst wurde.

Die „Bilder aus Hessen-Cassel", soweit sie jetzt in den Werken V, 1—17 abgedruckt worden, sind recht unschuldige Betrachtungen über Kassels Lage, Geschichte und Kunst, in denen kaum der zahme Hinweis auf 1830 und die nicht übermäßig respectvolle Sprechweise über die Herrscher anstößig im Sinne der damaligen Regierung zu nennen sind. Die „Spaziergänge eines Casseler Poeten" (Werke VII, 109—140) dagegen enthalten die heftigsten Angriffe auf die Fürsten, auf ihre Soldatenverkäufe, verkünden begeistert Wesen und Bedeutung der ständischen Verfassung; der Dichter spottet darüber, daß in Hessen nur bei Dachgemächern das Licht zu brauchen sei, er beklagt ironisch das Verschwinden der Zöpfe und findet in der „Au" alles, nur keine Menschen. Er läßt den großen Christoph auferstehen, die Rathsmänner um Dienst bitten, ihn aber, nachdem er die Reinigung des Augiasstalles übertragen bekommen, nach fünfzig Tagen auf seinen Dienst mit den Worten verzichten: „So viel Mist, wie ich gefunden, kann auch Herkules nicht zwingen". Die in den Werken gedruckten „Spaziergänge" enthalten auch das „Jordanslied, ein Osterwort im Schloßhofe zu Marburg" 1840, das gewaltige Lied auf Sylvester Jordan (s. A. D. B. XIV, 513 ff.). Aber dieses Lied kann erst, wie das Datum besagt, während des Fuldaer Aufenthaltes entstanden sein.

Als Strafe für die etwas freien Worte der „Bilder" und der „Spaziergänge" wurde D. von Kassel nach Fulda versetzt (21. Sept. 1838). Dort wurde er bei Lehrern und Schülern sehr bald beliebt, schon am 9. Januar 1839 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Lehrer. Von Fulda aus wurde der Briefwechsel mit den Casseler Freunden, namentlich Oetker, eifrig betrieben. Konnte sich auch in der kleinen Stadt ein ähnlich reger Verkehr wie in der hessischen Residenz nicht gestalten, so war der Umgang nicht ganz leer. D. schloß sich an Heinrich König an, der von Hanau nach Fulda versetzt wurde; das nahe Frankfurt und der Rhein lieferten Gäste genug; einzelne vornehme Familien gaben dem jungen Lehrer Gelegenheit seiner Lust zu genügen, sich in fremden Sprachen auszudrücken. In Fulda begann seine productive Zeit. Er schrieb die beiden Romane „Die neuen Argonauten" und „Unter der Erde", das Drama „Das Gespenst der Ehre" (gedruckt in der Novellenzeitung, Beiblatt z. Illustr. Zeitung 1845, Nr. 53—56), das aber völlig durchfiel, hauptsächlich gewiß wegen seiner vollständigen Werthlosigkeit, zum Theil infolge der Intriguen seiner Feinde; er dichtete ferner Novellen „Eselfritze" (jetzt in den Badenovellen), „Gutenbergs Tod" (jetzt in „Bunte Reihe"); eine kurze Zeit gab er auch eine Zeitschrift „Der Salon" heraus.

Der Roman „Die neuen Argonauten", bei dessen Beurtheilung Rodenberg's, der das Werk bewunderungswürdig findet, es aber mit Recht für verschollen erklärt, kurze Notizen mich leiten müssen, da ich ihn selbst mir nicht verschaffen konnte, enthält die Abenteuer des Herrn Eusebius Trentelfuß, Marktmeisters und Mitglieds der Ortspolizei in Gersfeld (Hersfeld). Der Genannte lebt vollkommen in maritimen Vorstellungen und kann sich daher nicht entschließen, seine Brautfahrt nach Kesselstadt (Kassel) per Wagen zu machen, sondern tritt sie in einem „Bocke", der Korn geladen hatte, an. Der Haupttheil des Romans besteht in satirischen Schilderungen der litterarischen und politischen Kreise Kassels und Rintelns. Es kommen vollkommene Por-

träts von Personen aus Dingelstedt's Umgangskreis vor, z. B. das des Magisters Hudel, eines Lehrers des Französischen (Doctor Lobe).

Wegen dieses Romans wurde D. mit einem ernsten Verweise und einer Geldstrafe von 20 Thalern bestraft, ein kurzer Urlaub ihm verweigert, die Genehmigung versagt, den in Jena erworbenen Doctortitel zu tragen, sein Gehalt gesperrt, als er, durch Krankheit verhindert, vom Sommerurlaub ein paar Tage zu spät nach Hause kam. Durch solche Quälereien und andere Unannehmlichkeiten, z. B. die damals erfolgte definitive Aufhebung der Verlobung, wurde er seines Fuldaer Aufenthalts müde, den er als Verbannung betrachtete und, durch mehrfache Eingaben, freiwillig vergeblich aufgehoben zu sehen wünschte. Trotz mancher Freundschaftsbeweise, auch einer Adresse und eines Geschenkes seiner Quartaner sehnte er sich fort, dachte sogar daran, mit dem Zauberkünstler Döbler durch Europa zu reisen, freilich unter der Bedingung, der deutschen Journalistik weder als Secretär, noch als Dolmetsch, sondern als Freund genannt zu werden und endlich an keinen bestimmten Contract gebunden zu sein; auch schmiedete er andere abenteuerliche Pläne. Infolge dessen wünschte er zunächst auf längere Zeit einen Urlaub zu haben; als ihm dieser verweigert wurde, reichte er sein Entlassungsgesuch ein, das ihm am 4. October 1841 bewilligt wurde, und ging nach Stuttgart, nachdem er vorher mit Cotta in Augsburg verhandelt hatte, um theils dort, theils auf größeren Reisen für die Blätter jener Welthandlung thätig zu sein.

In Fulda war das „Jordans-Lied" erschienen, die „Lieder eines cosmopolitischen Nachtwächters" gedichtet; sie erschienen in Hamburg sehr bald nach der Aufgabe des Schulamtes (1841). (Ein zweiter Band wurde 1843 veröffentlicht; D. dachte ursprünglich an einen dritten, der die Wanderungen des Nachtwächters in den außereuropäischen Ländern enthalten sollte.) Das „Jordans-Lied" ist ein herrliches Gedicht: in prachtvollen Versen wird das fröhliche Erwachen des Frühlings dem düsteren Verweilen des in Gefängnißmauern Gezwungenen gegenübergestellt, das frühere Glück des Gefangenen mit seinem jetzigen Elend verglichen. Zum Schluß wird dem Fürsten der Rath gegeben, kleine Fehler nicht zu strafen, sondern sich des Gnadenrechts zu erinnern. — Die „Nachtwächterlieder" gehören zu den bedeutendsten Stücken der deutschen politischen Poesie. Am wenigsten gelungen ist die Composition, die Wahrung der Nachtwächtermaske, so glücklich sie erfunden ist — man denke nur an den berühmten Anfang, in dem sich der Nachtwächter von seinem Weibe verabschiedet, um seine Runde anzutreten. — So sehr einzelne seiner Gänge der Berufswanderung des Nachtwächters entsprechen, auch die Klage, daß ihm sein Horn genommen, oder die Trauer über sein altes häßliches Weib aus dem Munde eines Nachtwächters stammen können, so wird jene Fiction doch bald aufgegeben. Auch die Sprache ist nicht die eines subalternen Beamten, sondern eines hochgebildeten Mannes. In dem Gedichte spricht sich der Zorn aus gegen die Ueppigkeit und Sittenlosigkeit der Großen, gegen die Hartherzigkeit, mit der sie die Niedrigstehenden behandeln, der Haß gegen die Regierenden, die einstweilen nur im Traum von der Angst geschüttelt werden und die Verkündigung, daß sie ihrer Strafe nicht entgehen werden, speciell die Erregung gegen den Kurfürsten von Hessen, der nicht bloß wegen seiner neugierigen Einmischung in die Verhältnisse der Stadt und des Theaters lustig verspottet, sondern wegen seiner politischen Maximen wüthend verfolgt wird. In Frankfurt eifert der Dichter gegen die Börse und Rothschild, in München gegen Katholicismus und Griechenthum, in Wien gegen die Mischung von Frömmelei und Sinnlichkeit, in Berlin gegen das Geistreichthum des Königs, seine großen Verheißungen und seine kleinen Thaten. Neben einzelnen

hochpoetischen Phantasien, z. B. von dem Haideweib, das, mit dürren Fingern überall anklopfend, Noth und Tod verbreitet; neben manchen Lobpreisungen hervorragender Männer, todter und lebender, Goethe, A. Grün, Lenau, enthalten die Lieder geradezu Aufrufe zur Revolution, überaus heftige Angriffe gegen die Hofschranzen, die Schmeichler, die Namenspatrioten („Was ist, Ihr Herren, ein deutscher Patriot"), enthüllen rücksichtslos die Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Duodez-Vaterländchen und drücken doch in der Heimath wie in der Fremde die glühende Sehnsucht aus nach einem großen und mächtigen deutschen Vaterland.

Die Uebersiedelung nach Augsburg bedeutete für D. kein Verweilen in dieser Stadt. Er trat nicht in die Redaction der Cotta'schen Blätter ein, denn der Besitzer und der Chefredacteur des Blattes, Gustav Kolb, mit dem D. lange befreundet blieb, mußten es für bedenklich halten, den dem preußischen und anderen kleineren Staaten gefährlich erscheinenden politischen Dichter bei sich aufzunehmen. Er wurde vielmehr im Auftrage der Redaction auf Reisen nach Paris und London geschickt. In Paris genoß er das Leben, machte interessante Bekanntschaften, z. B. mit Lamartine, und war viel mit Herwegh, Heine u. A. zusammen. Aber dieser Verkehr festigte nicht seine politische Ueberzeugung, sondern erschütterte sie. Gerade das Flüchtlingsleben, das er poetisch zu verklären suchte (vgl. unten), widerte ihn schließlich an, das trotzige Republikanerthum der Genossen reizte ihn zunächst zur Uebung seines Spottes, sodaß er dem Herwegh'schen Liede „Ich will ein deutscher Bürger werden" sein selbstironisirendes „Ich muß Geheimer Hofrath werden" entgegensetzte, nöthigte ihn aber endlich zum Hervorkehren seiner aristokratischen Neigungen, die nur in der Maiblüthe kleinstaatlich-politischer Entrüstung geschwiegen hatten. Von einer politischen Fahnenflucht, von der Wandlung aus einem demagogischen Saulus in einen conservativen Paulus kann man bei D. nicht reden. Ebensowenig davon, daß sein politischer Freisinn am Anfang der 40er Jahre nur eine Maske gewesen sei. Es war eben nur der Tribut, den er, unter der kleinstaatlichen Misère seufzend, den in dem Kreise der Jugend herrschenden Ideen abstattete. Gerade das freie Land, die große Stadt nährte seine Neigungen und gab ihn den vornehmen Anschauungen und Forderungen zurück, die immer in ihm geschlummert hatten.

Von Paris ging er nach London.

Ueber diese Zeit seiner Reisen handelt das „Wanderbuch", zwei Bände, 1839—1843. Der erste Band hatte eine empfindsame Weserreise, Erinnerungen aus Althannover, neuhessische Märlein, sächsische Skizzen enthalten: Landschilderungen, kleine Humoresken, Liebesepisoden, auch kleine tragische Novelletten, dabei auch einzelne poetische, mit einem gewissen Schauergemisch, wie eine Novelle Pygmalion; Skizzen, die interessante, oben benutzte Details zur Selbstbiographie bieten, sowie manche Notizen über Freiligrath, Grabbe (später verwerthet in einem Aufsatz „Die Externsteine", Werke V, 388 ff.), Ernst Schulze, über Weimarische Dichter, enthalten. Charakteristisch für diesen ersten Band ist der vielfache spöttische Hinweis auf zeitgenössische Schriftsteller: Tromlitz, v. d. Velde, Lafontaine, Spindler, Laube (Bd. I, S. 10, 12, 39, 76, 84). Der zweite Band enthält außer wenig ergiebigen Rhönfahrten die Briefe aus Paris, ein Tagebuch aus Ostende und holländische Schildereien. Aus dem ersten Band ist sehr wenig in die neue Ausgabe des Wanderbuchs (Werke V) aufgenommen; vom zweiten Band dagegen fast alles; hinzugefügt ist außer den schon oben erwähnten Externsteinen ein Aufsatz: „Ein Tag in Heilbronn" (mit einem Besuche Kerner's) und „Der Zauberer von Rom", wo von Gutzkow's gleichnamigem Roman mit vielem Lobe gesprochen wird. Die

Briefe aus Paris, die den Haupttheil des zweiten Bandes ausmachen, sind frische Feuilletons, die über alles mögliche handeln: deutsche Lebensart, Straßenbilder, Börse und Morgue, die Grisettenbälle und große Oper, das Théâtre français mit einer eingehenden Schilderung der Rachel und einer stimmungsvollen Würdigung Molière's, auch kleine Theater, wobei der Schauspieler Bouffé gerühmt wird. Endlich auch St. Cloud mit seinen landschaftlichen Schönheiten. Fernliegendes wird fast gar nicht berührt. Einmal findet sich eine ausführliche Betrachtung über den Brand von Hamburg. Aber auch Litteratur, wenn man vom Theater absieht, und Politik wird fast gar nicht behandelt. Die Bilder aus Ostende sind ganz amüsant; eine darin vorkommende Schilderung des Königs Leopold von Belgien hat ein gewisses culturhistorisches Interesse. Auch die holländischen Schildereien sind leichte, flüchtige Schilderungen meist von Land und Leuten, vermischt mit ein bischen Natur- und Kunstbegeisterung.

Der Aufenthalt in England, wohin D. im Juni 1842 ging, wurde für ihn wichtig wegen der Weitung seines Blickes, wichtiger wegen der tiefen Neigung, die er zu der Sängerin Jenny Lutzer faßte. Mochte er auch noch im Wanderbuch (II, 127) kühl sagen: „Die Grisi vereinigt, was deutsche Künstler, Dem. Lutzer eingerechnet, nur andeuten und im Detail besitzen", aus den in London entstandenen Gedichten spricht starkes Entzücken für die hochbegabte und schöne Frau und innigste Neigung zu ihr. Beides wuchs, als D. ihr (Herbst 1842) nach Wien nachzog. Dort war er für Wiener Zeitungen, ferner für Morgenblatt und Allgemeine Zeitung, thätig, Correspondenzen, die in Wien durchaus nicht gern gesehen wurden; bewegte sich viel in Gesellschaften, schloß sich an Lenau an und wurde durch Ottiliens v. Goethe Vermittlung in den vornehmen Cirkeln der Kaiserstadt Mode. Er liebte Jenny, zweifelte aber zunächst daran, ihre Hand erlangen zu können, theils, weil er ihr keine Stellung bieten konnte, theils, weil er Bedenken trug, als Kritiker der Mann einer Schauspielerin zu werden. Durch eine merkwürdige Fügung wandte sich sein Schicksal. Durch Baron v. Cotta und vornehme Damen, die ihm günstig gesinnt waren, wurde er dem König von Württemberg empfohlen und von ihm Mitte April 1843 (die amtliche Bestallung erfolgte am 1. Octbr.) als Bibliothekar und Vorleser unter dem Titel eines Hofraths mit einem Gehalt von 2000 Gulden angestellt. Die ehemaligen Gesinnungsgenossen, Heine, Herwegh, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, auch unpolitische, aber unabhängige Männer brandmarkten ihn seitdem als Ueberläufer. Das war er in dem Sinne nicht, daß er etwa seine ehemaligen Gesinnungsgenossen bekämpfte und nun alle freiheitlichen und deutschen Gesinnungen verleugnete. Er besaß nur nicht das Zeug zum Märtyrer. Eine gewisse Neigung zum Wohlleben, ein Hang zu den vornehmen Kreisen, vielleicht auch die Erkenntniß, daß ihm zum wirklichen Politiker Muth und Talent fehlten, gewiß auch der Wunsch, seine Geliebte heimzuführen und ihr behagliche Verhältnisse zu bieten, drängten ihn in eine höfische Laufbahn, die ihm durch Gönner leicht gemacht wurde. Bei dieser Wandlung verfuhr er ehrlich, wie er bei seinem ersten politischen Auftreten ehrlich gehandelt hatte. Wie alle die Freiheitssänger am Anfang der 40er Jahre war er über die kleinlichen Verhältnisse, die unwürdige Bedrückung in seinem Heimathlande und in anderen deutschen Städten empört; während sich aber bei den Anderen der Haß im Laufe der Zeit verschärfte, trat bei ihm infolge seiner Reisen, gerade durch die Entfernung von der Stätte seines Unmuths, eine Gleichgültigkeit gegen die von ihm befehdeten Zustände und eine Ernüchterung seiner politischen Begeisterung ein. Am 27. April 1844 heirathete er Jenny, die von der Bühne auf die ehrenvollste

Weise Abschied genommen hatte, wenn sie auch ferner später mannichfache Kunstreisen nach den verschiedensten Städten Deutschlands unternahm. In schönen Liedern, die unter den Titeln „Für Haus und Herz", „Flitterwochen" (Rodenberg II, 12—26) vereinigt sind, verkündete er sein erstes Glück. Aber auch in zahllosen Liedern, die alljährlich am 4. März und bei vielen anderen Veranlassungen der Gattin geweiht wurden, verklärte er seine gleichbleibende, leidenschaftliche, jugendliche Liebe zu dem Weibe, das sein starker und treuer Kamerad blieb, bis der Tod sie von ihm entfernte. Mehrere Kinder, das erste ein Töchterchen (21. Januar 1845 geboren) entsprossen der Ehe; auch sie erhielten zu den verschiedensten Ereignissen ihres Lebens poetische Grüße des eng mit ihnen verbundenen Vaters. Von Stuttgart, wie auch von seinen späteren verschiedenen Residenzen aus, unternahm er fast alljährlich Reisen. Die nach Scheveningen, wo er von seinem ehemaligen Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen freundlichst nach der Heimath eingeladen wurde, gab zu dem Buche „Jusqu'à la mer, Erinnerungen an Holland" 1847 Veranlassung. Einige Monate, vom 24. April 1846 an, war er Dramaturg des Stuttgarter Hoftheaters; für das Haustheater des Kronprinzen schrieb er Prologe und Stücke: „Ritter Toggenburg", „Genoveva", letzteres eine Parodie auf Tieck's Trauerspiel (Rodenberg II, 53 ff.). Die Revolution von 1848 brachte ihn in die peinlichste Lage. Er fürchtete seine Stellung bedroht, suchte in Hessen eine Unterkunft, gab eine kurze Zeit in Stuttgart das Witzblatt: „Die Laterne" heraus; äußerte sich antidemokratisch, aber nicht geradezu freiheitsfeindlich in seinen Liedern, namentlich in seinen Epigrammen auf Mitglieder der Paulskirche, die in seine Sammlung „Nacht und Morgen" (1851) übergingen, in die Werke aber nicht aufgenommen wurden. In die Stuttgarter Zeit, 1847 bis 1849, gehört der Plan und der Anfang der Ausarbeitung eines großen Romans „Sieben Jahre" (von dem drei Capitel 1849 in einem hessischen Unterhaltungsblatt und einzelne Fragmente bei Rodenberg II, 75 ff. gedruckt sind). Der Roman sollte die Entstehung und Entwicklung des westfälischen Königreichs poetisch behandeln. Doch versuchte D. auch sich selbst — unter dem Namen Valentin —, seine Verwandten und Freunde in diesem Buche, von dem er auch später gern sprach, darzustellen. In Stuttgart wurde an seinem Drama „Das Haus der Barnevelds" gearbeitet (vergl. unten). Durch dessen Aufführung wurde die Aufmerksamkeit der Münchener auf ihn gelenkt.

Anfang 1851 ging er als Intendant an das Münchener Theater. Hier kam er in die Stellung, die ihm zusagte, in der er Bedeutendes durch seine Persönlichkeit und durch sein Können leistete. (Er selbst hat diese Zeit in den „Münchener Bilderbogen", Berlin 1879, einer liebenswürdigen, mit classischem Witze geschriebenen Schrift, geschildert.) Diese dramaturgische Thätigkeit, die er später in Weimar und Wien fortsetzte, mag gleich hier im Zusammenhang betrachtet werden. (Für das Folgende vgl. Lothar, Das Wiener Burgtheater, Leipzig 1899, bes. S. 143 ff. und Paul Lindau, Laube und Dingelstedt als Regisseure „Nord und Süd", Bd. 98, S. 160—182.)

Von seiner fascinirenden Wirkung auf die Schauspieler gibt es Zeugnisse genug. Die Frau eines Schauspielers sagte einmal: „Er ist unwiderstehlich; wenn er mir beföhle, von einem Thurm herunterzuspringen, ich müßte es thun." Er setzte gegenüber dem herrschenden französischen Geschmack Shakespeare und die Classiker wieder in ihre Rechte. Dadurch blieb er ungerecht gegen das ältere und neue französische Repertoire. Aber auch modernen Schriftstellern: in München Halm und Gutzkow, in Wien Anzengruber, Ibsen, Wilbrandt, auch dem neueren Lustspiel, selbst Possen gewährte er Eingang. Er suchte das Virtuosenthum zu unterdrücken, arbeitete wesentlich auf ein

gutes Ensemble hin: er hatte mehr Interesse an der Inscenirung, als an dem wirksamen Herausarbeiten des Dialogs. In allen seinen Anordnungen bewies er feinsten Geschmack, „alle tausend Kleinigkeiten, denen das Publicum kaum irgend welche Bedeutung schenkt, die es als selbstverständlich hinnimmt und die thatsächlich so schwer auf der Bühne durchzusetzen und von so großer Bedeutung sind, regelte Dingelstedt mit wahrhaft feinem Gefühl. Wann und wo Schauspieler sich zu setzen, wann sie aufzustehen haben, wann für Stellungswechsel der richtige Augenblick gekommen war, wie sie zuzuhören, wie sie sich in unbeschäftigten Augenblicken zu benehmen hatten — es war ein wahres Vergnügen zu beobachten, wie reizend er das alles einrichtete. In seinem eigentlichen Element war er aber erst, wenn sich ihm größere scenische Schwierigkeiten entgegenstellten, wenn er mit Massen arbeiten konnte, aus denen sich dieser oder jener loszulösen hatte, wenn er Figuren entweder kaum merklich vorschob oder in wilder Bewegung durcheinanderwarf, wenn er den Eindruck irgend eines hochdramatischen Moments auf eine große Versammlung reflectiren zu lassen hatte, und dabei die einzelnen Interessenten je nach ihrer Eigenart betheiligte".

Seine bedeutendsten Leistungen waren das Gesammtgastspiel in München 1854, die Vorstellung der Königsdramen Shakespeare's in Weimar 1864 und der Shakespearecyklus in Wien, 17.—21. April 1875. Der Erfolg der Wiener Vorstellung war ein ganz außerordentlicher und ermuthigte zu Wiederholungen desselben Cyklus in den folgenden Jahren. Das Münchener Gesammtgastspiel umfaßte 12 Vorstellungen: Minna von Barnhelm, Faust, Kabale und Liebe (alle drei je 2 Mal), Maria Stuart, Braut von Messina, Nathan der Weise, Emilia Galotti, Clavigo, Egmont, Der zerbrochene Krug. Mitwirkende waren 12 auswärtige Gäste, 10 einheimische Mitspieler; unter den Ersteren die Damen Haizinger, Marie Seebach, Rettich, die Herren Emil Devrient, Döring, Hendrichs. Der materielle Reinertrag bestand in mehr als 10 000 Gulden. Der künstlerische Erfolg war jedenfalls der, daß vollendete Darstellungen der dramatischen Meisterwerke geboten wurden und dadurch der fruchtbare Gedanke an ähnliche Gesammtgastspiele in Deutschland erzeugt ward. Ueber die Weimarer Festvorstellung drückte sich ein kenntnißreicher Besucher, Adolf Stahr, so aus: „Die Vorstellung war ein hoher Genuß. Die theatralische Leistung der Mitspielenden, Bühne und Zusammenspiel, Arrangement, Costüme, Scenirung, Fleiß und Lust der Schauspieler des höchsten Lobes werth. Als Regisseur ist Dingelstedt fraglos der erste seiner Art in Deutschland. Gegen seine Bearbeitung der Shakespear'schen Stücke dagegen, bei der er oft mit husarenhafter Verwegenheit zu Werke gegangen ist, läßt sich viel einwenden!" (Für das Folgende vgl. Ad. Stahr, Die Shakespeare-Feier in Weimar, 1864, und Kleine Schriften, Berlin 1875, IV, S. 199 ff.) Zur Aufführung gelangten die 7 Historien: Richard II., Heinrich IV. (2 Theile), Heinrich V. und VI. (letzterer 2 Theile), Richard III. Die Bearbeitung war „von dreister Willkürlichkeit" und „beeinträchtigte und trübte den Genuß an mehr als einer Stelle". Sie suchte die Haupthandlung möglichst herauszuschälen und gab geschickt abgerundete Bilder, ging aber zu weit in Kürzungen wie Zusätzen. So verwandelte sie in Heinrich VI. die leidenschaftliche Scene zwischen Margarethe und Gloster's Frau in ein gewöhnliches Zankduett und machte aus der Fortführung der bestraften Gemahlin durch den Herzog einen förmlichen Mobaufruhr. Sie fügte in Heinrich IV. die der Wittwe Percy Heißsporn's in den Mund gelegte Erzählung eines Traums ein. Unter den Mitwirkenden waren Grans, Lehfeld, Wünzer die am meisten betheiligten und

fast tadellos; unter den Frauen: Hettstedt, Stöhr, Knauff und Bußler besonders zu loben.

Auch in Dingelstedt's übrigen Bühnenbearbeitungen Shakespeare'scher Dramen herrscht starke Willkür (das Folgende nach einer Mittheilung des Herrn Professor Conrad). „Er begnügt sich hier nicht mit der Weglassung, Verkürzung, Umgestaltung gewisser Scenen und der selbständigen Ausfüllung der durch dieses Verfahren etwa entstandenen Lücken; er erfindet vielmehr neue Motive, führt schattenhaft angedeutete Charaktere in bestimmter Zeichnung aus — so hat er aus dem farblosen französischen Könige in „Heinrich V." eine Charakterrolle geschaffen — und dichtet ganze Scenen hinzu — alles zu dem Zweck erhöhter Bühnenwirkung. Den Zweck hat er allerdings erreicht; er hat „Shaksperes Historien" (Deutsche Bühnenausgabe. 3 Bde., Berlin 1867) auf der deutschen Bühne, wenn auch nicht eingebürgert, doch bekannt gemacht. Aber wenn wir ins Theater gehen, um Shakespeare's „Heinrich VI." zu sehen, wollen wir eben jene Pfuscherarbeit eines unbekannten Dramatikers sehen, die seltsamerweise vom dauernden Tode gerettet wurde durch einige Ströme gesunden dichterischen Blutes, welche Shakespeare ihr an verschiedenen Stellen einflößte. An dem Drama, das D. an die Stelle dieser chimärischen Mißgeburt gesetzt hat, liegt uns wenig, obgleich es zweifellos sich als Ganzes schöner ausnimmt und einen besseren Eindruck hinterläßt als jene. Das, was D. als „Bearbeitung" bezeichnet, ist eine eigenmächtige Behandlung fremden Eigenthums, wie sie überhaupt nicht, am allerwenigsten aber einem Dichter wie Shakespeare gegenüber zu verantworten ist".

Zu diesen dramaturgischen Arbeiten kann auch die Herausgabe von J. V. Teichmann's Literarischem Nachlaß (Stuttg. 1863) gerechnet werden, denn dieses Werk — einestheils der Versuch einer Berliner Theatergeschichte 1740—1840, anderntheils der Briefwechsel classischer Dichter und Schriftsteller mit der Berliner Theaterverwaltung — bewegt sich durchaus auf dramaturgischem Gebiete. Aber was D. zu diesem Werke gethan hat, ist nicht viel: ein kurzes Vorwort über Teichmann's Leben, Thätigkeit und Bedeutung, ein kürzeres Nachwort über künftige Theatergeschichten, endlich eine zweiseitige Einleitung zu den Briefen, in der er selbst gesteht, nichts weiter als die Sichtung und Anordnung des Briefwechsels besorgt zu haben, der ihm übrigens nur in Abschriften vorlag. Die Anmerkungen im Text, die nichts anderes sind als Verweise auf die Nummern des Briefwechsels, sind gleichfalls sein Werk. —

Trotz bedeutender Leistungen und seines Glückes im Hause, des glänzenden Umgangs mit Dönniges, Liebig und manchen Anderen, trotz vieler Ehrentitel und Orden, die er freudiger annahm, als er Wort haben wollte, war Dingelstedt's Leben in München nicht allzu glücklich. Der Grund war, daß er die rechte Hofgunst, nach der er strebte, nicht besaß, von König Maximilian an dessen Symposien mit den Schriftstellern und Künstlern nicht zugelassen wurde (vgl. Heyse, Jugenderinnerungen, S. 201 ff.), daß er sich mit den Altbaiern nicht vertrug, die gegen die Norddeutschen einen grimmigen Haß hegten (vgl. die Briefe Pocci's an Justinus Kerner, Stuttgart 1897, Bd. 2), daß er es mit den Kritikern verdarb, weil er in seiner Selbstherrlichkeit so weit ging, bei einer Münchener Zeitung gegen Julius Grosse, der eine Aufführung getadelt hatte, mit Gewalt einen anderen Kritiker durchzusetzen (vgl. Grosse, Ursachen und Wirkungen, 1896, S. 267 ff.). Alles dieses hätte jedoch nicht seinen jähen Sturz erwirkt. Dieser wurde vorbereitet durch die geringen pecuniären Erträgnisse in den letzten Jahren seiner Theaterleitung und unmittelbar herbeigeführt durch die Dingelstedt's Muth und ehrlicher Freundschaft zur Ehre gereichende That, daß er bei der Aufführung des „Sohnes der Wildniß"

Friedrich Halm als Verfasser nannte, den thörichten Ansprüchen des bairischen Schullehrers Franz Bacherl trotzend, der Halm des Plagiats, geradezu des Diebstahls geziehen hatte. Durch diese That rief D. einen unerhörten Theatersturm hervor und beschleunigte seinen Sturz.

Im J. 1857 wurde D. ziemlich ungnädig seines Amtes entlassen. Ehe er an eine Wiederaufnahme seiner schriftstellerischen Thätigkeit denken konnte, wurde er durch die Vermittelung des ihm seit lange befreundeten Franz Liszt, der schon vorher beabsichtigt hatte, ihn für die Goethe-Stiftung nach Weimar zu locken, als Generalintendant des Theaters und der Capelle nach Weimar berufen. Am 1. October 1857 trat er die neue Stelle an und behielt sie bis 1867. Auch in Weimar führte er ein recht geselliges Leben, selbst mit Hoffmann von Fallersleben, der ihn früher als Ueberläufer angegriffen, kam es zu einem leidlichen Verkehr. (Vgl. Gedichte von und an H. v. F. bei Rodenberg II.)

D. war eine der Säulen des Neuweimarer Vereins, der, von Liszt gestiftet, Dichter und Musiker vereinte, und im wesentlichen der neuen musikalischen Richtung eine Stütze bereiten sollte. Mit Liszt, der ihm amtlich untergeordnet war, stand er stets in bestem Einvernehmen. Dessen Fortgehen 1859 war nicht die Folge einer Differenz beider Männer, sondern wurde durch Liszt's Wanderlust, theilweise auch durch seine Unzufriedenheit über den Durchfall von Cornelius' „Barbier von Bagdad" hervorgerufen. (Manche haben diese auf Dingelstedt's Intriguen zurückgeführt.) Dingelstedt's harmonisches Zusammensein mit dem großen Musiker, auch später in Wien bezeugte das beste Einvernehmen Beider. Doch fehlte es nicht an Unannehmlichkeiten von anderer Seite, hauptsächlich von Gutzkow, der als Generalsecretär der Schiller-Stiftung in Weimar lebte, sich durch Dingelstedt verfolgt wähnte und ihm viele üble Nachreden, auch unwahre Anklagen eintrug. Der beschränkte Wirkungskreis in Weimar füllte D. nicht aus. Er dachte wol an Preußen, hätte gern die Königsdramen auf einer Berliner Bühne vorgeführt, leitete eine „Wintermärchen"-Vorstellung im Berliner Victoria-Theater 1861, die er mit einem schönen Prolog zu König Wilhelm's erstem Geburtstag eröffnete; 1866 meinte er infolge der Uebernahme der drei neuen Hoftheater durch Preußen an einer dieser Bühnen für sich eine Stellung zu erlangen.

Statt nach Preußen wurde er, vermuthlich gefördert durch vornehme Damen, die sich in Weimar für ihn interessirten, nach Wien berufen. Dort war er zuerst Hofoperndirector, wurde aber am 20. December 1870 zum Hofburgtheaterdirector ernannt mit 8000 Gulden Gehalt, Belassung der Wohnung im Opernhaus und mit dem Titel eines Königlich-Kaiserlichen Hofraths. (1876 wurde er geadelt.) Als Bedingung hatte er den Bau eines neuen Burgtheaters und die Uebersiedlung des Schauspiels ins alte Kärtnerthortheater gefordert. Das letztere geschah übrigens nicht, da die Kosten der Adaption zu groß waren. Er zog die Regisseure zu größerer Thätigkeit heran, sodaß diese zuerst über die neu eingereichten Stücke ihr Urtheil abgaben, erwirkte ein neues Tantièmengesetz u. a. m. Gelegentliche Verstimmungen legten D. einmal den Gedanken nahe, das Frankfurter Theater zu übernehmen, im allgemeinen aber herrschte schönste Eintracht. 1875 wurde D. Generaldirector der beiden Hofbühnen, trat aber 1880 von der Leitung der Oper zurück. Einer seiner letzten Pläne war die Aufführung des zweiten Theils des Faust, zu welcher Brahms die Musik schreiben sollte.

Dingelstedt's Leben in Wien war ehren- und erfolgreich. In seiner Familie war er glücklich. Die Kinder machten ihren Weg, aber der Tod der innigstgeliebten Gattin am 3. October 1876 bereitete ihm den größten Schmerz.

Bis dahin hatte sich in seinem Hause eine glänzende Gesellschaft versammelt, er selbst blieb bis in sein hohes Alter ein Gesellschaftsstern, liebenswürdig, witzig im Hause und auf der Reise. Zahlreiche ernste und scherzhafte Gelegenheitsverse entstammen den letzten Jahren. Die letzte von D. vorgenommene Arbeit war der Text zu einem von Liszt zu componirenden Oratorium „Der heilige Stanislaus", eine gut gereimte, mit lateinischen Versen versehene Dichtung, die, auch schon durch ihre ziemlich freie Erfindung, mehr zu einer Oper als einem Oratorium geeignet, von dem großen Musiker zurückgewiesen werden mußte. Die zunehmenden Jahre übten schließlich auf D. ihre Wirkung. Sie machten ihn einsam; auch sein intimster Freund, Fritz Oetker, mit dem trotz einiger Mißhelligkeiten das alte gute Verhältniß immer wieder aufgenommen war, starb vor ihm, am 17. Februar 1881. Am 15. Mai 1881 starb D. Er wurde neben seiner Gattin auf dem Centralfriedhof in Wien begraben, sein überlebensgroßes Marmorbild im neuen Burgtheater aufgestellt.

Dingelstedt's schriftstellerische Thätigkeit fällt hauptsächlich in die 40er und 70er Jahre. Vieles ist schon angedeutet. Hier sei zusammenfassend von seinen epischen und dramatischen Arbeiten gesprochen.

Das erstere größere Werk ist der Roman „Unter der Erde". Sein Inhalt ist schnell erzählt. Edmund v. Schallershausen, der Sohn eines reichen nobilitirten (natürlich zum Christenthum übergegangenen) Juden hat Felicia, die Tochter des ersten Ministers eines kleinen Staates, geheirathet. Die Eheleute könnten glücklich sein, zumal sie einen Sohn bekommen, wenn nicht Edmund durch eine schwärmerische Neigung zu Emilie, der älteren Schwester seiner Frau, die lange als Stiftsdame von dem Elternhause fern geweilt hatte, gefesselt würde, und wenn nicht Felicia den Einflüsterungen des Erbprinzen Victor Gehör gäbe. Emilie wird, als sie das Treiben der Schwester entdeckt, wahnsinnig, hat aber noch Kraft, ihrem Schwager das Geheimniß anzuvertrauen; dieser entfernt sich heimlich von Hause, nachdem er den Erbprinzen gefordert und letzterer das Duell angenommen, aber auf sechs Monate verschoben hatte. Das Duell findet statt. Die Zwischenzeit hat Edmund an einem entfernten Ort in stiller Zurückgezogenheit zugebracht. Der Erbprinz wird schwer verwundet, Edmund flieht. Er wird in einem entlegenen Bergdorfe Bergmann, gewinnt unter fremdem Namen (Felix) und ohne Lüftung seines Geheimnisses die Liebe der Tochter des Obersteigers, Dörtchen, die ihren früheren Bräutigam, der übrigens bei einem Grubenunglück stirbt, verabschiedet, muß aber, nachdem er die Liebe des Mädchens genossen, fliehen, da seine Spur aufgefunden wird. Sein Vater in Begleitung seiner Frau und seines Kindes kommen in jenes Dorf, Dörtchen will sich, nachdem sie das Geheimniß, also auch die Ehe ihres Liebhabers erfahren, in den Schacht stürzen, wird zwar gerettet, stirbt aber bald darauf. Als Edmund-Felix nach längeren Irrfahrten wieder zurückkommt, kann er nur ihr Grab besuchen.

Als D. diesen Roman in seine Werke aufnahm, ließ er ihn fast gänzlich unverändert. Er fügte nur ein Schlußcapitel hinzu, mit ein paar Notizen über das Schicksal der Felicia, die irgend einen reichen Mann heirathet, und eine kurze Einleitung zu dem zweiten Buch, die den Uebergang von dem Berg- in den Hofroman ausmacht. Die Eintheilung ist nämlich die, daß zuerst der Bergroman und zwar in Briefen des Felix an einen vertrauten Freund erzählt, im zweiten Buch die Vorgeschichte nachgetragen wird. Statt der früheren drei Abschnitte „Glückauf", „Sonst", „Einst" wählt er nun drei Bücher „Glückauf", „Schicht", „Glück zu". Seltsame Hinzufügungen ähneln der folgenden: in der ersten Fassung erinnern Edmund-Felix beim Anhören

einer dörflichen „Romeo"-Aufführung die Melodien an die Weisen Bellini's; in der zweiten hieß es „oder Gounod's"; nicht geändert dagegen wurde der Ausdruck: „er lag ihr zu Füßen im verschwiegenen Closet", ein Ausdruck, den man wol 1840, nicht aber 1877 brauchen konnte, ohne lächerlich zu werden. Der Roman ist so unwahrscheinlich wie möglich: Es ist undenkbar, daß ein allbekannter Cavalier eines Kleinstaates ein Duell mit dem Erbprinzen wagt, daß er wegen dieses Duells nicht mit allen Mitteln verfolgt wird, daß er zuerst sechs Monate, dann eine noch längere Zeit sich gänzlich verborgen halten kann, daß er in seiner Seelenzerrüttung in Deutschland bleibt, um ein neues Leben zu beginnen, statt etwa nach Amerika zu gehen. Es ist schwer denkbar, daß jemand sein schuldloses Kind verläßt, ohne je Nachricht von ihm zu erlangen, daß ein nicht sinnlicher Mensch wie Edmund-Felix immer geschildert wird, namentlich, wenn er ein Rachewerk an seiner Gattin üben zu müssen vermeint, sich sofort wieder verliebt, und zwar auf die erste beste Dorfschöne hineinfällt. Die Technik des Romans, mit der Mitte anzufangen, und den Anfang nachzuerzählen, ist gänzlich verfehlt. Die Ausdrucksweise ist theils gekünstelt, theils salopp; eine Phrase wie „sie wälzte sich auf schlaflosem Kissen" ist geschmack- oder sinnlos. Eine gewisse Bedeutung besitzt das Buch durch die in ihm gepredigte Gesinnung. Edmund ist ein Jungdeutscher, der für die Ideen der Julirevolution empfänglich ist, der Verfasser ein Demokrat, der gegen die Leere und Aeußerlichkeit des Hoflebens polemisirt, bei den Niedrigstehenden Sittenreinheit, Treue und Tugend findet. Gerade diese politisch-socialistische Tendenz des Romans verschaffte ihm bei seinem Erscheinen viele Leser und Bewunderer.

Die Novellen sind sehr zahlreich, sie können aber nicht nach ihrem Entstehen, sondern nur nach gewissen Gruppen durchgenommen werden, die der Autor, als er seine Werke sammelte, nach ihrem Zusammenhang feststellte. Sie stammen fast ausschließlich aus dem fünften Jahrzehnt, nur wenige aus dem Anfang des sechsten, manche Anspielungen auf die Zeitverhältnisse kommen vor. Vielfach ist von der Post die Rede, während die Eisenbahn kaum eine Rolle spielt; auch litterarische Hinweise auf damals beliebte Stücke, wie „Hampelmann amüsirt sich" finden sich. Es ist die Zeit, da „Donna Diana" das einzige Lustspiel war, da man sich über Liszt ereiferte, die Romane von Sue, Dumas und George Sand las. Daraus darf man indessen nicht schließen, daß litterarische Gespräche häufig vorkommen, oder daß viele Urtheile über poetische Schöpfungen ausgesprochen werden: einmal kommt ein solches über Ulrich Bräker's Schriften vor, ein ander Mal wird eine Unterhaltung über die Wahlverwandtschaften geführt. Doch sollte ein Schriftsteller, der etwas auf sich hält, nicht aus Faust citiren „wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht ergreifen" (statt erjagen). Die Helden der Novellen sind mit Vorliebe Adelige, waschechte Barone und Grafen oder Geadelte. Daneben kommen vielfach Künstler, Dichter, Maler, Bildhauer vor. Der Autor liebt es, seine Helden französisch sprechen zu lassen, übrigens nicht immer ganz correct.

Die Erzählungen bekunden das, was man alte Manier nennen kann. Sie zeigen meist den leicht ironisch gefärbten Ton, der seit Heine Mode geworden war. Gelegentlich führt sich der Schriftsteller selbst ein. Anreden an den „geehrten Leser" und „die schöne Leserin" finden sich vielfach.

Den ersten Band der „Werke" nehmen die „Badenovellen" ein, deren Bezeichnung nach den einzelnen Badeorten: Ischl, Karlsbad, Kreuth, Ems, Baden-Baden, Helgoland etwas Gekünsteltes an sich hat; denn wenn man etwa Kreuth und Helgoland ausnimmt, könnte jede Geschichte auch irgend wo anders passirt sein. Das eigentliche Localcolorit fehlt, trotz der Anführung

von Straßen, Bergen, Häusern. Die meisten der Novellen verkünden glückliche und unglückliche Liebe. „Reine Liebe“: ein verzogenes Mädchen erhört keinen Freier, will auch nicht den vom Vater ihr zugedachten Vetter ehelichen und heirathet ihn schließlich doch, nachdem sie sich als Fräulein Müller verkleidet, in ihn, der als Maler Daniel Stern auftrat, und ihr ganzes Wesen von Grund aus umgestaltete, sterblich verliebt hatte. „Der Schein trügt“: eine verbrauchte Intriguengeschichte; ein Baron läßt sich durch ein Complott seiner auf seine Besitzungen erpichten Agnaten verleiten, an die Untreue seiner Gattin zu glauben, wird aber durch Vermittlung einer Gräfin, die er liebt, von dem an ihr begangenen Frevel und dem durch ihn geschehenen Unrecht überzeugt. „Molkenkuren“, ein etwas öder Parallismus: ein Graf, der eine Sängerin geliebt, die sich durch eine Verheirathung mit einem Standesgenossen ihm entzogen, wird glücklich mit einer Tänzerin, die einen Grafen heirathen sollte, der sich am Vermählungstage nach heftigen Vorwürfen seiner Schwester, einer mediatisirten Fürstin, durch Selbstmord aus dem Staube gemacht hat. Neben diesen Darstellungen glücklicher Liebe gibt es auch zwei unglückliche. „Eselfritze“: die Neigung eines Eseljungen zu einer adeligen Dame; er zieht ihr, die in ihrer Ehe unglücklich ist, nach und ertrinkt. Eigentlich hübsch ist nur die letzte Novelle „Das Mädchen von Helgoland“, die einzige, in der der Erzähler selbst als Hörender und Mithandelnder erscheint. Die Helgoländerin rettet einen Amerikaner und heirathet ihn. Er stirbt, sie wird von der Familie unwürdig behandelt und geht nach ihrer Heimath zurück.

Der zweite Band „Bunte Reihe“ enthält meist moderne Erzählungen. Nur zwei sind historisch, „Das böse Auge“ und „Meister Gutenbergs Tod“. Die letztere, etwas sentimental, bringt einen Sohn aus einer französischen Liebschaft des Meisters herbei, der des Alten letzte Tage verklärt und ihm treu bleibt, nachdem dem viel Verfolgten, schließlich Erblindeten, zuletzt die Gnade des Mainzer Erzbischofs gelächelt. Die erstere spielt im dreizehnten Jahrhundert ganz in der Nähe von Fulda und führt die dämonische Frau Winfriede von Ebersberg dem Leser vor. Sie wüthet förmlich in Blut und Leichen, denn nachdem Winfriedens Gemahl, ein gewaltiger Raubritter, hingerichtet worden, wird der Abt Berthold der Zweite, auf Anstiften der Winfriede, die ehemals von jenem verlassen worden war, von den Brüdern des Hingerichteten abgeschlachtet und schließlich diese und ihr ganzer Anhang im Rachekampfe getödtet. Das Historische steht D. ebenso wenig an, wie das Dämonische, der Charakter jener Frau mit dem bösen Blick bleibt durchaus unerklärt, gerade wie die Zeit Gutenberg's, trotz der angeführten Urkunden und des ein wenig archaistischen Tones der Sprache. „Kinderliebe“ erzählt die unglückliche Liebe eines nachgeborenen englischen Edelmanns. Es ist eben nicht sehr geschickt, daß wir fünf Seiten lang in einer Conditorei der Stadt Hannover warten müssen, um dem Schriftsteller zur Bekanntschaft des wenig interessanten Engländers zu verhelfen. „Blinde Liebe“ berichtet von einer nicht minder unglücklichen Neigung zweier Nachbarskinder, eines hübschen Mädchens und eines jüdischen Arztes, die, nach der Entfernung des Letzteren dreißig Jahre getrennt, sich noch einmal verlassen, nachdem der Arzt die wirklich Erblindete wieder sehend gemacht hatte. Unglückliche Liebe ist auch das Thema der „Nachbarkinder“, eines Kaufmannssohnes und einer Officierstochter, wo Reichthum und Armuth höchst seltsam bei den Personen der Handlung abwechseln und die etwas spröde Geliebte sich ihres Jugendfreundes erst erinnert, als es zu spät geworden. Nur „Die Schule der Welt“ zeigt den Dichter in seinem Fahrwasser: zwei deutsche Jugendfreunde, die in Paris zusammenkommen, sich in der Gunst einer Gräfin ablösen, sich schließlich

duelliren, obgleich sie durch innigste Jugendfreundschaft aneinander gefesselt sind, aber durch diesen Kampf geläutert werden; die Gräfin entschwindet ihnen, aber auch die wirkliche Geliebte des Einen, die der Andere nur kurze Zeit begehrt, die, da sie sich verlassen sieht, sich den Tod gibt. Das Ganze ist ein bischen ausgeklügelt und künstlich zugespitzt, aber eine gute Beobachtung des deutschen Journalisten- und Diplomatentreibens in dem Paris der 50er Jahre macht sich geltend, und die frische Darstellung eines zwar nicht durch das Gesetz aber durch die Sitte geheiligten Grisettenthums. Die Sprache in diesen Novellen ist manchmal geziert, z. B. „ihr Herz war so kalt, daß es der Frost nicht tiefer durchschauern konnte, und so dunkel, daß kein Licht darin Eingang fand". Ein Schriftsteller, der so stolz auf sein Französisch war, wie D., sollte nicht „Boulevart" schreiben, eine Schreibart, die zwar von der Akademie zugelassen, aber höchst ungewöhnlich ist, und dürfte gewiß nicht „in ihr Fauteuil" sagen.

Am frischesten sind die „Künstlernovellen" (Gesammelte Werke III). In der Schilderung des Künstlervölkchens, dem er selbst angehört, fühlt sich der Erzähler am wohlsten. Hier ist die flotte humoristische Erzählungsart, gelegentlich ein burlesker Humor, am meisten angebracht. In diesen Künstlergeschichten sind jedenfalls Typen verwendet, die der Dichter nicht zu erfinden brauchte, sondern in seinem Milieu vorfand: der Klexer, der sich für ein Genie hält, und nachdem er den von ihm erwarteten Preis nicht erhalten und einen verunglückten Selbstmordversuch gemacht hat, Handwerker und Ehemann wird und ein vortreffliches Leben führt („Der Schmied von Antwerpen"); der Dichter, der ein reiches Mädchen freit, sich, durch den geldstolzen Schwiegervater gereizt, Selbständigkeit und Ruhm erwirbt, aber aus innerer Leere und Mangel an Liebe zu seiner Gattin sich das Leben nimmt („Der arme Poet"); Karl Faulstich (genannt Carlo Farniente), der aus den elendesten Verhältnissen heraus, Hofdichter wird, und seine schwärmerisch geliebte Näherin heimführt („Der reiche Poet"). Die letztere Geschichte, wenn auch freilich das Liebesverhältniß und die Sitten des Dichters gar zu grotesk sind, liest sich recht gut. Die engeren Berufscollegen des Dichters, die Helden der beiden letzten Novellen, sehen völlig so aus, als wenn sie nach lebenden Mustern gearbeitet wären. Diesen sehr lebendigen Novellen gegenüber stehen merkwürdig altmodische und sentimentale. Die eine („Myrthe und Lorbeer") wimmelt dazu noch von Unglaublichkeiten. Ein italienischer Sänger kommt mit seiner Tochter nach Deutschland, findet dort einen Sohn des von ihm in Italien getödteten Verführers seiner Frau, will auch diesen vernichten, trifft aber statt dessen einen Gönner, einen reichen Künstler, der freilich großherzig zu Gunsten seines Freundes, eines Kritikers und Dichters, zurückgetreten war und kurz vor dem Sterben Letzteren zum Erben einsetzte. Wenn schon hier unglaubhafte Voraussetzungen, unwahrscheinliche Entwicklung, conventionelle Typen den denkbar schärfsten Contrast zu den eigentlichen Künstlererzählungen bilden, so gemahnt die Novelle „Vier Jahreszeiten" gar zu sehr an das Thema von Lorbeerbaum und Bettelstab. Ein Bauernmädchen, das eine große, verwöhnte Künstlerin geworden und durch die Verheirathung mit einem Grafen von der Bühne entfernt worden war, sehnt sich nach dieser zurück, fällt aber, da sie ihre Stimme verliert und den Reiz beim Publicum eingebüßt hat, schmählich durch. Dies ist eine so comödienhafte Erzählung, daß sie in keiner Spur Dingelstedt's Gepräge zeigt, und auch nicht wahrscheinlicher wird dadurch, daß ihr Schauplatz nach England und Italien verlegt wird. Einem ganz anderen Genre endlich gehört die Schlußnovelle („Deutsche Nächte in Paris") an. Ihre Einleitung ist höchst stimmungsvoll. Drei Deutsche, ein Buchhändler, ein

Lehrer und ein Dichter finden sich in einem Winkelcafé in Paris zusammen und erzählen sich dort ihre Liebesabenteuer; dieser Bericht ist nicht gerade frivol, denn die Darlegung des Liebesgenusses des Buchhändlers mit zwei Ladenfräuleins und des Lehrers mit einer Gesandtenfrau werden im Vergleich zu modernen realistischen Darstellungen höchst decent erzählt. Sie athmen die frische Genußfreudigkeit des aus dem Zwange deutscher Provinzialstädte in das freie Paris versetzten Dichters. Sie geben ferner der Vermuthung Raum, daß hier Abenteuer benutzt sind, die so oder ähnlich dem Erzähler begegnet sein könnten (übrigens erinnert manches an die schon oben behandelte „Schule der Welt"), oder daß Persönlichkeiten gezeichnet werden, die Dingelstedt's Umgangskreis in der Seinestadt ausmachten. Der Lehrer, der scherzhaft Diplomat genannt wird, trägt Züge seines Wesens; vielleicht versteckt er sich auch unter dem Dichter, der statt der Erzählung, die man von ihm erwartet, einen Brief schickt, in welchem er den Bericht für die Zukunft verspricht. Endlich — und das ist das merkwürdigste — gibt sie vollkommen die antiaristokratische Gesinnung des Romans „Unter der Erde" wieder (vgl. Werke II, 324) und bietet (a. a. O. S. 276) ein treues Bild der Flüchtlingsstimmung, wie sie bei freiwillig und unfreiwillig Verbannten am Anfang der 40er Jahre herrschte.

Die erzählenden Dichtungen, die mit Romanen begannen, schließen auch mit einem solchen. „Die Amazone. Roman in zwölf Kapiteln", zuerst 1868 erschienen, jetzt Werke VI, kann am besten den Künstlernovellen angereiht werden. Das große Werk, das freilich auf seinen immerhin mäßigen Umfang stolz, am Schluß auf die drei- bis neunbändigen Ungethüme ironisch hinweist, ähnelt den kleineren in der flüssigen, humoristisch gefärbten, manchmal etwas geistreichelnden Manier, ferner dadurch, daß Künstler die Hauptpersonen bilden. Es unterscheidet sich jedoch von ihnen durch den Umstand, daß außer auf die Aristokratie des Geistes auch auf die der Geburt großer Werth gelegt wird, sodaß schließlich die Primadonna sich als Tochter eines alten schottischen Adeligen entpuppt, ferner durch einen heftigen Spott gegen jüdische Journalisten, von denen in Hirsch Meyer und Meyer-Hirsch recht böse Zerrbilder gegeben werden. Denn daß Kritiker angesehener Blätter wirklich so bestechlich und gemein sind, und wie diese noch 1868 in schlimmster Weise mauscheln, glaubte D. wol selbst nicht. Der Roman spielt in einer deutschen Residenzstadt, vermuthlich Stuttgart. Ob der König und der österreichische(?) Gesandte Porträts sind, läßt sich nicht entscheiden. Sicher sind es indessen andere Frauen- und Männergestalten: die Heldin, die Amazone, die ihren Beinamen, wonach auch der Roman genannt ist, nicht etwa von ihren kriegerischen Neigungen, sondern von einer Oper führt, in der sie die Hauptrolle creirt — vielleicht nach des Dichters Gattin —, der Bankier, der Künstler, dessen Factotum, sie alle sind nach wirklichen Modellen geschildert. Die Geschichte selbst ist nicht einwandsfrei, wenn sie auch in dem Bankier eine vorzügliche Figur darstellt, eine moderne Finanzgröße, deren Speculationen, deren Thätigkeit bei der Emission neuer Eisenbahnpapiere und deren Machenschaften in amerikanischen Effecten bei Gelegenheit des Krieges mit den Südstaaten höchst charakteristisch vorgeführt werden, ferner prächtige Darstellungen des Vorzimmers einer Diva und einer Künstlerwirthschaft bietet. Schon die Technik gibt zu manchen Bedenken Anlaß: daß alle vier Helden, der Künstler, die Sängerin, der Bankier, der Gesandte, ihre Geschichte ziemlich rasch nacheinander etwas langathmig erzählen, ist ermüdend und ungeschickt. Daß der Gesandte im Auftrage des Künstlers und des Bankiers bei der Sängerin um ihre Hand anhält, ihr von

Beiden abräth, sich selbst empfiehlt, jedoch, da er sie durch eine Indiscretion in große Empörung versetzt, schließlich die Tochter des Bankiers heirathet, während der Künstler Roland — Paphnutius Meyer, der Sohn eines Hirten — mit der Amazone Seraphine Lommond, eigentlich einer Gräfin v. Menteith, glücklich wird, — das Factotum des Künstlers und die böhmische Zofe der Künstlerin bilden dann das dritte Paar, — leidet doch recht stark an innerer Unwahrscheinlichkeit. Das Ganze ist aber frisch und lustig erzählt. Die Charaktere werden gut aus einandergehalten; die Apologie des rothen Haares (S. 55) wirkt ebenso modern, wie der Zweifel unmodern ist, ob es auch Rechen- und Schreibmaschinen geben werde (S. 277). Viele amüsante Schilderungen wechseln mit schlechten Witzen: die Bemerkung, daß es unmöglich sei mit den Namen Meyer und Schmidt berühmt zu werden (S. 77), die Erklärung des Wortes Geschäftsträger als träg in Geschäften (S. 206) oder die Bemerkung, die neue Musikschule führe vom „Wagen" den Namen (S. 143), wobei erwähnt sein mag, daß gegen die Zukunftsmusik, trotz aller Freundschaft mit Liszt, häufig spöttische Bemerkungen vorkommen. Die Typen aus der Theater-, Kunst-, Börsen- und Diplomatenwelt sind scharf beobachtet und wahrheitsgetreu dargestellt; einer bestimmten Tendenz soll der Roman ebenso wenig dienen, wie der Darlegung großer Gedanken. Gegenüber der leichtfertigen Art, mit der sonst Theaterprinzessinnen dargestellt werden, ist der Eifer auffallend, mit welchem hier die Jungfräulichkeit der Primadonna vertheidigt wird.

D. war kein Dramatiker. Zwar seine mannichfachen Prologe aus der Kasseler Zeit, aus Stuttgart, Weimar, München, Wien, die ein Menschenalter hindurchgehen, von etwa 1840 bis 1875, sind stimmungsvoll und den Umständen gemäß. Sie geben Wagner die Ehre, ebenso wie Shakespeare, Molière, Schiller, Beethoven; gewähren Huldigungen einigen Fürsten und finden den rechten Ton, um zum Wohlthun aufzurufen. Seine größeren Dramen indessen beweisen seine Unfähigkeit als dramatischer Dichter. Von dem „Gespenst der Ehre" ist schon die Rede gewesen, aber auch sein berühmtes Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt" in fünf Aufzügen ist keine vollendete Leistung. Das Trauerspiel beweist fleißige geschichtliche Studien; den Stoff hatte er schon in seinem Buch „Jusqu'à la mer" angedeutet und gab am Schlusse der ersten Ausgabe als seine Quelle Kampen's Geschichte der Niederlande und die dort angeführten Gewährsmänner an. Die drei verschiedenen Kreise des Dramas, Moritz von Oranien und die Seinen, die Familie Barneveldt, die Verschwörer, sind gut auseinander gehalten. Auch enthält das Drama einige höchst wirksame Scenen. Im ersten Act das erfolglose Erscheinen Oranien's im Barneveldt'schen Hause, um die alte Frau zu veranlassen, den Gatten zur Umkehr zu bewegen, im letzten Acte das gleichfalls vergebliche Erflehen der Gnade Oranien's durch die alte Frau und ihre Schwiegertochter Wallburg; im dritten die Verschwörungsscene und Anderes. Aber die Umkehr der zwei zum Morde Oranien's gedungenen Gesellen, des Soldaten Jaassen und des Malaien Siad, der, wie man richtig bemerkt hat, an den Mohr in Schiller's Fiesco erinnert, ist nicht genügend motivirt, obwol die Scene effectvoll genug ist. Ebenso wenig begründet ist die Liebe der Wallburg zu ihrem Schwager Rainer, dem ältesten Sohne des Barneveldt'schen Hauses, und die durch sie geschehende Aushändigung des für Rainer ausgestellten Freibriefes an dessen Bruder, ihren Gatten Wilhelm, der von ihr und der Mutter verachtet wird, eine That, die man bei ihrer Liebe zu Rainer schwer versteht. Der Charakter dieses Rainer bleibt völlig unklar; er ist ein Mann der Ordnung, will sich zur Verschwörung nicht verleiten lassen

und doch unterschreibt er schließlich den Wechsel, wodurch, wie er weiß, die Möglichkeit der Verschwörung gegeben ist. Von seiner großartigen Stellung, seiner Beliebtheit beim Volke, seiner Unentbehrlichkeit für das geplante Unternehmen wird beständig gesprochen, ohne daß diese Stellung und Berechtigung erklärt wird. Der Schluß ist verfehlt. Statt einer Tragödie großen Stils gewährt er ein schwächliches, durch die Vorgeschichte unbegründetes Melodrama. Wilhelm, der auf jenen Freibrief hin sich gerettet hatte, kehrt zurück. Statt von Mutter und Gattin verstoßen zu werden, eine That, die im Wesen dieser heroischen Frauen begründet wäre, wird er nach einem unglaubhaften Reuebekenntniß von Beiden wieder aufgenommen. Die Unschuldigen, an denen man Interesse hat, gehen zu Grunde, die Schuldigen bleiben am Leben, — ein schwacher Ausgang eines mit kraftvollen Scenen und manchen gutgezeichneten Typen gesättigten Stückes.

Die mir vorliegende gedruckte Bühnenhandschrift aus Hemsen's Besitz bietet übrigens zahlreiche Verschiedenheiten gegenüber dem in den Werken aufgenommenen Text. Einzelne Personen treten hier auf, die später weggelassen sind, z. B. die Stiefmutter Moritzens, Ludowika, Prinzessin von Oranien. Vor allem war der Schluß ganz anders. Wilhelm kommt auch hier zurück, will sich, nachdem die Mutter ihn verstoßen, erdolchen, läßt aber auf Befehl der Mutter den Dolch fallen. Nun wird Rainer zu ihr geführt, um vor seinem Todesgang sich den mütterlichen Segen zu holen. Wallburg erklärt ihm ihre Liebe und er wird zum Tode abgerufen. Auch dieser melodramatische Schluß ist zwar kein Meisterstück, aber natürlicher als der in der neuen Ausgabe hinzugedichtete. Das Stück wurde auf vielen deutschen Bühnen, Dresden, Stuttgart, München, Mannheim mit Erfolg zur Aufführung gebracht.

Dramatische Pläne beschäftigten D. außerdem genug. Am häufigsten Milton und André Chenier, Pläne, über die er den Rath von Fachgenossen, Hackländer und Devrient, einholte. Der letztere Plan ist deswegen merkwürdig genug, weil er in dieselbe Zeit fällt, in der Griepenkerl, Gottschall u. A. die französischen Revolutionsmänner zu Dramenhelden wählten. Auch die ungarische Revolution wollte er in seinem Drama „Der Ungar und sein Kind" bearbeiten, wurde aber von der Bearbeitung durch das Bedenken abgehalten, die österreichischen Bühnen sich zu verschließen. Auch eine dramatische Satire auf 1848 war beabsichtigt; einem Plan (Armida) gab die Lola Montez-Episode ihren Ursprung. Daneben war ein Lustspiel „Herr Oberkellner" und andere beabsichtigt. Doch über alle diese Dramen vermögen die einzig erhaltenen „Geistreichen Frag- und Antwortspiele" zwischen D. und seinen Freunden keine genügende Auskunft zu geben.

Unter seinen dramaturgischen Arbeiten sind außer dem „Literarischen Bilderbuch" (Berlin 1878), das eine Anzahl Essays, die auf Dramen bezüglich sind, enthält, hauptsächlich die Goethe, Molière und Shakespeare gewidmeten Arbeiten zu erwähnen. Ueber die Bearbeitung Shakespeare's ist oben gesprochen. Wol aber muß über die Shakespeare-Uebersetzung hier ein Wort gesagt werden. Ueber sie, die im J. 1867 erschien, verdanke ich Herrn Professor H. Conrad folgende Bemerkungen: „Sie hat unter den Gebildeten Deutschlands niemals recht Wurzel fassen können. D. hat nur vier Dramen übersetzt; seine Arbeit ist nicht als hervorragend gelungen zu bezeichnen. Obgleich es ihm als geborenem Dichter und leidlichem Kenner der englischen Sprache leichter als seinen Mitarbeitern Jordan, Seeger, Simrock u. A. wird, den Sinn schwieriger und bedeutsamer Stellen zu fassen und in schöner Form zu gestalten, sehen wir doch zu Zeiten seinen philologischen Eifer erkalten und

sein Ringen nach Formvollendung matt werden, und neben Stellen, die wir als classische Wiedergabe des Shakespeare'schen Textes empfinden, treten uns nur zu häufig andere entgegen, die nicht genügend durchdacht, leichthin, gleichsam im Negligé aufs Papier geworfen und kaum noch als Verse anzusprechen sind. Charakteristisch für seine Uebersetzung ist einerseits die Unfähigkeit, der markigen Kraft und gewaltigen Leidenschaft des Dichters gerecht zu werden, andererseits die Willkür in der Auslassung ganzer Sätze und der Verkürzung längerer Passagen". Die Bühnenausgabe des „Geizigen" ist völlig verfehlt. Auch das Goethe gewidmete Buch, eine „Fausttrilogie" (Berlin 1876) halte ich für verkehrt. Den ersten Theil der Dichtung auf zwei Abende zu vertheilen, den zweiten einem einzigen zuzuweisen, ist Unrecht gegen den letzteren. Der erste Abend sollte die Prologe und das sogenannte Monodrama, der zweite den ersten Theil, vom Osterspaziergange bis zum Ende der Gretchentragödie, enthalten. Die einzelnen Vorschläge zeigen den praktischen Bühnenmann, sind aber zum Theil sehr bedenklich. Aus dem Studirzimmer soll Faust und Mephisto auf einem Flugwerk hinausfliegen und währenddessen das ganze Zimmer abbrennen und einstürzen; in Auerbach's Keller sollte jeder Student einen anderen Dialekt reden. Geradezu antigoethisch ist der Vorschlag, daß in der Hexenküche nicht ein Bild erscheinen, sondern eine wirkliche Schönheit dargestellt werden sollte, die zuerst schläft, dann die Arme ausstreckt und aus dem Bilde herauszuwachsen scheint, oder gar die Anweisung, Gretchen solle, nachdem sie sich ausgezogen, aus dem Vorhang herausblinzeln nach der Stelle, wo Faust und Mephisto ständen. Brauchbar ist nur die Anwendung der Wandeldecoration für die Walpurgisnachtscene und einzelne andere. Die Willkürlichkeiten im zweiten Theil sind ungeheuer; im zweiten Act bleibt nach Dingelstedt's Angabe kein Stein auf dem anderen. Gestrichen sind die Homunculus-, Wagner-, Baccalaureus-, Euphorion-Scenen. Von der classischen Walpurgisnacht bleibt nur ein kurzes Spiel, das hinter einem durchsichtigen Gazevorhang dargestellt wird. Auf diese Weise werden die fünf Acte der gewaltigen Tragödie in vier zusammengezogen. Der Lust des Decorateurs und Musikers wird Genüge gethan. Als Hauptbestreben des Bearbeiters erscheint der Wunsch, Faust in den Vordergrund zu rücken und ihn nicht durch die Masse der Nebenscenen zurückdrängen zu lassen.

In seinen Aufzeichnungen über D., die den rein biographischen Mittheilungen dieser Arbeit, aber auch nur diesen, zu Grunde gelegt sind, braucht Rodenberg einmal das richtige Wort: „Der Dingelstedt, welcher leben wird, sei es auch nur in unseren Schulbüchern und Anthologien, ist der, welcher das Gedicht von der Weser, den Jordansgesang, die Nachtwächterlieder, den Roman, die drei Stücklein aus dem Todtentanz, die poetische Chronik seines Hauses geschrieben hat". Vieles von diesen lyrischen Meisterwerken ist bereits oben behandelt und genügend gewürdigt. Wesergesang, Roman und Todtentanz verdienen hier noch ein Wort. Das Weserlied ist ein herrlicher Gesang, Natur und Geschichte mit warmen poetischen Worten preisend, in der älteren Fassung romantischer und nicht so historisch-patriotisch zugespitzt als in der zweiten. Der Roman, ein Intermezzo in 20 kurzen Gedichten, ist von gewaltiger Kraft und großer Wirkung: die erotische Schilderung einer den ganzen Menschen packenden Liebe. Die drei Stücklein aus dem Todtentanz (München 1849) stellen ungemein ergreifende Todesbilder aus der Münchener Cholerazeit dar: eines Schneiders, der im Würfelspiel die niedrigste Nummer gezogen, eines Hofschauspielers, der mit seinem Mütterlein nach München gepilgert, einer Amme aus einem Grafenhause. Man muß den farbenprächtigen Roman und diese düsteren Todtentanzbilder nacheinander lesen, um die große Kraft, die hin-

reißende Gewalt dieses Lyrikers zu erkennen. Nicht minder verschiedenartige Töne weiß er in seinen Familien- und Gelegenheitsdichtungen zu finden. Treue, unentwegte, im Alter nicht erkaltende Liebe zu der Gattin, innige Zärtlichkeit zu den Kindern, herzliche Anhänglichkeit an die Freunde, graziöse Huldigungen für die Schönheit, ehrfurchtsvolles Beugen vor den großen Geistern, das alles findet man in tadellosen Versen, reinen, niemals gekünstelten Reimen ausgedrückt. Dazu kommen aus allen Perioden, denen des Lehrers, Flüchtlings, des Intendanten und des Barons ein treues Festhalten am Deutschthum, die Hoffnung auf eine gesegnete Entwicklung und Einheit des Vaterlandes. Der Poet, der 1866 trotz seiner österreichischen Sympathien dem König von Preußen in warmen Worten die Idee des Kaiserthums ans Herz legte, der Dichter, der seine in Triest lebenden Enkel beschwor deutsch zu bleiben in Gesinnung und Sprache, durfte mit Recht von sich sagen, daß er „ein deutscher Dichter" war.

Julius Rodenberg, Heimathserinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Berlin 1882; — Derſ., Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen. 2 Bde. Berlin 1891 (Hauptwerk, mit vielen ungedruckten Briefen und Gedichten). — Einzelnes: Briefe an Gustav Kolb, N. Fr. Pr. 1. u. 5. März 1882; an Halm: Grillparzer-Jahrb. Bd. 8; Briefe an Döbler: Deutsche Dichtung, 1897 (August); an Liszt: Briefe, hsg. von La Mara, 2 Bde., Lpz. 1893 f. Einzelne Briefe (Hs.) in der Kgl. Bibl. Berlin; andere im Nachlaß Ad. Stahr's. — Notizen in: Adelheid v. Schorn, Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe. Berlin 1901. — Die Schriften sind oben einzeln genannt. Das Hauptsächlichste ist zusammengestellt in: Franz Dingelstedt's Sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe in 12 Bänden. Berlin, Paetel 1879. 1. Abtheilung: Erzählende Dichtungen 6 Bde.; 2. Abth.: Lyrische Dichtungen 2 Bde.; 3. Abth.: Theater 4 Bde.

Ludwig Geiger.

Dingelstedt: Jenny D.-Lutzer, die Gemahlin Franz Dingelstedt's, war vor ihrer Verheirathung eine der gefeiertsten deutschen Bühnensängerinnen, deren Berühmtheit derjenigen Henriette Sontag's kaum nachstand. Sie wurde als die Tochter eines wohlhabenden Tischlermeisters am 4. März 1816 in Prag geboren und erhielt schon frühzeitig Gesangsunterricht. Um sie durch Cicimara ausbilden zu lassen, zog der Vater für einige Zeit nach Wien. Später nahm sie in Prag bei Mad. Zomp-Teyber Gesangsunterricht. Schon bei ihrem ersten Auftreten in einem Concert in Prag im J. 1829 erregte sie durch ihre brillante Coloratur und ihre glockenreine Stimme Aufsehen. Ihr erstes Debut auf der Bühne zu Prag erfolgte am 12. Mai 1832 als Helene in der Oper „Das Fräulein am See". Bald wurde sie neben der Podhorsky der Liebling des Prager Publicums. Besonders glanzvoll war ihr Auftreten als Norma; sie riß mit dieser Leistung das Publicum zu begeistertsten Beifallsstürmen hin. Es war daher ein harter Schlag für die Prager Bühne, als sie sich im J. 1836 entschloß, einen Ruf an die Wiener Hofoper anzunehmen. Am 6. Juni 1837 nahm sie bei einem vollen Haus und unter anhaltendem Applaus Abschied von den Pragern, die sie bei ihrer Wiederkehr zu einem Gastspiel im J. 1839 aufs neue mit Jubel begrüßten. In Wien bezog sie das hohe Jahresgehalt von 16 000 fl. C.-M. Auch hier wurde sie bald der Star des alten Kärnthnerthortheaters und so beliebt, daß man ihr bei ihrem Abschied von der Bühne im J. 1844 eine Medaille mit der Umschrift überreichte: „Der Kunst unersetzlich, den Wienern unvergeßlich". Dieser Abschied erfolgte infolge ihrer Verheirathung mit Dingelstedt, der sie während ihres Gastspieles in London kennen gelernt hatte und ihr im Herbste 1842

nach Wien nachreiste. Erst nach Ueberwindung von allerlei confessionellen und anderen Hindernissen konnte die Vermählung in Wien am 27. April 1844 vollzogen werden. Dingelstedt's Frau verließ die Bühne für immer und folgte ihm in seine verschiedenen Stellungen nach Stuttgart, München, Weimar und nach Wien, wo sie in der Nacht vom 2. zum 3. October 1877 starb. Dingelstedt verehrte seine Gattin, die Mutter seiner Kinder, bis zur letzten Stunde und besang sie in einer langen Reihe von Liebesliedern. Sie verdiente diese seine Zuneigung, „denn sie wurde dem Angefeindeten und viel Geschmähten als Freundin, als Braut und Gattin eine starke und treue Stütze".

Vgl. Almanach d. Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. von Ernst Gettke. 7. Jahrg. 1879. Berlin o. J., S. 127—128. — Deutscher Bühnen-Almanach, 42. Jahrg. Hrsg. von A. Entsch. Berlin 1878, S. 130—131. — Julius Rodenberg, Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Berlin 1882, S. 141—147; — derſ., Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen. Berlin 1891. Bd. I, S. 204—214; Bd. II, 12—31. — Oscar Teuber, Geschichte d. Prager Theaters. III. Theil. Prag 1888. (Register.)

H. A. Lier.

Ditfurth: Franz Wilhelm Freiherr von D., Forscher und Sammler auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes, wurde am 7. October 1801 auf dem väterlichen Gute Dankersen bei Rinteln geboren. Sein Vater war kurhessischer Landrath und Vorstand der Schaumburger Ritterschaft; seine Mutter starb 1808 bei der Geburt seines jüngsten Bruders, der die Reihe von 21 Geschwistern abschloß, von denen aber nur noch 14 am Leben waren. Vielbeschäftigt, wie der Vater theils in seiner amtlichen Stellung, theils mit seinen großen Oekonomiegütern war, konnte er seinen jüngsten Kindern wenig Aufmerksamkeit widmen, und diese wuchsen denn unter der dürftigen Pflege von Haushälterinnen und der mangelhaften Erziehung von Hauslehrern ziemlich verwildert heran. In Franz Wilhelm v. D. zeigte sich schon frühzeitig ein entschiedener Hang zur Musik; es fand sich aber keine Gelegenheit, ihm darin Unterricht zu ertheilen. Im J. 1815 starb der Vater. Zwei Jahre später kam der Sohn mit seinem jüngeren Bruder auf das neu gegründete Gymnasium in Rinteln, wo er sich durch Fleiß und Betragen, insonderheit aber durch seine Leistungen im Chorgesange auszeichnete, in welchem Zweige der Musik er hier auch den ersten Unterricht erhielt. 1820 bezog D. die Universität Marburg, um die Rechte zu studiren. Mehr mit Musik und Poesie beschäftigt, später in allerhand studentische Verbindungen und Händel verwickelt, ward dem Berufsstudium wenig Zeit gewidmet, bis endlich ein angedrohtes consilium abeundi diese Gährungsperiode abschloß und anhaltender Fleiß das Versäumte nunmehr nachholte. Im Herbst 1825 verließ D. die Universität, um sich in Kassel zum Examen vorzubereiten. Dort kam er sehr bald mit Spohr und andern Musikern in Berührung, und auf ihren Rath beschloß er, seiner Neigung zu folgen und sich gänzlich der Musik zu widmen. Er that dies um so lieber, als ohnehin wenig Aussicht in der juristischen Laufbahn war. Damals herrschte die Reichenbach allmächtig in Kurhessen, und wer ihr nicht zu Füßen lag, war wie geächtet. Auch die Familie des älteren Bruders Ditfurth's, bei dem er wohnte, war in Ungnade gefallen und somit auch für ihn jede Hoffnung auf eine Anstellung im Staatsdienste abgeschnitten. D. ging nun nach Leipzig und begann bei Moritz Hauptmann Musik zu studiren. Während dieser Zeit ward er mit dem Geheimrath v. Appell und mit Dr. Großheim bekannt, von denen er die

vielen schönen Volkslieder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges erhielt, welche ihn zuerst auf die historischen Volksdichtungen hinwiesen, deren Sammlung ihn in der Folge bis an sein Lebensende beschäftigte. Im J. 1830 siedelte D. nach Unterfranken über, wo sich sein Bruder in dem schönen Theres angekauft hatte. Hier gewann er bald die reichgesegnete, schöne Gegend und die ländliche Beschäftigung so lieb, daß er länger dort verweilte, als er zuerst beabsichtigte. Gleichzeitig eröffnete sich ihm im dortigen Volksgesange ein so ergiebiges neues Feld, daß er immer tiefer und emsiger in das Sammeln der Volkslieder gerieth, wobei ihm seine musikalischen Kenntnisse doppelt zu Statten kamen. Durch seine Bekanntschaft mit Gottfried v. Tucher, dem ausgezeichneten Musikforscher, ward er auf das Gebiet der alten Musik geführt, und brachte er eine Reihe der schönsten Werke alter Niederländer, Italiener, Spanier, Franzosen und Deutschen aus den Originalstimmen des 16. und 17. Jahrhunderts in Partitur, sowie fast alle wichtigsten Chorwerke deutscher Meister jener Zeit. Auch eigene Dichtungen wurden nicht versäumt: es entstanden eine Menge Balladen und lyrische Poesien, von denen indeß nur wenige in Zeitschriften veröffentlicht wurden. So vergingen Jahre, in welchen er zwischendurch längere Zeit auch in Coburg, Würzburg, Bamberg, Berlin, Kassel, Stuttgart und Leipzig verweilte. In Leipzig gab er 1855 die „Fränkischen Volkslieder mit ihren zweistimmigen Weisen" heraus und vermählte sich in demselben Jahre mit Thekla, der Tochter des Leipziger Buchhändlers Wallis, worauf er seinen Wohnsitz in München nahm. Hier entstand sein Trauerspiel „Judith", das bei einer Preisconcurrenz unter den sieben besten genannt wurde. Im J. 1859 zog D. auf Veranlassung des Gründers des Germanischen Museums nach Nürnberg, um das Fach der alten Musik zu übernehmen, sah sich aber in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Seit dieser Zeit hat ihn eine lange Kette von Verlusten und Widerwärtigkeiten aller Art betroffen, die seine Lage oft zu einer recht gedrückten machten, da auch von größeren litterarischen Arbeiten trotz aller Bemühungen nichts zu verwerthen war und sein eigenes Vermögen allmählich zugesetzt werden mußte. Erst im J. 1869 gelang es, einen Theil der viele Jahre lang gesammelten Volkslieder, die „Einhundert historische Volkslieder des preußischen Heeres von 1675 bis 1866" (1870) herauszugeben, und da dieses Werk von der gesammten Presse mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen wurde, so konnte D. mit einer freudigen Genugthuung dem Volke auch noch weitere Sammlungen darbieten, wie „Die historischen Volkslieder des bayrischen Heeres von 1620—1870" (1871), „Die historischen Volkslieder des 7jährigen Krieges von 1756—1763" (1871), „Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege von 1812—1815" (1871), „Die historischen Volkslieder vom Ende des 7jähr. Krieges bis zum Brand von Moskau" (1872), „Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleons nach Elba bis zur Gründung des Nordbundes, 1815—1866" (1872), „Historische Volkslieder und volksthümliche Lieder des Krieges 1870—71" (II, 1872), „Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrh. Wort und Weise gesammelt" (1872), „52 ungedruckte Balladen aus dem 16., 17. und 18. Jahrh. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und mündlicher Ueberlieferung" (1874), „110 Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" (1874), „Die historischen Volkslieder des österreich. Heeres von 1683—1849" (1874), „Hundert unedirte Lieder des 16. und 17. Jahrh. mit ihren zweistimmigen Singweisen" (1876), „Fünfzig ungedruckte Balladen und Liebeslieder des 16. Jahrh. mit den alten Singweisen" (1877), „Alte Schwänke und Märlein. Neu gereimt" (1877), „Die historischen Volkslieder vom Ende

des 30jähr. Krieges 1648 bis zum Beginn des 7jähr. Krieges 1756" (1877). An eigenen Dichtungen gab D. noch heraus „Ein Pilgerstrauß" (1870) und „Kreuz und Schwert. Zeitklänge aus den Jahren 1870 und 1871" (1871). Beide Sammlungen enthalten zwar Poesien von großer Kraft und Schönheit, sind aber in den Tagen des Krieges fast unbeachtet geblieben. D. starb in Nürnberg am 25. Mai 1880.

Persönliche Mittheilungen. Franz Brümmer.

Dittel: Leopold Ritter von D., berühmter deutsch-österreichischer Chirurg, wurde am 15. Mai 1815 zu Fulneck in Schlesien geboren. Er absolvirte das Gymnasium zu Troppau in Schlesien und studirte Medicin in Wien, wo er am 9. Juni 1840 zum Doctor der Medicin promovirt wurde und sich den Grad eines Doctors der Chirurgie und Magisters der Geburtshülfe erwarb. D. ließ sich zunächst als praktischer Arzt in Wien nieder und betrieb mit großer Emsigkeit orthopädische Studien, während er im Sommer alljährlich als Badearzt in Trentschen-Teplitz prakticirte. Erst verhältnißmäßig spät entschied er sich für die wissenschaftliche Laufbahn. Zunächst wurde er Hülfsarzt am allgemeinen Krankenhause in Wien, eine Zeit lang war er auch Assistent an der Anstalt für Staatsarzneikunde unter Kolletschka. Dann trat er als Assistent bei Dumreicher ein und unter dessen Leitung bildete er sich zum Specialchirurgen, namentlich in der Urologie aus. Nach Absolvirung der Assistentenzeit an der Dumreicher'schen Klinik habilitirte er sich 1856 als Privatdocent der Chirurgie an der Wiener Universität. Am 25. Juli 1861 erfolgte seine Ernennung zum Primararzte der chirurgischen Abtheilung im k. k. allgemeinen Krankenhause in Wien und am 21. Juni 1865 wurde er zum außerordentlichen Professor der Chirurgie ernannt. Die ihm 1880 angebotene ordentliche Professur als Nachfolger Dumreicher's lehnte er ab, verblieb vielmehr in seiner vorherigen Stellung, feierte am 9. Juni 1890 sein 50jähriges Doctorjubiläum, wobei ihm ebenso wie bei seiner 80. Geburtstagsfeier zahlreiche Ehrungen bereitet wurden und starb nach längerer Krankheit am 28. Juli 1898.

Dittel's wissenschaftlicher Ruf ist durch seine Leistungen in der Urologie begründet, die ihn den Hauptrepräsentanten dieser Wissenschaft in der Neuzeit: Sir Henry Thompson und Felix Guyon ebenbürtig zur Seite stellen. Seine zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiete betreffen fast alle Capitel, die Krankheiten der Blase, der Prostata, der Harnröhre; eine Reihe von operativen Modificationen und instrumentalen Neuerungen sind ihm zu verdanken. In der Gedenkrede von Albert in der Wiener Gesellschaft der Aerzte, deren Ehrenpräsident D. war (Wiener klinische Wochenschrift 1898), werden als eigentlich originelle Leistungen Dittel's aufgezählt: Die Construction eines Arzneimittelträgers zur localisirten Medication der Harnröhre, die Mitbegründung resp. der weitere Ausbau der endoscopischen Diagnose, besonders der Blasentumoren, die Anbringung des Glühlämpchens am Kystoscop an Stelle des früheren Platindrahtes, wodurch die Wasserspülung entbehrlich wurde, die Empfehlung der Rectalpunction bei der Harnverhaltung der Prostatiker, die systematische Verwerthung des hohen Blasenstichs, die erstmalige Einführung eines Kautschukkatheters durch die Fistelöffnung u. v. a. 1884 hatte er bereits 52 Mal den hohen Blasenstich ausgeführt und 1894 konnte er über das achte Hundert seiner Steinoperationen einen Bericht veröffentlichen. Die erste Publication Dittel's zur Urologie erfolgte 1854 in einem Fall von Fremdkörper in der Harnblase, der durch den Mastdarm-Blasenschnitt geheilt war. 1859 erfolgten die „Beiträge zur Pathologie und Therapie der männlichen Geschlechtstheile", 1861 ein Artikel über die „Ein-

theilung der Harnröhrenstricturen", 1862 die „Beiträge zur Pathologie und Therapie der Harnröhrenstricturen", „Callöse Strictur", 1863 ein Fall von „Narbenstrictur im bulbären Theil der Harnröhre, erweitert mit Hold's Dilatator", „Die Nosologie der Harnröhrenfisteln", 1864 „Der Katheterismus", „Apparat zur Fixirung des Katheters". Daran schließen sich verschiedene Veröffentlichungen in den Oesterr. medic. Jahrbb. von 1867—1881. Ferner: „Die Stricturen der Harnröhre" (im Handbuche d. Chir. v. Pitha-Billroth, Bd. III, Abth. 2, 1872; dasselbe in d. Dtsch. Chir. v. Billroth-Lücke), sowie zahlreiche Abhandlungen in verschiedenen Wiener Zeitschriften. Auch andere Gebiete der Chirurgie hat D. bereichert. In Betracht kommen hierfür besonders seine Aufsehen erregenden Erstlingsarbeiten über die Halsfascien, über Coxalgie („Coxalgische Studie zur Bestimmung der Größe der Verkürzung der coxalgischen Extremitäten" 1866), über elastische Ligatur, A jour-Verband bei osteoplastischen Operationen nach Gritti und Pirogoff, über orthopädische Gegenstände u. s. w. 1864 setzte D. die Gründung einer besonderen chirurgisch-anatomischen Anstalt durch, an der er selbst lange Zeit die Uebungen leitete.

Vgl. Pagel, Biogr. Lex. hervorr. Aerzte d. XIX. Jhs. (Berlin u. Wien 1901), S. 397 ff. Pagel.

Dittes: Friedrich D., der bedeutendste und einflußreichste liberale Pädagog seit Diesterweg, ist am 23. September 1829 zu Irfersgrün bei Auerbach im sächsischen Voigtlande als Sohn eines unbemittelten, reich mit Kindern gesegneten Landmanns geboren. Er besuchte die Dorfschule und wurde nebenbei vom Pfarrer des Ortes in einigen Mittelschulfächern unterrichtet. Nach seiner Confirmation faßte er den Entschluß, sich dem Lehrerberufe zu widmen. Er trat deshalb 1844 in das Seminar zu Plauen im Voigtlande ein, das er vier Jahre lang besuchte. Nachdem er die Abgangsprüfung mit günstigem Erfolge bestanden hatte, wurde er zunächst 1848 Schulvicar in Thalheim bei Chemnitz, dann 1849 Lehrer an der Bürgerschule der voigtländischen Industriestadt Reichenbach. Die freie Zeit, die ihm diese Stellung ließ, verwendete er als Autodidact zu sprachlichen und philosophischen Studien. Nachdem er die zweite vorgeschriebene Lehrerprüfung bestanden hatte, nahm er, um seinen Wissensdrang an der Quelle zu befriedigen, Urlaub, ließ sich an der Universität Leipzig als Hörer einschreiben und belegte hauptsächlich philosophische, psychologische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Als nach $1^1/_2$ Jahr seine beschränkten Mittel zu Ende gegangen waren, sah er sich genöthigt, nach Reichenbach in sein früheres Amt zurückzukehren. 1853 vertauschte er diese Stellung mit einer besseren an der Bürgerschule zu Plauen, wo er vier Jahre lang mit großer Treue wirkte. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich nach wie vor mit philosophischen Studien, insbesondere mit den psychologischen und pädagogischen Werken Eduard Beneke's. Als deren Frucht veröffentlichte er vier Schriften, von denen drei zu seiner Freude mit Preisen gekrönt wurden. 1853 erschien zunächst eine umfangreiche Abhandlung über „Das menschliche Bewußtsein", in welcher er dasselbe psychologisch zu erklären versuchte und den Eltern und Erziehern Anweisung gab, es nach den Regeln der Pädagogik auszubilden. Im folgenden Jahre gab er eine Untersuchung über „Das Aesthetische" heraus, das er nach seinem eigenthümlichen Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung darstellte. 1855 folgte eine Arbeit „Ueber Religion und religiöse Menschenbildung", in der sich schon deutliche Spuren jenes religiösen Freisinns zeigten, der ihm später die schwersten Kämpfe verursachte. 1856 endlich veröffentlichte er in Anlehnung an Beneke's Ethik eine „Naturlehre des Mora-

lischen und Kunstlehre der moralischen Erziehung". Bei diesen Arbeiten waren ihm aber die Lücken seiner bisherigen Bildung immer deutlicher zum Bewußtsein gekommen, und um sie an der Quelle ausfüllen zu können, verließ er 1857 Plauen und begab sich wiederum nach Leipzig, wo er an der von Karl Vogel geleiteten, damals in ganz Deutschland berühmten 1. Bürgerschule eine Anstellung fand. Neben seinem Amte bereitete er sich für die Maturitätsprüfung vor, bestand dieselbe im folgenden Jahre und bezog nun zum zweiten Male die Universität. Er hörte vier Semester lang hauptsächlich philosophische und psychologische Vorlesungen und schloß sich besonders an die Professoren Drobisch und Fechner an. Trotz angestrengter Studien fand er noch Zeit zu schriftstellerischen Leistungen. 1859 verfaßte er eine Untersuchung „Ueber die sittliche Freiheit mit besonderer Berücksichtigung der Systeme von Spinoza, Leibniz und Kant", die von der Universität mit einem Preise gekrönt wurde und die er im folgenden Jahre gemeinsam mit einer Abhandlung „Ueber den Eudämonismus" drucken ließ. Um dieselbe Zeit bestand er auch die Prüfung für das höhere Lehramt und erwarb die Würde eines Dr. phil. Da aber seine finanziellen Verhältnisse wenig günstige waren, sah er sich genöthigt, die geplante akademische Laufbahn aufzugeben, von Leipzig zu scheiden und eine Stelle als Subrector an der mit einem Progymnasium verbundenen Realschule in Chemnitz anzunehmen. Hier wirkte er, unterstützt von einer ungewöhnlichen Beredsamkeit, durch zahlreiche Vorträge sehr anregend auf seine Amtsgenossen ein, weshalb ihn der Pädagogische Verein zu Chemnitz zu seinem Vorsitzenden erwählte. Als im October 1864 eine allgemeine sächsische Lehrerversammlung in Chemnitz stattfand, hielt er eine bedeutsame Rede über „Die deutsche Sprache und Litteratur auf den sächsischen Lehrerseminaren", die eine äußerst scharfe, aber wohlberechtigte Kritik des Lehrerbildungswesens enthielt und nicht nur bei den Hörern, sondern auch weit hinaus über Sachsens Grenzen großes Aufsehen erregte, so daß sich die Regierung zu verschiedenen reformatorischen Maßregeln veranlaßt sah. Unter denen, welche durch diese Rede die hervorragende Begabung und den Freimuth Dittes' kennen und schätzen gelernt hatten, befand sich auch der Altmeister der deutschen Pädagogik, Adolf Diesterweg. Als dieser daher im folgenden Jahre von der Herzoglich Sächsischen Schulbehörde in Gotha aufgefordert wurde, einen Nachfolger für den eben verstorbenen Seminardirector Karl Schmidt, den bekannten Geschichtschreiber der Pädagogik, vorzuschlagen, wußte er keine geeignetere Persönlichkeit als D. zu nennen. Dieser wurde denn auch berufen, erhielt den Titel eines Schulraths und trat Ostern 1865 sein Amt als Seminardirector und Landesschulinspector in Gotha an. Als solcher hat er mit großem Erfolge gewirkt und sich durch Bearbeitung eines neuen Lehrplans für das Seminar verdient gemacht, den er 1868 auch im Druck herausgab.

In diesem Jahre wurde ihm aber in Wien ein neuer, größerer Wirkungskreis eröffnet. In Oesterreich war damals seit 1855 ein Concordat in Geltung, das die Schule und das Lehrerbildungswesen in weitgehende Abhängigkeit vom Clerus gebracht hatte. Im liberalen Wiener Gemeinderath tauchte nun seit 1864 der Wunsch auf, das öffentliche Schulwesen durch gründlichere und vielseitigere Ausbildung der Lehrkräfte zu verbessern und zu diesem Zwecke eine den Bestimmungen des Concordats nicht unterworfene Fortbildungsanstalt für Lehrer zu gründen. Die Niederlage des Jahres 1866, die zu der bekannten Meinung führte, daß der preußische Schulmeister bei Königgrätz gesiegt habe, brachte den Plan vollends zur Reife. Nach langwierigen Verhandlungen mit der reactionären, von der Geistlichkeit beeinflußten Schulbehörde wurde endlich 1867 die Erlaubniß zur Errichtung einer derartigen Anstalt

ertheilt, die auch im folgenden Jahre unter dem Namen Pädagogium ins Leben trat. Für die Directorstelle hatten sich nicht weniger als 59 Bewerber gemeldet. D. war nicht unter ihnen, wurde aber doch, obwol er Protestant und Ausländer war, nahezu einstimmig gewählt. Trotzdem er wußte, daß er schweren Kämpfen entgegenging, nahm er das verantwortungsreiche Amt an. Seine Thätigkeit in Wien war eine sehr vielseitige. Zunächst hatte er für die freiwillig in großer Zahl sich einstellenden Lehrer regelmäßig Vorträge aus dem Gebiete der Pädagogik und der verwandten Wissenschaften zu halten, die großen Beifall fanden. 1870 wurde er überdies vom Gemeinderath in den niederösterreichischen Landesschulrath entsendet, wo er mannhaft für die Freiheit der Schule gegenüber den Herrschaftsgelüsten der Clericalen eintrat. 1873 wählte ihn der Wiener Bezirk Landstraße in den Reichsrath. Hier trat er der demokratischen Partei bei und erregte wiederholt die Aufmerksamkeit des Hauses durch packende und lichtvolle Reden, in denen er sich gegen die Feinde des liberalen Schulgesetzes von 1869 wendete. Neben dieser amtlichen und parlamentarischen Thätigkeit entfaltete er mit staunenswerther Arbeitskraft eine reiche litterarische Production. Von vielen Seiten aufgefordert, die Ergebnisse seiner Vorträge im Pädagogium auch denen mitzutheilen, die ihn nicht hören konnten, verfaßte er fünf Lehrbücher über die wichtigsten pädagogischen Disciplinen, die in zahlreichen Auflagen Verbreitung fanden und nach der übereinstimmenden Meinung aller urtheilsfähigen Fachleute zu dem Besten gehören, was auf diesem Gebiete hervorgebracht worden ist. 1868 erschien sein „Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre", 1871 die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts", 1872 das „Lehrbuch der praktischen Logik", 1873 das „Lehrbuch der Psychologie" (diese beiden wurden 1874 als „Lehrbuch der Psychologie und Logik" zusammengefaßt) und 1874 die „Methodik der Volksschule auf geschichtlicher Grundlage". Eine Gesammtausgabe dieser fünf Werke kam zuerst 1876 und seitdem öfters unter dem Titel „Schule der Pädagogik" heraus. Von seinen sonstigen pädagogischen Schriften aus dieser Zeit möge noch „Das Lehrerpädagogium der Stadt Wien" 1873, ein Ueberblick über die Einrichtung dieser Anstalt und über seine Wirksamkeit an derselben erwähnt werden. Seit 1878 widmete er seine Arbeitskraft hauptsächlich der pädagogischen Presse. Schon 1873 hatte er die Redaction des bis dahin von August Lüben herausgegebenen „Pädagogischen Jahresberichts" übernommen, für den er eine Menge gehaltvoller Referate über neu erschienene Werke pädagogischen und philosophischen Inhalts lieferte. 1878 gründete er, da ihm die zahlreichen Schul- und Lehrerzeitungen vielfach an Seichtigkeit und Geschwätzigkeit zu leiden schienen, ein neues, in Monatsheften erscheinendes Blatt, „Das Pädagogium", das sich durch Gediegenheit und Vornehmheit des Inhalts bald eine führende Stellung errang. Er hat in demselben zahlreiche Abhandlungen über die verschiedensten Fragen der Pädagogik niedergelegt, mußte es aber wenige Wochen vor seinem Tode wieder eingehen lassen.

Da er sich in seinen Reden und Schriften stets als ein freisinniger und freimüthiger Mann zeigte, gewann er neben vielen Freunden auch zahlreiche Gegner. Diesen war seine einflußreiche Stellung am Pädagogium ein Dorn im Auge, und unter Anwendung aller, auch der verwerflichsten Mittel bestrebten sie sich, ihn zu stürzen. 1881 wurden ihre langjährigen Bemühungen von Erfolg gekrönt. D. mußte sein Amt aufgeben und wurde in den Ruhestand versetzt. Doch durfte er in der Abschiedsrede seinen clericalen Gegnern mit Recht zurufen: „Ihr könnt nicht mehr vernichten, was ich geschaffen habe. Die Zukunft wird entscheiden, welche Aussaat kräftigere Halme treiben wird,

die eurige oder die meinige". Seine Arbeitskraft und seine Kampfeslust waren ungebrochen, und er zeigte sich auch in den folgenden Jahren unermüdlich darauf bedacht, die Lehrerschaft aufzuklären und ihren Bildungsstandpunkt zu heben. 1884 erhielt er einen ehrenvollen Antrag, unter ganz besonders günstigen Bedingungen nach Chile zu gehen und dort als Universitätsprofessor zu wirken, doch lehnte er ab, da er nicht den Zusammenhang mit der deutschen Lehrerwelt verlieren wollte, der zu nützen und auf die im freiheitlichen Sinne einzuwirken sein Lebensziel war. Bedeutende Wirkungen erzielte er namentlich durch seine Reden, so 1888 auf einer österreichischen Lehrerversammlung in Wien durch seine Gedächtnißrede auf Amos Comenius, den Reformator der Pädagogik, und 1890 auf dem deutschen Lehrertag in Berlin durch seine Ansprache zur Feier des 100jährigen Geburtstages von Adolf Diesterweg. In seinen letzten Lebensjahren war er infolge allzu großer Ueberarbeitung und mannichfacher Aufregungen in den Kämpfen gegen seine Feinde fast immer kränklich. Am 15. Mai 1896 starb er auf seiner Besitzung in Preßbaum bei Wien. In Matzleinsdorf liegt er begraben. Die sächsische Lehrerschaft hat ihm 1898 in seinem Geburtsorte ein Denkmal errichtet.

D. war von mittelgroßer, hagerer Gestalt, etwas gebückt und bartlos. Er hatte eine stark gebräunte Gesichtsfarbe, früh ergrautes Haar und einen scharfen durchdringenden Blick. Er besaß eine ungewöhnliche Begabung, die ihn befähigte, fast alle germanischen und romanischen Sprachen zu verstehen, ein umfassendes Wissen, eine unermüdliche Arbeitskraft und eine hinreißende, gedankenreiche, allezeit schlagfertige, für tiefen Ernst wie für bittern Hohn gleich geeignete Beredsamkeit. Freimuth, Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue bildeten die Grundzüge seines Charakters. „Nicht abwärts noch rückwärts, sondern aufwärts und vorwärts" war sein Wahlspruch. Eine grundsätzliche Hochachtung hegte er vor dem Rechte des Individuums, vor jeder freien, auf Ueberzeugung beruhenden Meinungsäußerung. Autoritätsglaube und Sectengeist, „jeder —ismus und alle —ianer", wie er sich auszudrücken pflegte, vor allem Absolutismus, Feudalismus, Clericalismus und Bureaukratismus, galten ihm als Unterdrücker des Individuums und deshalb als verwerflich. In philosophischer Hinsicht schloß er sich an Beneke an, mit dem er während seiner Studienzeit persönliche Beziehungen unterhalten hatte. Dagegen sagten ihm die Lehren Herbart's und seines Nachfolgers Ziller, die in pädagogischen Kreisen viel Anklang fanden, nicht zu. In politischer Beziehung war er überzeugter Demokrat. „Die Demokratie, wie ich sie auffasse", sagte er, „ist die Herrschaft des Rechtes, der Sittlichkeit, der Ordnung, der Freiheit. Sie hat nichts gemein mit Pöbelherrschaft, steht aber in entschiedenem Gegensatze zum Absolutismus und zu den Ausartungen der Bureaukratie". In religiöser Hinsicht stand er auf dem Boden einer vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums. Er hielt zwar am Gottesbegriff und am Unsterblichkeitsglauben fest, doch wollte er die Religion von allem dogmatischen Beiwerk befreien und lediglich auf die Ethik begründen. Die Macht des Clerus wünschte er eingeschränkt zu sehen, insbesondere sprach er demselben das Recht ab, sich in die Angelegenheiten der Schule zu mischen. „Die Schule", behauptete er im Anschluß an ein Wort der Kaiserin Maria Thersia, „ist ein Politicum, ist Staatsanstalt, kein Ecclesiasticum, darf also nicht dienende Magd der Kirche sein". Sein Ideal war die confessionslose, von Theologen und Juristen unabhängige, lediglich von pädagogisch gebildeten Fachleuten verwaltete und beaufsichtigte Schule, mit einem Worte „die freie Schule im freien Staat". Daß ein Mann von so ausgesprochener Eigenart des Charakters viele Feinde fand, ist nicht zu verwundern. Die Bureaukraten warfen ihm

Untergrabung der staatlichen Autorität vor und wendeten das erprobte Mittel an, ihn als nicht recht zurechnungsfähig zu erklären. Noch 1890, als er bereits auf der Höhe seines Ruhmes angelangt war, nannte ihn die amtliche Leipziger Zeitung einen spaßhaften Schwätzer. Die Clericalen brandmarkten ihn als Atheisten und Antichristen. Auch in Lehrerkreisen, namentlich soweit sie durch Herbart und Ziller beeinflußt waren, erhob sich mannichfacher Widerspruch gegen ihn. Allen diesen Anfeindungen setzte er das Bewußtsein entgegen, stets nach bestem Wissen und besten Kräften für das Wohl der Schule, des Lehrerstandes und der Volksbildung gewirkt zu haben.

Zens, Fr. Dittes (Jahrbuch d. Wiener Pädagogischen Gesellsch. 1882). — Nachrufe in d. Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung, Preußischen Lehrerzeitung und Sächsischen Schulzeitung 1896. — Köhler, Zur Erinnerung an Fr. Dittes (Rheinische Blätter f. Erziehung u. Unterricht 1896. LXX, 289—308). — Brümmer, Fr. D. (Biogr. Jahrbuch 1897. I, 243). — Drewke, Fr. D., eine Gedächtnißrede. Bielefeld 1897. — Frisch, Fr. D. (Biographieen österreich. Schulmänner 1897, S. 204—225). — Wittrisch, Fr. D. und seine Verdienste um die deutsche Volksschule (Sächs. Schulztg. 1897, S. 642). — Zens, Gedächtnißrede auf Fr. D. (Jahrbuch d. Wiener Päd. Gesellsch. 1897). — Görth, Fr. D. in seiner Bedeutung f. die Mit- u. Nachwelt. Leipzig 1899. — Zur Kenntniß seines Charakters und seiner Leistungen tragen auch folgende gegen ihn gerichtete Schriften bei: Foltz, Die metaphysischen Grundlagen der Herbartschen Psychologie und ihre Beurtheilung durch Dr. D. Gütersloh 1886. — Kurth, Herr Dr. D. als philosophischer Kritiker beurtheilt. Dresden 1886. — Thilo und Flügel, D. über die praktische und theoretische Philosophie Herbarts. Langensalza 1886. — Stauracz, Der Schlachtengewinner D. und sein Generalstab, oder ein Jammerbild österreichischer Schulzustände. Unglaubliche Leistungen importirter und einheimischer Schulkünstler, aus den Schriften und Reden derselben zu Nutz und Frommen der „Vereinigten Christen" festgenagelt. Wien 1889. — Witte, Dr. D. und sein Ideal, die confessionslose Volksschule. Ruhrort 1890.

Viktor Hantzsch.

Dlauhy: Anton D., Professor der Medicin in Wien, geboren 1807 in Pilsen als Landsmann Skoda's, studirte und promovirte 1834 in Wien, war von 1844—48 Professor der pathologischen Anatomie in Prag, wo ihn dann Dittrich ersetzte und übernahm den Lehrstuhl für gerichtliche Medicin und Staatsarzneikunde in Wien. 1878 trat er in den Ruhestand, feierte als Emeritus im Juni 1884 sein 50jähriges Doctorjubiläum und starb am 29. Juli 1888. D. war ein beliebter Lehrer. Wiederholt hatte ihn die Wiener Facultät zu ihrem Decan gewählt. In schriftstellerischer Beziehung verdient seine Abhandlung: „De pneumonia adultorum secundum observationes in nosocomio Pragensi collectas" (Prag 1844) besondere Erwähnung.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte II, 192. Pagel.

Dobbert: Eduard D., Kunsthistoriker, geboren am 25. März 1839 in St. Petersburg, † am 30. September 1899 in Gersau am Vierwaldstätter See. Sohn des Arztes und kaiserlichen Leibchirurgen Dr. James D. in St. Petersburg, daselbst erzogen und zuerst auch beruflich thätig, gehört Eduard D. doch in seiner Bildung und seinem Wirken Deutschland an. Seine Familie stammte aus Sachsen, sein geschichtliches Studium begann er 1857 auf der Universität Dorpat, aber schon im folgenden Jahr ging er mit seinem Jugendfreund und nachmaligen Schwager Alex. Brückner (später Professor in Dorpat) nach Jena und empfing die maßgebenden Eindrücke dort durch Droysen

und Kuno Fischer, dann in Berlin, wo Karl Werder ihn litterarhistorisch schulte, sowie in Heidelberg, wo er 1860 unter Ludwig Häusser sein geschichtliches Fachstudium mit einer Dissertation über „Das Wesen und den Geschäftskreis der Missi Dominici" (erschienen 1861) abschloß. Nach St. Petersburg zurückgekehrt, unterrichtete er zunächst an der deutschen St. Petri-Schule und wirkte kurze Zeit durch öffentliche Vorträge, sowie durch die von ihm begründete und geleitete „St. Petersburger Wochenschrift" auf weitere Kreise der in Rußland lebenden Deutschen. Seine Uebersiedlung nach Deutschland selbst hängt mit seinem Entschluß zusammen, statt der allgemeinen Geschichte die Kunstgeschichte zum Lebensberuf zu erwählen. Nach einer längeren Studienreise durch Rußland bezog er die Universität München und widmete sich vorzugsweise unter Heinrich Brunn der classischen Archäologie. Seine erste kunstgeschichtliche Arbeit aber griff in das zeitgenössische Schaffen ein. Sie behandelte „Die monumentale Darstellung der Reformation durch Rietschel und Kaulbach" (1869; Virchow-Holtzendorff'sche Samml. H. 74). Nach neuer Studienreise durch Italien habilitirte sich D. 1873 mit einer Schrift über Niccolò Pisano an der Münchener Universität als Privatdocent für Kunstgeschichte, aber noch vor seiner Antrittsvorlesung wurde er nach Berlin berufen. Im Frühjahr 1873 siedelte er nach dort über, um die durch den Tod von Friedrich Eggers verwaisten Lehrämter der Kunstgeschichte an der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste und zugleich an der damaligen Bau- und Gewerbe-Akademie zu übernehmen. 1875 zum Professor ernannt, führte er in der Erfüllung seiner Amtspflichten und in wissenschaftlicher Arbeit ein an inneren und äußeren Erfolgen reiches Dasein. 1880 wurde er Mitglied des Senats der Kgl. Akademie der Künste und fast gleichzeitig der Leiter ihrer Bibliothek; 1885/86 verwaltete er das Rectorat der Kgl. Technischen Hochschule. Für sein Verhältniß zu ihr wird schon seine 1884 erschienene, 1899 neu überarbeitete Geschichte dieses Instituts bezeichnend. Dobbert's opferfreudiges Wirken in seinen Aemtern fesselte ihn an Berlin, das er nur gelegentlich bei Ferien- und Studienreisen (nach Italien, England, Frankreich, Rußland) verließ. Es begrenzte auch seine fachwissenschaftliche Arbeit. Daher ist dieselbe in keinem Hauptwerk zusammengefaßt, sondern auf zahlreiche Einzelschriften vertheilt. Diese aber sind insgesammt von bleibendem kunstwissenschaftlichen Werth.

Vor allem förderten sie die Kenntniß und die methodologische Behandlung früh-mittelalterlicher Kunst. Dobbert's Vertrautheit mit der byzantinischen Cultur und mit der ihrer Geschichte gewidmeten russischen Litteratur machten ihn zu einem der berufensten Specialforscher auf allen das Verhältniß zwischen byzantinischer und abendländischer Kunst betreffenden Fragen. Dabei stand ihm naturgemäß der ikonographische Gesichtspunkt im Vordergrund. Sein leider nur in Sonderuntersuchungen behandeltes Hauptthema war die Darstellung des Abendmahls (Zahn's Jahrbüch. f. Kunstwiss. 1872; Repert. f. Kunstwiss. 1890, 91, 92, 95). Für die Geschichte der Kreuzigungsscenen wies er deren Beginn im 5. Jahrhundert nach (Jahrb. d. Kgl. Preuß. Kunstsamml. 1888). Seine Ansicht über die „byzantinische Frage" spielt in seine mustergültigen Untersuchungen über die „Wandmalereien in S. Angelo in Formis bei Capua" (Jahrb. d. Kgl. Preuß. Kunstsamml. 1894) und über das „Evangeliar im Rathhaus zu Goslar" (a. a. O. 1898) entscheidend hinein. Ueberall geht der bleibende Werth dieser Arbeiten, und ebenso auch seiner besonders sorgsamen Referate und Recensionen der Arbeiten Anderer über die Lösung ihrer Specialprobleme hinaus. Sie enthalten die Grundlagen für die ikonographische Methode der deutschen Kunstwissenschaft: ein möglichst vollständiges

Material der Bildwerke, möglichst erschöpfende Verwerthung der Schriftquellen und die Aufstellung von Entwicklungsreihen, die sich in den Dienst stilkritischer Forschung stellen.

Für weitere Kreise waren Dobbert's „Beiträge zur Geschichte der italienischen Kunst gegen Ausgang des Mittelalters" mit der umsichtigen Würdigung der Kunst der Pisani bestimmt, ebenso sein Charakterbild Fra Angelico's (die ganze Serie in der von Dohme herausgegebenen Monographien-Sammlung „Kunst und Künstler", 1878). In gleichem Sinne behandelte er das Fresco „Der Triumph des Todes" im Campo Santo zu Pisa (1880) und die neue Auflage des V. Bandes von Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" (1876). Von demselben Geiste sind auch seine zahlreichen, fein durchdachten Festreden über kunstgeschichtliche Themata getragen. D. war von höchster wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit, eine deutsche Gelehrtennatur, hochgesinnt und feinfühlig, schlicht im Wollen und Vollbringen. Der Grundzug seines liebenswürdigen Wesens war Güte.

Rede des Unterzeichneten bei der Gedächtnißfeier d. Kgl. Techn. Hochschule, der Kgl. Akademie d. Künste und der Akadem. Hochschule f. d. bild. Künste in Berlin am 1. März 1900. — Josef Strygowski, Byzantinische Zeitschr. 1899, S. 334 ff. — Zekeli, Centralbl. d. Bauverwaltg. Berlin, Nr. 81, S. 491 f. — Oskar Wulff im Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrolog, hsg. von A. Bettelheim. Berlin, IV, 1900, S. 260–267. — Ferner: Eduard Dobbert, Reden und Aufsätze kunstgeschichtl. Inhalts. Berlin 1900, wo als Einleitung eine Biographie und als Anhang ein bibliogr. Verzeichniß von allen Schriften Dobbert's gegeben ist.

Alfred Gotthold Meyer.

Dobrizhoffer: Martin D., Missionar und Ethnograph, geboren am 7. September 1717 wahrscheinlich in Steiermark (nicht in Freiberg in Mähren), trat 1734 in die Gesellschaft Jesu zu Wien ein und wurde im Jahre 1748 nach Südamerika gesandt, wo er, nach seiner eigenen Angabe, 18 Jahre als Missionar, davon 7 unter den Abiponern, dann unter den Guaranistämmen Paraguays lebte. Er war Zeuge und Opfer der Aufhebung des Jesuitenordens und der Vertreibung der Jesuiten aus Paraguay. 1768 landete er mit einer größeren Anzahl von Ordensbrüdern bei Cadiz. Nach der Rückkehr weilte er in verschiedenen Theilen von Europa, zuletzt als Weltpriester in Wien, wo er am 17. Juli 1791 starb. 1784 gab er sein großes, 1778 vollendetes Werk: „Historia de Abiponibus, equestri bellicosaque Paraquariae natione, locupletata copiosis barbarorum gentium, urbium, fluminum, ferarum, amphibiorum, insectorum, serpentium praecipuorum, piscium, avium, arborum, plantarum aliarumque ejusdem provinciae proprietatum observationibus" (Wien 1784, 3 Bde.) heraus. Von diesem Werk erschien in demselben Jahr zu Wien eine deutsche Ausgabe, 1821 zu London eine englische. Bis zu dem großen Werke von Felix de Azara, das ein Vierteljahrhundert später erschien, war Dobrizhoffer's Werk die reichste und sicherste Quelle zur Kenntniß Paraguay's. Der erste Band gibt eine allgemeine physische und politische Beschreibung des Landes und seiner Nachbargebiete, zugleich mit zahlreichen Angaben über die Geschichte der Niederlassungen der Jesuiten in Paraguay und überhaupt der spanischen Colonien im La Plata-Gebiet. Von besonderem Werth sind seine Berichte über eine eigene größere Reise zu den Mbaevera am rechten Ufer des Acaray und über die Reisen der Patres Strobel und Cardiel von 1745 in Patagonien. Der zweite und dritte Band sind wesentlich der Völkerschilderung gewidmet; beide beschränken sich indessen nicht auf das Land der Abiponer und auf Paraguay, sondern bringen eine große Zahl von Beiträgen

zur Geographie, Naturgeschichte und Völkerkunde, zur politischen und Missionsgeschichte des gemäßigten Südamerikas. D., der ein sehr gründlicher und kritischer Gelehrter und scharfer Beobachter war, — seine Urtheile über die Bücher und Karten zur Geographie des La Plata-Gebietes im ersten Band sind, soweit man sie heute prüfen kann, gut begründet, — hat sich mit großer Liebe besonders in die Sprache der Abiponer vertieft, über die er verschiedene handschriftliche Arbeiten (Wörterbuch, Predigten u. a.) hinterließ. 1780 brachte Murr's Journal zur Kunstgeschichte von ihm auch einige Mittheilungen über die Guaranisprache. Dobrizhoffer's „Geschichte der Abiponer" ist eine Völkerschilderung von bleibendem Werth; in dem südamerikanischen Reitervolke zeichnet sie einen jetzt verschwundenen Typus. Bemerkenswerth ist die hohe Gegenständlichkeit und das absolute Fehlen der damals zeitgemäßen ethnographischen Schönfärberei und Empfindsamkeit. Außerdem gehört das Buch zu den Quellenwerken für die Missionsgeschichte Südamerikas.

Eigene Angaben Dobrizhoffer's im ersten Band seines Hauptwerkes und in v. Murr's Journal zur Kunstgeschichte, 1780. — v. Wurzbach's Biogr. Lexikon III (hier nicht ganz zuverlässig).

F. Ratzel.

Dochow: Adolf D., Strafrechtslehrer, wurde am 24. September 1844 zu Templin (Regbez. Potsdam) als einziges Kind seiner Eltern geboren, verlor schon im 5. Lebensjahre seinen Vater und übersiedelte mit der Mutter nach Berlin, wo er Ostern 1864 die Universität bezog, an der sich eben Dr. A. Boretius († am 4. August 1900) als Privatdocent habilitirt hatte. Er wurde dessen erster Schüler, später Freund und seit 1874 College in Halle. Er setzte seine Studien in Göttingen, Heidelberg und München fort, promovirte insigni cum laude am 17. August 1867 zum Doctor der Rechte in Heidelberg, erlangte am 4. März 1871 auf Grund seiner Abhandlung über das gewerbs- und gewohnheitsmäßige Verbrechen, Jena 1871, die venia legendi und wurde am 7. August 1872 zum ordentlichen Professor der Rechte in Halle ernannt. Eine ausgedehnte, die Wissenschaft fördernde Thätigkeit, bei der er besonders hervorragende kritische Begabung bewies, füllte die ihm kurz bemessene Lebenszeit. Er schrieb in v. Holtzendorff's Handbuch des deutschen Strafrechts (III, 229—260, 329—378) über Meineid, falsche Anschuldigung und Beleidigung; über den Verweis (im Gerichtssaal Bd. 23); „Zur Reform des Strafprocesses" (v. Holtzendorff's Jahrbuch III, 453—479); „Die Buße im Strafrecht und Prozeß" (Jena 1875); „Strafrechtsfälle ohne Entscheidungen" (ebd. 1876. 6. Aufl. 1898 von v. Liszt); „Der Zeugnißzwang" (ebd. 1877); über Antragsdelikte (v. Holtzendorff's Handb. des Strafrechts IV, 237—285) und Beiträge zu dessen Handbuch des Strafproceßrechts (I, 103—137, II, 351—374); über die Reform des italienischen Strafrechts (Zeitschr. f. d. vergleichende Rechtswissenschaft I, 211—233); Textausgabe der Strafproceßordnung nebst Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich (Berlin 1878, 2. Aufl. 1879); „Der Reichs-Strafproceß nach der Strafproceßordnung für das Deutsche Reich und den ergänzenden Reichsgesetzen systematisch dargestellt" (ebd. 1879, 3. Aufl. 1880, 4. Aufl. von Hellwig 1890). Er übernahm für die 3. Auflage des Holtzendorff'schen Rechtslexikons die Gesammtleitung und begründete mit v. Liszt die „Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft", nahm an verschiedenen Juristen- und Gefängnißcongressen Theil und hielt in der Versammlung des nordwestdeutschen Gefängnißvereins zu Hamburg (6. October 1881) einen Vortrag über das abschreckende Moment im Strafvollzuge (9. Vereinsheft, Oldenburg 1882,

S. 3—17). Seiner treuen Gattin, vier Kindern und seinen Freunden wurde er am 20. December 1881 entrissen.

Nekrologe in d. Ztsch. f. d. gesammte Strafrechtswiss. II, in d. Saale-Zeitung v. 22. Dec. 1881 und im Brandenb. Provinzialblatt, 3. Jahrg., Nr. 8 v. 19. Febr. 1882 m. Bild. — Chronik d. Kgl. vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg f. das Jahr 1881.

A. Teichmann.

Dohme: Robert D., Dr. phil., Kunstgelehrter, Hausbibliothekar Kaiser Wilhelm's I. und Director der Kunstsammlungen des Königlichen Hauses, dann in mehreren auf das Kunstleben Berlins einflußreichen Aemtern, geboren in Berlin am 17. Juni 1845, † in Constanz am 8. November 1893. Dohme's Vater (1817—1896) stand von 1836—1888 „unter fünf Königen" als Mitglied des Hofmarschallamts in Berlin im oft persönlichen Dienst des preußischen Königshauses. Sein Name bleibt mit dem mittelbar auf seine Veranlassung begründeten Hohenzollernmuseum, dessen Direction er bis 1888 führte, verbunden. Dies bezeichnet den gesellschaftlichen Kreis und das Interessenbereich, aus dem auch der jüngere D. seine frühesten Eindrücke und seine Schulung empfing. Umgebung und Begabung führten ihn zur Kunst. Er studirte auf der Berliner Bauakademie. Aber mehr als die Praxis fesselte ihn die Theorie und die geschichtliche Betrachtungsweise der Bauformen. Er ging zur Universität über und erwarb 1868 in Göttingen den Grad eines philosophischen Doctors mit der Inauguraldissertation: „Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters" (erschienen 1869, Leipzig). Nach ausgedehnten Studienreisen, die ihn besonders nach Italien führten, ward er 1871 commissarisch, 1873 dauernd zum Hausbibliothekar Kaiser Wilhelm's I. ernannt. Etwa gleichzeitig begann seine zuerst mittelbare Thätigkeit für die Berliner Nationalgalerie, bei der er seit 1875 als Directorialassistent fungirte. 1883 erhielt er an dieser Sammlung den Directortitel, um jedoch schon im folgenden Jahr von dieser staatlichen Verwaltungsthätigkeit in die des Königlichen Hauses zurückzutreten. D. wurde nun mit der Oberaufsicht über dessen Kunstsammlungen betraut. Eine neue Form seines Wirkungskreises versprach ihm die Thronbesteigung Kaiser Friedrich's, seines langjährigen Gönners, dem er schon als Knabe wohlbekannt war, und später besonders durch die Verwaltung der Kunstschätze des Königlichen Hauses persönlich näher treten durfte. In der That wurde D. sogleich mit dem Titel „Geheimer Regierungsrath" als Director des Oberhofmarschallamts berufen. Allein diese Thätigkeit, sowie alle weitsehenden künstlerischen Pläne, zu deren Erfüllung der hohe Herr und seine erlauchte Gemahlin neben einer Reihe anderer Persönlichkeiten insbesondere auch D. ausersehen hatten, fanden mit dem Hinscheiden des Kaisers ihr Ende. Ersatz bot einer der maßgebendsten Posten in der Verwaltung der Königlichen Akademie der Künste, zu deren Ersatem, ständigen Secretär D. 1891 commissarisch, und zwei Jahre später definitiv ernannt wurde. Körperlich schon leidend hatte D. sein neues Amt angetreten, und bereits am 8. November 1893 raffte ihn in Constanz ein Herzschlag hin.

D. hat in der deutschen Kunstwissenschaft durch eine Reihe von Schriften auf dauernde Schätzung Anspruch und spielte im Berliner Kunstleben der 70er und 80er Jahre eine nicht unwesentliche Rolle.

Seine von weltmännischer Bildung getragene, organisatorische Begabung machte ihn besonders geeignet, zahlreiche Kräfte zu concentriren. In bleibender Weise bewies er dies zuerst durch das von ihm ins Leben gerufene und

redigirte Sammelwerk „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit", das von 1877 bis 1886 in 8 Bänden im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig erschien. Es sind „Biographien und Charakteristiken", von den namhaftesten Fachgelehrten verfaßt. Der Werth dieser Aufsätze ist naturgemäß ungleich, und größtentheils von den Fortschritten der heutigen Kunstwissenschaft überholt, aber als Ganzes hat dieses Sammelwerk bleibende Bedeutung. Es begleitete und unterstützte den Aufschwung, den die 70er und 80er Jahre dem Kunstinteresse in Deutschland brachten, und vermittelte in sehr glücklicher Weise zwischen der Fachwissenschaft und weiteren Kreisen. Diese Veröffentlichung ist der Anfang der seitdem so stark vermehrten Reihe der deutschen „Künstlermonographien". Dohme's eigene Beiträge sind zahlreich und gehören durchgehends zu den besten der ganzen Sammlung. Schon in ihnen zeichnen sich die beiden Hauptgebiete ab, denen er seine kunsthistorische Forschung zuwandte: die Baugeschichte und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Auf die Studie über Einhardt folgten die umfassenden Monographien über Palladio, Bernini, Jules Hardouin Mansart, Schlüter, Schinkel, ferner über Chodowiecki, Watteau, Boucher, Greuze.

Während diese Redactionsthätigkeit mit dem Abschluß des Werkes ihr Ende fand, hat D. die Redaction des „Jahrbuchs der Königlich Preußischen Kunstsammlungen" (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung) von ihrem Beginn 1880 bis zu seinem Tode geführt. Auch in dieser streng wissenschaftlichen Veröffentlichung, die heute noch unter den verwandten deutschen Zeitschriften in erster Reihe steht, sind von drei Aufsätzen Dohme's zwei wiederum baugeschichtlichen Stoffen gewidmet: „Filarete's Tractat von der Architectur" (I, 1880, S. 225 ff.) und: „Norditalienische Centralbauten des 17. und 18. Jahrhunderts" (III, 1882, S. 119 ff.). Der dritte Aufsatz dagegen bezieht sich auf die von Dohme im Verein mit mehreren Fachgenossen zu Ehren der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares in Berlin 1883 veranstaltete Ausstellung von Werken aus Berliner Privatbesitz — besonders auf die Gemälde älterer Meister (IV, 1883, S. 119 ff., 217 ff.). Auch diese Veranstaltung hat, abgesehen von ihrem im Jahrbuch niedergelegten kunstwissenschaftlichen Ergebniß, wesentlich dazu beigetragen, das Kunstinteresse in Berlin zu vertiefen, und ist für eine Reihe ähnlicher Ausstellungen vorbildlich geworden.

Dohme's eigenes litterarisches Schaffen gehört, soweit es selbständig auftrat, fast ausschließlich seinem Lieblingsgebiet, der Baugeschichte, an. Insbesondere zählt er zu den ersten, die in Deutschland die Architektur des Barock- und Rococostils historisch zu würdigen unternahmen. Er brachte ihr von jeher auch eine persönliche Neigung entgegen. War D. doch „im Schatten des Berliner Königsschlosses geboren", in dauerndem Verkehr mit Schlüter's Meisterwerk! Dem Berliner Schloß widmete er auch seine erste große Veröffentlichung: ein für damalige Verhältnisse besonders stattliches Tafelwerk, das, begleitet von einem vorzüglichen Text, 1876 in Leipzig erschien („Das Königliche Schloß in Berlin. Eine baugeschichtliche Studie"). Eine andere verwandte Publication brachte das Königliche Schloß zu Brühl am Rhein, und 1892, in Dohme's Todesjahr, erschien das von ihm lange und sorgsam vorbereitete Tafelwerk: „Barock- und Rococo-Architektur", 3 Bände mit 200 Lichtdrucktafeln (Berlin, Wasmuth). Der Nachdruck lag bei diesen Werken auf den Abbildungen, aber Dohme's Arbeit war beträchtlich genug, denn es galt, aus schwer zugänglich, bisher wenig beachteten Baulichkeiten das Bezeichnendste auszuwählen. Auch die Geschichte der einzelnen Bauten

ist durch den Text dieser Veröffentlichung, trotz dessen Knappheit, bereichert worden.

Allein nicht durch diese Sonderstudien ist Dohme's Stellung in der Kunstwissenschaft bestimmt: auf ähnlichen Wegen, wie er sie mit ihnen betreten hatte, schritten bald Viele. Dagegen ist D. als Historiker der deutschen Baukunst bisher unerreicht geblieben. Anlaß zu diesem seinem Hauptwerk gab die von der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin 1887 begonnene „Geschichte der deutschen Kunst". D. übernahm den ersten, der Architektur gewidmeten Theil. Den Text dieses starken Bandes schrieb er in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von zwei Jahren. Das war nur möglich, weil er für die Lösung dieser Aufgabe besonders befähigt war. Galt es doch keine Detailuntersuchungen, sondern eine Gesammtübersicht über die Entwicklungsgeschichte der deutschen Architektur, über die baukünstlerischen Ideen, soweit sie treibende Kräfte wurden. Das Einzelwerk ist nur als Träger dieser Kräfte behandelt. Selbst das culturgeschichtliche Element tritt zurück, denn „der Historiker der Baukunst muß die Bewegung auf dem Bauplatz selbst aufsuchen, muß ihr nachgehen von Werk zu Werk, muß von Meister zu Meister die Zusammenhänge klar zu legen streben". — Nach diesen Leitsätzen schildert D. die innere Entwicklung der deutschen Baukunst, großzügig, in trefflicher Sprache. Es ist eine Art der Geschichtschreibung, die sich am ehesten mit Anton Springer's „Grundriß der Kunstgeschichte" vergleichen läßt, und ebenso wenig, wie dieser, wird Dohme's Darstellung leicht überholt werden, weil sie sich nur an die Hauptlinien hält, diese aber von hohem Standpunkte aus sicher übersieht.

In ähnlichem Geist wollte D. eine Geschichte des Wohnhauses schreiben, aber er gab von seinen umfassenden Vorarbeiten hierfür nur noch in gelegentlichen Vorträgen (in der Berliner Kunstgeschichtlichen Gesellschaft), sowie in einer Schrift über „Das englische Haus" (Braunschweig 1888) Kunde. Langes, standhaft ertragenes Leiden und der frühe Tod hinderten ihn an der Ausführung dieser und mancher anderen Pläne.

Durch seine vielseitige Bildung und seine Stellung hat D. noch an einer ganzen Reihe künstlerischer Unternehmungen unmittelbaren oder mittelbaren Antheil genommen. So unterstützte er zusammen mit F. Lippmann die Direction der Reichsdruckerei bei der Veröffentlichung der „Druckschriften des 15.—18. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen" (Berlin 1884—1887) und gab von 1885 an zusammen mit Max Jordan das „Werk Adolf Menzels" heraus (München, Bruckmann). Er war Mitglied der Königl. Akademie des Bauwesens und der Sachverständigencommission der Königl. Museen; Senator der Königl. Akademie der Künste in Berlin.

Seine mannichfachen Amts- und Ehrenstellungen, insbesondere sein nahes Verhältniß zum Königlichen Haus, sowie seine Beziehungen zu den meisten am Kunstleben Berlins betheiligten Persönlichkeiten schufen D. einen vielverzweigten Wirkungskreis. Dennoch war es ihm nicht vergönnt, demselben eine seinen Plänen ganz entsprechende, autoritative Form zu geben. Kaiser Friedrich hätte ihm bei längerer Regierungszeit wol einen solchen zugewiesen, aber auch Dohme's eigene Gesundheit war 1888 bereits untergraben. Obschon er dies ahnte, blieb er rastlos thätig, das Muster eines Beamten, der an jede ihm zuertheilte Aufgabe seine ganze Kraft setzt, zugleich ein liebenswürdiger, wohlwollender Mensch, der seine vielseitige Bildung und seine gesellschaftlichen Vorzüge hohen Zielen dienstbar machte.

Nekrologe: Chronik d. Königl. Akademie d. Künste zu Berlin, 1894. S. 77 ff. — Jahrbuch d. Königl. Preuß. Kunstsammlungen XV (1894),

S. 1 ff. — Repert. f. Kunstwissensch. XVII (1894), S. 8 (Paul Seidel). — Kunstchronik. Neue Folge. V, 1893/94, Nr. 6. — Kunst f. Alle. 1893, Heft 6, S. 92. — La Chronique des arts. 1893, Nr. 39. — Für Dohme's Jugend vgl. das Tagebuch seines Vaters: „Unter fünf preußischen Königen". Herausgegeben von Paul Lindenberg. Berlin 1901.

Alfred Gotthold Meyer.

Döll: Johann Christoph D., pädagogischer und botanischer Schriftsteller, geboren zu Mannheim am 21. Juli 1808, † zu Karlsruhe am 10. März 1885. Schon auf der Mannheimer Volksschule zeigte der geweckte Knabe eine besondere Neigung zur Naturbeobachtung, beherrschte auch schon sehr früh die französische Sprache, wol infolge des Einflusses seiner Mutter, einer geborenen Schweizerin. Vom 14. Jahre an besuchte D. das Lyceum seiner Vaterstadt, das er, 19½ Jahr alt, verließ, um in Heidelberg neben Naturwissenschaften noch Theologie und Philosophie zu studiren. In der Botanik interessirten ihn besonders morphologische Fragen, vor allen die durch Schimper und Braun entwickelten Gesetze der Blattstellung und Systematik. Nach Abschluß seiner theologischen Studien erfolgte 1831 Döll's Ordination als Geistlicher. Er war sodann ungefähr ein Jahr lang Hauslehrer in der Familie des badischen Geschäftsträgers bei der schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern, vormaligen Staatsministers v. Dusch, und erhielt darauf 1832 ein Lehramt am Mannheimer Lyceum. Er unterrichtete in den Sprachen und in philosophischer Propädeutik, wandte sich aber in seinen Mußestunden wieder botanischen Studien zu. Seine in jene Zeit fallenden ersten Publicationen waren ein Lehrbuch der englischen Sprache und eine Broschüre pädagogischen Inhalts. Als im Herbst 1840 eine höhere Bürgerschule in Mannheim errichtet wurde, übernahm er den botanischen und zoologischen Unterricht an dieser Anstalt. 1843 wurde er als Oberbibliothekar an die Hofbibliothek nach Karlsruhe berufen. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1872, um welche Zeit er aus Anlaß seiner schwankenden Gesundheit in den Ruhestand trat. Es war ihm noch beschieden, dreizehn Jahre lang seinen wissenschaftlichen Studien obzuliegen, obwol ein schweres Augenleiden, das zuletzt zu fast völliger Erblindung führte, diese nur unter großen Anstrengungen ermöglichte. Nach längerem Siechthum verschied D. im 77. Lebensjahre.

Um die Botanik hat sich D. durch seine floristischen Arbeiten verdient gemacht. Seine 1843 erschienene „Rheinische Flora" brachte eine Beschreibung der wildwachsenden und cultivirten Pflanzen des Rheingebietes vom Bodensee bis zur Mosel und Lahn und wurde, nachdem ihr Autor auch noch die Kryptogamen seines heimathlichen Landes genauer durchforscht hatte, erweitert zu einer dreibändigen „Flora des Großherzogthums Baden", welche in den Jahren 1857—1862 heftweise herauskam. Döll's kleinere botanische Publicationen, die theils in den Berichten zu Naturforscherversammlungen, theils in der Zeitschrift Flora in den 40er Jahren erschienen sind, enthalten Beiträge für seine größeren Arbeiten. Für die Martius'sche Flora brasiliensis hat D. den größten Theil der Gramineen bearbeitet.

Beilage zu Nr. 67 d. Karlsruher Zeitung v. 20. März 1885.

E. Wunschmann.

Dollfus, elsässische Fabrikantenfamilie. Die Familie D. zählt zu jenen alten Rathsgeschlechtern von Mülhausen, deren Energie und Umsicht es gelungen war, die Unabhängigkeit ihrer Stadt bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts zu erhalten, und welche dann durch Bethätigung eben dieser Eigenschaften auf wirthschaftlichem Gebiete die mächtige elsässische Textilindustrie geschaffen haben. Die alte Reichsstadt Mülhausen hatte seit dem

Jahre 1515 zur schweizerischen Eidgenossenschaft gehört, ließ sich aber 1798 der französischen Republik einverleiben, um ihre erst aufblühende Industrie nicht durch die Zollschranken erstickt zu sehen. Ein D. war schon an der im J. 1746 erfolgten Gründung einer Baumwollzeugdruckerei betheiligt, mit welcher der gewerbliche Großbetrieb zu Mülhausen seinen Anfang nahm. Die bekannteste Schöpfung dieser Familie ist die im J. 1800 zu Dornach bei Mülhausen unter dem Namen Dollfus-Mieg & Cie errichtete Fabrik, welche von dem Zeugdruck ausging, aber bald sämmtliche Zweige der Baumwollindustrie vereinigte. Durch die Vorzüglichkeit und künstlerische Ausführung ihrer bunten Kattune eroberte sich diese Firma rasch den Weltmarkt: schon im J. 1820 hatte sie Häuser zu Paris, Brüssel, Neapel, Leipzig ꝛc. Im Jahre 1880 bedeckten ihre industriellen Anlagen zu Dornach 45 Hektar, verfügten über 1500 Pferdekräfte, beschäftigten 2600 Arbeiter und lieferten etwa 10 000 000 Meter bedruckte Stoffe in den Handel. Seitdem hat sie den Zeugdruck zeitweise ganz eingestellt und verlegt sich hauptsächlich auf die Spinnerei und namentlich auf die Herstellung des Nähfadens, welche sie schon seit den 40er Jahren mit großem Erfolge betreibt. (S. u. a.: Moßmann, La famille Dollfus, in: Revue Alsacienne III. Paris 1880.)

Von den ausgezeichneten Männern, denen dies Riesengeschäft seine dauernde Blüthe verdankt, mögen die folgenden drei Brüder genannt werden, Söhne des Gründers Daniel D. und seiner Frau Anna-Maria Mieg.

Daniel D.-Aussет, geboren am 15. April 1797, † am 21. Juli 1870. Seine Schulerziehung erhielt er in der Schweiz, wie damals die meisten jungen Mülhauser, und zwar auf der Kantonalschule zu Aarau; dann studirte er 1814 und 1815 Chemie und Physik in Paris, wo er Chevreuil zum Lehrer hatte. Erst 18 Jahre alt, wurde er von seinem kranken Vater nach Hause berufen, um die technische Leitung der Kattundruckerei zu übernehmen. Im J. 1819 machte er zu seiner industriellen Ausbildung eine längere Studienreise durch England und brachte von dort mehrere neue Verfahren nach dem Elsasse mit, namentlich die Anwendung der Kalkmilch zum Bleichen der Gewebe. In den folgenden Jahren reiste er noch wiederholt nach England, um stets mit allen dort in der Baumwollindustrie gemachten Fortschritten vertraut zu bleiben. Er selbst arbeitete unablässig an der Verbesserung des Buntdrucks und legte später seine Erfahrungen auf diesem Gebiete in einem zweibändigen Werke nieder („Matériaux pour la coloration des étoffes". Paris 1865). An den zahlreichen gemeinnützigen Unternehmungen zu Mülhausen betheiligte er sich in hochherziger Weise. In weiteren Kreisen bekannt wurde D.-Aussет hauptsächlich durch seine Gletscherstudien. Im Jahre 1840 hatte er auf einer Schweizer Reise die Naturforscher Agassiz, Desor und Guyot aus Neuchâtel am Aargletscher getroffen und sich für ihre physikalischen und geologischen Untersuchungen begeistert. Von nun an beschäftigte er sich selbst auf das eifrigste mit den Fragen nach der Entstehung und Bewegung der Eismassen und ließ am Aargletscher ein Gebäude errichten, in welchem er während vieler Sommer eine Reihe Gelehrter zu gemeinsamer Arbeit versammelte. Später gründete er noch auf dem Theodulpaß eine meteorologische Station in der Höhe von 10 000 Fuß. Er beschränkte seine Beobachtungen mit der Zeit nicht allein auf die Schweiz, sondern durchreiste einen großen Theil Europas, um die Spuren verschwundener Gletscher zu besichtigen. Das Ergebniß seiner Studien veröffentlichte er in einem monumentalen Werke: „Matériaux pour servir à l'étude des glaciers" (Straßburg und Paris 1863 bis 1872, 13 Bände).

Weber, Notice biogr. sur M. D[l] Dollfus-Ausset, in: Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse XLI. Mulhouse 1871.

Johann D., geboren am 25. September 1800, † am 21. Mai 1887. Er besuchte die Schulen zu Aarau und Neuchâtel und wurde dann zur Erlernung des Handels nach Brüssel gesandt. Im zwanzigsten Lebensjahre trat er in das väterliche Geschäft ein, das er wenige Jahre später mit seinen Brüdern zusammen übernahm. Als kaufmännischer Leiter desselben gewann er bald die Oberhand über den ganzen Betrieb und war fortan der eigentliche Chef des Welthauses Dollfus-Mieg & Cie. Sein scharfer Blick und seine unerschöpfliche Thatkraft wußten dies Haus auf der aufsteigenden Bahn zu erhalten und ließen es alle Handelskrisen siegreich überstehen. Als einer der Hauptvertreter der französischen Kattundruckerei, welche durch das damals bestehende Einfuhrverbot von Baumwollfabrikaten der Spinnerei und Weberei preisgegeben war, betrieb Johann D. seit 1851 eine lebhafte Agitation zu Gunsten einer liberaleren Handelspolitik. Mit seinen berühmten Gesinnungsgenossen Michel Chevalier und Richard Cobden stand er in freundschaftlichem Verkehr. Bei dem Abschluß des englisch-französischen Handelsvertrags vom Jahre 1860 und dem Erlaß der Gesetze über die Baumwollindustrie waren seine Rathschläge maßgebend. An Stelle der Prohibition traten mäßige Werthzölle; den Druckern wurde sogar erlaubt, fremde Tücher zollfrei zu beziehen, unter der Bedingung, daß sie dieselben innerhalb sechs Monate in bedrucktem Zustande wieder ausführten. Ebenso wie bei der französischen Regierung vertheidigte D. später im deutschen Reichstage, dem er 1877—87 angehörte, die Interessen der heimischen Industrie.

Sein Hauptverdienst besteht indessen in seiner Fürsorge für die Arbeiterclasse. Im J. 1853 gründete er eine Baugesellschaft zur Beschaffung gesunder und billiger Arbeiterwohnungen in Mülhausen. Jede einzelne Familie sollte ein besonderes Haus mit einem kleinen Garten erhalten, und zwar sollte sie durch allmähliche Abzahlungen mit der Zeit selbst Eigenthümerin werden. Man bezweckte damit nicht nur, die Wohnungsnoth mit ihren für Gesundheit und Sittlichkeit so schädlichen Folgen zu beseitigen, sondern auch noch, den Arbeiter zur Sparsamkeit anzuhalten und ihn zum Grundbesitzer zu machen. Das Unternehmen glückte vollkommen, denn in wenigen Jahrzehnten wurden weit über tausend Häuser erbaut und verkauft. So entstanden die bekannten Mülhauser Arbeiterquartiere. D. versah dies sein Werk noch mit zahlreichen gemeinnützigen Anstalten wie Bädern, Waschhäusern, einem Arbeiterrestaurant, einer Armenherberge ꝛc. Seinen Edelmuth bekundete er auch sonst noch auf mannichfache Weise, so durch Gründung einer Heilanstalt für scrophulöse Kinder zu Cannes und eines Greisenasyls zu Dornach. Auch ließ er sich die geistige Hebung der ärmeren Classen angelegen sein und bemühte sich während seiner Amtsthätigkeit als Bürgermeister von Mülhausen (1863—69) namentlich um die Verbesserung des Volksunterrichts. Ein Sohn von Johann D. ist der französische Schriftsteller Charles D., der Begründer der Revue germanique.

Zuber, Notice nécrologique sur M. Jean Dolfus, in: Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse, LVIII. Mulhouse 1888.

Emil D., geboren am 10. April 1805, † am 27. August 1858. Er wurde, ebenso wie seine Brüder, in verschiedenen Schweizer Bildungsanstalten erzogen, arbeitete dann einige Zeit in dem Brüsseler Contor des väterlichen Geschäftes und besuchte darauf in den Jahren 1821—23 die Vorlesungen des Kunst- und Gewerbe-Conservatoriums zu Paris. Nach einer sechsmonatlichen Reise durch England zur Besichtigung der dortigen Fabriken kehrte er definitiv

nach Hause zurück und wurde im J. 1827 Theilhaber des Hauses Dollfus-Mieg & Cie, in welchem er die technische Leitung der Spinnerei übernahm. Die industrielle Gesellschaft von Mülhausen, ein nicht nur die Förderung der Industrie, sondern auch die Schaffung der verschiedensten gemeinnützigen Einrichtungen bezweckender Verein, ernannte Emil D. im J. 1834 zum Präsidenten und hat ihren ungewöhnlichen Aufschwung nicht am wenigsten seinem langjährigen Vorsitze zu verdanken. In den Bulletins dieser Gesellschaft veröffentlichte er in uneigennütziger Weise eine Reihe technisch wichtiger Aufsätze, welche auch den ausländischen Fabrikanten zu gute kamen. Er wurde im J. 1846 in die französische Deputirtenkammer gewählt und gehörte bis 1851 den aufeinanderfolgenden Volksvertretungen an; er galt daselbst als eine Autorität in industriellen und commerciellen Dingen. Wie die anderen Mitglieder seiner Familie bekümmerte sich auch Emil D. ganz besonders um das Unterstützungswesen. Unter seiner Verwaltung als Bürgermeister von Mülhausen kam im J. 1844 eine Gemeindekrankencasse zu Stande, während es bisher nur Berufsgenossenschafts- und Fabrikcassen gegeben hatte, welche zahlreiche Hülfsbedürftige ausschlossen.

Penot, Notice nécrologique sur M. Emile Dollfus, in: Bulletin de la Société industrielle du Mulhouse, XXIX. Mulhouse 1858.

Eug. Waldner.

Bachofen*): Johann Jacob B., Rechtsgelehrter und Alterthumsforscher, geboren zu Basel am 22. December 1815, † am 25. November 1887. Er durchlief mit Auszeichnung die Schulen der Vaterstadt, widmete sich in Basel, Berlin und Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft, bestand mit großem Erfolge, gestützt auf die dann 1840 in Göttingen veröffentlichte, den Professoren Agathon Wunderlich (s. A. D. B. XLIV, 311) und Johannes Schnell (XXXII, 158) gewidmete umfangreiche Dissertation „De Romanorum judiciis civilibus, de legis actionibus, de formulis et de condictione" 1838/39 das Doctorexamen. Mit einem jüngeren Bruder verlebte er 1839 und 40 einige Zeit in Paris, London und Oxford, wobei er in den dortigen großen Bibliotheken emsig arbeitete und bedeutenderen Gerichtsverhandlungen mit Interesse beiwohnte. Nach der Rückkehr in die Heimath führte er sich an der Universität durch eine Antrittsrede über „das Naturrecht und das geschichtliche Recht in ihren Gegensätzen" (Basel 1841) ein und wurde 1842 Professor des Römischen Rechts. Um sich ausschließlich litterarischen Arbeiten widmen zu können, schied er Sommer 1844 aus. Von seinen römischrechtlichen Studien zeugen die Schriften „Das Nexum, die Nexi und die Lex Petillia" (Basel 1843); „Die Lex Voconia und die mit ihr zusammenhängenden Rechtsinstitute" (ebd. 1843); „Das Römische Pfandrecht", Bd. I (ebd. 1847); „Ausgewählte Lehren des römischen Civilrechts" (Bonn 1849). Fortan wendete sich sein Interesse mehr und mehr den griechischen und römischen Alterthümern, namentlich der Gräbersymbolik der Alten zu, welchem Zwecke Reisen nach Italien, Griechenland und Spanien dienten, in welchen Ländern er zu den bedeutendsten Gelehrten in nähere Beziehungen

*) Zu Bd. XLVI, S. 174.

trat; das archäologische Institut in Rom ernannte ihn zum Mitgliede. Zu gemeinsamen Studien verkehrte er viel mit seinen Nachfolgern auf dem Lehrstuhle des Römischen Rechts, sowie namentlich mit Gerlach (s. A. D. B. IX, 14), mit dem er eine wegen des bald darauf erscheinenden Werkes von Theodor Mommsen unvollendet gebliebene „Römische Geschichte" (1851) unternahm, und andrerseits dem späteren Geh. Regierungsrathe Dr. Ludwig Wiese († am 25. Febr. 1900 in Potsdam). Nach dem Verluste seiner alle wissenschaftlichen Bestrebungen kräftig unterstützenden Mutter Valeria, geb. Merian, war er seinem vereinsamten Vater eine treue Stütze bis zu dessen Tode. 1865 heirathete er Fräulein Louise Elisabeth Burckhardt von Basel und fand in ihr eine an seinem geistigen Leben regen Antheil nehmende Gattin. Dem politischen Leben fernstehend, diente er der Oeffentlichkeit mehr als fünf und zwanzig Jahre hindurch als Mitglied und dann als Statthalter des Appellationsgerichts, in jüngster Zeit als Vorsteher der französischen Kirche. Nachdem er 1859 einen „Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Mit 4 Steindrucktafeln" herausgegeben, folgte sehr bald das Werk, das ihm den Ruhm des Altmeisters der vergleichenden Rechtswissenschaft eintrug „Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Mit 9 Steindrucktafeln und einem ausführlichen Sachregister" (Stuttg. 1861). In diesem Werke wurde das in ältester Zeit bei verschiedenen Menschenstämmen bestehende „Mutterrecht" entdeckt und damit der Grund zu weiteren Forschungen gelegt, die bei dem erst allmählich zugänglich werdenden massenhaften Materiale dieses neuen Zweiges der Rechtswissenschaft zu gesicherteren Ergebnissen führten, ohne daß die mit Scharfblick und Tiefsinn aufgestellte Grundidee wesentliche Aenderung erfuhr. Weitere Ausführung seiner Grundgedanken brachten die Schriften „Das Lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Alterthums" (Freib. i. B. 1862); „Der Bär in den Religionen des Alterthums. Mit 2 Tafeln" (Basel 1863); „Die Unsterblichkeitslehre der Orphischen Theologie auf den Grabdenkmälern des Alterthums" (ebd. 1867); „Lupa Romana" (in den Annali dell' Instituto, Roma 1867—69); „Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien" (Heidelb. 1870, m. Beilage: Th. Mommsen's Kritik der Erzählung von C. Marcius Coriolanus), denen sich schließlich die an die Freunde Lewis Henry Morgan in Rochester, N. Y. († 1881), Felix Liebrecht in Lüttich und Ludolph Stephani in St. Petersburg († am 11. Juni 1887) gerichteten „Antiquarische Briefe vornehmlich zur Kenntniß der ältesten Verwandtschaftsbegriffe" (Straßb. I 1880, II 1886) anschlossen. Eine Ergänzung bildet die aus den Manuscripten des Verfassers von der Wittwe und dem Sohne für den Freundeskreis herausgegebene, mit einer Einleitung von Prof. A. Giraud-Teulon in Genf versehene Schrift: „Römische Grablampen nebst einigen andern Grabdenkmälern vorzugsweise eigener Sammlung" (Basel 1890), hiezu ein Bilderatlas von 55 Tafeln. In diesen Untersuchungen fand B. immer wieder denselben Gedanken bestätigt „Unsicher, ein Wahn von kurzer Zeit ist alles menschliche Glück, ohne Wandel und Wanken nur allein die göttliche Liebe. Darum, o Sterblicher, vertraue Aphroditen, wie Adonis ihr vertraut. Eine erbarmungsreiche Mutter, im Tode eine feste Stütze wird sie dir sein. — Gibt es eine Sprache, die des Grabes würdiger wäre, eine Verheißung, die trostreicher klänge als diese? Durch keinen Zug gewinnt die Gräberwelt der Alten unsere Theilnahme in höherem Grade, als durch ihr Bestreben, die Mutterliebe als den Hoffnungsanker der Menschen im letzten Sturme des Lebens unter immer neuen Bildern darzustellen". Dieser Gedanke findet sich schon in der Vignette zum „Mutterrecht" nach den Aus-

führungen daselbst (S. 265, 424) angedeutet. Das aus dem Handel völlig verschwundene Hauptwerk über das Mutterrecht, das der Verfasser seiner Mutter mit dem Motto τὴν σὴν εὔνοιαν καὶ πίστιν λαλοῦντες ἐν βιοτῆς μέτροις οὐ παυσόμεθα gewidmet hatte, widmete in unverändertem Abdruck (Basel 1897) die Wittwe dem der glücklichen Ehe entsprossenen Sohne und machte es hiemit wieder dem Kreise der Forscher zugänglich. Als kleinere Arbeiten seien noch genannt „Nekrolog von Dr. W. Th. Streuber" (Basler Taschenbuch für 1858); (mit Dr. K. Stehlin) „Beiträge zur Schweizer Geschichte aus englischen Manuscripten", Zürich 1857 (Arch. f. Schweiz. Gesch. Bd. 12); „Die Grundlagen der Steuerverfassung des Römischen Reiches" (aus dem Schweizer. Museum, Zürich 1862). — B. war ein unermüdlich freundlicher Berather und werkthätiger Wohlthäter der Bedürftigen, von tiefer Gottesfurcht und unbeugsamem Pflichtgefühl erfüllt, bis in die letzten Tage geistig regsam.

Zur Erinnerung an Herrn Dr. J. J. Bachofen. Basel 1887. — Allg. Schweizer Ztg. 1887, Nr. 281. — J. Kohler in der Zeitschr. f. vergleich. R.wiss. VIII, 148—155; — ders., in: Rechtsforschung und Rechtsunterricht auf den deutschen Universitäten hsg. v. O. Fischer. Berlin 1893, S. 122. — Wunderlich in der Zeitschr. f. geschichtl. R.wiss. XI, 73. — Richter's u. Schneider's Neue krit. Jahrbüch. VII, 7—16, 402—417; IX, 283; XI, 961—1022. — Bursian's Jahresbericht 25, 109; 28, 38. — Zarncke's lit. Centralblatt 1862, S. 883; 1864 S. 523; 1887 S. 1485. — Dtsche. Litteratur-Ztg. 1886, S. 953. — Revue critique XXII, 1886, pp. 345 ss. — R. Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft I, 1880, S. 233. — Teichmann in: Die Universität Basel, 1885 S. 47; 1896 S. 66. — Kipp in der Savigny-Zeitschrift, Roman. Abthlg. Bd. 19, S. 366. — F. Dümmler, Einige eleusinische Denkmäler (darunter eine attische Weinkanne der Sammlung Bachofen) im: Festbuch zur Eröffnung des historischen Museums. Basel 1894, S. 1 ff. — Dargun, Mutterrecht und Raubehe. Lpz. 1883; — derselbe, Mutterrecht und Vaterrecht. Lpz. 1892, S. 19, 87, 99, 111. — Post, Bausteine. Oldenburg 1880 Bd. I, 78, II, 19. — O. Schrader, Reallex. d. indogerman. Alterthumskunde. Straßb. 1901, S. 565.

A. Teichmann.

Bächtold*): Jacob B., Germanist und Litterarhistoriker, insbesondere der deutschen Schweiz, geboren am 27. Januar 1848 zu Schleitheim, Kanton Schaffhausen (Schweiz), als Sohn eines Arztes, † am 8. August 1897 als ordentlicher Professor der deutschen Litteratur an der Universität Zürich. — Der frühe Tod des Vaters und die Wiederverheirathung der Mutter brachten dem Knaben eine bewegte Jugendzeit; er empfing seinen Unterricht im thurgauischen Affeltrangen, in Aarburg, Muri, Frauenfeld, und schließlich eine solide Gymnasialbildung in Schaffhausen. Die Wanderungen hatten ihm nicht nur persönliche Bekanntschaft seiner weiteren Heimath, sondern auch warme Liebe zum Vaterlande eingetragen. Noth und innerer Trieb führten schon den Gymnasiasten zu litterarischer Arbeit: Zeitungsartikeln und novellistischen Versuchen. In Heidelberg begann B. Herbst 1867 seine germanistischen Studien unter Adolf Holtzmann; ein Jahr später siedelte er nach München über, wo Konrad Hofmann's Einfluß nicht weniger stark war als der des verehrten Heidelberger Lehrers. Daneben trat er in Verkehr mit Hermann Lingg, Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Moritz Carriere, Heinrich Leuthold, und war durch sie

*) Zu Bd. XLVI, S. 174.

wiederholt Theilnehmer der Sitzungen des „Krokodil". Im Frühjahr 1870 war er genöthigt, seine Studien äußerlich abzuschließen und promovirte mit der Dissertation „Der Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven", einer sehr sorgfältigen Untersuchung, die einleitend eine Art Lebensprogramm des Verfassers enthält (siehe Kl. Schriften S. 57). In den drei folgenden Sommern war er Hauslehrer bei einer Familie am Bodensee, im Spätherbst 1870 zog er als Zeitungsreporter nach Elsaß-Lothringen und lieferte etliche feine Kriegsbilder (s. Kl. Schriften S. 255—280); längere Zeit weilte er in Paris, wo er für Konrad Hofmann in der Nationalbibliothek arbeitete; ein kürzerer Aufenthalt in London zeitigte die Schrift: „Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum" (Schaffhausen 1873). Im October 1872 wurde B. als Lehrer des Deutschen an das Gymnasium zu Solothurn berufen, wo er bis Ostern 1878 blieb. Neben der Lehrthätigkeit beschäftigten ihn Untersuchungen über den Antheil Solothurns an der deutschen Litteratur, die theilweise in dem Schulprogramm für 1874 „Der Minorit Georg König von Solothurn (1664–1736)" niedergelegt sind. 1876 erschien „Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts"; und dann schritt er mit Ferd. Vetter zur Herausgabe der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes", für welche er 1877 die Stretlinger Chronik, 1878 Niklaus Manuel bearbeitete.

Die Uebersiedlung nach Zürich als Lehrer des Deutschen und der Geschichte am Lehrerinnenseminar brachte den anregenden Verkehr mit Gottfried Keller und gleich zu Anfang die Aufgabe, die Gedichte des schwer erkrankten Heinrich Leuthold zu sichten und herauszugeben. Intensiver wurde nun auch sein Interesse an Eduard Mörike, doch ist leider das geplante „Mörike-Buch" von B. nicht geschrieben worden, wol aber publicirte er eine Reihe von Vorarbeiten und in der A. D. B. den werthvollen Artikel über den schwäbischen Dichter. Von 1879 an besorgte er fünf Jahre lang die Redaction des Feuilletons der Neuen Zürcher Zeitung, wodurch er zu allerlei kleineren Aufsätzen angeregt wurde, die nachher nicht selten zu selbständigen Arbeiten sich auswuchsen. Aus der Schulthätigkeit ging sein treffliches „Deutsches Lesebuch" hervor (Frauenfeld; Obere Stufe 1880, Untere und mittlere Stufe 1881).

1880 betrat B. die akademische Laufbahn, auf der ihm der schönste Erfolg bei seinen Zuhörern, aber kein rasches Fortschreiten beschieden sein sollte. 1887 wurde er Extraordinarius, ein Jahr darauf Ordinarius, so daß er die Last des Schulehaltens endlich ablegen durfte. Er las über das ganze Gebiet der deutschen Litteratur von den ersten Anfängen bis weit in die Gegenwart hinein und entfaltete mit den Jahren ein Wissen von erstaunlichem Umfange und größter Gründlichkeit. Mit ungeheurem Fleiße arbeitete er gleichzeitig an der längst projectirten „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz", deren erste Lieferung 1887 erschien und die 1892 in einem Bande von nahezu 1000 Seiten mit Bodmer's Tod ihren Abschluß fand. Es ist ein monumentales Werk, dem auf diesem Gebiete nichts an die Seite gestellt werden kann.

Mit Gottfried Keller's Tode trat an seinen langjährigen Freund die Aufgabe, den litterarischen Nachlaß zu ordnen, das Bedeutende herauszugeben und ein biographisches Denkmal zu errichten. Auch diese Aufgabe löste B. meisterhaft. Erst wurden „Gottfried Keller's nachgelassene Schriften und Dichtungen" publicirt (Berlin 1892), dann folgte „Gottfr. Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher" (Bd. I u. II, 1894, Bd. III, 1897). Die drei Bände bieten nicht nur ein Bild des originellen Schweizerdichters und seiner Thätigkeit, sondern bilden auch einen wichtigen Ausschnitt aus der neueren deutschen Litteratur-

geschichte im allgemeinen. Eine „Gottfried Keller-Bibliographie" (Berlin 1897) folgte als nothwendige Ergänzung und nach dem Tode des Verfassers eine „Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters" (Berlin 1898). Die letzten Jahre brachten die wohlverdiente Anerkennung der Gelehrtenwelt; die Berufung an die Universität Leipzig (Juni 1895) war ein Ausdruck der Werthschätzung, die man ihm in weiten Kreisen entgegenbrachte. Aber B. konnte sich vom heimischen Boden nicht losreißen; dazu fühlte er schon damals den Keim einer Krankheit in sich, die ihn zwei Jahre darauf rasch seinem Ende entgegenführte.

Neben den genannten Hauptwerken hat B. eine ganze Menge kleinerer Untersuchungen und Abhandlungen publicirt, das besonders Charakteristische ist zusammengefaßt in seinen „Kleinen Schriften" (herausgegeben von Theodor Vetter, Frauenfeld 1899). Für die A. D. B. hat er wol an die dreißig Artikel geschrieben; mit seinen Schülern gab er drei Bände „Schweizerische Schauspiele des sechszehnten Jahrhunderts" (Zürich 1890—1893) heraus, an der Weimarer Ausgabe von Goethe's Werken arbeitete er eifrig mit. Einen Ueberblick über die umfangreiche Thätigkeit des unermüdlichen Gelehrten gewährt eine Bibliographie im Anhang zu seinen Kleinen Schriften S. 317—330.

B. vereinigte mit reichstem Wissen und größtem Forscherfleiße eine überaus anmuthige und liebenswürdige Art der Darstellung in Wort und Schrift, Eigenschaften, die dem akademischen Lehrer eine begeisterte Zuhörerschar und dem Schriftsteller dankbare Leser zuführten. Auf dem Gebiete der deutschen Litteratur in der Schweiz ist er bahnbrechend gewesen, und alle weiteren Forschungen werden von ihm auszugehen haben. — Seine Grabstätte auf dem Kirchhofe Fluntern am Zürichberge ist durch ein originelles Grabdenkmal nach dem Entwurfe von H. E. v. Berlepsch geschmückt.

W. von Arx in Bächtold's Kl. Schriften S. 1—55. — Theod. Vetter im Biogr. Jahrbuch und Deutschen Nekrolog Bd. 2, 1897, S. 10—25; — Derselbe im 28. Jahresheft des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer. — Erich Schmidt im Euphorion V, 838—845; — Derselbe, Aus Gottfried Keller's Briefen an Jacob Bächtold, Deutsche Rundschau 1898. — Hedwig Waser in der „Schweiz", 1897, S. 223—224. — Leipziger Illustr. Zeitung v. 26. Aug. 1897, S. 275—276, u. a. m.

Th. Vetter.

Bähr*): Otto B., Rechtsgelehrter und Parlamentarier, geboren am 2. Juni 1817 zu Fulda als Sohn eines Regimentsarztes, bezog Ostern 1834 die Universität Marburg, wurde dort durch Vangerow und durch Albrecht in Göttingen der Jurisprudenz zugeführt, bestand 1838 glänzend sein erstes Staatsexamen, 1843 das zweite zum Eintritt ins Obergericht berechtigende und 1844 das letzte Examen. 1848 wurde er in eine Commission zum Entwurfe einer Civilproceßordnung für Kurhessen berufen, 1849 Obergerichtsrath in Kassel. In letzterer Stellung trat er denen zur Seite, die sich gegen die Rechtsgültigkeit der Maßregeln Hassenpflug's erklärten und wurde dafür am Neujahrstag 1851 mit einer Einquartierung von 10 „Strafbayern" heimgesucht, auch an das Obergericht in Fulda versetzt, von wo er erst nach dem Ausscheiden Hassenpflug's nach Kassel zurückkehrte. 1857 durch die Universität Marburg zum Ehrendoctor ernannt, lehnte er Berufungen dorthin und an zwei andere Universitäten, 1863 einen Ruf nach Lübeck ab, wofür er nunmehr Oberappellationsgerichtsrath wurde. Die Vernichtung der kurhessischen Selbständigkeit schmerzte ihn nicht, trotzdem er seiner Heimath stets patriotisch

*) Zu Bd. XVLI, S. 189.

zugethan blieb, wie er dies durch eine Schrift über den Heſſiſchen Wald bethätigte. 1867 wurde er an das in Berlin errichtete Oberappellationsgericht für die neuen Provinzen, das 1874 mit dem Kammergerichte verſchmolz, berufen. Er vertrat als Anhänger der nationalliberalen Partei die Stadt Kaſſel im Norddeutſchen Bundestage, im Reichstage und im preußiſchen Abgeordnetenhauſe. Wie der ihm lange Zeit befreundete v. Ihering gegen die Begriffsjurisprudenz auftrat, ſo bekämpfte er namentlich die Buchſtabenjurisprudenz und ſonſtige Mängel der praktiſchen Jurisprudenz. Großen Erfolg erzielte er durch ſeine Monographie „Die Anerkennung als Verpflichtungsgrund“ (Caſſel 1854, 2. Aufl. Gött. 1867, 3. Aufl. Lpz. 1894) und die publiciſtiſche Skizze „Der Rechtsſtaat“ (Gött. 1864). Fragen des Immobiliarrechts behandelte er in den Schriften „Die preuß. Geſetzentwürfe über die Rechte am Grundvermögen“ (Jena 1870, mit Langerhans); „Das Geſetz über die Enteignung von Grundeigenthum vom 11. Juni 1874“ (Berlin 1875, 2. Aufl. 1878) und civilproceſſualiſche in „Das Rechtsmittel zweiter Inſtanz im deutſchen Civilproceß“ (Jena 1871); „Der deutſche Civilproceß in praktiſcher Bethätigung“ (ebd. 1885); „Noch ein Wort zum deutſchen Civilproceß“ (ebd. 1886); „Die Proceß-Enquête des Prof. Dr. Wach“ (Kaſſel 1888). Als ſcharfer Kritiker des Entwurfs zum Deutſchen Bürgerlichen Geſetzbuch zeigte er ſich in „Zur Beurtheilung des Entwurfs“ (München 1888), dem ein „Gegenentwurf“ (Kaſſel 1892) folgte und ſchilderte humorvoll ſeine Heimath in „Eine deutſche Stadt vor 60 Jahren“ (Lpz. 1884, 2. Aufl. 1886); auch ſchrieb er über „Das Tonſyſtem unſerer Muſik“ (Lpz. 1882). An den Arbeiten der Reichsjuſtizcommiſſion nahm er 1875/76 Theil und gab mit Ihering die „Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römiſchen und deutſchen Privatrechts“ Bd. 12—25 heraus. Von ſeinen Rechtsgutachten ſeien genannt das „in Sachen der Gotthardbahngeſellſchaft gegen die Unternehmung des großen Tunnels“ (Luzern 1884) und das weitere „in der Rechtsſache der Baugeſellſchaft Flüelen-Göſchenen in Zürich gegen die Direction der Gotthardbahn in Luzern“ (Luzern 1887). Im J. 1879 war er in das Reichsgericht berufen worden, ſchied jedoch wegen Nervenleidens ſchon 1881 aus. In glänzender Weiſe behandelte er deſſen Rechtſprechung in dem Werke „Urtheile des Reichsgerichts mit Beſprechungen“ (München 1883). Den Lebensabend verbrachte er in Kaſſel, wo er am 17. Februar 1895 ſtarb. Kurz vorher hatte er noch ſeine hie und da zerſtreuten Abhandlungen juriſtiſchen und gemiſchten Inhalts in zwei Bänden als „Geſammelte Aufſätze“ (Lpz. 1895) veröffentlicht.

Nekrolog von Guſtav Pfizer († am 24. Dec. 1899) in der Beil. 105 der Allgem. Ztg. 1895. — Kritiſche Ueberſchau IV, 1—47, 219—247. — Heidelberger krit. Jahrbücher III, 496 ff. — Erwiderung Bähr's in den Jahrbüchern f. d. Dogm. II, 283 ff., 367 ff. — Grünhut's Zeitſchr. XII, 513 ff. — Archivio giuridico I, 261; XV, 591—93. — Jahrbücher f. d. Dogm. XXIV, 1—32. — Archiv f. d. civiliſt. Praxis LXII, 82 ff. — Zeitſchr. f. dtſch. Civilproceß VII, 149—151; IX, 508—520; X, 269; XII, 172 ff.; XIX, 75—103. — Teichmann, Repertorium d. Dtſch. Reichstages. Berlin 1872, S. 310, 484, 639, 649. — Zeitſchr. f. vergl. R.wiſſ. X, 474. — Deutſche Literaturztg. 1883, S. 889—896. — Burſian's Jahresbericht d. klaſſ. Alterthumsw. Bd. 42. — Ahrens, Naturrecht, 6. Aufl. Wien 1871, Bd. II, 368. — A. de Gubernatis, Dictionnaire international des écrivains du jour. Florence 1891, I, 125.

A. Teichmann.

Bartsch*): Karl Friedrich Adolf Konrad B., Germanist und Romanist, wurde am 25. Februar 1832 in Sprottau am Bober geboren. Sein Vater, 1816—1820 Artillerieofficier, ein energischer, leidenschaftlicher Mann, war hernach im Vermessungs- und Steuerdienst beschäftigt; er starb 1839 in Gleiwitz, wohin die Familie 1837 übergesiedelt war. Trotz der beschränkten Mittel gab die Mutter, eine geborene Friederike v. Winterfeld, den Kindern eine sorgfältige Erziehung. Karl, ein arbeitsamer, fleißiger Knabe von unbezähmbarer Lesesucht, kam 1842 zu Gleiwitz ins katholische Gymnasium, wo leerer, trockener Formelgeist herrschte, aber den Schülern doch viel Zeit und Freiheit zu eigener Beschäftigung blieb. Die Vorstellungen einer Wandertruppe erregten Karl's Einbildungskraft zu eigenen poetischen Versuchen. 1846 kam er aufs Gymnasium nach Breslau, wo ein besserer Geist wehte als in der Gleiwitzer katholischen Anstalt. 1847 schrieb B. ein Schauspiel „Wilhelm von Oranse" nach Wolfram, ein Beweis seiner Beschäftigung mit altdeutschen Stoffen. Aber mit Vorliebe wandte er sich den griechischen und römischen Dichtern zu und übte sich in Uebersetzungen und eigenen Dichtungen. Im Herbst 1849 bestand er die Reifeprüfung und bezog die Breslauer Hochschule, um classische Philologie zu studiren. Bei Weinhold hörte er auch germanistische Vorlesungen. Neben eifrigen Fachstudien fuhr er immer noch fort, eifrig zu dichten, u. a. auch ein Tannhäuserdrama. Die altdeutschen Studien traten trotz Weinhold's Abrathen allmählich in den Vordergrund. Im Sommersemester 1851 ging er nach Berlin, um Lachmann zu hören. Aber der war am 13. März gestorben und so fand er eigentlich nur bei Wilhelm Grimm Anregung. Dafür hörte er bei Steinthal provenzalisch und bei Aufrecht angelsächsisch und altnordisch. Unter Mahn's Leitung begann er seine Troubadourstudien. Das Berliner Hoftheater zog ihn durch Classikervorstellungen mächtig an. Im Sommer 1853 promovirte er in Halle über Otfried's Metrik. Nach der Promotion reiste B. nach Paris, London und Oxford, um auf den Bibliotheken Troubadourtexte abzuschreiben. Den Winter 1853/54 weilte er in Breslau. Im Frühling ging er nach Berlin, um — Schauspieler zu werden, ließ sich aber noch rechtzeitig abrathen. 1854/55 verbrachte er als Gesellschafter bei Frhrn. v. d. Leyen auf der Leyenburg bei Crefeld. Im Herbst 1855 kam er als Custos an die Bibliothek des Germanischen Museums in Nürnberg, wo er mit Barack zusammentraf. Nun beginnt die außergewöhnlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit auf germanischem und romanischem Gebiet mit des Strickers Karl und dem provenzalischen Lesebuch. Zu Ostern 1858 wurde B., der sich in Nürnberg verheirathet hatte, nach Rostock berufen, wo er bis Ostern 1871 als Germanist und Romanist Vorlesungen hielt und am 11. Juni 1858 das erste germanistische Seminar in Deutschland begründete. Zwei Mal wurde B. zum Rector gewählt und durfte am 12. März 1867 die Festrede zur Grundsteinlegung der neuen Universität halten. Zu seinen Vorlesungen fanden sich freilich in Rostock nur wenig Hörer, aber im Seminar war ihm erfreuliche Thätigkeit beschieden. Seine Forscherthätigkeit erhebt sich in den Rostocker Jahren zur höchsten Blüthe. Auf mehreren Studienreisen gewann er die Materialien zu seinen weitausholenden Arbeiten. 1871 wurde B., ebenfalls als Germanist und Romanist, auf Holtzmann's Lehrstuhl nach Heidelberg berufen, wo ihm eine umfangreichere und erfreulichere Lehrthätigkeit, die Wirkung auf einen großen Zuhörerkreis beschieden war. 1873 eröffnete er hier das germanisch-romanische Seminar. Auch in Heidelberg war er 1881/82

*) Zu Bd. XLVI, S. 225.

Prorector. Seine wissenschaftliche Thätigkeit nahm trotz der gesteigerten Anforderungen des Lehramts ungehemmten Fortgang. Seit Sommer 1886 begann er zu kränkeln und mußte mehrmals südliche Luftcurorte aufsuchen. Aber seine rastlose Thätigkeit erlosch trotzdem nicht. Bis in die letzten Tage arbeitete er durch. Am 19. Februar 1888 Nachmittags starb er, sechs Tage vor seinem 56. Geburtstag.

Bartschens Thätigkeit ist durch die Vereinigung germanistischer und romanistischer Wissenschaft ausgezeichnet. Er bewährte sich vornehmlich als Herausgeber von Texten, denen umfassende litterargeschichtliche Einleitungen und Untersuchungen beigefügt waren. Bei den altdeutschen Texten verfuhr er metrisch und sprachlich in Einzelheiten anders als Lachmann und gerieth dadurch wie auch in der Nibelungenfrage in Zwist mit der Berliner Schule. B. schrieb gemeinverständlich, aber nicht wie zuweilen Pfeiffer mit Rücksicht auf unwissenschaftliche Leser. Immerhin ergab sich auch hieraus ein Gegensatz zu den wissenschaftlichen Ausgaben der älteren Lachmann'schen Schule, die nur für die engste Zunft berechnet waren. Wenn in den unzähligen Ausgaben und Abhandlungen, die B. veröffentlichte, manche Versehen und Flüchtigkeiten mit unterliefen, so dürfen daraus keine ungerechten und übertriebenen Vorwürfe gegen seine im ganzen doch höchst fruchtbare und ergebnißreiche Forscherthätigkeit erhoben werden.

Zuerst erschienen von mhd. Texten Stricker's Karl 1857, die Erlösung 1858, Berthold von Holle 1858; dann in Rostock Mitteldeutsche Gedichte 1860, Albrecht von Halberstadt und Ovid 1861, Meleranz 1861, über Karlmeinet 1861, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 1862, deutsche Liederdichter des 12.—14. Jhdts. 1864, Untersuchungen über das Nibelungenlied 1865, die lateinischen Sequenzen des Mittelalters 1868, Herzog Ernst 1869; für Pfeiffer's deutsche Classiker des Mittelalters Kudrun 1865, Nibelungenlied 1866, Wolfram's Parzival und Titurel 1870/71. Die letztgenannten Ausgaben wurden wie auch die Liederdichter mehrmals aufgelegt. Von 1869 bis 1887 leitete B. die Germania, wozu er viele Aufsätze und umfangreiche bibliographische Jahresberichte beisteuerte. Auch in Heidelberg erlahmte die bewundernswerthe schriftstellerische Fruchtbarkeit nicht: Reinfried von Braunschweig 1871; Konrad von Würzburg 1871; Rolandslied 1874; der Nibelunge Not: Text 1870, Lesarten 1876, Wörterbuch 1880; die Klage 1875; Walther von der Vogelweide (Schulausgabe) 1875; Demantin von Berthold von Holle 1875; Anmerkungen zu Konrad's Trojanerkrieg 1877; Hugo von Montfort 1879; Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 1879/80; Ditfurth's historisch-politische Volkslieder des 30jährigen Krieges 1882; die Schweizer Minnesänger 1886; die altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg 1886; Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Litteratur 1886. Es sind dies lauter Bücher von mehreren hundert Seiten; und von den vielen Aufsätzen und Vorträgen, die daneben herlaufen, gibt der 1881 erschienene Sammelband nur einen kleinen Theil. Zu all dem hatte B. die Neubearbeitungen der Litteraturgeschichten von Gervinus (1871—74) und Koberstein (1872—73) übernommen.

Die gleichmäßige Beherrschung der romanischen und germanischen Philologie kam vornehmlich den Untersuchungen über die mhd. Liederdichter, übers Rolandslied und den Parzival zu gut. Ein Beispiel vergleichender Litteraturgeschichte ist die Abhandlung über Ovid im Mittelalter.

Am werthvollsten sind die Untersuchungen übers Nibelungenlied. Den Streit zwischen Lachmann's A und Holtzmann-Zarncke's C entschied B. dahin, daß die Urschrift weder hier noch dort liege, vielmehr verloren sei. Aus dieser

Urschrift flossen zwei Bearbeitungen, der Nibelunge Not (B und A) und der Nibelunge Lied (C); B wahrt den Urtext am besten, A hat viele willkürliche Aenderungen. Vom Original glaubte B., es sei vor Heinrich von Veldeke in Assonanzen gewesen und hernach in reine Reime umgesetzt worden. Die rechte Lesart sei einmal in B, das andere Mal in C bewahrt. B. übertrug also Ansichten, die sich ihm aus den Untersuchungen über andere in mehreren Bearbeitungen vorliegende mhd. Gedichte des 12. 13. Jhds. ergeben hatten, in scharfsinniger Weise aufs Nibelungenlied. Seine Meinung über das Original in Assonanzen, als dessen Verfasser der Kürenberger vermuthet wurde, fand keine dauernde Zustimmung. Aber daß der von B. auf B begründete Text dem Wortlaut der Urschrift sehr nahe, mindestens viel näher als A und C steht, wird immer mehr erkannt. Die Untersuchungen führten auch zu metrischen Ergebnissen, die Lachmann in Einzelheiten berichtigten.

B. war ein gründlicher Kenner altdeutscher Handschriften und bewährte diese Kenntnisse in vielen förderlichen und selbständigen Kritiken von Textausgaben anderer Forscher.

Die romanistische Thätigkeit Bartschens umfaßt wie die germanistische Textausgaben, Textkritik, Litteraturgeschichte und Metrik. B. plante, angeregt durch die Werke von Diez und durch den Umgang mit Mahn in Berlin (1851/53) eine kritische Gesammtausgabe aller Troubadourbiographien und Dichtungen. 1855 erschien das provenzalische Lesebuch, 1856 folgten die Denkmäler der provenzalischen Litteratur und 1857 Peire Vidal's Lieder. Dadurch wurde das Studium des Provenzalischen in Deutschland aufs glücklichste angeregt. Zugleich führte B. zum ersten Mal feste kritische Grundsätze für Ausgaben romanischer Texte durch. Aus dem Lesebuch entstanden später zwei ganz neue und selbständige Werke: die „Chrestomathie provençale" 1868 und der „Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur" 1872. Trotz mancher Flüchtigkeiten gehören beide Bücher zu den nützlichsten und förderlichsten der romanischen Philologie. Durch zahlreiche kleinere Beiträge, durch Aufsätze und Anzeigen erweiterte und vertiefte er die provenzalische Forschung. Fürs Altfranzösische verfaßte er eine „Chrestomathie de l'ancien français (VIII—XVe siècle)", zuerst 1866, in fünfter Auflage 1884 erschienen. Eine zweite, noch bessere Sammlung afz. Texte kam 1887 heraus: „La langue et la littérature françaises depuis le IXème siècle jusqu'au XIVème siècle". Die Auswahl ist geschickt getroffen, Wörterbuch und Grammatik, d. h. Formenverzeichniß sind ausreichend. An diesem Buche haben wol die meisten Romanisten eine Zeit lang einen zuverlässigen Führer und Lehrmeister gefunden. 1870 gab B. die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen heraus. Die Liederdichtung der Süd- und Nordfranzosen zog ihn also besonders an und darüber handeln auch die meisten seiner Aufsätze. Ich hebe daraus besonders die Abhandlung über romanische und deutsche Tagelieder hervor (1865), aus der Bartschens vergleichende Litteraturforschung und seine Begabung für poetische Uebertragung alter Gedichte ins Neuhochdeutsche zu erkennen ist. Auch seine Dante-Uebersetzung (1877) und seine alten französischen Volkslieder (1882) zeichnen sich durch genauen Anschluß an die Originale und gewandte Form aus.

B. lebte und wirkte in einer Zeit, da die germanische Philologie noch in Schulen zerfiel und wo persönliche Anfeindung und Befehdung an der Tagesordnung waren. So wurde von gegnerischer Seite der beispiellos fruchtbare und emsige Forscher oft verkannt. Die Geschichte unserer Wissenschaft räumt aber auch Karl Bartsch den wohlverdienten Ehrenplatz ein. Die Arbeiten des rastlos thätigen Mannes bedeuten auch dort, wo sie überholt werden, eine kräftige Förderung und sein Name bleibt mit der Erforschung

zahlreicher deutscher und romanischer Denkmäler des Mittelalters für immer verknüpft.

Vgl. Bartsch, Aus der Kinderzeit (Gesammelte Vorträge u. Aufsätze, 1883). — Friedrich Meyer von Waldeck, Allgem. Zeitung 1888, Nr. 71, 75, 80, 83. — v. Bahder, Zeitschr. f. deutsche Philologie 21, 466 ff. — K. J. Schröer, R. Bechstein, G. Chrismann, Fritz Neumann, Germania 33, 59 ff. — Kürzere Nachrufe brachten das Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie 9, Nr. 3; die Lpz. Illustr. Ztg. 90, S. 202; W. Bartels, Neuphilol. Centralbl. 2, Nr. 4; A. Jeitteles, Unsere Zeit 1888, Heft III.

W. Golther.

Bechstein *): Reinhold B., Germanist, wurde geboren am 12. October 1833 in Meiningen als Sohn Ludwig Bechstein's (s. A. D. B. II, 206 ff.). Er bezog 1854 die Universität Leipzig, hörte 1855/56 in München bei Konrad Hofmann, 1856/57 in Jena bei Schleicher, 1857 in Berlin bei Haupt Philologie und Sprachwissenschaft. Er arbeitete dann einige Zeit zu Hause und promovirte im November 1858 in Jena. Seit Juni 1858 war er in Nürnberg am Archiv des Germanischen Museums als Hülfsarbeiter. 1859 kehrte er nach Hause zurück und unterstützte seinen erkrankten Vater an der Meininger Bibliothek. Nach seines Vaters Tod (1860) ordnete er dessen Nachlaß und setzte das „Deutsche Museum" fort. In Frhrn. v. Liliencron's Auftrag unternahm er eine Studienreise nach Göttingen, Hamburg und Wolfenbüttel, siedelte Mitte 1861 nach Leipzig über, um sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten, und gewann dort persönliche Beziehungen zu Zarncke. Im Februar 1866 habilitirte er sich in Jena für deutsche Philologie und wurde dort 1869 zum ao. Professor ernannt. 1871 wurde er als Bartsch's Nachfolger nach Rostock berufen, wo er 47 Semester bis zu seinem am 5. October 1894 erfolgten Tod seines Lehramts waltete.

B. vertrat in Vorlesungen und Seminarübungen, im persönlichen Umgang mit der studirenden Jugend und in seinen Schriften die deutsche Philologie mit großem Eifer und warmer, herzlicher Begeisterung. Er suchte lehrend und schaffend die ihm theure Wissenschaft zu verbreiten. B. verband weltmännische Gewandtheit mit offener Natürlichkeit und wirkte namentlich in zwangloser Unterhaltung auf seine Zuhörer, die ihm treu ergeben waren. Er war eine heitere, gesellige Natur und liebte neben seiner Fachwissenschaft die schönen Künste, besonders die Musik, deren Pflege er in Rostock nach Kräften zu fördern suchte. Einige seiner Schriften haben weniger für die strenge Wissenschaft, als für deren Verbreitung in gefälliger Form Bedeutung. Er war namentlich als sachkundiger und geschmackvoller Herausgeber und Erklärer mittelhochdeutscher Dichtungen thätig. Er gab heraus Heinrich und Kunigunde von Ebernand von Erfurt (1860); „Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden" ([1]1863; [2]1877); das in mitteldeutscher Prosa 1343 verfaßte Evangelienbuch des Matthias von Beheimb (1867); Gotfrids Tristan ([1]1869, [2]1873, [3]1890/91); Heinrichs von Freiberg Tristan (1877); Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst (1888); für Schulzwecke eine Auswahl aus Walther ([1]1879, [2]1893) und aus dem höfischen Epos (1881). Am bekanntesten wurde seine Tristanausgabe, die immer noch die beste und brauchbarste inbezug auf Text und Erklärung ist, in der Einleitung aber veraltete. Seine Ausgabe des Frauendienstes ist philologisch nicht einwandfrei. Von Bechstein's Schriften erwähne ich hier die einst sehr verdienstliche Abhandlung über die Aussprache des Mittelhochdeutschen 1858; zum Spiel von den 10 Jungfrauen

*) Zu Bd. XLVI, S. 294.

1866 (nachträglich als Jenaer Dissertation gedruckt) und 1872; „Aus dem Kalendertagebuch des Wittenberger Magisters und Marburger Professors Victorin Schönfeld" 1875; „Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit" 1876; „Die Alterthümlichkeiten in unsrer heutigen Schriftsprache" 1878. Ueber die Geschichte seiner Wissenschaft schrieb er, zur Ergänzung des Raumer'schen Werkes den Zeitraum von 1870—83 umfassend, für Schmid's Encyklopädie des Unterrichts und in seinen Reden auf J. Grimm (1885) und Uhland (1887). Im Seminarzimmer ließ er die Büsten dieser Meister aufstellen, in denen er vor allen Andern die Leitsterne unsrer Wissenschaft verehrte. In Rostock hielt B. mehrere populärwissenschaftliche Vorträge, die z. Th. im Druck erschienen, z. B. der über das Redentiner Osterspiel in der Rostocker Zeitung 1891, Nr. 247 ff. Bechstein's letzte Arbeit war eine Uebersicht über die Hans Sachsschriften des letzten Jahrzehnts (Zeitschr. f. vergldh. Litteraturgeschichte 1894). Ueberall tritt Bechstein's weniger tiefe als liebenswürdige Art und seine lautere Gesinnung wohlthuend hervor. So erscheint er im Andenken derer, die ihn persönlich kannten und schätzten.

Vgl. Rostocker Zeitung 1894, Nr. 466 und Rostocker Anzeiger 1894, Nr. 233. — Lorenz, Lpz. Illustr. Ztg. 1894, S. 468. — Glöde in der Zeitschr. f. dtsch. Unterricht 8, 763 ff. — Koppmann, Korrespondenzblatt d. Ver. f. niederd. Sprachforsch., Heft 17, Nr. 6, S. 73. — Zeitschr. f. dtsch. Philol. 27, 568 f. W. Golther.

Benzing*): Martin B., Großindustrieller, wurde am 5. August 1822 als Bauernbub zu Schwenningen in Württemberg geboren. Er widmete sich dem Kaufmannsstande und kam durch einen Verwandten in die 1829 mit Staatssubvention bei Rottweil errichtete Seidenweberei, die ihm für umsichtige, ausgreifende Wirksamkeit ein großes Feld darbot. Er begründete dann eine Baumwollweberei in Bühlingen bei Rottweil sowie eine Baumwollspinnerei in Schw.-Hall und brachte beide zu derartiger Blüthe, daß damit die württembergische Textilindustrie sich mit zu einer ersten Stelle des internationalen Marktes emporschwang. B. blieb trotz dieses glänzenden Erfolgs und des ihm damit erwachsenden persönlichen hohen Ansehens bescheiden und schlicht, stets dessen eingedenk, daß er ein selfmade man war. „Er hatte ein Herz für seine Arbeiter und sorgte getreulich für deren Wohlfahrt, ohne viel Aufhebens davon zu machen; sein gemeinnütziger Sinn ließ ihn eine segensreiche und nachhaltige Wirksamkeit im Gemeindewesen entfalten." Er starb am 13. October 1899 zu Rottweil, und sowol das großartige Begräbniß als die Nachrufe, die ihm dabei wie in öffentlichen Blättern seines Heimathlandes gewidmet wurden, bewiesen seine Bedeutung und seine Beliebtheit in weitesten Kreisen als eine führende Persönlichkeit deutscher Großindustrie.

Vgl. Schwarzwälder Bürgerzeitung (Rottweil) vom 14. u. 15. October 1899; die großen Stuttgarter Tageszeitungen von diesen Daten; Beilage zu Nr. 48 der Gartenlaube 1899 (mit Bildniß).

Ludwig Fränkel.

Bertuch**): Karl B., einziger Sohn Friedrich Justin Bertuch's, geboren in Weimar am 27. December 1777, † am 5. October 1815. Er studirte in Jena besonders Kunstgeschichte, Geographie und Naturwissenschaft. Im Sommer 1803 trat er eine Studienreise nach Paris an, wo er sich bedeutende Gelehrte z. B. Millin, Cuvier, Lamarck, Grégoire zu Freunden und Gönnern machte. Nach

*) Zu Bd. XLVI, S. 364.
**) Zu Bd. XLVI, S. 445.

seiner Rückkehr im Juli 1804 übernahm er die Leitung der Zeitschriften „London und Paris“ und „Journal des Luxus und der Moden“. Im Frühjahr 1805 bemühte er sich vergebens, in Weimar eine Todtenfeier für Schiller zu veranstalten. Den Winter 1805—1806 verlebte er in Wien, wo er seine wissenschaftliche Bildung erweiterte und manchen bedeutenden Mann z. B. Joseph Haydn, persönlich kennen lernte. Seine Erlebnisse beschrieb er in den heute noch lesenswerthen „Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien“ (2 Bändchen, Weimar 1808—1810). In den Octobertagen 1806, nach der Schlacht bei Jena, mußte er als Stellvertreter seines abwesenden Vaters die Bertuch'schen Häuser in Weimar mit dem Säbel in der Faust gegen französische Plünderer vertheidigen. In seinem Zimmer starb am 5. November 1806 der Zeichner G. M. Kraus, sein Pathe und väterlicher Freund. — An dem gesellschaftlichen Leben in Weimar nahm er regen Antheil, besonders in dem Kreis, den Johanna Schopenhauer seit dem Herbst 1806 um sich versammelte. Am 22. März 1807 vermählte er sich mit Caroline Feder aus Dessau, die ihm in glücklicher Ehe zwei Kinder schenkte. — Mit einigen Freunden besuchte er am 21. October 1813 das Leipziger Schlachtfeld. Seine Beobachtungen theilte er mit in der „Wanderung nach dem Schlachtfelde bei Leipzig im October 1813“ (von K. B. Weimar 1814, 4°), der ersten einigermaßen bedeutenden Schrift über die Völkerschlacht. Ihr folgte sein Entwurf für eine „Kapelle der Eintracht auf dem Schlachtfelde von Leipzig“ (Wien und Weimar 1814). Im September 1814 ging er mit Cotta als Bevollmächtigter der deutschen Buchhändler nach Wien, um vom Congreß ein Gesetz gegen den Nachdruck zu erwirken. Erst im Juni 1815 kehrte er nach Weimar zurück. Nachdem er noch das Gesuch der Mecklenburger an Goethe, ein Urtheil über die Entwürfe für das Blücherdenkmal in Rostock abzugeben, vermittelt hatte, starb er über den Arbeiten an einer deutschen Kunstgeschichte, allgemein betrauert, am 5. October 1815 in Weimar als Fürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischer Landkammerrath. — Das „Weimarische Wochenblatt“ widmete ihm am 10. October 1815 einen warmen Nachruf. C. A. Böttiger feierte das Andenken seines Schülers und Freundes im 4. Bändchen von Kind's „Harfe“ (S. 319 ff.). Und Goethe schrieb am 23. October 1815 an den Kammerherrn v. Preen in Rostock, den Stimmführer der Mecklenburger und einen Universitätsfreund des Verstorbenen: „Leider ist der verdienstvolle Landkammerrath Bertuch, durch dessen Vermittelung mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft geworden, unerwartet, nur allzu früh mit Tode abgegangen. Seinen Verlust betrauern alle Freunde der Kunst und Wissenschaft, ja es ist nicht zu viel gesagt, daß die durch seinen Tod entstehende Lücke jedem gebildeten Deutschen empfindlich sein wird“.

Vgl. W. Feldmann, Friedrich Justin Bertuch. Saarbrücken 1902. SS. 29 ff., 36, 40 ff., 58, 114, 116.

Wilhelm Feldmann.

Beust*): Friedrich (von) B., „Achtundvierziger“ und Reform-Pädagog, wurde am 9. August 1817 zu Amorbach im östlichen Odenwald, unweit der unterfränkischen Mainstadt Miltenberg, geboren und starb am 6. December 1899 hochbejahrt in Zürich, als einer der letzten der deutschen Revolutionäre von 1848, die in der Schweiz Asyl und zweite Heimath fanden, aber der wackersten und gediegensten einer aus jener vielartigen Schar. Er war der Sohn des activen preußischen Hauptmanns Karl Alex. v. B., der einem Seitenzweige des in seinen freiherrlichen und gräflichen Linien (besonders Sachsen

*) Zu Bd. XLVI, S. 532.

bez. Oesterreich) hohe Beamte liefernden Gesammthauses Beust entstammte, und einer Freiin v. Tubeuf. Bald nach Beust's Geburt wurde der Vater mit dem 30. Infanterieregiment von Coblenz nach Trier, dann nach Luxemburg versetzt; doch befand sich die Familie 1823 wieder in ihrem Amorbacher Freundeskreise, dem vormals die junge Fürstin von Leiningen, als nachherige Herzogin von Kent Mutter der englischen Königin Victoria, Mittelpunkt gewesen. Im reichhaltigen fürstlichen Marstall erlernte der Knabe früh Kenntniß des Pferdes, im Reiten und Fahren; er besuchte die seitdem eingegangene Lateinschule zu Amorbach, lieber aber, scheint's, die weiten Forste des Odenwaldes, wo er die Natur im großen wie im kleinen zu beobachten und ihre Geschöpfe zu sammeln begann. Ein Ingenieur unterrichtete ihn in den Anfangsgründen des Plan- und Kartenzeichnens. 1834 wurde der Vater Major in Wesel, und der 17jährige B. Avantageur im 17. preuß. Regiment. Neben strammem Dienste zeichnete B., unter Leitung eines Hauptmanns, an freien Tagen fleißig Karten, bestand das Fähnrichsexamen und kam auf die Divisionsschule zu Düsseldorf, wo ihm besonders für Geographie, von Schülern Karl Ritter's, Anregung zu Theil ward. Wie Vorschrift, legte B. in Berlin das Officiersexamen ab; durchaus Monarchist und vom Glauben an die erziehliche Kraft strenger Militärzucht durchdrungen, begann er die Laufbahn. Zu fortgesetztem Kartenzeichnen, wobei ihn zwei liebenswürdige Briefe Alex. v. Humboldt's aufmunterten, gesellten sich dem jungen Lieutenant naturwissenschaftliche, besonders anatomische Arbeiten: einzelne Präparate dienen noch heute dem Unterrichte seiner nachherigen Lehranstalt. 1845 wurde B. nach der Festung Minden commandirt. Mancherlei Mißstände der dortigen inneren Dienstverhältnisse veranlaßten den in seinem Rechtsgefühle Betroffenen zu rücksichtslosem Frontmachen. Lange unerquickliche Untersuchungen erregten Aufsehen, bestätigten seine Wahrnehmungen und verschafften ihm viele Sympathiebeweise, aber auch die Ueberzeugung, daß er nicht in die Disciplin des königlich preußischen Militärs passe — so nahm er Anfangs 1848 den Abschied. Erbitterung und Erfahrung verwandelten nicht weniger als die Ereignisse den idealistischen Rechtschwärmer gleich vielen Andern (man denke für damals an F. W. Held und Otto v. Corvin) vom Officier zum radicalen Politiker. Er, der schon in Minden wiederholt Besserstellung der Arbeiter an den Festungswerken erreicht hatte, warf sich jetzt in den socialen Streit. An Stelle eines früheren Artillerie-Kameraden, Fried. Annecke, der wegen eines Versammlungsberichts im Kölner Gürzenich über den Frankfurter Demokratencongreß verhaftet worden, übernahm B. die Redaction der republicanischen „Neuen Kölnischen Zeitung", gänzlich uneigennützig und überaus mühselig besorgte er sie, oft zugleich Redactor, Setzer, Corrector, Reporter. Aber trotz seiner und der Gattin des Eingesperrten, der Publicistin Mathilde Franziska Annecke geb. Giesler (1817 bis 1884), Bemühungen wurde das republikanische Organ unterdrückt. Mit Ferd. Freiligrath, Frau Annecke's Helfer am „Westfälischen Jahrbuch", wurde er näher bekannt, und dieser gab ihm bei der dann nöthig werdenden Flucht Empfehlungsschreiben an Gesinnungsgenossen in Paris mit. Auch dem Vater der Socialdemokratie, Karl Marx, an dessen „Neuer Rheinischer Zeitung" Freiligrath betheiligt war, trat B. näher. Die demokratisch sich organisirende Kölner Landwehr (richtiger Bürgerwehr) wählte B. zum Commandanten, und als er als solcher mit ihr den Ausmarsch der Kölner Garnison, die die Düsseldorfer Bürgerwehr auflösen sollte, verhinderte, traf Köln der Belagerungszustand, ihn Anklage wegen Hochverraths. Dieser entzog er sich im November 1848 durch schnelle Abreise über Brüssel nach Paris. Hier blieb er publicistisch

thätig bis Ende April 1849, im Verkehr mit Herwegh, Alex. Herzen und dessen Hauslehrer Friedr. Kapp, Moses Heß, Arnold Reinach, Turgenjew, Hauk, Garibaldi's späterem Generalstabschef, besuchte mit Dronke bekannte Pariser Nationalökonomen, Proudhon, Cabet, V. Considérant u. A. Mit Freund Wilhelmij begab er sich dann unter Abenteuern über Genf, wo sie James Fazy auf dem Gipfel seiner Macht freundlich empfing, und Solothurn nach Basel, wo er mit dem Buchhändler J. Schabelitz, dem nachherigen Gründer des ultra-demokratischen Züricher „Verlags-Magazin", eine Lebensverbindung und -freundschaft schloß. Darauf ging die Fahrt durch das aufständische Baden über Karlsruhe und Mannheim nach Neustadt a. H., wo B. mit Annecke u. A. in die Militärcommission gewählt wurde, der Organisation und Obercommando des badisch-pfälzischen Revolutionsheeres übertragen ward. Daß, von allem anderen abgesehen, das „Viel Köpfe, viel Sinne" diese unklare Schilderhebung scheitern lassen mußte, erkannte B. gar bald, und so zog er denn, nachdem er noch in den, hauptsächlich durch Ungeschick verlorenen Gefechten gegen die preußische Invasion bei Ubstadt und Waghäusel (15. Juni 1849) mit geführt hatte, mit einem geschlagenen Truppenabsprengsel über die alte Grenzbrücke von Rheinfelden in die Schweiz ein.

In Zürich schlug er nun auf die Dauer seinen Wohnsitz auf, sofort bei dem originellen Lehrer Meier in Enge der praktischen Pädagogik gewonnen und binnen kurzem, während er an der Universität bei Löwig Chemie, bei Heer Botanik hörte, an Professor Karl Fröbel's (des großen Friedrich Neffe und Schüler, des Publicisten Julius Bruder) 1845 gegründeter „Erziehungsanstalt im Seefeld" angestellt. Beust's Anschauungen — er nannte und schrieb sich fürder stets bürgerlich, ohne officiell das Adelsprädicat abzulegen — schlossen eine Rückkehr nach Deutschland, zumal unter den Zuständen seit 1850, völlig aus; daher übernahm er Herbst 1851 mit dem Collegen A. Kirchner die Leitung jener Anstalt, am 10. Juli 1854, dem Tage der Hochzeit mit der, seit sieben Jahren ihm verlobten Xantener Officierstochter Anna Lipka, die alleinige, wogegen sich das Kirchner-Kletke'sche Parallelunternehmen nur noch drei Jahre hielt. Seitdem ist B. dermaßen mit der „Erziehungsanstalt von F. Beust" verwachsen, daß die Geschichte seines Lebens mit deren Geschichte sich deckt. Er hat ihr seine ganze physische und geistige Kraft, all sein Denken und Fühlen dargebracht, Jahre lang materiell für seine Ideen zugesetzt, allmählich aber seine Schule von 25 Schülern quantitativ wie qualitativ auf eine höchst beachtliche Höhe emporgehoben, daß er verdienstgemäß die vollste, wärmste Anerkennung der Generationen von Zöglingen, der Eltern, Fachleute, Jugend- und Humanitätsfreunde geerntet und der Schweiz, der er als überzeugter Staatsangehöriger anhing, das gewährte Gast- und Bürgerrecht reichlich vergolten hat. Das bis 1876 im Zeltweg, seitdem im eigenen Gebäude in der Merkurstraße befindliche Institut errang allseitiges hohes Ansehen und wird stark besonders von Kindern in Zürich wohnender und gut situirter Deutscher besucht. Seit 1894 steht an der Spitze des Begründers Sohn, Dr. Fritz v. Beust, schon von 1875 an seiner Seite, und wirkt ganz im Geiste des Vaters, dessen Reformen durchführend und vervollkommnend.

Sogleich beim Eintritt in den Lehrkörper der später übernommenen Anstalt richtete B. sein Augenmerk darauf, die Ideen Pestalozzi's und Fröbel's aus der Kleinkinderbeschäftigung in die Schule zu verpflanzen: das Kind solle Grundbegriffe wie Größe, Ausdehnung, Form, Maaß, Zahl spielend, aus unmittelbarer naiver Anschauung, nicht durch Abstractionen erwerben. Diese Theorie lieh Beust's Methode und Lehre ein für alle Male das Gepräge, wenn sie auch nur durch sein Erfinder- und pädagogisches Geschick von Fall zu Fall

im Ersatze des schablonenhaften Formalismus angewendet werden konnte. Die Fröbel'schen „Geduldspiele" u. ä. Uebungen wie Flechten, Stäbchenlegen, Falten, Ausschneiden, Bauen machte er zur Basis des arithmetischen wie des geometrischen Lernens, wobei die benöthigten Körperformen der Schüler vom dritten Schuljahre ab aus Carton selbst darstellt. Einen wichtigen Platz wies er der Heimathkunde zu, um das Anschauungsvermögen auszubilden und für allerlei Fächer, voran sämmtliche naturwissenschaftliche, einen ungezwungenen Mittelpunkt zu erhalten. Schon die untersten Classen durchwandern die Umgebung der Schule, was sie im Classenzimmer auf einem großen, mit Holzbauten besetzten Plane wiederholen; die dritte und vierte sehen die geographischen Hauptbegriffe in großen Holzreliefs mit zerlegbaren Schichten vor sich, die sie von der dritten an bis in die oberste nach systematischem Fortschritte der Schwierigkeit selbst zusammenstellen müssen, soweit sie von ihnen selbst durchwanderte Gegenden betreffen. Diese regelmäßigen Schulreisen, wirkliche Ausmärsche bis zum Maximum von 24 km, sollen zum verständnißvollen Genusse der Natur anleiten, über geographische und naturgeschichtliche Verhältnisse belehren, Sammlungen aus den drei Reichen, auf der Oberstufe ein sorgsames Herbarium ermöglichen, nicht zuletzt, dem Wirthshause, seit 1882 jedem Alkoholgenusse fern, den Körper tummeln. Letzterem Zwecke dienen außer häufigen Nachmittagsspaziergängen in den Wald Turnen, Baden, Schwimmen, Schlittenfahrten, alles in wohlerzogenem Umfang und Wechsel. Es nimmt nicht wunder, daß, gleich andern modernsten pädagogischen Forderungen, der heute mehr und mehr geschätzte und sich ausbreitende Handfertigkeitsunterricht bei B. seit Anbeginn Erledigung in der Praxis fand. Dies im engsten Umrisse Beust's allgemeine Principien. In etlichen Schriften machte sie B. weitern Kreisen zugänglich: „Der wirkliche Anschauungsunterricht auf der untersten Stufe der Größenlehre" (1865); „Der wirkliche Anschauungsunterricht auf das Schreiben und Lesen angewendet. Erster Theil. Schreiblesebuch" (1867); seine systematische Hauptschrift „Die Grundgedanken von Pestalozzi und Fröbel in ihrer Anwendung auf Elementar- und Sekundarschulstufe" (1881); „Das Relief in der Schule" (1881); „Die pädagogische Schulreise" (1885); „Die körperlichen Eigenschaften der Dinge als Grundlage der Erziehung" (1897). Seine zahlreichen Lehr- und Beschäftigungsmittel nebst den damit erzielten Ergebnissen hat B. unter reger Theilnahme und Anerkennung nicht nur auf schweizerischen Landesausstellungen von 1858—96 sieben Mal öffentlich ausgestellt (anläßlich der letzten davon, der Genfer, wurde ein höchst instructives „Begleitschreiben" gedruckt), sondern auch, stets durch Diplome oder Medaillen ausgezeichnet, auf Weltausstellungen (Wien 1873, Philadelphia 1876, Paris 1878 u. ö.). Wie B. Jugenderziehung und Schulunterricht von Anfang an naturgemäß und rationell betrieb, beweist schon das entsprechende Bekenntniß, das 1854 sein erstes Schulprogramm eröffnete (s. die unten verzeichnete Festschrift, S. 22 f.). So bewahrte sich dieser Principienmann des eigenen Beispiels bis ins höchste Alter Frische, Beweglichkeit, rastlose Reform- und Arbeitslust und schied anerkannt und allgeehrt, in vielem ohne Nennung des Vorbilds nachgeahmt oder copirt. B. stand sofort in der Colonie der in Zürich angesiedelten deutschen Flüchtlinge mitten drin, wie Jakob Moleschott bekundet: „Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen" (2. Aufl., Volksausg.) S. 297. Es entspricht Beust's Bedeutung, wenn der LII., das Jahr 1899 betreffende Jahrgang des „Pädagog. Jahresberichts" den Theil „Entwickelungsgeschichte der Schule" in der Schweiz und damit dies ganze imposante Annalenwerk auf S. 332 mit einer knappen, aber genauen nekrologischen Notiz über B. abschließt.

Züricher Tagesblätter nach dem Tode; △ i. d. Münchn. Neueſt. Nachr. 52. Jahrg., Nr. 571, S. 2, hübſcher Nachruf. Das Meiſte nach der Feſtſchrift „Zum achtzigſten Geburtstage von Friedrich Beuſt. Mit dem Bildniſſe Beuſt's“ (1897); „Programm der Erziehungsanſtalt von F. Beuſt in Zürich“ (letztere beiden ſowie einige Schriften Beuſt's mir zugänglich durch Profeſſor Dr. L. P. Betz und Director Dr. F. v. Beuſt); noch ohne dieſe Originalquellen geſchrieben iſt des Unterzeichneten Artikel über B. im Biogr. Jahrb. und Dtſch. Nekrolog, Bd. IV, 251. — Zu Anne(c)ke vgl. Brümmer, Lex. dtſch. Dichter u. Proſ. d. 19. Jhs.[4 u. 5] I, 40. Porträt Beuſt's i. d. „Woche“ I, 1570. Ludwig Fränkel.

Bibra*): Freiherr Ernſt von B., Naturforſcher, geboren zu Schwebheim (bei Schweinfurt) am 9. Juni 1806, † zu Nürnberg am 12. October 1872. Einer uralten fränkiſchen Reichsritterfamilie entſproſſen, ſtudirte B. Jurisprudenz, ſuchte aber kein öffentliches Amt, ſondern wandte ſich mehr und mehr den ſchon auf der Univerſität eifrig betriebenen Naturwiſſenſchaften zu und lebte, zuerſt auf ſeinem oben genannten Familiengute, ſeit dem Beginn der vierziger Jahre aber in Nürnberg, als Privatmann ſeinen Studien. In der weiteren Oeffentlichkeit wurde er theils durch ſeine litterariſchen Arbeiten, theils auch, und noch mehr, durch die große Forſchungsreiſe bekannt, welche er in den Jahren 1849 und 1850 nach den weſtlichen Staaten von Südamerika unternahm. Als Schriftſteller bevorzugte B. die angewandte Chemie, um die er ſich große und anerkannte Verdienſte erworben hat. Zuerſt galt ſeine Arbeit hauptſächlich der Zoochemie („Chemiſche Unterſuchung verſchiedener Eiterarten“, Berlin 1842; „Chemiſche Unterſuchungen über die Knochen und Zähne des Menſchen und der Wirbelthiere“, Schweinfurt 1844; „Chemiſche Fragmente über die Leber und die Galle“, Braunſchweig 1849; „Hilfstafeln zur Erkennung zoochemiſcher Subſtanzen“, Erlangen 1849; „Vergleichende Unterſuchungen über das Gehirn des Menſchen und der Wirbelthiere“, Mannheim 1854). Weitaus am bekannteſten wurde ein Buch, welches B. in Verbindung mit dem Nürnberger Mediciner Geiſt über die Phosphornekroſe ſchrieb („Die Krankheiten der Arbeiter in den Phoſphorzündholzfabriken“, Erlangen 1847); erſterer erhielt dafür den ſogenannten Monthyon-Preis, und beiden Verfaſſern erkannte der König von Preußen eine goldene Medaille zu. Die Heilkunde dankte B. noch eine weitere, gleicherweiſe von ihm und dem Phyſiologen Harleß herrührende Bereicherung („Die Wirkung des Schwefeläthers in chemiſcher und phyſiologiſcher Beziehung“, Erlangen 1847). Für die Nahrungsmittelchemie erwies ſich bahnbrechend Bibra's Schrift über das wichtigſte menſchliche Nahrungsmittel („Die Getreidearten und das Brot“, Nürnberg 1860), für welche der Autor eine hohe Auszeichnung vom ruſſiſchen Kaiſer empfing; zuvor ſchon hatte er die wichtigſten Genuß- und Anregungsmittel, an ihrer Spitze den Kaffee, in zwei größeren Monographien (Nürnberg 1855; München 1858) behandelt. Späterhin gewann für ihn, der zugleich begeiſterter Alterthumsfreund war und der in dem mit Antiquitäten und Naturſeltenheiten angefüllten „Ritterſaale“ ſeiner Wohnung eine wirkliche Stadtmerkwürdigkeit geſchaffen hatte, die chemiſche Zerlegung von alten Münzen und Kunſtgegenſtänden beſonderes Intereſſe. Zwei einſchlägige Schriften (Erlangen 1869; Nürnberg-Leipzig 1873) haben auch heute noch ihren Werth nicht eingebüßt.

Für die Geographie wurde Bibra's Reiſewerk („Reiſe in Südamerika“, 2 Bde., Mannheim 1854) aus verſchiedenen Gründen werthvoll. Gerade von

*) Zu Bd. XLVI, S. 538.

Peru, Chile und Bolivia wußte man vor fünfzig Jahren verhältnißmäßig noch recht wenig, und so haben seine geistvoll geschriebenen, allenthalben den denkenden Naturforscher bekundenden Skizzen zur Begründung einer wissenschaftlichen Landeskunde jener Staaten das Ihrige beigetragen, ebenso wie zwei Abhandlungen specielleren Inhaltes, welche die Wiener Akademie in ihre Denkschriften aufnahm. Die Meereskunde förderte er durch genaue Messungen der Wassertemperatur und durch die ersteren schärferen Bestimmungen des Salzgehaltes im Atlantischen und Großen Ocean. Wesentlich unter dem Eindrucke seiner südamerikanischen Reminiscenzen sind auch Bibra's spätere Arbeiten über Gesteinszusammensetzung im „Journal für praktische Chemie" und über Luftelektricität in der „Gaea" entstanden. Eben diese Reise, die den phantasievollen Mann in eine ganz neue Welt versetzt hatte, machte ihn auch zum Belletristiker. Seine Productionskraft war eine staunenswerthe, und gar manche seiner novellistischen Schöpfungen (z. B. „Erinnerungen aus Südamerika", 3 Bde., Leipzig 1861; „Aus Chile, Peru und Brasilien", 3 Bde., Leipzig 1862) haben sich lange auf dem Büchermarkte behauptet. Die Neigung der Leserwelt, sich Belehrung auf erd- und völkerkundlichem Gebiete in solcher Einkleidung zuführen zu lassen, war damals eine weit verbreitete, und B. verstand es vorzüglich, in die leichte Lectüre ein belehrendes Element hineinzulegen.

Poggendorff's Biogr.-litt. Handwörterbuch z. Gesch. d. exacten Wissenschaften, 1. Bd., Leipzig 1863; 3. Bd., Leipzig 1896. — Grande Encyclopédie, 6. Bd., S. 682. — Günther, Der fränkische Naturforscher E. von Bibra in seinen Beziehungen zur Erdkunde, Festschrift d. Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, ebenda 1901. Günther.

Birlinger*): Anton B. wurde am 14. Januar 1834 im Wirthshause zum Löwen in Wurmlingen bei Tübingen-Rottenburg geboren, am Fuße der Capelle gelegen, welche Uhland und Andere besungen haben. Der Elementarschule des Ortes verdankte er seinen ersten Unterricht. Seine nächsten Anverwandten väterlicherseits waren seit langem die Lehrer des Ortes; ebenso die Vögte der Gemeinde bei Vorderösterreichs Zeiten, dessen Grenzen bis zum nahen Hirschau, eine Stunde von Tübingen sich ausdehnten. Durch seine Fertigkeit im Zeichnen wurden Lehrer und Pfarrer auf den Knaben aufmerksam und man bestimmte ihn zum Lehrer. Aber gegen den Willen der Mutter ertheilte ihm der Ortspfarrer lateinischen Unterricht. Den Vater hatte B. verloren, als er kaum fünf Jahre alt war. Die Mutter heirathete dann den Dorfschulzen Groß, einen Veteranen der Freiheitskriege, welcher 1859 starb. Des Stiefvaters ausgedehnte Oekonomie drohte dem Studium des Knaben den Garaus zu machen, was jedoch glücklicherweise verhindert wurde. In den Jahren 1848—1850 finden wir B. auf der Lateinschule zu Rottenburg am Neckar. Nach Absolvirung des bekannten württembergischen Landexamens trat er ins Rottweiler Convict ein, wo er von 1850—1854 war. Nachdem er sein Abiturientenexamen abgelegt hatte, studirte er von 1854—1858 an der Universität Tübingen katholische Theologie und germanistische Fächer, welch letzteren er durch Rector Lauchert in Rottweil zugeführt worden war. Befremdend ist es, daß B. seiner persönlichen Beziehungen zu Uhland, welche in dieser Zeit zu Stande kamen, in seinen Aufzeichnungen keine Erwähnung thut. Im J. 1858 machte B. die theologische Staatsprüfung und ging 1859 zehn Monate ins Priesterseminar zu Rottenburg. Nach empfangener Priesterweihe (1859) war er kurze Zeit in der praktischen Seelsorge

*) Zu Bd. XLVI, S. 560.

thätig und ging dann mit Staatsunterstützung behufs Fortsetzung seiner altdeutschen Studien nach München (1861), wo Vollmer großen Einfluß auf ihn ausübte. Im J. 1868 ging er nach Breslau, 1869 nach Berlin. Im Jahre 1869 habilitirte er sich in Bonn. Hier wurde ihm 1872 ein außerordentlicher Lehrstuhl für deutsche Philologie übertragen. Bei der Bewegung, welche sich aus Anlaß des Vaticanischen Concils unter den Katholiken Deutschlands erhob, trat er entschieden auf die Seite der Altkatholiken und ist ihnen bis zum Lebensende mit ganzem Herzen zugethan geblieben. Am 15. Juni 1891 verschied er zu Bonn nach längerem Leiden.

Als akademischen Lehrer zeichnete B. ein oft derber Humor aus, der freilich auch nicht frei von Jovialität war. Seine Vorlesungen, welche sich auf die verschiedensten Gebiete der Germanistik erstreckten, erfreuten sich darum einer großen Beliebtheit. In seinem Aeußeren hatte er etwas Burschikoses; seine reckenhafte Gestalt bewegte sich in zwangloser Kleidung und Haltung. Ein warmes Herz für die, denen er einmal seine Freundschaft zugewandt hatte, zeichnete den bescheidenen, selbstlosen Gelehrten aus, dessen Größe in der Erforschung des Kleinen liegt.

Für seine Arbeiten kam ihm eine außerordentliche Belesenheit in allen Epochen der deutschen Litteratur zu statten, namentlich auf dem seltener betretenen Gebiete der Handschriften. Dabei unterstützte ihn eine hervorragende Sammlung werthvoller Bücher und eine Fülle gelehrter Collectaneen des schwäbischen Landes und ein treffliches Gedächtniß. Seine Bedeutung für die Wissenschaft liegt entschieden auf dem schriftstellerischen Gebiete. Vor allen Dingen muß hier seiner „Alemannia" gedacht werden, Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses, Oberrheins und Schwabens (Bonn 1873 ff.); sie wird ein unerschöpflicher Born für schwäbisch-elsässische Volkskunde bleiben. Werke von bleibendem Werthe sind ferner: „Volksthümliches aus Schwaben"; „Augsburger Mundart"; „Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch"; „Aus Schwaben"; „Des Knaben Wunderhorn" (in Verbindung mit Wilh. Crecelius herausgegeben) 2c. Seine schriftstellerische Thätigkeit war in erster Linie auf die Erforschung der süddeutschen Sagen, Sitten, Gebräuche, Lieder und Sprache gerichtet.

Nicht nur in der Gelehrtenwelt, sondern auch in fürstlichen Kreisen fanden seine Arbeiten die wohlverdiente Anerkennung: im J. 1862 erhielt er die kleine goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft in Preußen; 1865 dieselbe in Württemberg; 1863 die Medaille „Bene merenti" vom Fürsten Karl Anton von Hohenzollern; 1865 die goldene Medaille für Wissenschaft vom Herzog Max von Baiern.

Nach den eigenen Aufzeichnungen im Vereins-Album des Bergischen Geschichtsvereins zu Elberfeld, der Kölnischen Zeitung vom 17. Juni 1891 und meinem Nekrolog in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde I, 449 f.

O. Schell.

Brahms*): Johannes B., geboren zu Hamburg am 7. Mai 1833, † zu Wien am 3. April 1897, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der hervorragendste Componist auf dem Gebiete der sogenannten absoluten Musik, d. h. jener Musik, die keinen anderen Zweck hat, als durch ihre eigne Schönheit zu wirken. Sein Vater, Johann Jacob, war ein schlichter Musiker, der sich als Waldhornbläser und als Contrabassist in Hamburg ein kärgliches Brot verdiente; erst diente er im Karl-Schulze-Orchester, dann in dem des Stadttheaters, und wirkte im Sommer in einer kleinen Kapelle mit, die im

*) Zu S. 172 oben.

Alster-Pavillon Unterhaltungsmusik machte. Für diese hat der Sohn in seiner frühesten Zeit manches Stück gesetzt und seine Liebe zu den Blasinstrumenten mag hier ihre erste Nahrung gefunden haben. Des Knaben Begabung zeigte sich frühzeitig. Sein erster Lehrer war O. Cossel; doch die ganz ungewöhnlichen Fortschritte des Zöglings veranlaßten diesen bald, ihn zu seinem eigenen Lehrer und Meister Eduard Marxsen zu bringen, der als der hervorragendste Musiker Hamburgs galt. Hier wurde der Grund gelegt für das außerordentliche Clavierspiel von B. und für die souveräne Beherrschung der Compositionstechnik, die er sich im Laufe eines ernsten, arbeitsreichen Lebens zu eigen gemacht hat. Frühzeitig mußte er auf den Erwerb des Lebensunterhalts bedacht sein und während seiner Studienzeit mit seinem Vater und andern Musikern auf dem Tanzboden aufspielen oder sonst wo lebendiger Musikbedarf vorhanden war. Aber seine natürliche Begabung und ein unbändiger Bildungstrieb, der ihm Zeit seines Lebens treu blieb, hob ihn bald in jeder Beziehung über seine Umgebung hinaus. In den Jahren 1848 und 1849 gab er seine ersten öffentlichen Concerte in seiner Vaterstadt. Zunächst zeigte er sich nur als Clavierspieler, und machte sich als solcher bald einen guten Namen. Als nach einigen Jahren der berühmte ungarische Violinvirtuose Remenyi nach Hamburg kam, verband er sich mit B. zu gemeinsamen Concertreisen. Das war die erste Veranlassung, daß B. seine Vaterstadt verließ. Seit dieser Zeit (1853) finden wir ihn durch mehrere Jahre an verschiedenen Orten als Componist, Clavierspieler, Dirigent thätig. In Göttingen schloß er sich J. Joachim an, der ihm mit der Größe und dem Ernst seiner Kunst näher stand als Remenyi. In Weimar lebte er einige Zeit unter Liszt's Einfluß. Er besuchte u. a. auch die Schweiz und machte rheinabwärts eine Fußreise nach Bonn. In Düsseldorf lernte er zu Anfang October 1853 Robert Schumann kennen, das bedeutendste Ereigniß seines an äußeren Erlebnissen nicht reichen Daseins. Von seinen Compositionen, wie nicht minder von seinem eigenartigen Clavierspiel und dem schlichten, bescheidenen und ernsten Wesen des jungen Mannes war Schumann aufs tiefste ergriffen. Er erkannte sofort, daß hier ein großer Geist die ersten Schwingen rege. Noch einmal — nach fast zehnjähriger Pause — ergriff er die Feder des Schriftstellers und machte in einem in der Neuen Zeitschrift für Musik am 23. October 1853 erschienenen Aufsatz „Neue Bahnen" die musikalische Welt auf B. aufmerksam. Dies sicherte wol den Werken von B. die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen, spannte aber deren Erwartungen so hoch, daß er sich nur schwer und nach strenger Wahl zur Veröffentlichung seiner Compositionen entschließen konnte. Im Winter dieses Jahres erschienen seine ersten Werke, Claviersonaten und Lieder, in Leipzig, wo er auch als Clavierspieler auftrat. Kurze Zeit darauf brach Schumann's furchtbares Leiden aus, das ihn die letzten zwei Lebensjahre von seiner Familie getrennt hielt. Während dieser Zeit lebte B. viel in Schumann's Nähe und stand den Angehörigen in treu ergebener Freundschaft bei. Nach Schumann's Tod war B. durch zwei Jahre Musikdirector am Hofe zu Detmold, wo er die Hofconcerte und den Gesangverein leitete. Dann lebte er wieder einige Zeit in seiner Vaterstadt, seine Kunst wie seine Bildung stetig vertiefend und erweiternd. Auf einer Kunstreise nach Budapest lernte er 1862 die österreichische Kaiserstadt an der Donau kennen. Vom musikhistorischen Interesse ganz abgesehen, zog ihn, den Naturfreund und den Freund der einfachen, schlichten Art, Wien mit seiner an Naturschönheiten so reichen Umgebung und mit seiner heiteren, harmlosen und liebenswürdigen Bevölkerung mächtig an. Hier faßte er festen Fuß, nachdem er sich durch öffentliches Auftreten als Clavierspieler wie als Componist bekannt gemacht hatte, und hier ist er auch, mit einigen

Unterbrechungen in den sechziger Jahren, bis an sein Lebensende geblieben. Ein öffentliches musikalisches Amt hat er in Wien nur zweimal bekleidet. Ein Jahr lang (1863—64) war er Dirigent der Wiener Singakademie, drei Jahre lang (1872—75) Dirigent der Gesellschaftsconcerte. In beiden Stellungen war er besonders um gute Aufführungen der großen Chorwerke von Bach und Händel bemüht. Von Wien aus besuchte B. im Lauf der Jahre alle größeren deutschen und schweizerischen Musikstädte, insbesondere jene, in denen er Gelegenheit erhielt, bei Aufführungen seiner Werke persönlich einzugreifen. So verbrachte er längere Zeit 1865 in Karlsruhe, 1866 in Zürich und Baden-Baden, 1868 in Bremen. Doch wurden die Reisen dieser Art immer kürzer, je häufiger sie wurden. Breslau, Berlin, Königsberg, Halle, Hamburg, München, Basel, Zürich, Köln, Düsseldorf, Krefeld, Budapest u. a. haben ihn oft gesehen und gehört. Eine besonders eingehende und liebevolle Pflege fanden seine Werke am Hofe des kunstsinnigen Herzogs Georg in Meiningen, wo B. in Hans v. Bülow und dessen Nachfolger Fritz Steinbach zwei der verständnißvollsten und begeistertsten Interpreten seiner Musik, im herzoglichen Paare zwei der aufrichtigsten Verehrer und Freunde hatte. Für den bürgerlichen Verkehr in Wien genügte ihm ein kleiner auserwählter Kreis. Die Sommermonate verbrachte er abwechselnd in der Nähe von Wien, in der Steiermark, Kärnthen, dem Salzkammergut (besonders Ischl) oder in der Schweiz. In seinen letzten Jahren besuchte er mehrmals Italien und Sicilien; aber nicht der Musiker war es in ihm, sondern der Naturschwärmer, der Kunstkenner und Menschenfreund, der hier durch Anschauen neue Nahrung und Begeisterung gewann.

Wie jeder große Componist war auch B. ein Mann von rastlosem Fleiß. Die Oper ausgenommen, war er auf jedem Gebiet der musikalischen Composition thätig. Eine Uebersicht über seine Werke zeigt: 1. für Orchester: vier Symphonien, zwei Ouvertüren, zwei Serenaden, Variationen über ein Thema von Haydn; 2. mit Orchesterbegleitung: zwei Concerte für Pianoforte, ein Concert für die Violine, ein Concert für Violine und Violoncell; 3. Kammermusik für Streichinstrumente: zwei Sextette, drei Quintette (darunter eines mit Clarinette), drei Quartette; 4. Kammermusik mit Pianoforte: ein Quintett, drei Quartette, fünf Trios (darunter eines mit Waldhorn und eines mit Clarinette), zwei Violoncellsonaten, drei Violinsonaten, zwei Clarinettsonaten; 5. Pianofortemusik: drei Sonaten, ein Scherzo, sechs Variationenwerke, mehrere Balladen, Rhapsodien, Romanzen, Intermezzi, Capricci und Phantasien, Walzer, Ungarische Tänze, Studien und Uebungen; 6. für die Orgel: elf Choralbearbeitungen, eine Fuge in As-moll, ein Choralvorspiel und Fuge in A-moll; 7. für Chor und Orchester: ein deutsches Requiem nach Worten der heiligen Schrift, eine Cantate „Rinaldo“ (für Männerstimmen), eine Rhapsodie aus Goethe's Harzreise (für Altsolo und Männerstimmen), Hölderlin's „Schicksalslied“, ein Triumphlied (achtstimmig), Schiller's „Nänie“, Goethe's „Gesang der Parzen“ (sechsstimmig), ein „Ave Maria“ (für Frauenstimmen), einen „Begräbnißgesang“; 8. für Chor mit einzelnen Instrumenten: vier Gesänge für Frauenstimmen mit Harfe und zwei Hörnern, den 113. Psalm für Frauenstimmen mit Orgel, ein geistliches Lied für gem. Chor mit Orgel; 9. für Chor ohne Begleitung: a. für gem. Chor: zwei Hefte Marienlieder, mehrere Hefte vier- bis sechsstimmiger weltlicher Lieder, sieben vier- bis achtstimmige Motetten, drei achtstimmige Fest- und Gedenksprüche, mehrere Volkslieder; b. für Frauenchor: drei geistliche Lieder, zwölf Lieder und Romanzen, dreizehn Canons; c. für Männerchor: fünf Lieder; 10. Gesangwerke mit Pianofortebegleitung: Tafellied (für sechsstimmigen Chor), Liebeslieder und Neue Liebeslieder in Walzerform (Soloquartette mit vierhändiger Begleitung), fünf Hefte Quartette (darunter zwei

Gruppen „Zigeunerlieder"), zwölf Duette für Sopran und Alt, vier Duette für Alt und Bariton, mehrere andere zweistimmige Balladen, Romanzen und Lieder, fünfzehn Romanzen aus Tieck's „Magelone", vier „Ernste Gesänge" nach Worten der Bibel, sieben Hefte deutscher Volkslieder, ein Heft Volkskinderlieder, endlich gegen zweihundert einstimmiger Lieder, Romanzen und anderer Gesänge.

Aus allen Werken von B. spricht ein tiefer künstlerischer Ernst. „Componiren heißt nicht phantasiren" war seine Devise und fast überall halten sich künstlerische Ueberlegung und musikalische Erfindung, die Arbeit des Kopfes und die des Herzens das Gleichgewicht. Der musikalische Ausdruck ist etwas herb und von männlicher Kraft. Nie sucht B. uns zu blenden, zu verblüffen, zu überraschen, oder uns äußerlich zu gefallen; uns im Innersten zu bewegen, uns erheben, uns erschüttern will er. Seine Sprache ist von gewählter, ungewöhnlicher Art, daher nicht jedem leicht verständlich. Edel, wie der Inhalt seiner Werke ist auch ihre Form. Diese ist ihm ebensosehr Ausdrucksmittel und Mittel künstlerischer Wirkung, wie sie es den großen Classikern seiner Kunst war, die ein Jahrhundert vor ihm in Wien gelebt haben. Ihre Formen hat er daher nicht zerschlagen, sondern gerade mit besonderer Vorliebe gepflegt, mit neuem Inhalt erfüllt und an ihre höchste Vollkommenheit sein ernstestes Streben gewendet.

In seinen ersten Werken übersprudelt noch der Gefühlsinhalt und die Phantasie. Aber schon im ersten Sextett, op. 18, beherrscht er seinen Stoff in meisterhafter Art. Dann erscheinen einige Werke, wie der Psalm, die ersten Motetten, das geistliche Lied mit Orgel, die geistlichen Chöre, op. 37, in denen wieder die Reflexion vorherrscht. Aber vom deutschen Requiem (op. 45) an zeigt er sich in jeder Beziehung als einer der größten Meister seiner Zeit. Hat er auch vollendete Meisterschaft zuerst auf instrumentalem Gebiet erreicht, so sehen wir ihn doch auf der Höhe seiner Kunst lange mit großen Vocalwerken (Requiem, Schicksalslied, Triumphlied, Rhapsodie) beschäftigt, bevor er sich an die größte Form der Instrumentalmusik, an die Symphonie, wagt: die erste trägt die Opuszahl 68. Die späteren aber folgen bald.

Trotz Schumann's Einführung ist Brahms'sche Musik nur langsam zu allgemeinerer Geltung gelangt. Lange galt nur der Clavierspieler B., nicht auch der Componist. Zahlreiche Mißerfolge verdüsterten die ohnedies nicht glänzende Jugend, vermochten aber nicht, den Künstler von seinem Pfade abzulenken. Sie machten den Schüchternen nur noch einsilbiger, den Ernsten eher mürrisch und trotzig, aber auch den Fleißigen und Strebsamen nur noch intensiver und leistungsfähiger. Ernst, düster und weltabgewandt geben sich demnach viele seiner früheren Werke, besonders für Pianoforte, obenan das erste Concert. Mit der beginnenden und fortschreitenden Anerkennung der Welt hellt sich auch nach und nach das Wesen und das Gemüth des Componisten auf, und wir sehen in ihm das schöne Beispiel eines Mannes, der bei allem Ernste seines Wesens mit den Jahren heiterer, friedlicher, freundlicher, harmonischer wird. Die Ergebnisse dieses inneren seelischen Wandels zeigen sich am klarsten beim Vergleich der beiden Pianoforteconcerte, der ersten Symphonie mit der zweiten und dritten, der Streichquintette mit den Streichquartetten u. a.

B. war ein Clavierspieler außerordentlichster Art. Er besaß die höchste technische Virtuosität, benützte sie aber, ohne sie zu unterschätzen, nie um ihrer selbst willen. Polyphones, gesangvolles Spiel, Vollgriffigkeit, weicher Anschlag, schönes Legato, Ausdruck in jeder einzelnen Stimme, Leichtigkeit und Sicherheit in allem Mechanischen, zeichneten diesen Clavierspieler aus und zeigten

selbst am Instrument immer mehr den großen Musiker als den Virtuosen. Seine „Studien" nach Weber, Chopin, Bach, und seine „Uebungen" zeigen die technische Seite seines Clavierspiels am deutlichsten. Der tiefe seelische Gehalt und die großen, ganz eigenartigen technischen Schwierigkeiten, die seinen Clavierwerken eigen sind, haben verursacht, daß sie nur langsam zur Anerkennung kamen. Denn sie sind wirklich nur für die Auserwählten unter den Clavierspielern da. Die Variationen über ein Thema von Händel und die Rhapsodien haben zuerst ihren Weg gemacht. Die Intermezzi und Balladen folgten. Den Sonaten, die aus der Jugendzeit stammen, wendete sich eine eingehende Aufmerksamkeit erst zu, als der Componist ins Alter ging. Seine Clavierconcerte waren anfangs nur seine eigenen Repertoirestücke. An das Neue, Gewaltige in ihnen mußten sich die Clavierspieler langsam gewöhnen. Dagegen erreichte er mit den „Ungarischen Tänzen" den größten äußeren Erfolg seines Lebens. Hier bewährte sich der Meister der Form und des Claviersatzes; denn der musikalische Gehalt ist aus volksthümlichen Melodien der Magyaren geschöpft.

Früher als die Clavierwerke kamen Brahms' Chorwerke und Lieder zur Geltung. Ihr Verständniß haben die sorgfältig gewählten, schon poetisch hervorragenden Texte ungemein gefördert. Obenan steht das „deutsche Requiem", eine Reihe religiöser Betrachtungen über Leben und Tod des Menschen nach Worten der heiligen Schrift, das im Dom zu Bremen 1868 zum ersten Mal aufgeführt wurde. Es wird fast allgemein für das großartigste Werk von B. gehalten, obwol ihm das tiefsinnige „Schicksalslied", der gewaltige „Gesang der Parzen", die stimmungsvolle „Rhapsodie" an musikalischem Gehalt gewiß nicht nachstehen. Die schönste Popularität unter allen Werken von B. haben seine Lieder gefunden. Sie sind im besten Sinn Nationaleigenthum der Deutschen geworden und haben kunstgeschichtlich ihren Platz neben jenen von Schubert und Schumann. Zu den schönsten und zugleich bekanntesten zählen die Sapphische Ode, Feldeinsamkeit, Von ewiger Liebe, die Mainacht, Vergebliches Ständchen, Wiegenlied. Wie mit den Liedern hat B. der Hausmusik auch mit den mehrstimmigen von Pianoforte begleiteten Gesängen neue Nahrung zugeführt. Die zwei Serien „Liebeslieder-Walzer" und die „Zigeunerlieder" gehören zu den frischesten, blühendsten, am unmittelbarsten wirkenden Tondichtungen unserer Zeit. Mit ihnen hat unsere Hausmusik eine neue Form gewonnen, die auch schon zu Brahms' Lebzeiten mehrmals nachgeahmt wurde.

Nächst der vocalen Hausmusik hat B. die instrumentale Kammermusik am reichsten bedacht. Mehr als auf jedem anderen Gebiete offenbart er hier seine eigenartige Begabung als absoluter Musiker. Dieses Gebiet kennt weder die Anlehnung an den Text, noch den Glanz der Virtuosität, noch die Farbenpracht des Orchesters; einzig der musikalische Gedanke, in dem sich die Empfindung des Componisten ausdrückt, herrscht hier, und seine schöne Form. Für eine etwas in sich gekehrte Natur, für einen so aus dem tiefsten Innern schaffenden Componisten, wie B., war es das nächstliegende Gebiet. In der Größe der Anlage, in der Tiefe des Gehalts, in der Mannichfaltigkeit der Einzelheiten, der Verschiedenartigkeit der Stimmungen überragt er hier selbst seine großen Vorgänger Mendelssohn und Schumann, und steht unmittelbar neben den Größten. Das urwüchsig frische Clavierquartett in G-moll, das schwärmerische Waldhorntrio, das pathetisch-trotzige und doch so hinreißende Clavierquintett, das elegisch-wehmüthige Clarinettquintett, das männlich-erhabene Streichquintett in F-dur dürften die hervorragendsten Vertreter ihrer Gattung sein und zählen zu den schönsten Werken der deutschen Kammermusik überhaupt.

Am schwersten haben sich die Orchesterwerke von B. ihren Platz in der

musikalischen Welt erobert. Als Werken, die im großen Raum zu wirken haben, geht ihnen eine glänzende, von vornherein blendende Außenseite am meisten ab. Diese in der Naturanlage ihres Schöpfers begründete Eigenschaft tritt beim Vergleiche mit den Werken der Zeitgenossen am schärfsten hervor. Zum Verständniß dieser Werke gehört Kenntniß des Details, gespannte Aufmerksamkeit, liebevolle Aufführung. B. hat es noch erlebt, daß das Publicum auch über diese Lehrzeit hinauskam und seine Symphonien überall aufgeführt wurden, wo ernste Orchestermusik gemacht wird. Leichter ist es darin dem überaus schönen Violinconcert ergangen, das freilich in der Kunst des Ausübenden eine Stütze hat, wogegen das Doppelconcert für Violine und Violoncell, mit den gleichen Ansprüchen an zwei einmüthig theilnehmende Künstler, noch etwas zurückgeblieben ist.

Die Werke von B. sind ein ungemein treuer Spiegel seiner Seele und seines persönlichen Wesens. Auch er war für den ersten Eindruck von etwas verschlossener Art und enthüllte nur bei näherer, liebevoller Bekanntschaft die tiefliegenden, ungewöhnlichen und herrlichen Eigenschaften. Zunächst fiel eine weit umfassende, imponirende Bildung auf. In der Kenntniß der Geschichte, Theorie und Litteratur seiner Kunst hat er unter Musikern kaum seines gleichen gehabt und konnte es mit jedem Gelehrten aufnehmen. Von den bedeutenden Componisten aller Zeiten und Nationen durfte ihm kein Werk unbekannt bleiben. Damit im Zusammenhang standen ausgedehnte litterarische, historische und theologische Kenntnisse. Die ersteren zeigen sich zunächst in der ungeheuren Mannichfaltigkeit der Texte zu seinen Vocalcompositionen, insbesondere den Liedern. Hier finden wir ältere Dichter so gut vertreten, wie neuere, und unter diesen sind gerade weniger bekannte mit Pietät bevorzugt. Aber dasselbe Interesse wie der poetischen, wandte er der prosaischen Litteratur zu, und auch hier galt für ihn kein Unterschied der Zeiten, sondern nur des Inhalts. Er war einer der eifrigsten und aufmerksamsten Leser und ein begeisterter Bücherfreund. Sein rastloser Fleiß setzte ihn in die Lage für litterarische Beschäftigung mindestens ebensoviel Zeit zu verwenden, wie für musikalische. Aufs höchste interessirte ihn die Geschichte seines Volkes und seiner Kirche. Daher waren ihm auch die Bibel, die Schriften Luther's, die Liederdichter der Protestanten und die einschlägige Litteratur ungewöhnlich vertraut, und jedes gute Werk über den dreißigjährigen Krieg, über Napoleon, über die letzte große Erhebung der Deutschen u. dgl. ein geistiges Labsal. Ihn erfüllte ein so glühender Patriotismus, daß er gegen fremde Sprachen und Nationen eine Art Abneigung hatte, Italien ausgenommen, dessen Cultur und Kunst gleichfalls Gegenstand ernsten Studiums war. Beständige geistige Beschäftigung hat seine Denk- und Urtheilskraft frühzeitig ungemein geschärft. Von dieser Eigenschaft machte er zuerst seinen eigenen Werken gegenüber Gebrauch, denen er selbst der strengste Richter war. Viele seiner Werke, insbesondere der früheren, hat er unbarmherzig vernichtet, sobald sie ihm nicht mehr genügten. Waren sie bereits veröffentlicht, so suchte er ihnen überall auszuweichen, oder er benützte, wie beim Trio in H-dur, mit Freuden die Gelegenheit, sie zu verbessern. Ein anderes Ergebniß seiner Objectivität im Urtheil war seine Bescheidenheit, sowol die künstlerische, als die persönliche, die seiner Ansprüche an das bürgerliche Leben. Die einfache Lebensweise, an die er als junger Musiker gewöhnt war und die neben der künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeit nichts kannte, als zur Erholung eine tüchtige Bewegung in der freien Natur, in frischer Luft, behielt er auch als berühmt und wohlhabend gewordener Mann bei. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens erfuhr er von allen Seiten die größten Auszeichnungen; die Uni-

versität Breslau ernannte ihn zum Ehrendoctor, die preußische und die österreichische Regierung verliehen ihm die höchsten Orden, Hamburg das Ehrenbürgerrecht u. s. w. In seiner einfachen, sparsamen Lebensweise hat es ihn nicht gestört. Bei näherer persönlicher Bekanntschaft zeigte der anscheinend rauhe Mann ein tiefes, weiches Gemüth und eine seltene Herzensgüte. Diese haben viele Bedürftige, namentlich Musiker, erfahren. Der große Menschenfreund in ihm ward nie müde, das Leben des Volkes zu beobachten und zu studiren, in welchem Lande und bei welcher Gelegenheit auch immer. So war er auch einer der größten Kenner des Volkslieds. Dieses beurtheilte er als einen Ausfluß unbewußter intensiver Empfindung nie nach seiner philologischen, sondern stets nur nach seiner Gefühlsseite, nach seiner rein musikalischen Schönheit. So hat er in den „Ungarischen Tänzen" einige der schönsten Melodien der Magyaren, in den deutschen Volksliedern für gemischten Chor, in den Volkskinderliedern und in den sieben Heften deutscher Volkslieder mit Clavierbegleitung eine Auswahl der allerschönsten älteren Lieder des deutschen Volks, von denen die meisten schon verschollen waren, in ein edles künstlerisches Kleid gehüllt und dadurch zu neuem Leben erweckt. Bewußt und unbewußt steht er aber auch sonst in manchen seiner Werke unter dem Einfluß des älteren weltlichen wie auch geistlichen Volkslieds. Daneben haben ihn alle großen Meister der früheren Zeit, bis ins 16. Jahrhundert hinauf, beeinflußt. Die größte Bewunderung hatte er aber für Bach und Mozart. Ihnen und andern Großen gegenüber erschien ihm seine eigene Thätigkeit, wie die seiner Zeitgenossen, nur gering, und daher hat ihn, bei aller Lebens- und Schaffensfreude, ein leiser Hauch von Pessimismus immer begleitet.

B. war von kurzer, stämmiger Gestalt unter Mittelgröße, im Alter von etwas starker Leibesfülle. Dem frischen Antlitz mit den feurigen, lebhaften Augen und der unvergleichlich schönen Stirn konnte man die unverwüstliche Gesundheit des ganzen Körpers auf den ersten Blick ansehen. Er war nie krank, bis ihn ein Leberleiden einige Monate vor seinem Ende befiel und hinwegraffte. Von der großen Verehrung, die er genossen, zeugen zahllose Bildnisse aus allen Lebensaltern. Die besten darunter sind das Jugendbildniß (Bleistiftzeichnung) von Laurent, die Photographien von M. Fellinger in Wien und die von C. Brasch in Berlin. Weniger porträtähnlich sind die kunstvollen Radirungen von W. Unger in Wien, L. Michalek in Wien und van Eyken in Leipzig. Büsten von B. haben Tilgner, Kundmann, Fellinger, Conrat, Hedley in Wien, Tröbst in Leipzig und Andere modellirt. Eine Denkmünze zu Brahms' sechzigstem Geburtstag hat A. Scharff in Wien geprägt. Das erste Denkmal (nach dem Entwurf von C. Hildebrand in München) erhielt B. 1899 in Meiningen. Denkmäler in Hamburg (Klinger) und Wien (Weyr) werden vorbereitet.

Seit Schumann's „Neuen Bahnen" und oft in directem Anschluß daran, ist allerwärts viel über B. geschrieben worden. Da sein äußeres Leben nicht viel Stoff bietet, findet man zumeist ästhetisch-kritische Analysen seiner Werke, das meiste in Hanslick's Fortsetzungsbänden der „Modernen Oper". Ernster sachlicher Erörterung der Kunst von B. sind die Schriften von H. Deiters (in der Leipziger „Sammlung musikalischer Vorträge") und Ph. Spitta („Zur Musik") gewidmet. Den ersten Versuch einer Biographie machte H. Reimann („Berühmte Musiker" 1. Band, Berlin 1900). Eine umfassende und erschöpfende Darstellung des Lebens, Werdens und Wirkens von B., der Entstehung seiner Werke und der Eigenart seiner Kunst hat Max Kalbeck in der „Deutschen Rundschau" begonnen. Eine ungemein anziehende Darstellung des persönlichen Wesens von B. gibt J. V. Widmann in seinen „Erinnerungen"

und in „Sicilien". Persönliche Erinnerungen aus der Jugendzeit hat Albert Dietrich, Leipzig 1898, veröffentlicht. Kleinere Schriften rühren von Ehrlich, Steiner, Wüllner, Helm, Heuberger, Imbert (französisch), Spengel, Nagel, Vogel, Köhler u. A. her. Kaum übersehbar ist natürlich dasjenige, was in Zeitschriften über B. geschrieben wurde. Eine vollständige und wohlgeordnete Sammlung der von B. componirten Dichtungen hat G. Ophüls unter dem Titel „Brahms-Texte" (Berlin 1898) herausgegeben und damit eine ungemein charakteristische Anthologie der deutschen Litteratur geboten. Ein vollständiges „Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Werke von Joh. Brahms" hat sein Hauptverleger Simrock in Berlin veröffentlicht (1887, ergänzt 1897).

E. Mandyczewski.

Bruckner*): Anton B., geboren am 4. September 1824 zu Ansfelden (einem kleinen Dorf in der Nähe von Linz) in Oberösterreich, † am 11. October 1896 in Wien. Dieser hervorragende österreichische Tondichter entstammt einer oberösterreichischen Dorfschullehrerfamilie und war ursprünglich für den Beruf seines Vaters und Großvaters bestimmt. Er erhielt auch den ersten Unterricht von seinem Vater. Als dieser starb, kam der zwölfjährige Knabe in das Chorherrnstift St. Florian (Oberösterreich), wo ihn Gruber im Clavier- und Violinspiel, Bogner im Generalbaß unterrichtete. Hier leistete er schon gute Dienste als Sängerknabe und als Organist. Nach vierjährigem Aufenthalt kam er in den Lehrerbildungscurs nach Linz, und wurde 1841 Schulgehülfe in dem kleinen Orte Windhag a. d. Maltsch, 1843 dasselbe in Kronsdorf bei Steyr. Zwei Jahre darauf wurde er als Lehrer nach St. Florian berufen, wo er mehrere Jahre mit einer Besoldung von 36 fl. jährlich diente, bis er 1851 auch die Stelle eines Stiftsorganisten mit 80 fl. jährlich und freier Wohnung erhielt. Von nun an war die große Stiftsorgel, ein gediegenes Werk von Chrismann, eine Quelle tiefen Studiums und immerwährender Anregung für den langsam aus sich selbst heranwachsenden Componisten. In diese Zeit fällt die Composition mehrerer kirchlicher Werke, darunter eines Requiems in D-moll. Um für sein Können eine amtliche Beglaubigung zu haben, kam er 1853 nach Wien und unterzog sich einer Prüfung im Orgelspiel, wonach ihm die damaligen musikalischen Autoritäten Sechter, Aßmayr und Preyer ein glänzendes Zeugniß über seine Kunst ausstellten. 1856 erhielt er die Stelle eines Domorganisten in Linz, nachdem er bei einem Probespiel einstimmig als der fähigste Bewerber erkannt worden. Der Drang nach künstlerischer Vervollkommnung trieb ihn von Linz aus alljährlich zu Ostern und zu Weihnachten zu dem berühmten Theoretiker Sechter nach Wien, von dem er sich im Contrapunkt unterweisen ließ. Auch in dieser Kunst unterzog er sich nach vollendetem Studium einer officiellen Prüfung, indem er 1861 in der Josephstädter Piaristenkirche zu Wien vor Sechter, Hellmesberger, Dessoff, Herbeck und Schulrath Becker ein gegebenes Thema auf der Orgel fugenartig verarbeitete, und mit dieser Leistung die Bewunderung der Fachgenossen erregte. In den Jahren 1861—63 machte er noch Orchesterstudien unter der Leitung des Theatercapellmeisters Kitzler in Linz. 1862 und 1868 war er auch Dirigent des Linzer Männergesangvereins „Frohsinn", wo er die Anregung fand zu den Compositionen für Männerchor, unter denen die größten „Germanenzug" und „Helgoland" sind. Die erstere wurde 1865 beim Sängerbundesfest in Linz mit einem Preise gekrönt, und zählt zu den frühesten Compositionen, die weitere Kreise auf ihn aufmerksam gemacht haben. In demselben Jahre erhielt er eine gewaltige und ausschlag-

*) Zu S. 276 oben.

gebende Anregung durch eine Reise nach München, wo er Bülow und Richard Wagner kennen lernte und die ersten Aufführungen von „Tristan und Isolde" hörte. 1868 führte er in Linz einen Chor aus den damals noch unbekannten „Meistersingern" Richard Wagner's auf. Doch war seine eigene Compositionsthätigkeit in der Linzer Zeit mehr der Kirche zugewandt, der er als gläubiger Katholik schwärmerisch anhing. Für die Grundsteinlegung des Maria Empfängniß-Doms schrieb er schon 1862 eine Cantate; eine andere für die gleiche Feier des allgemeinen Krankenhauses in Linz 1863. In dem nächsten Jahre vollendete er seine erste Messe (in D); diese wurde 1865 im Dom zu Linz zum ersten Mal aufgeführt und machte so tiefe Wirkung, daß sie nach zwei Jahren in der Augustinerkirche und bald darauf in der Hofcapelle zu Wien durch Herbeck eingeführt wurde. Eine zweite Messe (E-moll), mit Begleitung von Blasinstrumenten, componirte B. für die Einweihung einer Votivcapelle im Linzer Dom 1868; noch in demselben Jahre schrieb er seine dritte Messe (F-moll). Endlich fällt in die Linzer Zeit auch die Composition der ersten Symphonie (C-moll), und B. hatte als Dirigent Gelegenheit, sie seinen Zeit- und Ortsgenossen, soweit es ihre bescheidenen künstlerischen Mittel gestatteten, selbst zum ersten Mal vorzuführen. Im Herbst 1868 wurde B. auf Betreiben Herbeck's in doppelter Eigenschaft nach Wien berufen: als Lehrer für Harmonielehre, Contrapunkt und Orgelspiel ans Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde, und als Organist in die kaiserliche Hofcapelle. Daneben wirkte er seit 1875 als Lector für die Theorie der Musik an der Wiener Universität, und erhielt von dieser 1891 den philosophischen Doctorgrad honoris causa. In die Zeit seines Wiener Aufenthalts fallen seine großen Erfolge als Orgelspieler und die Composition seiner hervorragendsten Werke: für Orchester die Symphonien Nr. 2 bis 9, für Streichinstrumente das Quintett in F, für Chor mit Orchester das Te Deum und der aus Anlaß der Musik- und Theaterausstellung 1892 componirte 150. Psalm. Außerdem schrieb B. theils in Wien, theils in Linz, mehrere kleinere Kirchenstücke (Graduale, Offertorien, Ave Maria, Tantum ergo, Pange lingua u. dgl.) theils mit, theils ohne Begleitung, eine Anzahl kürzerer weltlicher Gesänge für Männerstimmen, endlich einige Clavierstücke und Märsche.

In seiner engeren Heimath war B. frühzeitig als phantasievoller Orgelspieler bekannt. Aber weit über diese Grenzen ging sein Ruf, seit er (1869) am internationalen Organisten-Wettspiel in der Kathedrale zu Nancy theilgenommen hatte. Von dort reiste er nach Paris und erregte auch hier durch sein Spiel auf der Orgel der Kirche Notre Dame großes Aufsehen. Zwei Jahre später bewunderten ihn die Besucher der internationalen Ausstellung in London, wohin er zur Prüfung der großen Orgel in der Alberthalle gereist war. In dieser Halle gab er acht Concerte; fünf andere im Krystallpalast. Den Antrag, in England zu bleiben, schlug er aus. In Oesterreich hat er an verschiedenen Orten seine Kunst gezeigt, besonders bei festlichen Gelegenheiten; 1870 beim allgemeinen deutschen Lehrertag in Wien (Piaristenkirche), 1873 bei der Wiener Weltausstellung, 1881 bei der Generalversammlung des Lehrervereins in Linz, wo er eine Phantasie über Haydn's Volkshymne improvisirte, 1885 in St. Florian, 1886 im Stift Klosterneuburg, 1892 in Steyr. Einen besonderen Verehrer seiner Kunst hatte er in Bischof Rudigier in Linz, der ihn oft aus Wien kommen ließ, um sich an seinem Orgelspiel zu erbauen. Bruckner's Orgelspiel war glänzend und farbenprächtig, weniger im Innern durchgebildet, als äußerlich blendend und hinreißend. An contrapunktischer Vollendung lag ihm weniger, als an harmonischer Entfaltung und

würdevoller Massenwirkung. Daher erzielte er den tiefsten Eindruck durchs Improvisiren, wo er seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte.

Diese Freude an Glanz und feierlichem Pomp zeigt B. auch als schaffender Künstler. Ein oberösterreichisches Lehrerkind, später selbst durch viele Jahre Lehrer und Domorganist, endlich kais. Hoforganist, stand er sein ganzes Leben hindurch unter unmittelbarem geistlichen und kirchlichen Einfluß, und ist sein ganzes Wesen specifisch katholisch geworden. Gleich seiner geistigen Nährmutter, der süddeutschen katholischen Kirche, neigt er einerseits zu Mystik und Symbolismus, zu großen und erhabenen poetischen Vorstellungen ohne klare Grundlagen und Umrisse, andererseits zu blendendem Glanz und feierlicher Pracht. Seine Musik ist aus seinem Innersten unmittelbar entsprungen und gibt ein um so treueres Bild seiner Seele, als er, durch Erziehung und Umgebung einmal in eine bestimmte Richtung gedrängt, den großen allgemeinen Bildungsbestrebungen seiner Zeit ziemlich fern und unzugänglich blieb, nur in der Welt seiner üppig blühenden Phantasie lebte, ob er auch täglich mit dem realen Leben in schmerzlichen Widerspruch gerieth. Wie im Leben, kennt er auch in der Kunst nur einen Inhalt, keine Form. Mit gleichem Recht wird seinen Werken Mangel an Maaß und Ziel und allzu lockeres Gefüge vorgeworfen, und die höchste Unmittelbarkeit der Wirkung genialer Gedanken nachgerühmt. Musikalisch ist er am stärksten von Richard Wagner beeinflußt, für dessen blendende, sinnlich so unendlich reizvolle Kunst er das empfänglichste Gemüth besaß. Anfangs mehr ausübender Künstler, hat er erst in reifen Jahren sich mit aller Macht der Seele der Composition ergeben. Lange Zeit ohne Erfolg; bis nach dem Tode Wagner's und Liszt's auch seine Werke nach und nach mehr Beachtung fanden, so daß manche künstlerische Befriedigung seinen Lebensabend verschönte.

Die in Wien componirten Werke entstanden in rascher Aufeinanderfolge; in den Jahren 1872 bis 1882: die zweite Symphonie (C-moll), die dritte, Richard Wagner gewidmete Symphonie (D-moll), die vierte Symphonie (Es-dur) die „Romantische" genannt, die fünfte Symphonie (B-dur), die sechste Symphonie (A-dur), das Streichquintett, dazu die Umarbeitungen der meisten dieser Werke; seit 1882: die dem König Ludwig II. von Baiern gewidmete siebente Symphonie (E-dur), unter allen Symphonien die bekannteste und erfolgreichste, die dem Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich gewidmete achte Symphonie (C-moll), die bis auf den letzten Satz unvollendet gebliebene neunte Symphonie (D-moll), das Te Deum (1884), das nach Bruckner's letztem Willen als Schlußsatz zur neunten Symphonie verwendet werden mag, der 150. Psalm für Chor und Orchester, und andere.

B. ist seinem Wunsche gemäß in der Kirche des Chorherrenstiftes St. Florian unter der großen Orgel, die er so oft und gern gespielt hat, beigesetzt worden. An seinem Geburtshaus in Ansfelden enthüllte die Linzer Liedertafel „Frohsinn" 1895 eine Gedenktafel. Aus diesem Anlaß gab der Oberösterreichische Volksbildungsverein die erste Biographie Bruckner's heraus: „Dr. Anton Bruckner. Ein Lebensbild von Franz Brunner" (Linz 1895). Ergänzende Mittheilungen und ein fast vollständiges Verzeichniß von Bruckner's Werken mit allen Compositions- und den wichtigsten Aufführungsdaten brachte der Nachruf von Dr. Heinrich Rietsch in Bettelheim's „Biographischem Jahrbuch und Deutschem Nekrolog" 1897. Kurze Zeit darauf wurde im Wiener Stadtpark ein Denkmal Bruckner's enthüllt (Büste von Tilgner, Sockel von Zerritsch). Eine sehr hübsche, die Gesichtszüge Bruckner's ungemein treu wiedergebende Plaquette hat Tautenhayn jun. in Wien modellirt.

E. Mandyczewski.

Brüning*): Adolf von B., hervorragender industrieller Chemiker, wurde am 16. Januar 1837 zu Ronsdorf im Reg.-Bez. Düsseldorf geboren, wo sein Vater das Amt eines Friedensrichters bekleidete. Er starb am 21. April 1884. In Elberfeld, wo sein Vater die Leitung einer Feuerversicherungsgesellschaft übernommen hatte, besuchte B. das Gymnasium, das er schon mit 16 Jahren verließ, um sich dem Studium der Chemie zu widmen. Er bezog zuerst das Laboratorium von R. Fresenius zu Wiesbaden und folgte im vierten Semester dem Rufe Adolf Strecker's, eines der anregendsten und scharfsinnigsten Forscher aus der Liebig'schen Schule, an die nordische Universität Christiania. Hier studirte B. während zweier Jahre, bis ihn im Herbste 1857 die Soldatenpflicht nach Preußen zurückrief. Er diente bei der Garde-Feldartillerie in Berlin und bezog darauf die Universität Heidelberg, wo er seine Studien am 1. März 1859 mit dem Doctorexamen beschloß. Bei der noch in demselben Jahre erfolgenden Mobilmachung erledigte er seine militärischen Verpflichtungen als Officier der Reserve bei der Artillerie in Münster.

Die praktische Lehrzeit, welche B. als Chemiker der weltbekannten Färberei von W. Spindler zu Berlin begann, fand im J. 1862 ihren Abschluß in seiner Verlobung mit Frl. Clara Spindler. Dem begreiflichen Wunsche, sich baldmöglichst auf eigene Füße zu stellen, bot sich eine günstige Gelegenheit: sein Freund Dr. Eugen Lucius, mit dem er in Wiesbaden seine Studien begonnen hatte, war soeben im Begriffe, eine Fabrik zur Herstellung von Farbstoffen zu errichten; die Kenntnisse, die sich B. in der Färberei erworben hatte, konnten für das junge Unternehmen nur von Vortheil sein.

B. trat zunächst als Director in die Firma „Meister, Lucius & Co." ein, der außer Lucius noch dessen Schwager, Wilhelm Meister, und ein Onkel von beiden, Herr L. August Müller in Antwerpen, angehörten.

Seitdem im J. 1834 der deutsche Chemiker Runge seine Beobachtungen veröffentlicht hatte über die Fähigkeit einzelner Bestandtheile des Steinkohlentheers Farbstoffe zu bilden, hatte man nicht aufgehört die Natur dieser interessanten Stoffe wissenschaftlich zu erforschen und technisch zu verwerthen. Die Untersuchungen A. W. Hofmann's über das Anilin und seine Derivate, hatten hierzu bald einen sicheren Grund gelegt und in England und Frankreich am Ende der 50er Jahre die Anfänge einer Fabrikation künstlicher Farbstoffe gezeitigt. In Deutschland lagen damals die technischen und commerciellen Verhältnisse für die Aufnahme dieser Fabrikation viel ungünstiger als in jenen Ländern, wo die Industrie der Säuren und Alkalien bereits in hoher Blüthe stand und namentlich die Gasindustrie mit ihrer unfreiwilligen Erzeugung des Steinkohlentheers weit vorangeschritten war.

Es ist das unbestrittene Verdienst der neuen Firma, den richtigen Zeitpunkt für die Aufnahme der Industrie künstlicher Farbstoffe in Deutschland erkannt und genutzt und die sehr erheblichen Schwierigkeiten thatkräftig überwunden zu haben, welche in dem zu damaliger Zeit fast vollständigen Mangel einer leistungsfähigen deutschen chemischen Großindustrie und in einer dadurch herbeigeführten Abhängigkeit vom Auslande begründet waren.

Die Fabrik wurde am westlichen Ausgange der Stadt Höchst a. Main erbaut und kam im Frühjahr 1863 zuerst mit den neu entdeckten Fuchsinfarbstoffen auf den Markt. Im J. 1864 trat Herr A. Müller aus dem Geschäfte aus und B. an seine Stelle in die Firma ein, die jedoch erst im J. 1867 in „Meister, Lucius & Brüning" umgewandelt wurde. In den

*) Zu S. 297.

folgenden Jahren entwickelte sich die ursprünglich kleine Fabrik durch Brüning's erfolgreiche Mitarbeit so stark, daß bald an eine Verlegung etwa einen Kilometer weiter westlich gedacht werden mußte. Die dort erbaute Anilinölfabrik wurde 1870 eröffnet und allmählich wurden die alten Betriebe angeschlossen, deren Verlegung 1873 beendet war. Die Fuchsinfabrikation gelangte nun zu wesentlich größerer Ausdehnung. In der ersten Zeit wurde dieser Farbstoff mittels Arsensäure hergestellt, im J. 1872 aber ersetzte B. diese giftige Säure wegen der damit verbundenen Gefahr für die Arbeiter durch ein anderes Oxydationsmittel, nämlich das im J. 1871 von Coupier als für diesen Zweck brauchbar erkannte Nitrobenzol. An diese Verwendung schloß sich eine Controverse zwischen B. und Coupier in den Berichten der Deutschen chemischen Gesellschaft, aus der hervorgeht, daß das Coupier'sche Verfahren einer wesentlichen Veränderung bedurft hat, um erfolgreich in der Praxis verwendet werden zu können.

Neben der Fabrikation des Fuchsins trug namentlich die des Aldehydgrüns schon vom Jahre 1863 an zum Aufblühen der Firma wesentlich bei. Es war durch einen Zufall von Usèbe entdeckt worden und bald wurde seine Herstellung mit aller Energie und großem Erfolge betrieben. Der dritte Stoff, der den Ruf der Höchster Fabrik mit begründete, ist das Alizarin. Es war das erste Mal, daß ein verbreiteter Pflanzenfarbstoff auf künstlichem Wege hergestellt wurde. Der Krappfarbstoff, einer der ältesten und beständigsten natürlichen Farbstoffe, wurde in der Levante und, auf Betreiben Napoleon's, in Südfrankreich auf ausgedehnten Ländereien gebaut und wegen seiner Echtheit zum Färben des französischen Militärtuches benutzt. Nachdem die Chemiker Gräbe und Liebermann die künstliche Herstellung des Krapproths aus Dichlor- und Dibromanthrachinon erfunden hatten, wurde im J. 1869 in Höchst ein Verfahren entdeckt, wonach man das aus dem Steinkohlentheer erhältliche Anthrachinon durch rauchende Schwefelsäure in eine Sulfosäure und diese durch Schmelzen mit Alkali in Alizarin oder Krapproth verwandeln konnte. Die im J. 1870 erbaute Alizarinfabrik nahm immer größere Dimensionen an, während der Krappbau in den Mittelmeerländern bald ganz aufgehört hat. Hierzu gesellten sich immer neue Classen von Farbstoffen, die prächtigen Eosine, das Malachitgrün und besonders im J. 1878 die Naphtolfarbstoffe, welche sehr bald einen außerordentlichen Umfang annahmen.

Infolge der fortgesetzten Vergrößerungen hatte der Verbrauch an Ausgangsmaterialien wie Schwefelsäure, Salzsäure u. s. w. eine solche Höhe erreicht, daß die Beschaffung derselben Schwierigkeiten machte. Man sah sich daher genöthigt, im J. 1880 eine eigene Säurefabrik zu errichten, um diese Stoffe selbst herzustellen. Das Unternehmen war nunmehr in einem Zeitraum von kaum zwei Decennien zu einem der größten Werke der chemischen Industrie emporgewachsen, sodaß es geboten schien, dasselbe in eine Actiengesellschaft umzuwandeln. Dies geschah im J. 1880 unter der Firma „Farbwerke, vorm. Meister, Lucius & Brüning". An der bewunderungswürdigen Entwicklung dieses gewaltigen Unternehmens hat B. einen hervorragenden Antheil gehabt. Im Laufe weniger Jahre hatten sich die Farbwerke einen Weltruf erobert. Sie galten in jeder Beziehung als Musteranstalt, sowol was die wissenschaftliche Führung und technische Leitung betrifft, als auch ganz besonders inbezug auf die im Interesse der Arbeiter umsichtig getroffenen sanitären Vorkehrungen. Gerade auf diesem Gebiete der Wohlfahrtseinrichtungen ist B. vorbildlich und bahnbrechend vorangegangen.

Die Stellung an der Spitze eines so umfassenden industriellen Unternehmens, die Ueberwachung einer Fabrikation, welche in fortlaufender Um-

wandlung begriffen ist, hätten, so sollte man denken, die ganze Arbeitskraft des Mannes in Anspruch nehmen müssen. Allein B. ist im Stande gewesen, auch noch in anderen Richtungen nicht weniger ersprießliche Thätigkeiten zu entwickeln. Ein warmer und verständnißvoller Kunstfreund hat er nach seiner Uebersiedlung von Höchst nach Frankfurt a. Main im Jahre 1876 den Bestrebungen der Zeit, dem Kunstgewerbe wieder einen Boden zu gewinnen, die lebhafteste Theilnahme entgegengebracht. Nachdem durch eine historische kunstgewerbliche Ausstellung das Interesse der Bürgerschaft geweckt worden, begründete er am 25. März 1877 im Kreise von Gleichgesinnten den Mitteldeutschen Kunstgewerbeverein. Sieben Jahre hindurch, bis zu seinem frühen Tode, hat B. als erster Vorsitzender den Verein in der schwierigen Zeit seiner ersten Entwicklung mit sicherer Hand geleitet. Der Verein gehört heute zu den angesehensten und segensreichsten Gesellschaften Frankfurts, besitzt ein hervorragendes Kunstgewerbemuseum, eine ausgezeichnete Kunstgewerbeschule und gibt eine reich ausgestattete Zeitschrift heraus.

Nicht minder fruchtbringend ist die politische Wirksamkeit Brüning's gewesen; ein eifriges Mitglied der nationalliberalen Partei, war er als deren Vertreter des 1. nassauischen Wahlkreises in den Jahren 1874—1881 Mitglied des Reichstages. Mit Aufwendung gewaltiger materieller Mittel trug er zur Hebung seiner Partei in Frankfurt a. Main bei. Im Interesse der Sache und zur Bekämpfung der demokratischen Gegner erwarb er im J. 1876 die „Frankfurter Presse", die er 1880 mit dem „Frankfurter Journal" verschmolz. An den Reichstagsverhandlungen hat er thätigen Antheil genommen; wo immer wirthschaftliche Fragen zu beantworten waren, in allen Discussionen zumal, welche die Zollgesetzgebung oder die Regelung der Arbeiterverhältnisse betrafen, sind die ausgebreitete Sachkenntniß, der scharfe Blick, die reiche Erfahrung des hervorragenden Mannes der Berathung in dankenswerthester Weise zu Gute gekommen.

Einer so erfolgreichen und vielseitigen Thätigkeit konnte auch die äußere Anerkennung nicht versagt bleiben: Brüning wurde vom Könige in den preußischen erblichen Adelstand erhoben. Aber fast hat es den Anschein, als wenn seine Gesundheit dieser anstrengenden Thätigkeit auf die Dauer nicht Stand zu halten vermochte: im blühenden Mannesalter starb B. im 47. Lebensjahre am 21. April 1884.

Privatmittheilungen. — A. W. Hofmann, Nekrolog, Ber. d. d. chem. Ges., 1884. 17, 949. B. Lepsius.

Bucher*): Bruno Adalbert B., Kunstschriftsteller und Museumsdirector, geboren am 24. April 1826 zu Köslin in Pommern, † am 9. Juni 1899 in Wien. Er war ein Sohn des Gymnasialprofessors und Geographen August Leopold B. († 1863) und der jüngere Bruder des nachmals berühmten preußischen Staatsmannes und intimen Mitarbeiters Bismarck's, Lothar B. (s. o. S. 316). B. wollte sich zunächst der ausübenden Kunst widmen und bezog die Kunstakademie in Dresden, um Maler zu werden. Ein Augenleiden zwang ihn jedoch bald dieses Studium aufzugeben, worauf er sich dem Buchhandel, daneben aber auch schon der Journalistik widmete. Im J. 1856 kam er nach Wien in die Wallishauser'sche Buchhandlung, aber bald wandte er sich hier ganz der Journalistik zu; er kam in die Redaction des „Wanderer" und dann auch der „Wiener Zeitung", wo er als Burgtheaterrecensent und Kunstkritiker thätig war. So mitten im Kunstleben Wiens stehend, nahm er als Publicist regsten Antheil an dem Kampfe, welchen Männer wie Semper, Eitelberger

*) Zu S. 314.

und Falke gegen die damals herrschende Geschmacksverwirrung und Stillosigkeit führten. Diesen Impulsen verdankte das im J. 1864 errichtete „Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie" seine Entstehung und kann somit B. den geistigen Begründern dieses Instituts beigezählt werden, dem er dann auch vom Jahre 1869 bis 1897 angehörte. Unter der Direction Eitelberger trat er als Secretär ein, wurde sodann Custos und Regierungsrath und 1885, als Falke die Direction übernommen hatte, Vicedirector; im J. 1895 trat er an Falke's Stelle und wurde Hofrath, jedoch resignirte er schon 1897 auf die Direction.

Wiewol die Thätigkeit Eitelberger's, Falke's und Bucher's im einzelnen eine sehr verschiedene war, so vereinigten sie sich doch in ihrem Hauptstreben in dem gemeinsamen Ziele: Die Kunst der Renaissance in ihren mannichfachen Entwicklungsstadien, mit ihrer reichen Ueberlieferung an Werken und graphischen Vorbildern, ihren Kleinkünsten und Kunsttechniken schien ihnen der wirksamste Ausgangspunkt für die Hebung des Geschmacks; ihre Wiederbelebung die sicherste Basis für ein gedeihliches Aufblühen unseres Kunstgewerbes. In diesem Sinne zu wirken war Bucher's Ideal, darin erblickte er seine Lebensaufgabe und mit nimmermüdem Bienenfleiß war er bis an sein Lebensende thätig, zusammentragend, lehrend und praktisch fördernd. Und gerade diese aus einer ehrlichen Ueberzeugung, aus einem warmen Empfinden entsprungene völlige Hingabe an eine Kunstrichtung machte ihn in seinem Alter einseitig und gereizt, so daß er, als andere Theorien, andere Kunstanschauungen zur Geltung kamen und gährend und mächtig anschwellend das Kunstleben Europas durchströmten, nicht bloß den krankhaften Auswüchsen, den vielen Mittelmäßigkeiten, die unter dem Collectivnamen „Die Moderne" mit unterliefen, sondern auch den wahrhaft großen genialen Erscheinungen moderner Kunst ein starres Nicht-sehen-wollen, ein eigensinniges Ignoriren entgegensetzte. Ungerecht aber wäre es, wollte man Bucher's reiche kunstlitterarische Thätigkeit, sowie seine Bedeutung für die Entwicklung des Kunstgewerbes in Oesterreich unterschätzen.

Wenn B. auch sein ganzes Leben hindurch mit der Presse in Verbindung blieb und für erste Blätter, wie „Deutsche Zeitung", „Neue Freie Presse" ꝛc., sowie auch für verschiedene österreichische und deutsche Wochen- und Monatsschriften Beiträge lieferte, so war doch seit seinem Eintritt ins Oesterreichische Museum seine schriftstellerische Thätigkeit der Hauptsache nach eine fachwissenschaftliche; auch hier liebte er die Form des kleineren Artikels, und wol mehrere Hunderte solcher sind in den seit 1865 erschienenen „Mittheilungen des österr. Museums", in den „Blättern für Kunstgewerbe" und anderen kunstgewerblichen Zeitschriften niedergelegt. Sein Stoffgebiet sind auch hier mit Vorliebe die Kunsttechniken und Kleinkünste, vor allem diejenigen Fächer, die er als Museumsbeamter verwaltete: Glas, Keramik, Goldschmiedekunst und Emailarbeiten. B. gab auch selbst mehrere Zeitschriften heraus; so 1872 die „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst" und von 1874—76 im Vereine mit Gnauth die Monatsschrift „Das Kunsthandwerk".

B. hat in den 70er Jahren auch in der mit dem Oesterreichischen Museum verbundenen Kunstgewerbeschule, deren administrative Geschäfte er ebenfalls führte, den Unterricht in den kunstgeschichtlichen und den kunsttechnischen Fächern übernommen und auf diese Lehrthätigkeit gehen mehrere seiner verbreitetsten Bücher zurück: seine „Kunst im Handwerk" (Wien, I. Aufl. 1872, III. Aufl. 1888) und sein „Katechismus der Kunstgeschichte" (Leipzig, I. Aufl. 1880, V. Aufl. 1899). Seiner Museal thätigkeit entsprangen seine Beiträge in der mit Ilg, Lippmann, Luthmer, Riegl, Rollett und Stockbauer von ihm herausgegebenen dreibändigen „Geschichte der technischen Künste"

(Stuttgart 1875/93), ferner das „Reallexikon der Kunstgewerbe" (Wien 1883), „Die Glassammlung des Oesterreichischen Museums" (Wien 1888), „Die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau nach Balthasar Behems Codex pictoratus in der k. k. Jagellonischen Bibliothek" (Wien 1889). Von sonstigen Büchern sind noch zu erwähnen ein „Baedeker für Wien" (Wien, I. Aug. 1870, IV. Aufl. 1873), eine Uebersetzung von Eudel's „Fälscherkünste" (Leipzig 1885) und „Mit Gunst, aus Vergangenheit und Gegenwart des Handwerks" (Leipzig 1886).

Als Mensch war B. wie als Schriftsteller voll Humor und Sarkasmus, dabei aber von einer anspruchslosen und bescheidenen Liebenswürdigkeit, daß er nicht leicht verletzte. B. hatte bald nach seiner Seßhaftigkeit in Wien geheirathet und seiner Ehe entsprossen ein Sohn und zwei Töchter. Auch an äußeren Ehrungen fehlte es Bucher's arbeitsreichem Leben nicht — es seien nur die zwei wichtigsten erwähnt, die im J. 1889 erfolgte Verleihung des österreichischen Ordens der eisernen Krone III. Classe und des kgl. preußischen Kronenordens III. Classe. v. Schönbach.

Buff*): Heinrich B., Professor der Physik in Gießen, wurde am 23. Mai 1805 in Rödelheim bei Frankfurt am Main geboren, † in Gießen am 24. December 1878. B. gehörte dem Kreise von Justus Liebig, Hermann Kopp und Heinrich Zamminer an, um welchen sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die jüngeren Chemiker und Physiker aller Nationen schaarten, um die Fortschritte der Wissenschaften an der Quelle zu studiren. Gleich bedeutend als Lehrer wie als Forscher, bildeten diese Gelehrten den mächtigen Anziehungspunkt der kleinen hessischen Universität. B. hatte sich in Göttingen dem Studium der Chemie gewidmet, war dann in das eben gegründete Gießener Laboratorium eingetreten und so einer der ersten Schüler Liebig's geworden, mit dem er fast gleichaltrig war.

Da er die Absicht hatte, eine praktische Laufbahn zu ergreifen, so entschloß er sich, nachdem er 1827 sein Doctorexamen bestanden, bald in die große Kestner'sche Fabrik zu Thann im Elsaß einzutreten, zu der er in naher Beziehung stand, da sein Vater ein Bruder der von Goethe's Meisterhand als eine der edelsten Frauengestalten gezeichneten Charlotte Kestner war. So sehr die hier wohlgepflegte chemische Großindustrie sein Interesse erregte, auf die Dauer wurde es nicht befriedigt; bald gewann die Lust sich an der reinen Wissenschaft zu bethätigen die Oberhand und, mit Empfehlungen Liebig's reich ausgestattet, ging B. nach Paris, wo er das Glück hatte, in das Laboratorium Gay Lussac's aufgenommen zu werden. Hier setzte er seine experimentellen Studien fort; der Umgang aber mit dem berühmten Gelehrten gab denselben bald eine wesentlich veränderte Richtung.

Gay Lussac war ebenso Chemiker wie Physiker, und seine Arbeiten bewegten sich häufig auf den Grenzgebieten dieser beiden Wissenschaften, für die nun B. eine besondere Vorliebe gewann. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt kehrte er aus Frankreich nach Gießen zurück, wo er sich als Privatdocent habilitirte, wurde jedoch bald, im J. 1834, als Lehrer der Physik, mechanischen Technologie und Maschinenkunde an die höhere Gewerbeschule nach Kassel gerufen. Hier wirkte er mit Robert Bunsen zusammen, bis er 1838 als Professor der Physik nach Gießen zurückberufen wurde, wo er während eines 40jährigen Zeitraums eine überaus erfolgreiche Lehr- und Forscherthätigkeit ausgeübt hat.

Aus der Fülle hervorragender Werke und Arbeiten Buff's, welche sich

*) Zu S. 339.

auf den wichtigsten Gebieten der Chemie und namentlich der Physik bewegen, können hier nur die folgenden Erwähnung finden. Schon in der ersten Gießener Zeit haben ihn die Zersetzungsproducte des Indigos beschäftigt, welche bei seiner Behandlung mit Salpetersäure entstehen, insbesondere untersuchte er die von Chevreul dargestellte, später von Gerhardt als Nitrosalicylsäure erkannte Indigosäure, deren genaue Zusammensetzung B. zuerst ermittelte. In Gay Lussac's Laboratorium studirte er die Verbindungen des Phosphors mit Wasserstoff und stellte u. a. das specifische Gewicht des Phosphorwasserstoffgases fest. Nach Gießen zurückgekehrt nahm er die Arbeiten über die Indigosäure wieder auf; bald aber äußerte sich die beginnende Lehrthätigkeit des Privatdocenten, indem er für seine Schüler in einem mit großer Klarheit verfaßten „Lehrbuch der Stöchiometrie" die damaligen Lehren über die Zusammensetzung der chemischen Verbindungen darstellte (Nürnberg 1829; 1842).

Als Professor des physikalischen Lehrstuhles sieht er es als seine besondere Aufgabe an, den chemischen Jüngern der Liebig'schen Schule gründliche Kenntnisse in der Physik zu vermitteln. So entstanden neben den „Grundzügen des chemischen Theils der Naturlehre" (1833) die „Grundzüge der Experimentalphysik", worin er „mit Rücksicht auf Chemie und Pharmacie" die für den Chemiker wichtigen Capitel besonders eingehend behandelt.

In dieser Beziehung sind von werthvollster Bedeutung die Abhandlungen Buff's geworden, durch die er zuerst in Liebig's Annalen, dann von 1847 bis 1856 in dem von ihm mitbegründeten „Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie", die Ergebnisse der physikalischen Forschung in der ihm eigenen klaren Darstellungsweise zusammenfaßte, und die Aufsätze, die er für das im J. 1837 von Liebig, Poggendorff und Wöhler begründete „Handwörterbuch der Chemie" geliefert hat.

Auch in den chemischen Lehrbüchern trat das Bedürfniß hervor, die für den Chemiker unentbehrlichen Gebiete der Physik im Zusammenhange vorzutragen. So entstand das in diesem Sinne bedeutungsvollste Werk Buff's, welches er in Gemeinschaft mit H. Kopp und F. Zamminer als ersten Band der Graham-Otto'schen Chemie herausgab: das „Lehrbuch der physikalischen und theoretischen Chemie". In diesem Lehrbuch, das zuerst im J. 1857 in Braunschweig erschien, wurde zum ersten Male der erfolgreiche Versuch gemacht, das Grenzgebiet zwischen Chemie und Physik als eine besondere Disciplin einheitlich zu behandeln und übersichtlich darzustellen; heute ist, wie bekannt, aus dieser Grenzdisciplin eine selbständige Wissenschaft geworden, die sogen. allgemeine oder physikalische Chemie, welche auf den Hochschulen durch besondere Lehrstühle vertreten, mit eigenen Laboratorien auf das glänzendste ausgestattet, eine Ausdehnung gewonnen hat, die man damals kaum hat ahnen können. Gleichwol erinnern sich die älteren Fachgenossen noch mit Freuden des Genusses, den sie an der Buff'schen Darstellung, und des Interesses, welches die weiterblickenden schon in jener Zeit an dieser aufstrebenden Grenzwissenschaft empfanden. Besonders hervorzuheben ist, daß B., der sich, wie erwähnt, in seinen Experimentalunterſuchungen mit Vorliebe auf diesem Grenzgebiete bewegte, in diesem Werke vielfach auf seine eigenen Arbeiten sich zu stützen und die von Anderen gefundenen Resultate auf Grund selbständiger Beschäftigung zu beurtheilen und zu würdigen vermochte. Das Lehrbuch erschien im J. 1863 in zweiter Auflage und wurde 1885 von A. Horstmann, H. Landolt und A. Winkelmann in neuer Bearbeitung herausgegeben.

Die litterarische Wirksamkeit Buff's hat sich aber keineswegs auf diese chemische Seite der Physik beschränkt. Schon in Kassel hatte er sich als Lehrer der Maschinenkunde mit der mechanischen Seite dieser Wissenschaft

befreundet. Sein „Lehrbuch der physikalischen Mechanik“ (2 Bde., Braunschweig 1871, 1873) ist eine Frucht dieser Lehr- und Forscherthätigkeit, die er durch sein ganzes Leben nicht aus den Augen verlor und durch die er mit der Groß- und Kleinindustrie in beständiger Fühlung blieb. Dieses Lehrbuch, welches zwischen den rein mathematischen und den einseitig technischen die Mitte haltend, einem Bedürfniß entsprach, zeichnet sich wie kein anderes durch seine durchsichtige Darstellung aus.

Von selbständigen, über die engere Fachwissenschaft hinausgehenden Werken sind zu erwähnen: „Zur Physik der Erde; Vorträge für Gebildete über den Einfluß der Schwere und Wärme auf die Natur der Erde“ (Braunschweig 1850), das auch in englischer Sprache erschien, „Kraft und Stoff vom physikalischen Standpunkte“ (Gießen 1867) und „Ueber den Entwicklungsgang der Naturwissenschaften“ (ebd. 1868).

Von den zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen Buff's, die meistens in Liebig's und in Poggendorff's Annalen, aber auch in dem hessischen Gewerbeblatt und anderen Zeitschriften erschienen, können an dieser Stelle nur solche genannt werden, welche für die Entwicklung der Wissenschaft von Bedeutung gewesen sind. Auch hier treten die dem Grenzgebiete angehörenden besonders hervor. Die Chemie und Physik der Gase hat ihn lange Zeit beschäftigt. Untersuchungen rein technischer Natur über die Anwendung heißer Luft in den Schmelzöfen der Eisenhütten und zum Eindampfen von Flüssigkeiten, über den Nutzeffect der Gebläse und der Feuerspritzen, über den Widerstand der Luft in den Schornsteinen und den Einfluß des Windes auf den Zug derselben, u. A. führten ihn zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der gesammten Aërodynamik, welche dazu beitrug, die Grundlagen zu schaffen für die eminente Entwicklung, die dieser Zweig durch die Anwendung der mechanischen Wärmelehre und der kinetischen Gastheorie später genommen hat.

Bewundernswürdig ist die erfinderische Gewandtheit, mit der er bei den bescheidenen, ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die mit solchen Untersuchungen stets verbundenen ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu überwinden vermag. So kann es nicht fehlen, daß dabei Methoden entdeckt werden, die für die Wissenschaft bleibenden Werth haben: Zur Bestimmung des specifischen Gewichtes der Gase muß man ihr Volumen und ihr Gewicht kennen. Das Volumen kann man mit großer Genauigkeit bestimmen; der genauen Gewichtsbestimmung aber steht die Thatsache im Wege, daß die Gefäße hundert bis tausend Mal so schwer sind, als das zu wägende Gas. B. überwand diese Schwierigkeit, indem er die Wägung des Gases in einer festen Verbindung desselben vornahm. So hat er das specifische Gewicht des Sauerstoffs zu 1,1031 ermittelt, indem er eine mit Kaliumchlorat gefüllte Retorte mit einer graduirten Glasglocke verband und nach dem Erhitzen einerseits den Gewichtsverlust der Retorte, andererseits das Volum bestimmte, das die dem Gewichtsverlust entsprechende Gasmenge einnahm. Die Genauigkeit dieser Zahl ist durch spätere Messungen nicht übertroffen worden. Es lag nahe, die in der Aërodynamik gewonnene Erkenntniß auf das Gebiet der Hydrodynamik zu übertragen. So entstanden die Arbeiten über die Form der Strahlen an feinen Oeffnungen; über die Cohäsion und die Capillarität der Flüssigkeiten; über die Auflösung der Strahlen in Tropfen; über den Stoß des Wasserstrahles; über die Theorie des Segner'schen Kreiselrades, u. A. Die Anwendung aëro- und hydrodynamischer Gesetze auf die Probleme der Geophysik führt schließlich zu den mit monumentaler Klarheit geschriebenen Aufsätzen über den Einfluß der Erdumdrehung auf irdische Bewegungen, auf die Richtung des Windes, auf den Lauf der Flüsse und des Golfstromes.

Die Studien Buff's in der Wärmelehre gehen in die 30er Jahre zurück; sie haben ihn bis in die letzten Lebensjahre beschäftigt und zum Auf- und Ausbau der mechanischen Wärmetheorie wesentlich beigetragen. Die Grundgedanken dieser zuerst von Clausius formulirten äußerst fruchtbaren Theorie entwickelt B. ganz elementar in seiner Abhandlung über die specifische Wärme der Gase unter gleichem Druck und Volumen. Es folgen Arbeiten über spec. Wärme zusammengesetzter Gase; über Beziehungen zwischen Temperatur und Spannkraft der Dämpfe; über die Theorie des Leidenfrost'schen Phänomens, das er mittelst Durchleiten elektrischen Stromes prüft; hier gibt er eine richtige Erklärung ab, deren Grundlagen schon in einer 1832 erschienenen Abhandlung über das Kochen des Wassers zu finden sind. Auch die festen Körper werden in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen. Die Studien über die Ausdehnungswärme derselben führen B. zu einer sehr werthvollen, im Poggendorff'schen Jubelband erschienenen Arbeit über die Biegungselasticität und die Bestimmungen des aus Schwingungs- und Drehungserscheinungen abgeleiteten Elasticitätscoefficienten. Aus der Strahlungslehre ist ein sehr schöner Bericht erwähnenswerth, den B. über „den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse von der strahlenden Wärme" schon im J. 1839 veröffentlicht. Daran schließen sich später eigene Untersuchungen über die Anwendung des Thermomultiplicators in der Meteorologie, über Wärmestrahlung aus dem Himmelsraum, und seine letzte größere, sich durch überraschende Resultate auszeichnende Arbeit „Ueber die Fähigkeit der Luft und des Wasserstoffgases, die Wärme zu leiten und deren Strahlung durchzulassen" (Poggendorff's Ann. und Monatsber. d. Berl. Akademie 1876; Phil. Mag. 1877).

Wenn die zuletzt genannten Arbeiten sich mehr von der Chemie entfernt haben, so liegen die erfolgreichsten und epochemachendsten wieder auf physikalisch-chemischem Gebiete, in der Lehre von der Elektricität. Durch Feststellung entscheidender Thatsachen, durch Auffindung geistreicher Untersuchungsmethoden, durch scharfsinnige Deutung complexer Vorgänge hat B. zur Entwicklung der Elektrochemie in hervorragender Weise beigetragen. Schon in den 30er Jahren beschäftigten ihn eingehend die Beziehungen zwischen der statischen und dynamischen Elektricität, worüber er später (1860) eine grundlegende Abhandlung liefert: „Ueber die Gleichartigkeit der Quellen der Reibungs- und Berührungs-Elektricität". Er weist nach, daß die Reibung nicht als die Quelle der Elektricitätsbewegung angesehen werden könne, sondern nur als ein die Erregung begünstigender Vorgang; daß die Ursache vielmehr in beiden Fällen lediglich in der Verschiedenheit der einander berührenden Stoffe liegen müsse.

Daß B. in dem berühmten und stellenweise erbitterten Kampfe zwischen Contact- und chemischer Theorie, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts geführt wurde, seinerseits Stellung nahm und seine Ansicht durch Versuche und Deductionen zur Anerkennung zu bringen suchte, braucht kaum gesagt zu werden. Die sich hier anschließenden Arbeiten Buff's über die elektromotorische Kraft der Muskeln, über die Elektricitätsentwicklung bei lebenden Pflanzen, bei der Verdampfung, bei der Flamme, können hier nur erwähnt werden. Bei einem so ausgezeichneten Experimentator aber konnte es nicht fehlen, daß fast jede dieser zahlreichen Arbeiten eine Quelle neuer oder verbesserter Methoden ward, neuer oder verfeinerter Apparate und Instrumente. Die Genauigkeit seiner Untersuchungen ist daher oft für wichtige wissenschaftliche Fragen von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Als Faraday das bekannte Gesetz über die Elektricitätsbewegung in Elektrolyten aufgestellt hatte, wonach dieselbe unter gleichzeitiger Bewegung chemisch äquivalenter Mengen

der verschiedenen Jonen erfolgte, trat alsbald die grundsätzlich überaus wichtige Frage auf, ob dieses Gesetz streng gültig sei, oder ob nicht durch einen Elektrolyten auch Strom gehen könne, ohne Zersetzung in äquivalentem Maaße zu bewirken. Obwol Faraday selbst eine solche „metallische" Leitung in den Elektrolyten neben der elektrolytischen annahm, hatte B. diese Frage nach eingehender Prüfung verneint und in der That mit Hülfe äußerst empfindlicher Instrumente bei den verschiedensten Stromstärken eine strenge Genauigkeit des Gesetzes constatirt. Die schwächsten Ströme, die er dabei benutzte, waren so gering, daß sie täglich nur 7 mgr Silber ausschieden, während die stärksten 200 Mal so stark waren; überall aber fand er eine absolute Uebereinstimmung mit dem Gesetz. Bei der Wichtigkeit dieser Frage sind die Buff'schen Bestimmungen später von Ostwald und Nernst aufs neue gepüft und mit Hülfe von sehr weitgehende Genauigkeit zulassenden Untersuchungsmethoden bestätigt worden.

Hieran schließen sich wiederum eine große Anzahl wichtiger Untersuchungen über die Elektrolyse der verschiedensten chemischen Verbindungen, woraus nur hervorgehoben werden soll, daß B. zuerst die elektrische Leitfähigkeit des Glases beobachtet hat. Unter den Forschern, die sich um die Mitte des Jahrhunderts um die allmähliche Entwicklung der Lehre von der Elektrolyse verdient machten, standen sich die Schüler Berzelius' und Liebig's schroff gegenüber. Die alte dualistische Auffassung der chemischen Verbindungen des berühmten schwedischen Forschers war durch die rasche Entwicklung der organischen Chemie schon vor seinem 1848 erfolgten Tode stark erschüttert worden und die früher nahe befreundeten Forscher dadurch in bittere Fehde verfallen. Aber noch vieler Jahre streitbarer Arbeit hat es bedurft, bis der Kampf zu Gunsten der Liebig'schen Schule entschieden werden konnte. Das entscheidende Schlachtfeld bildete die Elektrolyse. Für Berzelius bestanden die beiden Classen der Sauerstoffsalze und der Haloidsalze; erstere waren aus Metalloxyd und Säureanhydrid zusammengesetzt, letztere aus Metall und Halogen. Für Liebig waren alle Salze von gleicher Constitution, sie bestanden aus Metall und Halogen, bezw. einer zusammengesetzten Atomgruppe, welche dessen Stelle vertrat. Diese zusammengesetzten Gruppen waren nun identisch mit den von Daniell zur Erklärung der elektrolytischen Vorgänge angenommenen Jonen. Dementsprechend hielt auch noch im J. 1857 der Berliner Physiker Eduard Magnus, der ein Schüler Berzelius' war, an der alten Salztheorie fest und bekämpfte die Ansichten Daniell's.

In diesen Streit greift B. im J. 1858 mit seinen elektrolytischen Studien ein und zeigt, gestützt auf seine eigenen Untersuchungen, wie auf diejenigen von Grotthuß und Fechner, die völlige Unhaltbarkeit des Magnus'schen Bestrebens, der Berzelius'schen Theorie eine weitere Lebensdauer zu ermöglichen. Auch hier sehen wir B. erfolgreich an den Fundamenten bauen, auf denen die heutige theoretische Chemie durch Hittorf, Raoult, van't Hoff, Arrhenius, Ostwald errichtet werden sollte.

Wenn, wie gezeigt wurde, Buff's Lebensarbeit wesentlich der reinen und der chemischen Physik angehört, so ist das Interesse an der rein chemischen Forschung bei ihm stets lebendig geblieben. Es sei daher noch auf die in Gemeinschaft mit Wöhler ausgeführten Arbeiten hingewiesen, über den Siliciumwasserstoff, wobei neue Substanzen entdeckt wurden, die später durch die Arbeiten von Friedel und Ladenburg zu einer ganzen „organischen Siliciumchemie" geführt haben und schließlich auf eine in Gemeinschaft mit A. W. Hofmann ausgeführte Untersuchung über die Zerlegung gasförmiger Verbindungen durch elektrisches Glühen. Als Wärmequelle werden der Inductionsfunke,

der Flammenbogen, elektrisch glühende Metalle verwendet und die Beziehungen festgestellt zwischen der Natur und den Volumen der angewandten und der nach der Zersetzung verbleibenden Gase. Mit dem den beiden Forschern eigenen eminenten experimentellen Geschick werden die mit solchen Untersuchungen in damaliger Zeit verbundenen ungewöhnlichen Schwierigkeiten in elegantester Weise überwunden. A. W. Hofmann, mit dessen Schwester B. in erster Ehe vermählt war, ist mit ihm in engster Freundschaft verbunden gewesen, die nur durch den Tod Buff's geschieden werden konnte.

Mögen die warm empfundenen Worte, mit denen uns Hofmann die Persönlichkeit des Freundes im Nachruf schildert, diese Zeilen beschließen: „Heinrich Buff war eine glücklich angelegte Natur! Mit schneidiger Schärfe des Geistes einigte sich bei ihm eine unerschöpfliche Güte des Herzens. Von einer Uneigennützigkeit der Gesinnung, in welcher das eigene Selbst kaum eine Stätte fand, — von einer Berufstreue, welcher jede andere Rücksicht weichen mußte, — voller Theilnahme für jedwede Aufgabe eines Anderen, aber stets mit der anspruchslosen Bescheidenheit, wie sie nur überlegenen Menschen eigen ist, — von einer Hülfsbereitschaft, welche kein Opfer scheute, — im geselligen Umgang von einer sich stets gleichbleibenden Heiterkeit, — kann es da Wunder nehmen, daß ein so glücklich gearteter Charakter in dem Kreise seiner Angehörigen, seiner Freunde, seiner Schüler einen Zauber übte, von dem sich Alle, die in demselben verkehrten, sympathisch angeweht fühlten?"

A. W. Hofmann, Nachruf, Ber. d. d. chem. Ges. 12, 1879. — H. Kopp und C. Bohn, Buff's wissenschaftliche Leistungen. Mit Porträt., Ber. d. d. chem. Ges. 14, 1881. — Ostwald, Elektrochemie, 1896.

B. Lepsius.

Dohrn*): Karl August D., einer der hervorragendsten Entomologen seiner Zeit, wurde in Stettin am 27. Juni 1803 geboren. Nachdem er zuerst eine Privatschule besucht hatte, trat er in das Gymnasium ein. Schon als Schüler sammelte er eifrig Käfer. Später verlor sich jedoch dies Interesse und er wandte sich mehr der Musik und Belletristik zu. Schon mit dem sechzehnten Jahre absolvirte er das Gymnasium und bezog die Universität Berlin, um Rechtswissenschaft zu studiren. Dieses Studium flößte ihm jedoch kein besonderes Interesse ein, er betrachtete es vielmehr nur als Mittel, sich eine selbständige Existenz zu verschaffen, obwol er bei der Vermögenslage seines Vaters nicht auf pecuniären Verdienst angewiesen war. Nachdem er das Staatsexamen bestanden hatte, wurde er in seiner Vaterstadt Referendar.

Die leidenschaftliche Liebe zu seiner späteren Frau brachte ihn jedoch bald in Uneinigkeit mit seinen Eltern. Sein Vater verlangte, daß er sich erst eine selbständige Existenz erringen solle, ehe er sich verheirathete. Es kam zu einem völligen Bruch. D. gab seine Stellung auf und verließ Stettin, um sich ganz auf eigene Füße zu stellen und sich eine ihm zusagende Existenz zu erringen. Bald diesen, bald jenen Plan verfolgend, verbrachte er die folgende Zeit in München, Paris und Berlin, ohne daß er sein Ziel erreichte. Durch Vermittlung Alexander v. Humboldt's, bei welchem ihn Felix Mendelssohn eingeführt hatte, und der ihm mit Rath und That zur Seite stand, söhnte er sich 1832 wieder mit seinen Eltern aus.

Eine hingeworfene Aeußerung, daß er wohl Lust hätte, Kaufmann zu werden, wurde von seinem Vater mit Freuden aufgegriffen und ihm reichlich Mittel zur Verfügung gestellt, sich in den Haupthandelsplätzen eine voll-

*) Zu S. 740.

ständige kaufmännische Ausbildung zu erwerben. Bald erkannte er jedoch, daß ihm auch diese Beschäftigung keine Befriedigung gewährte. Er benutzte jedoch die Gelegenheit, um die französische, spanische, englische und italienische Sprache gründlich zu lernen. Dann unternahm er eine Reihe größerer Reisen. Von Hamburg aus besuchte er Norwegen und Schweden; dann durchstreifte er Frankreich, Italien, Algier, Spanien und schließlich Brasilien. Auf diesen Reisen begann er auch wieder Käfer zu sammeln, namentlich aber hatte er sein Augenmerk auf das Sammeln von Volksliedern gerichtet, von denen er eine interessante Sammlung zusammenbrachte.

Als er 1837 von Brasilien zurückkehrte, gab sein Vater den Widerstand gegen seine Verheirathung auf und erlaubte ihm zugleich ganz seinen wissenschaftlichen Studien zu leben. Zunächst beschäftigte D. sich mit der spanischen Litteratur und veröffentlichte vier Bände Uebersetzungen spanischer Dramen und einiger weniger bekannten Komödien von Calderon. Der Liebe zur Musik blieb er treu und übte mit der Zeit einen immer größeren Einfluß auf das Stettiner Musikleben aus. Entscheidend für seine spätere wissenschaftliche Thätigkeit war die Gründung des Stettiner entomologischen Vereins 1837 durch Dr. Schmidt. Auch D. wurde zu demselben herangezogen. Die gemeinschaftlichen Excursionen waren ihm eine willkommene Ausspannung von der anstrengenden Arbeit des Uebersetzens. Bald aber machte ihm auch das Sammeln Freude. Er holte die in fremden Ländern gesammelten Käfer hervor und widmete sich mehr und mehr der Entomologie.

Nach Dr. Schmidt's Tode wurde D. zum Präsidenten des entomologischen Vereins gewählt, und wie er sich selbst allmählich zu einem hervorragenden Entomologen heranbildete, so nahm der Verein unter seiner Leitung bald eine der ersten Stellen unter den entomologischen Vereinen ein und zählte die ausgezeichnetsten Entomologen zu seinen Mitarbeitern. Zu den zahlreichen alten Beziehungen, welche D. auf seinen Reisen angeknüpft hatte, kamen immer neue und bald stand er im Mittelpunkt der entomologischen Welt. Zahlreiche werthvolle Aufsätze finden sich in der Stettiner entomologischen Zeitung und der Linnaea entomologica. Ferner verfaßte er zwei wichtige Insectenverzeichnisse: 1855 den „Catalogus Coleopterorum Europae" und 1859 den „Catalogus Hemipterorum".

1862 wurde ihm von der philosophischen Facultät der Universität Königsberg die Doctorwürde honoris causa verliehen. Nachdem sein Sohn Professor Anton D. die zoologische Station in Neapel gegründet und dadurch einer neuen zoologischen Richtung Bahn gebrochen hatte, brachte D. die Winter in Neapel und Palermo zu. Nachdem der entomologische Verein das 50jährige Stiftungsfest gefeiert hatte, legte D. wegen seines Alters und der häufigen Abwesenheit von Stettin am 6. November 1887 das Präsidium, welches er 44 Jahre geführt hatte, nieder und sein Sohn, Dr. Heinrich D., trat an seine Stelle. Auch in seinen letzten Lebensjahren war er noch eifrig mit entomologischen Studien beschäftigt. D. starb am 10. Mai 1892. Seine ausgezeichnete Käfersammlung und die umfassende Bibliothek wurden von dem Erben der Stadt Stettin als Schenkung überwiesen.

Nekrolog in Stettiner entomol. Ztg. 1892, Nr. 10—12, S. 281—322.

W. Heß.

Verzeichniß

der im 47. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Anemüller, B., Archivar 411.
Auerbach, Berthold 412.
Bachofen, J. J., Rechtsgel. 743.
Bächtold, J., Germanist 745.
Bähr, Otto, Rechtsgel. 747.
Bartsch, Karl, Germanist 749.
Bechstein, R., Germanist 752.
Benzing, M., Großindustr. 753.
Bertuch, Karl 753.
Beust, F. v., Pädagog 754.
Bibra, E. v., Naturforscher 758.
Birlinger, A., Germanist 759.
Bismarck-Bohlen, F. A. Graf v., Milit. 1.
Bisping, A., Theolog 1.
Bitter, K. H., Staatsm., Musikhist. 2.
Bittner, F. S. A., Theolog 3.
Bitzer, L. F., Staatsmann 4.
Bitzius, A., Theolog 5.
Blanc, L. A., Maler 6.
Blanckarts, M., Maler 7.
Blanz, J., Lithogr. 7.
Blaramberg, J. v., Milit. 8.
Blau, Otto, Oriental., Reisender 12.
Blaul, F., Dichter 14.
Bleek, W. H. J., Sprachforscher 15.
Blefken, D., Reisender 17.
Bleibtreu, G., Maler 19.
Blum, R. J., Mineralog 22.
Blumenau, H., Colonisator 23.
Blumenreich, F., Schriftstellerin 24.
Blumer, J. J., Jurist, Histor. 26.
Blumhardt, J. Ch., Theolog 28.
Bluntschli, J. K., Jurist 29.
Bocholtz-Asseburg, J. B. Graf v., Histor. 39.
Bock, Ed., Pädagog 40.
Böcking, A., Naturf. 44.
Bode, W., Maler 44.
Bodenstedt, Friedrich M. 44.
Bodinus, K. A., Naturf. 67.
Boguslawsky, K. A. v., Milit. 67.
Böhlau, Hugo, Rechtsgel. 68.
Bohlen, J. v., Histor. 73.
Böhm, J., Violinsp. 74.
Boehm, J. A., Botaniker 75.
Böhme, F. M., Musikhist. 77.
Böhmer, H. W. L., Philol. 79.
Bohn, H., Arzt 81.
Bohn, K. Th. R., Architekt 81.
Bohnstedt, L., Architekt 84.
Bohtz, A. W., Aesthet., Litterarhist. 87.
Bokelmann, Chr. L., Maler 89.
Bolgiano, K., Jurist 90.
Bollensen, F., Sanskritforscher 91.
Boller, L., Maler 92.
Bölte, Amely, Schriftst. 92.
Boltenstern, K. v., Milit. 95.
Bomberg, D., Buchdr. 95.
Bondini, P., Theaterdirector 97.
Boner, Ch., Schriftst. 98.
Bonitz, H., Philol. 99.
Bonn, F., Dichter, Humor. 105.
Bonnell, E., Philolog 106.
Bonnet, J. L., Theolog 109.
Bonstetten, G. K., v. Rougemont, Archäol. 110.
Bonz, A., Buchhändler 111.
Borchardt, K. W., Mathem. 112.
Borcke, C. W. v., Histor. 112.
Bormann, K. W. E., Pädag. 113.
Börner, J. D. v., Milit. 115.
Boerner, P. A., Medic. 115.
Borries, W. F. O. Graf von, Staatsmann 116.
Borstell, F., Buchhdlr. 135.
Bose, F. J. W. v., Milit. 135.
Bosse, H. A. v., Verwaltungsbeamter 137.
Boßhardt, K., Maler 138.
Bothmer, M. Graf v., Mil. 139.
Botta d'Adorno, A. O., Feldmarschall 139.
Botta d'Adorno, J., Feldmarschall 141.
Böttcher, Chr. E., Maler 142.
Böttger, M., Theolog 142.
Boettger, R. Ch., Physiker, Chemiker 143.
Böttticher, K. G. W., Archäol. 144.
Boué, A., Naturf. 153.
Bouginé, K. J., Theol., Pädag. 154.
Bowitsch, L., Dichter 155.
Boxberger, R., Litterarhist. 155.
Boy, P., Maler 156.
Brachmann, L., Dichterin 157.
Brachvogel, A., Dramatiker, Romanschriftst. 159.
Bradke, P. v., Sprachforsch. 171.
Brahms, Johannes 760.
Braig, A., Theolog 172.
Brand, E., Arzt 173.
Brand, J., Bischof 173.
Brandenstein, K. v., Milit. 174.
Brandes, K., Benedictiner 175.
Brandes, W., Opernsänger 176.
Brandis, Ed. v., Militär 177.
Brandstetter, F., Buchhdlr. 178.
Brandt, F., Oberregisseur 179.
Brandt, M. G., Schulmann 179.
Brandt, J. F., Naturf. 182.
Braniß, Ch. J., Philosoph 184.
Braumüller, W., Buchhdlr. 184.
Braun, Alex., Botan. 186.
Braun, H., Maler 193.
Braun, J., Jugendschriftstellerin 194.
Braun, Jul., Arzt 196.
Braun, K. Ritter v. Fernwald, Gynäkol. 196.

Braun, Kasp., Xylogr. 198.
Braun, Reinh., Maler 203.
Braun, Sam., Forschungsreisender 204.
Braune, Ch. W., Medic. 206.
Braunfels, L., Schriftst. 209.
Braunmüller, B., Abt 211.
Braut, G., Stenograph 212.
Brauweiler, A. v., Köln. Kaufmann 213.
Bredow, A. v., Milit. 214.
Brehm, A., Naturf. 214.
Brehmer, H., Arzt 216.
Breidenstein, H. K., Musik. 217.
Breisky, A., Gynäkol. 218.
Breitinger, H., Litterarhist. 219.
Brennecke, A., Schriftst. 220.
Brenner, F., Theolog 221.
Brenner, R., Afrikareisender 224.
Brese, L. v. B.-Winiary 225.
Bressand, F. Ch., Theaterdichter 226.
Bretschneider, F. W. Th., Kupferstecher 228.
Breusing, A., Nautik. 229.
Breymann, A. A. W., Bildhauer 231.
Briegleb, H. K., Jurist 233.
Brinckmann, J. P., Medic. 234.
Brinckmann, K. G. v., Dipl. 236.
Brinckmeier, E., Schriftst. 238.
Brinz, A., Jurist 241.
Brischar, J. N., Theol. 259.
Brix, H. D. R., Milit. 259.
Bröcker, L. D., Histor. 260.
Brockhaus, Friedr., Jurist 262.
Brockhaus, Herm., Oriental. 263.
Brodesser, K. v., Milit. 272.
Bromeis, A., Maler 272.
Bröer, E., Musik. 273.
Brueck, A. Th., Arzt 273.
Brücke, E. v., Physiol. 273.
Brucker, J. J., Histor. 275.
Bruckmann, F., Kunsthdlr. 275.
Bruckmann, G. P., Fabrik. 276.
Bruckner, A., Musik. 767.
Brückner, E. M. K., Jurist 276.
Brückner, J. G. M., Geogr. 278.
Brugsch, H., Aegyptolog 283.
Bruhns, K. Ch., Astronom 293.
Brüll, J., Talmudist 295.
Brüll, N., Rabbiner 296.
Brulliot, K. J., Sänger, Schauspieler 297.
Brüning, A. v., Chemiker 770.
Brunnenmeister, E., Jurist 297.
Brunner, L., Histor. 298.
Brunner, Seb., Theol., Schriftsteller 299.
Bruns, K. G., Jurist 306.
Bruns, V. v., Medic. 312.
Brus, A., Erzbischof 313.
Büchel, K., Jurist 314.
Bucher, Bruno, Kunsthist. 772.
Bucher, J., Theolog 314.
Bucher, Lothar, Staatsm. 316.
Buchka, H. v., Jurist 320.
Büchmann, G., Philol. 322.
Buchner, Al., Theolog 326.
Buchner, Aug., Public. 327.
Buchner, E., Arzt 328.
Buchner, L. A., Arzt 329.
Büchsel, K., Theolog 329.
Buchser, F., Maler 330.
Buchta, R., Maler, Afrikareisender 332.
Buck, M. R., Dialektdichter 333.
Buddenbrock, G. v., Milit. 334.
Buddenbrock, J. J. H. W. v., Milit. 335.
Budge, L. J., Medic. 337.
Budritzki, R. O. v., Milit. 339.
Buff, H., Physik., Chem. 774.
Bühler, J. G., Sanskrit. 339.
Bulmerincq, A. v., Jurist 348.
Bülow, B. E. v., Staatsm. 350.
Bülow, Burgh. v., Milit., Schriftst. 355.
Bülow, Hans v., Musik. 356.
Bülow, H. A. J. v., Milit. 358.
Bülow, J. A. v., Milit. 360.
Bülow, Marg. v., Schriftst. 361.
Bunge, A. v., Botan. 362.
Bunge, F. G. v., Rechtsgel. 364.
Buno, K., Kupferst. 368.
Bunsen, Gustaf, Dr. med. 369.
Bunsen, R. W., Chemiker 369.
Burchard, Bischof v. Lausanne 376.
Burchard, Johs., Bischof v. Orta 377.
Burchardi, G. Ch., Jurist 379.
Burchhardt, M., Arzt 380.
Burckhardt, Ch. H., Glasmaler 381.
Burckhardt, J., Histor. 381.
Burckhardt-Merian, A., Arzt 391.
Bürde, J., Sängerin 391.
Bürkner, H., Xylogr. 392.
Bürmann, H. H., Mathem. 392.
Burmeister, H., Naturf. 394.
Burmester, H., Dichter 396.
Burnitz, K. P., Maler 397.
Burnitz, R. H., Archit. 398.
Bursian, K., Philolog 401.
Busch, W., Medic. 406.
Buß, F. J. v., Jurist 407.
Busson, A., Histor. 409.
Cabisius, J., Musik. 420.
Calinich, H. J. R., Theol. 422.
Campe, Wilh., Buchhdlr. 424.
Camphausen, Lud., Staatsm. 425.
Camphausen, Otto v., Staatm. 428.
Camphausen, W., Maler 431.
Canon, Hans, Maler 433.
Canstein, Ph. v., Milit. 441.
Canton, G. J., Maler 442.
Capliers, C. Z. Graf, Milit. 442.
Caprivi, Graf Leo v., Staatsm. 445.
Caraffa, H., Milit. 450.
Carl, Ph. F. H., Astr., Phys. 451.
Carriere, M., Philosoph 452.
Carstens, C. C., Theol., Hist. 459.
Cäsar, C. J., Philol. 460.
Caspari, K. P., Theol. 461.
Caspary, Rob., Botan. 462.
Cassel, Paulus, Theol. 465.
Cauer, K. L., Bildhauer 466.
Cauer, Rob., Bildh. 467.
Cerdonis, M., Buchdr. 468.
Cerri, Caj., Dichter 468.
Chauvin, F. v., Milit. 469.
Chelius, M. J., Chirurg 607.
Childibert I., Frankenkönig 470.
Childibert II., Frankenkönig 471.
Childibert III., Frankenkönig 472.
Chilperich I., Frankenkönig 473.
Chilperich II., Frankenkönig 475.
Chlodomer, Frankenkönig 476.
Chlumecky, P. v., Histor. 477.
Cholevius, K. L., Litterarhist. 478.
Chrismann, Ph. N., Francisc. 480.
Christaller, J. G., Missionar 480.
Christiani, A., Physiol. 483.
Christlieb, Th. Ch., Theolog 483.
Christoffel, R., Kirchenhistor. 608.
Chrotechildis 486.
Clam-Gallas, Ed. Graf, Milit. 487.
Clam-Martinitz, Graf K. J. N. 490.
Clasen, L., Maler 496.
Classen, J., Philolog 497.
Claus, Karl, Naturf. 498.
Clocken, P. v. der, Kölner Bürgermeister 500.
Cloß, A., Xylograph 500.
Cnobloch, K., Buchhdlr. 501.
Coccius, E. A., Augenarzt 502.
Cohausen, K. A. v., Milit. 502.
Cohn, F. J., Botan. 503.
Colmar, J. L., Bischof v. Mainz 505.
Colomb, E. v., Milit. 507.
Colomba, J. de, Milit. 508.

Commer, F., Musik. 508.
Conn, L., Stenogr. 510.
Conradi, H., Dichter 511.
Consentius, R. O., Schausp. 515.
Conta, K. F. A. v., Dipl. 517.
Cordemann, F., Milit. 521.
Cordes, J. H. K., Missionar 521.
Cornelius, K. S., Physik. 525.
Corner, J., Uebersetzer, Dichter 526.
Cornicelius, G., Maler 527.
Correns, E., Maler 529.
Corvin, Otto v., Litterat 531.
Cotta, B. v., Geolog 538.
Cramer, H., Irrenarzt 539.
Cratander, A., Buchdr. 540.
Crecelius, W., Pädagog 541.
Credé, K. S. F., Gynäkol. 544.
Credner, K. F. H., Geognost 546.
Creizenach, M., Theol., Mathematiker 546.
Creizenach, Th., Litteratur- u. Culturhist. 549.
Cremeri, B. D. A., Dramat. 553.
Creusing, P., Chronist 556.
Criginger, J., Theol., Kartogr. 556.
Crocus, C., neulat. Dramat. 562.
Crola, G. H., Maler 563.
Crollius, J. L., Theolog 567.
Csorich, A. v., Militär 570.
Culmann, K., Ingenieur 571.
Culoz, K. v., Milit. 574.
Cuny, L. v., Jurist, Parlam. 575.
Curtius, E., Histor., Philol. 580.
Curtius, G., Philolog 597.
Curtius, Th., Lüb. Staatsm. 602.
Czerwenka, B. F., Theolog 606.

Dachstein, W., Dichter geistl. Lieder 610.
Dagobert II., Frankenkönig 610.
Dagobert III., Frankenkönig 611.
Dahn, F., Hofschauspieler 612.
Dalwigk, R. K. F. v., Staatsm. 612.
Dambach, O. W. R., Jurist 615.
Dammers, F., Militär 616.
Dankó, J., Theolog 617.
Dannecker, A. v., Theolog 619.
Danneil, J. F., Histor. 619.
Dannenberg, F. v., Milit. 622.
Danz, A. H. E., Jurist 623.
Daublebsky, M. v., Admiral 623.
Davideit, J. H., Schausp. 626.
Davidis, H., Schriftstellerin 626.
Davidovich, P. v., Milit. 627.
Daxenberger, S. F. v., Staatsrath 628.
Dechen, H. v., Geolog 629.
Dechend, H. v., Präsident der Reichsbank 631.
Dedenroth, E. H. v., Schriftsteller 635.
Deecke, W., Philol., Pädag. 636.
Deetz, A., Schauspieler 638.
Deffner, K. Ch. U., Industr. 638.
Degenfeld, A. Graf D.-Schonburg, Milit. 639.
Deger, E., Maler 641.
Deiker, J. Ch., Thiermaler 642.
Deiker, K. F., Thiermaler 642.
Delff, H. K. H., philos. Schriftsteller 643.
Delitsch, Otto, Geogr. 648.
Delitzsch, F., Theol., Orient. 651.
Delius, N., Sprachforscher 653.
d'Elvert, Chr., Historiker 653.
Demelius, G., Jurist 655.
Denck, W., Baumeister 660.
Denzinger, F. J. v., Architekt 661.
Denzinger, H. J. D., Theol. 663.
Derschau, A. E. v., Schriftst. 665.
Des Coudres, L., Maler 666.
Deucer, J., Geistlicher 667.
Deurer, P. F., Maler 668.
Devrient, Ph. Ed., Schausp. 669.
Devrient, Otto, Schausp. 670.
Dick, H., Irrenarzt 671.
Dieckhoff, A. W., Theol. 672.
Diefenbach, L., Sprachforscher 677.
Diekamp, W., Histor. 679.
Dielmann, J. F., Maler 680.
Dienger, J., Mathemat. 683.
Diericke, Ch. F. v., Milit. 683.
Diericke, Ch. F. O. v., Milit. 684.
Dieft, H. v., Milit. 685.
Dieftel, L., Theolog 685.
Dietrich, Ph. F. v., Staatsm. 687.
Dietrich, G. v., Hermannsthal, Milit. 692.
Dietrich, W., Holzbildh. 692.
Diez, K., Dichterin 694.
Diffené, H. Chr., Fabrikant 695.
Dillenburger, W., Schulm. u. Philolog 696.
Dillmann, Ch. F. A., Oriental. 699.
Dillmann, Ch. H., Pädagog 702.
Dincklage, E. v., Belletr. 704.
Dindorf, Wilh., Philol. 705.
Dingelstedt, F., Dichter 707.
Dingelstedt-Lutzer, J., Sängerin 725.
Ditfurth, F. W. v., Litterarhist. 726.
Dittel, L. v., Medic. 728.
Dittes, F., Pädagog 729.
Dlauhy, A., Medic. 733.
Dobbert, E., Kunsthistor. 733.
Dobrizhoffer, M., Ethnograph 735.
Dochow, A., Jurist 736.
Dohme, R., Kunsthistor. 737.
Dohrn, K. A., Entomol. 779.
Döll, J. Ch., Schriftst. 740.
Dollfus, elsäss. Fabrikantenfamilie 740.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 159 022 3

SOUTHERN BRANCH,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
LIBRARY,
LOS ANGELES, CALIF.